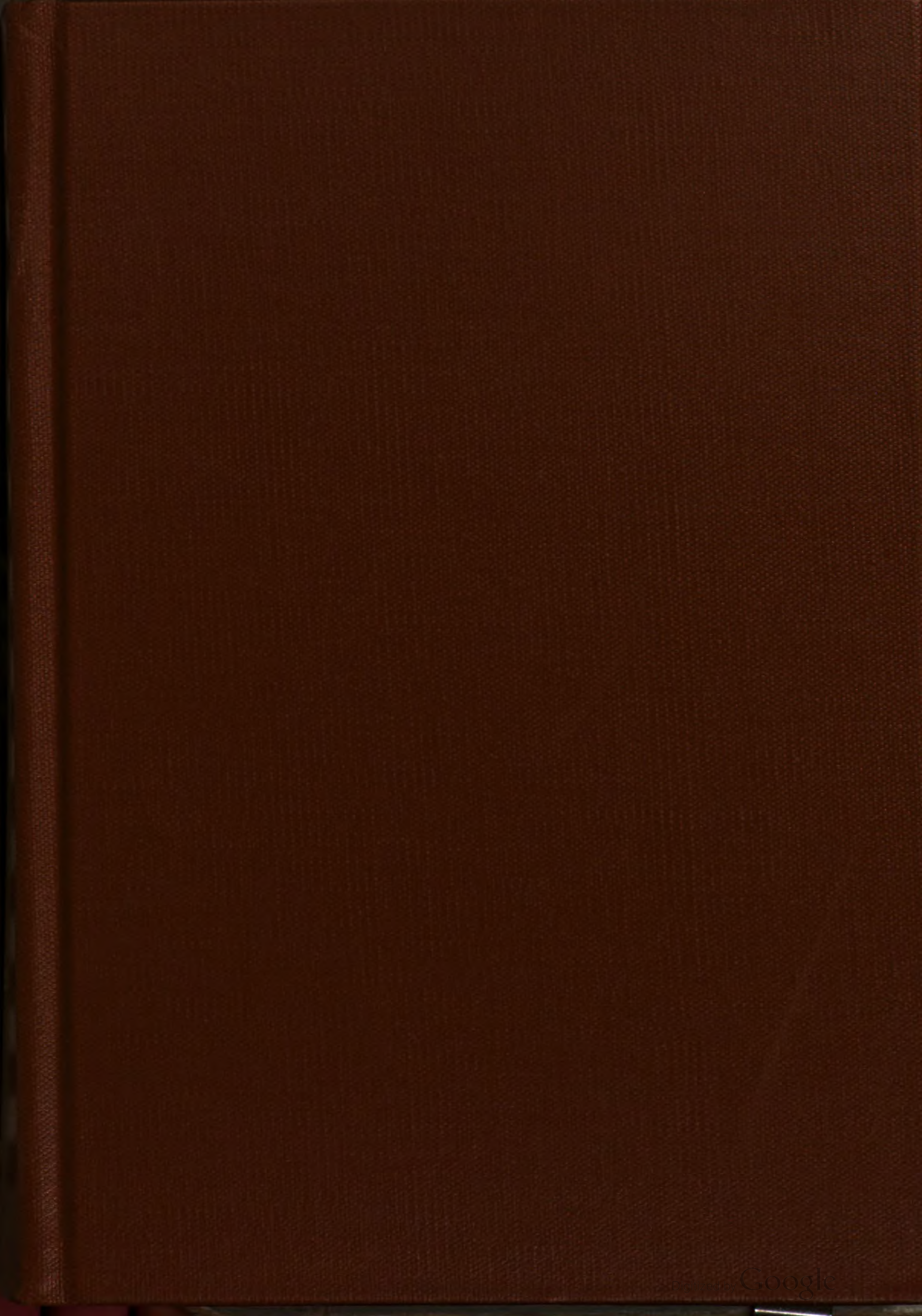



THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Arena

II. Band. 1892/93.



Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Oh

605599

Inhalts-Verzeichnis.

II. Band. 1892–93. Heft 6–9.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.

Bildnerkunst.

Malerei.

Gemälde.

Zeichnungen.

Poesie.

———

Kultur und Wissenschaft.

Handel und Verkehr.

Militär und Marine.

Sport.

Aus Zeit und Leben.

Für müßige Stunden.

Schach.

Unter uns.

Notizblätter

Gestorben.

Briefmappe.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlorenes Glück.

Nach dem Gemälde von R. Eichstädt.

Eigenart.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Pastor Engelke führte Josias von Bergen in seine Studirstube und freute sich des Gastes, der ohne Frage weit und breit der gebildetste Mann und ihm ebenso angenehm wie interessant war.

Die alten freundschaftlichen Beziehungen beider Familien schlangen außerdem ein festes Band um die fast Gleichaltrigen.

Die Männer saßen sich bei einem Kaffee, den die Mutter heraufgeschickt hatte, und ihren Cigarren zu vertraulichem Gespräch gegenüber.

„Ich empfand ein lebhaftes Verlangen, Herr Pastor, Ihnen auszusprechen," begann Josias, „wie sehr die heutige Predigt mich interessirt, beschäftigt und mir zu denken gegeben hat."

„Es freut mich, daß ich doch einen befriedigten, wirklich teilnehmenden Hörer gehabt habe."

„Können Sie daran zweifeln? Der Gedanke, die Eigenart des Menschen als Grundwesen der Seele und als eine Tüchtigkeit, die von Gott stammt, hinzustellen, ist ja nicht neu, aber sie hat doch immer wieder etwas überwältigend Wahres. Ich beneide die Menschen, die den Gottesstempel der Eigenart recht ausgeprägt in ihrem ganzen Wesen tragen und seufze — so lange ich meines Ichs mir bewußt bin — unter dem Elend der Farblosigkeit, unter dem Mangel an Eigenart."

Der Pastor lächelte: „Vielleicht tritt nicht gerade eine bestimmte Anlage bei Ihnen hervor. Vielleicht sind Sie um so harmonischer ausgebildet, je weniger eine Seite überwiegt. Verwechseln Sie nicht Eigenart und Talent miteinander? Eigenart hat jedes Geschöpf, selbst die Molluske. Talent ist eine besondere Zugabe."

„Sie verstehen mich noch nicht ganz und ich nehme diesen Punkt doch so ernst, daß ich glaube, hier dem Unglücke meines Lebens an die Wurzel zu gehen. Jedes Mitglied meiner Familie kann ich mit wenigen Worten charakterisiren. Mein Vater ist durch und durch Landwirt, meine Mutter ebenso bestimmt große Dame, meine Schwester ausgeprägt wohlwollend, impulsiv. Sie alle sind bewußt und unbewußt bestrebt, ihrem Wesen genug zu thun. Sie denken, urteilen, ringen fast unwillkürlich mit dem Aufgebot aller Kräfte für ihre Sache, die sie zur Geltung bringen möchten. Das nenne ich dem Dasein Farbe geben, subjektiv sein, in Wahrheit leben. Ich allein bin von jeher ohne bestimmte Neigung und Richtung gewesen und stehe allen Dingen objektiv, das heißt unbeteiligt gegenüber. Ich könnte mit jedem alles sein. Alles und auch nichts."

„Sie sind zu bescheiden, Baron. Ein Mann, der wie Sie in verhältnismäßig jungen Jahren so viele Examina absolvirt hat und fast in gelehrter Würde dasteht, darf sich nicht als unbedeutend schildern. Das ist eine ungerechte Beurteilung Ihrer selbst."

„Ich habe vielleicht deshalb um so leichter fremdes Wissen in mich aufgenommen," sagte Josias niedergeschlagen, „weil nichts Eigenes zu verdrängen war. Nie hat mir an den Dingen ernstlich etwas gelegen. Ich habe als Knabe mit eben so wenig Freudigkeit gespielt wie gelernt und mich schon in der Jugend gefragt, ob das Leben denn wirklich der Mühe des Abhaspelns wert sei. Jeden Tag könnte ich es ohne Bedauern beschließen. Alle Berufsarten, die ich hätte ergreifen können, reizten mich gleich wenig. Ich hege auch heute noch keine bestimmten Wünsche und gehe daher ohne Widerspruch im angewiesenen Geleise weiter. Glücklich jeder, der vom Trieb und Sporn einer Eigenart, einer einseitigen Tüchtigkeit, je leidenschaftlicher sie sich äußert, je besser, getragen wird!"

„Auch wenn man nicht im stande ist, dem heißen Drange nach Bethätigung dieser Tüchtigkeit zu folgen? Wenn man nirgend Nahrung dafür findet, wenn man das anvertraute Pfund nicht verwerten, nicht zur Geltung bringen kann? Das ist eine gewagte Behauptung, Baron!" erwiderte der junge Pastor lebhaft.

„Es ist immer die Fülle des Habens und nicht die Oede des Mangels. Vollständige Befriedigung, ganzes Wissen, Ausleben des Selbst nach allen Richtungen, ist keinem Sterblichen beschieden. Immer ist es als unendliche Gnade zu empfinden, wenn man einen Funken von Gott in sich spürt; ein schöpferisches Können, das kein fleißiges Wollen erringt. Wie muß dies neben einer ausgeprägten Eigenart über des Lebens ödes Einerlei hinaustragen! Un-

glücklich nur der, der krittelnd zur Seite steht, der nichts recht mag, nichts recht kann und nichts recht liebt!"

„So ist Ihr Teil die traurige Eigenart der Unzufriedenheit?"

„Sie verwechseln das Ergebnis mit der Ursache, die tiefer liegt und meines Lebens Unglück ausmacht."

„Sollte es Ihnen zu gut gegangen sein?" fragte Gottfried lächelnd. „Sie sind der einzige Sohn einer begüterten Familie, das Lernen ist Ihnen leicht geworden, ernste Pflichten und Sorgen haben Sie nie gekannt."

„Sie fassen mein Leid — eine düstere Anlage und den Fluch der Gleichgiltigkeit — viel zu äußerlich, ja Sie verlegen in das Gebiet des Willens, was ganz unwillkürlich ist," sagte Josias unmutig.

„Sie sind eine nachdenkliche Natur, von des Gedankens Blässe angekränkelt. Sie verschließen sich vor dem Guten, das Ihnen mühelos zufällt . . ."

„Wieder derselbe Vorwurf! Nein, mein Gemüt kämpft mit bleischweren Schatten. Eine sinnende Melancholie liegt auf mir. Ich sehe nur das Leid, das Einerlei, die Zwecklosigkeit. Wie kann ich aus meiner Natur heraus?"

„Nur ernste Arbeit an sich und für andere kann Ihnen helfen."

Josias lachte bitter auf: „Soll ich Torf stechen, oder wie Adelheid die Dorfkinder säubern?"

Der Pastor erkannte, daß sein Wort nichts fruchtete, hier mußten Gotteshand und die Zuchtrute des Lebens helfen. Er wechselte den Gesprächsgegenstand und suchte des Barons Interesse für allgemeine Fragen zu gewinnen.

Zehntes Kapitel.

„Es geht nun doch nicht länger, Schorsinchen," sagte Frau Betty am Dienstage, „Du mußt Barons 'mal besuchen. Ich bin man bloß froh, daß ich nicht mit brauche!"

„Fritz wollte mich gern hinbringen," erwiderte Jorja, die in ihrem Schaukelstuhle lag und eine Cigarrette rauchte, während die Schwester vor ihr stand.

„Ja, das laß ihn man thun, er kann am besten gleich vorm Thor wieder umdrehen. Gegen Abend will ich Anton schicken; er soll um sieben oben in der Allee sein, da trifft er Dich, wenn Du herauskommst."

Als am Nachmittage Fritz, stolz, daß er die geliebte kleine Tante führen und beschützen dürfe, mit Jorja vom Hofe ging, stand Anton vor der Hausthür und schaute dem leicht dahintrippelnden Mädchen nach. Wie lieblich und blumenhaft sie wieder aussah in ihrer hellen Frische und wie das strahlende Auge ihm beim Abschiede freudig zugelacht hat!

Als Anton zur Seite blickte, trat Betty mit ihrem Wollenstrickzeuge in der Hand zu ihm, setzte sich auf die Bank vor der Thür und lud ihn ein, sich neben sie zu setzen: „Ist ja nicht mehr so arg hillen Schwager, kannst mir wohl 'mal 'en Viertelstündchen, Gesellschaft leisten."

Es war ihm ganz recht, mit der Schwägerin zu plaudern, die immer so nett von der kleinen Schwester erzählte.

„Sie sah wieder aus wie 'ne Weihnachtspuppe," lächelte Betty mütterlich stolz und winkte hinaus, wo man auf dem Fußwege noch Jorjas weißes Kleid schimmern sah. „Und wie alle Leute sie so schrecklich gern leiden mögen!"

„Na, das ist kein Wunder," erwiderte Anton aus vollem Herzen. „So eine, wie Deine Schwester, gibt es hier doch weit und breit nicht 'ne zweite."

„Hast recht, Junge." Frau Betty schmunzelte verständnisinnig. „Aber, was ich sagen wollte: Du könntest unsere Kleine wohl diesen Abend vom Schloß abholen."

„Will Fritz nicht wieder gehen?"

„Fritz ist noch ein Kind. Und wenn es so in Schummern kommt, bist Du mir doch sicherer." Sie wußten beide, daß weder auf der Chaussee zwischen Haidhaus und dem Dorfe, noch auf ihrem Feldwege Arges zu befürchten sei, aber sie gaben sich den Anschein, als bedürfe es eines starken Armes, um die kleine Wandrerin zu beschützen.

„Sollten die Herrschaften sie nicht zurückfahren lassen?"

„Wenn Sie das thäten, könntest Du leicht in den Busch treten, daß sie Dich gar nicht sähen. Ich habe zum Schorsinchen gesagt, daß Du sie abholen würdest, sie erwartet Dich und freute sich recht dazu."

Dies Wort beschwichtigte alle seine Bedenken. Wenn er auch vergeblich ging und sie nur aus einem leicht gefundenen Versteck an sich vorüberfahren sah, so sollte ihn das nicht verdrießen. Das Wahrscheinliche blieb doch, daß sie den Bergens mitteilte, sie solle abgeholt werden, und daß sie nur jemand bis zu dem Punkte begleitete, wo er sie treffen würde. O, und dann welch ein schöner Rückweg zu zweien, das an dem lauen Sommerabende sein würde!

Jorja hatte unter lustigem Geplauder mit ihrem jungen Freunde, Federigo, den kurzen Weg bis Haidhaus zurückgelegt. Ehe man an die Kastanienallee kam, ging es eine Strecke an dem eisernen Gitter des Parks entlang. „Sieh, Tante Schorschen, da ist das gnädige Fräulein," sagte Fritz stehen bleibend.

Jorja gewahrte Adelheid, sie stand in einer offenen Laube neben einem Steintische und ordnete Blumen, die in Menge auf dem Tische lagen. Die Baroneß bemerkte die Kommenden und lief den Weg daher, der zu einem Pförtchen im Gitter führte. Es fiel Jorja auf, wie schwerfällig und ungeschickt sie lief und ihr braunes Musselinkleid mit dem weißen Blättermuster war auch sehr wenig kleidsam.

Adelheid schloß die Parkthür auf und umarmte Jorja: „O, Sie reizendes, kleines Geschöpf, wie freue ich mich, daß Sie da sind!"

Fritz grüßte und kehrte heim und die beiden Mädchen gingen in die Laube.

„Welch eine Menge Blumen," sagte Jorja freudig, „wie schön, in unserem Garten gibt es fast gar keine. Sie winden Kränze; ich möchte mir auch einen flechten, ich trage gern frische Blumen. Gibt es ein Fest zu feiern?"



„Ein sehr trauriges: das kranke Kind der Taglöhnerfrau, mit der ich neulich bei Ihnen war, ist gestorben. Die armen Leute haben keine Blumen, sie möchten ihrem Lieblinge doch auch einen freundlichen Schmuck mitgeben, da binde ich denn für das gute Konradchen ein paar Kränze, ich bin aber gleich damit fertig.“

„Ach, Totenkränze, das ist schrecklich!“ rief Jorja, warf den weißen Rosenzweig, den sie in der Hand hielt, weg und schüttelte sich.

Adelheid sah sie erstaunt an, sie fand kein Verständnis für diese kindische Scheu.

Jorja war aber viel zu keck, viel zu lebhaft, um lange bedrückt zu sein. Wenn sie sich auch nun den Blumen fern hielt, so fing sie doch an zu plaudern was ihr einfiel. Vom Padre, der sich recht stattlich hoch oben auf der Kanzel ausgenommen habe; ob er jeden Sonntag so herrlich predige? Von seiner Mutter, die böse gewesen sei, weil sie die Margrete zu ihrer Bedienung kommen lasse. Was das die angehe, und warum eine solche Sennora hier zu Lande kein Kammermädchen halte? Sie solle wieder eine strenge Gouvernante bekommen, aber sie hoffe, ebenso gut mit ihr fertig zu werden, wie mit der steifen, langweiligen Miß Carden, die sie ordentlich habe ablaufen lassen.

Adelheid hatte ihr Werk vollendet, sie rief einen Gartenburschen herbei, der abräumte und ihre Kränze forttrug. Er solle sie in den Keller legen, gebot die Herrin, sie hoffe die Blumen noch selbst ins Dorf zu bringen.

„Soll ich einmal auf den Tisch springen? Er steht so schön fest!“ rief Jorja fröhlich. „In Virador hatten wir eine stumpfe Säule, auf die sprang ich alle Tage.“

Adelheid erstaunte: „Das ist unmöglich, Sie können doch nicht fliegen!“

„Doch, doch, ich kann's!“ Sie lief ein paar Schritte in den Weg hinein, nahm ihren Anlauf und stand, hell auflachend und in die Hände klatschend, mitten auf dem Tische. Es war ein hübscher Anblick, und nie hatte ihre zierliche, schlanke Gestalt in dem flatternden, leichten Kleide, sich vorteilhafter gezeigt.

„Bravo, Sennora Becker!“ rief Josias von Bergen und trat hinter einem Gebüsche hervor. „Sie sind ja eine vorzügliche Turnerin!“

Im Nu war Jorja wieder unten. „Was bin ich?“ forschte sie.

Er suchte ihr das Wort und den Begriff zu erklären. Dann gingen sie miteinander auf den breiten, gut gehaltenen Wegen des Parks, dem Hause zu.

Jorja hatte solche künstliche Gartenanlagen noch nie gesehen und begriff kaum, wie das ganz andersartige Stück mitten in die Umgebung von Feld und Heide komme.

Ihre natürlichen lebhaften Fragen, ihre gespannte Achtsamkeit auf alles, was sie sah, die Freudigkeit ihres ganzen Wesens, sprachen Josias außerordentlich an. Ihr „Don José“ — klang ihm vertraut und reizvoll, ein ganz neues, lebensfrohes Gefühl regte sich in ihm und mit lachendem Munde und blitzenden Augen, wie seine Mutter ihn noch nie gesehen hatte, trat er, in Begleitung der jungen Mädchen, in die Veranda vor dem Schlosse, wo die beiden älteren Herrschaften sich eben an den schön geordneten Kaffeetisch setzten.

Die hübsche Fremde, die ihren Liebling so ungewöhnlich anzuregen verstand, wurde von der Baronin mit besonderer Huld und von dem alten Herrn mit väterlichem Wohlgefallen empfangen.

Man setzte sich und sprach unter Geplauder dem Kaffee zu. Jorja, die an Schönheit der Umgebung, gute Bedienung und manchen Ueberfluß des Lebens Gewöhnte, fühlte sich hier endlich einmal wieder völlig heimisch. Sie legte sich keinen Zwang auf, erzählte was ihr einfiel und sah, daß sie den rechten Ton treffe und Anklang finde. Das bestärkte sie in ihrer Weise, sie ging bis an die Grenze des Uebermutes, aber ihre natürliche Grazie, die sie nie verließ, ihr prickelnder Reiz, ihre kindliche Frische, machten alles, was sie that, kleidsam für sie und entzückte ihre Hörer.

Bald wurde ihr das Stillsitzen lästig.

„Bitte, zeigen Sie mir das Schloß, Don José,“ rief sie aufspringend und auf der Veranda herumtänzelnd. „Es sieht prächtig aus. Wir könnten auch noch einmal durch den Park laufen, er scheint sehr groß und wir waren nur drüben auf der Seite.“

Die Geschwister erklärten sich zu allem bereit; unter Lachen und Scherzen betraten sie das Haus durch den Gartensaal, an welchem die Veranda lag.

„Na, Cäcilchen,“ sagte der alte Baron, indem er vergnügt schmunzelnd auf und ab schritt, „ist denn dies nicht eine allerliebste Krabbe? Ein wahres Püppchen, ein amüsanter kleiner Racker?“

„Sie gefällt auch mir, obwohl sie etwas formlos ist. Schade, daß sie so nah mit jener Bauernfamilie zusammenhängt. Es wird sich schwer eine schickliche Form des Verkehrs finden lassen.“

„Sag mir nichts gegen die Hasenkamps. Es sind hochachtbare, treffliche Leute. Mögen sie ihren Dünger selber aufs Land fahren und ihren Torf aus dem Moore holen, das schändet sie gar nicht.“

„Du gehst immer zu weit, Ludwig. Gegen ihre Achtbarkeit wende ich nichts ein. Bauern muß es so gut geben wie Edelleute, aber sie passen im Verkehr nicht zusammen, sie leben unter verschiedenen Formen und Verhältnissen.“

„Edelmann und Bauer stehen sich in ihren Interessen und Lebensbedingungen wie Halbbrüder nahe. Sie vertragen sich besser untereinander als die Städter es thun, die auf einem Haufen wohnen und sich das Brot vor dem Munde wegschnappen. Wir gönnen uns allerseits Gutes, denn Regen und Sonnenschein trifft uns in gleichem Maße und wir freuen uns, wenn des Nachbarn Ernte einschlägt, denn unsere pflegt dann auch nicht übel zu sein. Hasenkamps sind aber, obgleich sie rechtschaffen zufassen, gar keine Bauern mehr in dem Sinne, den Du hineinlegst. Sie haben ihr gesundes Stückchen allgemeiner Bildung, verständige Einsicht, und wenn sie noch nach der Väter einfacher Art leben, so geschieht es mehr aus Bescheidenheit und alter Gewöhnung als aus

Mangel. Die Brüder haben durch Zukauf und Urbarmachung ihr Gut ansehnlich vergrößert und ich glaube, sie besitzen wohl noch an die tausend Morgen wilder Heide, in die sie nach und nach Erspartes hineinstecken, die sie so oder so anbauen und damit den Hof außerordentlich verbessern können. Solche Leute sind die eigentlichen Säulen eines gesunden Staatslebens und man kann sie nicht genug schätzen."

„Mag der Staat auf seine Art diese Schätzung bethätigen," lächelte die Baronin mit feinem Spott, „salonfähig werden die Hasenkamps dadurch nicht und da ihre ausländische Schwester es im hohen Grade ist, so bleibt der Spalt und für uns die Verkehrsschwierigkeit."

Die jungen Leute durchwanderten unterdessen das Schloß. Jorja war von allem, was sie sah, entzückt. Sie bewunderte jedes Kunstwerk, jedes schön eingerichtete Zimmer und stand besonders unter hoher Freude vor jedem Gemälde still. Sie mußte wissen, was es bedeute, fragte nach, wer es gemalt habe, wen die Bilder vorstellen sollten und konnte nicht genug hören vom Leben und Wesen der längst verstorbenen Bergenschen Vorfahren.

Dann — die Schatten im Park wurden schon länger — durchwanderten sie unter Scherzen und Lachen die schönen Laubgänge, besahen die Treibhäuser und langten endlich wieder im Gartenzimmer an, wo die Baronin, mit einem prüfenden und befriedigten Blick in ihres Sohnes heiteres Gesicht, die Jugend empfing, während der Gutsherr seinen Geschäften nachgegangen war.

„Aber das ist hier ja himmlisch, Sennora!" rief Jorja, indem sie in einen der hohen Sessel sank. „Alles, was ich gesehen habe, ist entzückend, und ich weiß nicht, was ich am schönsten finde."

Die Bergens lächelten befriedigt; diese wahre, kindliche Freude war ihnen wohlthuend, besonders, da sie Dingen galt, die alle von ganzem Herzen liebten. Die kleine Begeisterte, der vieles, was sie gesehen hatte, noch ganz neu gewesen war, erging sich in weiterer, lobpreisender Bewunderung.

Als aber die große Bronzeuhr auf dem Kamin sieben schlug, sprang Jorja auf, erklärte, sie werde abgeholt und wolle heimkehren, Bruder Antonio warte um diese Zeit in der Allee auf sie.

„Dürfte ich Fräulein Becker begleiten?" fragte Adelheid mit einem bittenden Blick auf ihre Mutter. „Es ist ein schöner Abend, und ich möchte gern noch meine Kränze für das arme Konradchen nach Haidbergen tragen."

„Im Grunde könnte das jemand von den Leuten besser als Du," erwiderte die Baronin ablehnend.

„Du möchtest vermutlich Adelheid nicht gern im Dämmerlichte vom Dorfe zurückkommen lassen, liebe Mutter?" fragte Josias ehrerbietig; „ich werde mir erlauben, auch mit den jungen Damen zu gehen, dann hat meine Schwester einen sicheren Schutz für den einsamen Rückweg."

Frau von Bergen lächelte und erklärte sich einverstanden, ihr Sohn war nicht oft so bereitwillig aufgelegt. Sie glaubte die Triebfeder zu erkennen und ahnte nicht, daß der Name „Anton" hauptsächlich die Hebel in Bewegung gesetzt hatte.

„Ah, Anton!" war's in Adelheids Herzen aufgezuckt.

„Sieh, der; ist nicht nötig, daß er allein mit der Kleinen im letzten Sonnengolde dahin wandert," hatte Josias gedacht und dann erst war ihm das Verlangen aufgestiegen, das Stündchen eines langsamen Heimwegs noch an Jorjas Seite zu genießen.

Das verzogene Kind fand es recht angemessen, daß sich viele für sie und mit ihr in Bewegung setzten. Sie wäre auch mit dem guten, freundlichen Antonio allein gegangen, indes so zu vieren erschien es ihr doch unterhaltender. Don José war ja reizend liebenswürdig und den sah sie nicht alle Tage.

Beim Scheiden bat die Baronin um eine Wiederholung von Fräulein Beckers Besuch, dann wandte sie sich an ihre Kinder und sagte, daß sie ihnen für die Rückkehr den Wagen entgegenschicken werde.

Befriedigt blieb sie zurück. Diese kleine, anmutige Mexikanerin übte ja einen äußerst wohlthätigen Einfluß auf ihren ernsten Sohn. Sie hatte Josias kaum jemals so belebt, so heiter, so bereitwillig gesehen wie heute. Gern wollte sie alles dafür thun, ihn öfter in diese günstige Stimmung zu versetzen.

In der Allee trafen die drei den jungen Hasenkamp, der, innerlich unzufrieden, die Geschwister neben Jorja zu sehen, äußerlich seine Täuschung leidlich geschickt verbarg.

Bruder und Schwester konnte man nicht wohl miteinander gehen lassen. Anton ergab sich also darin, mit der Baroneß dem andern Paare zu folgen, so hatte er doch wenigstens die Freude, seine reizende Hausgenossin nur wenige Schritte vor sich dahin schweben zu sehen. Er beobachtete alle ihre Bewegungen und versuchte, etwas von dem Geplauder zu erhaschen, mit dem sie ihren Gefährten augenscheinlich sehr gut unterhielt.

Adelheid trug ihre beiden Kränze am Arm; ihr Begleiter trachtete sie der kleinen Mühe zu überheben und wollte ihr die Kränze abnehmen. Sie litt es nicht, gab ihm aber endlich doch den einen. Nun war der Friede hergestellt, und sie schritten verträglich nebeneinander dahin.

Das Mädchen war froh über dies Beisammensein, ihr ging das Herz auf, und sie erzählte ihm von dem, was sie beschäftigte. Sie sprach von den Leuten des Dorfes, die sie alle kannte, von Haushalt und Landwirtschaft, die sie lebhaft interessirten.

Manchmal fühlte er sich gefesselt und antwortete eingehend, blickte er aber auf die Voranwandernden, so ward er zerstreut, hörte nur halb und gab sich mit allen Sinnen wieder der Bezauberung hin, die das braune Kind auf ihn ausübte. Adelheid wurde heute nicht dadurch gestört, mochte ihm doch die Kleine gefallen; ihr kamen Jorja und Anton halbwegs wie Geschwister vor.

Josias versank in den für ihn seltenen Genuß des Selbstvergessens. Er lebte nur im Schauen, Hören — in ihr. Er war endlich einmal von dem

heißbegehrten, schmerzlich entbehrten Gefühle erfüllt, eines recht ernstlich zu wollen — sie!

Wie lieblich sie war. Wie der rosige Abendschein, der über die Fläche glitt, ihr weiches, bräunliches Gesichtchen bestrahlte, sich in ihren hellblauen Augen spiegelte, ihre schwebende Gestalt überfloß. Ja, so an ihrer Seite dahin zu schreiten — ländlicher Frieden, linde Lüfte um sich und dabei sie zu sehen, ihre freundlich lachende Stimme zu hören, das war doch endlich eine Stunde, die mit der öden Mühsal des Lebens aussöhnte!

Nun war man in Haidbergen. Adelheid wünschte zur Seite nach dem Hause der Kramer abzubiegen. Jorja bezeugte Scheu davor. Anton, der den einen Kranz trug, konnte die Dame nicht wohl im Stiche lassen und das andere Paar schlenderte langsam voran.

Es war eine elende Hütte, in der die Taglöhnerin mit ihren Kindern und noch einer andern Familie wohnte. Der schmucklose Sarg des Knaben stand auf der schmalen Hausdiele, morgen sollte die Beerdigung stattfinden.

Anton lehnte in der Thür, es war auch gar zu eng da drinnen, denn beim Eintritt des gnädigen Fräuleins waren alle, die unter dem Dache beisammen wohnten, herbeigekommen, um zu sehen was es gebe und ob nicht für sie auch etwas abfallen werde.

Wie gütig und herzlich die Baroneß mit der weinenden Mutter sprach, die aus der Stube herbeihinkte und über ihr Knie jammerte. Es sei doch gar zu schrecklich, daß sie außerdem, daß sie ihr Konradchen missen müsse, nun auch nichts verdienen könne, und ob die Gnädige ihr wohl noch einmal von der schönen Einreibung geben wolle, die ihr im vorigen Winter so gut geholfen habe. Ach, die Beerdigung koste so schrecklich viel, und die anderen Kinder wollten immer zu essen!

Adelheid legte zuerst mit frommer Rührung in Ton und Haltung ihre Kränze auf den Sarg. „Armer, kleiner Leidträger," sagte sie innig, „wie thut es mir weh, daß wir Dir nicht helfen konnten, jetzt hast Du überwunden und lächelst verklärt auf uns herab." Es schien Anton, als habe er nie herzlichere Worte gehört.

Dann untersuchte Adelheid das Knie der Frau, die auf der Bodentreppe saß und vor der die junge Baroneß auf der Erde hockte. „Recht dick, Frau Kramern, morgen bringe ich Ihnen die Einreibung, darnach wird es gewiß wieder besser werden. Und wenn Sie nur bis zu uns herhumpeln können, will der Gärtner Sie mit Sämereiverlesen beschäftigen, dabei sitzen Sie ganz bequem. Birnenmuß wird auch nächstens eingekocht, da sollen Sie schälen helfen, das ist alles leichter als Landarbeit."

Sie stand dann auf und drückte der Frau ein Päckchen in die Hand: „Von Vater zur Beerdigung."

Die Taglöhnerin ergoß sich in Danksagungen: „Wie schrecklich gut Sie gegen mir sind, Sie liebe Gnädige! Ich sage man, rein als ein Engel für uns kleinen Leute!"

Anton fühlte sich bewegt, er gab der Frau auch ein Geldstück und verließ dann schweigend mit seiner Begleiterin die Hütte.

Wenn früher zwischen ihm und Adelheid von Bergen der Standesunterschied eine trennende Schranke aufgerichtet, die er im Bewußtsein gleicher Bildung besonders peinlich empfunden hatte, so sah er sie jetzt an echt menschlicher Herzensgüte über sich; das Hinaufsehen war aber kein demütigendes, und er empfand kaum noch eine beengende Scheidewand.

Als er neben ihr rasch vorwärts schritt, um die zu Ende der Dorfstraße dahinschwebende Gestalt einzuholen, hegte er kein lebhafteres Gefühl, keinen größeren Wunsch als den, Adelheids Hand in herzlicher Anerkennung und Verehrung warm drücken zu dürfen.

Wenn er es gewagt hätte, würde sie mit Freuden das Zeichen seiner Uebereinstimmung entgegengenommen haben.

Als sie die Vorangehenden eingeholt hatten, meinte Josias: „Nun sind wir so nahe bei Ihrem Heim, Donna Jorja, daß wir Sie unmöglich verlassen können."

„Warum wollten Sie's auch? Es geht sich ja so hübsch miteinander."

Die alten Eichen von Hasenkamps Hof glühten wie mit Purpur und Gold übergossen, im letzten Abendscheine, als die Geschwister sich von den Einkehrenden trennten und den Heimweg antraten, den ihnen bald ihr entgegenkommender Wagen erleichterte.

Fahle Dämmerung war herabgesunken und Josias murmelte, sich in die Ecke drückend: „Sie hat den Rosenschimmer um sich und an sich; sie hat ihn mitgenommen."

Adelheid dagegen hielt die Freude der letzten Stunde treu und warm im Herzen fest.

Als die Geschwister nach Hause kamen, sah Josias, daß ihm noch eine halbe Stunde bis zum Abendbrot übrig bleibe.

Er fühlte sich durch sein Zusammensein mit dem lieblichen Mädchen so aus seinem eigentlichen Wesen herausgerüttelt, daß es ihn freute, noch eine Weile allein sein und sich über die empfangenen Eindrücke klar werden zu können. War und blieb er doch immer der Grübler, der nicht das geringste erleben konnte, ohne sich Ursache und Wirkung zu zerfasern.

Die Zimmer des jungen Barons lagen oben im Schlosse. Ein kleiner Bibliotheksaal, mit dem Billard in der Mitte, trennte seine Stube und Kammer von denen seines Vaters.

Josias Räume waren mit großer Ueppigkeit ausgestattet. Zum Teil war es seiner Mutter Werk, die ihn bei jedem Nachhausekommen mit neuen, prächtigen Einrichtungsgegenständen überrascht hatte, anderenteils folgte er aber auch seiner eigenen Neigung.

Er war nicht eigentlich träge, geistig sogar von beständiger aufreibender Denkarbeit erfüllt, aber er liebte körperliches Behagen und eine gewisse Beschaulichkeit; unharmonische Farben und Formen störten ihn; er war verwöhnt, reizbar und sehr anspruchsvoll, ohne es selbst zu wissen.

Er hatte sich über die Freuden anderer junger Lebemänner immer zu gut gehalten. Wilde Gelage, niedrige Liebschaften und lustiges Austollen hatten den Beschaulichen und fein Gewöhnten stets mit

Widerwillen erfüllt. Den bitteren Nachgeschmack und Ekel vor sich selbst, den andere von ihren Ausschweifungen davontrugen, hatte Josias' ahnungsvolle und verletzbare Natur immer schon vorweg empfunden.

Als Josias im Zwielichte sein Zimmer betrat, warf er sich auf ein mit persischen Decken behängtes Ruhebett, legte die Hand an die Stirn und versuchte die letzten Stunden in der Erinnerung noch einmal durchzukosten.

Wie hatte Jorja ihn vom ersten Sehen an entzückt! Sein ewiges, innerliches Kritteln, das ihn selbst so peinigte, schwieg ihr gegenüber. Ihre Erscheinung, ihr Wesen, konnte er ohne Bemängelung auf sich wirken lassen, konnte er einsaugen wie den Duft einer Blume, den Odem des Waldes. Endlich schwieg alles Tadeln, alles Anderswollen, das ihn kaum jemals verlassen hatte, endlich einmal frohes Genießen!

Ja, er war heute wirklich froh gewesen, froh im Anschauen, im Scherzen mit ihr, in der Hingabe an ihre kindliche, natürliche Heiterkeit. Aber er war ja ganz verblendet, er wollte — er mußte sich aufrütteln!

Er sprang vom Ruhebette empor und trat ans Fenster. Die Tagelöhner legten eben ihre Geräte zusammen und traten mit zufriedenen Gesichtern den Heimweg an. „Jeder dieser ruppigen Kerle dünkt sich wunder was in seinem stumpfen Sinn; er hat ebenso die Augen voll Sand wie ich jetzt, und welch elende Kreaturen sind sie doch!"

Josias schritt im Zimmer auf und ab. Aus Haidbergen klangen die Kirchenglocken herüber, — wie feierlich dieser Abendfrieden! Welche Ruhe, welche Stimmung in der Natur! Wie jene Töne dazu paßten und auf das Gemüt wirkten. Pah, da ließ er sich ja schon wieder übertölpeln und sah den Dingen nicht auf den Grund. Er wußte doch, dort oben auf dem Turme zogen schmutzige Jungen an einem verknoteten Strick und riefen sich dabei verbrauchte Späße zu. Ein Narr nur sieht die Welt durch bunte Gläser an.

Auch bei der hübschen Ausländerin wirkte allerlei Aeußerliches zusammen.

Wirklich lächerlich, daß er sich sollte blenden lassen, daß er nicht die Augen offen behielt!

Wiedersehen wollte, mußte er sie; warum auch nicht? Eine kleine Zerstreuung im öden Einerlei durfte er sich gönnen, aber er wollte doch auf seiner Hut sein, daß sie ihn nicht umgarne.

Da, Heuermanns Anpochen und der Ruf zum Abendessen.

Josias raffte sich auf, er ging hinunter, wieder blaß, trüben Blicks, der Alte, in geneigter Haltung und mit müdem Ausdruck. Die Herabstimmung und Ernüchterung war rasch eingetreten. Der Sonnenschein des Nachmittags war von seiner Stirn verflogen.

Der Verkehr zwischen Schloß Haidhaus und Hasenkamps Hof war nun angebahnt und wurde von beiden Seiten eifrig fortgesetzt. Jorja empfand deutlich, daß das Leben im Herrenhause ihr weit besser zusage als das auf dem Hofe. Ja, manchmal regten sich jetzt Unzufriedenheit und Ungeduld über ihre beschränkte Lage, aber die engen Bande, die sie schon mit allen Hasenkamps verknüpften, hielten sie doch zu fest und warm, um den ernstlichen Wunsch einer Trennung in ihr aufsteigen zu lassen. Wie gern spielte sie mit den Kindern, wie lieb waren sie alle! Sie fühlte den Reiz enger, herzlicher Familienbande, den sie bisher noch nicht gekannt hatte.

Jorja, die nun schon mehr von den Landessitten wußte, war zurückhaltend und bescheiden genug, die Bergens nicht uneingeladen zu besuchen, aber es erfolgte auch oftmals, bald in dieser, bald in jener Form, die Aufforderung zum Herüberkommen. Manchmal schrieb Adelheid ein paar Zeilen, ein anderesmal fuhr sie mit ihrem kleinen offenen Ponywagen vor und bat Jorja einzusteigen. Es wurde dann gewöhnlich die Verabredung getroffen, daß man, da ein Spaziergang doch sehr angenehm sei, zu Fuß zurückkehren wolle.

Anton Hasenkamp, der allemal herbeieilte und fragte, ob er die Ponies ausspannen dürfe, und ob die Baroneß nicht eintreten wolle, wurde gebeten, Fräulein Jorja abzuholen, da es doch nicht ganz sicher sei, ob man sie begleiten könne.

Einmal folgte Adelheid der Einladung und saß ein Viertelstündchen neben der verlegenen Betty in der guten Stube, in der so rasch wie möglich die Rouleaux aufgezogen und einige Ueberzüge beseitigt waren.

Ein anderesmal befand sich der junge Baron auf dem Wagen, doch auch dieser ließ sich's angelegen sein, die Verabredung für den abendlichen Heimweg in der hergebrachten Weise zu treffen. Er hatte im allgemeinen einen ungeselligen Geist, aber dieser Verkehr schien ihn doch zu reizen.

Anton verhehlte sich nicht, daß die Form, in der er an dem Umgange teilnahm, schlecht mit seinem Selbstgefühl zusammenstimme. Nicht viel besser als ein Bedienter hatte er das erstemal in der Allee gestanden.

An einem andern Tage gesellte sich der alte Baron zu ihm, ging mit ihm durch einige Viehställe, sprach mit ihm von der Wirtschaft und begleitete nachher die jungen Leute durch die Allee und am Parkgitter hinunter. Ins Schloß lud er Anton freilich auch nicht ein, es hatte aber doch den Anschein, als wolle er dem jungen Manne das Peinliche seiner Lage erleichtern, und dieser dankte es ihm im Herzen.

Anton glaubte den Reiz und Genuß dieses Abendspaziergangs in der leichten, jungen Gestalt zu sehen, die, wenn auch unerreichbar für ihn, doch, von seinen Augen umfaßt, vor ihm dahinschwebte. Sie besaß aber nicht länger den Einfluß wie das erstemal, ihn zu zerstreuen und seine Gedanken gefangen zu nehmen. Mit Interesse lauschte er jetzt auf Adelheids Mitteilungen. Sie war so gut, so verständig und tüchtig, daß es nichts Angenehmeres geben konnte, als sich mit ihr zu unterhalten. Allerdings war sie kein hübsches Püppchen, das man eigentlich unter eine Glasglocke stellen mußte, kein zerbrechliches Schaustück, sondern ein kräftiges, weichherziges Weib, zu dem man, obgleich es eine vornehme Dame war,



doch ein rechtes Gefühl von Freundschaft und Kameradschaft fassen konnte.

Jorja begnügte sich nicht mit ihren einzelnen Ausflügen zu den Bergens, das schöne Wetter und die Neuheit der Umgebung lockten sie allein und weiter zu gehen. Ihre Hausgenossen waren immer beschäftigt, da mußte sie sich auf eigne Hand unterhalten.

Sie nahm die rote Skizzenmappe, die sie schon in der Umgegend Viradors benützt hatte und schlenderte damit aufs Geratewohl hinaus. Hinter dem alten Schafstalle, an dem Wege, auf dem sie gekommen war, dehnte sich die wilde Heide unabsehbar aus, hierhin lenkte sie ihre Schritte.

Die Zeit der Heideblüte war da. Das grünlich braune Krautgewirr der welligen Ebene hatte sich mit einer unendlichen Fülle von rötlichen Blüten bedeckt und lag wie in schimmernde Abendrottinten getaucht. Eine Menge kleiner bunter Schmetterlinge und anderer Insekten belebte die blühende Bienenweide. Der warme Sonnenschein dieser ersten Septembertage that dem Kinde der heißen Zone wohl, man konnte sich allerorten auf den schwellenden Naturteppich werfen und in den wolkenlosen blauen Himmel schauen, der sich wie eine Riesenkuppel über der Fläche wölbte.

Jorja hatte von Hasenkamps gehört, daß der Padre zu malen verstehe und ihr vielleicht Unterricht geben werde, wenn die Erzieherin es nicht könne. Diese Aussicht beschäftigte unausgesetzt ihre Gedanken. Sie wollte nur hoffen, daß er nicht so krittlich und anspruchsvoll sein würde, wie ihr Vater gewesen war. Von einem fremden Manne konnte sie sich noch weniger tadeln lassen.

Die Blumen und Tiere in Mexiko, deren Bilder in der Mappe lagen, kannte er nicht, vermochte er also auch nicht zu beurteilen. Nun dachte sie hier etwas recht Hübsches zu zeichnen, damit wollte sie ihm entgegentreten und sagen: „Sieh, das kann ich!“ Einigemale war der Padre auf Hasenkamps Hof gewesen, während sie ausgegangen war und es ärgerte sie, daß sie ihn nicht gesehen hatte.

Heute traf Jorja wieder das alte dürre Männchen in der Heide, das mit seinem langen Strickzeuge in den Händen und dem schwarzen Spitz zur Seite die vielen Schafe hütete. Es war neben den großen, bemoosten Steinen, die von Stechpalmen, Ginster und Wachholder umgrünt, verloren dalagen. Das Mädchen setzte sich am Fuß der Steine nieder und begann den Schäfer mit seinem breiten Hut zu zeichnen, der unfern einer Birke stand, sein Hund und ein Schaf gingen auch noch mit auf das Bild, an dem sie eifrig arbeitete.

Nach einer Weile wurde sie des Zeichnens überdrüssig und sah sich nach anderer Beschäftigung um. Sie schnitt Heiderispchen, fand in der Tasche eine Rolle Garn und wand sich einen Kranz, den sie sich aufsetzte. In ihrer blumenreichen Heimat hatte sie täglich ein paar Blüten im Haar getragen.

Nach und nach waren einige von den kleinen, dünnbeinigen und langwolligen Schafen in ihre Nähe gekommen. Sie hatte ihnen schon früher einmal Brot mitgebracht und begann jetzt die scheuen Tiere anzulocken, ihnen Bröckchen zu geben und, wenn sie sich's gefallen ließen, zu streicheln. Hellauf lachte sie über die närrischen Sprünge der Geschöpfe, die vom Brotgeruch angezogen, sich herbeidrängten.

Jorja war fast umringt von den Heidschnucken, als plötzlich ein wilder Schrecken in die Tiere fuhr, so daß sie mit tollen Sätzen davonstoben.

Der Schatten eines Menschen fiel über die sonnige Fläche neben Jorja — Schritte hatte sie in dem hohen weichen Kraut nicht gehört — als sie sich umwandte, stand die schlanke Gestalt des Padre vor ihr.

Gottfried Engelke war von ihrer lichten Erscheinung, die er über die Ebene hatte schimmern sehen, angelockt worden. In der Freude des Wiedersehens strahlten seine grauen Augen sie an, und wenn sie auch noch kein Wort miteinander gewechselt hatten, so begrüßte er sie doch als Bekannte:

„Ah, Fräulein Becker! Sie haben hier gezeichnet?“ fragte er mit einem Blick auf ihre Mappe, nach der er die Hand ausstreckte. „Bitte, lassen Sie einmal sehen, das interessirt mich.“

Sie hatte ja eigentlich für ihn gezeichnet, und doch schien es ihr nun eine Anmaßung von dem fremden Mann, daß er gleich nach ihrer Mappe langte. Im Grunde bangte sie vor seinem Urteile, sie fühlte auch, daß sie gegen Tadel empfindlich sei; ihre Scheu versteckte sich aber hinter Widerspruch, und sie sagte schnippisch, während sie das rote Heft an sich nahm:

„Sie wollen sich wohl gleich als Lehrmeister einführen, Padre, aber da spreche ich doch auch mit.“

„O weh, Sie lehnen mich ab?“ fragte er lächelnd, aber von ihrer Herbigkeit durchaus nicht abgestoßen.

„Es kommt darauf an, wie Sie sind!“

„Und wie soll ich sein?“

„Nun, nicht zu schlimm.“

„Ah, ich muß alles, was Sie zeichnen, vortrefflich finden?“

„Das wäre nett!“ sie lachte fröhlich auf.

„Aber wenn es nun nicht tadellos wäre, dann müßte ich ja lügen, und das ist doch nicht redlich.“

„O, ein wenig, mir zu Gefallen, um mich nicht zu kränken!“ Wie bittend sie ihn ansah.

„Na, dann zeigen Sie 'mal her; der Lehrmeister soll auch so glimpflich mit Ihnen umgehen wie nur möglich.“

Mit lieblichem Zagen reichte sie ihm ihr Heft. Die flüchtige Skizze war zu seiner Freude nicht talentlos; er lobte die Zeichnung, und sie schlug vor Vergnügen die Hände zusammen und jubelte laut.

Er beobachtete ihr Mienenspiel mit künstlerischem Genuß. Dann fühlte er einen unwiderstehlichen Anreiz, sie zu necken, um zu sehen, wie sie sich bei einem leisen Tadel verhalten werde.

„Nun müssen Sie mir aber noch erklären,“ begann er scheinbar ernsthaft, während um seine Mundwinkel ein verräterisches Lächeln zuckte, welches von diesen Vierbeinern der Hund und welches das Schaf sein soll; die Viehcher sehen sich bedenklich ähnlich.“

Entrüstet, mit flammenden Augen riß sie die Mappe aus seiner Hand und drückte sie fest an sich: „Aber Sie sind ja abscheulich — ich zeige Ihnen nie wieder etwas!"

„O weh, nun geht's mir schlecht!" lachte er.

Aber seine Heiterkeit nahm sie übel. Sie stand halb abgewandt und sah ihn über die Achsel an, herbe Gegenwehr in jeder Linie ihrer Gestalt.

Sie so zu malen, in der Umgebung, als die lebendig gewordene Erika!

Wie ähnlich erschien ihm dies bräunliche Kind, mit den zarten, kaum entwickelten Formen, dem strengen, jungfräulichen Charakter der ganzen Umgebung! Sie war keine üppige, glühende Tropenblüte, wie jeder fand, er sah in ihr ein sprödes Heidenirlein mit dem Reiz der Unberührtheit. Er wollte durch seine offene Bewunderung gewiß ihr den Schmelz nicht abstreifen, aber seine Künstleraugen schwelgten in ihrem Anblick.

Allein jetzt galt es einzulenken und sie wieder zu versöhnen.

Gottfried ließ das Auge über die rosige Fläche schweifen. Die Sonne neigte sich zum Untergange, leichte Dunstnebel, wie der duftende Odem aller dieser Myriaden von Blüten schwebten über die Heide.

„Nun lassen Sie uns Frieden schließen, Fräulein Becker," sagte er artig und hielt ihr die Hand hin.

Sie aber, halb lachend, halb weinend, wandte sich noch einmal mit einem Ruck von ihm: „Mein Schaf, ein so hübsches Tierchen, wie konnten Sie's mit dem garstigen Spitz verwechseln?"

„Ich gebe Ihrem Schäfchen eine Ehrenerklärung, kommen Sie nur und lassen Sie uns miteinander nach Hause gehen."

„Sie meinen es doch nicht so, und ich gehe lieber allein."

„Ernstlich?"

„Ganz ernstlich!"

„Dann verspäten Sie sich nur nicht, es wird bald dunkel." Er zog den Hut und verließ sie, entzückt von ihrem Reiz.

Bald nach ihm wanderte auch sie, innerlich ihre Zeichnung gegen ihn verteidigend, durch die abendliche Heide Hasenkamps Hof zu.

Elftes Kapitel.

Die Sonne auf der Heide erfüllte Gottfrieds Phantasie wie mit goldigen Strömen. Ohne bestimmtes Wollen gestaltete sich in ihm ein Bild. Es war ja eigentlich da, in Farben, Beleuchtung und Stimmung, er brauchte wenig hinzuzuthun, er hatte alles gesehen, in sich aufgenommen unauslöschlich und er sah es wieder vor sich, wenn er daran dachte — und er dachte immer daran — es stand wie eingebrannt in seinem künstlerischen Gedächtnis.

Die Umgebung brauchte er gar nicht ängstlich festzuhalten, die fand er jeden Tag im Abendsonnenschein wieder. Die malerischen, bemoosten alten Steine, die mageren Bäume und Büsche, den violetten Rosenschimmer der Heide, den halbverfallenen Stall und die dunklen Föhrenwälder in der Ferne. Der alte Sauke würde ihm auch die Schafe treiben, wohin er wollte. Nur sie — sie, sie mußte er einfangen in seine Seele, studiren in jedem Zuge!

Nein, ein eigentliches Porträt wollte er gar nicht von ihr, durfte er nicht wollen, es erniedrigte sie, wenn er sie als sein Modell betrachtete. Er dachte auch nicht daran, daß sie ihm sitzen solle oder könne; wie hätte er das wagen, sie darum bitten mögen? Die Würde seines Standes hinderte ihn ja, freimütig als Künstler hervorzutreten. Er wollte aber von ihrer Erscheinung leihen, was er für sein Bild, das er „Blühende Heide", nannte, notwendig gebrauchte. Nur sie hatte Zauber, Leben, Glanz über die oftgeschaute Umgebung gehaucht. Er wollte sie aber noch mehr mit der Natur verschmelzen, die sie umgab. Sie mußte dastehen, als sei sie aus der blühenden Heide hervorgewachsen, wie eine höhere Erika, völlig eins mit dem übrigen. Es war dies ein Gedanke, dessen poetischer Reiz ihn berauschte.

Sie sollte halb verdeckt von einem Wachholdergestrüpp hervortauchen und in ein leichtes Gewand von den Farben der Heide gehüllt sein. Ihr weißes Kleid erschien ihm zu grell, es störte ihm die Stimmung, er mußte zarte Farbentöne finden, die einheitlich wirkten.

In Gedanken wählte und mischte er schon und sah alles vor sich wie er's wollte. Sein Eifer ans Werk zu gehen, war grenzenlos.

Nun aber war es graue Dämmerung geworden, als er daheim ankam; ein schweigsamer, zerstreuter Gast am eignen Tische, der kaum zuzuhören vermochte, bei dem was die Mutter berichtete und plauderte.

Während der Nacht wurde Gottfried von einem wahren Fieber der Ungeduld durchglüht. Am liebsten würde er bei Licht mit dem ersten Entwurf angefangen haben, aber er sagte sich, daß ihm dies nicht viel helfen könne.

Während er offenen Auges lag und sann, gewann aber sein Bild immer bestimmtere Formen und Farben. Hier wuchs ein Bäumchen auf und da eins; anderes, das ihm nicht malerisch zu seinem Mittelpunkte zu passen schien, mußte er fortthun.

So arbeitete er unausgesetzt, doch ohne die Befreiung und Befriedigung, daß er die flüchtigen Kinder seiner Phantasie am Flügel nehmen und festhalten konnte, sie beim Tageslichte zu besehen. Im Schleier der Nacht erschien ihm alles, was er schaffen wollte, unendlich wichtig und wertvoll und von wunderbarem Zauber umflossen. Endlich blickte das Morgengrauen durch seine Fenster. Er sprang wie erlöst vom Lager empor; es mochte hell genug sein, die Leinwand zu spannen und die ersten Vorbereitungen für sein Bild zu treffen.

Und als es nun völlig Tag wurde, da zog er schon mit der Kohle die ersten Linien, bestimmte Größe und Verhältnisse und fuhr wie aus einem Traum auf, als die Magd an seine Thür pochte und ihn zum Frühstück rief.



Zerstreut begrüßte er unten die Mutter, fast gedankenlos sprach er das Gebet und aß und trank, was ihm vorgesetzt wurde.

„Du bist ja schrecklich schweigsam, Gottfried, wo sind Deine Gedanken? Memorirst Du für den alten Knust eine so lange Leichenrede?"

Ach ja, er erinnerte sich, heute nachmittag gab es eine Beerdigung; unerwünschte Störung.

Drüben im Zimmer, wo die Kinderlehre gehalten wurde, stand das Pianino, es hatte in der Wohnstube keinen Platz gefunden und Gottfried war's auch ganz recht, manchmal ungestört und ohne zu stören, dort zu spielen und zu singen und die Kinder zu einem Gesange zu begleiten. Er hatte einen klangvollen Tenor und liebte wie alle Künste auch die Musik.

Es war wie in seinem Elternhause auch bei ihm Brauch geworden, nach dem Frühstücke drüben ein paar Verse aus der Bibel zu lesen und dann mit der Mutter, die früher viel Musik getrieben hatte, einen Choral zu singen. Auch Stine, die ältliche Magd, mußte dazu hereinkommen.

Mutter und Sohn gingen also zu dieser Andachtsübung in das gegenüberliegende Zimmer.

„Aber Gottfried, Du nimmst das Tempo ja viel zu rasch! Das muß alles getragen gespielt werden," ermahnte die Superintendentin nach dem ersten Verse des Chorals. „Es soll doch eine Erbauung sein und keine Jubelhymne!"

Er beherrschte sich und sie sangen ruhiger weiter. Mitten im Verse unterbrach der Spieler sich selbst. Es zerrte ihn an seinen erregten Nerven, wie falsch die Stine sang, sonst hatte er's kaum gehört und nie darunter gelitten, heute schnitt es ihm garadezu die Stimmung entzwei.

„Stine," sagte er heftig und zog die Brauen zusammen, „bitte, heute singen Sie inwendig, es wird vollständig genügen, wenn Sie ohne Ton den Mund manchmal öffnen."

„Wie kannst Du das Mädchen zur Heuchelei anhalten," sagte die Mutter vorwurfsvoll, als Stine gegangen war. „Ich finde es abscheulich, zu thun als ob man singt, wie's manchmal in der Kirche geschieht und so eigentlich Komödie zu spielen."

Gottfried atmete erleichtert auf, als er wieder an seiner Staffelei stand. Welch eine Wonne, jetzt mit freier Zeit vor sich, seine blühenden und drängenden Phantasiegebilde werden zu sehen.

Sein Pinsel flog, er ahnte nichts vom Laufe der Stunden, er hatte sich selbst und die Welt vergessen und lebte nur in seinem Schaffen. Er hätte sein Bild allerorten zugleich anfassen mögen; er sehnte sich mit einer wahrhaft leidenschaftlichen Glut nach der Verkörperung dessen, was in ihm so greifbar deutlich dastand, was lebte und zum Leben hinausdrängte.

Der Ruf zum Mittagessen scheuchte ihn wieder auf, er fühlte jetzt auch, daß ihn hungerte; rasch eilte er in sein Schlafzimmer, um sich zu waschen und umzukleiden.

Die Mutter war etwas verdrießlich, daß er hatte warten lassen, dann unterhielt sie ihn wieder während des ganzen Mittags von dem verstorbenen Bauern Knust. Gottfried wußte es ja, daß der alte ausgedörrte Mann, dessen schläfriges Gesicht auf einer der ersten Kirchenbänke, gerade der Kanzel gegenüber, ihn oft während der Predigt verdrossen und ernüchtert hatte, nun entschlafen sei. Es gab aber doch gewiß einen anregendern Gesprächsgegenstand als die Knustschen Familienverhältnisse.

So, nun war er wieder entronnen und malte weiter. Wenn er nur die Umrisse ihres süßen Gesichts, so wie er sie deutlich vor sich sah, hätte auf die Leinwand zaubern können. Das Schmollende, Halbabgewandte ihrer Haltung mußte er herausbringen, das war's, darin lag der spröde Reiz seines Heidenixleins ausgedrückt.

Plötzlich hörte er die Mutter vom Flur aus seinen Namen rufen: „Bist Du fertig, Gottfried? Herr Meiners ist da."

Was wollte der Lehrer von ihm? Wozu sollte er fertig sein? Himmel, die Knustsche Beerdigung, er hatte sie völlig vergessen.

Rasch warf er Pinsel und Palette von sich, stürzte aus dem Atelier in sein Zimmer und schloß die Verbindungsthür ab. Die Mutter durfte auch nicht einmal den unfertigen Umriß von Jorjas Gestalt sehen.

In diesem Augenblicke trat die Superintendentin ein: „Gottfried, wie ist es möglich, wir haben den ganzen Tag von nichts anderem gesprochen, und doch vergessen — vermalt! Deine Hände sind ganz grün, wie wirst Du das los?"

Er flog in die Kammer, sie hörte ihn plätschern und bürsten, gleich darauf kam er mit Talar, Beffchen und Barett in den Händen wieder herein.

Sie half, unter Schelten auf die elende Pinselei, diesen Unsinn, diese Zeitvergeudung, ihm in sein Ornat.

„Mutter," unterbrach er sie ungeduldig, „was ist's doch mit diesen unglücklichen Knusts, mir ist ganz wirr, ich weiß durchaus nichts mehr von der ganzen Sippe."

„Wie ist das möglich!" Sie schlug die Hände zusammen. „Solche Zerstreutheit! Ich weiß ja, daß man Dir alles, was die Leute hier betrifft, einpauken muß, das habe ich aber gestern und heute redlich gethan. Es ist schrecklich, daß Du Deine Beichtkinder immer noch nicht kennst. Wo hast Du Deine Notizen, Deine Leichenrede?"

Er suchte zwischen seinen Papieren auf dem Schreibtische: „Ich finde in der Geschwindigkeit wahrhaftig nichts. Im Kirchenbuche habe ich ihn gleich nach der Meldung wegbesorgt."

Sie half ihm suchen.

„Es ist das kürzeste, Mutter, Du gibst mir noch einmal ein bißchen biographisches Material."

„Peter Ludolf Knust, geboren 1822, zweimal verheiratet. Jetzige Frau, eine junge, rothaarige Person, furchtbar außer sich über seinen Verlust, ohne Kinder. Sechs große aus erster Ehe, die wohl alle da sein werden."

„Mutter, gibt's hier nicht zwei alte Knüste? Die Kerle sehen sich so verzweifelt ähnlich."



„Ja, einen Knust vom Unterhof, einen vom Oberhof; der noch lebt heißt Johann Heinrich, ist auch natürlich bei der Leichenfeier. Meiners kann Dir unterwegs noch allerlei sagen. Bedenke nur immer, dies ist die erste große Leiche, die Du hier hast. Der Tote ist rasch und ohne Vorbereitung abgerufen; das erwähne ja."

Er nahm die Bibel, legte einen Zettel hinein und schrieb „Peter Ludolf 1822", von einem kleinen gefälligen Schnörkel bekränzt darauf, dann ging er mit der Mutter, die ihm auf der Treppe noch Näheres von den sechs Knustschen Erben zuraunte, hinunter.

Der Schullehrer, ein behäbiger Alter, stand da und hatte sein Gesicht in ernsthafte Falten gelegt; gemessenen Schritts, während Gottfried sich auf seine Pflichten besann und hier und da eine Frage an Meiners richtete, gingen sie dem etwas entfernt liegenden Gehöft zu.

Es war noch eins von den alten Bauernhäusern mit dem Vieh zu beiden Seiten der großen Lehmdiele und dem Herde zu Ende derselben, neben dem es in ein paar Stuben ging.

Der Sarg stand mit drei Lichtern darauf, in der Mitte der Diele, die Köpfe der Pferde und Rinder aus den Seitenställen wandten sich verwundert nach dem ungewohnten hellen Schein und stießen dann und wann ein lautes Gebrüll oder Gewieher aus.

Die nächsten männlichen Verwandten des Toten kamen dem Geistlichen entgegen. Gottfried erschrak; war denn das dürre Kerlchen nicht der Entschlafene? Er hatte es fest geglaubt. Na, so mußte dies der Bruder Knust sein, ihm war's auch recht.

Der Pastor wurde in eine der Stuben geführt, aus der ihm lautes Weibergeschrei entgegentönte. Er hatte hier der trostlosen jungen Witwe zuzusprechen, die, sonder Beherrschung, mit der ganzen Kraft gesunder Lungen ihr Recht zu toben ausübte. Ihre Stieftöchter und andere verwandte Frauen unterstützten sie bei Kaffee und Kuchen in ihren Anstrengungen.

Dem jungen Geistlichen erschien dies alles äußerst unschön und unwahr. Nachdem er seines Amtes gewaltet hatte, nötigte man ihn, zu den Männern in die Stube auf der anderen Seite des Herdes, hinüberzukommen. Hier erfüllte der Qualm schlechten Tabaks, der Dunst von Schnaps, Bier, Cichorienkaffee und fettem Kuchen den ganzen Raum; die Männer waren hier seit drei Stunden versammelt, um sich bei obigen Genüssen für ihren Friedhofsgang zu stärken.

Gottfried mußte mitessen und trinken, so sehr es ihn anwiderte, man ließ nicht ab, und er fühlte, daß er die Leute beleidige, wenn er sich weigere. Dann endlich die Leichenrede am Sarge, zu der sich alle Anwesenden versammelten.

Es wurde dem jungen Geistlichen nicht schwer, allerlei für Ort und Gelegenheit Passendes vorzubringen; schließlich als er mit vollem Namen den Toten einzusegnen hatte, stockte er, schlug die Bibel auf und suchte nach seinem Zettel.

Da entführte ein Luftzug das Blättchen, und als er darnach blickte, fiel sein Auge auf ein blondes Kind, das einen Heidekranz in der Hand hielt. War das nicht Lottchen Hasenkamp und der Kranz — der Kranz etwa der, den er kannte?

Verwirrung bemächtigte sich seiner, der Name — der Name, er mußte reden! „So ruhe denn sanft, Johann Heinrich Knust — und"

Erschrockenes Gemurmel lief durch die Versammlung, eine Hand legte sich auf Gottfrieds Arm und eine klägliche alte Stimme sagte:

„Mit Verlaub, Herr Pastor, dei bün ick jo, und mien Bruder, Peter Ludolf ist de Dote."

Gottfried sammelte sich rasch, segnete Peter Ludolf ein und der Zug, mit der Leiche nach dem Kirchhofe, setzte sich in Bewegung.

Voran gingen Pastor und Lehrer, dann kam der von acht Männern auf einer Bahre hoch auf den Schultern in wiegendem Schritt getragene Sarg, die Verwandten und endlich zwei ältere Frauen, welchen die Pflicht oblag, das Bahrtuch abzunehmen und nach Hause zu tragen.

Die Superintendentin stand am Fenster, sah den Zug vorbeikommen und dachte, unter Herzklopfen, wie mag Gottfried fertig geworden sein? Eine rechte Plage für mich, daß er so wunderlich ist!

Das Gebet am Grabe war gesprochen; der Totengräber reichte seinen Spaten dem Geistlichen und dieser warf mit den feierlichen Worten: „Asche zu Asche, Staub zu Staub und Erde zu Erde!" drei Schaufeln voll des ausgehobenen Bodens auf den Sarg.

Der Pastor hatte nun das Grabscheit weiter zu geben, statt dessen aber legte er die Hand leicht darauf, folgte einer poetischen Anwandlung und sprach, während sein Blick von der kleinen Erhöhung, auf der die Kirche stand, weit in das sonnebeschienene, flache Land hinausschweifte:

„So ruhe und zerfalle nun, arme geplagte Hülle einer durch Dich gebundenen Seele! Schwinge Dich empor, geknechtetes Wesen, aus dem trüben Zustande der gefräßigen Raupe und starren Puppe als glänzender Schmetterling, als holde Psyche und Bewohner einer bessern Welt. Dort oben im lichten, blauen Aether, sehe ich Deine sonnige Straße, die Du mit anderen befreiten Gefangenen entlang wallest. Euer Halleluja des Entzückens klingt an mein Ohr und weckt meines bang pochenden Herzens Sehnsucht, mich mit euch vor Gottes Thron niederzuwerfen und aufzugehen in Anbetung. O, es ist eine himmlische Zuversicht, ein sanftes Ruhen im Vertrauen, sich demütig der hohen Vatergüte des Schöpfers hinzugeben!"

Des Redners Blick irrte etwas weiter und haftete auf dem von Eichenwipfeln überragten Giebel des Hasenkampschen Hofes und dem von fern her rot schimmernden Streifen blühender Heide. Von einem neuen Gedankengange ergriffen fuhr er fort:

„Welches ist das höchste von des Herrn Geboten? Liebet euch untereinander! — Wann fühlt die arme, hin- und hergezerrte Menschenseele sich am wohlsten? Wenn sie erfüllt ist von der Liebe zum



Nächsten! — Fort mit Haß, Zwietracht, Neid und Zorn! Liebet euch unter einander, wie Gott diese arme Seele liebt, die er zu sich berufen hat in sein himmlisches Reich! Amen."

Der Pastor gab den Spaten weiter und trat vom Grabe zurück.

Die Bauern hatten, offenen Mundes vor Erstaunen, der Rede ihres Seelenhirten gelauscht. So etwas war in Haidbergen, so lange sie denken konnten, noch nicht dagewesen, eine zweite Predigt am Grabe! Aber schön hatte er's gemacht, das mußte man ihm lassen.

Johann Heinrich Knust, der dem Pastor die Verwechslung eigentlich nachtrug, war bei der Mahnung zur Liebe und Versöhnung und weil dem Bruder solch eine besondere Ehre geschehen, nachdem er die Erde auf den Sarg geworfen, zum Geistlichen heran getreten und hatte ihm die Hand geboten, und so hatten es alle anderen nach ihm gethan.

Da die Feierlichkeit auf dem Kirchhofe ungewöhnlich lange dauerte, wurde die Superintendentin so unruhig, daß sie hinauslief, sich an ihre Lattenthür stellte und aussah, ob noch niemand vom Friedhofe herunter komme.

Die ersten, die sie sah, waren die beiden Frauen, deren eine das Bahrlaken trug; sie beeilten sich vermutlich, um rasch wieder zu Kaffee und Kuchen ins Trauerhaus zu kommen.

Die besorgte Mutter winkte der einen, es war die Schmieds Margrete; und sie trat zum Pfarrgarten heran.

„Nun, wie ist es ausgefallen?"

„Bei der Leichenrede hat der Herr Sohn sich'en büschen verbaas't; eben hat er aber 'ne lütte Rede zugegeben, die war wunderschön. Wenn er auch davon geschnackt hat, daß der Peter Knust gefräßig gewesen ist, so soll mir einer kommen, der sagt, es wäre nich' wahr. Nachher hat der Herr Pastor gethan, als sähe er den Alten in'nen Himmel fliegen und wir alle haben nachgeguckt, aber nichts gesehen. Und Johann Knust sagte zu meinem Bruder, so 'ne zweite Rede wäre allen Dankes wert."

Margrete ging; der Superintendentin war ein Stein vom Herzen gefallen.

Als Gottfried nach Hause kam, fühlte auch er sich erleichtert, dieser ungewöhnlichen Amtspflicht genügt zu haben. Er kleidete sich um und empfand ein lebhaftes Verlangen, den schönen Abend noch im Freien zu genießen.

Indem er diesem Verlangen nachkam, wurde er inne, daß es ihn nur und vor allem andern nach Hasenkamps Hof hinziehe. Er mußte Jorja wiedersehen, mußte gewisse Linien ihrer Züge und ihrer biegsamen Gestalt studiren, die er notwendig für sein Bild brauchte. Es war ja auch nichts Ungewöhnliches, wenn er zu Hasenkamps ging, er wolle dann gleich versuchen, etwas Bestimmtes über die Zeichenstunde abzumachen.

Frau Betty saß mit dem Strickstrumpf vor der Hausthür und Jorja daneben in ihrem Schaukelstuhle, den Fritz ihr heruntergeholt hatte; sie hielt ihre rote Zeichenmappe auf den Knieen und auf dem Tische vor ihr lag allerlei Zeichengerät. Die Kinder spielten daneben, sie eilten herbei und reichten dem Kommenden die Hand.

Der Pastor wurde von Betty ehrfurchtsvoll, von Jorja noch etwas mißtrauisch, halb scheu, halb schmollend begrüßt.

Nachdem Frau Hasenkamp über das Ereignis des Tages, die große Beerdigung, gesprochen und die Meinung des Geistlichen darüber eingeholt hatte, fand er Raum, auf seinen Vorschlag zu kommen.

Er sagte, wie er freilich damals die Anfrage des Herrn Hasenkamp, wegen einiger zu übernehmenden Unterrichtsstunden abgelehnt, wie ihm nun aber doch scheine, daß Fräulein Becker Talent habe, und daß es schade sein würde, dasselbe nicht auszubilden.

Als er so sprach, richtete Jorja sich im Stuhle auf und sah ihn mit ihrem großen Frageblick zweifelnd an. Er lächelte ihr zu, redete von Uebung und Schärfung des Augenmaßes und es schien, als gewinne sie wieder etwas Vertrauen zu ihm.

Betty überlegte sich die Sache im stillen. Es war ja recht schön, daß der Pastor nun mit einemmale wollte, aber Schorsine war kein Kind mehr und er doch noch ein junger, unverheirateter Mann, allerdings ein Geistlicher, dem man nichts Uebles zutrauen konnte, aber alles, was recht war! Fand der Unterricht hier im Hause statt, so mußte sie dabei bleiben, und das würde ihr schrecklich unbequem sein, dazu hatte sie keine Zeit. Gewiß würde sie dann auch ihre gute Stube hergeben sollen zu solch einer Schmutzerei wie Zeichnen und Malen, nein, das wollte sie nicht! Die Kleine aber nach dem Pfarrhause schicken, ging auch nicht an. Betty wußte recht gut, daß die Superintendentin ihre Schwester nicht leiden konnte; das beste war, mit der Geschichte zu warten. So weit gekommen, sagte sie laut: „Es ist ja sehr nett, Herr Pastor, daß Sie uns helfen wollen, aber in ein paar Wochen kommt die neue Gouvernante und da müssen wir doch erst 'mal sehen, was die kann. Man darf Ihnen doch nicht ohne Not zur Last fallen."

Gottfried erkannte, daß Betty ihre Gründe hatte, nicht zu wollen, und daß er seiner Würde etwas vergebe, wenn er sich weiter anbiete. So vertagte er seine Wünsche und begann wieder mit Jorja zu plaudern: „Haben Sie weiter gezeichnet? Ich sehe da die vielversprechende Mappe."

Sie zögerte: „Ich habe das Schaf angezogen, und ich glaube, daß es jetzt recht hübsch ist."

„O, bitte, zeigen Sie!"

„Jetzt können Sie ganz genau sehen, daß es Wolle hat und keine Haare wie der Spitz."

Sie reichte ihm die Zeichnung und ihr ganzes Gesichtchen strahlte wie im Triumph.

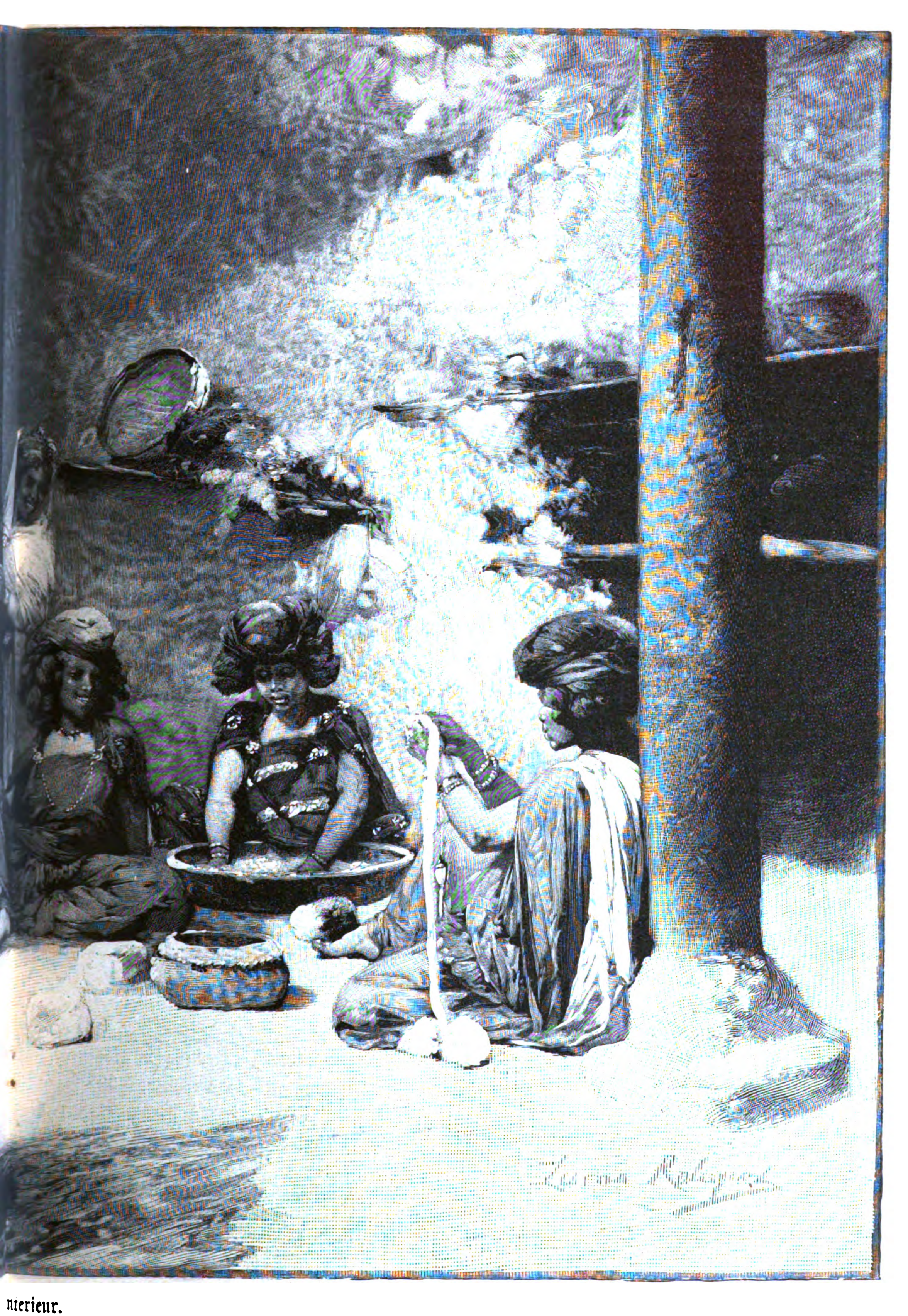
Das fragliche Tier, in seinen zweifelhaften Umrissen, war mit großer Sorgfalt herausschattirt. Wie mit einem Frisirkamm geordnet, hing die Wolle herunter.

Die Augen sahen dunkel und starr, raubtierartig unter zierlichen Stirnlöckchen hervor. Was aber das Ganze äußerst komisch erscheinen ließ, war, daß diese eine Gestalt allein herausgearbeitet, in ihrer



Arabisches

Nach dem Gemälde



nterieur.

…n L. Robiquet.

nur mit Umrissen gezeichneten Umgebung wie im Leeren zu schweben schien.

Gottfried fühlte sich außer stande, das Lachen zu unterdrücken. Es lag ihm ohnehin sehr nahe, ihm war so behaglich, er hätte einfach aus einer unwillkürlichen Glücksempfindung heraus lachen mögen.

Jorja nahm das aber wieder sehr übel, und es währte lange, bis er sie einigermaßen begütigt und so weit ihr Zutrauen wiedergewonnen hatte, daß sie sich bereden ließ, ihm ihre mexikanischen Bilder, die in einer Seitentasche der Mappe steckten, zu zeigen.

Nun war es ihm merkwürdig, wie alles, was er sagte, ihre beweglichen Züge, ihre biegsame, jedem leisen Eindruck folgende Gestalt veränderte. So etwas von Durchsichtigkeit, von Einwirkung und von Ausdrucksfähigkeit war ihm noch nie vorgekommen. Wie konnte er auf diesen weichen Zügen jede Art von Seelenregung studiren!

Die Freude am Können, am Lobe, die gewöhnlich unter anerzogener Bescheidenheit versteckt erscheint, trat bei diesem Naturkinde, diesem weichen, erregbaren Geschöpfchen so unmittelbar hervor wie ein plötzlicher Sonnenstrahl. Ihr Verdruß, ihr Zorn dagegen, wenn sie meinte, ihr geschehe unrecht, waren so lebhaft, so unbeherrscht, daß sie mit ihrem Fächer, den sie hinwarf und wieder zur Hand nahm, die lebhafteste Geberdensprache unterhielt und manchmal rücksichtslos auf ihn einschlug.

So verging die Zeit, ohne daß beide es wußten; die Dämmerung sank herab, Betty war schon ein paarmal aufgestanden, im Hause verschwunden und wiedergekommen.

Jetzt endlich kehrten die Männer von Knufts Hof und der Beerdigungsfeier zurück und begrüßten den Gast.

„Seien Sie froh, Herr Pastor," sagte Anton, „daß Sie vom Kirchhofe aus nach Hause gehen konnten! Solch eine gezwungene Sitzung in der dunstigen Stube, bei den schlechten Getränken und öden Gesprächen ist etwas Furchtbares!"

„Davon zu kommen ist nun einmal nicht," meinte Philipp. „Wenn man nur wenigstens ein besseres Kraut zu rauchen bekäme!"

„Ihr seid durch meine Havannas verwöhnt, edle Señors!" lachte Jorja.

„Uebrigens," fuhr Anton fort, „staunen meine werten Standesgenossen Sie an, Herr Pastor, wie ein Fabelgeschöpf. Das Bauernvolk begreift ebenso wenig, daß man ihren Peter und Johann verwechseln kann, wie daß man von einer Stimmung ergriffen, ihnen eine Rede aus dem Stegreif hält. Peters ältester, der neue Hofbesitzer, erörtete, ob Sie wohl extra etwas dafür verlangen würden, und kam zu dem Schluß, daß eine Naturalleistung für Ihre Küche genügen möge."

Alle lachten; dann sagte Betty kühl: „Ich weiß nicht, ob der Herr Pastor zum Abendbrot dableiben will, aber essen müssen wir nun."

Gottfried erhob sich, er erklärte, seine Mutter erwarte ihn. Philipp bat dringend, er möge doch da bleiben, aber der Pastor brach hastiger auf, als es sonst seine Art war.

Während Hasenkamp mit seiner Frau ins Haus ging, sagte er leise zu ihr: „Aber Bettychen, wie konntest Du so unfreundlich gegen unsern netten Herrn Pastor sein. „Ich kenne Dich ja gar nicht so."

„Ach, ich bin auch ärgerlich auf ihn. Er sitzt da über eine Stunde und thut mit Jorja schön. Schickt sich das für einen Geistlichen und besonders, wenn er eben von einer großen Beerdigung kommt?"

„Na, na, Kind, Engelke ist ja noch jung!"

„Gerade darum will ich nicht, daß er mit meiner Schwester scharmirt."

Auf dem Nachhausewege beunruhigte es Gottfried, daß Frau Hasenkamp mit ihm unzufrieden sei, und daß sie von ihrem Standpunkte aus recht haben möchte. Sein Verkehren mit ihrer reizenden Schwester hatte der nüchternen Frau mißfallen. Von Jorjas Liebreiz hingerissen, war er zu weit gegangen. Sein Verhalten mochte der Aelteren, ruhig Beobachtenden den Eindruck leichfertiger Liebelei gemacht haben.

Wie durfte er, er, der Seelsorger, der Geistliche in Amt und Würden, einen solchen Schein auf sich laden? Es wurde ihm heiß und kalt vor Beschämung. Nein, das sollte nie wieder geschehen! Er wollte sich streng zusammennehmen, seine Erregbarkeit beherrschen, sich nicht wieder in der Weise bezaubern lassen.

Aber bezaubernd war die Kleine, sein Heidnixlein, sein Augentrost! — Er wußte schon aus seinem Briefwechsel mit Fräulein Heralsky, daß diese keine Künstlerin war, so blieb ihm die Hoffnung auf die Zeichenstunde, in der er unbefangen mit Jorja verkehren konnte, gesichert.

Zwölftes Kapitel.

Frau Betty Hasenkamp ging, um eine Bestellung auszurichten, mit ihrer Schwester nach Haidbergen.

Als sie in die Nähe der Pfarre kamen, überflogen Jorjas Blicke verstohlen Haus und Garten.

Sie hatte den Padre seit dem Abende vor ihrer Thür nur auf der Kanzel gesehen. In seinem Hause war sie, seit jener ersten Sonntagsbegrüßung seiner Mutter, nicht wieder gewesen. Als die Superintendentin Betty besuchte, hatte Jorja sich zurückgezogen, sie empfand eine lebhafte Abneigung gegen die tadelsüchtige Frau.

Nun aber, als die Schwestern eben an der kleinen Pforte des Vorgartens vorüber gingen, klopfte die Superintendentin ans Fenster und stand gleich darauf vor der Hausthür:

„Guten Tag, Frau Hasenkamp, ach, kommen Sie doch herein, ich möchte etwas mit Ihnen besprechen."

Die Schwestern traten ein und wurden von der alten Dame in ihrer gemessenen Weise begrüßt. Ueber Jorja sah sie ganz hinweg.

„Wir sind so frei," sagte Betty, „wenn wir nur den Herrn Pastor nicht belästigen?"

„Mein Sohn steckt doch immer oben."

„Ja, man kann es Sonntags wohl merken, daß er viel studirt; so schöne Predigten!"

„Na, ja — ja — er treibt auch viel Allotria."

„Natürlich, die Wissenschaften, die gehören dazu!"

Die Superintendentin besann sich, sie fühlte, daß sie ihrem Unmute nachgegeben, und war froh, daß die schlichte Frau sie nicht verstanden hatte.

Sie führte die beiden zu der Weinwand am Hause, die mit Trauben und herbstlich bunten Blättern prangte und lud sie ein, sich auf diesem sonnigen, geschützten Platze niederzulassen.

Sogleich begann sie nun, über die Untüchtigkeit der Mädchen im Dorfe zu sprechen, die alle schlecht stricken und nähen könnten, und schlug Betty vor — da sie doch solch eine fixe kleine Frau wäre — mit ihr im Pfarrhause, in dem Zimmer links vom Eingange, wo der Konfirmandenunterricht stattfinde, während des Winters eine Handarbeitsschule für die Mädchen im Dorf einzurichten.

Frau Betty hatte schweigend zugehört, sie fühlte sich äußerst bestürzt und in der Klemme. Es war ihr alles unbehaglich, was sie aus ihrer Häuslichkeit entführte, es ging ja da gar nicht ohne sie. Und dann wußte sie, welche Not sie mit den eigenen Kindern gehabt hatte, bis die einen Sticken abstricken konnten. Sie fürchtete sich auch vor der herben Mutter des Pastors, fand sich aber doch wieder geehrt durch das Anerbieten und mochte die Superintendentin um keinen Preis erzürnen.

In dieser Bedrängnis stammelte sie, daß es ja sehr nett sei, und daß sie mit ihrem Manne sprechen wolle; sie dachte heimlich, daß Philipp ihr helfen werde, davon zu kommen.

„Ihre Schwester ist natürlich gänzlich unbrauchbar für die gute Sache?" fragte die alte Dame mit einem Blick über die Achsel nach Jorja.

„Ja, stricken habe ich glücklicherweise nie zu lernen brauchen," sagte die Kleine mit fröhlicher Sorglosigkeit.

„Sie können es wirklich gar nicht? Unglaublich!" Erstaunen und Nichtachtung lagen im Ton der Superintendentin.

„Wozu sollte ich es können? Die abscheulich dicken Strümpfe, die Betty trägt, würde ich doch nie anziehen. Sehen Sie, ich trage nur seidene," sie hob ein paar gestickte Röcke in die Höhe und streckte ein zierliches Füßchen hervor, das mit einem glatt anliegenden, etwas durchbrochenen, hellblauen Seidenstrumpf und mit einem kleinen Spangenschuh von Glanzleder bekleidet war.

Während dies geschah, neigte sich oben aus dem offenen Fenster in der Weinwand Gottfried Engelkes Kopf einen Augenblick heraus.

„Das ist nun wieder ein Putz, ein Staat, den ich sündlich nennen möchte!" rief die Hausfrau entrüstet. „Wo soll das heutzutage hinaus mit den Ansprüchen der Jugend? Was bildet sich solch ein kleines Mamsellchen ein? Es ist doch keine Prinzessin!"

„Nein, leider nicht!" rief Jorja schnippisch, „ich bilde mir's aber auch nicht ein. Ich bin aber eine Dame und die Tochter eines wohlhabenden Mannes, der mich so hält, wie es mir gefällt."

„Und Ihre Schwester, so bescheiden, so tüchtig, sie ist die Tochter desselben wohlhabenden Mannes!"

„Es ist Bettys Sache, zu sein, wie sie mag, und wie sie nun einmal ist."

„Vergessen Sie nicht den großen Unterschied," sagte Betty erschrocken zur Superintendentin; „meine Mutter war arm, ich bin unter einfachen Verhältnissen aufgewachsen, und Schorsine hatte eine vornehme und sehr reiche Dame zur Mutter."

„Das sollten Sie ihr nur gar nicht vorreden und ihr was darüber weis machen, sie wird ja immer ärger!"

Die alte Dame kam dann wieder auf ihren Plan; sie erzählte, daß sie für die Arbeitsstube Proben da habe, von schönen Garnen und billigen Stoffen; vielleicht bedürfe Frau Hasenkamp für sich und ihre Wirtschaft etwas davon oder wollte auch der Arbeitsstunde etwas schenken.

Betty ließ sich bereden mit ins Haus zu kommen, um die preiswürdigen Proben anzusehen. Da für Jorja keine Einladung erfolgte, mitzugehen, blieb sie zurück.

Wenige Augenblicke, nachdem die beiden Frauen den Platz am Hause verlassen hatten, trat von der Gartenseite her Gottfried Engelke zu der einsam Dasitzenden heran. Er trug einige schöne Remontantrosen, wie sie der Herbst zeitigt, in der Hand und es sah aus, als habe er sich eben im Garten beschäftigt und komme ganz zufällig daher.

Er hatte anfänglich, als er sie vom Fenster aus gesehen, nicht hinunter gehen wollen, um Bettys neuliches Mißtrauen zu entkräften, als er aber bemerkt, daß die Frauen Miene machten ins Haus zu gehen, war er flugs die Treppe hinunter gesprungen, durch die Hinterthür in den Garten gelangt, hatte die Rosen geschnitten und kam nun, wie er selbst beschämt fühlte, mit recht scheinheiliger Miene heran.

Natürlich wollte er dem lieben Kinde die Rosen geben, er besann sich aber noch zur rechten Zeit; was würde Betty denken, was seine Mutter sagen, die wußte, wie viel er von seinen Blumen hielt, nein, es war doch richtiger, die Remontanten noch zu behalten.

Er begrüßte das junge Mädchen, das in der angenehmen Erinnerung an die neuliche verscherzte Stunde lebhaft errötete; zugleich aber meinte sie, daß sie ihren Besuch erklären müsse:

„Sie dürfen sich nicht wundern, daß ich da bin, Padre," sagte sie, nicht sehr freundlich, vielleicht um ihr Erröten auszugleichen. „Ihre Mutter hat uns hereingeholt und ist jetzt mit Betty drinnen."

„Sie brauchen Ihr Hiersein nicht zu entschuldigen, Fräulein Becker, wir freuen uns Ihres Besuchs!" Er nahm einen Gartenstuhl, setzte sich ihr gegenüber und legte die Rosen auf den Tisch.

Ihr begehrlicher Blick haftete sogleich darauf; in Hasenkamps Garten gab es keine Remontanten, und sie liebte die Blumen so sehr.

Er erkannte ihr Verlangen, aber er widerstand; Betty durfte ihn nicht für einen Gecken und Courmacher halten.

Er fragte sie, ob ihre Schwester die Nähstunde, die seine Mutter wünsche, mit zu halten denke.

„Mag sie's, wenn ich es nur nicht soll!"

„Wer denkt daran, Sie einzuspannen?“

„Es muß schrecklich sein. Wie schlecht werden alle diese Bauernmädchen riechen; ich denke mir, ebenso wie unsere Indianer. Und dann die derben Hände und all die Unschönheit und Ungrazie. Ich hielt's nicht darunter aus!“

Er sah sie an und glaubte es ihr. Wie anmutig sie wieder war!

Dann aber, vielleicht um auch ihr seine Würde in Erinnerung zu bringen, begann er zu fragen, womit sie sich beschäftige? Ob sie sich nicht langweile?

„Ja, oft ganz schrecklich!“

Dann solle sie doch lesen, er wolle ihr Bücher bringen, über Kunstgeschichte oder Reisen.

„Ach, das ist auch nicht unterhaltend.“

„Nun, etwas müssen Sie aber doch vornehmen.“

„Ja, sehen Sie, Padre, ich denke von Tag zu Tag, mein Vater soll kommen und mich abholen. Dann führt er mich in eine schöne große Stadt; wir gehen viel aus, ich sehe das Theater, prächtige Läden, wir reisen — es ist für mich ein himmlischer Gedanke, bald von hier fort zu kommen!“

Ihn erschreckte und verletzte dies offene Wort unsäglich, und er begann — als unbewußte Aeußerung seines Verdrusses — ihr einen kleinen Vortrag über mangelhafte Fügsamkeit, Dankbarkeit und Geduld zu halten.

„Aber, Sie haben ja gar kein Recht, mich zu schelten,“ fuhr sie ihm dazwischen.

Ein Kommender, der eben das Lattenpförtchen zum Pastorsgarten aufklinkte, hatte die letzten Sätze gehört. Der Pastor und Jorja dagegen waren zu sehr von ihrer Unterredung gefesselt, um Josias von Bergen eher zu sehen, als bis er neben ihnen stand.

„Aber, lieber Engelke,“ sagte der junge Baron scherzenden Tones, indem er die beiden begrüßte, „mich dünkt, Sie sind im besten Zuge, unser liebenswürdiges Fräulein abzukanzeln. Wie finden Sie solchen Reizen gegenüber den dazu nötigen Mut?“

Gottfried verdroß des andern Dazwischenkommen und ebenso seine oberflächliche Schmeichelei. „Es ist so etwas wie das Recht meines Berufes,“ erwiderte er kühl.

Der Baron setzte sich, und Jorja rief übermütig: „Wie würde ich Ihnen gefallen, Don Jose, wenn ich mir das lange Strickzeug des Schäfers auf der Heide borgte und auf allen Spaziergängen mit den großen Stahlnadeln klapperte?“

„Abscheulich!“ rief Josias, „und etwas Aehnliches verlangt man von Ihnen?“

„Das Fräulein beliebt den Inhalt unseres Gesprächs umzudrehen,“ sagte Gottfried lächelnd.

„Nein, nein, verteidigen Sie sich nur gar nicht, Sie Gestrenger!“ fuhr der Baron zwischen Scherz und Ernst fort. „Ich sehe, wie die Dinge stehen; Sie möchten Donna Jorja in eine hausbackene Philisterseele umbilden, möchten einem seltenen Schmetterlinge den Flügelstaub abstreifen und das wäre doch ein himmelschreiendes Unrecht, nicht allein gegen die drei Grazien, sondern vor allem gegen uns, die wir uns in diesem nüchternen Jammerthale nach verkörperter Poesie, nach einem Augentrost gegen die Schrecken der Wirklichkeit sehnen.“

Das war nun Gottfried allerdings aus der Seele gesprochen, aber die Strenge seiner Berufspflicht forderte eigentlich einen Widerspruch von ihm. Er hatte das Aeußere gering zu achten, den tiefen Ernst des Lebens nie aus den Augen zu verlieren. O, welche Marter, dieser ewige Zwiespalt! Dazu reizte es ihn, daß Josias sich gegen ihn und zu Jorja stellte, eigentlich zwischen sie schob, und so sagte er, daß er allerdings das Schmetterlingsleben getadelt und etwas nützliche Beschäftigung empfohlen habe.

„Sehen Sie wohl, daß ich recht hatte!“ rief der Baron. „Sie wollen alles nach Ihrer unfehlbaren Schablone nützlicher Tugendhaftigkeit ausbilden, Pastor! Sie möchten diese schönen Rosen in den Kochtopf werfen und einen Kohlkopf als Zimmerschmuck in die Blumenvase stecken.“

„O nein, nein!“ wehrte Gottfried.

Der andere fuhr fort: „Lassen Sie jedem seine Eigenart, es ist eine herrliche Gabe der gütigen Vorsehung, sie recht ausgeprägt zu besitzen.“

„Gewiß, gewiß, doch muß sie veredelt werden, etwa wie man der Rose die Dornen abstreift.“

Josias nahm die Remontanten auf. „Hier sind sie noch daran und die Rosen darum nicht weniger schön.“

„Beim Menschen ist das anders.“ Gottfried warf einen ernsten Blick auf Jorja, die, belustigt von dem Wortkampf der Männer über ihre kleine Person, mit dem Spitzensonnenschirm spielte.

„Uebrigens ganz wunderschöne Rosen,“ fuhr der Baron fort; „ich glaube kaum, daß unser Gärtner noch etwas Aehnliches aufzuweisen hat.“

„So bringen Sie die Blumen Ihrer Frau Mutter. Ich hörte mit Bedauern, daß die Frau Baronin wieder sehr unwohl war.“

„Meine arme Mutter hat oft schwer zu leiden.“ Josias' Ton war verändert, und es schien, als falle ein Nebel von Schwermut über sein ganzes Wesen.

In diesem Augenblicke kehrte die Superintendentin mit Frau Hasenkamp aus dem Hause zurück. Beide sahen befriedigt aus, sie hatten sich bei ihren Garnen und Stoffen gut unterhalten.

Der junge Baron stand auf und begrüßte die Damen.

Als Gottfried sich Frau Hasenkamp näherte, wurde er freundlich und ehrfurchtsvoll von ihr empfangen. So hatte die Zurückhaltung, welche er in letzter Zeit geübt, sie wieder besänftigt.

Als die Schwestern sich zum Gehen anschickten, fragte Josias, ob er die Ehre haben könne, sie zu begleiten.

„Die Ehre ist ganz auf unserer Seite,“ stammelte Betty.

Man nahm Abschied und verließ den Pfarrgarten.

Mit zwiespältigen Empfindungen ringend, kehrte Gottfried in sein Atelier zurück. Der junge Baron näherte sich ja ganz auffällig der Kleinen, und sie? Sie nahm alles mit ihrer unbefangenen Miene hin, wie etwas Selbstverständliches, einfach wie eine erwünschte Unterhaltung.

War er zu schroff, zu pedantisch gegen sie gewesen? Ach, er fühlte es ja täglich, daß er zwischen Sollen und Wollen, zwischen Müssen und Mögen, den beiden Polen seines Daseins, auf das Unbarmherzigste hin und her gerissen werde.

Josias von Bergen ging mit den Rosen in der Hand neben Jorja.

„Wie köstlich die duften," sagte das Mädchen und warf ihrem Begleiter einen schelmischen Seitenblick zu.

„Ah!" rief er, sie sogleich verstehend, „die Blumen gefallen Ihnen? Wie konnte ich auch so unbescheiden sein, in Gegenwart einer jungen Dame sie mir anzueignen! Darf ich Ihnen die Rosen anbieten?"

Mit kindlicher Freude griff sie darnach: „O danke, danke tausendmal!"

Wie reizend sie war in ihrem Vergnügen über die Blumen! Er dachte nicht daran, daß sie seiner Mutter die Rosen genommen, ihr gegenüber schwieg seine scharfe Kritik, ihr Liebreiz versöhnte mit allem, was sie that.

Er sagte ihr, sie solle sich ja nicht durch den Pastor beirren lassen. Gewisse Leute wollten nichts als schulmeistern, und die unverkünstelte Natur sei doch immer am schönsten.

Jorja hörte nicht viel auf ihn. In ihr war ein kindischer Triumph, daß sie des gestrengen Padres Rosen nun doch erlangt habe. Einmal über das andere senkte sie das Näschen in die duftenden Kelche, kicherte stillvergnügt vor sich hin und fühlte sich wie eine Siegerin.

Der kurze Weg nach Hasenkamps Hof war bald zurückgelegt. Der Baron verabschiedete sich von den Damen und ging, erfüllt von dem Bilde des lieben Mädchens, Haidhaus zu. Ja, sie gewann immer mehr Macht über ihn.

Er hatte sich in der letzten Zeit fast ohne Gegenwehr und nachträgliche Krittelei dem Reize ihres Wesens überlassen und schon oft mit dem berückenden Gedanken gespielt, sie sich zu gewinnen, sie sein zu nennen.

Ernstlicher als jemals stieg jetzt das Verlangen nach einer Verbindung mit ihr in ihm empor. Weshalb zögerte er? Es kam doch in erster Linie auf sein Wollen an. Sie, dies Kind, dies unbeschriebene Blatt, würde leicht zu gewinnen sein.

Sein Gefühl schwächte sich ab, während er dies dachte — ein allzu leichter Sieg? — Aber seine Mutter! Da würde es einen harten Kampf geben. Sollte er sie bestimmen können, mit allen ihren Vorurteilen zu brechen? Sollte sie auch das für ihn thun und in diese Verbindung willigen? Es reizte ihn, für seine Liebe einzutreten. Ja, nun wollte er mit seiner Mutter sprechen! Wollte sein Glück sich erringen.

*

Die Baronin von Bergen lag, blasser und kränker aussehend als gewöhnlich, im Wohnzimmer auf einem Ruhebette. Adelheid saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, am Fenster und der Hausherr schritt im Gespräch mit seiner Frau, die Hände in den Taschen der grauen Jagdjoppe, auf und ab:

„Na, liebe Cäcilie, Gott sei Dank, bist Du nun 'mal wieder gesund. Warum soll ich da nicht an ein bißchen Geselligkeit denken? Du hast doch sonst auch Deinen Spaß an dergleichen gehabt."

„Mir wird jetzt alles schwer, alles zu viel!" seufzte die Leidende.

„Aber Du brauchst Dich nicht zu rühren, keinen Finger ins Wasser zu stippen. Adelheid ist ja so fix und in der Küche hast Du die Piepern. Auf Heuermann, die Gärtner und den Kutscher können wir uns, was Bedienung anlangt, auch verlassen. Ich möchte wirklich 'mal was für die Nachbarschaft thun. Daß ich den netten Anton Hasenkamp nie ins Haus einlade, so oft schon draußen abfertigte, ist mir nachgerade höchst peinlich."

Adelheid ließ vom Fenster her einen Ton der Zustimmung hören und der alte Herr fuhr fort:

„Wir haben doch schon öfter unseren Leuten und Tagelöhnern auf der Diele ein Erntefest gegeben und dazu unsere Bekannten aus der Nachbarschaft in den Zimmern bei uns gesehen. Etwas Derartiges schwebt mir jetzt wieder vor."

„Und zu welcher Klasse von Gästen willst Du Hasenkamps rechnen? Zu denen draußen auf dem Hausflur und in der Bedientenstube oder zu denen in unseren Salons?"

„Sie werden sich natürlich frei bewegen wie alle, und zum Souper denke ich ganz entschieden, sie an unsern Tisch zu ziehen."

Die Baronin fand keine Gelegenheit mehr, auf diesen Vorschlag zu antworten, ihr Sohn trat ein und wurde vom Vater über den Gesprächsgegenstand verständigt.

Mit größerer Lebhaftigkeit als Josias sonst zu zeigen pflegte, stimmte er dem Plane seines Vaters zu.

Als die Baronin sah, wie sehr ihr Sohn dafür eingenommen war, fand sie keine Gegengründe mehr.

Der alte Herr wandte sich befriedigt zum Gehen, um gleich mit seinem Faktotum, Heuermann, Rücksprache zu nehmen. Er rief Adelheid zu, sie solle mit ihm kommen und sie, die unter Herzklopfen zugehört hatte, folgte ihm gern.

Josias setzte sich an das Lager seiner Mutter. Er küßte ehrerbietig und zärtlich ihre wachsbleiche Hand und fragte, wie sie sich fühle.

Es herrschte ein Verhältnis innigen Verstehens zwischen ihnen. Das matte Auge der Kranken gewann neues Leben im Gespräch mit ihrem Sohn, dessen leiseste Wünsche ihr immer maßgebend gewesen waren.

Auch jetzt hatte sie gleich gewußt, daß die Gesellschaft nach seinem Sinne sei und deshalb eingewilligt. Er dankte ihr, daß sie es gethan habe und fuhr, eine leise Scheu überwindend, mit dem seltenen Lächeln, das ihn so gut kleidete, fort:

„Vielleicht wundert es Dich, mich, den sonst so wenig Geselligen, plötzlich vergnügungssüchtig zu sehen, besonders da ich wohl fühle, daß ich von Dir ein Opfer annehme. Ein Opfer, nicht allein an Kraft und Neigung, sondern vielleicht vor allem an Gesinnung. Es wird mir schwer, Dir in dieser Richtung noch mehr abzufordern, aber ich kann nicht anders.

Zum erstenmale in meinem Leben wünsche und begehre ich etwas heiß und dringend, wenn ich mir auch leider sagen muß, daß Du nicht damit einverstanden sein wirst . . ."

„Jorja Becker?" rief sie auffahrend. „Ist es doch dahin gekommen?"

„Ja, ich liebe sie, wie ich nie geglaubt habe, daß ich lieben könne," sagte er mit tiefer Empfindung, während ein besonderer von innen ausstrahlender Glanz, den die Mutter noch nie an ihm wahrgenommen hatte, seine Züge verklärte.

Mit leise bebender Stimme fuhr er halblaut fort, sein tiefstes Fühlen zu enthüllen:

„In Jorjas lichter Gegenwart schwinden die Schatten, die von je her für mich auf dem ganzen irdischen Sein lasteten. Die Dinge dieser Welt erscheinen mir der Mühe wert. Ich hoffe auf die Zukunft, da mir ein schönes Ziel winkt. Der Ekel, die Leere, die graue Langeweile, die sich oft wie Gewitterwolken über mich legten, verflüchtigen sich in ihrer Nähe. Endlich kenne ich jetzt Stunden, in denen ich mich selbst und meinen Ueberdruß vergesse, in denen ich freudig genieße. Ja!" rief er fast heiter: „König Saul hat seinen David gefunden und das Leben hat Reiz für mich gewonnen!" Er strich sich das dunkle Haar von der bleichen Stirn und sah die Mutter freudig an.

Die Baronin sank wieder in ihre Kissen zurück und eine bange Pause trat ein. „Welch eine unglückliche Heirat für meinen Einzigen," seufzte sie.

„Mutter, an diesem Mädchen ist auch nicht so viel wie ein Sonnenstäubchen zu tadeln!"

„Was werden meine Brüder, alle Deine vornehmen Verwandten in Berlin sagen? Ein Fräulein Georgine Becker unbekannter Herkunft und Du, der Du im allerbesten Hause anklopfen kannst!"

Zum erstenmale wurde es ihm nicht leicht, seinen Willen ihr gegenüber zur Geltung zu bringen, aber vielleicht hatte er noch nie so viel Wollen eingesetzt und dagegen hielt sie doch nicht stand.

Mußte sie es nicht auch als ein Glück erkennen, daß er seine Schwermut, seine Gleichgiltigkeit, unter der sie selbst schon so viel gelitten, nun endlich abschütteln würde. War nicht alle Ursache vorhanden, dankbar dafür zu sein, gleichviel von welcher Seite die Hilfe kam?

Es hatte in ihrer Familie schon mehrere Fälle verzweifelten Trübsinns gegeben, die traurig endeten. Er glich so sehr einem jung verunglückten Bruder von ihr und sein Wesen war stets mit demselben lustlosen Ernst behaftet gewesen wie jenes. Sie hatte immer für ihren Einzigen gezittert und bisher alles gethan, ihn zu erfreuen, zu erheitern, ihm das Leben angenehm zu machen. War jetzt vielleicht ein befreiender Wendepunkt eingetreten? Sie hoffte es.

„O Josias, daß ich hierzu Ja sagen muß — aber — eins will ich Dir zugestehen, reizend ist sie. Ich freute mich, daß Du sie gern hattest, daß sie Dich unterhielt; erst in der letzten Zeit habe ich leise angefangen zu fürchten."

„Sag, zu hoffen, liebe Mutter!"

„Nun denn, Du Einziger, Verzogener, so will ich auch das noch für Dich thun, so will ich mit Dir hoffen."

Er umarmte die zarte Frau, wie es ihr schien, sehr freudig. Im Grunde wunderte er sich, daß es ihm so leicht geworden war, ihre Einwilligung zu erlangen. Der Vater würde ohne große Schwierigkeit für seine Wünsche gewonnen werden, für den war es früh genug von der Sache zu erfahren, wenn Josias mit der Geliebten einig war. Und er zweifelte nicht an seinem Siege, wie freundlich, ja wie herzlich war Jorja immer gegen ihn gewesen.

Mutter und Sohn kamen nun überein, daß es allerdings notwendig sei, sich Jorjas Verwandten auf möglichst gute, unauffällige Weise zu nähern, und daß zu diesem Zwecke die Gesellschaft, als Erntefest eingerichtet, die beste und einfachste Gelegenheit biete.

Als die Mutter dann doch wieder über die unerträgliche Zumutung seufzte, daß sie mit diesen bäuerischen Hasenkamps freundschaftlich verkehren müsse, tröstete Josias sie und meinte, er werde seiner jungen Frau zu Liebe viel in Berlin leben, denn Jorja schiene ihm keine Neigung für einen Landaufenthalt zu haben; sie und der Vater sollten dann auch hinziehen, für Adelheid sei der städtische Einfluß sehr nötig und Haidhaus könne man ja verpachten.

„Ja, wenn mein Mann das thäte!" Sie fuhr fort: „Für diesen Winter, den Du ja Deiner Studien halber noch in Berlin zubringen wolltest, hatte ich längst die Absicht, den Vater um eine Uebersiedlung zu bitten. Ich muß etwas für meine Gesundheit thun. Der Verwalter ist zuverlässig, die Pieper hat ohnehin den Haushalt in der Hand, wir sind hier im Grunde überflüssig und meine ganze Familie drängt zum Hinkommen."

„Warten wir nur so lange mit den bestimmten Entschließungen bis ich meines Glückes sicher bin. Wir können dann unsere Pläne auf viel festerem Grunde aufbauen."

Der Baron kehrte ins Zimmer zurück und nun wurden die Einzelnheiten der beabsichtigten Gesellschaft genauer erörtert.

Dreizehntes Kapitel.

Der Tag des Erntefestes war rasch herangekommen, die Gäste hatten freudig zugesagt und in Schloß Haidhaus waren die Vorbereitungen zum Empfang der Gesellschaft getroffen worden.

Der alte Baron fühlte sich auf dem Gipfel des Behagens, er war sehr gern gastfrei und leutselig und sah sich mit großem Vergnügen in einem fröhlichen, möglichst zwanglosen Kreise.

Zu vier Uhr waren die Gäste eingeladen, jetzt um halb vier Uhr kam Adelheid fertig angekleidet und ebenso freudig erregt wie der Vater, die Treppe herunter, um noch einmal nach allen Vorbereitungen zu sehen.

Die große Halle des Flurs, heute außer mit den alten Waffen und Geweihen, noch mit Tannengewinden ausgeschmückt, sah sehr festlich aus.

Zur Rechten von der Hausthür ging es in das



geräumige Bedientenzimmer, in dem Berge von geschnittenen Kuchen und ein Faß Bier die geringeren Gäste erwarteten. Der Kutscher hatte hier seinen Platz, zum Einschenken und Ordnung halten, angewiesen bekommen. Links vom Flur lagen die drei großen Salons. Das Wohnzimmer, die Gartenstube und der Eßsaal. Hier wollte man die Honoratioren der Nachbarschaft empfangen.

Auf der einen Seite der Treppe unter dem hohen mit buntem Glase, Wappen und anderen Schildereien ausgestatteten Fenster sollten die vier Musikanten aus dem Städtchen sitzen, auf der andern Seite, wo durch ein ebensolches Fenster bunte Lichter in die Halle fielen, konnte man durch eine Thür unter dem Fenster in den Park hinaus gehen.

„Bist ja höllisch fein, mien Dochter," sagte der Baron, Adelheid wohlgefällig betrachtend, die in ihrem rosa Musselinkleide sehr nach seinem Geschmacke aussah. „Nun komm, Kind, wir wollen der Geschichte noch unsern Segen geben."

„Wie nett ist es bei uns," rief sie. „Ich freue mich furchtbar!" Sie umarmte und küßte ihren Vater. Sie gingen dann miteinander durch die Räume, in denen alles aufs beste geordnet war.

„Ich möchte gern den jungen Hasenkamp 'en bißchen gut behandeln," hob der Alte wieder an; „Dich führt natürlich einer von Josias Bekannten, gewiß Willi von Seelhorst, aber ich denke, wir richten es ein, daß wir den Anton an Deine andere Seite bringen."

Der Tochter Augen strahlten ihn freudig an. „O Vater, das wäre prachtvoll!"

„Es ist brav, daß Du so bereitwillig bist, gar nicht so schwierig wie Deine Frau Mutter; Josias hat den armen Menschen immer benützt, ihm die kleine Becker herzuschleppen, in die unser junger Herr ordentlich etwas verschossen scheint; um den armen Anton selbst hat er sich aber nie sonderlich bekümmert, da wollen wir denn endlich 'mal etwas wieder gut machen."

Vom kleinen Glockenturme auf dem Schlosse schlug es vier Uhr und sogleich setzten sich die auf dem Hofe und in der Kastanienallee versammelten Tagelöhner und Frauen, Knechte und Mägde in Bewegung, um der Herrschaft den Erntekranz zu überreichen.

Der Baron, sein Sohn und Adelheid empfingen die Hereinziehenden auf der Diele, hörten den Spruch des Großknechts gütig an, nahmen die von Blumen, Laub und Aehren gebundene Krone in Empfang und ließen sie in der Halle aufhängen; dann mischte die Herrschaft sich leutselig unter ihre Gäste und sprach mit diesem und dem.

Die Baronin war auch aus ihrem oben gelegenen Ankleidezimmer heruntergekommen und hielt sich nun als halb Kranke in ihrer gewohnten Sofaecke auf.

Josias empfing die Gäste aus den vorfahrenden Wagen auf der Freitreppe und geleitete sie, über den sich immer mehr anfüllenden Flur, zu seiner Mutter.

Da war ja endlich auch Hasenkamps Korbwagen, von dem dicken Herrn selbst gefahren; Anton saß neben ihm und die beiden Schwestern auf dem zweiten Stuhle.

Welche Ueberwindung der schüchternen Betty ihr Mitkommen gekostet hatte, wußte nur sie allein. Aber ihr Philipp hatte ein Machtwort gesprochen und sie fühlte auch selbst, daß sie Jorjas wegen besser thue, mitzugehen. Die Kleine hatte mit Hilfe Margretens das schwarze Seidenkleid ihrer Schwester für sie neu hergerichtet; den ihr mitgebrachten Fächer zu benützen, konnte Betty aber nicht überredet werden.

Als Hasenkamps vom Wagen stiegen, kam gerade der Pastor mit seiner Mutter die Allee herauf.

Josias hatte nur Augen für die Geliebte. Wie reizend sie ihm wieder erschien! Sie war doch ein ganz anderes Geschöpf als diese schwerfälligen, herausgeputzten Mädchen der Umgegend. Wie eine duftende, köstlich gefärbte Tropenblüte neben alle den Wiesenblümchen der armen Heide, erschien ihm das Kind der Fremde.

Unter diesen Gedanken wollte er Frau Hasenkamp den Arm reichen, um sie, wie er bei den älteren Damen der Gutsbesitzer gethan hatte, mit einiger Auszeichnung die Freitreppe hinauf zu führen.

„O bitte, Herr Baron, inkommodiren Sie sich meinetwegen ja nicht," sagte die bescheidene Frau und entzog sich seiner Annäherung.

Vielleicht war er nicht böse über Bettys Widerstand, er bot mit glücklichem Lächeln Jorja den Arm und dann gingen sie, sogleich vergnügt plaudernd, zusammen ins Haus.

„Sie werden doch mit mir tanzen, Doña Jorja?" bat er, neigte sich vor und sah ihr in die Augen.

„Gern, Margret ist da, sie hat meine neuen roten Tanzschuhe und die Castagnetten in ihrem Täschchen."

Da sie nun oben waren, wo Adelheid und der alte Baron ihnen entgegenkamen, fand Josias keine Zeit nachzufragen, er konnte dem geliebten Mädchen nur noch zuflüstern:

„Zum ersten Tanz, sowie die Musik anfängt!" Sie nickte und dann wurde er von anderen Pflichten in Anspruch genommen.

Der Hausher selbst führte Hasenkamps, für die er besonders wohlwollend empfand, durch das Gedränge der Flurhalle in den Salon. Er bat dabei Betty, sie wolle entschuldigen, daß seine Frau ihr nicht entgegen komme, die Arme sei noch angegriffen von einer kürzlich überstandenen Krankheit.

„Ach, ich kann es ja gar nicht verlangen, daß die Gnädige sich für mich bemüht," antwortete Betty und folgte ihm zaghaft in den vornehm ausgestatteten, belebten Raum. Sie kannte alle diese Herrschaften nur dem Namen nach, hatte kaum mit einem der hier Anwesenden gesprochen und fürchtete sich sehr. Das Bewußtsein, hier als Bauern und nicht dazu gehörig angesehen zu werden, weil ihr Schwiegervater noch ein schlichter Bauer gewesen war, lastete auf der schüchternen, aller Geselligkeit entfremdeten Frau derart, daß sie keine freie Bewegung, kein unbefangenes Wort wagte.

Die Begrüßung von seiten der als hochmütig bekannten Baronin von Bergen war indes eine über-

raschend freundliche. Sie erhob sich, kam der Familie einige Schritte entgegen, gab Betty und sogar den Männern die Hand und küßte Jorja auf die Wangen, während sie an jeden einzelnen artige Worte richtete.

Frau Hasenkamp mußte sich neben sie in einen Lehnstuhl setzen, dessen äußere Kante Betty aber nur zu benützen wagte, und dann plauderte die Baronin unbefangen mit ihr. Die kleine Hofbesitzerin, die immer den Blick nach der Thür gewandt hielt und überlegte, wie sie wohl entrinnen könne, ließ indes mit wahrer Pein diese Höflichkeit über sich ergehen.

Die Herren, namentlich die jüngeren, wünschten Fräulein Becker vorgestellt zu werden und Adelheid, die sich unterdessen wegen einiger Tänze mit Anton geeinigt hatte, übernahm es, Jorja den Damen zuzuführen.

Wer von den jungen Männern tanzte, verfehlte nicht, die anziehende kleine Mexikanerin aufzufordern, was sie ohne Bedenken und Nachfrage allemal vergnügt annahm.

Jetzt gewahrte sie auch den Padre, ihre Blicke begegneten sich, er versuchte es, zu ihr heran zu kommen, da sie aber sehr umringt war und der junge Baron kaum von ihrer Seite wich, zog Gottfried sich verstimmt zurück.

Die Musik begann; ein paar lustige, herausfordernde Takte lockten zum Tanz und Josias von Bergen drängte sich eilig durch die Menge, um seine Dame zu holen, mit der er den ländlichen Ball eröffnen wollte.

Jorja legte, das ganze Gesicht ein strahlendes Lächeln, ihre Hand in die seine und folgte ihm auf die Diele, wo er sich mit ihr neben die Musik stellte.

„Ich muß erst meine Tanzschuhe anziehen, Don Jose," flüsterte sie, „da steht Margret im Gange, die wartet darauf, mir zu helfen," und sie schlüpfte davon.

Es erschien ihm freilich etwas seltsam, daß sie mit ihrem Anzuge noch nicht ganz in Ordnung war, da sie aber bald wieder neben ihm stand und mit schelmischem Aufschauen ein paar Castagnetten leise in ihren Händen klappern ließ, dachte er nicht weiter an die kleine Störung.

„Haben Sie keine Mandoline?" fragte sie.

„Wozu?"

Die Paare reihten sich erwartungsvoll im Kreise, und die Musik spielte einen Walzer.

Josias, sich vor seiner Dame neigend, legte den Arm um ihre Taille und zog sie an sich, um — froh, daß er sie so halte — den Tanz mit ihr zu eröffnen.

Aber — was war das? — mit aller Macht und beiden Händen stieß sie ihn von sich.

„Wie dürfen Sie mich umarmen?" rief sie blaß vor Schreck — „das dulde ich nicht -- das schickt sich nicht!"

Er war ganz starr, ihm schien im ersten Augenblicke, als vernichte ihre Abwehr alle seine Hoffnungen; dann besann er sich, gewahrte, daß man mit Erstaunen auf sie sehe, und flüsterte rasch gefaßt seinem Jugendfreunde, Willi von Seelhorst, der mit Adelheid neben ihm stand, die Bitte zu, daß er nur rasch vortanzen und den Ball eröffnen möge.

Seine weiteren Auseinandersetzungen mit Jorja würden sich hinter dem Kreise der drehenden Paare am besten verbergen, das Aufsehen eines öffentlichen und auffallenden Schauspiels, zu dem sie mit ihrer beleidigten Miene geneigt schien, mußte er auf alle Fälle vermeiden. Sein feines, empfindliches Gefühl ertrug dergleichen hier im Kreise aller dieser Leute unter keiner Bedingung. Aber was in aller Welt war denn in das Mädchen gefahren?

Jetzt stand sie da mit weit offenen Augen, in denen staunendes Entsetzen lag, und starrte in die wirbelnden Paare.

„O — o —" stammelte sie, „was ist das? Auch Ihre gute Schwester in den Armen eines fremden Mannes!" — Und sie schlug die Hände vors Gesicht und wandte sich zur Seite.

Josias begriff plötzlich den Vorgang in dieser keuschen Mädchenseele. Er sah, wie über ihre zarte Wange, das kleine Ohr und den bräunlichen Hals ein helles Rot der Scham floß, und er fragte, sein beleidigtes Gefühl zurückdrängend:

„Haben Sie nie auf europäische Art tanzen sehen?"

„Tanzt man immer so?" Wie groß und vorwurfsvoll sie ihn ansah.

„Ja, es ist hier Sitte."

Sie schüttelte den Kopf, und er erkannte, daß sie sich nicht mit dem Anblick aussöhnen könne.

„Soll ich Sie ins Zimmer zu meiner Mutter führen?" Sie nickte, er bot ihr den Arm und leitete sie vorsichtig durch das Gedränge der Tanzenden in den Salon; dabei hörte er, wie ihre Schuhe eigentümlich auf den Steinfliesen klapperten.

Frau Betty hatte einen günstigen Augenblick benützt und war von dem Ehrenplatze entwichen; die meisten der Anwesenden sahen dem Tanze zu, so konnte Jorja sich neben die Baronin setzen und hier von ihrem Schreck erholen.

Josias zog sich einen Stuhl heran und erklärte seiner Mutter andeutungsweise das Vorgefallene.

„Wir tanzen in Mexiko ganz anders," sagte jetzt das Mädchen, „jeder allein, und man berührt sich kaum. Manchmal singt der Herr die Tanzweise und schöne Verschen auf die Dame, ich habe nie daran gedacht, daß es hier anders sein könne. Beim Tanz gebe ich den Takt an mit den Schuhen, sehen Sie, es sind Brettchen darunter, und hier mit den Castagnetten, das ist wunderschön. O, wie gern möchte ich tanzen!"

Josias, der ihr vergeben hatte, versprach mit den Musikanten zu überlegen, ob man eine Weise spiele, nach der sie tanzen könne. Sie sagte, daß sie eine Melodie vorsingen wolle, die sei ganz einfach, und sie werde sich sehr freuen, wenn sie noch zum Tanzen komme.

Die Baronin wandte ein, daß es etwas auffallend sei, wenn Fräulein Becker hier vor so vielen Leuten tanze, aber Josias, jetzt wieder ganz hingerissen von dem Wesen der Geliebten, sah und hörte nichts als ihre Wünsche.

Jetzt war der erste Tanz zu Ende, das Zimmer

füllte sich, und Adelheid kam sehr erhitzt herbeigeeilt und fragte, ob Jorja nicht recht wohl sei, oder weshalb sie nicht getanzt habe? Ihr Bruder fertigte sie kurz ab. Dann bot er Jorja wieder den Arm und führte sie zu dem Platze der Musik.

Nachdem der junge Baron die Leute verständigt hatte, trällerte Jorja eine Melodie, die der erste Geiger, leise Worte vor sich hinsingend, getreu wiedergab.

„Ja, ja, so ist es!" rief des Mädchen freudig. „Aber was singen Sie dazu?"

„Na, wir können das Stück recht gut, Fräuleinchen, es heißt so," und er sang lauter:

„Lott' is dot, Lott' is dot, Liese liegt im Sterben,
Wer wird nu', wer wird nu', ihre Plünnen erben!"

Triumphirend über seine musikalische Leistung sah er sie an.

Jorja aber war blaß geworden, mit Thränen in den Augen blickte sie zu Josias empor: „Wie kann man darnach tanzen?" flüsterte sie traurig, „Lottchen und Elise sollten sterben, die lieben Kinder! Nein, nach solchem schrecklichen Liede mag ich nicht tanzen, mir ist alle Lust vergangen!"

Und sie klapperte den Gang hinunter, um sich von ihrer Margret die roten Schuhe ausziehen zu lassen.

Fast gerührt und doch befremdet sah Josias ihr nach. Welch ein leicht bewegliches, kindliches Gemüt! Aber war das nicht kindisch? Nein, nein, keine Zweifel mehr, er hielt nicht länger an sich, er mußte ihr von seiner Liebe sprechen.

Er winkte Willi Seelhorst heran und bat ihn, wenn er nicht zur Hand sei, möge Willi sich der Tanzordnung annehmen.

Der Freund, ein kleiner dicker Herr, mit einem behaglichen Gesichte und dem Beinamen „Pümpel", der Zeit seines Lebens zu Josias von Bergen — der so viel konnte und so interessant war in seiner düsteren Stimmung — emporgesehen hatte, erklärte sich freudig zu allem bereit, was der andere fordern möge.

Es sei hier heute ganz himmlisch, er amüsire sich köstlich, habe Adelheid zu Tisch engagirt und verspreche sich viel von dem Abend.

Als die Kleine zurückkehrte, fragte Josias, da sie doch das Tanzen nicht gern sehe, ob sie mit ihm durch den Park gehen wolle?

Jorja willigte freudig ein und dann verließen sie miteinander durch die Glasthür neben der Treppe den Festraum.

Es war nun doch nicht mehr so sonnig und mild wie vor einer Stunde als die Gäste anfuhren. Jorja hüllte sich fröstelnd in ihren rosa Flanellburnus, den Margret ihr sorglich umgelegt hatte und der eben noch leidenschaftlich Erregte fand sich beim Anblick des trüben, herbstlichen Gartens ernüchtert, ja, er fühlte sogar eine Anwandlung seiner alten, schwermütigen Stimmung über sich kommen.

Einzelne Bäume streckten ihre fast blätterlosen Zweige schon wie Ruten gegen den bewölkten Himmel empor, andere bewahrten noch ein fades Grün oder spielten ins Gelbe und Rotbraune, und obgleich aus den wohlgehaltenen Wegen alles abgefallene Laub entfernt war, so flatterten doch still und müde jeden Augenblick andere dem Vergehen geweihte Blätter herab.

Welche Thorheit, neu beginnen zu wollen in Lieben und Hoffen, wo doch Verfall und Moder und alles Elend dieser Welt sich unentrinnbar auf Schritt und Tritt der ringenden Seele entgegendrängt! dachte Josias, während er neben dem Mädchen dahin schritt und in seiner plötzlichen Verdüsterung kein Wort fand, die ersehnte Stunde zu benützen.

„Ach, wie schön!" rief Jorja entzückt, „dieser gelbe Baum kommt mir vor, als sei er aus meinem Feenmärchen." Und sie begann leise zu singen, indem sie unter dem Ahorn hin und her hüpfte:

„Goldbäumchen blink und blank,
Hör mich mit Kling und Klang,
Streu Golddublonen über mich,
Dann freut dein art'ges Kindchen sich!"

Der trübsinnige Mann stand mit verschränkten Armen daneben; er rang darnach, seine Natur zu besiegen, seine finstere Eigenart abzuschütteln und das Glück zu ergreifen. Oder war es gar nicht sein Glück? Konnten sie, ihrer Art nach, nicht zusammenstimmen? War sie doch zu kindisch für ihn?

Jetzt ging sie wieder an seiner Seite und erzählte ihm das Märchen, in dem der Goldbaum seine Rolle spielte.

„Mich versetzt diese ersterbende Natur in Trauer," sprach er gepreßt, „denn ich bin sehend und Sie sind es nicht. Ich seufze unter der Unentrinnbarkeit des Leidenmüssens, der Sünde, die auf der Welt lastet, der Vergänglichkeit alles Schönen; der Erfolglosigkeit aller Anstrengungen, ein Glücksgefühl festzuhalten."

„Was fehlt Ihnen, armer Don Jose?" fragte sie mitleidig, „wer hat Ihnen etwas gethan?"

O, wie groß war der Unterschied zwischen seinem und ihrem Denken und Empfinden! Ihr ging jedes Verständnis ab für das, was er litt, jede Möglichkeit war ausgeschlossen, daß sie mit ihm fühlen konnte. Sie kam ihm in diesem Augenblicke vor wie eine Undine, ohne rechte Seele.

Entmutigende Zweifel krochen in sein Herz. Stand denn bei ihm immer zwischen Lippe und Bechersrand das Gespenst seines Lebens, die freudevergällende Schwermut? Hatte Jorja nicht bisher die Macht besessen, ihn zu befreien?

Wohlan, er wollte seine Stimmung besiegen, er wollte sie gewinnen, die allein ihm helfen konnte! Was vorhin Wärme und Entzücken in ihm gewesen war, wurde jetzt zusammengerafftes Wollen.

„Ich glaube, wenn ich Sie immer um mich sehen könnte, Doña Jorja, liebe, holde Doña Jorja," erwiderte er, sich den früheren Wagemut zurückzwingend, „dann würde mir nie mehr etwas fehlen, dann würden die trüben Gedanken, die mir das Leben verleiden, keine Macht mehr über mich gewinnen."

Sie hatte nur seine ersten Worte beachtet und rief jetzt lebhaft: „Ach ja, ich habe schon oft gewünscht, ich könnte mit Adelheid tauschen! Sie wäre



damit auch zufrieden, denn sie ist gern auf Hasenkamps Hof; und ich, ich möchte sehr gern Ihre Schwester sein, Don Jose!"

Seine Schwester! Da hörte er sein Schicksal, das Todesurteil seiner Liebe. Nichts als seine Schwester! Deutlicher konnte sie es ihm nicht sagen, daß kein Fünkchen von wahrer Liebe für ihn in ihr glühte. Eine kühle, unbefangene, schwesterliche Neigung, befördert durch das Wohlgefallen an seiner Lebenslage, an Schloß Haidhaus. O, welch ein Thor war er gewesen!

„Der Tausch, von dem Sie sprechen, Fräulein Becker," entgegnete er mühsam, „würde nun allerdings schwer ins Werk zu setzen sein."

„Wie blaß Sie sind, Don Jose, friert Sie?"

„Ja, bis ins Mark."

„So lassen Sie uns doch hinein gehen."

„Wie Sie befehlen."

Und sie gingen beide miteinander, unzufrieden und in getrübter Stimmung, zur Gesellschaft zurück.

Sie hatte das Gefühl, daß er recht sonderbar und gar nicht so freundlich wie sonst gewesen sei.

Sein Empfinden war nicht so einfach und klar. Eine bedrückende Ahnung von etwas unwiederbringlich Verlorenem beschlich ihn. Hätte er seine ganze Wärme und Begeisterung für sie festhalten können, wie er sie doch in der That fühlte, wäre die traurige Verdüsterung nicht wieder über ihn gekommen, so würde er vielleicht in ihre offene und unbefangene Seele einen Funken von seiner Glut geworfen haben, so hätte er sie gewonnen, so wäre sie nun sein und er auf dem Gipfel eines Glücks, zu dem er, augenblicklich unfähig ihn zu erklimmen, traurig emporschaute. Sein Mut war hin! Zu alle seinem natürlichen Trübsinn gesellte sich nun noch ein lastendes Gefühl der Reue, der Unzufriedenheit mit sich selbst.

Es kostete ihm die größte Selbstüberwindung in der Gesellschaft auszuhalten, allein er war der Sohn des Hauses und mußte seine Pflichten erfüllen, er war auch formvoll und höflich gewöhnt und konnte sich beherrschen; allein es wurde ihm sehr schwer.

Seine Mutter, die voll ängstlicher Sorge ihn und Jorja beobachtet hatte, sah jetzt die beiden aus dem Park zurückkehren. Ihre Gesichter zeigten aber ja gar nicht den Ausdruck von Liebesglück, den sie darauf erwartete. So war diese Gelegenheit also unbenützt verstrichen, so hatte er nicht gesprochen?

Sie erhob sich und suchte in ihres Sohnes Nähe zu kommen:

„Josias," flüsterte sie, „was ist geschehen?"

Er sah sie mit einem leeren Blicke an, zuckte die Achseln und murmelte zwischen den zusammengebissenen Zähnen: „Abgewiesen."

„Unmöglich!"

Die Baronin wurde angeredet und so voll ihre Seele auch von dem Unglaublichen war, sie mußte auf eine Erklärung warten.

Josias vermied es, mit Jorja zusammen zu treffen und erst als man zum Abendessen ging, war er gezwungen, sie wieder aufzusuchen, da er die Verpflichtung übernommen hatte, sie zu Tisch zu führen.

Jorja hatte sich in der Zwischenzeit mit vielen anderen Leuten gut unterhalten und die weniger angenehme Berührung mit dem Baron fast vergessen. Als er jetzt finstern Gesichtes kam und sie zum Souper holte, sah sie ihn erstaunt an und begriff nicht, was ihm geschehen sei.

Die Baronin zog sich ermüdet und sorgenvoll zurück, was dem Behagen ihres Gemahls und vielleicht auch mancher Gäste indes keinen Eintrag that.

Die geringeren Leute wurden auf der Diele und im Bedientenzimmer mit Schweinebraten und Kartoffelsalat bewirtet, man legte ihnen ein frisches Faß Bier auf und sie waren so lustig wie sie es sich hier erlauben durften.

Im Eßzimmer speisten einige zwanzig Personen erlesener Gäste. Der Hausherr führte in seiner lauten, behaglichen Weise den Vorsitz und belebt durch das vorangegangene Tanzvergnügen, stimmte die Tafelrunde in den angegebenen Ton ein.

Nur Josias fühlte sich außer stande, das, was auf ihm lastete, abzuschütteln. Man kannte ihn als wortkarg und in sich gekehrt und so wunderte sich eigentlich niemand über sein Wesen, nur seine kleine Nachbarin, die er bis jetzt mit Liebenswürdigkeit verwöhnt hatte, sah ihn manchmal erstaunt an.

Auf Jorjas anderer Seite saß der in Lust und Wichtigkeit strahlende Willi von Seelhorst, und da seine Dame, Fräulein von Bergen, sich viel ihrem Nachbarn zur Rechten, dem jungen Hasenkamp, zuwandte, vergaß Willi die Absicht, mit der er gekommen war, nämlich Baroneß Adelheid auf Leben und Tod die Cour zu machen, da sie doch eine höchst passende Partie für ihn sei und plauderte vergnüglich mit dem drolligen braunen Kinde, das ein Glückszufall ihm zur Tischgenossin gegeben hatte. Sein unberechenbarer Freund wollte ja offenbar nichts mehr von dem süßen Dinge wissen.

Jorja gegenüber saß der Padre und ohne es so zu meinen, kokettirte sie etwas mit ihm. Ihre Augen suchten die seinen und sie warf manchmal ein Wort über den Tisch, um ihn mit in ihre Unterhaltung zu ziehen. Sie freute sich, daß er ihre Schwester Betty führte und hätte ihm als Entgelt gern etwas Gutes und Liebes erzeigt.

Ihr freundliches Bemühen fand offenbar eine gute Aufnahme bei ihm und bald flog ein munteres Geplauder über die Gesellschaftsfreuden, ihren Schreck vor dem deutschen Tanz und die Unterschiede hiesigen und mexikanischen Lebens zwischen ihnen hin und her.

Betty fühlte sich in dieser Nachbarschaft am sichersten geborgen, besonders da ihr Mann, der aus Dankbarkeit die Superintendentin aufgefordert, sich an ihre andere Seite gesetzt hatte.

Am glücklichsten war Adelheid, die endlich den Freund am Tische ihrer Eltern neben sich haben durfte.

Anton, der in der Stadt mit mancherlei Geselligkeit in Berührung gekommen war, bewegte sich zu der jungen Baroneß Freude zwanglos in ihrem Kreise. Er tanzte gut, und niemand hätte ihm einen Formfehler nachweisen können.

Sie sprachen bald vertraulich miteinander, fühlte



er sich doch gehoben, daß er endlich für ihresgleichen galt. Er gestand ihr, daß er sich besonders wohl in der Gesellschaft gebildeter, feinerer Menschen fühle, und daß es ihm oft schwer werde, in seinen beschränkten Verhältnissen auszuhalten.

Sie erwiderte ihm, daß ihr seine Lage nicht unzusagend vorkomme.

„Sie dürfen nicht glauben, daß ich überhebend bin, Baroneß," fuhr er lebhaft fort, „ich habe nichts gegen meinen Beruf einzuwenden. Ob ich hinter dem Pfluge gehe, oder Rekruten exerziere, oder einen Landstreicher verhöre, ist gleichviel, geistig förderliche Beschäftigungen sind es alle nicht. Hinter meinem Pfluge freue ich mich an Gottes schöner Welt und kann denken, was ich mag; dies ist in manchem andern Berufe ausgeschlossen. Was mich bedrückt, ist die Enge und Aussichtslosigkeit meiner Zukunft."

„Sie teilen die freundliche Häuslichkeit Ihrer Geschwister und sind im Grunde die Seele der ganzen Wirtschaft. Ist das Ihnen nicht genug?"

„Die Meinen sind mir sehr lieb, ich wünsche sie mir nicht anders, aber . . ."

„Nun, welch ein Aber ist dabei?" rief sie gespannt.

„Ich habe doch in dem beglückenden Verkehr mit Ihnen, Baroneß, einen andern Maßstab gewonnen. Ich sehne mich, wie jedermann in meinem Alter, nach dem Eignen und — und darf ich es aussprechen? — die Ehe mit einer Bauerntochter ist mir unmöglich geworden."

Adelheid erglühte und stammelte, aber es kam kein verständliches Wort über ihre Lippen. Sie senkten beide den Blick auf ihren Teller und verstummten für eine Weile.

Seine Worte hatten ihnen ihre Lage und ihr tiefstes Empfinden mit einem plötzlichen Lichtschein beleuchtet. Sie sahen, was sie sich bisher zu sehen nicht getraut, was sie vielleicht geflissentlich vor sich selbst verborgen gehalten hatten: die Kluft, die sie trennte, die hohe, gesellschaftliche Schranke, die zwischen ihnen stand.

Adelheid war teilweise Zeuge der Erörterungen in ihrer Familie gewesen, ob es möglich sei, die Hasenkamps einzuladen und mit den anderen umwohnenden Gutsbesitzern zusammen zu führen. Der große Schritt war von ihrem biedern und allgemein beliebten Vater gewagt worden und wie der Augenschein lehrte, nicht übel ausgefallen. Ueberbrückt erschien die Kluft aber damit keineswegs.

Adelheid durchschaute recht gut, daß nur die Vorliebe ihres Bruders für die anmutige Schwester der Hasenkamps dies scheinbare Wunder zu stande gebracht hatte. Sie glaubte aber durchaus nicht an den Ernst und die Tiefe von Josias Neigung. Die Geschwister verstanden sich nicht und Adelheid meinte, Jorja diene ihrem Bruder nur als ein willkommenes Zerstreuungsmittel gegen die ihn stets belästigende Langeweile, dies war ihr Ausdruck für seinen Trübsinn, den sie nicht anders zu benennen wußte. Und somit that es ihr fast leid, daß Josias sich dem holden Kind so geflissentlich näherte. Die Freundin war ihr zu gut zum Spielzeug.

An die Möglichkeit einer Ehe zwischen ihrem Bruder und der kleinen Becker hatte sie noch nie gedacht. Sie hielt dies bei den oft ausgesprochenen Ansichten ihrer Mutter für unmöglich, und also — vielleicht noch unmöglicher — ihre Verbindung mit Anton Hasenkamp.

Dieser selbst wagte ebensowenig dem Gedanken an eine Bewerbung um sie, die hochgeborne Baroneß, Raum zu geben. Seine Neigung für das tüchtige, warmherzige Mädchen war allmälich und ihm kaum bewußt in seiner Seele emporgewachsen. Er hatte lange geglaubt, sich nur nach Jorja umzusehen, seine Augen hatten auch noch ihr Wohlgefallen an dem kleinen, bunten Dinge gefunden, als sein Herz sich schon Adelheid zuneigte.

Seit dem Tage, wo er sie vor der armen Frau knieend gesehen, mitleidig das kranke Bein der Jammernden untersuchend, verehrte er Adelheid auf das innigste. Er nannte sie im stillen seine Freundin, sein Ideal und nun wußte er endlich, daß er sie über alles — aber hoffnungslos — liebe.

Adelheid fühlte, was er dachte und wie er litt. Ein plötzliches tiefes Mitleid mit ihm, dem trefflichen Manne, der durch die Verhältnisse so gebunden war, daß er sich nicht offen aussprechen konnte, daß er ihr sein tiefstes Empfinden verbergen mußte, überflutete sie. Um jeden Preis mußte sie ihm ein gutes, tröstliches Wort sagen!

„Wie schade, daß wir in der nächsten Zeit für den ganzen Winter nach Berlin gehen," hob sie bedrückt an. „Meine arme Mutter ist leidend, sie will berühmte Aerzte gebrauchen und mit ihren in Berlin lebenden Geschwistern verkehren. Mein Vater ist nun endlich aus Liebe zu der Kranken einverstanden. Kehren wir im Frühlinge zurück, ist Mutter wohler, so hoffe ich, daß wir uns öfter sehen werden."

Er stammelte, daß er es auch hoffen wolle, daß es ihm ein großes Glück sei, wenn er an das Wiedersehen denken dürfe. Und dann blickten sie sich an und lasen mehr in ihren Augen, als die Lippen aussprechen durften.

Bald erhob man sich vom Tische; Anton tanzte noch einmal mit der heimlich Geliebten und wagte es, ihr mit einem langen, kräftigen Händedruck und den geflüsterten Worten: „Auf Wiedersehen", Lebewohl zu sagen.

Die Gäste hatten das Herrenhaus verlassen, müde und verdrossen stieg Josias die Treppe hinauf, um sich, wenn er auch auf keine Nachtruhe hoffte, in sein Schlafzimmer zu begeben. Da kam das Kammermädchen seiner Mutter ihm im Gange nachgelaufen: „Die Frau Baronin lasse ihn bitten!"

Die Geängstigte hatte in quälender Ungewißheit die Stunden verlebt. Sie konnte diese Pein nicht länger ertragen. Sie mußte Näheres über ihres Sohnes Schicksal und Stimmung erfahren.

„Verzeih, Josias, daß ich Dich noch bemühe," rief sie ihm, von den Kissen ihres Lagers gestützt, entgegen; „vielleicht verschmähst Du es nicht, Dich auszusprechen?"

Er sank auf den Stuhl vor ihrem Bette nieder und strich sich aufseufzend mit der Hand über Gesicht

und Augen; dann schilderte er ihr in abgebrochenen Worten, traurig und eintönig, seine Empfindungen im Park an Zorjas Seite. Den ungeheuren Gegensatz ihrer fröhlich naiven Eigenart zu seinem nachdenklichen Wesen, den er nie so gefühlt habe wie eben da, wo er im Begriff gewesen sei, sich mit ihr für das Leben zu verbinden. Wie er dann aber doch, hingerissen von ihrem Reiz und seiner Liebe, sich andeutend ausgesprochen und die Antwort erhalten habe, sie wünsche nichts mehr als seine Schwester zu sein.

„Mein armer Sohn! Allein sollte dies kindliche Geschöpf Deine zarte Werbung wohl verstanden haben?"

„Möglich, daß sie es nicht hat. Empfände sie aber Liebe für mich, so wäre ihre unbefangene Aeußerung unmöglich!"

„Das glaube ich durchaus nicht. Sie sprach eine Hinneigung aus, der sie noch keinen andern Namen zu geben wagte, als den des schwesterlichen Gefühls."

Josias ließ sich nicht trösten, nicht ermutigen. Eine dunkle Hoffnungslosigkeit war nun einmal die Seelenstimmung, in die er sich eingelebt hatte.

Das Mißtrauen, Zorja möchte, falls er sich ihr noch einmal nahe, seine Werbung nur der äußeren Verhältnisse halber erhören, fraß daneben verbitternd in seinem Gemüte. Und doch war und blieb sie sein Stern, sein Alles, der Trost seines Lebens.

Er sprach der Mutter die Ueberzeugung aus, daß, wenn es für ihn in der Zukunft noch Befreiung von seinem Trübsinn gebe, diese Befreiung nur durch den Einfluß des heiteren, über alles geliebten Wesens möglich sei.

„Jetzt aber weiter um sie zu werben, schien mir nach den heutigen Eindrücken unwürdig," fuhr er gereizt fort. „Es ist mir lieb, daß sich Zeit und Raum zwischen uns legen werden. Vielleicht ist sie noch zu jung, um das zu geben, was ich mir ersehne. Jedenfalls würde es für mich eine neue Quelle großen Leidens sein, wenn ich sie mir zu eigen gewinnen wollte, ohne daß sie mir ihr ganzes Herz schenken könnte. Im Frühjahre ist unser Verhältnis durch die Trennung vielleicht ein reiferes und klareres geworden."

Er verließ die leidende Frau und sie schlief mit dem Gebet auf den Lippen ein, Gott wolle ihrem heißgeliebten Sohne das Glück bescheren, nach dem er sich sehne und damit endlich seinem düstern Gemüt Frieden und Freudigkeit geben. (Fortsetzung folgt.)

Arabische Wirtschaft.

(Hiezu das Bild Seite 23.)

Glücklich sind sie, und so müssen sie auch uns erscheinen, wenn wir auf all den Holz- und Polsterballast blicken, den wir mit uns zu schleppen haben, wenn auch uns einmal die Umstände einen gemäßigten Nomadentrieb eingeben, das heißt wenn wir mit ganzen Möbelwagen hinter uns die Wohnung zu wechseln gezwungen sind und wir Tage, Wochen gebrauchen, um wieder alles das ausgekramt und an seine Stelle gebracht zu haben, was uns im Grunde ganz entbehrlich, aber doch dazu gehört, um uns unser Heim wohlig und erträglich zu machen. Die Zivilisation ist's, die uns zu Sklaven von Gewohnheiten, von Liebhabereien gemacht hat, und rastlos arbeitet sie weiter, erfindet sie immer Neues, was den Kulturmenschen immer hilfloser, ihn zu einem Mauermenschen macht, der sich unglücklich fühlt, wenn er nach Tische sein Schlummerkissen vermißt.

Der Glücklichste ist immer derjenige, der am wenigsten Bedürfnisse hat, und darin steht allen der Araber voran, der nomadisirende wie der seßhafte; selbst der behäbigste, der phlegmatischste und sorgenloseste, den er den „Vater des Bauchs" nennt, er hat nicht mehr Bedürfnisse, als ihm tausendjähriges Herkommen, der Koran, sein Gesetzbuch und seine Erziehung, wenn von solcher überhaupt die Rede sein kann, vorschreiben. Er hat als höchste Bequemlichkeit seinen Diwan, der nur in Ausnahmen Polster und Sprungfedern kennt und sonst ein nur mit Teppich belegtes hartes Lager ist, seine Binsenmatte, auf der er die Beine unter sich kreuzt, seinen Kaffeetiegel, ein paar Schüsseln, in denen er seinen Hammel und seinen Reis kocht und genießt allenfalls nur noch Datteln und etwas süßes Gebäck; das Wasser, durch das nach Mohammed alles lebt, ist sein Getränk und an verdorbenem Magen stirbt er selten. Allerdings gibt es bei den Reichen Mahlzeiten, die aus zwanzig und dreißig Schüsseln in einem für uns gesundheitsschädlichen Durcheinander bestehen, aber das sind nur Ausnahmen, denn der Araber ist arm und seine Betriebsamkeit geht nur so weit, als es der Lebensunterhalt erfordert.

Der Künstler hat uns hier eine arabische Häuslichkeit gezeichnet, die sich in der Ruine irgend eines alten Tempels oder Palastes etablirt. Die Weiber sind beim Waschen, die wenigen Vorräte hängen draußen, vielleicht auf dem Sattelgerüst des Kamels. Eile hat nicht, was sie treiben zur Aufrechterhaltung dieser ursprünglichen Wirtschaft, die seit Jahrtausenden dieselbe geblieben und ebenso lange noch bleiben wird — wie gesagt: glückliche Leute sind sie, denen keine Stunde schlägt, denn eine Uhr kennen sie nicht; die Sonne sagt ihnen, wann der Tag zu Ende geht. **W.**

Allerhand Einfälle.

Von

Theodor von Sosnosky.

Es gibt Menschen, die alles wissen und nichts verstehen, alles kennen und nichts können.

*

Wer sich selbst kennt, kennt auch andere; das heißt aber noch lange nicht: Wer andere kennt, kennt auch sich selbst.

*

Eine kleine Skizze kann eine große Summe von Lebenswahrheit enthalten; spiegelt sich im kleinen Auge doch eine ganze Welt.

*

Die Natur ist die Wirtin, die uns, ihren Gästen, den Lebenstrank kredenzt; und wie man im Gasthause Marken bekommt, damit man weiß, wie viel man schon getrunken hat, und sich darnach richten kann, so gibt uns auch die Natur Marken: das sind für uns alle die Neujahrstage und für jeden einzelnen sein Geburtstag.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Waldeinsamkeit.

Nach dem Gemälde von H. Conradi.



Trostburg.

Schloß Taufers im Ahrethal.

Erinnerungen an Tiroler Sommertage.

Von

Julius Meurer,

Präsident des Oesterreichischen Touristenklubs.

Prasselnd und knisternd lodert ein lustiges, lebendiges Feuer im Kamin. Wohlige Wärme strömt von der rotleuchtenden Glut durch das Zimmer. Vorüber der lachende sonnige Sommer, die Blätter sind gefallen, kahl und schmucklos ragen die entlaubten Aeste in die Luft, der Herbstwind fegt über die Stoppelfelder, der Winter steht vor der Thür, schon sind ein und das anderemal die weißen, flaumigen Flocken aus aschgrauem Himmelszelte tanzend herabgewirbelt, die sicheren, untrüglichen Vorboten der langsam heranrückenden Eismonate. Alle Landschaft nordwärts des gewaltigen Alpenwalles kleidet sich in das eintönige graue, bald weiße Wintergewand.

Träumend und sinnend, auf bequemem Lehnstuhle ruhend, den Blick unverwandt auf die rote Glut im Kamin gerichtet, läßt der wieder in seine nordische Heimat Heimgekehrte die lieben, trauten Bilder jüngst vergangener Reisezeit an sich vorüberziehen.

„Ihr stolzen, hehren Hochberge mit euren trauten, lieblichen Thälern, und du wunderholder Süden, in deinem sinnberauschenden, farbensatten Glanze, magisch und unwiderstehlich zieht es uns Nordländer immer und immer wieder zu euch hinauf und hinab, und wen ihr einmal in eure süßen Banden geschlagen, deſſ' Herz und Sinn bleibt euch verschrieben allezeit."

Und an seinem Geiste vorüber ziehen die lieblichen Bilder, gleich Erinnerungsblättern, Gedankengrüße liebreizender, wonniger Sommertage. Da zuerst die alte Ritterfeste Taufers, auf klotzigem Fels hoch über der rauschenden Ahre. Der Zahn der Zeit nagt mächtig an dem grauen Burggemäuer und doch steht dieses kaum Jahrhunderte, während ungebrochen und unversehrt, in ungeschmälertem Glanze, weit dort im Norden, seit Jahrtausenden die stolzen Firngipfel ins wald- und mattenbedeckte Ahrethal hinablugen.

Dort, über die blinkenden Firnen der Zillerthaler Alpen führte der schwindelnde Pfad ihn hinauf, und jenseits hinab und hinüber zur alten, schon zu Römerzeiten befahrenen Brennerstraße, zur kleinen Bergstadt Sterzing. Das alte Rathaus, der ungeschlachte viereckige Turm mit seiner Durchfahrt, die Arkaden- (Lauben-) Gänge, die kleinen Erker an fast allen Häusern der Hauptstraße, das alles scheint von einer vergangenen Zeit hier vergessen worden zu sein,

und ragt, ein Angedenken des Verflossenen, in die so ganz anders geartete Gegenwart hinein.

Die Gegenwart, Fin de siècle, die Zeit des Dampfes, da muß der schrille Pfiff der Lokomotive, der — Gott sei's geklagt — heutzutage schon auf stolzen Bergeshöhen widergellt, wohl hörbar sein, da wo eine Straße aus historischer Zeit schon den Norden mit dem Süden verband. So ist's auch hier an der althistorischen Brennerstraße, das Dampfroß, es entführt im Fluge den Wanderer gen Süden.

Im Eisackthale abwärts tritt der Süden von Station zu Station schärfer und prägnanter entgegen. Bald hinter Brixen, der lieblichen Stadt und Residenz der Fürstbischöfe, öffnet sich gegen Osten ein schmales Hochthal, in dessen grünem Grunde, weit hinten die bescheidene Ortschaft St. Magdalena in Villnös versteckt liegt.

Weiter braust der Zug thalab.

Jenseits, am rechten Ufer des Eisack, das Städtchen Klausen, eigentlich aus einer einzigen engen Straße bestehend, denn der wilde Bergstrom tritt nahe zu dem steil und jäh, nahezu 170 Meter hoch aufsteigenden Porphyrkegel heran, auf dessen felsiger Kuppe das Benediktiner-Nonnenkloster Säben (Seeben, das einstige römische Sabiona) sich aufbaut. Säben war dereinst eine starke Position der Römer in Tirol und in späteren Zeiten, bevor Bischof Albuin seine Residenz nach Brixen verlegte, auch Bischofssitz, dann hausten die Herren von Säben auf der stolzen Feste, bis im Jahre 1685 ein Benediktiner-Nonnenkloster daraus gemacht wurde. Ein am Turme aufgemaltes, großes rotes Kreuz gilt der Erinnerung an die Heldenthat einer Nonne, die im Jahre 1809, um ihre Unschuld vor den sie verfolgenden Franzosen zu bewahren, den verzweifelten Sprung aus dem Fenster in die grauenvolle Tiefe that, wo sie, an den Felswänden zerschellend, ihren Tod fand.



St. Magdalena in Villnös.

Nicht allzuweit südwärts von dieser einstigen Feste erhebt sich stolz und kühn am linken Eisackufer, gerade ober der Ortschaft Waidbruck, am Ausgange des herrlichen Grödnerthals, eine der imposantesten Ritterburgen Tirols, die Trostburg. Die im besten Zustande erhaltene Burg, ein Besitz der Grafen Wolkensteine, thront auf einem terrassenartigen Vorsprunge, 124 Meter über dem Wasserspiegel des Eisack.

Ein herrlicher Blick erschließt sich von den Zinnen und Altanen, von den Söllern und Balkonen der prächtigen Ritterfeste auf das romantische Eisackthal mit seinen hoch an den Berglehnen hinankriechenden vielen Ortschaften, Weilern, Gehöften und schmucken, mit hochragenden Türmen gezierten Kirchen. Schon im 13. Jahrhundert war die Trostburg bekannt und genannt und vom Herrn Hugo von Veldthurns bewohnt, ging aber bald in den Besitz der Grafen von Tirol über, um abermals den Nachkommen des Geschlechts der Veldthurns zu eigen zu werden. Friedrich von Vilanders vermählte sich mit der Erbtochter Katharina von Trostburg und nahm den Namen Wolkenstein an; im Besitze dieser Familie, die 1476 in den Freiherrn- und 1630 in den Grafenstand erhoben wurde, ist das Schloß noch bis heutigen Tages eine Zierde unter allen alten Schlössern und Herrensitzen Tirols. Auch der „letzte Minnesänger", Oswald von Wolkenstein, gehört dem Geschlechte an.

Weiter und weiter dem Süden entgegen!

Die Porphyrhänge zur Rechten und Linken des Eisack treten näher an einander heran, das pustende Dampfvehikel durchzieht die mächtige Porphyrschlucht, ein geologisches Unikum, bekannt unter dem Namen Kuntersweg, so benannt nach dem Erbauer der Straße durch diese wilde Felsenschlucht, dem angesehenen Bozener Bürger Heinrich Kunter, der die Straße zu Anfang des 14. Jahrhunderts herstellen ließ.

Endlich treten die Berghänge zurück, ein breites, fruchtbares, von üppigen Kulturen bedecktes Thalbecken eröffnet sich vor dem überraschten Auge und hart am Ausgange der schluchtartigen Thalenge breitet sich die freundliche Stadt Bozen mit dem Schwesterkurorte Gries aus.

Das ist schon etwas wirklicher Süden, milde Lüfte, von der Sonne des Südens durchwärmt, durchziehen die mächtige, weit sich nach West und Süd ausdehnende Thalmulde. An den Sonnleiten, den der Sonne zugekehrten Berglehnen, ziehen sich bis hoch hinan die Spaliere, die den Weinreben, die edle Frucht tragen, zur Stütze dienen. Dort, wo der Sonne Strahl nicht mehr jene Intensität besitzt, um der Rebe kostbare Frucht zu zeitigen, da blühen und reifen am kräftigen Stamme des Tafelobstes leckerste Gattungen. An Mauern und Wänden lugen zwischen den grünen Blättern am Spaliere rotbackige Pfirsiche und Marillen (Aprikosen) verlockend hervor. Und an den Berghängen im Osten und Westen wechselt das tiefdunkle, satte Grün der Edelkastanie mit dem hell leuchtenden Lichtgrün des Nuß-

baumes, und darüber in den höheren, lichteren, frischeren Luftschichten winkt dem Wanderer der wohlige Schatten des duftenden Tannenwaldes. Auf der Thalsohle fächelt der laue Lufthauch die breiten mächtigen Blätter der übermannshoch aufgeschossenen Kukurutzstauden.

Zwischen all dieser üppigen, herzerfreuenden Vegetation bauen sich, zum Teil von wohlgepflegten, blumenübersäten



Klausen mit Säben.

Sterzing mit dem Rathaus.

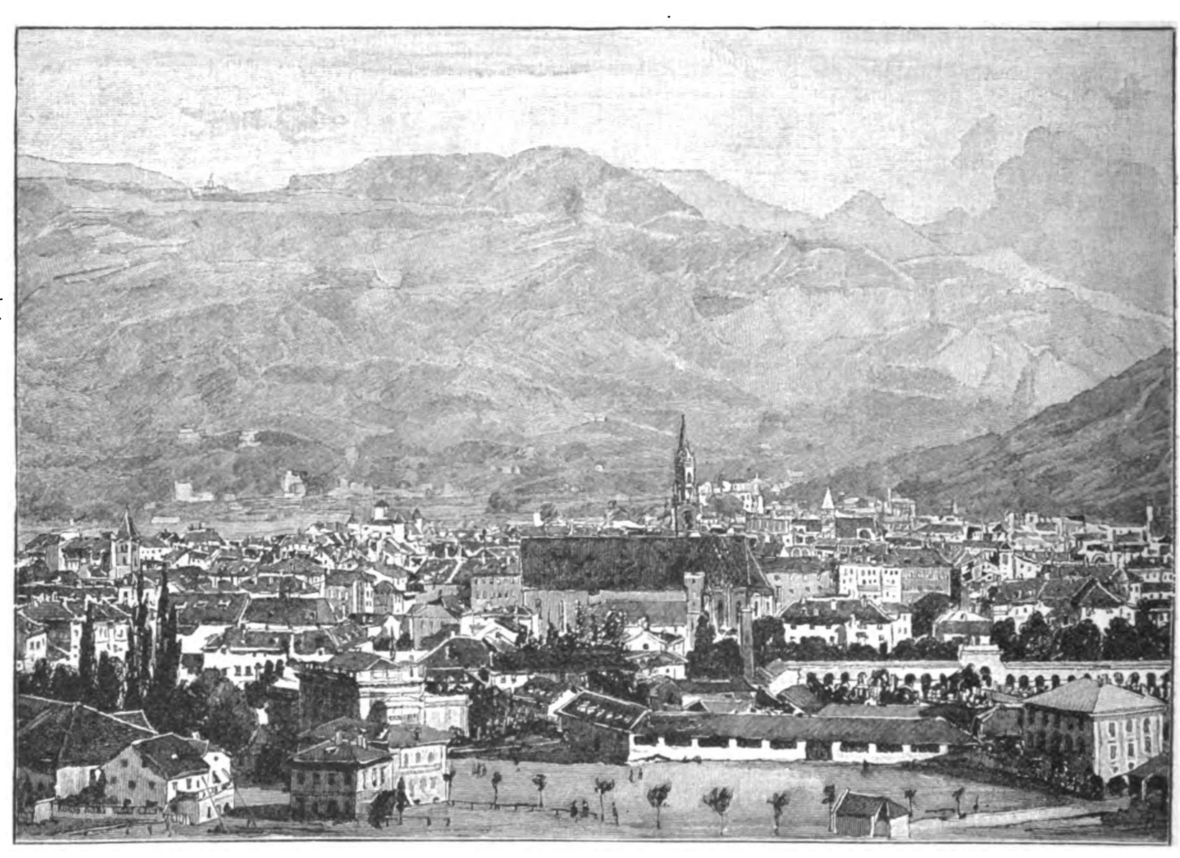
Gärten umkränzt, die freundlichen Häuser und Ansiedlungen von Bozen-Gries malerisch auf. Eisack und Talfer vereinigen dicht abwärts dieser Schwesterortschaften ihre schäumenden Fluten und stürmen vereint der nahen Etsch zu, die in ihrem breiten Bett, eine Wegstunde südwestlich von Bozen, auch diese ungeberdigen nassen Kinder der Berge aufnimmt.

Welch magische Zaubergebilde bauen sich dort weit im Osten von Bozen am Horizonte auf? Das ist König Laurins Zauberland, das ist des Sagenkönigs Rosengarten! Faszinirend fesselt der großartige Anblick das Auge des Beschauers, welch bizarre Felsgestalten, welch staunenswerte, unerschöpfliche Abwechslung in dem Aufbau und der Gestaltung dieser Steingebilde.

Rosengarten! Freilich, der kühne, mutige Steiger, der seine Schritte da hinauf zu jenen luftigen Felsbastionen lenkt, der unverzagten Herzens, unerschrocken

und unentwegt über schwindelnde Grate, an praller Felswand aufwärts sich seinen Weg bis hinan auf die hohe Spitze erkämpft, Rosen findet er dort auf den Höhen nicht, und wahrlich nicht auf Rosen wandert sein Fuß dahin; die Rosen, die wohl einst der Sage nach hier keimten, sproßten und verblühten, sie sind zu hartem Stein verwandelt, aber in ein Zauberland ist er doch eingetreten, zu einem Zaubergarten hat er sich doch empor gekämpft, wenn er auf der luftigen Zinne hoch im Himmelsäther rings umher blickt auf all die zauberhaften Dolomitgestalten, die ungezählten Gipfel weit im Kreise ringsum, auf das lachende, blühende, grünende, liebliche Etschthal. Ja, mit magischer Gewalt zieht es uns hin zu jenem Zauberlande, hin zu jenem geheimnisvollen, weißschimmernden, sagenreichen Rosengarten.

Auch ein anderes Kleinod, nicht, wie der Rosengarten, von der gewaltigen Allnatur geschaffen, nein von Menschenhand errichtet, birgt der herrliche Thalkessel noch. Unmittelbar am Austritte des Sarnthales, wo der tosende Talferbach aus enger Schlucht plötzlich in breitem Rinnsale dem Eisack zufließt, erhebt sich, nicht gar hoch über der Thalsohle, eine der prächtigsten, umfangreichsten, ob ihrer antiken, künstlerischen Ausschmückung, ihrer reichen historischen Erinnerungen und ihrer gediegenen Architektonik bemerkenswertesten und hervorragendsten Ritterburgen Oesterreichs, das



Bozen.

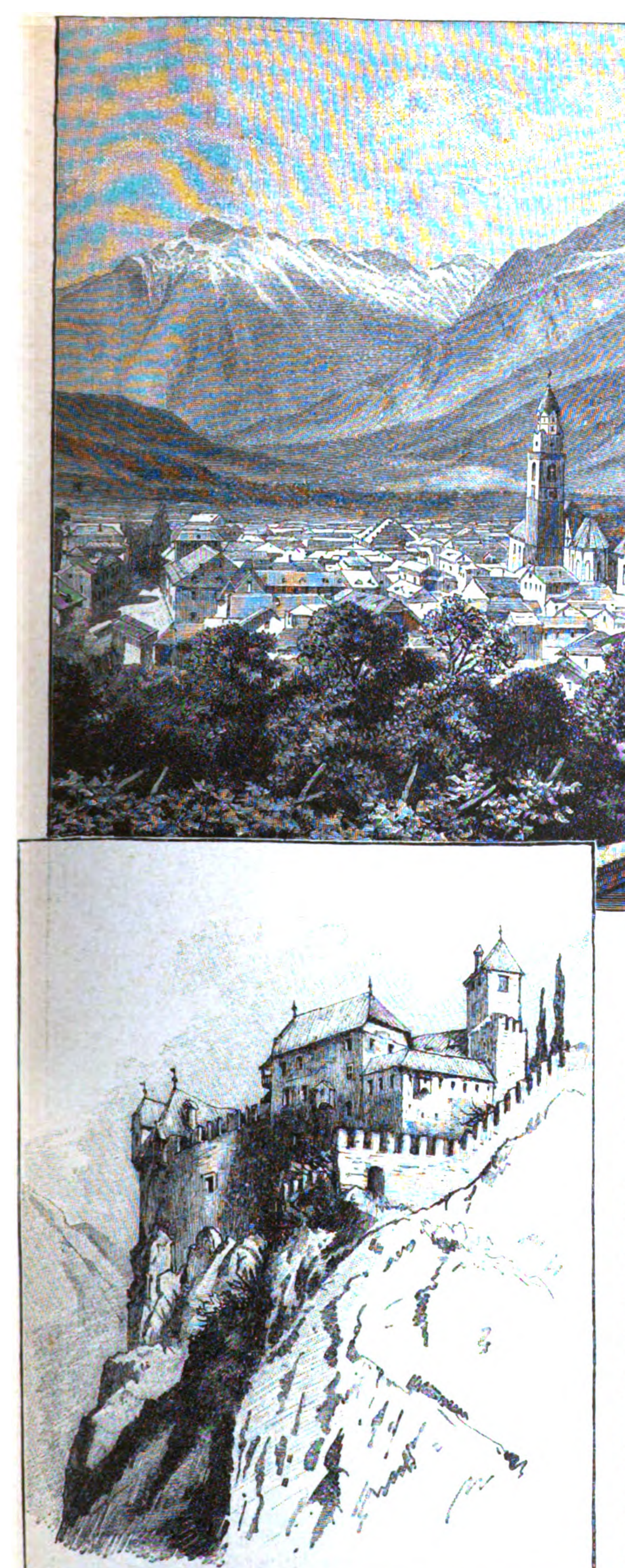
Schloß Runkelstein, im Besitze des Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich-Ungarn.

Das prachtvolle Bauwerk, dessen Inneres von alten, wertvollen Fresken überreich geschmückt war, stand nahe am Rande des gänzlichen Zerfalles und Unterganges, als gerade noch zu rechter Zeit Oesterreichs Monarch zu Anfang der achtziger Jahre durch Kauf in den Besitz der prächtigen Burg Runkelstein gelangte. Durch den Altmeister im Kunstbau, Baron Friedrich Schmidt, wurde die Burg im Auftrage des kaiserlichen Besitzers in den Jahren 1884 bis 1888 in glänzender Weise restaurirt und steht heute als Prachtbau, ein Juwel unter allen Burgen, wieder verjüngt da.

Wenngleich so manches von den kunsthistorischen Schätzen, die die alte Feste barg, durch der Zeiten Lauf zerstört oder beschädigt wurde, so verblieb doch des Wertvollen noch immer so viel, daß besonders in Bezug auf Fresken die Burg Runkelstein noch heute so Bedeutendes und Hervorragendes aufweist, wie kaum eine andere alte Burg. Der aus dreizehn Fresken bestehende Tristan-Cyklus und die achtzehn Wandgemälde des Garel-Cyklus repräsentiren einen kaum abzuschätzenden historischen Wert. Das Alter der Burg führt ins Jahr 1237 zurück, doch stand vordem schon ein Römerturm dort, wo die Burg sich jetzt erhebt.

Am westlichen Ende des mächtigen oberen Etschthalkessels zeigt sich wieder ein gottbegnadeter Erdenwinkel, in dem sich das vielbesungene, vielgelobte und vielbesuchte Städtchen Meran eingenistet hat. Alles, was von Bozen-Gries bezüglich herrlicher und üppiger Vegetation gepriesen wurde, gilt in erhöhter Potenz von Meran, wozu die noch bevorzugte, noch günstigere klimatische Lage hinzutritt. Meran, im wahrsten Sinne des Wortes von der Passer durchbraust, ist ein kleines Eden, lieblich, reizend, bezaubernd, und für alle, die ihr Schritt dorthin lenkte, entzückend.

Kein Wunder, wenn alljährlich Tausende und Abertausende dahin pilgern, teils um sich Gesundheit oder doch Linderung ihrer Leiden in dem köstlichen Klima während der rauhen Winterszeit zu holen, teils um Freude und Lust, Vergnügen und Zerstreuung in dem freundlichen Kurorte und den wunderlieben Umgebungen zu finden.



Meran.

Runkelstein.

Reizende Spaziergänge, prächtige Ausflüge nach allen Richtungen hin bietet Meran in seltener Abwechslung. Zahlreiche alte Burgen, glanzvolle Schlösser und Edelsitze, prunkvolle Villen, zierliche Pensionshäuser, alle umgeben von blumenreichen, mit tropischen Gewächsen bestandenen Gärten, liegen zerstreut an den Berglehnen umher.

Und wenn dann zur Winterszeit rings auf den Bergen der blinkende Schnee im Scheine der leuchtenden Sonne glitzert und funkelt und drunten im Thalbecken Rosenknospen in den Gärten sprießen und sich zu duftender Blume entfalten, wenn Kranke und Gesunde in sonndurchwärmter, milder Luft lustwandelnd die Gefilde durchstreifen, während droben jenseits der Alpen im kalten Norden alles zu Eis erstarrt ist, dann ruft der in Meran weilende Bewohner nördlicher Klimate wohl entzückt: Hier ist Licht, Sonne, ewiger Sommer, hier ist der herrliche, entzückende Süden! . . .

Längst war das knisternde, prasselnde Feuer im Kamin erloschen, matt schimmernd glimmten nur noch die spärlichen Reste der roten Glut und noch immer saß unser Träumer in Gedanken verloren und starrte auf den verlöschenden Schein der Glut. Bild auf Bild zog an seinem Geiste vorüber, mächtig, sehnsuchtsvoll zieht es ihn hinab in die sonnigen Gefilde Südtirols, wo er so traute Stunden jüngst verlebt. Fröstelnd erhebt er sich endlich, überrascht blickt er um sich, gewaltsam muß er

die Vergangenheit bannen, um sich in der Gegenwart wieder zurecht zu finden: „Lebt wohl, ihr trauten Bilder! . . . doch, nach des Winters eisiger Nacht, bricht siegreich des Frühlings Sonnenlicht sich Bahn, und dann . . . auf Wiedersehen, du schönes Land Tirol!"

Von der Save zur Adria.

(Hiezu das Bild Seite 63.)

Wer vor etwa vierzehn, fünfzehn Jahren eine Reise im Wagen, zu Pferde oder fürbaß wandernd durch die damals bekanntlich noch türkischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina unternahm, der konnte, wenn er glücklich heimgekehrt war, gar viel Interessantes erzählen. Und that er dies gewissenhaft, so mußte er auch berichten, daß er sein Gewehr stets scharf geladen mit sich trug, daß das Nachtlager in den Han's auch nicht die allergeringste Annehmlichkeit bot, insbesondere wenn man nicht mit — Insektenpulver versehen war, daß der unvermeidliche Jaraz- (Schöpsen)-braten einen zivilisirten Magen zur Verzweiflung bringen konnte. Seit diese Provinzen von Oesterreich-Ungarn verwaltet werden, hat sich, wie in aller und jeder Hinsicht, auch in dieser alles zum Bessern gewendet. Wen's gelüstet, der mag zu Fuß kreuz und quer das Land durchziehen, er bedarf keiner andern Waffe als eines Stockes, um die Dorfhunde abzuwehren; überall findet er angemessene Unterkunft und Azung; in allen Städten gibt es vorzügliche Hotels, wovon viele landesärarisches Eigentum sind; ausgezeichnete Chausseen er-



Rosengarten. (Seite 49.)

möglichen das angenehme Reisen im Wagen. Wer aber ein echtes Kind unserer Zeit ist — eilig, ungeduldig, nervös — der mag die schmalspurige Eisenbahn, welche die Save mit der Adria verbindet, benützen.

In Bosnisch-Brod an der Save steht der Zug, aus einer Miniaturlokomotive und einer Anzahl von kleinen, niedlichen, bequemen Waggons zusammengesetzt, zur Abfahrt bereit. Die Waggons füllen sich mit „Schwabas", wie alle Eingewanderten genannt zu werden pflegen, und Einheimischen in ihrer buntfarbigen, malerischen Tracht. Alsbald rollt der Zug flott vorwärts, die schärfsten Kurven in größter Eile nehmend. Die Posavina, die Saveebene, bietet landschaftlich nichts Besonderes; Interesse erwecken bloß die bosnische Kuča (Kutscha — Wohnhaus) mit ihrem erkerartig vorspringenden Stockwerke, die hier und da einsam im Felde steht, die altersschwachen, ärmlichen Moscheen mit ihren plumpen, in Holz ausgeführten Minarets und die verwahrlosten mohammedanischen Friedhöfe. Bald aber gelangen wir ins romantische Bosnathal, in welchem zwischen waldreichen Bergen die schöne, grüne Bosna zur Save eilt. Einige Bergesgipfel sind von altbosnischen Burgruinen gekrönt, welche an die finsteren Zeiten des bosnischen Feudalwesens erinnern. Einen herrlichen Ausblick in die drei Thäler der Bosna, der Spreca und der Usora, die sich bei Doboj vereinigen, gewinnt man von der Höhe der verfallenen Burg von Doboj. Dieses Städtchen, dessen Aeußeres sich auch in der neuen, glücklichen Aera der österreichisch-ungarischen Verwaltung nur wenig verändert hat, bietet das ziemlich treue Bild einer bosnischen Kleinstadt längst vergangener Tage. Bei Vranduk, der alten türkischen Felsenfeste, welche nach dem Ofener Frieden vom Jahre 1503 die ungarisch-türkische Grenze bezeichnete, verengt sich das Bosnathal und nimmt einen düsteren Charakter an; bei Zenica (lies Senitza) erweitert es sich wieder zu einem freundlichen Becken. Zenica ist aus einem zur Türkenzeit bedeutungslosen Städtchen zu einem kleineren, aber ganz ansehnlichen Kulturzentrum emporgewachsen; hier wird Braunkohle mit Dampfbetrieb zu Tage gefördert, eine mächtige Papierfabrik arbeitet Tag und Nacht, hier befindet sich auch die unter Benützung der neuesten Er-

fahrungen erbaute und eingerichtete Landesstrafanstalt, ein riesiger Gebäudekomplex, in welcher die Sträflinge, nach dem irischen **Korrektionsprinzip**, als besserungsfähige Menschen angesehen und auch darnach behandelt werden.

Nach zehnstündiger Fahrt erreichen wir endlich das Sarajevskji-Polje, die fruchtbare Ebene, an deren Ostrand, umkränzt von ragenden Bergen, das „goldene Bosna-Serail", die Landeshauptstadt Sarajewo, eine der schönsten und interessantesten Städte des ganzen Balkans, liegt. Sarajewo zeigt zum großen Teile noch das Gepräge einer alttürkischen Stadt, aber die modernste Neuzeit ist auch schon ziemlich stark durch Prachtbauten vertreten; und gerade dieser Gegensatz, das knappe Nebeneinander von türkischem Mittelalter und moderner Zivilisation im Aeußern und im Volksleben bildet einen der eindrucksvollsten Reize Sarajewos, das sich übrigens auch einer höchst pittoresken Lage zu beiden Ufern des Bergflüßchens „Miljacka" (die „Liebliche") rühmen kann.

Von Sarajewo, in der Richtung gegen die blaue Adria eilt der Zug bald bei dem bosnischen „Baden", Ilidže, vorbei. Dieser idyllische Kurort war schon vor undenklichen Zeiten wegen seiner warmen Schwefelquellen bekannt und gern besucht; die bosnisch-herzegowinische Landesregierung hat Ilidže vor mehreren Jahren durch prachtvolle Anlagen, Kurhaus, Hotel und so weiter, verschönert, und so spielt denn jetzt Ilidže nicht nur als Kurort, sondern auch als nächster, reizender Ausflugsort für die Sarajewoer Bevölkerung eine große Rolle. In einem halbstündigen Spaziergang von Ilidže aus erreicht man den Ursprung der Bosna, die, auf einem grünen Plane gleichzeitig aus sechzig Quellen hervorsprudelnd, sofort auch ein ganz stattlicher Fluß ist. In dieser Gegend, am Fuße des finsteren Bergriesen Igman, soll die römische Station „Ad Matricem" gestanden haben.

Der Schienenstrang führt weiter auch durch freundliche Landschaften, die, immer wechselnd und abwechslungsreich, je höher die Steigung, desto imposanter werden. So langt denn der Zug, dank dem in Anwendung gebrachten gemischten Zahnradsystem, wohlbehalten auf der Höhe des Ivangebirges an, welches die Wasserscheide zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere bildet.

Von den Gipfeln des Ivans genießt man eine entzückende Fernsicht: reliefartig liegt ein beträchtlicher Teil der Herzegowina da, hier ein schneebedeckter Berggipfel, da ein kahles, ödes, rissiges Felsengebirge, dort ein Bergstock in weichen Formen, reich mit Wäldern bedeckt, aus den Tiefen schimmern die Silberfäden der Flüsse und Bäche . . .

Vom Ivan geht es dann stetig abwärts; bei Konjica stellt sich die smaragdgrüne, wilde Narenta ein und begleitet uns, unablässig rauschend und brausend und schäumend, weiter durch das wildromantische Jablanicathal, durch das grandiose, enge Felsendefilé, zweifellos eine der schönsten Partien Europas, nach Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina. Zwischen den öden Bergen Veleš und Hum an beiden Ufern der Narenta, die tief unten in ihrem steinernen Bette mächtige Felsblöcke wälzt, liegt die finstere Stadt; in den alten Straßen ziehen sich Steinmauern hin, die nur kleine Thoröffnungen haben, durch welche man in einen engen Vorhof gelangt, von hier erst gewinnt man Eintritt ins Haus — das verleiht der Stadt ein kriegerisch-trotziges, düsteres Aussehen. Das interessanteste Bauwerk aus alter Zeit ist die sogenannte Römerbrücke, welche in einem kühnen Bogen in schwindeliger Höhe über die Narenta setzt. Die Brücke dürfte um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut worden sein. Hadschi Halfa, ein arabischer Schriftsteller, der zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts gelebt hat, meint, daß die Brücke im Jahre 974 errichtet worden sei, und schreibt unter anderem: „Da aber die meisten Gärten jenseits des Flusses liegen, hatte eine an Ketten hängende Brücke hinübergeführt, die aber, da sie der Säulen ermangelte, so sehr schwankte, daß man nur mit Todesfurcht über sie gegangen ist. Nach der Eroberung sendete Sultan Suleiman auf die Bitte der Bewohner den Baumeister Sinan, auf daß er eine Steinbrücke baue. Dieser aber, nachdem er den Ort gesehen, erklärte die Aufgabe für unmöglich. Später aber verbürgte sich ein daselbst ansässiger Zimmermeister für den Erfolg, und die Brücke kam auch zu stande. Die Brücke ist ein Meisterwerk, das alle Baumeister der Welt zu Grunde richtet." Diese Tradition lebt auch jetzt noch bei den Mostarer Mohammedanern. Die Christen erzählen, daß der in Sklaverei geratene Baumeister Rade durch diese Brücke seine Freiheit von den Türken wiedergewonnen habe. Der Bau stürzte so lange immer wieder ein, bis er auf den Rat der Vila, der Fee des Waldgebirges, ein Liebespaar in den Grundfesten der Brücke einmauerte. (S. „Bosnien und die Herzegowina" von Johann von Asbóth). In zweistündiger Bahnfahrt gelangt man von Mostar an die blaue Adria.

Aus diesen flüchtigen Hinweisen ersieht man, daß in den occupirten Provinzen landschaftliche Schönheiten in allen Abstufungen vom Idyllisch-Sanften bis zum Gigantisch-Schreckhaften in reicher Fülle vorhanden sind, daß auch die Staffage dieser Gegenden, nicht minder die Gegensätze in den Bauten, den Trachten viel Reize bieten. Das Interessanteste für den tiefer denkenden Reisenden aber bildet das Studium der riesigen Kulturarbeit, welche von der österreichisch-ungarischen Verwaltung in der kurzen Spanne Zeit von vierzehn Jahren geleistet worden. In jenen seit Jahrhunderten verwahrlosten Ländern wurde auf den Trümmern eines verfallenen Staatswesens mit dem gleichen Materiale ein den Landesbedürfnissen entsprechend verändertes, aber doch nach modernsten Prinzipien erbautes Staatsgebäude errichtet, von dessen Giebel die Fahne mit der Aufschrift „Gleichheit, Gerechtigkeit, Fortschritt" weht. Und der Mann, der unbestritten sich die größten Verdienste um diese Provinzen in dieser Hinsicht erworben, ist Benjamin von Kállay, der gegenwärtige österreichisch-ungarische Reichsfinanzminister.

A. Flachs.

Im Sturme kam's!

Von

Ernst Zahn.

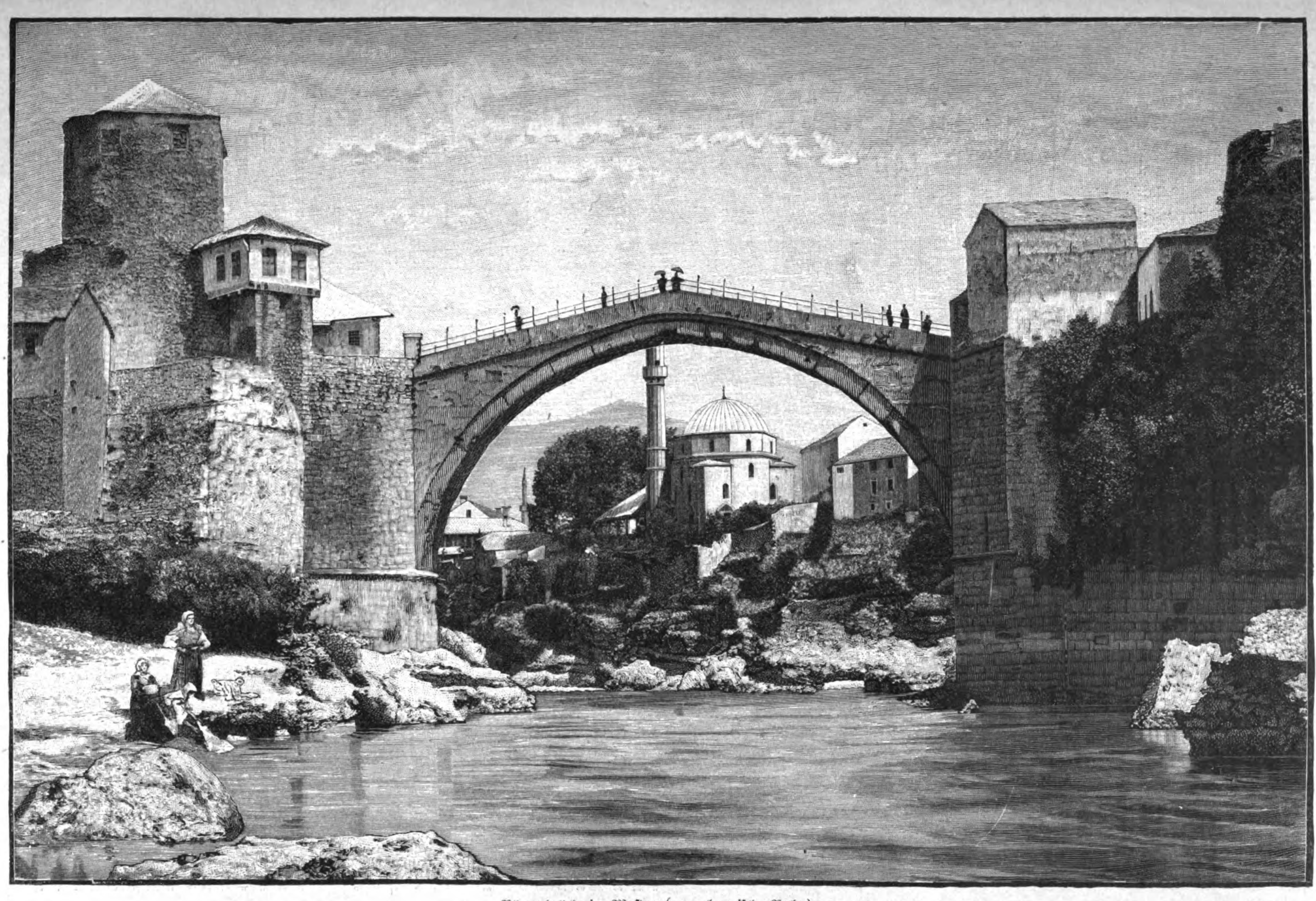
Im Sturme kam's, im Sturmwind flog mir's zu,
Vom ersten Tag hab' ich darum gerungen,
So lang ich's hielt, hatt' ich nicht Rast noch Ruh',
Im Sturme kam's — im Sturmwind ist's verklungen!

Das war mein Glück — ein Kampf von Anfang an,
Von erster Stund' ein Ringen und ein Bangen,
Blüten, die sich der Wind zum Spiel ersann,
Die viel zu spät im Herbste aufgegangen.

Und doch — manchmal durch tiefe, düstre Nacht,
Kam's wundersam von fern herangezogen
Am dunklen Himmel, in geheimer Pracht,
So seltsam still, ein Leuchten und ein Wogen.

Und leise zitterte gar manchesmal
Durch Sturmeswehn ein Ton wie Glockenklingen,
Ein Hauch so süß — das Herz vergaß der Qual
Und lauschte still dem fernen, fremden Singen! —

Nun ruht der Kampf. — Doch auch kein Leuchten mehr! —
Nie mehr ist jener Klang zu mir gedrungen, —
Im Herzen nur ein Flüstern, bang und schwer:
Im Sturme kam's — im Sturmwind ist's verklungen!



Römerbrücke in Mostar (neue bosnische Bahn).

Der goldene Schnitt.

Ein gemeinfaßliches Kapitel der Mathematik für Freunde der Naturforschung, der Kunst und der Aesthetik.

Du hast Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet.
Buch der Weisheit, Kap. 11, V. 21.

Die güldene Zahl im Kalender, welche die Stellung des laufenden Jahres im neunzehnjährigen Mondcyclus angibt, wird so genannt, weil man dieselbe einst zu Athen mit goldenen Buchstaben angeschrieben hatte, und dann auch „wegen ihres besonderen Nutzens in Ausrechnung der Tage, auf welche Neu- und Vollmond und insonderheit Ostern fallen.“

Die Poeten haben der Sonne das Ehrenprädikat der goldenen verliehen, und man nennt ferner die fröhlichen Tage der Kindheit die goldene Jugendzeit. Das goldene heißt auch jenes mythische Zeitalter, in dem die Menschen ein schuld- und sorgenfreies Leben führten.

Aehnlich ist es mit dem goldenen Schnitt, einem mathematischen Lehrsatze von sehr ehrwürdigem Alter, der seiner vorzüglichen Eigenschaften wegen das lebhafteste Interesse der Mathematiker aller Zeiten in Anspruch nahm und von dem vielfach der Nachweis zu erbringen versucht wurde, daß ihm auch besondere Geltung zukomme in Natur und Kunst.

Wie heißt nun dieser Lehrsatz?

Der goldene Schnitt ist die Teilung einer geraden Linie in zwei ungleiche Teile, die in einem bestimmten Verhältnisse

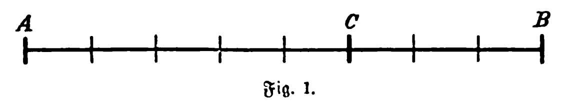


Fig. 1.

zu einander stehen. Die Strecke AB (Fig. 1), welche z. B. 8 Einheiten besitze, sei in C so geteilt, daß AC = 5 Einheiten und CB = 3 Einheiten hat. Es verhält sich dann der kleinere Teil zum größeren wie 3 zu 5, und der größere zur ganzen Strecke wie 5 zu 8. Wenn wir diese beiden Verhältnisse $^3/_5$ und $^5/_8$ auf gleiche Nenner bringen, so erhalten wir $^{24}/_{40}$ und $^{25}/_{40}$. Man sieht also, daß die Verhältnisse beinahe gleich sind und daß man den Punkt C nur ein wenig zu verrücken braucht, damit sie ganz gleich sind. Thut man das, dann sagt man, die Strecke sei nach dem goldenen Schnitt geteilt, weil sich dann der kleinere zum größeren Teil verhält, wie der größere zur ganzen Strecke. Der Punkt C kann sowohl durch Konstruktion als durch Rechnung gefunden werden, und jedes Lehrbuch der Mathematik gibt Aufschluß darüber. Die Auflösung verdanken wir dem großen Geometer der Griechen, Euklid, der sie bereits 300 Jahre v. Chr. in seinen „Elementen“ gibt.

Das goldene Verhältnis läßt sich aber nicht so vielfach ausdrücken, wie unsere früheren Brüche $^3/_5$ und $^5/_8$ waren, sondern es ist näherungsweise 0,618 . . . Genau läßt sich das Verhältnis durch zwei ganze Zahlen, und wären sie noch so groß, nicht wiedergeben, weil es irrational ist, wie der Mathematiker sagt.

Wenn man, von den Zahlen 1 und 2 ausgehend, in der Weise eine Reihe bildet, daß man jede folgende Zahl durch Addition ihrer beiden Vorgänger bestimmt, so erhält man eine eigentümliche, die sogenannte Laméſche Reihe: 1. 2. 3. 5. 8. 13. 21. 34. 55 u. s. w., welche die merkwürdige Eigenschaft hat, daß die Brüche, die man aus den Zahlenpaaren der Reihe nach bilden kann: $^1/_2$, $^2/_3$, $^3/_5$, $^5/_8$, $^8/_{13}$ u. s. w. immer abwechselnd kleiner und größer sind als das goldene Verhältnis, demselben aber immer näher kommen, ohne ihm je gleich werden zu können.

Der goldene Schnitt hat wohl zunächst deshalb das Interesse der ästhetisch hochgebildeten Griechen erregt, weil er in äußerst eleganten Figuren und Konstruktionen auftritt.

So ist z. B. die mathematisch genaue Einteilung eines Kreisumfanges in 5, 10, 15, 20, 40 u. s. w. Teile nur vermittelst des goldenen Schnittes möglich. Wenn man

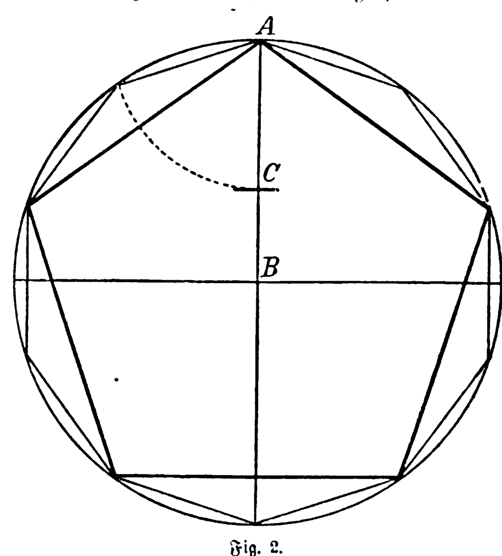
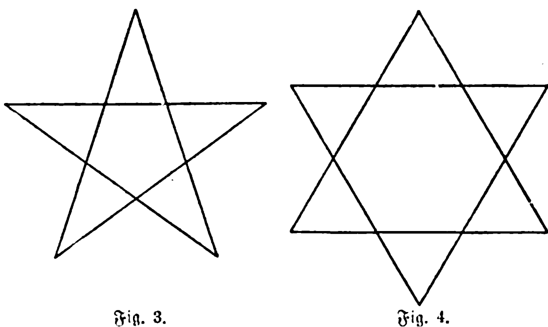


Fig. 2.

den Halbmesser eines Kreises (Fig. 2) nach dem goldenen Schnitte teilt, so läßt sich der größere Abschnitt genau zehnmal auf dem Umfange auftragen. Die erhaltenen Punkte mit einander verbunden, geben dann ein regelmäßiges Zehneck. Wenn man bei der Verbindung der Punkte je einen überspringt, so bekommt man das regelmäßige Fünfeck. Zieht man in dem letzteren die Diagonalen, so erhält man das Pentagramm oder den Trudenfuß, (Fig. 3) in welchem sich der goldene Schnitt in schönster Weise zeigt. Es wird nämlich jede der fünf Linien des Pentagramms von jeder


Fig. 3. Fig. 4.

sie schneidenden Strecke desselben nach dem goldenen Verhältnisse geteilt. Das Pentagramm war schon den Pythagoräern bekannt und findet sich häufig auf griechischen Münzen. Es darf nicht mit dem Wirtshauszeichen (Fig. 4) verwechselt werden, welches aus zwei sich kreuzenden gleichseitigen Dreiecken gebildet ist und aus zwei Zügen besteht, während das Pentagramm in einem einzigen Zuge hergestellt werden kann.

Die Benennung „Goldener Schnitt“ stammt aus dem Mittelalter, wo sie unter dem Namen „Sectio aurea“ oder auch wohl „Sectio divina“ vorkommt. Bei den mathematischen Schriftstellern des Mittelalters bis herab zu Kepler fand nämlich dieser Lehrsatz große Wertschätzung und sogar Bewunderung. Mit dieser Bevorzugung verband man in jener Zeit eine symbolisierende und über das Gebiet der reinen Mathematik hinausgehende Auffassung des merkwürdigen Teilungsverhältnisses.

Das Pentagramm bekam den Beigeschmack des Mystischen und Wunderbaren. Häufig wurde es an Thürschwellen angebracht als vermeintliches Schutzmittel gegen jene weiblichen Zauberwesen der deutschen Mythologie, Druden genannt. Auch Goethe läßt auf Fausts Schwelle das Wahrzeichen der Alchimisten, ein Pentagramm, angebracht sein, das dem Mephisto ein Hindernis bereitet.

Zu den eifrigsten Verehrern des goldenen Schnittes im sechzehnten Jahrhunderte gehörten der Priester Pacioli und der Astronom Kepler. Der erstere verglich in seinem 1509 in Venedig erschienenen Werke „Divina proportione“ die Proportion des goldenen Schnittes mit der Gottheit, welche eine Dreieinigkeit enthält, ebenso wie diese Proportion aus drei Gliedern bestehe. Dieser Gelehrte ist auch der Urheber der Bezeichnungen „Göttliche oder goldene Proportion, goldener Schnitt“ u. s. w. Den Pythagoräischen Lehrsatz, sagt Kepler in seinem „Mysterium cosmographicum“, könne man mit einer Masse Goldes, den Satz vom goldenen Schnitt mit einem Edelstein vergleichen.

Was die Bewunderer des goldenen Schnittes im Altertum und Mittelalter nur geahnt, das haben in unserem Jahrhunderte eine Reihe von Gelehrten ausgesprochen, allen voran der Münchener Gymnasialprofessor Adolf Zeising, der im Jahre 1854 sein Werk „Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers aus einem bisher unerkannt gebliebenen, die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetz entwickelt“, veröffentlichte. Zeising verfolgt darin die Lehre vom goldenen Schnitt bis in den anatomischen Bau des menschlichen Körpers, geht von da über zu den Tieren, den Pflanzen, ja sogar zu den Sternbildern. Uebrigens soll auch bereits Kepler die Idee eines Zusammenhanges des goldenen Schnittes mit der Pflanzenwelt ausgesprochen haben.

Nach den Schriften von Röber kommt der goldene Schnitt bei den frühesten Anfängen menschlicher Kultur und Kunst zum Ausdrucke, so zum Beispiel bei den ägyptischen Pyramiden und Tempeln. Lübke und Adamy geben die Basislänge der Cheopspyramide übereinstimmend mit 764 Fuß und die Scheitelhöhe mit 480 Fuß an, was vom genauen goldenen Schnitt um 0,026 abweicht. Figur 5 zeigt ein Schema der Cheopspyramide, in welches auch zwei andere Pyramiden mit anderen Höhen zum Vergleiche eingezeichnet sind. (Spitzen a und b.)

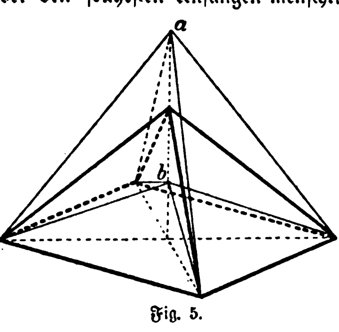


Fig. 5.

Bei einer weiteren ägyptischen Pyramide ist die Differenz vom goldenen Verhältnisse nur 0,001. Wir werden später sehen, daß es gar nicht nötig war, daß die Erbauer der Pyramiden den Satz vom goldenen Schnitt gekannt haben müssen.

Nach Cantor spielt der goldene Schnitt in der griechischen Baukunst der Perikleischen Zeit eine nicht zu verkennende Rolle. Es sei dieses ästhetisch wirksamste Verhältnis namentlich in den athenischen Bauten aus den Jahren 450 bis 430 aufs schönste verwertet.

Von hervorragenden Naturforschern haben besonders der Botaniker Alexander Braun und der Mineraloge Naumann Messungen angestellt, welche gleichfalls das überwiegende Vorkommen des goldenen Schnittes an Naturkörpern beweisen sollen. Sehr eingehend haben sich in neuerer Zeit endlich die Professoren Dr. Wittstein und Dr. Pfeifer mit der Frage beschäftigt. Der letztere hat namentlich an Pflanzen außerordentlich viele Messungen vorgenommen; hier sind wohl auch die besten Beweise für das Vorherrschen des goldenen Schnittes in der Natur zu suchen.

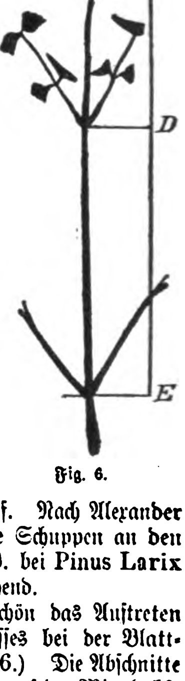


Fig. 6.

Geht man am Stengel einer Pflanze von der Ansatzstelle eines Blattes nach oben bis zur Ansatzstelle des nächst höheren Blattes, von diesem Blatte ebenso weiter zum zweiten Blatte u. s. w., so trifft man schließlich auf ein Blatt, dessen Ansatzstelle sich gerade oberhalb derjenigen des Anfangsblattes befindet. Ist dieses das b-te Blatt, und hat man, um auf dasselbe zu kommen, den Umfang des Stieles a-mal umkreisen müssen, so ist a : b immer derselbe Bruch, welches Blatt man auch als Anfangsblatt nehmen mag. Eine klare Vorstellung davon, wie man b erhält, kann man bekommen, wenn man sich an der Cylinderfläche eines Chapeau claque als Stengel die Blätter angesetzt denkt und den Hut zuklappt; b ist dann die Anzahl der sich nicht deckenden Blätter im Kreise.

Diesen Bruch $\frac{a}{b}$ nennt man den Blattstellungsbruch der betreffenden Pflanze. Als solche Brüche treten nun vorherrschend die aus den Gliedern der Laméschen Reihe hervorgehenden Brüche $1/2$, $2/3$, $3/5$, $5/8$, $8/13$, $13/21$ . . . auf. Nach Alexander Braun gehorchen diesem Gesetze auch die Schuppen an den Tannenzapfen, und zwar ergibt sich z. B. bei Pinus Larix $13/21$, bei Pinus alba $8/13$ als vorherrschend.

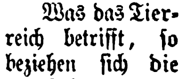
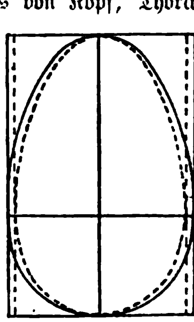
In anderer Weise sehen wir sehr schön das Auftreten des in Rede stehenden Teilungsverhältnisses bei der Blattstellung von Spiraea Aruncus. (Fig. 6.) Die Abschnitte auf der Mittelachse sind nach dem goldenen Schnitt geteilt und zwar haben die auf einander folgenden Verhältnisse  $\frac{AB}{BC}$, $\frac{BC}{CD}$ und $\frac{CD}{DE}$ alle das Verhältnis des goldenen Schnittes, also 0,618.



Fig. 7.

Was das Tierreich betrifft, so beziehen sich die Messungen, welche die Herrschaft des goldenen Schnittes auch hier beweisen sollen, vorzugsweise auf die Windungen und Zeichnungen der Schneckengehäuse, auf die Flügellängen und Flügelspannweiten der Insekten in ihrem Verhältnis zu den Körperlängen und auf das Verhältnis von Kopf, Thorax und Hinterleib bei den Käfern. (Vergleiche in Fig. 7 die Gliederung der Krabbenspinne.) Auch das Verhältnis der Längenachse zur Breitenachse bei den Vogeleiern wurde untersucht. Diesbezüglich ergab sich nach 31 Messungen die in Figur 8 dargestellte mittlere Form des Eies, bei welchem die punktirte Linie jene Form andeutet, welche genau dem goldenen Schnitte entsprechen würde. Es ist wahrscheinlich, daß mit der Vergrößerung der Zahl der untersuchten


Fig. 8.



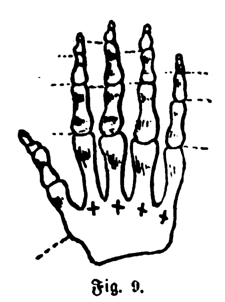


Fig. 9.

Eier die Uebereinstimmung eine noch bessere würde.

In Bezug auf die Proportionen am menschlichen Körper ergeben sich zum Beispiel bei den Knochen der menschlichen Hand folgende Längenverhältnisse: beim Daumen 2 : 3 : 5, beim Zeigefinger 8 : 13 : 21 : 34, beim Mittelfinger 3 : 5 : 5 : 8, beim Goldfinger 1 : 2 : 3 : 4 und beim kleinen Finger 13 : 21 : 34 : 55 (Figur 9). Diese Verhältniszahlen stimmen zum Teil ganz, zum Teil nahezu mit der Laméschen Reihe überein.

Viele der genannten begeisterten Apostel des goldenen Verhältnisses schreiben demselben auch eine bedeutende Rolle in der Kunst zu.

Der Künstler freilich braucht keine Regel, er schafft aus seinem Innern vermöge seiner Begabung, vermöge des in ihm wohnenden göttlichen Funkens. Aber es liegt in der menschlichen Natur der philosophische Drang, bei dem vollendeten Kunstwerke zu prüfen, welchen Gesetzen sich der Künstler unbewußt unterworfen. Das Ergebnis einer solchen Forschung würde die Regeln einer Kunstlehre liefern.

Alle Kunstwerke sind aus Elementen zusammengesetzt, zum Beispiel aus Linien und Farbennuancen, die alle zusammen gleichzeitig aufgefaßt werden müssen, damit ein Urteil über die Schönheit des Kunstwerkes gebildet werden kann. Die einzelnen Elemente, in der Musik der Ton, in der Architektur, Plastik und Malerei die Linie und die Farbe, für sich allein betrachtet, geben noch kein Urteil über das Schöne. Wenigstens zwei solcher Elemente müssen zusammentreten, damit der Eindruck des Gefallens oder Mißfallens hervorgerufen wird.

Wenn ein Buch schief auf dem Tisch liegt, so hat man unwillkürlich das Bedürfnis, es im Vorbeigehen so zu legen, daß die Kanten desselben parallel zum Tische sind. Die Linien der Tischbegrenzung und die Konturen des Buches haben zuerst ein Mißverhältnis gebildet, das dann aufgehört hat.

In der Musik existiren schon die Verhältnisse der Töne, welche unmittelbar gefallen. Werden sie nicht eingehalten, so entsteht eine Dissonanz, und erst, wenn diese ihre harmonische Auflösung gefunden hat, tritt wieder der Eindruck des Gefallens ein.

Zu den Elementen der räumlichen Kunst gehören die Linien, krumme sowohl wie gerade. Wir wollen einmal die Verhältnisse untersuchen, in welche diese Linien, und zwar im einfachsten Falle gerade Linien, zu einander treten können. Es sei eine Linie zu teilen. Das Nächstliegende wird sein, daß man sie in zwei gleiche Teile teilt. Es gibt nur einen Punkt, durch welchen das geschehen kann, während durch unendlich viele Punkte die Linie in zwei ungleiche Teile geteilt werden kann. Durch die Teilung in zwei gleiche Teile erhalten wir ein wichtiges Gesetz der Architektur, der Plastik und der Malerei, das der Symmetrie.

Betrachten wir ein Gemälde und zwar den Triumphzug des Germanicus von Piloty: Thusnelda steht als Hauptperson in der Mitte und über ihr im Hintergrunde Tiberius. Wir haben hier, wie bei vielen anderen Gemälden, eine symmetrische Anordnung, die einen vortrefflichen Eindruck macht. Aber nicht immer wird das Gesetz der Symmetrie anzuwenden sein, und für andere Teilungen einer Linie in zwei, ungleiche, Teile kann besonders eine als Grundlage für die Darstellung des Schönen gelten, das ist die Teilung nach dem goldenen Schnitt. Der Künstler braucht zwar keine Regel, haben wir früher gesagt, also auch nicht das goldene Verhältnis. Er schafft sein Werk, wie es ihm gefällt. Wir aber kommen später und sehen mit Erstaunen, daß unser Verhältnis in vielen Fällen jenen Gebilden eigen ist, die wir schön nennen.

Claude Lorrain hat einmal die Regel gegeben, es solle bei Landschaften der Horizont auf ein Drittel der Höhe des Bildes liegen; das kommt dem goldenen Verhältnis sehr nahe.

Wenn man ein anderes Bild des früher genannten Malers betrachtet, den Tod Cäsars, so konnte bei demselben das Gesetz der Symmetrie nicht zur Anwendung kommen, weil dann alle Verschwörer hätten dem Beschauer den Rücken kehren müssen. Die Stellung Cäsars in seinen Abständen links und rechts entspricht nun gleichfalls dem goldenen Schnitt. Auch das Format des Bildes besitzt dasselbe Verhältnis. Einen ganz ähnlichen Fall haben wir bei Defreggers Salontiroler (Figur 10).

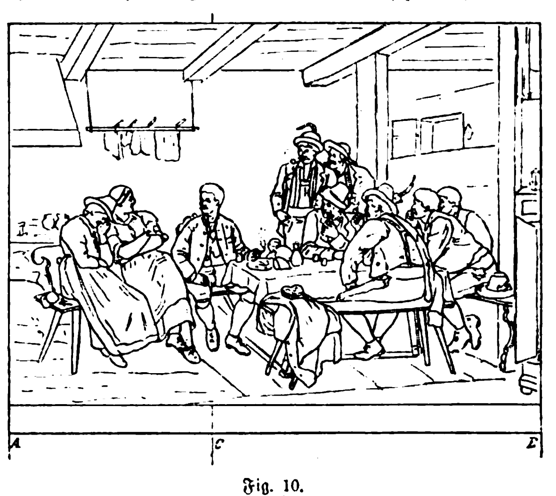


Fig. 10.

Ueber den goldenen Schnitt in der Architektur war schon früher einmal die Rede bei den ägyptischen Pyramiden. Es ist auch gelungen, bei zahlreichen Grund- und Aufrissen von Kirchen und Monumentalbauten das Vorherrschen des goldenen Schnittes zu konstatiren. Die Ungleichheit der Länge und Breite in dem Grundrisse einer Kirche wird im ästhetischen Interesse vom Gesichtspunkt der Perspektive gefordert oder jedenfalls vor der Gleichheit bevorzugt. In diesem Sinne macht die perspektivische Wirkung der Markuskirche in Venedig keinen solchen Eindruck wie etwa die der Paulskirche in Rom. Eine besonders gute Bestätigung dafür, daß sich auch im Aufrisse Längenpaare finden lassen, die das goldene Verhältnis zeigen, bietet die vertikale Gliederung des Kölner Domes. In unserer Ansicht der Votivkirche in Wien (Figur 11) beträgt bei einem Turme der Abstand vom Fundament bis zum Beginne des Helmes 46 Millimeter und die ganze Turmhöhe 75 Millimeter. 46 : 75 ist aber gleich 0,613 (goldenes Verhältnis 0,618). Es ist nicht unmöglich, daß die Uebereinstimmung eine noch bessere wäre, wenn man das Gebäude selbst abmessen würde. Dieselbe Kirche hat noch eine Reihe von Längenpaaren in ihrem Aufrisse, die dem goldenen Schnitte entsprechen.

Der letztere wird auch in der Musik zu finden gesucht und zwar in den Schwingungszahlen der Töne der Accorde.

Der Gedanke, daß überhaupt Mathematik und Kunst einander nicht fremd seien, kam schon wiederholt zum Ausdrucke, wenn dabei auch gerade nicht vom goldenen Schnitte die Rede war. So sagte Doktor Hauck in Berlin gelegentlich einer Schenkelfeier: „Wer möchte so vermessen sein, es einen Zufall zu nennen, daß das Heimatland eines Pythagoras und Euklid zugleich auch dasjenige eines Phidias und Praxiteles war?“

Die Anwendung unseres vielgenannten Verhältnisses läßt sich nun auch bei zahlreichen Gegenständen des täglichen Gebrauchs nachweisen, wenn dieselben auf das Prädikat



Der historische Festzug in Weimar: Der Wartburgwa



Mit Benützung einer photographischen Aufnahme des Hofphotographen Louis Held in Weimar.

…zen. Originalzeichnung von Reinhold Schmidt.

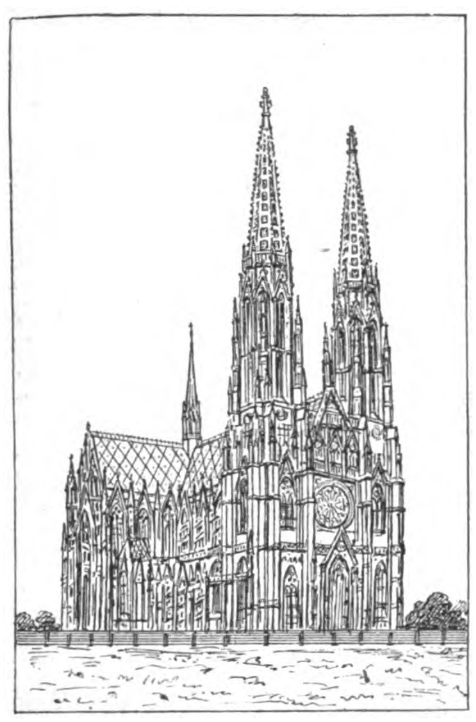


Fig. 11.

„schön" Anspruch erheben sollen. Freilich verhindert vielfach die praktische Bestimmung eines Gegenstandes oder die Beschaffenheit des Ortes, wo er zur Aufstellung gelangen soll, daß das genannte Verhältnis zum Ausdrucke gelangt; wo aber solche Beschränkungen nicht existiren, ist es wohl vollkommen klar, daß die Erzeuger aller Gegenstände sich die Mühe geben werden, sie möglichst schön oder doch nicht mißfällig zu gestalten. So zeigen denn viele Gegenstände den goldenen Schnitt, zum Beispiel die Schächtelchen der schwedischen Zündhölzchen, Schreibpapier und die üblichen Formate der Briefpapiere, bei deren Formgebung doch offenbar nur der Geschmack ausschlaggebend war. Die unerschöpflichen Erfinder der Luxuspapiere haben in jüngster Zeit sogenannte „lange Briefe" in den Handel gebracht, die wohl modern sein mögen, aber gewiß nicht schön sind. Das Format der Bücher, insbesondere dasjenige des Drucksatzes, entspricht sehr genau dem goldenen Schnitt. Wenn man an die Erzeuger der verschiedensten Gegenstände, welche das goldene Verhältnis aufweisen, die Frage richtet, warum sie gerade dieses Format und kein anderes gewählt haben, so kann man oft die Antwort hören: „Weil es anders nicht schön gewesen wäre", ein Beweis, daß sie unbewußt den goldenen Schnitt angewendet haben in der Absicht, die Gegenstände schön zu gestalten.

Das Verhältnis der Höhen der großen und kleinen Buchstaben bei unserer gewöhnlichen Druckschrift folgt ebenfalls unserer goldenen Teilung, die endlich auch zu finden ist bei Möbeln, Thüren und Fenstern.

Auch in der Bekleidungskunst spielt der goldene Schnitt eine Rolle, die größer oder kleiner ist nach dem Wechsel der Mode. Im allgemeinen kann man sagen, daß die modernen Kleider an künstlerischen Elementen viel ärmer sind als die Trachten vergangener Zeiten. Wir wollen einmal an einem Kostümbilde in Figur 12 die Anwendung des goldenen Schnittes zeigen. Teilt man die ganze Höhe nach demselben, so bekommt man die Linie A B, welche gerade durch die Taille geht. Die einzelnen Abschnitte für sich auf gleiche Weise weiter geteilt, ergeben charakteristische Stellen der Kleidung.

Wer uns auf unserer langen analytischen Wanderung gefolgt ist, dem dürfen wir nun nicht verhehlen, daß wir in vielen Fällen, in welchen die Verehrer des goldenen Schnittes das Vorhandensein dieses Verhältnisses behaupten, selbst nicht daran zu glauben vermögen, weil eine Uebereinstimmung oft noch konstatirt wurde, wenn die Differenz doch zu groß war, aber eine große Abweichung als gering bezeichnet wurde. Es handelt sich, wie in vielen Fällen, auch hier darum, die Spreu vom Weizen zu sondern. So müssen zwischen dem weitgehenden Liberalismus der begeisterten Anhänger der göttlichen Teilung und der großen Rigorosität ihrer Gegner in Bezug auf die Genauigkeit der Uebereinstimmung, zur Vermeidung der beiden Extreme, gewisse objektive Anhaltspunkte geschaffen werden, die bei den Messungen zu beobachten sind.

Die genannten Uebertreibungen haben in neuerer Zeit eine heftige Gegnerschaft geschaffen, die jeden Versuch, dem goldenen Schnitte im Gebiete der Natur und Kunst eine wirkliche Bedeutung zuzuschreiben, als Schwärmerei und Phantasterei erklärt. Die Gegner sagen zum Beispiel, daß das Vorherrschen des goldenen Schnittes in Natur und Kunst so lange nicht bewiesen sei, als nicht durch Beobachtungen und Messungen klar gelegt werde, daß nicht auch jedes andere Verhältnis, etwa 1 : 2, wenn man es nur ebenso eifrig suchen würde, ebenso häufig zu finden wäre.

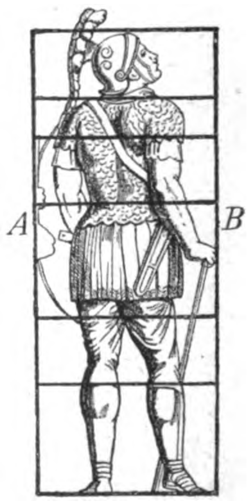


Fig. 12.

Nun, darauf ist wohl zu sagen, daß es gewiß auch andere Verhältnisse gibt, die sich durch ein häufiges Auftreten auszeichnen und dasjenige des goldenen Schnittes keineswegs das einzige ist, welches in Natur und Kunst vorzugsweise vorkommt, sondern nur eines von den Gesetzen, die in den bezeichneten Gebieten Geltung besitzen, wie zum Beispiel das der Symmetrie.

Die Gegner bezeichnen ferner den goldenen Schnitt als „Deus ex machina", und alle darauf bezüglichen Untersuchungen seien so lange als Spielereien zu betrachten, als sie nicht mit dem Streben verbunden seien, den innern Grund der vermeintlichen Herrschaft des goldenen Schnittes zu erklären, das heißt dieselbe in logischen Zusammenhang mit den feststehenden Naturgesetzen zu bringen, damit sie ihres zufälligen und unbegreiflichen Charakters entkleidet werde.

Dieser Versuch ist ja mit dem größten Eifer gemacht worden und im Vorstehenden finden sich mehrfache darauf bezügliche Andeutungen. Wird es aber je gelingen, das Walten der Natur zu ergründen? Wie kommt es denn, daß die Bienen so große Mathematiker sind, daß sie zur Herstellung ihrer Zellen das Minimum von Wachs brauchen? Wie ist es zu erklären, daß einige höhere Kurven die Form von Pflanzenblättern besitzen?

Wie kommt es endlich, daß zwei Samen, bei welchen der Mikroskopiker eine wesentliche Verschiedenheit nicht zu entdecken vermag, in dieselbe Erde gesenkt, von derselben Sonne bestrahlt, von demselben Regen erquickt, sich zu Pflanzen entwickeln, die so außerordentlich verschieden sein können in ihrer Größe, in der Form und Farbe ihrer Blüten? Man sieht also, daß es keineswegs so einfach ist, die Behauptung zu rechtfertigen, der goldene Schnitt habe für die Naturwissenschaft keinerlei Bedeutung.

Franz Kieslinger.

Amerikanische Rinderhirten verteidigen sich gegen Indianer.

(Hiezu das Bild Seite 119.)

Die ausgedehnten Grasflächen und Ebenen im westlichen Teile der Staaten Nebraska, Kansas und Texas, sowie die großen Plateaus in Neu-Mexiko und Arizona eignen sich nicht mehr gut zum Anbau, weil jener ganze Strich sehr arm an Regen und der Boden salzhaltig ist, dagegen sind diese ungeheuren Prärien wie geschaffen zu Weideplätzen für zahllose Rinder- und Pferdeherden.

Zur Bewachung dieser Herden, von denen namentlich die aus Rindern bestehenden häufig zwei- bis dreitausend Stück zählen, verwenden die großen „Ranchmen" oder Viehzüchter eine ganz besondere Klasse von Menschen: „cow-boys" oder Rinderhirten. Es sind diese „Kühjungen" rohe, unverschämte, dabei aber ziemlich harmlose Bursche, das heißt solange sie nüchtern oder nicht zum Zorn gereizt worden sind, dann freilich spricht sofort das Bowiemesser oder der lange, stets geladene Revolver ein Wort mit. Ihre Kleidung besteht gewöhnlich aus einer mexikanischen Jacke, Lederhosen, hohen Stiefeln mit riesigen Sporen und Filzhut mit breitem Rande. Von diesen Kühjungen sind meistens sechs bis zehn mit der Sorge für eine solche nach Tausenden zählende Rinderherde betraut, außerdem werden sie von einem Koch begleitet, der auf einem Wagen die erforderlichen Lebensmittel, Kleidungsstücke und so weiter mitführt und die Mahlzeiten für die Hirten bereitet, die bei ihrem recht schweren und anstrengenden Dienste keine Zeit haben, sich dieselben selbst zu besorgen.

Eine Eigenschaft besitzen die cow-boys in hohem Grade; sie sind außerordentlich tapfer und tollkühn, was bei ihrem gefährlichen Gewerbe wohl auch unbedingt erforderlich sein mag; denn es gehört durchaus nicht zu den seltenen Fällen, daß eine Bande von Sioux- oder Cheyenne-Indianern die Rinder- und besonders die Pferdeherden überfällt, was zu den erbittertsten Kämpfen führt.

Ueberfallen die Rothäute eine Herde, so ist es natürlich ihr erstes Bestreben, die Hirten derselben unschädlich zu machen, doch das gelingt ihnen nur in den seltensten Fällen: Wie der Blitz sind die Kühjungen von den Pferden, die sich sofort lang ausgestreckt auf den Boden legen und mit ihren Leibern die Reiter decken, die mit der nie fehlenden Büchse einen der sie in wildem Jagen umkreisenden Indianer nach dem andern von den Pferden schießen. Auf der offenen Prärie haben die Angegriffenen gar kein anderes Schutzmittel, als bei derartigen Angriffen rasch einen möglichst engen Kreis zu bilden und hinter den Körpern ihrer Pferde sich zu decken, wie unsre Illustration es in trefflicher Weise veranschaulicht. v. B.

Der historische Festzug in Weimar am 9. Oktober 1892.

(Hiezu das Bild Seite 71.)

Von allen den Ovationen, welche dem Weimarschen Fürstenpaar zur Feier seines goldenen Ehejubiläums dargebracht wurden, steht der historische Festzug einzig in seiner Art da. Die Anregung dazu hatte der Gewerbeverein Weimar gegeben, dessen Vorsitzender C. Küntzel den Plan entwarf und im Verein mit dem Direktor der Kunstschule, dem Grafen Görtz, dem Oberbürgermeister Pabst und dem Maler Wilhelm Lucas von Cranach zur Ausführung brachte. Die innere Ausführung der einzelnen Gruppen, die den betreffenden Städten und Korporationen überlassen war, gereichte ihnen allen zum Ruhme. Besonderes Aufsehen erregte der Wartburgwagen, den wir heute unseren Lesern im Bilde vorführen, zur bleibenden Erinnerung an das schöne Fest, mit welchem der Ehrentag des allverehrten Fürstenpaares gefeiert wurde. Er bildete den Glanzpunkt der ersten Abteilung des Festzuges, welche die Wartburgzeit umfaßte und von der Stadt und dem Lande Eisenach gestellt war. Auf einem mächtigen Untergestell erhob sich der stilvolle Aufbau nach dem Entwurfe des Baumeisters Dittmar in einer Länge von ungefähr sieben Meter. Die in den Nischen der Darstellung angebrachten Gruppen, von Professor Bauer und Härtel arrangirt, stellten folgendes vor: Vorn Luther als Junker Jörg, die Bibel übersetzend; an den Seiten rechts Landgraf Hermann I., Landgräfin Sophie und die Hauptpersonen im Sängerkriege: Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide; links die heilige Elisabeth mit ihren Werken der Mildthätigkeit und an der Rückseite Studenten des Wartburgfestes von 1817. Die Eckfiguren stellen Sage, Geschichte, Isenacia und Thuringia dar.

Ski.

Von

Theodor Nathanson.

Das norwegische Wort Ski (Schi ausgesprochen) wird gewöhnlich ins Deutsche mit „Schneeschuh" übersetzt und bekommt man im allgemeinen einen unrichtigen Begriff von demselben.

Unter Ski versteht man $2^1/_2$—3 Meter lange und circa 10—12 Centimeter breite, aus zähem Fichten- oder hartem Eschenholz gearbeitete Leisten, die in Spitzen nach vorn auslaufend nach oben gekrümmt sind und in der Mitte unter den Stiefeln befestigt werden.

Dieses so einfache Mittel, über Schneeflächen hinzugleiten, ohne einzusinken, ist für die Bewohner Telemarkens und Nordlands wohl von ebenso großer Wichtigkeit wie für den Afrika-Reisenden in den Wüsten das Kamel. Denn nur mit Ski unter den Füßen vermag der meist einsam wohnende Landmann — Dörfer hat Norwegen nicht — während des langen Winters den Hof zu verlassen, um sich Lebensbedürfnisse aus der nächsten Landhöckerei zu verschaffen.

Die dünne Bevölkerung in dem Norden des durchweg gebirgigen Landes erfreut sich zur Sommerzeit nicht vieler gefahrlosen Wege, welche ein einziger anhaltender Schneefall vollständig verbergen kann. Auch tragen im Anfang des Winters die häufig furchtbar wütenden Stürme dazu bei, den Schnee an vielen Stellen haushoch zusammenzufegen und das ohnehin schon schwierige Terrain für Fuß und Schlitten unpassirbar zu machen.

Wie überall in der Nähe des Wassers, so pflegt auch an der Küste Norwegens die heranwachsende Jugend sehr zeitig mit ihrem Element vertraut zu werden. In ähnlicher Weise beherrschen die landeinwärts wohnenden Brüder, das verwandte Element, den Schnee, wenn man sich so ausdrücken darf.

Manche Arbeiten, wie zum Beispiel das Fällen von Bäumen an den Abhängen, die durch den Schnee zu erreichen sind, die Jagd auf einige Tiere, wobei die Nordländer aus obigen Gründen stets auf Ski gehen, würden zu einer andern Jahreszeit kaum ausführbar sein.

Kein Wunder daher, daß schon kleine Knaben mit großem Geschick an gefährlichen Stellen auf Ski gehen und diese Kunst als Sport üben und nach und nach mit unglaublicher Sicherheit die Balance halten können. Die langen Schulwege fallen den Kindern im Winter bei guter Bahn — ungünstig ist dieselbe, wenn es taut, mithin der Schnee klebt — nicht beschwerlich. Der Lehrer selbst, besonders wo man noch die sogenannten wandernden Lehrer von Haus zu Haus hat, geht auf Ski mit Heften in einer Ledertasche seinem Berufe nach.

Merkwürdigerweise wurde diese Spezialität des Nordens erst in den letzten Jahrzehnten als allgemeiner Sport von



den Städtern Norwegens aufgenommen, ist indessen rasch emporgeblüht und hat Christiania jetzt verschiedene Skiklubs mit zahlreichen Mitgliedern aufzuweisen.

Welcher Sport ist auch so frei und so wenig an Raum gebunden wie dieser? Ueber Felder, Berge und durch Wälder, kurz gesagt, überall, wo Schnee liegt, hat der Skiläufer Zutritt. Bicyclisten und andere Sportsfreunde dürfte es interessiren, daß geübte Skiläufer bei den jüngsten Wettläufen die Distanze von zwölf Kilometer auf unebenem Terrain, über hügelige Waldstrecken und Felder, über Bäche und gefrorene Gewässer in 1 Stunde 9 Minuten bis 1 Stunde 30 Minuten zurückgelegt haben. Ebenso wird das Kunstlaufen gepflegt, doch besteht dieses wesentlich darin, sich mitten in der Fahrt über steile Abhänge auf die entgegengesetzte, niedriger gelegene Fläche zu schwingen, ohne das Gleichgewicht dabei zu verlieren.

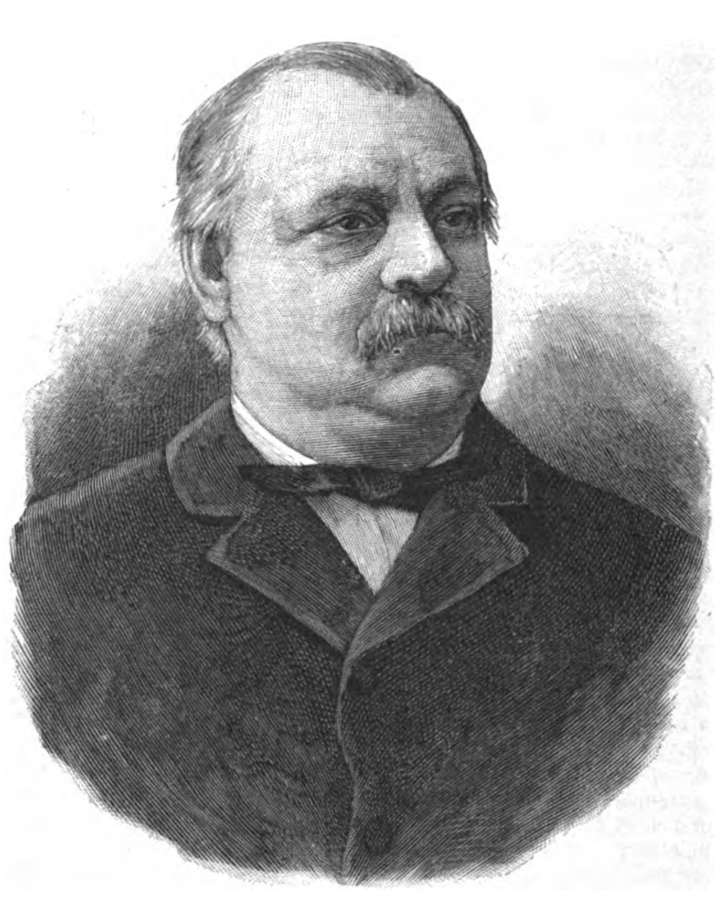
Auf der Huseby-Anhöhe in der Nähe von Christiania ist ein solcher Abhang künstlich gegraben und findet daselbst alljährlich ein Rennen statt, und ist besonders für die Augen des Ausländers dieser Sprung fast unheimlich zu verfolgen. Man sieht die Skiläufer einen nach dem anderen von einem höher gelegenen Ausgangspunkte sich dem Absatze nähern, dort angekommen, bückend absetzen, um 15 Meter, ja in einzelnen Fällen sogar bis 25 Meter weit durch die Luft zu fahren, und dann wieder in gebückter Stellung festen Fuß fassen und weiter abwärts über die Schneefläche hinsausen. Nur der Hälfte ungefähr gelingt der Sprung, und wird diesen Glücklichen ein stürmischer Jubel von dem zahlreich versammelten Publikum gezollt. Man erzählt, daß vor einigen Jahren ein kecker Bauernjunge während dieser Luftfahrt seine Mütze zum Gruße vor seinem König abnahm, der sich ganz in der Nähe unter den Zuschauern befand.

Erst in allerneuester Zeit sind Damen Anhänger dieses Sportes geworden, und nehmen sich junge Mädchen in der Skitracht ungemein gut aus. Auf dem Kopfe haben sie eine Pelzmütze, welche sich bis über die Ohren ziehen läßt und dann nur das frische Gesicht frei läßt. An eine Blusentaille schließt sich ein kurzer, vorn und hinten glatter Rock aus hausgewebtem, meistens grauem, dickem Stoffe, der nur mit rother, breiter Borte besetzt ist. Als Fußbekleidung sind große Schuhe aus Renntierfell gebräuchlich und bedecken die Beine lange Gamaschen, um gegen Nässe und Kälte zu schützen.

Geschichtlich hat das Skilaufen durch die vor 2 Jahren stattgefundene Expedition Dr. Nansens über Grönland auf Ski Bedeutung gefunden. Und schließlich sei noch erwähnt, daß militärische Feldübungen auf Ski eingeführt sind und wegen der gebirgigen Beschaffenheit des Landes gewiß von Nutzen sind.

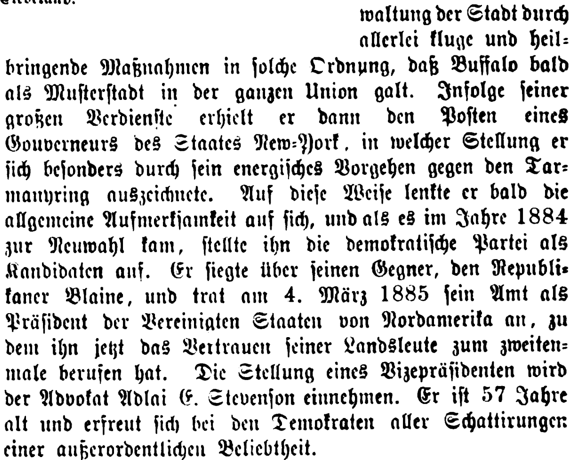
Der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die große Wahlschlacht, welche seit dem 1. Februar, dem offiziellen Beginne der großartigen und mit gewaltigen Kosten verknüpften eigentlichen Wahlagitationen, die ganze neue Welt jenseits des atlantischen Ozeans in Spannung erhalten hat, der Kampf um die Präsidentschaft der großen Republik, ist beendet. Mit 277 Stimmen Majorität hat der Kandidat der Demokraten, Grover Cleveland, über seinen Gegner, den Republikaner Benjamin Harrison, den jetzigen Präsidenten, den Sieg davongetragen, und nun können sich die Amerikaner wieder drei Jahre lang von den mannigfachen Strapazen des aufregenden Kampfes erholen.



Mr. Grover Cleveland.

Grover Cleveland wurde im Jahre 1837 geboren. Nach Beendigung seines Studiums ließ er sich als Advokat in New-York nieder. Später wählte ihn die Stadt Buffalo zum Bürgermeister, und in dieser Stellung zeigte er zuerst sein großes organisatorisches Talent. Durch seine Energie, mit der er seine Pläne durchführte, und durch seinen makellosen Charakter, dem jeder Eigennutz fremd ist, erwarb er sich zahlreiche Freunde und Anhänger und brachte die verfahrene und in einem traurigen Zustande befindliche Verwaltung der Stadt durch allerlei kluge und heilbringende Maßnahmen in solche Ordnung, daß Buffalo bald als Musterstadt in der ganzen Union galt. Infolge seiner großen Verdienste erhielt er dann den Posten eines Gouverneurs des Staates New-York, in welcher Stellung er sich besonders durch sein energisches Vorgehen gegen den Tammanyring auszeichnete. Auf diese Weise lenkte er bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und als es im Jahre 1884 zur Neuwahl kam, stellte ihn die demokratische Partei als Kandidaten auf. Er siegte über seinen Gegner, den Republikaner Blaine, und trat am 4. März 1885 sein Amt als Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika an, zu dem ihn jetzt das Vertrauen seiner Landsleute zum zweitenmale berufen hat. Die Stellung eines Vizepräsidenten wird der Advokat Adlai E. Stevenson einnehmen. Er ist 57 Jahre alt und erfreut sich bei den Demokraten aller Schattirungen einer außerordentlichen Beliebtheit.







Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Andacht im Walde.
Nach dem Gemälde von H. Lindenschmit.



Eingang zu der Steinstraße.

Hof in der Steinstraße.

Die Cholera in Hamburg.

„Meine Herren! Ich vergesse, daß ich mich in Europa befinde!“ Mit diesen Worten kennzeichnete Geheimerat Professor Robert Koch der Sanitätskommission in Hamburg gegenüber die Eindrücke, welche er nach dem Besuche der Brutstätten der Cholera in der alten Hansestadt empfangen hatte. Die furchtbare Seuche, welche nach den amtlichen Ausweisen in der Zeit von der Mitte August bis Ende Oktober über 18,000 Menschen aufs Krankenlager geworfen und über 7600 Menschen dahingerafft hat, die entsetzliche Seuche würde niemals diesen Umfang haben annehmen können, wenn nicht die Bedingungen dafür in hohem Maße gegeben wären. Es ist ja richtig, daß auch in anderen großen und kleinen Städten in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse traurige und leider nur sehr schwer zu beseitigende Uebelstände herrschen. In Budapest, das sich dem Fremden in so glänzendem Lichte zeigt, hat man gleichfalls die bedenklichsten Mißstände hinsichtlich der Wohnungen gefunden, nachdem die Cholera auch dort in ziemlich heftiger Weise aufgetreten ist. Gegen ein so plötzliches Auftreten der Seuche, wie es in Hamburg der Fall war, wäre aber auch keine andere Stadt vorbereitet gewesen, und heute wird niemand leugnen können, daß sich die Bürgerschaft, nachdem die Krankheit hereingebrochen, in geradezu mustergiltiger Weise benommen hat.

Die traurigen Wohnungsverhältnisse freilich werden in der nächsten Zeit ebensowenig vollständig umgewandelt werden können, wie die Wasserfrage und manche andere Hamburger Fragen rasch gelöst werden können. Die Wohnungsverhältnisse in Hamburg,

auf welche wir heute besonders hinweisen wollen, sind in einigen Teilen der Stadt geradezu unglaubliche. „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!" Gleich diesem am Eingang zur Hölle in Dantes „Divina commedia" stehenden Worte scheint auf jeder dieser „Pforten" die den sorglosen Wanderer mahnende Ueberschrift zu stehen. Die Steinstraße, aus deren „Höfen" wir einige Bilder bringen, macht äußerlich keineswegs einen düstern Eindruck. Sie ist eine sehr breite, luftige Straße, die aus dem Herzen der Stadt vom Speersorts aus, der in der Nähe des Rathausmarktes und Jungfernstiegs gelegen ist, nach den von prächtigen alten Bäumen bestandenen Wällen führt. Die Straßeneisenbahnwagen fahren in raschem Tempo durch diese Straße, in welcher sich mehrere neue, moderne Gebäude befinden. Die Geschäftslokale sind abends hell erleuchtet, viele hundert Menschen bewegen sich auf den breiten Bürgersteigen zu allen Stunden des Tages.

„Da drinnen aber ist's fürchterlich!" Geradezu rätselhaft ist der Eingang zu dem Hause Nr. 22 in der Steinstraße. Ein mäßig großer Mann kann kaum aufrecht in diesem „Thorwege" stehen. Derselbe ist vorne 65 Centimeter breit und verengt sich auf 60 Centimeter. Durch den etwa 4 Meter langen Thorweg gelangt man in einen „Hof". Der Atem stockt, man fürchtet zu ersticken. So eng, daß man mit den Händen beide Seiten der Häuser zugleich berühren kann, ist dieser lange, schmale Hof von dreistöckigen Häusern gebildet, in welchen über 100 Menschen — wohnen kann man kaum sagen, denn die Art und Weise, wie diese armen Leute in engen Stuben hausen, verdient den Namen „wohnen" nicht. Die Fenster, wenn sie geöffnet werden, um in die Wohnungen „Luft" einzulassen, berühren sich fast mit ihren Flügeln. Und auf dem engen Hofe spielen Dutzende von Kindern, die Aermsten der Armen.

Nicht viel besser sind die Verhältnisse in der parallel mit der Steinstraße laufenden Niedernstraße. Unser Bild zeigt den Hof des Hauses Nr. 22, in welchem acht Parteien mit 50 Menschen wohnen. Hier starben 3 Personen und erkrankten 2 an Cholera, und man wundert sich nur, daß nicht alle gestorben sind. In der Springeltwiete, einem die Steinstraße mit der Niedernstraße verbindenden schmalen Gäßchen, herrschen gleichfalls die traurigsten Zustände. In dem Hause Nr. 45, das unser Bild zeigt, wohnen 22 Parteien mit 125 Menschen. Man trug 9 Kranke und 7 Tote aus diesem schmalen Hofe heraus. So wie hier, so eng, so schmal und luftlos sieht es in Hunderten und Aberhunderten von Häusern aus. Die Wohnungseingänge, von denen wir auch zwei im Bilde wiedergeben, bestehen zumeist aus altersschwachen, morschen Balken, die mit allerlei altem Zeug, bunten Lappen und so weiter behängt sind. Bleich und abgehärmt, durch Mangel an Luft und gesunder Wohnung herabgebracht, stehen arme Jungen und kränkliche Mädchen an den Thüren und blicken neugierig nach dem Photographen, welcher die Aufnahme angefertigt hat, die wir heute unseren Lesern in sorgfältiger Reproduktion bieten. Ab und zu, wie ein Trostblick in all dem Jammer, schaut ein frischeres, hübsches Mädchenantlitz uns entgegen, das inmitten dieses Elends gesund geblieben und sich gerettet hat aus all der drohenden Gefahr. Und all diese armen Leute, die in diesen menschenunwürdigen Behausungen, diesen Brutstätten aller Krankheiten, ihr Leben

Bei der Niedernstraße.



gefristet, sie haben in den unheimlich schwülen August- und Septembertagen ohne Murren ausgeharrt in ihren Höhlen, sie haben nicht geflucht, als die furchtbare Krankheit sie ergriffen, sie sind fast ohne Klagen dahingestorben.

Es ist kaum möglich, diese Wohnungen in der nächsten Zeit zu räumen und ihren Besitzern andere Behausungen anzuweisen. Die Steinstraße ist, was bei dieser relativ kurzen



Springeltwiete.

Straße schier unglaublich klingt, von etwa 10,000 Menschen bewohnt. Man kann sich daraus einen Begriff machen, wie eng zusammengepfercht diese armen Leute wohnen. Im kommenden Winter wird vieles geschehen müssen, um die Gesundheitsverhältnisse zu verbessern, sonst ist die Gefahr eines Wiedererscheinens der Seuche im nächsten Frühjahre nicht ausgeschlossen. Welchen Schaden dies für die alte Hansestadt Hamburg und das ganze Reich bedeuten würde, das läßt sich nicht ermessen.

Eine pikante Geschichte.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

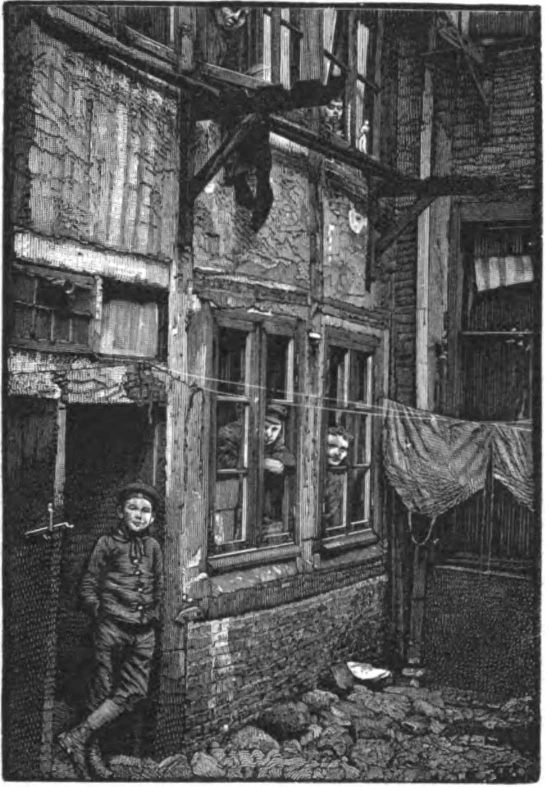
„Der Wagen!“ meldete Loretto.

Nur einen Blick noch in den Spiegel, einen letzten. Sie sah nicht übel aus, wahrhaftig nicht. Es lebe das Empire! Und erst der Hut, der nämlich war ein Wagnis. Denn heuer ging alles à la Anamita, der Deckel flach und niedrig. Das aber kleidete sie nicht. Sie kleidete allein der stolze, hohe und gewölbte Bolero. Es war zwar die Mode vom vorigen Jahr, aber nur der Schwache schwimmt mit der Strömung. Und auf dem Rand die weiße Feder! Ach, der Kontrast! Sie war nämlich brünett. Sie trug den Hut zum erstenmal, seit heute morgen, als sie sich ihn höchst persönlich bei Madame Lambrini, der hochberühmten Modehändlerin am Molo, abgeholt hatte.

„Aber, Schwester,“ sagte die Principessa mit ihrem ernsten, gesetzten und gemessenen Lächeln, „wirklich, Du bist kokett!“ Marchesa Perpetua lachte. „Ja, bin ich's? Nun, wer will mir's verbieten? Mein Mann? Der ist tot. Ich bin schön. Darf man das nicht mehr zeigen?“ — „Wie Du es aber machst! Zum Beispiel neulich abends. Meinst Du, ich habe nichts gemerkt?“ — „Was hast Du gemerkt?“ — „Mein Gott, sei doch offen. Ich meine den Herzog.“ Marchesa Perpetua errötete ein wenig. Dann lachte sie wieder. — „Pah, nichts hast Du gemerkt. Das ist Unsinn. Was geht mich der Herzog an?“ — „So, wohin fährt Dein Wagen jetzt? Nach der Riva dei Pescatori. Ein merkwürdiger Zufall, daß auf der Riva heute Corso ist, und daß wahrscheinlich auch der Herzog dabei ist.“ — „Pah, mit seiner Frau,“ lachte die Marchesa. — „Ja wohl, mit seiner Frau. Er ist verheiratet. Das also vergißt Du doch nicht?“ — „Nein, Schwesterchen, ich verspreche es Dir. Ach, ihr Moralischen, ihr alle miteinander! Da tragt ihr eine Mode und am hellen lichten Tage entblößt ihr Arme und Busen. Aber sonst? Ja, die Moral! Und nun leb wohl! Die Pferde werden sonst noch ungeduldig. Adieu!“

Aber in demselben Augenblicke erscheint abermals Loretto und meldet: „Die Frau Gräfin Sernegri!“ — „Ist etwas geschehen?“ ruft die Principessa erschrocken, denn man weiß, daß die Gräfin nur dann auf der Bildfläche erscheint, wenn sie etwas zu erzählen hat; die Männer übrigens finden sie

reizend. Da flattert sie herein und, richtig, nach ein paar Augenblicken fängt sie an: „Haben Sie schon gehört?“ — „Was?“ fragen beide Damen wie aus einem Munde. Die Frau Gräfin legt den rechten Zeigefinger, der aus dem langen Handschuh hervorblickt, an den rosigen Mund mit den weißen, spitzigen Zähnchen. Sie lächelt mit ihrem entzückendsten Lächeln. „Eine pikante Geschichte!“ — „Ah!“ — „Ja! Denken Sie sich bloß! Ich habe es brühwarm. Aber erst raten Sie einmal, um wen es sich handelt!“ — „Nun, schnell, um wen?“ — „Um den Herzog!“ — „Um den Herzog?“ — „Um unsern guten Herzog. Und um seine



Wohnungseingang.

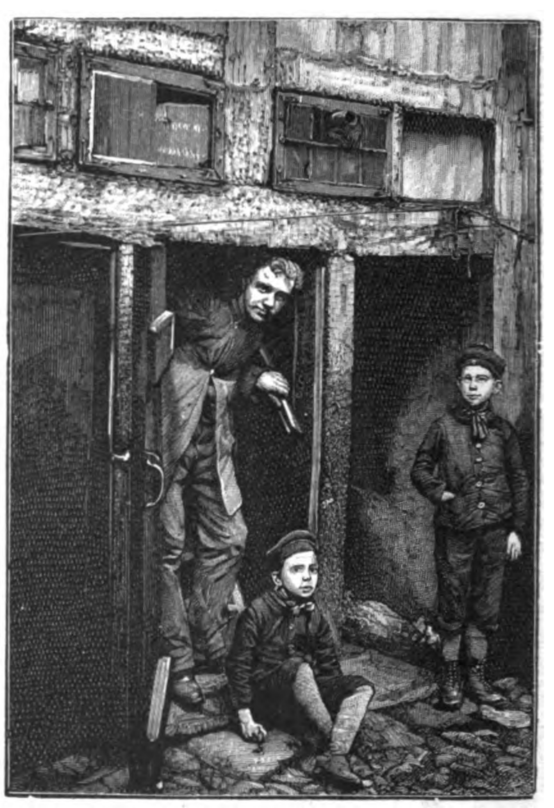
Frau. Sie will sich scheiden lassen.“ — „Was?“ — „Ja. Also hören Sie. Sie wissen, sie ist furchtbar eifersüchtig, besonders aber seit der letzten Zeit. Auf wen, das weiß ich jetzt noch nicht. Seit ein paar Tagen läßt sie ihn bewachen. Vor einer Stunde nun rannte einer dieser Aufpasser nach Hause. Der Herzog hat sich nach der Kathedrale San Giusto begeben und hat sich dort mit einer Dame zusammengefunden. Ein offenbares Rendezvous!“ — „Nicht möglich!“ — „Wie ich's Ihnen sage! Die Herzogin können Sie sich denken!“ — „Und wer war die Dame in der Kirche?“ — „Das eben weiß man noch nicht. Sie war in einen langen Mantel gehüllt und hatte einen Schleier.“ — „Man hat sie also nicht erkannt?“ fragt die Marchesa. — „Nein!“ — „Ist es erhört?“ ruft die Marchesa aus, „dann muß man nach ihr suchen.“ — „Das sage ich auch,“ erwidert die Gräfin, „und daß man sie finden wird, dafür ist gesorgt.“ — „Ah! Wieso?“ — „O, unsere Spione sind sehr aufmerksam. Die Dame hatte einen Hut. Es war das einzige, was man an ihr sehen konnte. Er ist uns ganz genau beschrieben. Kurz, es war ein Hut — ach, meine liebe Marchesa!“ Und plötzlich heften sich die hübschen Augen der Gräfin an einen Bolero, der auf dem Seidensaume der Frau Marchesa ruht. „O, Frau Marchesa!“ lächelt die Frau Gräfin. H. L.

Das Erfrieren der Pflanzen und die Schutzmittel dagegen.

Von

Dr. Otto Gotthilf.

Es hofft der Mensch, so lang er lebt, und zwar beschränkt sich diese Hoffnung nicht nur auf die wichtigen, entscheidungsvollen Angelegenheiten seines Lebens, sondern sie erstreckt sich zugleich auf die kleineren alltäglichen Dinge



Wohnungseingang.

seines Haushaltes. So geschieht es denn auch immer wieder und wieder, daß man im Spätherbst, hoffend, die schönen, klaren Herbsttage würden noch eine Weile andauern, möglichst lange die lieblichen Topfblumen und zarten Gewächshauspflanzen draußen vor dem Fenster oder im Garten stehen läßt. Aber wie manche Hausfrau, wie mancher Blumenfreund werden da eines schönen Morgens höchst unangenehm überrascht, wenn sie ihre Lieblinge zu Gesicht bekommen, oder einen Blick in den noch gestern so schönen Garten werfen. Alle Blümlein, die gestern in vollem Schmuck standen, lassen traurig die Köpfe hängen, sie sind plötzlich während der vergangenen Nacht verwelkt. Schlaff sitzen die oft schon braun bis schwarz gefärbten Blätter an den Stengeln, die sich mit der ganzen Pflanze hinfällig und abgestorben zur Erde neigen. Und wenn man ein solch gefrorenes, steif gewordenes Blatt beugt und mit den Fingern zusammendrückt, dann entsteht sofort eine bleibende Falte. Dabei hört man ein Knirschen und Knistern wie beim Brechen körnigen Eises. Und in der That ist es auch kristallinisches Eis, welches sich im Innern des Blattes gebildet hat und nun durch den Druck zerbrochen wird. Steigt wieder am Tage unter dem Einfluß der wärmenden Sonne die Temperatur, so tauen zwar die Blätter auf, aber sie bleiben schlapp und schlaff, werden mehr durchscheinend, ihre Ober-

fläche bekommt von dem aufgetauten Eis einen glänzenden Ueberzug, und die Oberhaut löst sich leicht von den tieferen Gewebsschichten ab. Durch die braune und schwarze Farbe sehen die Blätter wie verkohlt und verbrannt aus, und der Gärtner sagt auch, der Frost habe die Blätter verbrannt. Was geht nun bei diesem Erfrieren der Pflanzen in ihrem Innern vor? Im allgemeinen pflegt man sich diese Erscheinung rein mechanisch zu erklären. Man meint, durch den Frost erstarre der wässerige Zellsaft der Pflanzen zu Eis, nehme dadurch einen größeren Umfang an, und zersprenge und zerreiße die Wände der Zellen, welche nun ihren Funktionen nicht mehr nachkommen könnten, ähnlich wie ein mit Wasser gefülltes Gefäß beim Gefrieren zersprengt und zerstört wird. Diese landläufige Ansicht und Vorstellung von dem Erfrieren ist zwar nicht ganz falsch, bedarf aber doch mehrfacher Berichtigungen. Zunächst beginnt die Eisbildung überhaupt nicht in den Zellen selbst, sondern in den Zwischenräumen derselben, in den sogenannten Interzellularräumen. Diese sind nun freilich meist nur mit Luft gefüllt, aber bei einer größeren Erkaltung der Blätter tritt merkwürdigerweise das Wasser aus den Zellen durch die Wände in die Interzellularräume. Wir müssen bedenken, daß dies Wasser teils als sogenanntes Betriebswasser mechanisch mit den anderen Stoffen in den Zellen vermischt ist, teils als Lösungsmittel mit den dort vorhandenen Säuren, Salzen und anderen Substanzen chemisch verbunden erscheint. Was geschieht nun sonst ganz im allgemeinen, wenn ein Stoff, welcher mit Wasser vermischt ist, wie dies z. B. beim Kleister der Fall ist, oder in welchem das Wasser als Lösungsmittel erscheint, wie in einer Salzlösung, zum Frieren gebracht wird? Merkwürdigerweise erstarrt die Flüssigkeit nie sofort zu Eis, ja viele Salzlösungen kann man sogar bis auf 10 Grad unter Null abkühlen, ohne daß sie gefrieren, sondern es vollzieht sich zunächst eine Scheidung, eine Absonderung des Wassers von der festen Substanz; das Wasser sowohl des Kleisters fließt zunächst in größere Hohlräume zusammen und erstarrt erst dort, als auch dasjenige der Salzlösung trennt sich zunächst von den Salzteilchen und bildet erst dann Eiskristalle. Diese Beobachtung, daß die Flüssigkeit stets getrennt von den mit ihr gemischten Stoffen gefriert, kann jeder im Winter an irgend einer beliebigen Substanz machen. Ebenso verhält es sich nun auch mit dem Wasser in den Zellen der Pflanzen, welches sich in denselben teils frei, wie beim Kleister, teils chemisch gebunden, wie bei der Salzlösung vorfindet. Dies Wasser wird räumlich abgeschieden, durch die Zellwände in die Interzellularräume gepreßt, und erstarrt dort Tröpfchen für Tröpfchen zu Eiskristallen, welche nun über einander geschichtet, zu Säulen vereinigte Scheiben bilden. Bei diesem langsam vorschreitenden Erstarrungsprozesse ist daher auch bei den meisten Pflanzen eine Temperatur von 2 bis 3 Grad erforderlich, damit in dem erkalteten Gewebe Eis entsteht. Da wird mir nun manche Hausfrau sagen: dann müssen aber meine Blumen besonders „empfindlich" sein, denn von denen sind im vorigen Herbst einige schon erfroren, als das Thermometer noch nicht einmal bis auf den Gefrierpunkt gesunken war. Allerdings, sie mochten äußerlich den wirklich erfrorenen Pflanzen ähnlich sehen, aber von einer thatsächlichen Eisbildung konnte dabei nicht die Rede sein. Wohl können bei allen Pflanzen, Sträuchern und Bäumen, zunächst aber namentlich bei den sogenannten „empfindlichen" Gewächsen, wie Melonen, Anthaceen, Tabak, Basilienkraut u. s. w., wenn sie nur eine einzige Nacht hindurch einer Temperatur von ungefähr + 2 Grad ausgesetzt werden, die Blätter welken, vertrocknen und absterben, sodaß sie das Aussehen von erfrorenen haben, aber es treten dabei nie die für das Erfrieren allein bezeichnenden Vorgänge ein, nämlich die Ausscheidung von Wasser aus den Zellen und das Erstarren desselben zu Eis. Jene Erscheinung ist vielmehr in Wirklichkeit eine Vertrocknung infolge des Mißverhältnisses zwischen der Transpiration aus den Blättern und der Aufnahme von Wasser durch die Wurzeln. Durch das Erkalten des Erdreiches wird die saugende Thätigkeit der Wurzeln so beschränkt, daß der Wasserverlust, welchen die oberirdischen Laubblätter durch die fortwährende Ausdünstung erleiden, nicht mehr ersetzt werden kann; die Blätter werden dann schlaff, vertrocknen, färben sich braun, und sehen aus wie erfroren. Wer nicht glaubt, daß diese Erscheinung einzig und allein von der Erkaltung des Erdreichs herrührt, mache folgenden einfachen Versuch. Man senke die Töpfe solcher sehr empfindlichen Pflanzen abends in warme Sägespähne ein, decke genügend Wolle über die Erde und lasse nun diese Blumen über Nacht getrost im Freien stehen. Am anderen Morgen wird man die angenehme Entdeckung machen, daß die Pflanzen frisch und unversehrt geblieben sind und nicht den geringsten Schaden erlitten haben, auch wenn die Temperatur der Luft bis auf + 0,5 Grad gesunken ist. Durch das Warmhalten des Bodens wurden eben die feinen Saugwurzeln vor Erkältung geschützt, und damit die Zuleitungen von Wasser zu den transpirirenden Blättern in Gang gehalten. Für die Pflanze ist es von sehr großem Vorteile, daß das erste Erfrieren nicht gleich in den Zellen selbst, sondern in den Interzellularräumen stattfindet; denn sonst würden bei einem jeden geringsten Froste die so wichtigen Protoplasten in dem lebendigen Zellenleibe sofort zerstört und getötet, und die Zellwände zersprengt werden, d. h. die Pflanze müßte eben total erfrieren. Nun tritt dies nicht sogleich ein, ja es kann sogar am Tage unter dem Einfluß der Sonne das Eis schmelzen, das Wasser in den Zellenleib zurücktreten, und die Pflanze wieder zu neuem Leben erwachen. Wir sagen in diesem Falle, die Blumen sind nur gefroren, aber noch nicht erfroren, sie haben sich wieder „erholt". Erreicht freilich die Kälte einen so hohen Grad, daß schließlich auch das von dem Protoplasma im Innern der Zellen zurückgehaltene Wasser zu Eis erstarrt, so ist eine Zerstörung des ganzen Baues die unausbleibliche Folge, oder kurz und bündig: die Pflanze ist vollständig erfroren.

Von sehr großer Bedeutung für die Erhaltung der gefrorenen Pflanzen ist namentlich auch die Art und Weise, die Schnelligkeit des Auftauens. Ein sehr langsamer Uebergang der gefrorenen Säfte in den ursprünglichen flüssigen Zustand kann jede Beschädigung vermeiden, während ein rasches Schmelzen den sofortigen Tod herbeiführen kann. Daher darf man also gefrorene Pflanzen und Blumen aus dem Kalten nicht sofort ins Warme bringen oder der Sonne aussetzen, sondern man muß sie allmälich auftauen lassen. Am deutlichsten läßt sich dies beobachten, wenn man einzelne Teile einer gefrorenen Pflanze mit den warmen Fingern berührt; die berührten Stellen werden unfehlbar verderben, während die unberührten bei langsamem Auftauen wieder ganz lebensfähig werden.

Bei welchen Kältegraden tritt nun ein Gefrieren und bei welchen ein Erfrieren ein? Diese Frage läßt sich ebenso wenig bestimmt beantworten, wie jene ähnliche: bei welcher Temperatur pflegt sich ein Mensch zu erkälten? Wir wissen aus Erfahrung, daß kräftige, abgehärtete Personen sich fast gar nicht erkälten, während zarte, verweichlichte sich selbst im Sommer nicht dem geringsten kühlen Luftzuge aussetzen dürfen, ohne Schaden an ihrer Gesundheit zu nehmen. Aehnlich verhält es sich mit den Pflanzen. Auch bei diesen spielt eine Hauptrolle die spezifische Konstitution der verschiedenen Arten, und ferner das Entwicklungsstadium, in welchem sich die Organe befinden, d. h. ob sie noch sehr jung und zart, oder schon kräftig und ausgewachsen sind. Manche Arten von Pflanzen erfrieren schon bei dem geringsten Frost, während andere wieder ganz unglaublich hohe Kältetemperaturen ertragen können. Jenes unscheinbare rote Pilzchen (Sphaerella nivalis), welches, ganze Firnen bedeckend, eine

vollständige Rotfärbung des Schnees, den sogenannten „roten Schnee", veranlaßt, ist im arktischen Gebiete monatelang einer Temperatur von — 20 Grad ausgesetzt, ohne dadurch vernichtet zu werden. Dasselbe gilt von vielen alpinen Diatomaceen. In Jakutsk und Werchojansk in Sibirien, wo schon — 62 Grad und — 63 Grad, die niedrigsten überhaupt bis jetzt auf der Erde beobachteten Temperaturen, verzeichnet wurden, finden sich noch zahlreiche Kräuter, Sträucher und Bäume, welche doch wochenlang einer Kälte ausgesetzt sind, bei welcher sogar das Quecksilber gefriert. Ein besonders interessanter Fall von solcher Widerstandsfähigkeit mancher Gewächse gegen die Kälte wurde durch die Vegaexpedition bekannt. Die überwinterte im Jahre 1878/79 an einem der kältesten Punkte der Erde, am Strande von Pitlekaj, an der Nordküste von Sibirien. Dort betrug in jenem Winter die mittlere Temperatur des Dezember — 22,8 Grad, des Januar — 25 Grad, des Februar — 25 Grad, des März — 21,7 Grad und des April noch — 19 Grad. An einzelnen Tagen sank die Temperatur bis auf — 30 und 40 Grad, ja einmal sogar bis auf — 46 Grad. Auf der Kuppe eines ziemlich hohen Hügels, über welchen fast ununterbrochen der eisige Nord- und Nordostwind hinfegte, fand nun diese Expedition ein Löffelkraut (Cochlearia fenestralis), von dem eine andere Art bei uns in Bächen und Teichen vorkommt. Diese Pflanze hatte im Jahre 1878 zu blühen begonnen und auch teilweise Früchte ausgebildet. Als der Winter begann, war sie aber noch mit unreifen Früchten, mit Blüten, Blütenknospen und mit saftigen grünen Blättern besetzt, und man hätte erwarten sollen, daß die saftreichen, zarten Gewebe im Laufe des langen Winters und unter dem Einfluß der anhaltenden Kälte vollständig würden vernichtet werden. Dies trat aber nicht ein. Im Sommer 1879 wuchs die Pflanze, deren Gewebe doch zweifellos längere Zeit hindurch auf mindestens — 30 Grad gefroren waren, wieder weiter, und zwar setzte sie ihr Wachstum da fort, wo es zu Anfang des Winters unterbrochen worden war; die Blätter funktionirten wieder wie im vergangenen Sommer, die Blütenknospen öffneten sich, und aus den Blattachsen sproßten neue Blütenstände hervor. Also selbst eine Kälte von — 46 Grad hatte es nicht vermocht, die kräftige Konstitution der Pflanze zu zerstören.

Bei den Tieren verhält es sich übrigens ganz ebenso. Während einige Arten nur in einem südlichen, ganz heißen Klima ihr Leben fristen können, verbringen andere in der Eisregion, Monate in gefrorenem Zustand, ohne dadurch getötet zu werden. Die Rädertierchen z. B. spielen, sobald sie auftauen, gleich wieder mit ihren Wimpern, die Gletscherflöhe machen wieder ihre weiten Sprünge und die scheckigen Spinnen schreiten mit ihren langen Beinen über die von der Sonne beschienenen Gefilde, während dagegen die durch Winde auf dieselben Firnenfelder verschlagenen Insekten in kurzer Zeit durch den Frost ihren Tod finden.

Sehr merkwürdig ist es auch, daß Gewächse, welche sich äußerlich sehr ähnlich sind und die auch im anatomischen Baue große Uebereinstimmung zeigen, sich doch in Bezug auf das Erfrieren ganz verschieden verhalten. Während z. B. die Pinie (Pinus Pinea) und die Meerstrandskiefer (Pinus halepensis) gar keinen Winterfrost vertragen, gedeihen die Zirbelkiefer (Pinus cembra) und die Himalayakiefer (Pinus excelsa) in Gegenden, wo die Stämme und die nadelförmigen Blätter aller Bäume wochenlang auf 20 Grad unter Null gefroren sind. Das Rhododendron ponticum erfriert schon bei — 2 Grad vollständig, das Rhododendron lapponicum dagegen verträgt die strengste Kälte des nördlichen Winters. Hiefür ließen sich noch zahlreiche andere Beispiele anführen.

Aber nicht nur von der Konstitution hängt die Widerstandsfähigkeit der Pflanzen gegen die Kälte ab, sondern auch von dem Entwicklungsstadium ihrer Organe. Junge, zarte Sprossen und wasserreiche Gewebe erfrieren leichter als alte ausgewachsene Blätter und harte, schon verholzte Stöcke. Das Laub von Buchen und sommergrünen Eichen, welches im Herbst selbst nach wiederholtem Frost noch nicht getötet wird, welkt und schrumpft im jugendlichen Zustande, wenn nur in einer einzigen Frühlingsnacht die Temperatur unter Null herabgesunken ist. Ja selbst manche Alpenpflanzen, welche, vollständig ausgewachsen, sehr niedrige Temperaturen ohne Nachteil vertragen, können Schaden leiden, wenn sie zur Zeit des ersten Wachstums von einem Frost überrascht werden.

Wie kann man nun die Pflanzen künftig vor dem Erfrieren bewahren, und welches sind deren eigene natürliche Schutzmittel dagegen? Gewöhnlich sucht man durch schlechte Wärmeleiter das Erdreich und die das Gewächs zunächst umgebende Luft vor Erkältung zu schützen. Durch Umkleiden und Bedecken mit Reisig, trockenem Stroh, dürrem Laub oder Erde wird die Wärmeausstrahlung erheblich vermindert und dem Froste der Zugang bedeutend erschwert. Vielfach häuft man auch Schnee auf die Pflanzen, und überhaupt gilt der Schnee bei den Landwirten und Gärtnern mit Recht als ein vortreffliches Schutzmittel gegen das Erfrieren. Erfahrungsgemäß gehen bei uns in schneelosen Wintern eine Menge Pflanzen zu Grunde, während sie in schneereichen die kälteste Zeit ohne Nachteil überdauern. Der Landwirt macht ein gar bedenkliches Gesicht im Hinblick auf seine Saaten, wenn größere Kälte eintritt, ohne daß vorher Schnee gefallen ist. Häufig kann man auch beobachten, daß manche Gesträuche und niedere Bäumchen, von welchen nur die untere Hälfte eingeschneit, während die obere dem Froste ungeschützt preisgegeben ist, nach strengen Wintern bis zu jener Stelle erfroren sind, zu welcher der Schnee emporgereicht hatte. Aber alle diese Schutzmittel, Reisig, Stroh, Laub, Erde, Schnee, erfüllen ihren Zweck nur in jenen Gegenden, wo die kalte Periode von verhältnismäßig kurzer Dauer ist; bei langer und ununterbrochen dauernder Kälte dagegen sinkt allmälich nicht nur die Temperatur der umgebenden Hülle, sondern endlich auch jene der umhüllten Körper selbst tief herab. In der gemäßigten Zone, wo im Laufe des Winters die Perioden der Kälte mit milderen Zeiten abwechseln, wo der kalten Nacht in der Regel wieder ein wärmerer Tag folgt, weil die Sonne nie ganz unter dem Horizonte bleibt, bieten jene Hüllen allerdings sehr wertvolle Schutzmittel gegen das Erfrieren, aber in den arktischen Regionen wird ihr Wert völlig illusorisch. Hier vermag nicht einmal die mächtigste Schneeschicht das Eindringen der Kälte zu verhindern. So fand Kane die Temperatur im nordwestlichen Grönland bei 63 Centimeter unter dem Schnee auf — 21,3 Grad und bei 126 Centimeter unter dem Schnee noch auf — 16,3 Grad gesunken. Hier bleibt auch der in der monatelangen ununterbrochenen Winternacht gefallene Schnee spröde und staubartig. Ganz anders in der gemäßigten Zone. Dort macht die Sonne, wenn auch nur während einiger Stunden des Tages, ihren Einfluß auf den Schnee geltend, dieser wird erwärmt und häufig sogar oberflächlich geschmolzen. Daher sieht man bei uns selbst bei strenger Kälte den Schnee auf den Dächern im warmen Sonnenschein schmelzen, wenn auch nachher das Wasser gleich wieder zu langen Eiszapfen gefriert. Auch in den Alpen träufelt selbst zur Zeit der kürzesten Tage im Dezember bei einer Schattentemperatur von — 10 bis 15 Grad das Schmelzwasser von den besonnten Dächern der hoch oben an den Berggeländen gelegenen Heuhütten in der Mittagszeit herab. Wiederholt sich dies oberflächliche Auftauen und nachherige Frieren längere Zeit hindurch, so bildet sich auf dem Schnee eine dicke Eiskruste, die mit der Zeit so mächtig wird, daß man weite Strecken der Schneegefilde überschreiten kann, ohne einzubrechen.

Daher können auch die tieferen Schneeschichten und die unter denselben befindlichen Gewächse nie so stark erkalten, wie im hohen Norden. Im Jahre 1869 hat man, um dies genauer zu untersuchen, bei Innsbruck auf verschiedenen Berghöhen Minimalthermometer in die Erde eingelegt und nach Ablauf des Winters im Sommer 1870 wieder ausgegraben. Es fanden sich dabei folgende Temperaturen verzeichnet: bei einer winterlichen Schneeschicht von 30 bis 60 Centimeter in einer Höhe von 2 343 Meter über dem Meeresspiegel und 40 Centimeter unter der Oberfläche — 5,3 Grad, 1 635 Meter hoch und 60 Centimeter unter der Oberfläche — 2,9 Grad; war hingegen die Schneelage wenigstens dreimal so mächtig, so ergaben sich in ungefähr derselben Höhe nur noch — 0,1 Grad resp. 1,35 Grad. Diese Angaben zeigen also sehr deutlich, welch große Bedeutung dem Schnee als Schutzmittel gegen die Kälte in jenen Gegenden, welche die Sonne nicht entbehren müssen, zukommt.

Als ferneres natürliches Schutzmittel gegen die Kälte spielt in den Waldregionen auch das dürre Laub eine große Rolle, welches sich bald in größerer, bald in geringerer Mächtigkeit über den Boden und die niederen Gewächse hin ausbreitet. Am deutlichsten tritt dies hervor in den mitteleuropäischen Buchenwäldern, wo die von einer dichten Laubschicht eingehüllten Stöcke des Waldmeisters, Lungenkrautes, Leberblümchens, der Haselwurz u. s. w. sich unter derselben sogar in sehr strengen Wintern mit grünen Blättern bis in den nächsten Frühling erhalten.

Am vorsichtigsten und am meisten ökonomisch verfahren viele Zwiebel- und Knollengewächse, welche sich im Winter mit ihrem ganzen Lebensstoff unter die Erde zurückziehen und sich vor Erfrieren schützen. In den warmen Sonnenstrahlen des Sommers sammeln sie mit ihren oberirdischen grünen Blättern eine große Menge organischer Verbindungen an, leiten diese aber sofort in die Tiefe zu ihren unterirdischen Vorratskammern in die dicken Knollen oder fleischigen Zwiebeln, wo ganz im Geheimen, den profanen Blicken der Außenwelt entzogen, die Anlagen für neue Laubblätter und Blüten erzeugt werden. Dort bleiben sie während der kalten Zeit in ihren Winterquartieren geschützt liegen, um erst im nächsten Frühjahr ans Tageslicht hervorzusprießen, um zu blühen und zu fruchten. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie diese unterirdischen Stöcke sich um so tiefer in die Erde senken, je mehr ihr Standort dem Erfrieren ausgesetzt ist, und je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß im Winter nur eine seichte Schneelage den Boden bedecken und selbst diese ein Opfer der rauhen Stürme werden kann. Während beispielsweise die Zwiebeln und Knollen des Gilbsternes (Gagea lutea) und der Hohlwurz (Corydalis cava), wenn sie im fetten Humus der Buchenwälder unter schützendem dürren Laube wachsen, sich nur wenige Centimeter tief unter der Oberfläche befinden, sind sie auf offenen Wiesen erst in drei- bis vierfach größerer Tiefe zu erreichen. Die Lage der Knollen vieler Orchideen, sowie der Knollenzwiebeln der Herbstzeitlose kann geradezu als Maßstab dafür gelten, bis zu welcher Tiefe der Erdboden in einer bestimmten Gegend zu frieren pflegt; denn regelmäßig finden sich diese in solchen Tiefen, bis zu welchen der Frost des Winters nicht mehr vordringt.

Auf sehr zweckmäßige Weise wissen sich auch manche Wasserpflanzen vor den Unbilden der Kälte zu schützen. Sobald der Winter Miene macht, die Tümpel und Teiche mit einer Eisschicht zu bedecken, ziehen sie sich nach dem wärmeren Grunde zurück und fliehen in den schützenden Schlamm der Tiefe. So senken sich die Stöcke der Wasserscheere (Stratiotes aloides) noch vor Beginn des ersten Frostes nach unten und warten dort wohlverwahrt auf den ersten wärmenden Strahl der Frühlingssonne. Das krausblättrige Laichkraut (Petamogeton crispus) entwickelt im Spätherbst nahe dem Wasserspiegel neue Sprossen, welche mit kurzen Blättern besetzt sind; diese lösen sich, bevor noch die oberste Schicht des Wassers zu Eis gefriert, von den alten Stengeln ab, sinken in die Tiefe und bohren sich dort mit dem spitzen unteren Ende in den wärmenden Schlamm ein.

So hat der allgütige Schöpfer in fürsorglicher Weise für alle Kinder der Natur gesorgt, um sie vor der zerstörenden Macht der Kälte zu schützen. Hat sich der Mensch im Laufe der Zeiten durch Wohnung, Kleidung und Heizung eigene Schutzmittel geschaffen, sind die Tiere teils durch den dickeren und dichteren Pelz, teils durch ihre Einpuppung und Einkapselung vor dem Tode durch Frost bewahrt, so ist auch für die Pflanzen genügend gesorgt, daß sie nicht als Opfer der eisigen Kälte in einem einzigen Winter plötzlich alle zu Grunde gehen, sondern in jedem Frühjahr zu neuem Leben erwachen, als liebliche Augen- und Magenweide für Mensch und Tier.

Andacht im Walde.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Wie viel Lieder auch dem Walde schon erklungen, dennoch ward sein Zauber niemals ganz besungen! Keines Menschen Gemüt vermag sich dem mächtigen Eindruck zu entziehen, den eine Wanderung in hehrer Waldesstille in ihm wachruft. Da haben sie neben die mächtigen Tannen ein schlichtes Kreuz in den Moosgrund gepflanzt, das trotz seiner Anspruchslosigkeit in der Form doch bald eine Stätte der allgemeinen Andachtsübung geworden ist. Der Hirte und der Jäger gehen kaum ohne frommen Gruß vorüber, der Landmann spricht sein kurzes Gebet, wenn er die Stelle passirt, und mit Vorliebe sucht der Arme hier Trost in stiller Andacht, weil er eine innere Erhebung dabei fühlt, die ihm wie eine verheißungsvolle Gewähr seiner Bitten erscheint. Den langen Tag über hat die arme Witwe mit ihren Kindern den Wald durchzogen, um sich das Holz für ihren Hausbedarf vom Grunde aufzulesen. Den Kleinen dünkt diese Arbeit mehr ein Vergnügen, als eine Last; denn bald gibt es süße Beeren zu naschen, bald einen prächtigen Schmetterling zu jagen; der muntere Bursche weiß dort ein Vogelnest zu erspähen, da ein flinkes Eichhörnchen aufzujagen, und wenn es das Glück will, gibt es sogar ein schlankes Reh oder ein en flinken Hasen zu schauen. Die Mutter freut sich mit den Kindern, aber eigentlich nur an der Freude ihrer Lieblinge; sie selbst kann ja nicht mehr so unbefangen alle diese lieblichen Bilder des Waldes in sich aufnehmen, denn in ihrem Herzen sitzt die Sorge, welche alles Farbenspiel eines flüchtigen Glückstrahls schnell wieder erbleichen läßt. Die Sorge flüstert die traurigsten Dinge ins Ohr der Armen, während sie ihrer Beschäftigung nachgeht, die Sorge umdüstert ihren Blick, wenn sie auf ihre fröhlichen Kinder sieht und es preßt ihr das Herz zusammen, wenn sie sich versucht fühlt, freundlicheren Gedanken ihr Inneres zu erschließen. Die Arbeit ist geschehen und nun zieht die Familie durch den herrlichen Waldgrund heimwärts. Da kommen sie zum Kreuz im Walde und nun fordert die Mutter ihre Kinder auf, zum lieben Gott zu beten — in Wahrheit um das tägliche Brot! Während sie dort weilen, in stiller Andacht versunken, dann ist es wohl, als ob die böse Sorge im fernen Waldesdunkel verschwinde und frohe Zuversicht lohnt das kindliche Vertrauen. Das Mädchen kniet neben der Mutter und sagt ihre Gebete auf, ohne sich des eigentlichen Zweckes der Andacht bewußt zu sein, indem der Junge wohl dem Gebote der Ehrfurcht vor dem Heiligen Folge leistet, aber nur mehr mechanisch die Andachtsübung bethätigt; ihm dauert die Sache offenbar zu lange; er begreift nicht, was die Mutter alles auf dem Herzen haben kann. Die Gruppe selbst hebt sich von dem stillen, friedlichen Waldinnern ungemein lieblich ab; sie zeigt die hehre Waldandacht in ihrer schlichtesten, aber vielleicht wirkungsvollsten Form! B. Rauchenegger.

Das Kind.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Am neunundzwanzigsten Juni wurde Josefa auf dem nahegelegenen Frohnheimer Kirchhof zur ewigen Ruhe bestattet. Der Pfarrer von Hoyersbrück, als Freund der Familie, der auch die Kleine getauft hatte, hielt eine warme und ehrlich empfundene Ansprache. Die Worte des Geistlichen wirkten auf Somsdorff wie schreckvolle Anklagen, die er nur mühsam entkräften konnte. Er hatte das Kind einfach ertrinken lassen: dieser abscheuliche Vorwurf, an sich eine Unwahrheit, nahm doch für ihn den Charakter der Wahrheit an, sobald er sich in die Stimmung der letzten paar Tage zurückversetzte. Das fürchterliche „Hätt' ich's geahnt!", die verwerfliche Reue über die einzige That seines Lebens, auf die er bis jetzt vielleicht Grund hatte, stolz zu sein — kurz, die ganze Gehässigkeit, die ihn erfüllt hatte, trat ihm noch täuschender als zuvor im Gewand einer ursächlichen Verknüpfung mit dem Tode Josefas entgegen und raubte ihm angesichts der geöffneten Gruft beinahe die Fassung.

Gräfin Adele war am Tag der Beerdigung nicht bei klarem Bewußtsein. Gegen Abend begann sie zu deliriren. Die Ballustraden des Parkteichs und die Geschichte vom Sturmvogel, die Miß Harriet erzählt hatte, spielten im rastlos wirbelnden Chaos ihrer Phantasmen die Rolle von Angelpunkten. Immer wieder sah sie das Kind über die Brüstung klettern, hinabstürzen, vom Sturmvogel gespießt und zerhackt werden, bis dann fremdartige Momente dazwischentraten. Der wirkliche Schauplatz des Unheils, der Fluß mit seinen buschverhangenen, steilabfallenden Ufern, schien aus ihrem Gedächtnis hinweggetilgt.

Am dreißigsten Juni kam ein prächtiger Kranz von Gertrud, begleitet von einer Zuschrift, in der sie dem gräflichen Ehepaar nochmals ihr tiefstes Mitgefühl und die Unwandelbarkeit ihrer Freundschaft beteuerte.

„Ein böses Vorzeichen, Gott behüte uns!" sagte das Kammermädchen, als sie den Kranz über den Arm hing, um die verspätete Gabe nach dem Frohnheimer Friedhof zu tragen.

„Wieso?" frug Leo von Somsdorff.

„Bei uns daheim geht die Rede: wenn ein Kranz nach dem Begräbnis eintrifft, so bedeutet das noch einen Todesfall in derselben Familie und im nämlichen Jahr!"

„Thorheit!"

„Ja, man weiß nicht ... Mir ist so bange ums Herz. Auch Karl meint, der Doktor Michalsky mache ein sonderbares Gesicht ..."

„Sein Sie nicht abergläubisch! Ein sonst so verständiges Mädchen! Thun Sie nur Ihre Schuldigkeit: dann wird alles schon gut werden. Was ich noch sagen wollte ... Bitte, warten Sie einen Moment! Ich bin gleich wieder zurück!"

Er ging in den Park, schnitt eine Handvoll köstlicher Marschall-Niel-Rosen, band sie mit einigen Epheuranken zusammen und gab sie dem Mädchen, das bereits anfing, mit staunender Ungeduld nach ihm auszuschauen.

„So, Frieda! Die Blumen hier legen Sie mit auf das Grab, — nicht zu dem kunstvollen Kranz da, sondern ein bißchen abseits ... Können Sie beten, Frieda?"

„Aber ich bitte Sie, gnädiger Herr! Man ist doch christlicher Leute Kind! Ich noch dazu, als die Tochter eines lutherischen Küsters!"

„Ja, ja, ich zweifle ja nicht! Wenn Sie die Rosen dann hingelegt haben und irgend ein Sprüchlein murmeln, so thun Sie's in meinem Namen! Ich bin leider nicht fromm; aber dem Kinde möcht' ich ein freundliches Wort nachrufen ..."

„Gott, ja!" schluchzte das Mädchen gerührt. „Sie war so herzig und süß, die kleine Komteß! Die rechte Hand gäb' ich darum, könnt' ich den armen Engel wieder lebendig machen!"

Somsdorff wandte sich ab. Er hörte den Grafen, der sich bei Karl eifrig nach ihm erkundigte.

Graf Gerold hatte sich seit der Rückkehr von dem Grab seines Töchterchens mit verdoppelter Wucht auf den jüngsthin vernachlässigten Artikel für die „Minerva" gestürzt, und ihn nach zweimal siebenstündiger Arbeit glücklich vollendet. Nun sollte sich Herr von Somsdorff über das schwer zu enträtselnde Manuskript hermachen und dem Verfasser ein offenes Urteil sagen.

Somsdorff willfahrte ihm. Der Aufsatz war



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eine pikante Geschichte.

Nach dem Gemälde von F. Soulacroix.

pedantisch in seiner Form und inhaltlich überladen, aber vielleicht für ein gewisses Publikum, das gerne mit archäologischen Kenntnissen prahlt, recht geeignet. Somsdorff, zu ernster Kritik nicht aufgelegt, wohl auch gar nicht befähigt, lobte die Arbeit mit einigen wenig charakteristischen Schlagwörtern, die dem Herrn Grafen indes vollauf genügten.

Nunmehr begannen die Vorstudien für eine zweite, umfangreichere Monographie, bei denen der Graf den brennenden Wunsch verspürte, mit „Gleichgesinnten" über die Fragen, die ihn beschäftigten, ernste Debatten zu spinnen. Mehrmals wurde der Pfarrer von Hohersbrück zu Gaste gebeten. Somsdorff mußte wohl oder übel den breiten Erörterungen Gerolds mit dem geistlichen Münzkenner beiwohnen und sich mit ins Gespräch mischen, obschon die Probleme, die hier aufs Tapet kamen, ihn jetzt gerade am wenigsten interessirten.

Freilich, daß sich der Graf so geflissentlich einbohrte, das begriff sich. Die Numismatik war jetzt für Gerold von Authenried die erlösende Göttin: sie lenkte ihn wohlthätig von der Betrachtung seiner gestörten Häuslichkeit ab. Er mochte das Kind in seiner Art doch wohl geliebt haben. Seit dem Tag des Begräbnisses haftete ihm eine sonderbare Geberde des Suchens an. Er, der sonst sehr wenig nach der Kleinen gefragt hatte, schritt jetzt häufig mit einer gewissen Unruhe von Gemach zu Gemach, und kehrte dann mürrisch und dumpf in sein Gelehrtenzimmer zurück, wo er mit Vorliebe auch den Abend verbrachte. In den Salons vermißte er augenscheinlich das Walten Adelens. Er hatte sich, wie er einmal zu dem Geistlichen sagte, gar zu sehr an die Frau gewöhnt! Man sollte das nicht. Man wurde ja so ein Sklave der äußeren Verhältnisse. Dabei aß und trank er jedoch mit gewohntem, prächtigem Appetit und fand, wie gesagt, die Probleme der Münzwissenschaft, in der er doch nur dilettirte, mit jedem Tage erbaulicher und für das Gesamtwohl der Menschheit bedeutungsvoller.

Nach Verlauf einer Woche war Leo von Somsdorff mit seiner Geduld fertig. Er konnte die drückende Atmosphäre, die über Schloß Authenried lastete, nicht mehr ertragen. Trotz der dringenden Bitte Gerolds, der ihn „so nötig" hatte, bat er um Urlaub. Was sollte er noch in diesen vereinsamten, lichtlosen Räumen? Seine Leidenschaft für die Gräfin hatte, so glaubte er, eine seltsame Wandlung erfahren. Der Tod des Kindes, der da, vom Standpunkt einer gefühlsarmen Logik betrachtet, nur die Hinwegräumung eines Hindernisses bedeutet hätte, schien ihm den letzten Schimmer der Hoffnung endgiltig zu vernichten. Die Mutter, die der Gram um den Verlust ihres Lieblings beinah getötet hatte, stand nun auf einer Höhe, zu der ein profaner Wunsch nicht mehr heranreichte. Die Erinnerung an die Verstorbene mußte bei einer Natur von der seelischen Tiefe Adelens eine noch machtvollere Wirkung ausüben, als früher des Kindes lebendige Gegenwart.

Er reiste also.

Zunächst in die Schweiz; im Frühherbst nach den italienischen Seen; Anfang Oktober zurück in die Hauptstadt, wo er sein glänzendes Junggesellenheim in der Boliviastraße bezog.

Von Graf Authenried hatte er ab und zu Nachricht erhalten. Schon im September erfuhr er, daß Gräfin Adele so weit genesen sei, um die letzten paar Wochen vor Eintritt der rauheren Jahreszeit möglichst abgeschieden im Harz zu verbringen. Doktor Michalsky hatte dort, unweit von Osterode, ein Dörfchen entdeckt, das, reizend gelegen, vom großen Strom der Touristen und Badegäste kaum noch bespült worden war . . .

Beim Empfang dieser Botschaft ward Leo von einer plötzlichen Unrast bewegt. Fast stand er schon im Begriff, seinen Koffer zu packen; aber ein machtvoller Instinkt hielt ihn trotzdem in zwölfter Stunde zurück. Das dumpfe Dahinleben, dem er sich seit seiner Abreise von Schloß Authenried-Poyritz willenlos überlassen hatte, war für ihn Balsam gewesen im Vergleich mit den Stürmen, die ihn dort beinahe zu Boden geschleudert. Er wollte die mühsam erkämpfte Ruhe nicht zwecklos gefährden. Noch war er, nach seiner Meinung, nicht stark genug.

Nachdem er sich in der Hauptstadt kaum wieder eingebürgert, ward ihm die überraschende Kunde, der Graf und die Gräfin würden im Laufe des Monats November dort eintreffen, um sich für immer daselbst niederzulassen. Gräfin Adele könne sich absolut nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie im künftigen Sommer wieder das Schloß und den Park beziehen solle, wo sie so Schweres erlebt habe. Das Anwesen sei veräußert. Als Ersatz dafür gedenke Graf Gerold im Harz eine Villa zu kaufen. Die Wald- und Bergluft thue seiner Gemahlin besonders gut, wie ja der Augenschein lehre. Die Gräfin beginne jetzt wieder aufzublühen, auch hier und da ein Interesse zu zeigen. Sie habe sich anfänglich gegen die Hauptstadt gewehrt. Doktor Michalsky jedoch bestehe darauf. Jetzt, nachdem sie so weit sich erholt habe, seien Zerstreuungen ihr so nötig wie's liebe Brot. Wenn sie auch — selbstredend — der eigentlichen Geselligkeit zunächst fremd bleibe, so müsse sie doch alle verfügbaren Hebel ansetzen, um ihren Geist von der Vergangenheit abzuziehen. Sie solle Theater und Vorlesungen besuchen; — Konzerte weniger, da die Musik leicht im entgegengesetzten Sinn wirke. Ja, schon ein Gang durch die menschenbelebten Straßen, ein Vorüberschlendern an den Auslegefenstern der Magazine sei ihr von Nutzen. Die Gräfin habe dem Grafen seltsamerweise den Vorschlag gemacht, dann doch lieber nach Wien, Paris oder Neapel zu gehn. Er aber tauge nicht für die Fremde. Er wurzle zu sehr im Deutsch-Nationalen, wobei, wie er nicht leugne, der Umstand, daß er mit Leo so angenehme Beziehungen habe, mit in die Wagschale falle.

Leo von Somsdorff spürte an seinem Herzklopfen, daß er sich schmählich getäuscht hatte, wenn er die aussichtslose Neigung zu Gräfin Adele verwunden glaubte.

Er las die enggeschriebne Epistel des Grafen zwei-, dreimal durch, als müsse er irgend wo ein



Symptom entdecken, das da zu Gunsten seiner jetzt neu erwachenden Sehnsucht sprach. Der flüchtige Schimmer von Hoffnung, den er in dem Umstand gewahrte, daß Gräfin Adele sich gegen die Uebersiedelung nach der Hauptstadt gesträubt hatte, brachte ihn so von Sinnen, daß er den Brief des Mannes, den er so schmählich zu täuschen trachtete, wie ein köstliches Billetdoux an die Lippen drückte. Er besaß keine Empfindung mehr für die Widerlichkeit des Kontrastes zwischen dem Sinn dieser unwillkürlichen Liebkosung und der falschen Adresse, an die sie gelangte. So eingehend und charmant wie diesmal, hatte der Graf kaum je an Somsdorff geschrieben. Er mußte wirklich für Leo eine Art Faible, wenn nicht gar Freundschaft fühlen. Desto unerbaulicher blieb die Thatsache, daß Leo nach so monatelanger Depression, die nicht arm gewesen an Stunden sittlicher Selbsterkenntnis, nun so plötzlich wieder im alten Strome schwamm.

Ende November hatte der Graf sich vollständig installirt, -- und nun begann ein Verkehr, der sich von dem auf Schloß Authenried-Poyritz nur durch eine gewisse Feierlichkeit des Tones, eine gemessene Vorsichtigkeit des Auftretens unterschied, wenigstens was die Gräfin und Leo von Somsdorff betraf. Es war als liege noch immer ein Kranker im Haus, den man durch allzu geräuschvolles Offenbaren gewisser Gedanken und Regungen stören könne. Uebrigens wurde der gräfliche Numismatiker äußerlich in diese Gedämpftheit des Tons mit hinein gezogen. Wenn er aus einer englischen oder französischen Revue eine Notiz vorlas, eine Studie über das Vorkommen altrömischer Münzen auf Ceylon oder ein kurzes Essay über die Prägeanstalten Venedigs, that er dies weder so laut noch so eindringlich wie bisher; auch heischte er nicht so despotisch die hingebungsvolle Aufmerksamkeit Leos, der seinerseits fast noch zerstreuter war, als an dem Morgen des Unglückstages bei der Vorlesung des Athenäum-Artikels.

Außer Leo von Somsdorff verkehrten nur wenige und dazu seltene Gäste im Hause des Grafen. Adele verspürte noch durchaus keine Neigung zu repräsentiren. Um so öfter besuchte sie die großen Theater, zumal wenn Schauspiele und Konversationskomödien in Scene gingen, während sie vor der Tragödie eine mit ihrem früheren Geschmack nicht vereinbare Abneigung hegte.

Von Gertrud hatten die Authenrieds noch im Harz die Vermählungsanzeige erhalten und dann nichts weiter gehört, als daß die neugebackene Freifrau von Steinitz nach einer kurzen Hochzeitsreise in Groß-Nieder-Wartha gelandet war und nun das prächtig eingerichtete Herrenhaus total auf den Kopf stellte. Es mußte nach dem, was dem Grafen zufällig durch einen Vetter zu Ohren kam, eine ganz tolle Wirtschaft sein, lustig und farbig, ein perpetuirlicher Karneval. Die Nachbarn trieben es übrigens gerade so. Die Mehrzahl der dortigen Grundbesitzer hauste auch während des Winters auf ihren Gütern; sie gaben Fest über Fest, so daß die Landstraßen von den hin und her klingelnden Karossen und Schlitten nicht leer wurden.

„Um so besser!" sagte der Graf zu Leo. „Es wäre fatal gewesen, hätte das junge Paar sich etwa hier in die Hauptstadt verirrt! Meine Frau spricht ja nicht weiter davon; aber ich weiß positiv: sie hat eine förmliche Idiosynkrasie gegen die vormalige Pensionatsfreundin."

Gräfin Adele ‚sprach nicht weiter davon'. Sie sprach überhaupt nicht von der Vergangenheit. Ihre Beziehungen zu Leo von Somsdorff trugen jetzt wirklich den Charakter einer stillen, sturmlosen Sympathie. Er las ihr vor, wenn der Graf, wie dies nicht selten geschah, „fachwissenschaftliche" Briefe schrieb oder im Klub ein paar Stunden lang Poker und Baccarat spielte. Zum Abendthee — Punkt neun Uhr — war er dann spätestens wieder zurück und bedankte sich mit überhöflichem Eifer bei seinem „Freund", der sich so „ehrlich bemühte", die junge Frau zu zerstreuen und aufzuheitern.

Somsdorff hatte bei diesen Redensarten die klare Empfindung, als ob der Graf ihn verspotte. Das Blinzeln, das ihm gelegentlich über die Wimpern flog, schien halb Mitleid, halb Ironie zu sein.

„Du armer, dummer, verliebter Kerl" — so legte sich Somsdorff dies Blinzeln zurecht — „Du bildest Dir ein, durch solche Aufmerksamkeiten und Ritterdienste ihr Herz zu erobern! Ja, wenn sie anders wäre! Siehst Du, ich bin so ruhig, so ruhig! Während Du Deine Zwecke zu fördern glaubst, förderst Du nur die meinen! Du hilfst, ihre Gedanken von dem ewigen Weh der Erinnerung ablenken! Du trägst so mit dazu bei, daß sie endlich wieder in jenen normalen Gemütszustand kommt, der leider Gottes für mein Behagen so nötig ist!"

Ehedem hätte Somsdorff bei dieser Erkenntnis getobt. Jetzt war er mit dem Gefühl peinvoller Demütigung, das ihn heimsuchte, schnell fertig. Es hatte so kommen sollen. Vielleicht war das nur die gerechte Strafe für seine Thorheit, die immer noch halb an der sündigen Hoffnung der ersten Tage hing.

Allmälich keimte ihm so der Entschluß, im Ernste das durchzuführen, was er damals auf der mondscheinbestrahlten Veranda nur als Komödie geplant hatte: jeden Gedanken unerlaubter Natur niederzukämpfen, und dieser bewunderungswürdigen, herrlichen Frau das zu sein, was man auf Erden so selten findet, wie Rosen im Hochgebirg: ein echter, wahrhaftiger Freund.

Neuntes Kapitel.

Weihnachten kam so heran, — das Fest, vor welchem sich Gräfin Adele so über die Maßen gefürchtet hatte.

Der Gegensatz zwischen dem Einst und dem Jetzt war zu grausenhaft . . .

Im vorigen Jahr — welch ein schallender Jubel in dem großen Verandasalon! Welch ein heiß flutender Strom der Glückseligkeit unter dem strahlenden Christbaum, wo eine Fülle bunter Geschenke für das jauchzende Kind verschwenderisch ausgestreut lag! An jenem Festabend hatte die Gräfin alles vergessen, was sie gegen das Schicksal sonst auf dem

Herzen hatte: die innere Oede, die der gefühlsarme, selbstsuchterfüllte Gemahl ihr zurückließ; die Reue über die kurze Verblendung, der ein so banges Erkennen gefolgt war; den heimlichen Gram über ein Leben, das sie verfehlt hätte nennen müssen, wäre das liebe, lachende, reizende Kind nicht gewesen . . .

Und nun?

Sie hatte schon bei dem bloßen Gedanken an die demnächstige Wiederkehr dieser Erinnerungen gefröstelt. Am liebsten hätte sie den Tag übersprungen, verschlafen, im Erledigen aufreibender Arbeit aus ihrem Bewußtsein gelöscht.

Aber wie war das möglich?

Ihr Gemahl hatte so wenig Verständnis für dies nagende Leid, dessen eigentlichster und erster Grund er ja selbst war! An der Seite eines Mannes, den sie geliebt, der sie mit seiner warmfühlenden Seele umfangen, gehegt und beschwichtigt hätte, wäre ja auch das bitterste Weh zum Schweigen gekommen. Das treue Bestreben, sich gegenseitig über die Qual dieser Stunden hinauszuhelfen, würde bei allem Schmerz ein Glück in die Herzen gegossen haben, eine Empfindung tief innerlicher Gemeinschaft, ach, eine unbeschreibliche Wonne, die ihr bis dahin versagt geblieben!

Nein, Graf Gerold verstand sie nicht. Nur mühsam hatte sie ihn von der fürchterlichen Idee abgebracht, einen Baum für sie schmücken zu lassen. Einen Baum, dessen Nadeln ihr mit vergifteten Spitzen die Brust zerfleischt, dessen leuchtende Kerzen ihr das wildpochende Hirn versengt und verglüht hätten.

Wenn er das nicht einmal einsah — wie sollte er mehr begreifen? Rücksichtslos hätte er sie genannt, oder im besten Falle thöricht und selbstquälerisch, wenn sie dabei verharrt wäre, den heiligen Abend für sich in der Einsamkeit ihrer Klause zuzubringen, wo sie doch im Gebet vielleicht eine Entlastung fand. Sie fügte sich also den Anordnungen des Grafen in duldsamer Resignation und wiederholte sich heimlich das Wort Shakspeares, das sie so oft bei dem Verluste des Kindes sich vorgesprochen:

„Die Stunde rennt auch durch den trübsten Tag.“

Ruhiger, als sie dies selber sich zugetraut, sah sie die Frühdämmerung des vierundzwanzigsten Dezember durch die Gardinen schimmern. Es war ein bleigrauer Morgen, dumpfig, schwer und mit niedrigem Himmel. Nachdem sie sich angekleidet, stand sie wohl zwanzig Minuten am Fenster und blickte hinaus auf die beschneiten Straßen und Dächer. Schwarzästig ragten die Riesenbäume des nahen Volksgartens zum Gewölk auf, und breite Flocken schwebten vereinzelt hernieder wie ein zerstückeltes Leichentuch.

Ihre Gedanken schweiften hinüber nach dem Frohnheimer Kirchhof. Schwermütige Starrheit umspann sie. Es war nicht zu ändern. Es gab so vieles in dieser Welt, bei dem nichts übrig blieb, als einfach mit blutendem Herzen stille zu halten.

Nachmittags gegen vier kam Leo von Somsdorff. Punkt fünf sollte Bescherung sein. Der Graf hatte sich die Notwendigkeit einer solchen durch keine Logik hinwegdemonstriren lassen. Frauen mit heimlichen Kümmernissen seien Patienten, die man, dem hundertfältig betonten Grundsatz Michalskys zufolge, nicht fragen dürfe. Je rascher man wieder ins altgewohnte Geleise zurückkehrte, um so zweckmäßiger. Es gab auch eine Manier, den Schmerz zu verhätscheln, der unter keiner Bedingung Vorschub zu leisten war.

Somsdorff saß mit Adele im Ecksalon, — sie auf dem türkischen Sofa, er auf dem Schaukelstuhl. In der Mitte des Zimmers brannten zwei Kerzen des Kronleuchters, nur mäßige Helle verbreitend. Abseits, von einer gelben Damastdecke verhüllt, lagen die kleinen Geschenke, die Gräfin Adele, auf den Wunsch ihres Gemahls eingehend, für ihn und für Somsdorff bestimmt hatte. Den Aufbau dessen, was er schenkte, wollte der Graf eigenhändig im Hauptsalon vornehmen.

Das Gespräch zwischen Adele und ihrem Gast war nicht sonderlich lebhaft. Zuweilen stockte es gänzlich. Trotz der Schneemassen brach da draußen mit unheimlicher Geschwindigkeit das Dunkel herein, kalt, sternlos, wolkig, als ob sich der Qualm eines ungeheuren Rauchschlots über die Stadt wälze. Der Ausblick durch das unverhangene Fenster neben dem Schaukelstuhl war von beklemmender Unwirtlichkeit. Der Hauch dieser Unwirtlichkeit schien bis herein in das Zimmer zu dringen, um die matt flackernden Kerzen zu streifen und das glänzende Gelb der Damastdecke mit einem Grau zu durchsetzen, das schwer auf die Nerven fiel.

Es schlug fünf. Graf Authenried kam nicht.

Im Gemüte der jungen Frau quoll eine unbeschreibliche Bitternis auf, die ihr jetzt beinahe willkommen war; denn diese Regung erwies sich als Schutzmittel gegen den wühlenden Schmerz, den sie schon kaum mehr bewältigt hatte.

So einsam also stand sie in dieser Welt, so völlig verlassen!

An diesem Abend sogar, der für ein blutendes Mutterherz so verhängnisvoll war, ließ Graf Gerold sich draußen durch irgend eine Geringfügigkeit festhalten, — vielleicht durch ein Gespräch über sein Lieblingsthema — und versäumte so die Vollendung seines eigenen Arrangements! Sie hatte ja gar nicht verlangt, daß er ihr Gaben auftürmte; nicht einmal, daß er des Festes, dem heute abend in Millionen von Häusern und Hütten die Menschen glückselige Opfer brachten, irgend Erwähnung that. Das eine aber hätte sie doch wohl erwartet: daß er nicht völlig vergaß, wie es um sie bestellt war, wie trostlos verarmt und verwaist sie sich fühlte, und wie grausenhaft dieses Gefühl sich steigern mußte, wenn er ihr gerade an diesem Abend so recht ins Bewußtsein rief, ein guter Bekannter, ein Zeitungsartikel oder ein müßiges Debattiren über sogenannte Probleme der Numismatik seien ihm wichtiger als seine trauernde Gattin!

Um so erbärmlicher fand sie diesen Verrat, als Gerold nicht wissen konnte, wie völlig ihr Herz ihm entfremdet war. Sie hatte ihn stets mit zartsinniger Aufmerksamkeit behandelt; sie hatte ihm eine Freundschaft erheuchelt, die sie nicht fühlte, weil sie die



Ein unerwarte

Nach dem Gemäl



Photographie von Franz Hanfstängl, Kunstverlag, in München.

...er Windstoß.

...de von S. Rotta.

fromme Täuschung für ihre Pflicht hielt. Das alles war spurlos an ihm vorübergegangen. Der erste beste nichtige Tand interessirte ihn mehr, als das Weib seiner Wahl. Freilich, nur der Verstand, nur die Berechnung hatten ihm diese Wahl ja diktirt: aber die Zeit hätte hier doch eine Wandlung schaffen, hätte sein starres Gemüt nachträglich aufwecken, hätte ihm zeigen können, daß ihm die Frau mehr in die Ehe gebracht als die begehrten Millionen! War sie denn wirklich so ganz ohne jeden weiblichen Zauber, daß sich der Graf nicht einmal zu jener Alltagsliebe emporschwingen konnte, die zu einem zwanzigstel Neigung, im übrigen Macht der Gewohnheit und Mitleid ist?

Und da saß nun, wenige Schritte von ihr entfernt, ein junger, gefühlsstarker Mann, für sie Zeus und Apollo in einer Person, ein ehrlicher, treuer, mit aller Kraft männlicher Selbstüberwindung begabter Mensch, der sie vergötterte! Diesem Mann gegenüber mußte sie unausgesetzt die Rolle der Kühl-Verständigen spielen, mit so eiserner Konsequenz, daß sie noch bis vor kurzem selber geglaubt hatte, er sei ihr vollständig gleichgiltig . . .

Bis vor kurzem . . . Nun aber war es mit dieser künstlichen Selbsttäuschung ein für allemal aus.

Ihr Herz pochte. Eilig erhob sie sich. Für ein paar Augenblicke mußte sie jetzt allein sein, wollte sie nicht Gefahr laufen, ihre Empfindungen zu verraten. Und das hätte sie, aufgeregt wie sie war, nicht überlebt . . .

Sie nahm einen Vorwand und begab sich durch die noch unerleuchtete Zimmerflucht in ihr Boudoir. Fünf Minuten saß sie dort unbeweglich im Dunkeln. Dann machte sie Licht. Die Finsternis war ihr mit einemmal unerträglich geworden. Sie glaubte aus den versteckten Winkeln des kleinen Raumes ein gespenstisches Kichern zu hören. Krause Gestalten quollen vor ihr empor, die bei dem gelblichen Strahl der Kerze in Nichts zerflossen.

Es war die blumenbemalte Kerze auf ihrem Schreibtisch, die sie entzündet hatte. Zu der silbernen Ampel reichte ihr Arm nicht hinauf; den Diener wollte sie nicht herbeirufen.

Halb mechanisch nahm sie nun vor dem Schreibtisch Platz und that, was sie seit Monaten nicht gethan hatte: sie kramte in ihren Papieren. Bald hier, bald da zog sie ein Schubfach auf; Briefe, Zettel, Hefte und Umschläge knisterten unter dem fiebrischen Griff ihrer Finger.

Eine Mappe, außerordentlich zierlich, gerade nur handgroß, lag da zwischen den halb vergessenen Korrespondenzen. Sie schlug sie auf: lose Blätter aus ihrer Mädchenzeit, — eine Art Tagebuch . . .

Da: „Am siebenzehnten Januar . . .“ Das war der Tag ihrer Verlobung . . . Sie las.

Freilich, das war nicht der Ton, in welchem die Liebe redet. Sie wußte jetzt besser, was Liebe war. Dennoch — wie völlig anders hatte sich alles gestaltet! Welch ein Bild entwarf sie sich hier von dem Manne, dem ihr kindliches Herz sich zu eigen gab! Hier atmete doch der Geist einer lebendigen Zuversicht, ein klares, ruhiges und freudiges Hoffen, — gleichsam der fromme Entschluß, glücklich zu sein und glücklich zu machen.

Sie zerknickte das Blatt im Schmerz ihrer Enttäuschung wie einen Schmähbrief.

Da auf der letzten Seite, am Tag vor der Hochzeit geschrieben, standen die Worte:

„Er ist so gut und so zartfühlend! Mit jeder Sekunde vertrau' ich ihm tiefer und ernsthafter! Ich glaube, er wird mich zeitlebens auf Händen tragen!“

Das Blut schoß ihr heiß ins Gesicht. Sie nahm die Feder, tauchte sie heftig ein und setzte in großen, zornbebenden Lettern die Worte darunter:

„Ich fluche dem Irrwahn, der mich dies träumen ließ! Heute, am Weihnachtsabend, bin ich allein! Er überantwortet mich in schurkischer Kaltherzigkeit meiner Verzweiflung! Er hat mich elend gemacht! Ich verabscheue ihn!“

Sie fügte die Jahreszahl bei. Die zollgroßen Ziffern waren verrenkt und zersplittert wie die Schrift einer Wahnsinnigen.

Hiernach sank sie erschöpft in den Stuhl zurück und ließ die Feder achtlos auf den kostbaren Teppich fallen. In diesem Moment ward heftig die Klingel gerissen. Die Bronce-Uhr über dem Schreibtisch zeigte halb sechs. Wirre Stimmen ertönten im Korridor, eigentümlich gedämpft und angstvoll.

Gleich darnach kreischte es gell auf.

Das war Frieda, die Zofe.

„Der gnädige Herr! Der gnädige Herr!“ ächzte das Mädchen. „Allgütiger Gott, meine Ahnung! Der Kranz, der unselige Kranz!“

Und dann brummten und flüsterten wieder die fremden Stimmen, bis zuletzt über dem unverständlichen Chaos die bebenden Worte Somsdorffs vernehmbar wurden: „Laßt nur, ich gehe selbst!“

Gräfin Adele wußte alles im voraus, ehe noch Somsdorff an die Thür des Boudoirs pochte. Sie hatte ihren Gemahl nicht geliebt. In dieser Minute noch war ihr der Groll des vereinsamten Herzens maßlos übergeschäumt. Trotzdem hielt sie der Schreckensbotschaft, die sich fast buchstäblich mit ihrem Vorgefühl deckte, kaum stand. Somsdorff hatte die größte Mühe, ihr Fassung zu predigen. Sie wollte, nachdem er ihr das Entsetzliche mitgeteilt, auf keine Ermahnung hören. Sie ließ ihn sogar heftig an und gab ihm verstört zur Antwort, sie habe ein Recht sich hier aufzuregen; sie wolle nicht ewig als Marionette abgeschmackter Gesundheitsrücksichten Ordre pariren.

Graf Gerold hatte sich allerdings verspätet — im Kaffeehaus, wo er den Pfarrer von Hoyersbrück traf, der im Begriffe stand, mit dem Sechsuhrzuge nach einer kleinen Station der Nordbahn zu fahren. Dort besaß er Verwandte, in deren Familie er das Christfest begehen wollte. Die beiden Männer hatten sich, wie der Geistliche später erzählte, auch in der That über ein interessantes Novum auf dem Gebiete der Münzwissenschaft unterhalten, so daß der Graf den richtigen Zeitpunkt des Aufbruchs verplauderte. Um das Versäumte nun gut zu machen, war er im letzten Moment noch unter dem niedergehenden Arm einer Barrière hindurch geschlüpft

und dann in der Eile so unglücklich auf die Schienen gestürzt, daß der Kurierzug, der mit rasender Schnelligkeit dahergebraust kam, über ihn wegging. Als man ihn aufhob, war er bereits entseelt. Der furchtbare Anprall der Lokomotivschaufel hatte den Tod fast augenblicklich herbeigeführt.

Gräfin Adele hatte, trotz allem, was in ihr vorgegangen, jetzt das Gefühl einer gähnenden, unausfüllbaren Lücke. Erst das Kind, dann ihr Gemahl: das überstieg ihre Kraft. Und am heiligen Christabend! Sie hatte wohl Grund gehabt, vor diesem Abend zu zittern ... Der geistige Druck dessen, was sie erleben sollte, war schon längst machtvoll am Werke gewesen. Das Kind hatte seinen Papa nach sich gezogen, um in der dumpfigen Erde nicht so allein zu sein ...

Der schleunigst herzugerufene Arzt, der bei dem Verunglückten nichts mehr zu thun fand, hatte sich desto mehr mit der zitternden Frau zu beschäftigen. Um die drohende Wiederholung einer ähnlichen Krise, wie bei dem Tode Josefas, zu hintertreiben — Somsdorff hatte ihm diese Antezedenzien kurz auseinandergesetzt — duldete er unter keiner Bedingung, daß Gräfin Adele, wie sie dies wollte, während der Nacht bei der Leiche die Wache hielt. Das übernahm Graf Gerolds getreuer Diener, während die Zofe beauftragt wurde, die Gräfin thunlichst sofort in ihr Schlafgemach zu begleiten und der Erregten einige Gläser Bromwasser zu verabreichen.

Leo von Somsdorff, der, wie damals auf Schloß Authenried-Pohritz, so auch jetzt über allem ein Auge hatte, trat nach Erledigung mannigfaltiger Anordnungen auch in Adelens Boudoir, verteilte die Hefte und Briefschaften je nach Gutdünken in die verschiednen Gefächer und schloß auch die Mappe mit den Tagebuchzetteln weg, nicht ohne zuvor das seltsame Blatt bemerkt zu haben mit der schauerlich exaltirten Nachschrift von heute.

Er war indes zu mächtig erschüttert, um lange darüber nachzugrübeln. Die Schattenseiten im Charakter des Grafen, die Sonderbarkeiten und Schwächen traten jetzt auch für Somsdorff ganz und gar in den Hintergrund, während die Vorzüge eine erhöhte Beleuchtung gewannen. Ihm war mit Gerold, so schien es, ein wirklicher Gönner, ein Freund gestorben, der sich ihm stets nur von der liebenswürdigsten Seite, nicht selbstsüchtig noch gemütsroh, sondern beinahe väterlich wohlwollend und erfüllt von den herzlichsten Sympathien gezeigt hatte. Und so graß und gewaltsam hatte der frische, kräftige Mann enden müssen! Ein schweres, unheilvolles, dämonisches Jahr!

Zehntes Kapitel.

Der Verlust ihres Gatten bedeutete für die Gräfin zunächst einen Absturz aus den Höhen der Selbstbeherrschung, die sie während der letzten zwei Monate mühsam erklommen hatte.

Nach einiger Zeit jedoch gab sie der scheuen Erwägung Raum, daß es für ihr umdüstertes Herz doch vielleicht eine Zukunft gebe.

Somsdorffs Liebe hatte sich glänzend bewährt. Mit keiner Silbe sprach er von dem, was er im stillen so heiß ersehnte. Die Gräfin jedoch, für die er jetzt nur der beratende, tröstende, gütige Freund schien, fühlte deutlich heraus, wie seine Neigung trotz dieser äußeren Zurückhaltung täglich an Tiefe zunahm. Sie war ihm dankbar für sein taktvolles Schweigen, das ihr Frist gab, sich an die Lage der Dinge erst zu gewöhnen und so den Mut zu finden, einem Gefühle, das ihr bis jetzt wie verbrecherisch vorgekommen und das nun plötzlich erlaubt war, allgemach Raum zu geben. Sie erkannte wohl, daß die Leidenschaft, die er für sie empfand, nichts mehr gemein hatte mit der banalen Verliebtheit des Weltlings, der eine Frucht nur begehrt, weil sie verboten ist. Jeder Zug seines Wesens sprach von der Wandlung, die er seit vorigem Jahr durchgemacht hatte; jeder Blick, mit dem er der teuren Gestalt folgte, wenn er sich unbeobachtet glaubte, ließ es erkennen: daß Leo gar sich kein höheres Glück träumte, als ihren dauernden Vollbesitz.

So kam denn, was der Natur der Dinge nach kommen mußte. Eines Abends im Mai warb er um ihre Hand und Gräfin Adele sagte mit überquellender Innigkeit „Ja". Reichliche Thränen stürzten ihr heiß über die Wangen; hundert Erinnerungen überwältigten sie; der Schmerz um Josefa schien neu zu bluten: dann versank sie in wehmütig-süße Mattigkeit. Sie liebte ihn ja! Sie hatte die Glut ihrer Neigung so lange zurückgedrängt! Und sie brauchte um seinetwillen das fromme Gedächtnis ihres verklärten blondlockigen Engels nicht aus dem Herzen zu reißen! So mußte sie endlich, nach so erschütternden Stürmen, ruhig werden und ihres Glückes froh: das Kind selber würde im Himmel für seine Mutter beten.

Man kam überein, Verlobungsanzeigen nicht zu verschicken, sondern nach Ablauf des Trauerjahres die Hochzeit in aller Stille auf einen noch festzusetzenden Tag im Februar oder im März zu rüsten und die Verwandten und Freunde durch die vollendete Thatsache zu überraschen.

Einen Moment lang hatte die Gräfin bei dem Gedanken an diese demnächstige Ueberraschung das peinliche Vorgefühl, als möchte irgend wer, dem die Beziehungen Somsdorffs zu dem gräflichen Hause vor dem Hinscheiden Gerolds bekannt gewesen, eine Bemerkung wagen, deren Fassung ihr sehr undeutlich vorschwebte, deren Sinn aber darauf hinauslief: „Das war ja vorauszusehen!" — Doch unterdrückte sie diese Regung als überängstlich. Alle Welt wußte, daß ihr verstorbner Gemahl und nicht etwa sie für Leo von Somsdorff so außergewöhnlich geschwärmt hatte. Somsdorffs Verkehr aber mit ihr damals im Schlosse war doch höchstens von Gertrud Mettenius und Friedrich von Steinitz beobachtet worden, die beide vollauf mit sich selber zu thun hatten; vielleicht auch von dem Major. Zudem — was lag daran? Somsdorff hatte sich nie das geringste erlaubt, was die Vermutung erwecken konnte, er hege mehr Interesse für sie, als für den Grafen, — abgesehn von den wenigen tollkühnen Worten, die nur ihr zu den Ohren gedrungen. Und

sie hatte ihn dann sofort ja belehrt, daß er im Ton sich vergriffen — und doppelt eifrig war er nach diesen Vorkommnissen bemüht gewesen, ihr keinerlei Anlaß zur Klage zu geben . . . Die Leute schwatzten ja stets . . . Mochten sie reden, wenn sie nur — die Gräfin — ein gutes Gewissen hatte!

Obgleich der Sommer nun vor der Thüre stand, konnte Adele sich immer noch nicht entschließen, die Stadt zu verlassen. Die alte Dame, die seit dem Tode des Grafen ihr Heim teilte — Fräulein von Rauch, eine entfernte Verwandte von ihr — hätte es zwar vollkommen ermöglicht, daß sie auf Reisen gegangen wäre, wie dies der Arzt wünschte. Der Gedanke jedoch, von Leo sich trennen zu sollen, war ihr zu schrecklich, und mit ihm zusammen zu reisen, das ging doch trotz der Anwesenheit jener Dame nicht wohl an.

So ward es Juni, ohne daß sich die Lebensführung Adelens geändert hätte. Man hielt sich nach wie vor äußerst zurückgezogen, verbrachte jedoch die unvergleichlichsten Nachmittage unter den Buchen, Eschen und Ahornbäumen des Gartens, der, selbst zwar nicht umfangreich, mit der Rückseite an den prinzlich hohenbrandischen Park stieß und so für den Blick eine höchst imposante Erweiterung erfuhr. Das liebenswürdige Fräulein von Rauch ging dabei nur so viel ab und zu, als sie es schicklich hielt, störte übrigens auch durch ihre Gegenwart niemals den warmen, ruhigen Goldton des Glückes, der jetzt bei Gräfin Adele mehr und mehr die Anwandlungen der Trauer und Wehmut verdrängte.

In Leos Wesen lag etwas eigentümlich Verhaltenes; selbst seine Stimme nahm teil an dieser beinah' gekünstelten Gleichmäßigkeit. Das alles jedoch war nur der Ausdruck jener unendlichen Wonne, die — aus Angst vielleicht vor dem Neide der Götter — nicht laut werden will. Die schweren Ereignisse der Vergangenheit lagen dem jungen Manne noch in in den Gliedern wie der letzte nervöse Druck eines furchtbaren Schreckens.

Man sprach viel und eingehend von Leos Zukunft.

Er hatte die Absicht gehegt, die Laufbahn des Diplomaten endgiltig aufzugeben, um sich nun ganz und gar seinen historischen und volkswirtschaftlichen Studien zu widmen.

Adele, die halb unbewußt hinter den „Studien“ ein ähnliches, Herz und Geist absorbirendes Steckenpferd witterte, wie es die Numismatik für Graf Gerold gewesen, hatte ihn umgestimmt. Die Vorzüge einer praktischen Thätigkeit waren so mannigfach, und just die Carrière des Staatsmannes dünkte ihr außerordentlich reizvoll. Gelehrte und Künstler stehen dem Weib gegenüber wesentlich anders da, als die Männer der That. Sie finden oft schon nach kurzer Frist mehr Genüge in ihrem Beruf, als der Gattin genehm ist, während der Mann, den die Welt schüttelt und stößt, doppelt gern zu dem Herzen der Frau flüchtet . . .

Sie sagte das nicht, aber sie gab es ihm sehr geschickt ein. So hatte er Schritte gethan, um die kaum erst gelösten Fäden aufs neue zu schürzen, was ihm nicht schwer ward; denn seine Talente waren unzweifelhaft, und bis hinauf an den Thron besaß er die einflußreichsten Verbindungen. Schon in kürzester Frist konnte er mitteilen, daß er entweder für Madrid oder für Konstantinopel bestimmt sei, was eine Reihe unerschöpflicher Diskussionen und Plaudereien eröffnete und die eingehendste Beschäftigung mit Spanien und dem osmanischen Reich veranlaßte.

Am fünfundzwanzigsten Juni hatte sich Leo nochmals bei dem Minister vorzustellen, aller Voraussicht nach, um eine definitive Entscheidung zu hören. Die junge Frau erwartete ihren Verlobten unmittelbar nach dieser Audienz zu Tisch.

Kurz vor halb zwei — man speiste um vier — ließ sie anspannen, um in die Stadt zu fahren. Sie hatte noch Einkäufe zu besorgen; vor allem auch frische Blumen als Tafelschmuck, die sie persönlich aussuchen wollte. Es war ja doch ein bedeutsamer Tag, der auf lange hinaus ihre Zukunft bestimmte; man mußte ein übriges thun.

Wie Adele dies dachte und sich dabei wohlig in die Kissen des Wagens zurücklegte, fiel ihr ein, was sie den ganzen Vormittag über vergessen hatte, obgleich sie sonst mehr, als Leo dies wünschte, im Bann der Erinnerungen stand: daß nämlich übermorgen sich jenes fürchterliche Ereignis jährte, das ihr die süße, kleine Josefa entrissen. Ihr Auge umwölkte sich. Sie machte sich einen Vorwurf daraus, daß ihr ein Blumengeschenk für den Lebenden vorschwebte, eh' sie das längst schon geplante Blumengeschenk für die Tote bestellt hatte. Sie schwankte sogar, ob sie den Einfall, die Tafel zu schmücken, nicht aufgeben sollte. Bald aber fand ihr bewegtes Gemüt einen Ausweg. Der Mann, den sie so heiß und so innig liebte, der da allein auf der weiten Welt im stande gewesen war, sie nach dem Verlust ihres Kleinods — zuerst als Freund und jetzt als zukünftiger Lebensgenosse — aufrecht zu halten, er durfte um keinen Preis hier verkürzt werden. Das wäre ihr vorgekommen wie eine Beraubung. Ihm also die prächtigen Festblumen, die von der Hand des Gärtners sorgsam genährt und gezüchtet waren. Am Abend wollte sie dann im Hausgarten still einen Kranz winden, nicht reich und nicht prunkvoll, sondern zusammengestellt aus den wenig gepflegten Rosen des einzigen Beetes . . .

Nun ward ihr freier ums Herz. Ein milde Versöhnlichkeit stieg in ihr auf. Sie staunte nicht mehr wie vorhin, daß sie je wieder froh geworden; sie glaubte, das sei der Wille Gottes, der ja für alles Weh einen Balsam habe und nach so tiefen Erschütterungen ihr doppelt freigebig seinen Trost spende.

Von dieser Stimmung beseelt, erblickte sie, als der Wagen jetzt anhielt, das etwas hager gewordene Antlitz ihrer ehemaligen Freundin Gertrud. Adele zuckte ein wenig zusammen. Gertrud von Steinitz war flüchtig errötet und hatte sich abgewandt. Sie kam aus dem nämlichen Magazin, das die Gräfin betreten wollte. Adele jedoch, die alles Unausgeglichene ebnen, alles Verworrene schlichten zu müssen glaubte, rief sie mit Namen und bot ihr freundlich die Hand.

„Wie geht's?“ frug sie ein wenig unsicher. „Wir haben seit lange nichts mehr voneinander gehört.“



„Lediglich Deine Schuld!“ erwiderte Gertrud und warf die Lippen auf.

„Mag sein! Verzeih mir! Ich war so leidend, so aufgeregt ...“

„O, ich weiß ja, was Du höchst ungerechterweise mir vorwarfst! Es hat mich bitter gekränkt! Aber ich war denn doch in all meiner Nichtsnutzigkeit ein bißchen zu stolz, um Dich aufzuklären!“

„Kranke sind immer ungerecht,“ sagte die Gräfin erglühend. „Es war wie eine fixe Idee ... Und dann, wie Du so gar nichts mehr von Dir hören ließest, dachte ich natürlich erst recht ... Ich wundre mich nur, wie Dir's zu Ohren gekommen ...“

„Dafür sorgen die Dienstboten. Auch beim ehrlichsten Willen kann man sich ihre Aufdringlichkeit nicht vom Leibe halten. Aber das macht die Geschichte nur um so peinlicher. Es war geradezu unerhört von Dir!“

„Nochmals: vergib mir!“

„Wenn Dir was daran liegt, meinetwegen! Im Grunde ist ja alles so gleichgiltig! Jetzt entschuldige mich ...“

„Wo willst Du hin?“

„Das weiß ich selber noch nicht.“

„Wohnt ihr jetzt hier?“

„Für ein paar Tage. Mein Mann hat geschäftliche Konferenzen. Er behauptet das wenigstens, und so muß ich's wohl glauben.“

„Du scheinst nicht glücklich zu sein,“ fuhr Adele heraus.

„Pah! Wer ist glücklich in dieser Welt?“

„Ich!“ wollte die Gräfin sagen, dankerfüllt gegen die Vorsehung, die ihr nach so unsäglichem Leid Ruhe und Rettung gewährt. Sie unterdrückte jedoch diesen warmquellenden Ausbruch. Es kam ihr herausfordernd und nicht eben zartfühlend vor, so mit der Gnade des Himmels gleichsam Staat zu machen. Auch hätte sie ihre verblüffende Antwort erläutern müssen, und dazu verspürte sie keine Lust.

„Hast Du denn wirklich so große Eile?“ frug sie nach einer Pause, als Gertrud ihr kühl zwei Finger entgegenstreckte, um Abschied zu nehmen.

„Weshalb?“

„Nun, ich wollte Dich ... Du erklärtest vorhin, es sei lediglich meine Schuld, wenn wir einander so fremd geworden! Ich bin zwar heute und für die nächsten Tage so schwer in Anspruch genommen, daß ich Dir nicht einmal sagen darf: ‚Komm und besuche mich‘. Aber ein ganz klein wenig möchte ich diese Schuld doch gut machen. Weißt Du was? Ich unterlasse hier meine Einkäufe und was ich sonst an Besorgungen vorhatte, und hole nur drüben etwas im Blumengeschäft. Dann fahren wir nach dem Volksgarten. Du erzählst mir, wie's Dir gegangen ist, sagst mir, daß Du mir wieder gut bist und ich bring' Dich in dein Hotel!“

Gertrud zögerte einen Moment. Dann sagte sie achselzuckend: „Na, schön! Ich steige einstweilen hier ein und dirigire den Kutscher ...“

Nach fünf Minuten trat Gräfin Adele aus der spiegelnden Glasthür des Blumengeschäftes und nahm an der Seite Gertruds Platz. Eine Verkäuferin, die ihr gefolgt war, trug einen großen Korb mit wundervollen Azalien, den der Bediente vorsichtig auf die Polster stellte.

„Habt ihr Geburtstag heute?“ fragte Gertrud, während der Wagen dahinsauste.

Sie dachte an den Geburtstag des Grafen. Bei ihrem ewigen Hin- und Herreisen hatte sie nicht einmal Kunde von seinem Tode erhalten. Vielleicht wußte ihr Mann davon. Aber der hatte so massenhafte Bekannte, daß es auf einen mehr oder minder nicht ankam. Zudem sprachen die beiden Ehegatten seit ihrer Heimkehr nach Deutschland nur das Notwendigste. Die Trauerkleidung der Gräfin setzte Gertrud von Steinitz ausschließlich auf Rechnung des Kindes.

„Nein,“ sagte die Gräfin ausweichend. „Aber nun laß uns von Dir sprechen! Wie lebst Du? Wie findet ihr euch zurecht?“

„Gar nicht!“ versetzte Gertrud. „Die Antwort bezieht sich auf beide Fragen, auf das Leben wie aufs Zurechtfinden. Ich vegetire nur noch! Die lustige Gertrud von ehedem ist so müde geworden, so halt- und kraftlos ... Im übrigen ...“

Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Armes Kind!“ seufzte Adele und nahm die Hand Gertruds. „Wie lange seid ihr verheiratet?“

„Noch kein Jahr. Aber Du weißt ja selbst: diese Männer brauchen höchstens drei Momente, um sich als das zu entpuppen, was sie in Wirklichkeit sind: als elende, herzlose Egoisten.“

„Sprich leiser!“ mahnte die Gräfin mit einem Blicke auf Karl, der augenscheinlich herunterhorchte.

„Meinetwegen darf es die ganze Welt hören,“ flüsterte Gertrud. „Wirst Du mir glauben, daß Friedrich schon auf der Hochzeitsreise mich schmählich betrogen hat?“

„Kind, Du bist eifersüchtig! Die Eifersucht aber hat schlechte Augen!“

Gertrud wiegte den Kopf.

„Die Sache ekelt mich an; ich erspare mir also die Einzelheiten. Du würdest sonst rasch begreifen, daß hier die Möglichkeit eines Irrtums ausgeschlossen erscheint. Dabei ist der Mensch ein Tyrann, ein Tyrann — ich verstehe mich manchmal selbst nicht! Mein einziger Trost beruht darin, daß ich mir sage: die anderen sind gerade so! Da gibt's keine Ausnahme! Ich danke noch Gott, daß er nicht Urkunden fälscht und keinen Giftmord begeht!“

„Gertrud!“

„Liebste Adele, ich sehe die Welt so wie sie ist! Du freilich in Deinem rosenroten Idealismus, Du glaubst noch an alles, an Tugend, an Liebe, an Freundschaft, obgleich Dein Leben doch auch nicht arm an Erfahrungen ist!“

„Ja, Gertrud! Ich glaube, daß in der Seele der meisten Menschen der Keim des Guten und Edlen schläft, und daß es oft nur die Schuld der verständnislosen Umgebung ist, wenn er nicht geweckt wird.“

„Das sind so Redensarten. Früher hab' ich mir's auch eingebildet ... Genug davon! Der Aerger macht mich noch krank! Wenn ich nur erst 'mal über dies Stadium hinaus wäre und anfinge, die ganze

Geschichte mehr auf die leichte Achsel zu nehmen! Dann hätt' ich gewonnenes Spiel!"

„Wie so?"

„Nun, ich fände dann Mut und Stimmung, ihm heimzuzahlen! Weißt Du, ich gehöre von Temperament nicht zu den frommen Dulderinnen, die lautlos dahinschmachten, während ihr Peiniger schandbare Orgien feiert! Ich bin nur eingeschüchtert, auch körperlich etwas heruntergekommen — und leider Gottes noch immer etwas verliebt ... Er hat eine Art, die mich kettet, trotz alledem! Das muß ich erst mit Gewalt ausmerzen. Dann aber — wenn mir dann einmal so ein Freund kommt, wie Dir damals der Leo von Somsdorff, dann werd' ich den Teufel thun und ihm ausweichen!"

„Wie meinst Du das?" fragte die Gräfin errötend.

„Ach, thu nur nicht so!"

„Herr von Somsdorff war in der That mein Freund ... Wenn Du vermutest ..."

„Ich vermute nur, was ich weiß. Uebrigens sprach ich mehrmals mit Friedrich darüber — kurz nach unsrer Verheiratung. Damals tauschten wir unsre Gedanken noch aus. Nun, und Friedrich, wenn ich auch sonst kein gutes Haar an ihm lasse, in Liebesgeschichten kennt er sich aus, und sein Scharfblick im Wittern unerlaubter Verhältnisse ist geradzu großartig! Um Gottes willen, versteh nicht falsch! Er hat nicht im Traume daran gedacht, Dir etwas nachzusagen! Im Gegenteil, es war ja auf hundert Schritte zu merken, daß Du den Somsdorff abfahren ließest! Ein glücklicher Liebhaber — der geberdet sich anders! Daß er aber in Dich vernarrt war bis zur Tollwut, und daß Du von diesem Zustand genau unterrichtet warst — um das zu erkennen, brauchte man nur die Augen zu öffnen."

„Wär's möglich ...?"

„Es ist so, liebste Adele! Du fingst es nicht gerade sonderlich schlau an, muß ich Dir sagen! Man merkte sogar, wie Friedrich behauptet, daß Du stark mit Dir kämpftest! In höchst auffälliger Weise nahmst Du die Zuflucht zu Deinem Kinde ..."

Die Gräfin zuckte.

„Ach, vergib, daß ich hier eine Wunde berühre, die noch zu bluten scheint," raunte Gertrud erregt. „Aber da's mir denn doch einmal beifällt, weshalb soll ich nicht frei von der Leber sprechen? Das Kind war Dir damals eine Art Talisman, der Dein Herz vor Verirrungen schützte. Vielleicht auch war es die pure Einbildung, wenn Du gemeint hast, solchen Talisman nötig zu haben. Offen gestanden, ich selbst hatte nicht sonderlich acht darauf. Friedrich aber, und noch mehr sein Papa ... Ach, das sind geriebne Patrone! Erst später aus ihren Reden hab' ich mir's dann zusammengeklaubt. Der Somsdorff merkte, daß ihm das Kind bei der Verfolgung seiner Don-Juan-Projekte im Weg war, und so erklärt sich's ... Pfui, pfui, was sind doch die Männer für nichtswürdige, erbärmliche Kerle!"

„Gertrud! Ich sagte Dir, Herr von Somsdorff sei mir ein Freund gewesen, ein lieber, teurer Freund ..."

„Ja wohl! Ein Freund, der Deine Josefa ruhig ertrinken ließ!" platzte Gertrud heraus. „Ein Freund, der die Hände kaltherzig in den Schoß legte, weil ihm dies Unglück just in den Kram paßte!"

„Bist Du von Sinnen?" rief Adele so laut, daß der Bediente sich umdrehte.

„Ich rede die Wahrheit! Ich würde sie ihm kurzer Hand ins Gesicht schleudern und wäre denn doch begierig, ob er den Mut fände, mich Lügen zu strafen! Weshalb soll ich's verschweigen? Vielleicht hat er ja selber den Irrtum bei Dir genährt, als sei ich schuld gewesen, ich, die ich bei Gott ... Nein, Du sollst wissen, daß sich Dein Schmerz und Dein Groll damals in der Adresse vergriff! Herr von Somsdorff, der ein ausgezeichneter Schwimmer ist, weißt Du, ein Virtuose, nicht nur, was man gewöhnlich so nennt — Herr von Somsdorff saß in Lebensgröße gemütlich am Ufer und sah mit zu, wie die Kleine hinabstürzte; aber er rührte sich nicht! Damals hielt ich ihn nur für feige; jetzt aber weiß ich, daß es gemeinste Berechnung war ... Aber was hast Du denn? Lieber Himmel, ich dachte, Du seiest so weit gefaßt, um das hören zu können ...! Hätt' ich geahnt ..."

„Sprichst Du die Wahrheit?" fragte die Gräfin tonlos. „Oder willst Du bloß Rache nehmen für die erlittene Kränkung? Ich beschwöre Dich, Gertrud: sprichst Du die Wahrheit?"

„Was sonst? Aber ich sehe, Du regst Dich ganz fürchterlich auf! Sei doch verständig! Wir beide werden die Welt nicht ändern! Streng genommen, war Somsdorff ja nicht verpflichtet, sein Leben zu wagen. Und eine Gefahr lag ja immer noch vor."

„Ich kann's nicht glauben, ich kann nicht! Gertrud, verzeih, ich fühle mich elend zum Sterben! Ich muß nach Hause! Nein, ohne Dich! Thu mir die Liebe an, nimm eine Droschke und fahr allein ins Hotel! Du ahnst ja nicht ..."

„Ich kann Dich unmöglich in diesem Zustand allein lassen!" murmelte Gertrud.

Trotzdem stieg sie, dem flehenden Blicke Adelens gehorchend, bei der Viktoria-Allee aus. Sie zuckte die Achseln, wie's ihre Gepflogenheit war, wenn sie Gemütsbewegungen gegenüberstand, die sie nicht teilte, drückte der Freundin die Hand und schritt ein wenig verstimmt zu der nächsten Haltestation.

Adele inzwischen fuhr auf dem kürzesten Wege nach ihrer Wohnung.

Elftes Kapitel.

Leo von Somsdorff war schon im Ecksalon und blätterte in dem neuesten Heft einer Monatsschrift, als Gräfin Adele marmorblaß über die Schwelle trat. Fräulein von Rauch, die stets mit peinlichster Sorgsamkeit Toilette machte, überdies auch den jungen Mann im Spiel seiner rosenfarbnen Gedanken nicht stören wollte, war bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen. Heimgekehrt, hatte Adele ihr sagen lassen, sie möge noch eine Zeit lang verziehen, da sie, die Gräfin, mit Herrn von Somsdorff zu reden habe. Als Gräfin Adele den Strahl zärtlicher Freude gewahrte, der sich bei ihrem Erscheinen über das offene, liebenswürdige Antlitz ihres Verlobten ergoß, war sie geneigt, Gertrud von Steinitz rund heraus



der Verleumdung zu zeihen. Jedenfalls, wenn sie nicht log, mußte ein seltsamer Irrtum vorwalten, der sich ja aufklären würde. Aber weshalb dann dieses zerhämmernde Herzklopfen, das ihr den Atem benahm und sie zwang, sofort niederzusitzen? Wozu das mühsame Lächeln, da sie doch klüger und einfacher ihre Erregung gar nicht verhehlt, sondern gleich beim Eintritt offen und ehrlich zu Somsdorff gesagt hätte: Höre, mein Freund, was Gertrud von Steinitz behauptet, und sage mir, was ich auf diese unglaubliche Narrheit erwidern soll! . . .

Leo, der schon im Begriff gewesen, ihr das Resultat seiner Audienz beim Minister entgegenzurufen, unterbrach sich mitten im Satz. Er vergaß die Umarmung, die er ihr zugedacht, und den Willkommkuß. Teilnehmend, wie ein Vater, ergriff er jetzt ihre Hand. „Du bist nicht wohl?“ fragte er fürsorglich. „Der glühende Nachmittag! Bestimmt, Liebling, Du hast Dir zu viel gethan!“

Nochmals versuchte sie ein gekünsteltes Lächeln, das ihr so fahl und so traurig geriet, wie ein Abschiedsgruß.

„Ja,“ hub sie mit einem Seufzer an und drückte den Kopf wieder in die Lehne des Sofas — desselben, wo sie an jenem furchtbaren Weihnachtsabend auf Gerold gewartet — „ja, ich bin sehr erschöpft . . . Es liegt mir so dumpf über der Stirn! Ich traf Gertrud von Steinitz . . . doch hiervon später! . . . Du aber, Leo! Erzähle, ich bitte Dich!“

Da er nun gleich mit der Hauptsache kam, und ihr, halb schon beruhigt, mitteilte, man habe ihn für Madrid bestimmt, fiel sie ihm rasch in das Wort. Sie konnte nichts hören; sie mußte erst vollständig klar sehn, eh' sie sich dieser lebhaft gewünschten Entscheidung zu freuen vermochte.

„Was hast Du nur?“ fragte er staunend.

„Nichts! Verzeih mir! Weißt Du auch, was wir übermorgen für einen Tag haben?“

Er wußte es wohl. Sein Staunen wuchs. Sie hatte fast niemals von dem Kinde geredet, als fürchte sie, durch ein Wort der Erinnerung das kaum entschlummerte Leid wieder aufzuwecken.

„Wie sollte ich nicht?“ sagte er stammelnd.

In diesem Moment türmte sich alles, was Gertrud erzählt hatte, mit erneuter Bedrohlichkeit vor Adelen empor. Die seltsame Scheu, mit welcher Somsdorff die letzten Worte gleichsam nur zögernd über die Lippen gebracht, überwältigte sie. War es denn möglich? Drückte den Mann da im Ernste ein Schuldgefühl? Sie begriff nicht, daß nur die zärtliche Sorge um sie ihn so unsicher machte, vielleicht auch ein wenig der Schmerz darüber, daß sie in diesem Moment, der so völlig der Zukunft gehörte, fast nur der Vergangenheit dachte.

Plötzlich entsann sich die Gräfin, vor Jahren einmal ein französisches Drama gelesen zu haben, in welchem der Untersuchungsrichter den Urheber eines Verbrechens dadurch entlarvt, daß er ihm, ganz ohne äußerliche Veranlassung und mitten im freundschaftlichsten Gespräche die Worte sagt: „Wozu noch die Umschweife? Ich verhafte Sie als den Mörder des Duchâtel!“ Es lag absolut nichts Greifbares gegen den Mörder vor. Nur der Instinkt hatte den Richter geleitet, und die verblüffende Schroffheit des Angriffs führte alsbald zum Sieg. Der Verbrecher verriet sich. Aehnlich wollte es Gräfin Adele mit Leo von Somsdorff machen. Sprach Gertrud wahr, so konnte auch hier die Wirkung nicht ausbleiben.

„Leo,“ begann sie dumpf, „ich hab' etwas Furchtbares auf dem Herzen . . .“

Sie wollte hinzufügen: „Du hast Josefa mit Absicht ertrinken lassen, obgleich Du sie retten konntest!“

Aber das klang ihr denn doch zu grausenhaft. So drückte sie ihren Gedanken etwas gemildert aus:

„Ich weiß jetzt, daß Du den Tod meines Kindes gewünscht hast.“

Leo erbleichte. „Wie kommst Du darauf?“

„Ich weiß es! Und hätt' ich es nicht gewußt, ich würd' es in dieser Minute Dir ansehn!“

„Adele! Was redest Du?“

„Willst Du's abstreiten? Wohlan, so thu's! Hier auf den Knieen will ich Dir's abbitten, wenn Du mich überführst! Gib mir Dein Ehrenwort, daß ich mich irre!“

„Aber wie kannst Du nur glauben . . .“

„Ich glaube Dir, was Du verlangst, sobald Du Dein Ehrenwort gibst!“

„Nimm doch Vernunft an! Ich begreife Dich nicht! Jeder Mensch hat krankhafte Stimmungen . . . aufgeregte Momente, wo er nicht Herr seines Willens ist . . .“

„Allmächtiger Gott!“ schrie Adele und drückte die Hand auf die Augen. „Es ist also wahr?“

„Unglückselige, weshalb fragst Du mich? Ja, es ist wahr . . .! Ich habe . . . ich wußte doch damals nicht, wie es kommen würde! Ich sah das Kind als das ewige Hemmnis meiner Glückseligkeit an; ich war ja sinnlos vor Leidenschaft . . . Und so geschah es . . .“

„Daß Du ihr Mörder wurdest!“ unterbrach ihn Adele, rasend vor Schmerz. „Daß Du in kaltem Triumphe mit zusahst, wie sie den Tod fand!“

„Wer sagt das?“

„Elende Frage! Reut Dich schon Dein Geständnis? Freilich, die Wirkung, die Du erwartet hast, bleibt nun aus! Deine Offenheit war zu wohlfeil; Du meintest die Anklage Gertruds auf gute Manier abzuschwächen, da Du nicht leugnen konntest!“

Erschöpft sank sie zurück. Die zuckenden Lippen waren geöffnet, die Wangen wie eingefallen. Müde Verzweiflung umspann ihre ganze Gestalt.

„Ich verstehe Dich jetzt!“ murmelte Somsdorf.

Nach einer langen Pause hub er dann wiederum an:

„Gertrud irrt! Siehst Du, Adele, kein Wort der Aufklärung würde mir über die Lippen kommen, wenn sich mein Herz nicht doch einer Schuld bewußt wäre, die mir so manchmal die Röte der Scham ins Gesicht getrieben! So aber nehm' ich den Wahnwitz, den Du da vorbringst, wie eine Strafe!“

Kurz und wahrheitsgetreu erzählte er nun, was in ihm vorgegangen, bis zu dem Augenblick, da er, fast nicht mehr zurechnungsfähig, die Worte geraunt: „Hätt' ich's geahnt, hätt' ich's geahnt!“ Er schonte sich nicht. Rücksichtslos mit der Frankheit des Büßers



Amerikanische Rinderhirten
Originalzeichnur



…verteidigen sich gegen Indianer.
…s von Chr. Speyer.

räumte er ein, daß er die mutige That im Gehölz wirklich bereut hatte, ja, daß er, vom Taumel seines Verlangens betäubt, Ingrimm und Haß empfunden... Dann aber fuhr er mit sehr veränderter Stimme fort:

„So! Nun hab' ich gebeichtet! Alles übrige muß ich zurückweisen, klar und energisch und ohne Verklausulirung. Ich wiederhole Dir: Gertrud irrt, — oder sie lügt!"

Nachdem er der immer noch schweigenden jungen Frau mitgeteilt, was ihn entlastete — den Gang nach dem Uferplatz, die Schlaflosigkeit so vieler traurigen Nächte, das Rauschen der einsamen Flut, das ihn mit Allgewalt hypnotisirte, sein bängliches Träumen, sein jähes Erwachen und die erschütternde Wahrnehmung, daß es zu spät sei — fügte er im Ton feierlichster Beteuerung hinzu:

„Glaub mir, Adele, ich hätte Dein Kind auch damals gerettet, trotz der gehässigen Stimmung, die ich nun kaum noch begreife! Daß es nun starb, das empfand ich ja gleich in der ersten Sekunde wie einen Vorwurf, obgleich ich so schuldlos war, wie Du selbst! Schau mich doch an! Sei nicht so starr und so blutlos! Du kannst ja nicht zweifeln, daß ich die Wahrheit rede!"

„So gibst Du Dein Ehrenwort?"

„Ja, mein Ehrenwort!"

Sie brach in ein wildes Schluchzen aus.

„Und Du meinst," stöhnte sie schmerzlich, „daß nun alles mit dieser Erklärung gut sei? Daß sie dem Mutterherzen genügt . . .? Sieh, das wußte ich ja im voraus: irgend etwas in dem Exempel Gertruds war ungenau! Männer wie Du sind eher noch einer schändlichen That fähig, als einer so nichtswürdigen Unterlassung! Aber was bleibt, ist gerade noch furchtbar genug! Leo, ich kann mit dem Mann, der meinen Liebling hinweggewünscht hat, nicht glücklich werden! Wie? Diese Hand, die vor Wut und Feindseligkeit gegen das Licht meines Lebens gekrampft hat, — diese Hand, mit der Du mein süßes Kind hättest erwürgen mögen — ich soll sie zum ewigen Bund in die meine schließen? Niemals! Lieber die Einsamkeit bis ans Ende! Nein, ich beschwöre Dich, rühr' mich nicht an, Leo! Es gibt Dinge, gräßliche Dinge, die wider alle Natur sind! Laß mich — in dieser Minute noch! Alles, was ich versprochen, nehm' ich zurück! Ich liebe Dich nicht! Ich verzeihe Dir nicht! Ich kann Deinen Anblick nicht länger ertragen! Geh!"

Sie hatte sich langsam erhoben. In den tiefschwarzen Augen glomm ein verzehrendes Feuer. Sie stand ruhig und majestätisch vor ihm, völlig verändert in ihrem Wesen, grausam gegen sich selbst, aber unerbittlich in ihrem Entschluß.

„Adele! Du willst mich zurückstoßen, Du, mein Glück und mein Alles!"

„Geh!" wiederholte sie gleichmütig.

Somsdorff zögerte noch.

„Ich kann's ja nicht glauben!" sagte er, blaß wie ein Toter. „Wenn ich so Schauderhaftes gedacht und gefühlt habe, — Du weißt's doch, Adele — so war's nur im Irrsinn, im Wahn der Verzweiflung! Ich habe mich dieser Gedanken geschämt; ich habe sie bitter bereut! Wie oft mag Aehnliches schon gedacht worden sein, ohne daß es dann später zur Aussprache kommt! Liebste Adele, besinn Dich, um Deinet- und meinetwillen! Ich gehe, wenn mich ein gütiges Wort nicht zurückhält! Noch einmal: Vergiß meine Schuld! Das alles ist ausgelöscht! Lebte Dein Kind, ich würde es hegen wie meinen Augapfel! Hörst Du, Adele?"

„Du hast ihr den Tod gewünscht!" sagte die Gräfin. „Wer dieser Schändlichkeit fähig war, der kennt auch die Liebe nicht! Dem Himmel sei Dank, der mir im letzten Moment noch die Augen öffnet! Geh nur! Ich wünsche Dir alles Gute!"

Sie drehte ihm langsam den Rücken und schritt auf das halbgeöffnete Fenster zu, wo ein flüchtiger Hauch die Gardinen bewegte.

„Es ist großartig!" murmelte Somsdorff bebend. „Die Mutter, für deren Kind ich beinah gestorben wäre, jagt mich hinaus wie einen lästigen Strolch! Nun, ich bin nicht gewohnt mich aufzudrängen! Möchtest Du Deine Engherzigkeit niemals bereuen!"

„Was geht hier vor?" stotterte Fräulein von Rauch, die in demselben Moment auf die Schwelle trat, wie Somsdorff die Klinke ergriff.

„Ich habe mich eben von der Frau Gräfin verabschiedet," sagte er spöttisch. „Heute noch reise ich ab nach Madrid, wo ich einstweilen mich einleben will, bis ich von amtswegen dort zu thun habe. Nein, ich bedauere unendlich! Keine Minute mehr! Ihnen, mein gnädiges Fräulein, danke ich anläßlich dieser Wendung noch ganz besonders für die unendliche Güte, mit der Sie meine geringe Person überschüttet haben! Leben Sie wohl! Gräfin Authenried wird Ihnen alles Nötige schon auseinandersetzen!"

„Herr von Somsdorff, ich bitte Sie . . ."

„Laß ihn, laß ihn!" stöhnte Adele, durch die frostige Ironie im Tone Leos plötzlich um ihre Fassung gebracht. „Ich will nicht, daß Du auch nur eine Silbe noch mit ihm redest!"

„Er ist dessen nicht würdig," fügte Somsdorff hinzu. „Nun, er wird sich zu trösten wissen!"

Zwölftes Kapitel.

Hals über Kopf trat Somsdorff die Reise an; wenn auch nicht an dem nämlichen Tage, so doch am folgenden. Leuthold, sein Diener, hatte ihm das Notwendigste packen müssen. Die alte Wirtschafterin, die seit vergangenem Herbst engagirt war, blieb zunächst in der Wohnung. Sie sollte vor ihrem Weggang, der Ende September erfolgen würde, die Möbel bei einem Transportgeschäft unterstellen. Den Leuthold, einen gewandten, tüchtigen Menschen, der ihn bereits nach Rußland begleitet hatte, nahm er auf dieser plötzlichen Flucht mit.

Somsdorff kannte die Gräfin hinlänglich, um zu wissen, daß es sich hier durchaus nicht um eine „Scene" handelte, die nach einigen Tagen des Schmollens mit einer Versöhnung schließt. Der Aufschrei ihres verletzten Gefühls war zu leidenschaftlich, zu elementar gewesen, als daß sich ein Umschwung in absehbarer Zeit hätte erwarten lassen. Uebrigens war Leo zu stolz, um diese Möglichkeit in Betracht

zu ziehen. — „Er wird sich zu trösten wissen!“ Dies letzte Wort beim Ueberschreiten der Schwelle klang in ihm nach wie ein feierliches Gelöbnis.

Zu Anfang meinte er auch, das mit dem Trösten ginge so leidlich. Die Bitternis, die in ihm gor, täuschte ihn über den Kern seines Empfindens.

„Ich habe die Frauen zu hoch taxirt,“ sagte er zu sich selbst, und kokettirte dabei mit den Stimmungen einer längst überwundenen Frivolität. „Noch in Sankt-Petersburg war ich ein Weltweiser, der sie nahm, wie sie sind! Mit dem Augenblick, da ich vom Pfade der Philosophie abwich, hat im Verborgenen die Nemesis auf mich gelauert! Ein ganz abnormer Charakter, diese Adele! Bezaubernd, hinreißend — ja! Aber doch eben so wankelmütig, wie ihre Schwestern, wenn auch auf anderem Gebiet! Es fehlt ihr im Blute! Wo die gewöhnlichen Weiber die Liebe wechseln, da wechselt sie mit dem Haß! Erst ihr bedauernswerter Gemahl, — dann ich! Wer weiß, wodurch er sich die Verstimmungen zugezogen, die ihr die Galle empörten! Vielleicht war die erste Ursache eine ganz harmlose Bemerkung über das Kind! Ein Wort des Verdrusses, der Ungeduld! Sie aber, mit ihrer nervösen Feinfühligkeit . . . Lächerlich!“

Und es war nicht zu ändern! Sollte er sich sein jungfrisches Leben verkümmern um dieses flüchtigen Intermezzos willen? Er war ja nun auf der Fahrt nach Paris, wo er acht Tage sich aufhalten wollte, vielleicht auch vierzehn. Dort in dem Eldorado der Teufel hielt eine deutsche Liebe, wenn sie daheim noch so viel Zeit gehabt, Wurzeln zu schlagen, nicht lange vor. Auch Spanien galt für ein zweckentsprechendes Heil-Terrain! Zunächst San Sebastian mit seinem funkelnden Badeleben; denn in der Hauptstadt war es vor Mitte September zu heiß . . . Fort also mit den trüben Gedanken! Im Herbste kam dann die Arbeit. Es würde schon gut werden!

Leider schwand diese Zuversicht rasch. In Paris fühlte sich Somsdorff, trotz der mannigfachen Beziehungen, die er mit Leichtigkeit anknüpfen konnte, öd' und vereinsamt. Die Vergangenheit war nicht durch einen bloßen Entschluß abzustreifen, und eben so wenig ließ sich die Neigung und das Verständnis für die oberflächlichen Tändeleien der goldenen Jugend künstlich heraufbeschwören. Wer einmal am Born einer echten und wahrhaftigen Liebe getrunken, den mutet alles, was ihn sonst wohl gelockt hat, schal und erbärmlich an, just wie der Sage zufolge an dem geweihten Spiegel, den Ormas göttlicher Hauch streifte, kein Wasser haftet.

Am vierten Abend bereits, da Somsdorff aus einer der großen Konzerthallen der Champs Elysées, wo er mit einem jungen Rumänier den brausenden Fanfaronaden einer bildhübschen Volkssängerin gelauscht hatte, in sein Hotel zurückkam, war es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende. Alles, was er sich vorgeredet, zerfloß wie Rauch. Nach einer schlaflosen Nacht war sein Entschluß gefaßt. Er schrieb an Gräfin Adele einen ausführlichen Brief, in welchem er noch einmal ruhig und klar auseinandersetzte, was er ihr mündlich gesagt, und sie heilig beschwor, nicht um der einen tausendfältig beklagten Thorheit willen ihn und sich selbst für alle Zeit elend zu machen. Er könne das Leben fern von ihr nicht ertragen. Was er bis jetzt gelitten, sei auch im schlimmsten Fall Buße genug, zumal doch auch seine Eigenliebe unter der schroffen Behandlung, die er erfahren, immer noch blute. Zum Schluß bat er sie um sofortige Nachricht. Er werde nicht eher frei wieder aufatmen, bis er Gewißheit habe, daß sie ihm endlich verzeihe.

Somsdorff ließ den Brief, den er als Einschreibesendung bezeichnete, unverzüglich durch seinen Bedienten zur Post bringen. Er wollte die halbe Stunde, die er noch zur Erledigung seiner Toilette gebrauchte, nicht erst verstreichen lassen; sonst wäre er selbst gegangen.

Nun begann eine Zeit fiebernder Ungeduld.

Im ersten Taumel der neu sich belebenden Hoffnung rechnete Leo fest auf ein Telegramm. Adele, wenn sie nun sah, wie er im Gram sich verzehrte, würde ihn doch bestimmt nicht so lang auf die Folter spannen, bis eine briefliche Antwort in seine Hände gelangt sein konnte! Er sah sie im Geist, wie sie mit zitternder Hand die Empfangsbestätigung unterschrieb, das Couvert erbrach, die längst schon erwarteten Zeilen im Sturm überflog und dann sofort anspannen ließ, um in eigner Person nach dem Telegraphenbureau zu fahren. O, diese Depesche! Ganze Stunden verbrachte Somsdorff mit dem Erwägen des vermutlichen Inhalts. Keine der Fassungen, die ihm vorschwebten, dünkte ihm herzlich genug, keine entsprach der köstlichen Eigenart der Geliebten! Es würde ein langes, ein umständliches Telegramm sein, glühend und doch versteckt im Ausdruck, nur ihm verständlich, für die Beamten jedoch hieroglyphisch und rätselhaft . . .

Aber der Tag, an welchem der Einschreibebrief spätestens in die Hände Adelens gelangt sein mußte, verstrich, ohne daß der Portier des Hotels auf die wohl zwanzigmal wiederholte Nachfrage Somsdorffs eine bessere Antwort gehabt hätte, als ein lächelndes „Rien, monsieur“ oder ein artig bedauerndes „Pas encore“. Bis gegen Mitternacht hielt sich Somsdorff buchstäblich auf der Lauer. Er saß, die Abendnummer eines Boulevardblattes zwischen den Fingern, in dem spärlich erleuchteten kleinen Salon, der an sein Schlafzimmer stieß, und horchte auf jedes Geräusch, das draußen im Gang sich rührte, auf jeden Schritt, der abgedämpft über den Läufer huschte. Von Zeit zu Zeit stand er auf, um die Thüre zu öffnen. Er glaubte Stimmen zu hören, die nach ihm fragten. Einmal klang es wie „Monsieur de Somsdorff“, so scharf und bestimmt — er hätte die Wirklichkeit dieser Worte beeidigt . . . Und doch war alles ein Spiel seiner erregten Einbildungskraft.

Schwer niedergedrückt ging er nun endlich zu Bette. Da er infolge des unausgesetzten Wartens nicht gleich einschlafen konnte, versuchte er, sich die Trostlosigkeit der Enttäuschung zurechtzulegen, und kam — wie dies immer geschieht, wenn man die Hoffnung auf ein glückliches Resultat um keinen Preis aufgeben will — zu der frohen Erkenntnis, er selbst trage die Schuld an dieser Enttäuschung,

da er etwas vorausgesetzt habe, was er gar nicht voraussetzen durfte. Ganz mit der nämlichen Logik, die ihm bis jetzt dargethan hatte, es sei unmöglich, daß Gräfin Adele nicht telegraphire, bewies er sich jetzt das Gegenteil. Wie hatte er annehmen können, sie, das feinfühlige, scheue Gemüt, werde so peinlich intime Vorgänge einem Blatt anvertrauen, das durch die Hände unbeteiligter Menschen wandern und Gott weiß von wie vielen gleichgiltigen oder gar spöttischen Blicken profanirt werden mußte! Und ferner: das Beste, das Heiligste, was sie ihm sagen konnte, ging doch naturgemäß seiner Wirkung verlustig, wenn es ihm nicht in den eigenen Schriftzügen der Geliebten vors Auge trat! Ein Telegramm, das Offenbarungen des Herzens enthielt, war eine Roheit, die mit den Heiratsannoncen und ähnlichen Ausgeburten des Zeitgeistes auf der nämlichen Stufe stand! Nein, solcher Mißgriffe war Adele nicht fähig, — und im Geiste bat er sie um Vergebung, daß er so thöricht gewesen, das einfach Undenkbare für wahrscheinlich zu halten.

Nun ward er ruhig und fand so allmälich den Schlaf. Kurz nach sechs jedoch fuhr er, wie jemand, der sich plötzlich erinnert, empor. Die Julisonne schien grell durch die unvollständig geschlossenen Gardinen, deren brennender Purpur über das ganze Gemach einen rosigen Schimmer goß. Es war wie die Vorahnung eines Festtages. Leo von Somsdorff nahm das zum guten Zeichen. Heute konnte ja nun ein Brief kommen!

Er zog sich an, bestellte sich Thee, warf einen Blick in die Zeitung, die er während des gestrigen Abends mehr zerknickt als gelesen hatte, und verließ dann herzklopfend das Hotel.

Das eigentliche Paris war noch nicht aufgewacht. Arbeiter und kleine Verkäuferinnen wanderten scharenweise nach ihren mannigfaltigen Werkstätten, Magazinen und Läden, während ganze Kolonnen von Straßenkehrern damit beschäftigt waren, den Fahrdamm zu reinigen. Somsdorff beschaute dies fremdartige Bild mit jener vielgeschäftigen Neugier, die alles willkommen heißt, was ihr Ablenkung von dem Gegenstand ihrer Ungeduld bietet. Unter den Mädchen, die zum Teil in geschmackvollen, wenn auch meist sparsamen Toiletten über den glatten Asphalt huschten, befanden sich ganz allerliebste Gesichter, anmutig, frisch und just wie geschaffen, um ein vergrämtes Gemüt zum Frohsinn und zur Lebenslust zu bekehren. Somsdorff indes starrte sie an, ohne das wahrzunehmen.

Nur ein einzigesmal ward er aus seiner Stumpfheit aufgerüttelt, als er, nach seinem Hotel zurückschreitend, mit zwei solcher Püppchen, die eben aus einem Thorweg heraustraten, heftig zusammenstieß, ein verblüfftes „Pardon!“ stammelte und höflich den Hut zog.

Die Mädchen lachten. Eine von ihnen, die hübschesте kleine Blondine, die man sich denken konnte, sagte mit dem entzückendsten Stimmchen „Il n'y a pas de quoi“, und warf ihm dabei einen Blick zu, den er trotz aller Zerstreutheit nicht übersehen konnte. Dann schritten die beiden quer über die Straße nach einem Putzmachergeschäft, dessen mächtige Eisenvorlagen noch fest geschlossen im Glanz der Sonne blinkten, und verschwanden dort in dem Nebeneingang unter dem Thürschilde, das in silberner Rundschrift den melodischen Namen der Inhaberin „Félicie Marchand“ trug.

Nun endlich, da Somsdorff wieder vor seinem Hotel stand, kam der „Facteur“, den hölzernen Kasten schwer mit Briefschaften aller Art überladen. Leo war seiner Sache gewiß. Er fragte jetzt gar nicht: „Haben Sie was für mich?“ sondern streckte dem Mann, der einen ganzen Stoß von Korrespondenzen nach der Portierloge trug, einfach die Karte entgegen.

Aber der Briefträger zuckte ganz mit der gleichen Geberde, wie gestern der Concierge, die Achseln und sagte dann höflich:

„Vielleicht mit dem folgenden Umgang!“

Diesmal war Leo von Somsdorff sprachlos. Trostsprüche, wie er sie gestern so leicht noch handhabte, verfingen nicht mehr. Sie hat nicht geschrieben; sie wird überhaupt nicht schreiben: das war der Sachverhalt, der ihm jetzt unwiderruflich schien. Es gibt Obliegenheiten, die man entweder gar nicht oder sofort erledigt. In diese Kategorie zählte die Antwort auf seinen Brief, der doch wahrlich ein Uebriges that in Demut und Selbstverleugnung! Also sie wollte nicht!

Trotzdem blieb er noch eine Weile im Zustand unausgesprochner Erwartung. Fünf oder sechsmal ging er und kam er ... Mit auffälliger Langsamkeit schob er sich an der Loge vorüber ... Vielleicht, vielleicht trat der beleibte Concierge zu ihm heran ... Direkt nachzufragen schämte er sich.

Es war ein qualvoller Tag. Das ewige Auf- und Niederwogen der Stimmung, der unvermittelte Wechsel von Bangigkeit, Sehnsucht, Aerger und Zorn drückte auf alle Nerven! Zuletzt hielt er's in dem Bereich des Hotels, das er umkreist hatte, wie ein Detektiv die Verbrecherhöhle, nicht länger aus. Er bestieg eine Droschke und fuhr auf dem kürzesten Weg ins Boulogner Gehölz. Er kam sich so über die Maßen jämmerlich und verwaist vor, daß er laut hätte aufschreien mögen. Da es die Zeit des Diners war, nahm er dort irgendwo einen Imbiß, trank eine Flasche Léoville, die ihm den Kummer nicht einwiegte, und machte sich gegen halb neun auf den Heimweg.

Obgleich schon die Jahreszeit stark vorgerückt war und ein erheblicher Teil der „Gesellschaft“ in Villeggiatur sich befand, herrschte doch auf den glänzend erleuchteten Boulevards ein Gedränge, wie kaum in der hohen Saison. Die endlosen Tischreihen vor den Kaffeehäusern waren über und über mit Gästen besetzt. Ein flüchtiger Regenschauer hatte den Staub niedergeschlagen; die Luft war köstlich; ein tiefblauer Himmel, der noch im Westen ein leuchtendes Rot zeigte, spannte sich wolkenlos über das bunte Gewühl.

Somsdorff fragte sich, ob er nicht trotz des herrlichen Wetters noch ein Theater oder das gastfreie Haus einer vornehmen englischen Dame besuchen solle, die heute Empfangstag hatte. Dies stumme Alleinsein unter dem wogenden Menschenschwarm, der so angeregt und vergnügt schien, so



ganz und gar ohne Sorgen und Kümmernisse, spannte ihn ab. Es war wie das nervenermüdende Branden des Meeres, ein ewiger Wellenschlag — ohne Einzelerlebnisse, die ihn wirklich zerstreut hätten.

Da, an der Ecke der Rue Vivienne, wo er einen Moment stehen blieb, sah er plötzlich in zwei strahlende Mädchengesichter, die erstaunt zu ihm aufschauten. Es gab ihm einen Stich in das Herz. Sofort hatte er die beiden zierlichen Püppchen von heute morgen erkannt, mit denen er so ungeschickt karambolirt hatte. Die ganze Stimmung jener Minute, die freudige Zuversicht, die sich so bald in herbste Enttäuschung verwandeln sollte, trat ihm grell ins Bewußtsein. All seine Trübsal erneute sich.

Und der Abend war so bezaubernd, das Licht floß in so funkelnden Strömen von rechts und links aus den Kaffeehäusern und Brasserien, und die zwei Mädchen, die ihn mit ihren schelmischen Augen so freundlich anblitzten, waren so jung und so lebensfrisch! Besonders die eine — die mit dem quellenden Blondhaar unter dem zierlichen braunen Strohhut! Ihre Zähne schimmerten schneeglöckchenweiß durch das rosige Lippenpaar, das sich ein bißchen stark öffnete, wenn sie lachte, aber so duftig schien, so weich und so küßlich . . .

Nun sah die Blonde sich um. Wahrhaftig, ein reizendes Ding, so zierlich und schwalbengleich! Die echte Pariserin! Ganz ehrbar und anständig schauten sie aus, die beiden übermütigen Kinder, aber doch so, daß man es wagen durfte, sie anzureden. Natürlich! Sie flanirten ja so allein — just wie Somsdorff — und wenn man des Tags über Federn und Blumen zu arrangiren hat, und nicht die Mittel besitzt, am Abend einen Salon zu besuchen, wo man Bekanntschaften macht nach allen Regeln des guten Tons, dann nimmt man es grade nicht streng mit der Etikette und amüsirt sich einmal auch ohne den Austausch der üblichen Präliminarien . . .

Somsdorff besann sich nicht lange. — Er war ja nun frei. — „Nun“ war nicht einmal das bezeichnende Wort, denn frei war er schon mit dem Moment, als Gräfin Adele ihm grollend die Thür wies. Er konnte getrost da wieder anknüpfen, wo er aufgehört, eh' ihn das Schicksal nach Authenried-Pohritz geführt. Hätte er doch dies unheilvolle Besitztum nie mit Augen gesehn!

Er machte jetzt Kehrt. Nach zwei Minuten hatte er die Mädchen erreicht. Mit der Höflichkeit eines Weltmannes, der eine hochgefeierte Aristokratin begrüßt, zog er den Hut und ließ eine Phrase vom Stapel, die dem Selbstgefühle der beiden Putzmacherinnen ganz außerordentlich schmeichelte. Er bat um Entschuldigung, daß er hier scheinbar den Takt verletze: aber es dränge ihn, nach dem Rencontre von heute früh, dessen Schuld ihn allein treffe, den Damen nochmals sein tiefstes Bedauern zu äußern.

Er hielt diesen etwas gespreizten Ton eine Weile noch fest, obgleich er alsbald merkte, daß er sich über die Anspruchslosigkeit dieser kleinen Geschöpfe durchaus nicht getäuscht hatte. Die Blonde sah ihn so dankbar an! Es war ihr augenscheinlich höchst angenehm, in Herrn von Somsdorff, der sich sogar jetzt vorstellte und zwar schlechthin als „Monsieur Léon“, einen so wohlerzogenen, rücksichtsvollen, wenn auch vielleicht etwas gar zu umständlichen Kavalier kennen zu lernen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde saßen die drei vor dem Café Riche und plauderten frisch darauf los, als sei die kaum erst geschlossene Kameradschaft schon Wochen alt. Die Blonde hieß Blanche — Blanche Leterrier —; die Schwarze, weniger hübsche, Cécile Prévôt. Sie waren Cousinen und jetzt schon über ein Jahr bei Mademoiselle Félicie Marchand, wo sie ihr gutes Auskommen hatten. Das Geschäft dieser Dame warf ein Stück Geld ab — enorm! Und Mademoiselle Marchand, die selber von klein auf angefangen, war eine wirkliche Mutter für ihre Arbeiterinnen. Blanche excellirte im „Fertigstellen“; sie gab den Hüten und Hütchen den letzten Chic und mußte sie sämtlich am großen Spiegel des Rückzimmers aufprobiren, da sie, wie Mademoiselle behauptete, ein so ausgezeichnetes Hutgesicht hatte. Cécile war vorzugsweise „Fleuriste“. Sie arrangirte die Blumen- und Rankenwerke. Mademoiselle beschäftigte vierzehn Arbeiterinnen und eine „Première“, die nur die Aufsicht führte und Briefe und Rechnungen schrieb, dafür aber mehr bezog, als Blanche und Cécile beide zusammengenommen.

„O, und sie ist so häßlich!“ meinte die liebliche Blanche mit einem Lächeln, das gar deutlich besagte: „Wir dagegen — nicht wahr — Monsieur . . .?“

Nachdem sie die große Portion Gefrorenes hinabgelöffelt und sich nunmehr für einen „petit noir“ erklärt hatten, fingen die beiden Mädchen an, ihren Herrn Ritter nach seinem Was und Woher zu fragen. Somsdorff, dessen Beklemmung allmälich nachließ, machte sich das Vergnügen, den stolzen Talar einer gewissen Romantik um die Schultern zu nehmen und sich mit großer Treuherzigkeit für einen russischen Flüchtling auszugeben, der seiner freiheitlichen Bestrebungen halber von der moskowitischen Tyrannei verfolgt werde. Der Galgenhumor, der ihn ergriff, trieb ihn zu immer grelleren Ausmalungen. Er lockte so in die Augen der hübschen Blanche einen Schimmer der Rührung, der um so lebhafter wurde, je öfter er seine Worte direkt an sie wandte. Als man sich nach Verlauf einer Stunde erhob, konnte sie nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß sie die Bevorzugte war; daher sie denn auch das Wort ergriff, um Leos Frage, ob und wo er die beiden Damen wiedersehn dürfe, mit liebenswürdiger Deutlichkeit zu beantworten.

„Morgen,“ sagte sie, „ganz um die selbe Zeit — hier auf dem Boulevard! Nicht wahr, Cécile?“

„Ganz wie Du willst! Freilich — morgen hat Antoinette Geburtstag . . .“

„O, das macht nichts! Wir gratuliren ihr schon beim Frühstück! Also — auf Wiedersehn!“

Somsdorff wollte die Mädchen bis an die Wohnung bringen: aber sie dankten mit großer Entschiedenheit. So ging er noch eine Weile im dichtesten Volksgewühl auf und ab, lächelte innerlich über die Albernheit seiner Erfindungen und begab sich dann ins Hotel, fest entschlossen, die ganze Glut

seiner Einbildungskraft nunmehr auf das hübsche Geschichtchen der reizenden Blanche Leterrier zu konzentriren.

Das gelang ihm jedoch sehr mangelhaft. Als er das Zimmer betrat, wo Leuthold soeben die Fenster schloß, überkam ihn der Gedanke, wie ganz anders er den heutigen Abend verbracht haben würde, wäre am Nachmittag der glühend ersehnte Brief eingetroffen . . . Diese Vorstellung wich und wankte nicht. Ja, es regte sich, aller Vernunft zum Trotz, etwas wie Hoffnung in seiner bedrückten Seele, ein letzter Schimmer: „Es wäre ja immer noch möglich!“ Wütend über sich selbst ging er zu Bett, wälzte sich stundenlang hin und her und sah dann im Halbschlaf die himmlischen Züge Adelens, die ihm vertraulich zunickte, gütig und mild, wie einst in den Tagen des ersten Glücks.

Eine Woche verstrich, ohne daß sich etwas in der Situation Leos geändert hätte. Ab und zu verkehrte er mit dem jungen Rumänier. Ab und zu machte er seine Fahrt ins Gehölz. Ab und zu traf er Blanche und Cécile; einmal sogar Blanche allein, weil Cécile einen Schnupfen hatte oder weil Blanche das hübscher fand. Im großen und ganzen jedoch wußte er nicht, was er eigentlich von Paris wollte. Er langweilte sich; er fühlte sich geradezu unglücklich. Zum Ernsten wie zum Vergnüglichen fehlte ihm Ruhe und Sammlung. Es war ein unaufhörliches Kommen und Gehen, eine Flucht vor sich selbst. Jetzt betrat er, wie stolz auf diesen erlösenden Einfall, das Louvre — etwa die Säle der Plastik —: und gleich darauf kam es ihm vor, als wandle er dort unter Leichen. Dann lief er nach dem Quartier latin, mischte sich unter die jungen Studenten, und sah nun erst recht, daß für den Verstoßenen hier kein Bleibens sei. Kaum gab es ein Stadtviertel, das er nicht heimgesucht hätte, zu Fuß, zu Wagen, frühmorgens oder beim Schimmer der Gaslaterne. Ueberall fand er die gleiche Oede und Farblosigkeit. Selbst das sogenannte „Interesse“ für Blanche ließ sich mit allem Eifer nicht groß ziehen.

Es half hier zunächst kein Trotz und kein Philosophiren: er stand noch sklavisch unter dem Bann seiner Leidenschaft. Nicht einmal sein stark ausgeprägter Gerechtigkeitssinn half ihm darüber hinaus. Im Gegenteil: sobald er sich anstrengte, ganz objektiv zu sein, mußte er einräumen, daß Adelens Entschluß doch nicht so unbegreiflich sei, wie er dies anfangs behauptet hatte. Sie kannte ja nicht die Genesis jener Stimmung, in der sein Unmut dem Kinde den Tod gewünscht: sie hielt sich vorab an die Thatsache. Das Schlimmste war, daß sie durch ihre Schroffheit in Somsdorffs Augen nur noch gewonnen hatte. Diese grenzenlose Pietät für die Tote, diese Treue über das Grab hinaus paßte ja vollständig zu dem Bild hehrster und lieblichster Weiblichkeit, das er von Gräfin Adele im Herzen trug! Sie handelte groß und heroisch! Es graute ihr vor dem Manne, der nicht mehr im stande war, gemeinsam mit ihr die fromme Erinnerung an den verstorbenen Liebling zu hegen: so war sie denn tapfer genug, ein Band zu zerreißen, von dem sie kein Heil mehr hoffte!

In der zweiten Hälfte des Juli ward ihm die Oedigkeit seines Treibens, dazu auch der Staub und die Hitze so unerträglich, daß Leo sich plötzlich zur Abreise entschloß, wenn auch unter Veränderung seines ursprünglichen Planes. Er gab die Küste von San Sebastian auf und fuhr über die deutsche Grenze zurück nach dem Schwarzwald. Sein Nervensystem war so überreizt, daß er jetzt vor der Seeluft, die ihn erfahrungsgemäß aufregte, eine förmliche Angst empfand. Das dunkle Tannengrün dieser Berge mußte ihm wohlthun. Einige Bücher hatte er mitgenommen. Der ländliche Wirt, bei dem er sich eingemietet, war in seiner Art ein verständiger Mann, kernig und urwüchsig, mit dem sich ein Wort reden ließ, wenn man der sonst so willkommenen Einsamkeit müde war. Die Tochter, ein gutes, braves, häßliches Mädchen, gab nicht zu denken, wie die reizende Blanche, die doch bei all ihrer Hübschheit so wenig im stande gewesen, das kranke Gemüt von seinen Zwangsvorstellungen abzuleiten.

So vergingen dem jungen Mann zwei Monate in der schweigsamen Thalschlucht, eine Epoche der Unlust für das bewegliche Temperament seines vortrefflichen Leuthold, der sich aus barer Trostlosigkeit dazu herabgab, der garstigen Wirtstochter gründlich den Hof zu machen, heilsam jedoch, wie es schien, für den Herrn, der seine Tage mit diätetischer Pünktlichkeit einteilte, regelmäßige Ausflüge ins Gebirg unternahm, wieder ordentlich schlief, und einen freundlichen Ernst annahm, der mit der früheren Ungeduld seines Wesens nichts mehr gemein hatte.

In der letzten Septemberwoche trat Leo von Somsdorff die Fahrt nach Madrid an.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Jahr verging und ein zweites. Somsdorff hatte sich in Madrid rasch eingelebt.

Die Geschäfte nahmen ihn mäßig in Anspruch; um so mehr Zeit verwandte er auf seine wissenschaftlichen Studien.

Das Interesse, das er von je der wirtschaftlichen Situation der Pyrenäenhalbinsel entgegengebracht, hatte mit Teil daran, wenn er sich der Entscheidung, die ihn nicht nach Konstantinopel, sondern hierher berief, so lebhaft gefreut hatte. Er konnte jetzt unmittelbar an der Quelle schöpfen. Und so entstand in rastlosem Fleiß eine Reihe von Untersuchungen, die er demnächst unter dem Titel „Spanien“ im Verlag einer altrenommirten Firma zu publiziren gedachte.

Das spanische Ministerium war ihm dabei mit großer Gefälligkeit an die Hand gegangen. Es schien, als lege die Madrider Regierung — vielleicht im Hinblick auf zukünftige Handelsverträge, vielleicht auch nur aus rein idealem Patriotismus — Wert darauf, die einschlägigen Verhältnisse einmal durch die Feder eines zwar objektiven, aber doch wohlwollenden Autors in amtlicher Stellung geschildert zu sehen, nachdem so oft schon Leute das Wort ergriffen, denen Vorurteilslosigkeit oder gar Sympathie für Spanien nicht nachgerühmt werden konnte. Die Regentin sogar hatte sich über das Werk berichten lassen, nachdem der Gobernacionsminister einen der

Hauptabschnitte — „Spaniens natürliche Hilfsquellen" — durch eigenen Augenschein kennen gelernt.

Somsdorffs rastlose Thätigkeit vor dem Schreibtisch, in den Bibliotheken und im Bureau seiner Botschaft ward durch mehrfache Reisen in die verschiedensten Teile des Königreichs unterbrochen. Er besuchte Galicien, Estremadura und Leon; ein andermal die Provinzen des Südens und von dort das betriebsame Katalonien; ein drittesmal, um auch die Schatten in seinem Bilde nicht fehlen zu lassen, die Provinz Arragonien, wo er aus der Betrachtung der sogenannten „despoblados", der ausgestorbenen oder im Aussterben begriffenen Ortschaften, die dort in überraschender Anzahl zu finden sind, ein umfassendes Studium machte.

Zu Anfang Oktober — gerade zwei Jahre nach seiner Ankunft in Spanien — erbat er sich einen mehrmonatlichen Urlaub. Bis dahin hatte er auch während der Ferien die Halbinsel nicht verlassen, sondern die heiße Jahreszeit teils in Aranjuez, teils in der Sierra Guadarama verbracht. Insbesondere war er vor dem Gedanken zurückgeschreckt, seine Erholungstage in Deutschland zuzubringen. Der Anblick der Heimat — das fühlte er — hätte ihm tausend gefahrvolle Erinnrungen wachgerufen und ihm den mühsam erkämpften Gleichmut in Frage gestellt. Jetzt aber hielt er den Augenblick für gekommen, diesen Erinnrungen Trotz zu bieten. Die Zeit hatte ihn ja von Grund aus verwandelt. Er, der früher ein Mann des lebendigen Lebens, ein lichtfreundlicher Epikuräer gewesen, schien jetzt untergetaucht im Ernst eines Schaffens, das ihn von allem, was sonst Männer in seinen Jahren lockt, endgiltig abzog. Er war nicht glücklich, aber zufrieden, — von jener kühlen, starren Zufriedenheit, die nicht weiter über sich nachgrübelt und vollständig aufgeht in den Anforderungen des Tages. Von Gräfin Adele hatte er nichts wieder gehört. Sie lag nun hinter ihm wie ein Traum. Wenn ja einmal der Gedanke sich regte, wie alles nun sein könnte, so wies er ihn spöttisch zurück. Das war eine Schwäche, die übrigens mit der Zeit immer seltener sich einstellte, bis er zuletzt die Wendung der Dinge, wie sie nun vorlag, als etwas Selbstverständliches hinnahm, ohne Groll und Bedauern.

Am zwölften Oktober sah er zum erstenmale das Haus wieder, wo ihn die Gräfin damals so grausam zurückgestoßen. Es war nur ein Zufall, daß er vorbeikam: die Kutsche, die ihn nach dem Palais des Ministers führte, nahm diesen Weg, ohne daß er zu Anfang darauf geachtet hätte. Nun aber nahm er doch wahr, wie ihm das Herz lebhafter pochte. Dort die zwei Fenster gehörten zum Ecksalon, wo sich die traurige Scene abgespielt hatte... Drüben die Baumwipfel, die sich schon gelb und rot färbten, rauschten über dem Platz, wo sie so manchesmal während der kurzen, vergänglichen Zeit ihres Glückes beisammengesessen und von der sonnigen Zukunft geplaudert hatten... Das war nun mehr als zwei Jahre her... Und damals hatten sie Pläne geschmiedet, Pläne, deren Verwirklichung ihnen so zweifellos schien...! Armes, erbärmliches Schicksal des Staubgeborenen! Alles kommt anders! Selbst das Zuverlässigste hängt in der Schwebe, und das Gewisse scheint ebenso fraglich wie's Ungewisse!

Ob Gräfin Adele noch jetzt hier wohnte? Leo stand ja so ganz außer Zusammenhang... Er mied die Beziehungen zu dem Einst und was ihn daran erinnern konnte, geflissentlich. Auch blieb ihm bei der gewaltigen Arbeitslast, die er sich aufgebürdet, absolut keine Zeit für müßige Privatkorrespondenzen...

Wie er dies eben erwog, fiel sein Blick auf das staunende Antlitz der Dame, die seit dem Tode Gerolds der Gräfin Gesellschaft leistete. Fräulein von Rauch kam zu Fuß aus der Richtung der Baustraße. Sie hatte vielleicht in der Nachbarschaft einen Besuch gemacht. Ihr Ausdruck verriet, daß sie ihn gleich erkannt hatte. Somsdorff ärgerte sich, weil er zusammenfuhr, wie ein ertappter Dieb. Er grüßte sie höflich, aber mit großer Gemessenheit, und trällerte dann die Anfangsstrophe eines Gitanaliedes.

Der Besuch bei dem Minister und ein langes Gespräch mit einem der vortragenden Räte riß ihn zunächst aus dieser unangenehmen Laune heraus: dann jedoch nahm sie mit desto größerer Nachhaltigkeit wieder Besitz von ihm. Den ganzen Tag blieb er noch unter dem Eindruck der „höchst fatalen Begegnung". Gräfin Adele wohnte also noch da... Und sie wußte es jetzt, daß er zurück war; ja, daß er durch ihre Straße gefahren! Fräulein von Rauch würde ihr's doch natürlich erzählen und vielleicht eine recht sonderbare Glosse daran knüpfen. Wie peinlich, wenn Gräfin Adele sein Vorbeikommen an der Wohnung für Absicht hielt!

Zum erstenmal seit geraumer Zeit hatte er so den Gleichmut verloren. Er staunte darüber; ja, es verdroß und erschreckte ihn, bis er sich sagte, diese Reflexerscheinung bedeute noch lang keinen Rückfall. Treibt uns nicht die Erinnerung an eine Gefahr, die weit hinter uns liegt, noch manchmal das Blut nach dem Herzen?

Er beruhigte sich also, fand nun die Sache begreiflich und ging am nächstfolgenden Tag mit erneuertem Ernst seinen Interessen nach.

Zuvörderst bei seinem Verleger. Es gab hier mancherlei zu erörtern — Wissenschaftliches, Technisches und Geschäftliches — was mehrere Stunden in Anspruch nahm. Somsdorff stand so auf einmal wieder mitten im strengen Ideenkreis seiner Arbeit. Die selbstgenügsame Ruhe, die er bei ihrer Förderung sich angeeignet, kehrte zurück, um nicht mehr zu weichen.

So vergingen ihm fünf oder sechs Wochen. Somsdorff hatte seitdem die Gegend, wo er auf so unerwünschte Manier mit Fräulein von Rauch zusammengetroffen war, nicht wieder besucht und auch sonst nichts gesehn noch gehört, was zu der Gräfin Beziehung hatte. Er widmete sich — zum erstenmale seit mehr als zwei Jahren — ein wenig der großstädtischen Geselligkeit, verkehrte in mehreren Häusern, besuchte das Schauspiel, ritt, jagte und war von ungewöhnlicher Artigkeit gegen die Damen, während er in der spanischen Hauptstadt durchweg für einen „Bären" gegolten hatte. Kurz, er spannte sich vollständig aus, um für die Zukunft neue Kräfte und neue Schaffenslust anzusammeln.

Gegen Ende November saß er — es war gegen zwölf Uhr mittags — in seinem Zimmer und studirte den Fahrplan. Uebermorgen gedachte er abzureisen; vorerst nach Italien, wo er den Rest seines Urlaubs mit einer befreundeten Familie aus Malmö verbringen wollte, die vor acht Tagen bereits Deutschland verlassen hatte. Anfang Januar sollte er in Madrid sein.

Da pochte es leise an seine Thür.

„Herein!“ rief er ein wenig unwirsch. Er glaubte, es sei Leuthold, sein Diener. Nun aber rauschte es über die Schwelle wie von Frauengewändern, und als er verwundert aufsah, stand Gräfin Adele vor ihm.

Sie zog die Thüre verschüchtert nach sich, als könne sie schon im nächsten Moment ein Wort hören, das ihr das Bleiben unmöglich mache. Er aber sprach keine Silbe. Mit der Geberde des Nachtwandlers, den man plötzlich beim Namen ruft, hatte er sich erhoben. Unwillkürlich trat er zwei Schritte zurück, während sie regungslos auf dem Fleck verharrte. Ihr Antlitz war von rührender Bläſſe. Um den Mund lag ein tiefschmerzlicher Zug. Nur die Augen hatten den Glanz und das schwärmerisch-sanfte Feuer von einst.

„Herr von Somsdorff,“ begann sie, atemlos, „Sie staunen, daß ich's gewagt habe . . .“

Leo, so tief ihn der unerwartete Anblick erregt hatte, war doch gleich wieder Herr seiner selbst. Mit einer höflichen Phrase, die just so klang, als hätte er diese bebende Frau erst vor wenigen Tagen bei irgend einem indifferenten Souper gesehen, rückte er einen Stuhl herzu und bat sie gefälligst Platz zu nehmen.

„Ich bin in der That überrascht,“ sagte er kühl. „Was verschafft mir die Ehre?“

Sie hatte sich zögernd niedergelassen. Somsdorff bemerkte erst jetzt, daß sie noch tief in Trauer war. Er setzte sich gleichfalls. Mehr und mehr nahm er den Ausdruck einer kaltherzigen Courtoisie an.

„Fräulein von Rauch hat mich begleiten wollen,“ sagte die Gräfin unsicher. „Fräulein von Rauch ist so gut und besorgt . . . Sie hielt es für schicklich . . .“

„Bitte!“

„Aber ich ließ sie drunten . . . Ich konnte nicht anders . . . Ich mußte . . .“

„Was mußten Sie?“ fragte Somsdorff, der bei dem Anblick ihrer zuckenden Lippen schon fast die Haltung verlor.

„Ich mußte Dir sagen, daß ich Dich liebe, daß ich nicht leben kann, wenn Du mir nicht verzeihst!“

Ehe noch Somsdorff etwas erwidern konnte, sank sie schluchzend vor ihm aufs Knie und umklammerte seine Hände, wie eine Verzweifelte.

Nun bemühte sich Leo vergebens, die Rolle, die er sich vorgesetzt, weiter zu spielen. Alles zerbrach und zerschmolz. Ehe er noch ahnte, wie ihm geschah, hatte er die Geliebte emporgerissen. Mit beiden Armen hielt er sie fest umschlungen. Sie weinte, sie lachte, sie schmiegte ihr Antlitz erschauernd an seine Brust und stammelte unaufhörlich:

„Vergib mir, vergib mir!“

Er küßte sie heiß und strich ihr tröstend über die Wangen.

„Wie gut Du bist, und wie großmütig!“ hauchte sie sanft. „Ja, nun soll alles vergessen sein! Wenn Du mich willst, bin ich Dein Eigen für immer. Ich will Dich hegen und pflegen wie mein teuerstes Kleinod, Dir jeden Wunsch von den Augen absehn, Dich doppelt lieb haben für das bittere Leid, das ich Dir zugefügt!“

Nun ward sie ruhiger. Sie trocknete sich die Thränen hinweg und ergriff seine Hand.

„Weißt Du auch, Leo, wie das gekommen ist . . .? Ach, ich war so verstockt in meinem thörichten Pharisäerstolz, der nicht des Wortes gedachte: ‚Wir sind allzumal Sünder . . .‘ Fräulein von Rauch hat mir erzählt, daß Du hier seiest, daß sie Dir angemerkt, wie die Begegnung mit ihr Dich erschüttert habe . . . Damals schon rief eine Stimme in meiner Brust: ‚Mach's wieder gut! Geh zu ihm! Sag ihm, daß Du ihn liebst!‘ Aber ich sträubte mich, — ach, Du weißt ja warum! Da hab' ich nun gestern — Leo, Du wirst mich verachten oder bemitleiden, daß ich mein Lebensglück und das Deine von solchen Zufällen abhängig machte — da hab' ich nun gestern in meinen Papieren gekramt, und da fiel mir ein Blatt in die Hand, das ich im Drang so unendlicher Aufregungen völlig vergessen hatte. Damals, an jenem gräßlichen Weihnachtsabend . . . Ich weiß ja selbst nicht, wie es geschah . . . Ich habe da in der Raserei meines Unmuts Dinge geschrieben . . .“

„Ich kenne das Blatt,“ sagte Leo.

Er teilte ihr mit, wie er zu dieser Kenntnis gelangt war. Sie errötete heiß.

„Wohl! So ersparst Du mir die Notwendigkeit, die entsetzlichen Worte zu wiederholen. Gestern, als ich sie wiederlas, hab' ich mich ihrer geschämt, wie einer Missethat. Leo, wie ungerecht war ich damals, wie grausam und frevelhaft! In demselben Moment fluchte ich ihm, da er den gräßlichsten Tod erlitt — und weshalb erlitt? Weil er sich über Gebühr eilte, um die paar Minuten, die er versäumt hatte, wieder einzubringen! Nun fand ich das gestern und da sank mir der Schleier vom Auge, und ich begriff nun, daß ich kein Recht hatte, unversöhnlich zu sein . . .“

„Und wenn Du eins hattest . . .“

„Nein, nein,“ fiel sie ihm rasch ins Wort, „ich hätte verzeihen müssen! ‚Richtet nicht!‘ heißt's in der Schrift . . . Und Du liebtest mich ja . . . Nun, dem Himmel sei Dank, noch kommt meine Reue ja nicht zu spät! Laß uns die beiden verlorenen Jahre hinnehmen wie eine Zeit der Läuterung! Aber, nicht wahr, Leo, in dem einen Punkte stimmst Du mir bei: es war eine Schuld! Denn das bedünkt mir doch eine rohe Auffassung, und edel veranlagter Menschen nicht würdig, die Sünde lediglich in der That zu suchen. Die That ist nur die reifgewordene Frucht des Empfindens; nicht die Hand frevelt, sondern das Herz!“

„So will ich geloben, mein Herz künftig mit einer einzigen, großen Empfindung zu tränken, die alle übrigen ausschließt . . .“

Er küßte sie lang und inbrünstig auf die Lippen.

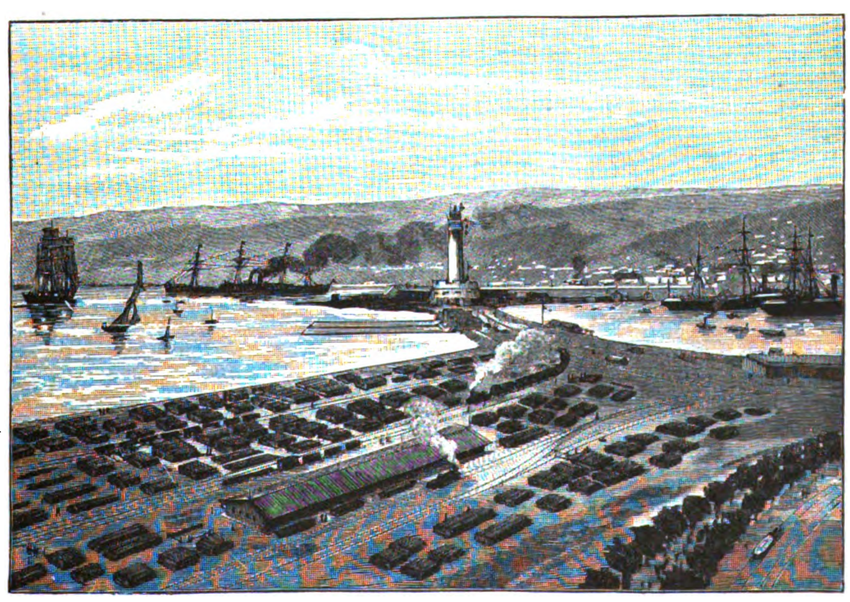


Petroleumhafen, Lagerplatz und Raffinerie.

Der neue Hafen von Triest.

Mit Originalzeichnungen von Alex. Kircher.

Der Golf von Triest, der als das nördlichste Becken der Adria den tiefsten Meereseinschnitt in das mitteleuropäische Festland bildet und daher auch die längste Benützung des Seeweges gestattet, war schon von den Römern als günstiger Hafenplatz anerkannt worden, zumal da auch dort die aus Illyrien, Venetien und Pannonien kommenden Straßen zusammenliefen. Zwar besitzt die am Endpunkte des Golfes gelegene Stadt Triest keinen natürlichen Hafen, und daher sind auch schon die Römer daran gegangen, die offene Rhede in einen gegen die seewärts wehenden Winde geschützten Hafen umzuwandeln. So sind der Teil des Hafens, der jetzt Sacchetto heißt, und die Halbinsel, auf der der Leuchtturm steht, römische Bauanlagen. Im ganzen und großen wurde auch nicht viel an der von den Römern herrührenden Gestalt geändert, bis Kaiser Karl VI. 1718 Triest zum Freihafen erklärte und die Hafenbauten aufs neue begannen, die dann unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, der „Mutter Triests“, in größter Ausdehnung weitergeführt wurden. In dem durch diese Neuerungen geschaffenen Zustande blieb der Hafen bis heute, wo der gesteigerte Seehandelsverkehr Triests, der durch die Herstellung der Eisenbahnverbindungen mit dem Hinterlande in außerordentlicher Weise gehoben wurde, eine gründliche Erweiterung und Veränderung erforderte. 1862 legte die Südbahngesellschaft ein Projekt vor, welches auch die Genehmigung der Regierung erhielt. Die Gesellschaft verpflichtete sich, bis zum Jahre 1873 gegen



Holzlagerplatz. St. Andrä.

eine in zwölf gleichen Jahresraten zu leistende Zahlung von 13,500,000 Gulden den Bau auszuführen. Im nordöstlichen Ende der Stadt wurde 1867 damit begonnen, das Meeresufer und zum Teil den alten Hafen in moderne Hafenanlagen mit der Neuzeit entsprechenden Ausladevorrichtungen umzuwandeln, wozu die Pläne der französische Ingenieur P. Talabot gefertigt hatte. Die Arbeiten bestanden in dem Bau von Molen und der Quaimauern zwischen diesen, dem Bau eines Hafendammes, der Verschüttung der bisher durch die See, das Lazaret und das Eisenbahnbassin eingenommenen Flächen und der Verlängerung der Wildbäche Klutsch und Martesin bis zur Ausmündung in den Hafen. Nicht weniger als sechs Millionen Kubikmeter Steine, Sand und so weiter wurden hierzu verwandt und durch Aufschüttung ein circa 25,000 Quadratmeter fassender Raum dem Meere abgerungen.



Am Quai.

Die größte Schwierigkeit bestand darin, den 1100 Meter langen Wellenbrecher zu schaffen, der das Hafenbassin gegen schlechten Seegang schützt. 1888 wurden dann noch einige weniger bedeutende Neubauten ausgeführt, die sich namentlich auf die Entfernung des Petroleumverkehrs aus dem bisherigen Hafengebiete durch die Herstellung eines besonderen Petroleumbassins in der Bucht von Muggia, das mit dem Staatsbahnhofe von Triest durch eine Eisenbahn verbunden wurde, und auf die Vergrößerung der Hafenfläche gegen Miramare zu durch Anlegung eines Rangirbahnhofs für den Hafendienst der Staatsbahn bezogen. Jetzt ist das mit enormen Kosten ausgeführte Riesenwerk vollendet, und seit der Aufhebung des Freihafenpatentes vom 1. Juli 1891 bildet der Uferraum des neuen Hafens das Zollausschlußgebiet von Triest.

Diebestechnik und Elektrotechnik.

Von

Franz Bendt.

Es ist jetzt kein übertriebener Ausdruck mehr, wenn man von einer Diebestechnik spricht. Die Einbrecher haben ihren Witz von Jahr zu Jahr verschärft, und alle Kunstgriffe der Schlosser und Geldschrankfabrikanten werden von ihnen zu nichte gemacht. Streng genommen sind die Mechaniker selbst die Lehrmeister der Diebe gewesen, und sie haben diese in ihre Geheimnisse eingeweiht. Vor nicht zu


Große Lagerhausstraße.

langer Zeit wurden wiederholt von seiten der Geldschrankfabrikanten im Interesse der Konkurrenz, an öffentlicher Stelle Wettstreitigkeiten dadurch ausgefochten, daß der eine die Erzeugnisse des andern erbrach und damit ihre Konstruktion klarlegte. Es gelang endlich dennoch

Totalansicht des neuen Hafens in Triest.

mehreren großen Firmen durch Anwendung harter Stahlpanzer, die mit weichen Eisenplatten verschweißt waren, solche Geldschränke herzustellen, die sowohl dem Hammerschlage als dem Meißel widerstanden. Ueberhaupt boten dieselben dem Einbrecher keinen Angriffspunkt dar, und es schien, als wenn in der That ein ausreichender Schutz gegen den Einbruch geschaffen wäre. Durch rein mechanischen Eingriff war der Geldschrank nicht mehr zu öffnen. Die Chemie sollte ein neues Hilfsmittel in der Stichflamme des Sauerstoffes darbieten. Wenn man der Leuchtgasflamme Sauerstoff in reichem Maße zuführt, dann erhält man einen Lichtbogen von sehr hoher Temperatur, dem weder Stahl noch Eisen und überhaupt kein Metall, das unsere Erde birgt, widerstehen kann. Durch Verdichtung des Sauerstoffes ist man im stande, große Mengen dieses Gases im flüssigen Zustande in eisernen Cylindern leicht zu transportiren; und in den Fabriken wird ein solcher Stoff für wenige Mark verkauft. Der Einbrecher bedarf jetzt nur eines Danielschen Hahnes, das heißt einer Vorrichtung, in der Leuchtgas in zweckentsprechender Weise mit dem Sauerstoff vereinigt werden kann; eines Cylinders mit Sauerstoff, und er hat die Mittel in Händen, alle Meisterwerke der Schmiedekunst zu vernichten.

Die Elektrotechnik, die in so vielen Zweigen der Industrie Hilfe brachte, hat auch neuerdings hier den Herren Einbrechern das Handwerk gelegt.

Von dem bekannten Elektrotechniker, Emanuel Berg, ist ein sehr emfindliches Signalsystem erfunden worden, welches durchaus von allen bisher bestehenden Einrichtungen höchst vorteilhaft abweicht. Der Erfinder stellt sich auf den Standpunkt, daß der Einbrecher mit allen Kunstgriffen und Kenntnissen des Technikers und Elektrikers vertraut sei. Nur bei einer solchen Voraussetzung darf man von einem wirklichen Schutze sprechen. Der Apparat kann ohne Schwierigkeit an jeden Geldschrank befestigt werden, ohne denselben irgendwie zu verletzen. Die Einrichtung besteht im wesentlichen aus drei Teilen: aus einem leicht beweglichen Pendel, dem Signalapparate und den Leitungsdrähten. Ist der Geldschrank geschlossen, so ruht das Pendel vor der Thür desselben. Die leiseste Berührung genügt, um ein Läutewerk, das auf der Wächterstation aufgestellt ist, zu alarmiren. Längs der Seitenwände des Schrankes sind dünne Drahtleitungen geführt, die die Annäherung der Stichflamme verhindern. Ein Durchschmelzen oder Zerreißen dieser, respektive der übrigen Verbindungsdrähte, weckt sofort die Signalglocke. Die Schaltungsweise der Drähte ist in solcher Weise angeordnet, daß es selbst dem Physiker nicht möglich ist, durch irgend welche Nebenschaltung das Signal zu verhindern. Die physikalisch-technische Reichsanstalt hat dieses ausdrücklich attestirt. Ertönt das Warnungssignal beim Wächter, so kann er dasselbe abstellen, wenn keine wirkliche Gefahr vorhanden ist; also wenn der Schrank vielleicht nur flüchtig berührt oder ein Tier über die Drähte gelaufen ist. Droht dagegen Gefahr, so läßt sich das Signal nicht beruhigen, sondern es läutet fort und fort, und eine Scheibe zeigt an, daß der Schrank offen sei. Wie gegen Einbruch, so schützt der Apparat auch gegen Feuersgefahr. Ein Thermometer ist in den Stromkreis eingefügt, das bei einer Temperatur von fünfunddreißig Grad den Strom schließt und das Signal veranlaßt. Mit Hilfe dieser Einrichtung können viele Schränke, Fenster, Thüren und dergleichen geschützt werden, und mit einer, respektive mehreren Wächterstationen in Verbindung gesetzt werden. Der Wächter ist im stande jeden einzelnen Apparat zu kontrolliren.

Die neue Erfindung hat das größte Aufsehen erregt und dürfte bald in allen größeren Banken zur Aufnahme kommen.

Im Treibjagdmonat.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Es ist Spätherbst geworden. An der Thatsache läßt sich durchaus nicht rütteln. Indessen wirkt diese selbst auf die verschiedenen Menschen sehr verschieden ein. Die einen schauen jedem fallenden Blatte mit elegischer Miene nach, und Kothurngänger, unvertraut mit dem winterlichen Naturwalten, haben schon das „Leichentuch“ über die Erde ausgebreitet gesehen. Andere freuen sich auf die Geschäft und Geselligkeit hebende Konzentration der Städter, auf Bälle und andere „Fracksachen“, jenen sind Lampe und Kachelofen trauliche Hausfreunde, diese bezögen Licht und Wärme lieber umsonst von der nun unerbittlich zurückhaltenden Sonne.

Für uns aber, die wir „die ländlichen Götter, Pan und den alten Sylvan und die Schwesternreigen der Nymphen“ besonders verehren — ohne indessen den höheren Göttern unser Opfer ganz vorzuenthalten, — für uns beginnt jetzt die „hohe Zeit“ des Weidwerkes auf allerlei Getier, Haar- und Federwild, Nutz- und Raubwild. Insbesondere veranlassen uns jetzt die gesellschaftlichen Treibjagden, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen in aller Morgenfrühe nach dem Rendezvous zu eilen, um dann mit den Jagdfreunden, dem Trosse der Treiber und Hunde dem Walde zuzuziehen. Die Treiber werden angelegt, die Schützen beziehen in aller Stille ihre Stände, die ersteren etwa begleitet von den angeleinten Dachs- oder Brackierhunden, die letzteren von ihren edlen Hühnerhunden. Bis alle Schützen vom Jagdherrn oder dessen Beauftragten plazirt sind, haben wir noch Muße, uns wohnlich auf dem Stande einzurichten und dann die volle Poesie des stillen Waldes auf uns wirken zu lassen. Und daran sind die Waldtreibjagden den monotoneren Feldtreibjagden weit überlegen. Denn in aller Zeitkürze beobachten wir eine Menge von Wandlungen des Landschaftsbildes, dessen einzige Staffage wir eben bilden: aus wogenden, bald dichteren, bald schleierhaft durchsichtigen Nebelballen recken die Hochstämme ihre phantastisch verzweigten Arme empor, bald vermag das Auge nur die nächsten Bäume zu unterscheiden, dann aber erweitert sich wieder der Gesichtskreis durch den lichten Bestand nach fernen blauenden Bergen und tiefschattigen Thälern, und endlich überwindet die Sonne als siegreicher Held alle Dämpfungen und spielt, entzückende Farben weckend, auf grünen Moospolstern, blendenden Schneeplatten, auf funkelnden, im Nachtfroste erstarrten Tautropfen, auf silberweißer Birken- und Buchenrinde, auf trotzigernsten Eichenknorren und auf dem Spiegel des rauschenden Bächleins.

„Doch still! Nichts taugt das Schwärmen; wer zerstreut,
Wird seltsam oft vom Wilde überrascht,
Und oft nur günstig ist ein Augenblick
Und glücklich nur, wer diesen sicher hascht —
Horch!“ —

Der melodische Ton der Huppe verkündet jetzt den Beginn des Treibens. Unser Weidmann wie dessen kaum mehr sichtbare Nachbarn zur Rechten und zur Linken richten sich schußfertig, und bald meldet das Schreien der Treiber und das eifrige Lautgeben der krummbeinigen „Grete“, daß Wild hochgeworden. Es fallen auch Schüsse, bald näher, bald ferner, und damit zeigt der Gemütsmanometer des Jägers erhöhte Spannung an. Wir dürfen Weidmannsheil für diesen erhoffen, denn sowohl er wie sein Hund haben von links her ein Rascheln auf dem Dürrlaube des Bodens vernommen und äugen nun scharf nach der Richtung. Vielleicht läuft der starke Sechserbock, welcher auf seinem regelmäßigen Wechsel hier Wasser zu schöpfen pflegte, oder der rote Freibeuter, zu dessen Jagdrevier das von allerlei Getier besuchte Bachufer gehört, oder endlich ein brokelndes Häschen an, dem der Unterwuchs hier so lange eine vertraute Weide geboten, vielleicht auch streicht eine Waldschnepfe niedrig heran, welche,



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Im Buchenwald.

Nach dem Gemälde von Konrad Wimmer.

auf dem Zuge nach Süden begriffen, äsungsbedürftig an diesem feuchten Platze noch etwas verweilte. Je nach Gelegenheit mag ein Edelmarder, eine Wildkatze, ein Dachs oder ein stolzer Auerhahn oder Birkhahn, ein Haselhuhn im Treiben vorkommen und die Strecke zieren. Wer kann's wissen? Wie dem auch sei, wir wünschen unserem Freunde jetzt und während der sich anreihenden folgenden Triebe erfreuenden Anlauf und gutes Abkommen. Dann wird der bekannte „letzte Trieb“ ebenfalls erfreuend und gut ausfallen, der die wohl ermüdeten, aber nicht ermatteten Jäger abends in gemütlicher Tafelrunde labt. Austausch über Jagdpech und Weidmannsheil, gröbere, wie psychologische Beobachtungen an Wild, Hunden, Treibern und Schützen, die Aussichten für die nächsten, Erinnerungen an vergangene Tage, Scherz und Gesang beleben die Geister nochmals, und die geleerten Schüsseln und Flaschen zeugen deutlich vom körperlichen Wohlbefinden der grünen Gesellschaft. Der Wald aber, der vom Klopfen und Rufen der Treiber, vom Kommando der Jäger, vom Schießen, Blasen und Hundelaut widerhallte, versinkt abermals in friedliche Stille und in nächtliches Dunkel, dezimirt zwar, aber nicht erschöpft an seinen Kindern, die er in Verbindung mit den Hegemaßregeln des Jagdherrn übers Jahr wieder ersetzt haben wird. **G. Lever.**

Was ist Stil?

Von

Georg Buß.

Aus Material, Technik und Zweck entsteht der Stil. Jedes Material besitzt seine Eigenart, und Aufgabe der Technik ist, sich dieser Eigenart zu fügen und sie möglichst schön zum Ausdruck zu bringen unter bestimmter Ausprägung des Zweckes, welchen der herzustellende Gegenstand nach seiner Vollendung zu erfüllen hat. Der Charakter des Eisens ist bei aller Dehnbarkeit grob und knorrig, und es ist verfehlt, ihm dieses eigenartige Gepräge zu nehmen, indem man es verarbeitet zu feinstem Gerank und gar, wie zuweilen geschieht, zu Blumensträußen, deren Blätter und Blüten den Formen der Natur täuschend nachgeahmt sind. Die Kraft und Festigkeit des Eisens soll zur sichtbaren Erscheinung gebracht werden und der Hammerschlag, welcher zur Bearbeitung des kernigen Materials notwendig geworden ist, soll wahrnehmbar bleiben. Zu fein behandelten eisernen Thürbändern hat man wenig Vertrauen, weil sie ihren Zweck, die schwere Thür mit den Angeln fest und dauerhaft zu verbinden, kaum zu erfüllen scheinen. Die Schmiede der mittelalterlichen Zeit und auch noch jene der Renaissance haben daher das Leichte und Spielende in solchen Arbeiten meistens vermieden: sie sind der kraftvollen Natur des Eisens, in welcher seine Schönheit beruht, gerecht geworden, haben die Besonderheiten der Technik schlicht und wahr erkennen lassen und den Zweck, zu welchem das Werkstück dienen sollte, scharf berücksichtigt. Ihre Arbeiten erregen daher auch heute noch unsere unbedingte Bewunderung. Gold ist ein feineres und edleres Material von größerer Geschmeidigkeit und Gefügigkeit. Wird es zu feinem Filigrandraht gezogen und dieser verbunden zu anmutigen Stengeln mit Blättern und Blüten, die sich wie ihre natürlichen Schwestern im Winde neigen, so findet man diese Verarbeitung natürlich, weil sie dem Wesen des Materials entspricht, seine eigenartige Schönheit sichtbar macht und sich in ihr ein Maß von Kunst zu erkennen gibt, welches dem Menschen, der sich mit Filigran schmückt, nur zur höchsten Zierde gereichen kann.

Was dem Kunsthandwerk als Richtschnur dienen muß, gilt auch für die Architektur, für Malerei und Plastik, jedoch mit dem Unterschiede, daß für die beiden letzterwähnten Künste der Zweck nicht in der Richtung der Nützlichkeit zu suchen ist, sondern daß ihre Schöpfungen Selbstwerk sind. In Beziehung auf Maler und Bildhauer hat denn auch K. T. von Rumohr den Stil einfach erklärt, als „ein zur Gewohnheit gediegenes Sichfügen in die inneren Forderungen des Stoffes, in welchem der Bildner seine Gestalten wirklich bildet, der Maler sie erscheinen macht.“

Ein Blick auf vergangene Kunstperioden zeigt nun, daß jede derselben gemeinsame Züge aufweist, welche sich von denen einer vorhergehenden und nachfolgenden Periode unterscheiden. Es gelangen eben während jeder Periode in dem Streben nach der Darstellung des Schönen gewisse Besonderheiten zum Ausdruck, deren Grund in allgemein giltig werdenden neuen Ideen zu suchen ist. Werden neue Ideen auf den Thron gehoben, so muß auch die Kunst in den Dienst derselben treten. Haben sich solche Ideen aus dem Nebelhaften zu leuchtender Klarheit emporgearbeitet, so hat die Kunst der betreffenden Periode ihren Höhepunkt erreicht, um mit dem Verblassen derselben wiederum hinabzusteigen. Aus weiter Entfernung betrachtet, stellt sich dieses Schaffen als eine wellenförmige Bewegung dar — ein Aufsteigen, ein Erreichen eines Höhepunktes, ein Sinken, das mit dem Auftreten neuer Ideen wieder anhält und abermals in ein Emporsteigen übergeht.

In solchem Schaffen einer Kunstperiode entstehen besondere Färbungen durch den Charakter der Nationen, so daß wir mit gutem Recht von einer italienischen, französischen und deutschen Renaissance sprechen können, weil sich die Eigentümlichkeiten der betreffenden Völker in der Art, unter der sich bei ihnen der Umschwung der mittelalterlichen Denkweise zu dem neuen Ideenkreise des Humanismus vollzog und dieser für die Kunst fruchtbar gemacht wurde, deutlich zu erkennen gab. Mit der Ausbreitung des Humanismus war verbunden eine steigende Wertschätzung der Lebensfreuden und diesen zu genügen, wurde eine wesentliche Aufgabe des Kunsthandwerkes, welches bisher wesentlich im Dienste der Kirche gestanden hatte. Ein gut bürgerlicher Zug geht durch dieses Handwerk der Renaissance hindurch — erst die Barockzeit mit ihrer Verherrlichung der absoluten monarchischen Gewalt, die in dem „l'état c'est moi“ Ludwigs XIV. so schlagend gekennzeichnet wird, machte jener gesunden bürgerlichen Richtung ein Ende, und im Rokoko siegte endlich die Frivolität einer leichtsinnigen Hofgesellschaft, deren Mitglieder sich als bevorzugte Wesen betrachteten und leider auch dem Bürgertum zu imponiren wußten. Als Kinder ihrer Zeit schaffen Künstler und Handwerker im Geiste derselben — sie suchen Material, Technik und Zweck gerecht zu werden, aber immer unter der Einwirkung jenes Zeitgeistes, über dessen Wesen sich völlig klar zu werden, ihnen versagt ist; denn dieses Wesen zu erfassen und in seinen Eigentümlichkeiten scharf zu bezeichnen, ist nur der historischen Betrachtung, also kommenden Geschlechtern möglich. Mit Notwendigkeit folgt daraus, daß auch wir uns in einer Stilperiode befinden, deren besonderes Merkmal nicht unserem Bewußtsein, sondern erst jenem unserer Epigonen völlig klar werden kann und diese veranlassen wird, ihr einen zutreffenden Namen zu verleihen. So erübrigt uns nichts anderes, als bei unserem Schaffen auf dem Gebiete der Kunst und des Handwerks Material, Technik und Zweck scharf im Auge zu behalten und diesen drei Elementen nach Möglichkeit gerecht zu werden, auf die Erfindung eines eigenen Stils verzichtend.

Zwar ist die deutsche Renaissance unserem Kunsthandwerk als der alleinseligmachende Stil angepriesen worden — eine Empfehlung, welche im Hinblick auf die Kräftigung, welche das Nationalbewußtsein infolge des deutsch-französischen Krieges erfuhr, wohl begreiflich ist. Eine Weile schlug die

Begeisterung für diesen Stil mächtige Wogen, dann aber wurde man sich klar, daß unsere Ideen und Lebensgewohnheiten andere wie jene unserer Väter geworden sind und einen eigenen formalen Ausdruck verlangen, und dann auch, daß sich die verschiedenen künstlerischen Individualitäten nicht in eine Zwangsjacke einschnüren lassen, sondern ihren eigenen Neigungen folgen wollen. Das Schwärmen für die Butzenscheiben, jenen Erzeugnissen eines bescheidenen Könnens der Glasmacherkunst früherer Tage, hat kaum einen Sinn gegenüber unseren großen und schönen Glasscheiben, welche freundliches, helles Licht in unsere Räume strahlen lassen, und das Schwärmen für die Zinnteller kaum einen Sinn gegenüber den vortrefflich glasirten, leicht zu reinigenden Porzellantellern, deren wir uns jetzt erfreuen. Und ein Künstler, der in Italien gewesen und dort die klassische Schönheit der Renaissance, das Quatro- und Cinquecento, mit begeistertem Sinn genossen, mußte dahin gedrängt werden, auch den trefflichen Bildungen der italienischen Renaissance in seinem Schaffen zu huldigen. So ist mit Recht an Stelle des deutschen Renaissance-Rausches die schätzenswertere Ansicht getreten, daß jede schöpferische Kunstperiode ihre Schönheiten besitzt und Goldkörner darbietet, welche zu neuer Münze geschlagen werden können, wofern dem einzelnen die Freiheit nicht versagt wird, jene Schätze zu heben.

Das soll jedoch nicht so verstanden werden, als ob die Leistungen vergangener Kunstperioden einfach nachzuahmen seien. Aus solchem Nachahmen würde nichts weiter als ein Erlahmen der künstlerischen Phantasie und zugleich eine Vernachlässigung der modernen Bedürfnisse entstehen; leuchtet es doch ein, daß im eigenen Erfinden die stärkende Kraft liegt, welche den Schwung der Gedanken fördert, und daß die Bedürfnisse unserer Zeit nicht befriedigt werden können mit Erzeugnissen, welche den Anforderungen vergangener Geschlechter genügt haben. Leider ist nicht zu leugnen, daß in der Sucht, ein bestimmtes historisches Stilgepräge irgend welchen Dingen, beispielsweise einer Zimmereinrichtung oder einem Gerät aufzudrücken, unser Kunstgewerbe bisher zu weit gegangen ist, und daß wir infolge dessen mit einer Unzahl von Gaben überschüttet wurden, welche zu nichts brauchbar sind, weil sich unsere Lebensgewohnheiten gegenüber jenen unserer Väter erheblich geändert haben. Nein, aus jenen Schätzen der Vergangenheit soll vorzugsweise gelernt werden, wie man sich mit den berechtigten Anforderungen seiner Zeit unter strenger Berücksichtigung von Material und Technik in möglichst vollkommener und schöner Weise in Einklang setzen kann, wie die charakteristischen Schönheiten eines Materials hervorzurufen sind und die Technik zu fördern ist. Nicht sklavisch kopirt sollen die Porzellanformen des Rokoko werden, sondern es soll aus ihnen ersehen werden, wie vortrefflich sich bauchige und geschwungene Formen für dieses bildsame Material eignen, weil sie unter dem Schwinden und etwaigen Verziehen der Masse im Brande nicht in dem Maße leiden, wie die strengen Formen des Empire, welche in der späteren Zeit bei dem Modelliren des Porzellans zur Anwendung gelangten. Nicht sklavisch kopirt sollen die trefflichen Leinenmuster der Renaissance werden, sondern sie sollen darthun, wie meisterlich es damals verstanden wurde, das Muster der Technik des Kreuzstiches und der quadratischen Textur des Gewebes anzupassen. Erst unter solchen Gesichtspunkten enthüllen die Leistungen vergangener Kunstperioden ihren bedeutenden Wert; dementsprechend ist ihnen auch in den Kunstgewerbemuseen gegenüberzutreten, auf daß unsere individuelle Freiheit im Schaffen gewahrt bleibe und mit derselben die Eigenart unserer Zeit möglichst scharf zum Ausdruck gelange.

Im übrigen aber hat Lehrmeisterin zu sein die ewig jugendliche Mutter Natur — aus der Fülle von Bildungen, welche sie bietet, hat auch die ornamentale Kunst ihre vorzüglichsten Anregungen zu schöpfen, damit Neues und Frisches erstehe. Es gilt, sich in ihre Bildungen zu versenken und die gesetzmäßige Entwicklung ihrer Organismen zu begreifen, auf daß ornamentale Kunstformen für die schöne und sinngemäße Ausprägung struktiver Gedanken geschaffen werden. Durch vernünftigen Unterricht muß die Fähigkeit gesteigert werden, aus den einzelnen Gliedern der Pflanzen- und Tierwelt die Grundprinzipien der formalen Entwicklung, also das Typische zu erkennen und dasselbe für den gegebenen Zweck, sei es für einen stützenden, tragenden, umrahmenden, abschließenden, unter Anpassung an Material und Technik, künstlerisch zu verwerten. Dann auch wird unter dem Eindrucke der Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit, unter welcher die Natur gestaltet, eine knappere Strenge in unsere eigenen Bildungen einziehen und der ornamentale Wust, mit dem wir in heutiger Zeit viel zu sehr unsere Geräte überladen, auf ein bescheideneres Maß zurücksinken. Diese Aussicht muß um so willkommener sein, als die bescheidenere, weit vernünftigere Anwendung des Ornaments eine erhebliche Verbilligung der hergestellten Gegenstände zur Folge hat. Eine solche Vereinfachung und Verbilligung ist um so notwendiger, weil auch die mäßig begüterte Familie an den tüchtigen und gesunden Leistungen des Handwerks Anteil haben soll. Nicht einzig und allein für die oberen Zehntausend gilt es zu schaffen, nicht einzig und allein teuere Gegenstände herzustellen, die mit irgend welchen gestohlenen Ornamenten überladen werden, damit sich von ihnen mit einigem Anschein von Recht sagen läßt, sie seien in diesem oder jenem historischen Stil gehalten, sondern es gilt, auch den Wünschen der großen Masse des Volkes gerecht zu werden, ihr Einfaches und Schönes zu mäßigen Preisen zu bieten und sie nicht länger auf den gleißenden Schund der Fünfzigpfennigbazare zu verweisen.

Je tiefer ein solches Kunsthandwerk im Volke Wurzel schlägt, um so besser wird es gedeihen. Also lege man weniger Wert auf den Ornamentenkarneval, mit welchem bei irgend einer Einrichtung oder bei irgend einem einzelnen Gegenstande ein gewisser historischer Stil vorgeheuchelt werden soll, sondern man habe im Auge Material, Technik und Zweck und bilde unter strenger Berücksichtigung ihrer Gebote die Kunstformen aus den Naturformen. In einem solchen Schaffen wird der Geist der Zeit schärfer und klarer zum Ausdruck gelangen, als wie bei dem Nachäffen der Leistungen der Vergangenheit; unsere Epigonen werden dann die Eigentümlichkeiten jenes Schaffens leicht erkennen und mit einem passenden Wort als den Stil unserer Tage bezeichnen können.

Die Taufe der deutschen Kaiserstochter.

(Hiezu das Bild Seite 151.)

Der 22. Oktober war in diesem Jahre für die deutsche Kaiserfamilie von doppelter festlicher Bedeutung. Denn an diesem Tage feierte die Kaiserin Viktoria Augusta ihren vierunddreißigsten Geburtstag, und zugleich fand auch die Taufe der ersten Prinzessin statt, die der Himmel dem erlauchten Paare geschenkt hat. Unter dem üblichen Zeremoniell wurde sie in der zur Taufkapelle umgewandelten und prachtvoll ausgeschmückten Jaspisgalerie im neuen Schloß zu Potsdam vollzogen. Nachdem sich die kaiserliche Familie und die übrigen Fürstlichkeiten im Terrassensaal und Billardzimmer versammelt hatten, führte der Kaiser seine Gemahlin in die Jaspisgalerie bis zum Traualtar, an dessen rechter Seite die hohe Frau sich niederließ, während ihre älteren Söhne unmittelbar neben ihr Aufstellung nahmen.

Kurz vor fünf Uhr traten die Taufgäste in die Galerie unter Vorantritt des Ober-Hof- und Hausmarschalls Grafen Eulenburg. Die fürstlichen Personen bildeten, während der Domchor einen Psalm sang, einen weiten Kreis um die



Altarstätte. Im Vordergrunde standen mit dem Kaiser die persönlich erschienenen Paten: die Frau Großherzogin von Baden, der erblindete Großherzog von Mecklenburg-Strelitz mit seiner Gemahlin, die Großherzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin mit der Prinzessin Elisabeth, Prinz und Prinzessin Leopold von Bayern, Herzog und Herzogin Karl Theodor in Bayern; diesen zur Seite beziehungsweise dahinter standen die Vertreter der ferngebliebenen Paten: die Erbprinzessin von Meiningen, Herzog Ernst Günther von Schleswig, die Botschafter Rußlands, Spaniens und Englands und der Gesandte Württembergs. Vor den Altar stellte sich der stellvertretende Schloßpfarrer, Generalsuperintendent Dr. Dryander, umgeben von den Hofpredigern Berlins und Potsdams. In weiterem Kreise umstanden die Stätte die Mitglieder der königlichen Familie, sowie die Prinzen aus souveränen Häusern. Auf ein vom Kaiser gegebenes Zeichen wurde der Täufling hereingebracht. Das Kind ruhte auf einem Kissen von Drap d'argent mit Schleppe aus gleichem Stoffe. In die Schleppenrobe ist eine Krone von Gold gestickt, und unter dieser befinden sich die Namen aller der Kinder, die darin getauft wurden, mit dem Datum des Tauftages. Die Schleppe des Taufkleides wurde von den Hofdamen Gräfin Keller und Fräulein von Gerstorff getragen; an der Seite ging die Oberhofmeisterin Gräfin von Brockdorff. Die Leibpagen hielten den hermelingefütterten Purpurmantel, mit dem das Kind vorher bedeckt gewesen. Sobald der Täufling vor dem Altare angelangt war, sprach der Geistliche ein kurzes Gebet und hielt dann die Taufrede, nach deren Beendigung sämtliche hohe Paten auf den Anruf des Geistlichen um den Altartisch traten. Der Kaiser nahm jetzt seine Tochter auf den Arm und übergab sie dann der Großherzogin von Baden. Nachdem der Geistliche an die Paten die Frage gerichtet hatte, ob sie hier das



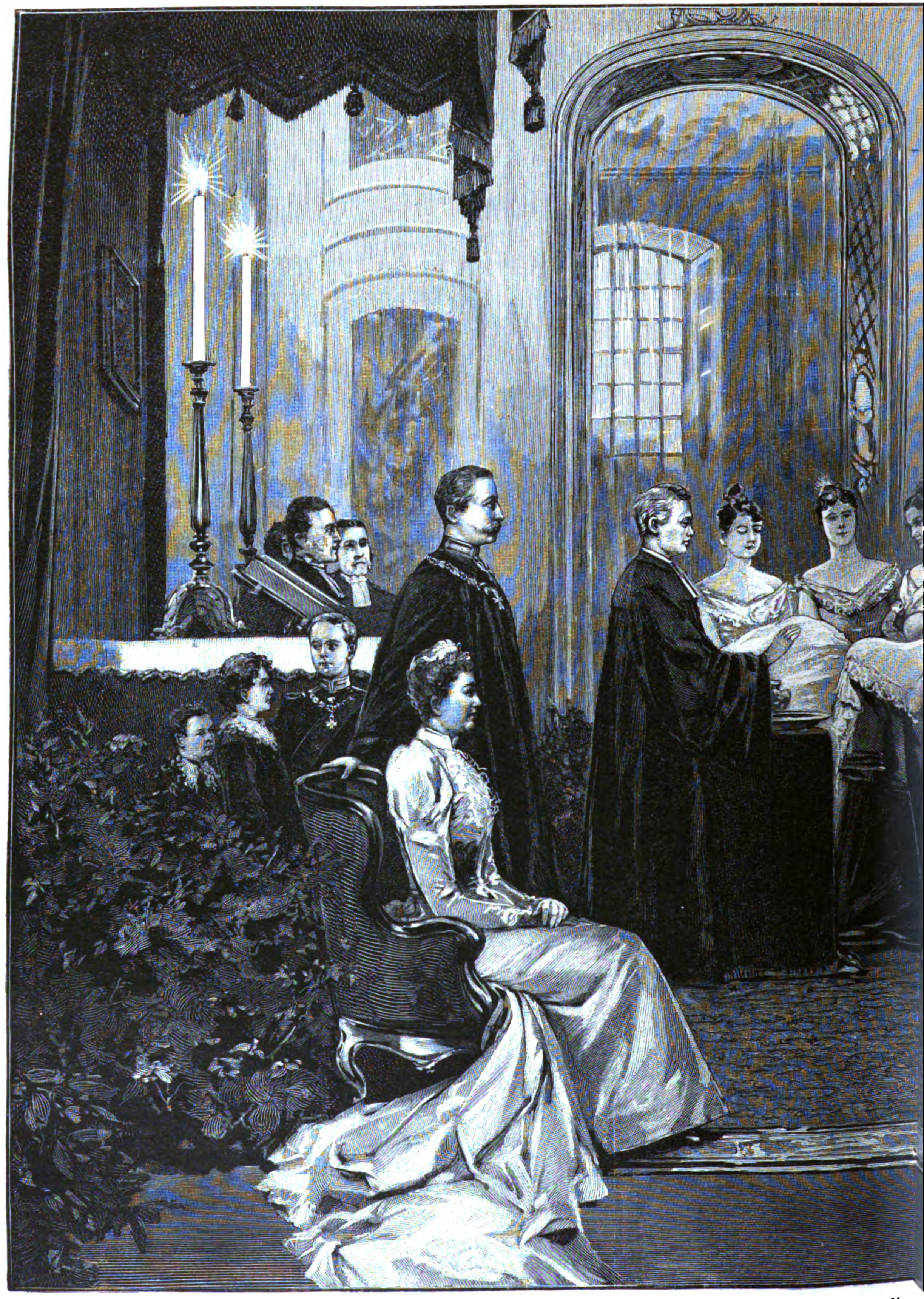
Nach einer Photographie von Winter in Wien. — Ladislaus von Szoegyeny-Marich und Frau. — Nach einer Photographie von Adèle in Wien.

Gelöbnis ablegen wollten, daß das Kind in den Wahrheiten des Christentums erzogen und gehalten werden solle und diese mit „Ja" geantwortet hatten, taufte er die Prinzessin auf die Namen Viktoria Luise Adelheid Mathilde Charlotte. Das apostolische Glaubensbekenntnis, ein Schlußgebet, der Segen und Gesang bildeten den Schluß der heiligen Taufhandlung, worauf die Prinzessin in ein benachbartes Gemach gebracht und in eine Wiege von geschnitztem Eichenholz gelegt wurde. Hier fand dann auch die Beglückwünschung der hohen Wöchnerin statt. Das Taufmahl wurde im Marmorsaal abgehalten, wobei der Kaiser den Toast auf den jüngsten Sprößling des königlichen Hauses ausbrachte.

Der neue österr.-ungarische Botschafter in Berlin.

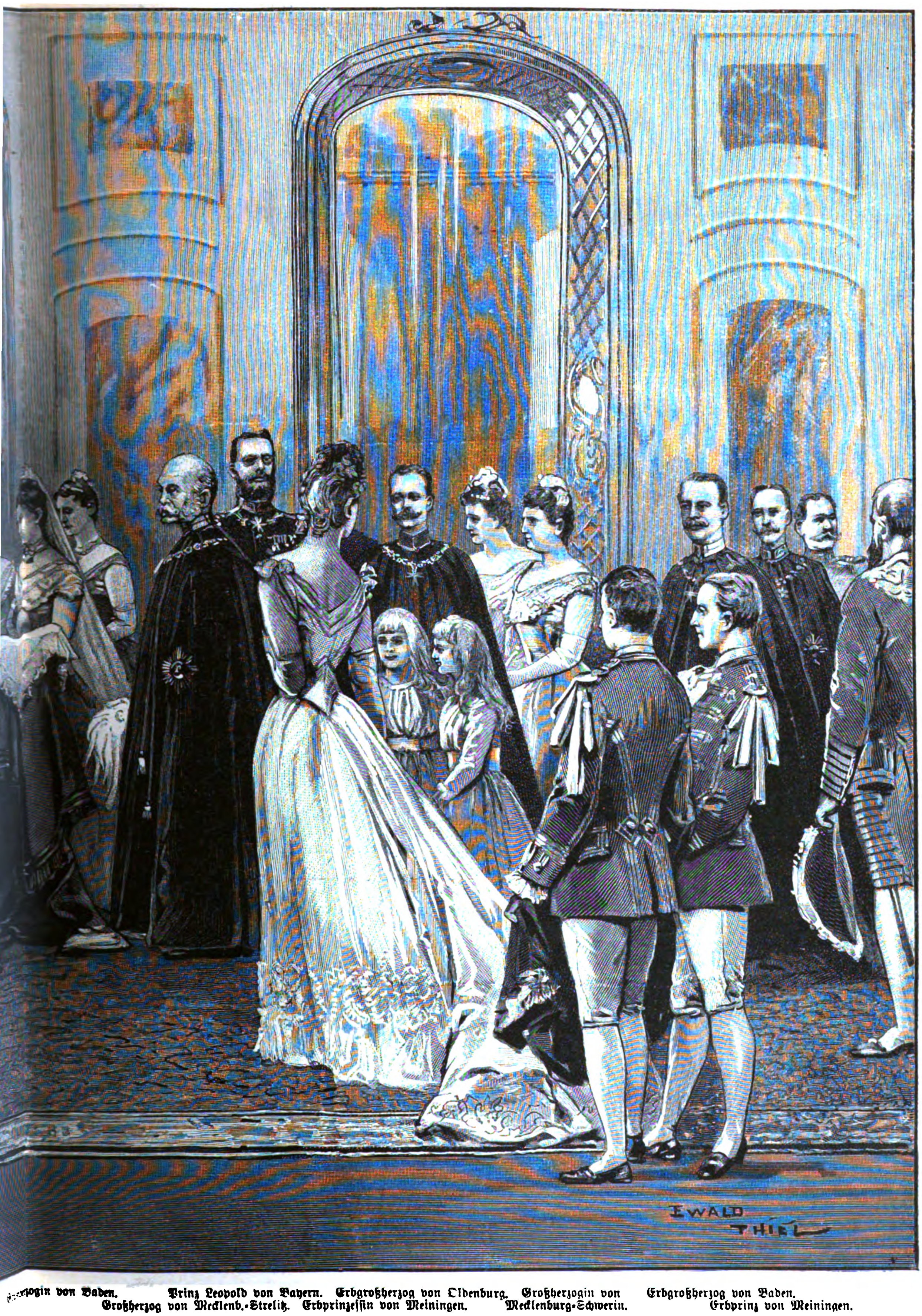
Wie Lord Byrons Weissagung erfüllt wurde, die Welt werde sich an den schwer auszusprechenden Namen Grillparzer gewöhnen, so wird gewiß auch der Name des neu ernannten Botschafters von Oesterreich-Ungarn am Berliner Hofe den Deutschen bald geläufig werden. Ladislaus von Szoegyeny-Marich hat sich als Vorsitzender bei den letzten deutsch-österreichischen Handelsvertrags-Verhandlungen die Achtung und Dankbarkeit der fachmännischen Abgesandten des Deutschen Reiches in ungewöhnlichem Maß errungen. Im Verkehr mit der deutschen Botschaft in Wien hat er sich stets als tiefüberzeugter Anhänger des deutschen Bündnisses und als Verfechter der Notwendigkeiten erprobt, die aus demselben für das habsburgische Reich fließen. Und es ist ein öffentliches Geheimnis, daß schon vor Erledigung des österreichischen Botschafterpostens in Berlin Kaiser Wilhelm II. den Wunsch äußerte, gerade ihn als Vertreter der verbündeten Macht an seinem Hofe beglaubigt zu sehen. Und man darf wohl sagen, daß Herr von Szoegyeny durch seinen ganzen Lebensgang für seine Stellung gleichsam vorausbestimmt war, die nicht bloß Gaben der äußeren Repräsentation, nicht bloß unbedingte Verläßlichkeit der Gesinnung und des Charakters, sondern bei den sich immer mehr verschlingenden Interessen beider Reiche ein ungewöhnliches Maß von Wissen und Arbeitskraft erfordert.

Obgleich Sprosse einer uralten ungarischen Adelsfamilie, die ihren Stammbaum bis auf Arpad zurückführt, ist Herr



Kaiserliche Prinzen. Kaiser. Kaiserin. Generalsuperintendent Dr. Dryander. Großher

Die Taufe der kaiserlichen Prinzessin.



...zogin von Baden. Prinz Leopold von Bayern. Erbgroßherzog von Oldenburg. Großherzogin von Erbgroßherzog von Baden.
Großherzog von Mecklenb.-Strelitz. Erbprinzessin von Meiningen. Mecklenburg-Schwerin. Erbprinz von Meiningen.

Originalzeichnung von Ewald Thiel.

von Szoegyeny ein Wiener Kind. Er wurde am 12. November 1841 in Wien geboren, als Sohn des Herrn Ladislaus von Szoegyeny-Marich, der heute als siebenundachtzigjähriger Greis in voller Geistesfrische seines Amtes als Judex curiae, erster Bannerherr Ungarns, waltet, und als Enkel des Geheimerates Stefan David von Marich, des letzten männlichen Sprossen eines gleichfalls uralten Geschlechtes, durch den Namen und Wappen der Szoegyeny und Marich vereinigt wurden. Nach Beendigung seiner rechtswissenschaftlichen Studien in Wien unternahm er mit seinem geistesverwandten Freunde, dem jetzigen Reichsfinanzminister von Kallay, Reisen durch ganz Europa, trat schon 1861 als Vizenotar des Weißenburger Komitats in den Staatsdienst, wurde ein Jahr darauf Advokat und war bis 1867 als Rechtspraktikant bei der königlichen Tafel thätig; dann zum Stuhlrichter des Weißenburger Komitats ernannt, wurde er 1869 auf Grund des Deakschen Programms in den Reichstag gewählt, wo er sich der Regierungspartei, insbesondere der Gruppe Baron Sennyeys anschloß. Nach Auflösung der letztern blieb er zunächst „Wilder“, trat aber drei Jahre später in die liberale Partei ein und erwarb sich Ansehen bei allen Parteien durch seine Thätigkeit in der Finanzkommission und als Berichterstatter über die auswärtigen Angelegenheiten in den Delegationen. Im Jahre 1882 wurde er als Vertrauensmann der ungarischen Regierung zum zweiten, ein Jahr darauf schon zum ersten Sektionschef im auswärtigen Amt ernannt, in welcher Eigenschaft er den Minister im Verkehre mit den fremden Botschaftern und Gesandten, sowie in demjenigen mit der ungarischen Regierung und in den Delegationen zu vertreten, den ganzen inneren Dienst des auswärtigen Amtes zu leiten und den Vorsitz in allen gemeinsamen Zollberatungen Ungarns und Oesterreichs zu führen hatte. Nachdem ihm schon mehrfache ungarische Ministerposten angeboten worden waren, trat er im Dezember 1890 in die ungarische Regierung als Minister am königlichen Hoflager ein.

Herr von Szoegyeny ist mit Baronesse Marie Geramb vermählt, Sternkreuzordens- und Palastdame der Kaiserin, die einer vor Jahrhunderten in Ungarn eingewanderten niederländischen Familie entstammt. Aus ihrer Ehe mit Herrn von Szoegyeny sind drei liebliche Töchter entsprossen; ein hoffnungsvoller Sohn wurde den Eltern zu ihrem unstillbaren Schmerze durch den Tod entrissen. In ihrer äußeren Erscheinung, durch ihre schwarzen Haare und dunklen Augen der echte Typus der berühmten ungarischen Frauenschönheit, versteht Frau von Szoegyeny die Pflichten und Aufgaben der Gattin und Mutter in schönste Harmonie mit ihrer gesellschaftlichen Stellung zu bringen. Sie hat durch ihre Liebenswürdigkeit, als sie ihrem Gatten nach Wien folgte, im Sturme die Herzen der Gesellschaft in der Kaiserstadt erobert und ihre Salons gehörten zu den belebtesten in der Residenz. So wird das Ehepaar Szoegyeny gewiß auch in der Hof- und diplomatischen Gesellschaft Berlins alsbald eine der hervorragendsten Stellungen einnehmen.

W. L.

Das Elbgebirge bei Hamburg.

Von

Fr. Johannes Flach.

An schönen Nachmittagen ist der Andrang auf der St. Pauli-Landungsbrücke in Hamburg zu den Elbdampfern ein kaum glaublicher, an Sonn- und Festtagen oft so ungeheuerlich, daß Konstabler mit aller Schärfe auftreten müssen, um bei dem Gewühl Unglücksfälle zu verhindern. Außer den gewöhnlichen Tourdampfern, welche an den Hauptstationen der Elbe anhalten und bis Stade fahren, zwei Stunden unterhalb Hamburgs, gibt es noch regelmäßige Verbindungen vom Baumwall über St. Pauli und Altona nach Neumühlen und Nienstedten, und von St. Pauli nach Blankenese, außerdem aber an Sonntagen zahlreiche Extradampfer, durch welche der Verkehr auf der Elbe bewältigt wird. Abgesehen davon aber ist es in Hamburg-Altona Sitte, daß fast alle Gesellschaften und Klubs im Sommer mindestens eine Elbfahrt, meistens nach Blankenese und Schulau, machen, und zu diesem Zweck einen Lustdampfer mieten, oder, wie es in der Schiffssprache heißt, „chartern“, den sie bei der großen Menge der den Hamburgern zur Verfügung stehenden Dampfer stets ohne Schwierigkeiten erhalten.



Nienstedten bei Blankenese.

Das erste Ausflugsziel an der Elbe ist für die meisten Fremden, welche nach Hamburg kommen, Blankenese. Dieses liebliche Fischerdorf dient zahlreichen Hamburgern und Fremden als Sommerfrische, mit welcher gleichzeitig Bäder verbunden sind, welche namentlich bei der hier sehr bemerkbaren Flutzeit die Wirkung von Seebädern haben. Man erreicht Blankenese mit dem Dampfer in einer Stunde, und jeder Besucher ist überrascht von der Schönheit dieses am grünen Elbgestade zwischen zwei Bergrücken amphitheatralisch sich aufbauenden, aus zahlreichen, hinter grünen Bäumen versteckten Häuserchen und kleinen Villen bestehenden Dörfchens. Wenn man ein kräftiges Flußbad in der neben der Landungsstätte für die Dampfer liegenden Badeanstalt nehmen will, so begibt man sich gleich über die ziemlich steilen Stufen hinauf zu dem Etablissement von Sagebiel (Fährhaus Blankenese), welches wegen seiner umfangreichen Terrassen, des geschützten Glaspavillons und der entzückenden Aussicht auf die Elbe den größten Teil aller Besucher von Blankenese festzuhalten pflegt.

Von hier aus beginnt nun jene herrliche Fußwanderung,

welche um der eigentümlichen Scenerie und des ununterbrochenen Wechsels der Landschaft und der Eindrücke willen mit Recht berühmt ist. Das erste Ziel dieser Wanderung ist der westlich gelegene „Süllberg" (80 Meter über der Elbe), um von dessen Plateau das herrliche Panorama auf die Elbe, auf das zerstreut liegende Fischerdorf Finkenwärder, auf Hamburg-Altona, auf die unten vorbeifahrenden Ozeandampfer und Segelschiffe, auf die hier ankernde Fischerbootsflottille, sowie endlich auf den jenseits der Elbe gelegenen, zwischen Harburg und Hausbruch sich hinziehenden waldreichen Bergrücken zu bewundern. Ein vortreffliches Fernrohr, welches hier aufgestellt ist, um die von der Nordsee ankommenden Schiffe möglichst bald zu gewahren und ihre Flagge zu erkennen, übt besonders auf die Jugend große Anziehungskraft aus. Auf diesem Plateau hatte im elften Jahrhundert der Erzbischof Adalbert von Bremen eine Propstei und ein Kloster errichtet, nach deren Zerstörung ein Schloß gebaut wurde, welches lange vor Erbauung des heutigen Etablissements in den Staub gesunken ist. Der Abschied von diesem einzig schönen Punkt wird uns schwer, aber, wenn wir mehr sehen wollen, müssen wir aufbrechen, da wir sonst auf unserer Nachmittagswanderung von der Nacht überrascht werden können.

An der westlichen Seite des Süllbergs geht es zum Strand hinab auf stets belebten Wegen. Zahlreiche Fußgänger kommen uns entgegen, meist, wenigstens an Sonntagen, junge Paare, welche ihren freien Tag in der erfrischenden Natur zubringen wollen. Bald nimmt uns ein schattiger Hohlweg auf, der uns nach „Falkenthal" hinabführt. Am Schluß dieses eigenartigen Weges erscheint wie durch ein Teleskop gesehen ein Ausschnitt der Elbe, und es macht einen seltsamen Eindruck, wenn wir durch die Thallücke und umrahmt von mächtigen Baumcoulissen Bruchstücke von Ozeandampfern bemerken, welche mit der Flut den Strom hinauffahren. Endlich sind wir an der Elbe angelangt, und wir stehen vor dem reizenden „Hotel Falkenthal", einem in der neuesten Zeit zahlreich besuchten Etablissement, an dessen Pavillons und Veranden sich nach allen Richtungen herrliche Aussichten öffnen. Besondere Anziehungskraft üben hier die in dem kleinen Parkteich vorgenommenen Taucherbvorstellungen des Besitzers aus, zu denen regelmäßig Extradampfer herausfahren, für die ein eigener Landungsponton errichtet ist.

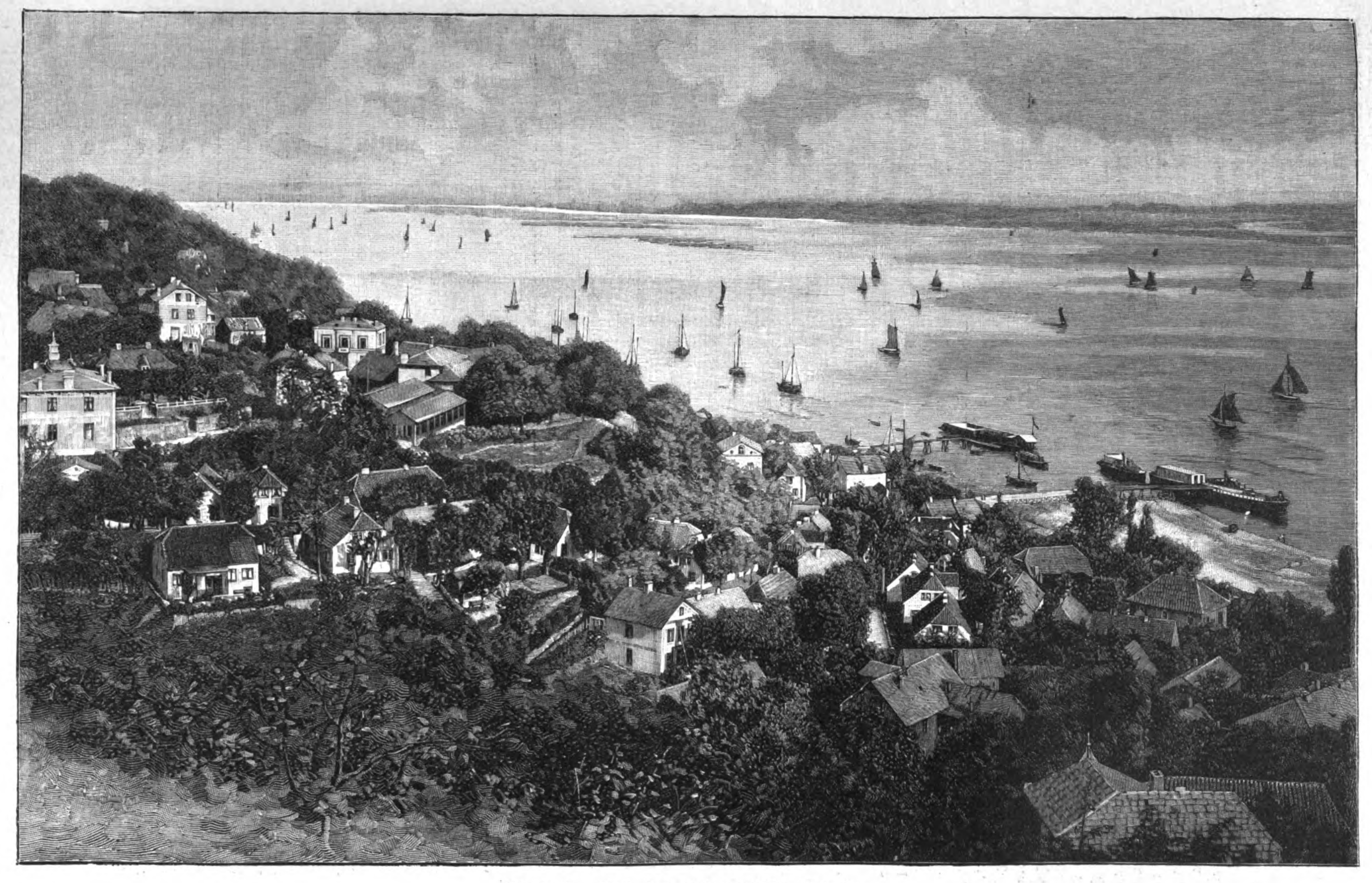
Unser Weg führt von hier in der Richtung von Blankenese dicht am Ufer der Elbe, in welchen Scharen von Knaben nach Muscheln und Seesternen fischen. Die immer höher zum Ufer hinaufschlagenden Wellen belehren uns, daß die Flut bald ihren Höhepunkt erreicht hat. Wir gehen an den anmutigsten Wohnhäusern vorbei, die alle in Baumgruppen versteckt liegen, bis der Weg hinter Blankenese durch eine starke Mauer eingeengt wird, immer schmaler zwischen Wasser und Land dahin führt und endlich durch die Bauten einer kleinen Hafenanlage den Wanderer zwingt, das Elbufer zu verlassen und zum Bergrücken auf der linken Seite hinanzusteigen. Rechts vom Ufer bleibt die Spinnerei von Dockenhuden liegen. Bald darauf kommen wir auf den Weg, der von Blankenese über die villenreiche Elbchaussee an dem Park der Villa Baur vorbei hierherführt, durch eine der zahlreichen, zum Thal der Elbe sich hinunterziehenden Schluchten, an denen das Elbgebirge so reich ist, und welche einem der besuchtesten Lokale, der Elbschlucht, den Namen gegeben haben, deren Tische und Bänke auf zahlreichen Terrassen von der Höhe bis fast zur Thalsohle aufgestellt sind. Gleich darauf begrüßen wir eine stattliche, vornehm aussehende Villa, die von einem wundervollen Garten umgeben ist. Ein kleiner Bach durchbraust denselben, um sein stürmisches Wasser nach kurzem Lauf mit dem der Elbe zu vereinigen.

Der Weg überschreitet jetzt den Bach und wendet sich rechts abbiegend in das Dunkel eines Waldes hinein, der nach vielen Wochen der Entsagung uns zuerst wieder die Erinnerung an die lieblichen Gebirge und Wälder des deutschen Binnenlandes wachruft. Rechts verschwindet die Elbe, und wir entfernen uns immer mehr von ihr. Immer enger wird der Weg, immer älter die Bäume, immer größer das Dunkel: jede Erinnerung an den belebten Strom zu unserer Rechten und an das laute Treiben einer Großstadt geht verloren; wir hören nur das Summen der Insekten und den Gesang der Vögel und beginnen zu träumen. Unsere großstädtischen Schritte verlangsamen sich, und wir können uns nicht trennen von der Kühle und dem stärkenden Ozon des Kiefernwaldes, bis endlich der schrille Ton einer Dampfpfeife in geringer Entfernung uns wieder in das Leben und die Weltstraße zurückführt. Gleichzeitig öffnet sich vor uns der Wald. Herrlich gepflegte Anlagen werden sichtbar, und zur Rechten breitet sich ein schloßartiges Wohnhaus aus, dessen rasenreiche Gartenterrassen einen entzückenden Blick auf die in der Tiefe rollenden Wellen der Elbe gewähren müssen. Es ist die fürstliche Besitzung der bekannten Hamburger Familie Godefroy, in deren Park wir schon seit einiger Zeit uns bewegen, welcher auf der nördlichen Seite mit einem Tierpark abschließt, der einen ansehnlichen Bestand von Hoch- und Damwild enthält. Kein Hamburger Spaziergänger läßt es sich entgehen, diesem Tierpark einen Besuch abzustatten, der besonders der Jugend großes Vergnügen macht.

Da hinter dem Wohnhaus sofort die reservirten Wege des Parkes beginnen, werden wir gezwungen, links hinaufzugehen, wo Peitschenknallen und das Geräusch der rollenden Wagen uns daran erinnern, daß wir uns der belebten Landstraße Hamburg-Blankenese nähern. In der That übertrifft dieser Verkehr an Sonntagen jede Vorstellung. In ununterbrochener Reihe folgt Wagen auf Wagen, bald Einspänner, bald Zweispänner, mitunter auch Vierspänner. Alle Insassen sind in der besten Laune, denn sie freuen sich, die dumpfe Luft der Großstadt hinter sich zu haben, und viele kommen vom Diner oder fahren zum Diner, das sie in einem der gesuchten Restaurants der Elbchaussee einnehmen wollen. Nach wenigen Minuten erblicken wir den Kirchturm des Dorfes Nienstedten, bald darauf das wegen seiner feinen Küche und der Trefflichkeit seiner Weine bei allen Hamburger Bonvivants in hohem Ansehen stehende Restaurant von Louis Jacob, von dessen schattiger Gartenterrasse wir einen Blick auf die Elbe zu unseren Füßen werfen müssen.

Von hier senkt sich die Landstraße hinab zur Elbschloßbrauerei, in welcher sich an Sonntagen Tausende von Menschen zusammenzudrängen pflegen, um sich an dem kühlen, vortrefflichen Getränk zu erfrischen und das ungeheure Leben hier zu bewundern, wo sich ohne Unterlaß an der Eingangspforte Droschke an Droschke, Break an Break reihen, um dürstende Menschenseelen abzuladen. Eine in dem Garten der Elbschloßbrauerei verlebte Stunde, mit dem bayrischen Bierkrug neben sich, dem breiten, belebten Strom, auf welchem zahlreiche Schiffe aller Gattungen, von dem kleinsten bescheidenen Kahne an bis zu dem stolzen und majestätischen Ozeandampfer hin- und herfahren, vor sich und mit dem zwischen Garten und Elbe unaufhörlich auf und ab wogenden Gewühl von Menschen und Wagen gehört zu den seltenen Genüssen, wie sie nur die Großstadt Hamburg zu bieten vermag.

Der Glanzpunkt des Elbufers ist das von der Brauerei einige hundert Schritte entfernte, wundervoll gelegene und sehr stark frequentirte vornehme Parkhotel in Teufelsbrück, zu welchem der Weg jetzt ansteigt. Die Räume des alten Hotels, welches erst vor drei Jahren aus einer Privatvilla umgewandelt worden ist, wurden bald für die zahlreichen Gäste, die auch im Winter dort ihren Aufenthalt nehmen, zu klein, und so hat der Besitzer vor kurzem auf luftiger, aussichtsreicher Höhe ein neues Kurhotel mit breiter Aussichtsterrasse und zahlreichen Balkons erbaut, welches mehr als hundert Zimmer enthält. Dies Hotel ist ein äußerst behagliches Heim, das seitens des Erbauers und Besitzers hohe Genialität in der Anlage und Ausstattung zeigt. Das Aeußere zeichnet



Blankenese. Nach einer photographischen Aufnahme.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zigeunerlied.
Nach dem Gemälde von F. Streitt.

sich aus durch Geschmack und Gediegenheit, die fern von jeder unkünstlerischen Ueberladung sind, während die Kombination der Ausstattung im fürstlich eingerichteten Innern eine geniale Künstlerhand verrät. Außer den beiden Hotels gehören noch zu der Anlage des Ganzen mehrere umfangreiche Glaspavillons mit schöner Aussicht und der vortrefflich gepflegte, terrassenreiche Garten, der sich in schattigen Laubgängen fast bis zum Wasser der Elbe hinabzieht. Neben dem Park befindet sich für die Besucher ein besonderer Landungsponton.

Nur noch eine halbe Stunde trennt uns hier von den malerisch an der Elbe gelegenen, zusammenhängenden Badeörtern Oevelgönne und Neumühlen. Auf breiter, schattiger, hochgelegener Landstraße, bei prächtigen Villen und Etablissements vorbei (Villa Jenisch, v. Mutzenbrecher, Baron v. Schröder), mit der Aussicht auf die herrlich gepflegten Beete und Anlagen herrschaftlicher Gärten und über sie hinweg auf den Elbstrom und sein vielgestaltiges Leben, schreiten wir leichtfüßig dahin, bis wir uns rechts herabwenden zum Ufer der Elbe und uns bald auf der einzigen Straße von Neumühlen befinden. Wir bewundern die Kleinheit der Häuser und den geringen Umfang der Gärten, deren Blumenflor weithin leuchtet und Duft verbreitet, und welche meist das Eigentum abgedankter Kapitäne oder Lotsen sind, die sich hier zur Ruhe gesetzt haben, um mit ihren Fernrohren in aller Behaglichkeit noch etwas Seemannsleben genießen zu können. Die zahlreichen Badekarren belehren uns, daß die Menge der Badegäste im Sommer eine große sein muß, so daß sie alle der aussichtsreiche „Elbpavillon" kaum zu fassen vermag.

Wer den Rückweg bis Altona zu Fuß machen will, geht entweder am Ufer der Elbe entlang und dann unterhalb des Vergnügungslokals „Neu-Rainville", eines vielbesuchten Konzerthauses der Altonaer, direkt zum Altonaer Bahnhof, oder er steigt schon in Neumühlen auf einem der zahlreichen schmalen Wege wieder zur Elbchaussee hinauf. Der Freund eines lebhafteren Verkehrs wird das letztere unbedingt vorziehen und er wird reichlich belohnt werden durch die wunderbaren Schönheiten der Elbchaussee auch auf dieser Strecke, welche erst vor kurzer Zeit selbst unserem Fürsten Bismarck, als er einer Einladung des Hamburger Bürgermeisters Dr. Petersen zur Villa Jenisch in Flottbeck, seinem Sommersitz, folgte, laute Rufe der Bewunderung und des Entzückens entlockt haben soll.

Zigeunerlied.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

„Erzähl mir eine schöne Geschichte, Marischka!" gebot der kleine Knirps, der achtjährige Graf Bibi Czikyi seiner alten ehemaligen Amme Marischka. Der Knirps liebte es, sich unter den Dienstboten herumzutreiben, Kukurutz zu essen anstatt Mandeltörtchen, und sich mit dem Kutscher Tanczi auf seinem Stallbette zu wälzen anstatt mit seinem Hofmeister auf den Parkwegen, „die Füße auswärts", einherzuwandeln. Er hatte entschieden phantastische und plebejische Neigungen, der gräfliche Knirps, und man mußte ungeheuer acht geben auf ihn. So saß er denn auch jetzt rittlings auf dem offenen Fenster der ebenerdigen Gesindestube zwischen Geranienstöcken und Nähzeug, und gebot der alten Marischka, sie solle ihm eine schöne Geschichte erzählen, während sie, am fliegensurrenden Fenster sitzend, die Gátja des Hajducken Misko, ihres Sohnes, flickte.

Die alte Marischka (sie war sehr runzlich und sehr braun, und man hatte sie im Verdachte, sie stamme von den Zigeunern ab) dachte ein wenig nach, und begann dann:

„Der Heidebube war arm. So arm, und so zerlumpt, und so häßlich, und mager und — schmutzig. Kein Hund hätte ein Stück Brot von ihm genommen. Schuhe hatte er noch nie an seinen Füßen gespürt, und ein ganzes Hemd hatte er noch nie auf dem ausgemergelten, lederbraunen Leibe gehabt. Niemand wollte sich von ihm anrühren lassen, und alle ekelten sich vor ihm. Sie jagten ihn davon von allen Thüren, warfen ihm höchstens eine ausgeknabberte Wassermelonenschale als Almosen nach, und sagten: ‚Pfui, der häßliche Schmutzhammel! Untersteh Dich nicht und setz Dich auf unsere Schwelle, denn wo Du fortgehst, bleibt Ungeziefer zurück und das Fieber! . . .‘

„So schlich denn der Heidebube hungrig, geschlagen, gejagt, leise weinend über seine Heimat, die weite, weite Heide in den weißen, kalten Frühnebeln.

„Da kam auf einem dieser wallenden Nebel die Fee Délibáb einhergeflogen, und die erbarmte sich des armen Heidebuben. Denn die Fee Délibáb — Luftspiegelung — hat ein Herz mehr für die Armen und Niedrigen, die obdachlos die Frühstunden durchwandern, als für die Reichen und Mächtigen, die den ganzen Morgen bis tief in den Mittag hinein verschlafen, weil sie sich am Abende vorher betrunken haben.

„Und die Fee hielt den Heidebuben an und zeigte sich ihm in der aufgehenden Sonne in ihrer vollen Pracht, und sagte, wie er ganz voll Bewunderung, die Hand über die Augen legend, vor dem Glanze dastand: ‚Du bist ein armer Kerl, Misko. Und Du thust mir leid. Ich will Dich ein Zauberwort lehren. Sobald Du das aussprichst, wirst Du allen verändert erscheinen — schön, herrlich, edel, und alle werden Dich lieben. Merke wohl auf das Wort, und vergiß es nicht. Es lautet: ‚Szozát!‘ — Damit zerflatterte sie in Sonnenschein. Und der Heidebube merkte sich das Wort, und wenn er recht arm, müde, verachtet und hungrig war, und er an die Thür einer Czárda oder an das Thor eines Herrenhauses kam, da sagte er das Zauberwort: ‚Szozát‘, und er war im Nu umgewandelt — er erschien allen schön, herrlich, edel, und alle liebten ihn."

So hatte die alte Marischka erzählt, und klopfte sich eben den Fingerhut wieder am Finger fest, und der gräfliche Knirps, der mit offenem Munde zugehorcht hatte, wollte eben eine Frage thun, als plötzlich eine scharfe, bissige Stimme zum Fenster hereinrief: „So! Habe ich Dir nicht gesagt, dummes Weib, daß Du Dich nicht unterfangen sollst, dem Grafen Bibi so alberne Märchen und Fabeln zu erzählen, an denen kein wahres Wort ist und an die nur gemeine Leute glauben?"

Die Stimme gehörte der Frau Gräfin, und das Gesicht derselben, was sich über die Blumentöpfe hereinneigte, war ebenso zornig wie die schrille, feine, hohe, glashelle Stimme.

„Aber Graf Bibi bat mich, Euer Gnaden . . ."

„Wenn Graf Bibi Geschichten hören will von Dir, so erzähle ihm von wirklichen Dingen, und nie von Sachen, die nie geschehen sind und von Menschen, die nie gelebt haben! Das verdirbt die gesunde Vernunft und macht aus den Kindern Träumer. Bibi, herab da vom Fensterbrett, Du kommst mit mir!"

*

Sachen, die nie geschehen sind, und Menschen, die nie gelebt haben! — O, Frau Gräfin, Frau Gräfin, Sie wußten nicht, was Sie da redeten! Wie oft sah ich den Zigeunerbuben über die morgengraue, naßkalte, nebelweiße Heide schleichen, die alte Fiedel unterm Arm. Bloßfüßig und bloßbeinig. Arm, wie eine Kirchenmaus! Häßlich wie ein Popanz. Gemieden, verachtet, geschimpft, leise und ohne es selber zu wissen vor sich hinwimmernd über die Prügel, die er soeben von irgend einem Haiducken erhalten und die in blutigen Striemen auf seinen dürren, braunen, ausgemergelten Leib geschrieben waren. Allen war er im Wege und alle stießen ihn fort, die Gänse selbst liefen ihm blasend nach, wo er sich zeigte. Er war gemieden und verachtet.

Da kam er an eine Czárda, wischte sich die Thränen aus den Augen, legte die Geige an die Brust und begann zu

spielen — das Zigeunerlied. Haj! Wie da die Hirten in der Czárda aufhorchten, sich den Schnurrbart strichen und freundlich zu grinsen begannen, und den Takt schlugen, und der Haiduck, der ihn früher geprügelt hatte, sprang auf und fand, daß der dumme Zigeunerbube mehr wisse, als alle Professoren der Welt, und reichte ihm sein eigenes Glas und rief: „Trink aus!" —

Und die Betyáren fanden plötzlich, der Zigeunerbube sei ein so lieber, guter Kerl, und drückten ihn an ihr Herz und nannten ihn einen Goldjungen und Báczi, und hatten ihn gern. Und dann wanderte er weiter, gehätschelt und erlabt und getröstet.

Weiter über die Heide, weiter, wieder arm und verachtet und gehaßt, geschlagen von allen, die ihm begegneten, mit Fußtritten regalirt vom niedrigsten Bettler, und die Hunde bellten ihm wütend nach und die Gänse verfolgten ihn blasend.

Da kommt er an die einsame Hütte, drin hat die schöne Wilmoschka eben Feuer gemacht am offenen Herde und will den Hahn rupfen für die Paprikasuppe. Sie ist gar stolz und eitel, die schöne Wilmoschka, denn sie wird „von allen Burschen des Komitats" angebetet. Aber jetzt tritt der häßliche, barfüßige, zerlumpte, zerprügelte, ekelhafte, schmutzige Zigeunerbube in die Hütte, setzt die Fiedel an und spielt, und spielt, und spielt — Szozát! Und der Hahn liegt ungerupft da, und Wilmoschka sitzt am Herde und träumt, und seufzt, und weint, und — fliegt dann dem häßlichen, schmutzigen Zigeunerbuben um den Hals, denn er erscheint ihr plötzlich schön wie ein Gott und reich wie ein König, und sie liebt ihn. Sie liebt ihn, und sie drückt ihren Mund innig auf den seinigen.

Das hat die Fee Délibáb gethan — die Luftspiegelung der Seele mit ihrem Zauber: „Zigeunerlied." —

Die Morgennebel sind zerronnen, die Mittagssonne glüht am wolkenlosen Himmel wieder auf die endlose Pußta, und der Zigeunerbube wandert weiter, wieder häßlich, schmutzig, verachtet, gehaßt, hungrig. Aber die Fiedel hat er unterm Arm, und in der Brust seinen Zauber: „Zigeunerlied!"

M. Salitzer.

Ein unverhoffter Windstoß.

(Hiezu das Bild Seite 103.)

Sie hatten so traulich bei einander gesessen, ganz dicht am Strande, und ihr heiteres Geplauder hatte sich in das Geplätscher der spielenden, schäumenden Wogen gemischt. Täglich, wenn die Sonne sich abwärts neigte, fanden sie sich hier zusammen. Jede brachte ihr kleines Stühlchen und den Arbeitskorb mit, und das Nähkränzchen unter leuchtend blauem Himmel ward eröffnet. Die glückliche Margitta, die schon im nächsten Monat heiraten will, war die fleißigste. Was könnte sie auch dem Lorenzo mitbringen, wenn nicht einen gewaltigen Korb selbstgenähten Weißzeuges? Und wenn auch die Freundinnen bereitwillig helfen — sie selbst muß doch am fleißigsten gewesen sein, will sie mit sich zufrieden sein. In der ersten Viertelstunde fällt denn auch kaum ein Wort. Nur die Nadel zieht schwirrend den Faden hinter sich her. Bald aber regt sich das ewig Weibliche und der Plausch beginnt. Vom Beppo erzählt die sonst eigentlich schweigsame Pieta, von dem armen Burschen, der nicht heimgekehrt war in jener stürmischen Nacht, als fast das halbe Dorf draußen auf dem Meere war und in Todesgefahr mit dem Sturm rang. Alle waren schließlich vollzählig da — nur Einer fehlte. Und sein Weib lag daheim in ihrer Hütte krank darnieder, nur von dem einen Gedanken getröstet: Wie würde Beppo sich freuen, wenn der Kleine, das „Papa!" wiederholen würde, das seine Lippen soeben zum erstenmal ihr nachgestammelt. Und Margitta riß ein großes Stück Linnen ab — das wollte sie der Armen schenken. Wieder ein Weilchen stichelten sie nur, und der frischgewaschene Stoff raschelte. Das Meer brodelte und zischelte in den Ufersand hinein. Und nun mußten sie lachen, als der kleine Giovanni hinter den Küchlein herstapfte, die eben, von ihrer Mutter geführt, vorüberstolzirten. Den braven Beppo hatten sie längst wieder vergessen — was vergäße die Jugend nicht leicht? . . . Und immer übermütiger schwatzten sie durcheinander, immer lauter lachten die Mädchen, und bald ruhten alle Hände, als jetzt Marina die drollige Geschichte erzählte, von dem Inglese, dem Maler, der ihr auf Schritt und Tritt nachsteige, weil er sie malen wolle . . . Wie sie ihn äffe und hinhalte, wie sie ihn bitten lasse und zappeln — es war zu lustig, anzuhören. So vertieft waren sie, alle im Lauschen, daß keines von ihnen gewahr wurde, wie unten an dem leuchtenden Horizont eine schmale Wolkenschicht aufstieg — ganz winzig und harmlos zu Anfang, dann schnell anwachsend wie das immer grollender werdende Gemurmel der Meereswogen . . . Plötzlich — ein Aufschrei aus aller Munde zugleich. Ein unverhoffter Windstoß hat der Einen das Linnen in die Luft geweht, eine Zweite hatte Mühe, sich auf dem schwankenden Stühlchen festzuhalten, einer Dritten schleuderte er das Nähzeug vom Schoße. Und nun braust es daher mit furchtbarer Gewalt. In Todesangst jagt die besorgte Henne ihre Kleinen vor sich her, dem schützenden Dache zu, unter welchem Giovanni, an den Rockfalten der Mutter hängend, eben noch rechtzeitig anlangte. Ein Sturmwind, wie er gerade hier am Ausgange der Bucht von Venedig sich nicht selten fängt und dann mit wütender Gewalt über die kleine Insel hinstreicht, jagt alles unter Dach und Fach. Unser Bild, das lebensprühende Werk des berühmten italienischen Freilichtmalers J. G. Rotta, zeigt den Augenblick der wilden Flucht. Schneller, als sich's beschreiben läßt, hasten sie davon, den Stuhl und das flatternde Leinenzeug im Arm — dem Dorfe zu. Nur einer schreitet schweren Schrittes zum Ufer hin: der Strandwächter, den das Unwetter auf seinen Posten ruft. Aber er wird heute keine Arbeit haben. Es sauste nur so hinweg über die Insel . . . Schon dämpft sich das gurgelnde Geräusch der Wellen, und in wenig Augenblicken wird der Himmel wieder lachen in sonnigem Blau, wird wieder leuchten und strahlen wie das Antlitz der glücklichen Braut auf San Pietro — dem Schauplatze der so überaus glücklich erfaßten Scene unseres Bildes.

Gedankensplitter.

Von

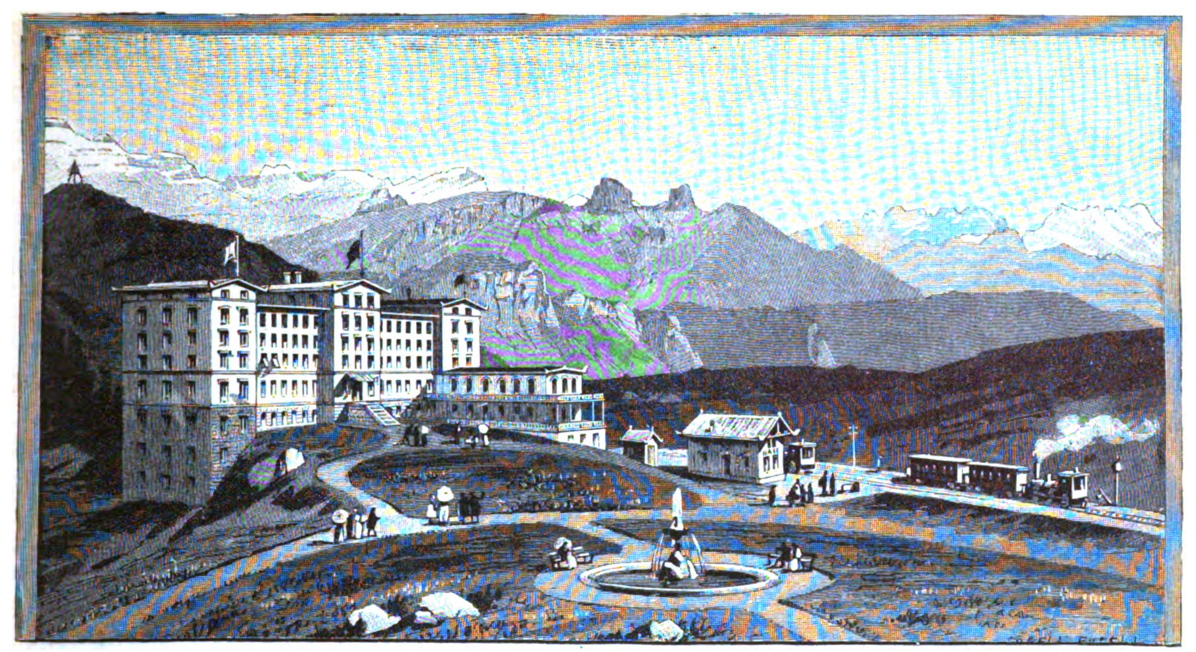
Alb. Roderich.

Wer, hastend an seiner ernsten Weise,
Nie teilen mag der Frohen Gebräuche,
Der hat für die große Wüstenreise
Mit Essig gefüllt seine Wasserschläuche.

•

Hast, Kluger, du, was Dummes vollbracht,
Schäme dich nicht, es zuzugeben; —
Wer prahlt, daß er keine Dummheit macht,
Der macht dann eine eben.





Station Naye.

Die neue Bergbahn Glion-Naye in der Schweiz.

Am 27. Juli a. c. wurde die Schweiz mit der Eröffnung der Zahnradbahn Glion-Naye durch eine neue Bergbahn bereichert, welche neben all dem, was ihre älteren Schwestern bieten besonderer Eigenart nicht entbehrt, denn sie ermöglicht den bequemen Genuß der schönsten Aussicht auf den Genfer See.

Wem jemals das Glück zu teil wurde, den blauen Lac Léman von irgend einem Punkte des weiten Kranzes von Bergen, der ihn in größerer oder geringerer Entfernung umgibt, in seiner wunderbaren Schönheit vor sich liegen zu sehen, der wird, was das heißen will, ermessen können.

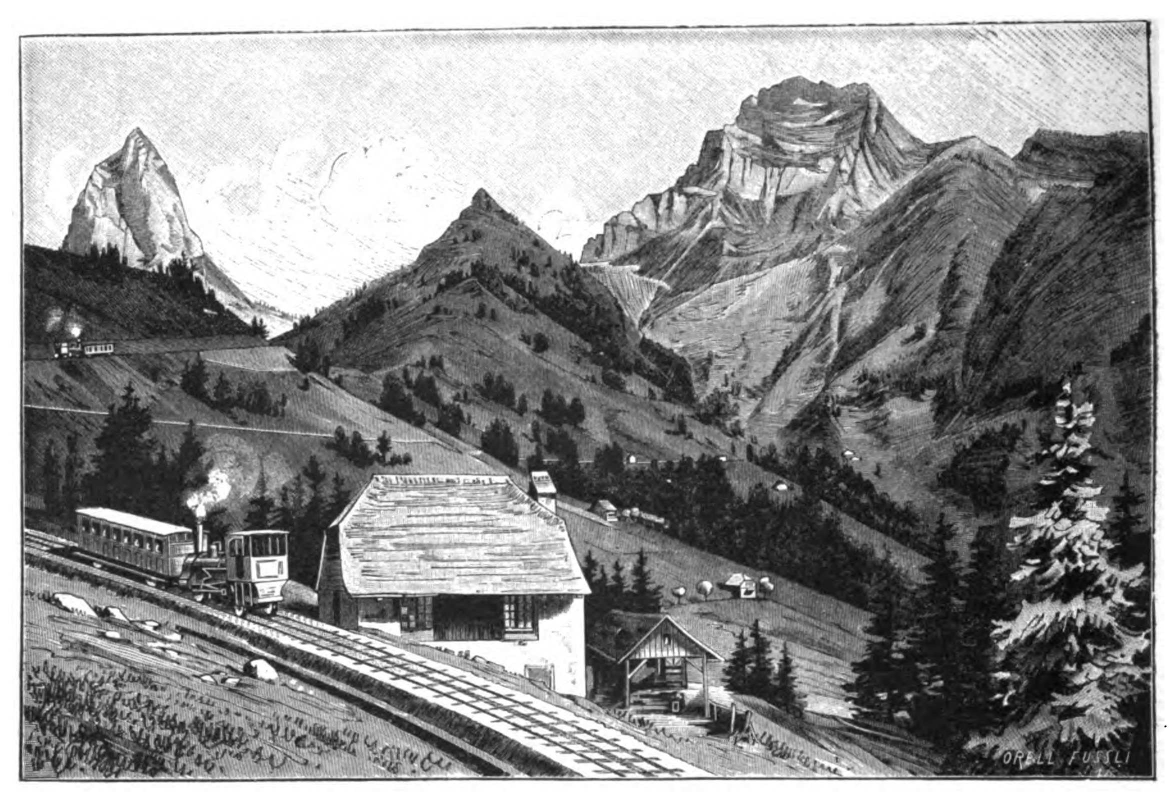
Die neue Bergbahn Glion-Naye bildet die Fortsetzung der Drahtseilbahn Territet-Glion, welche in Territet, zwei Kilometer seeaufwärts von Montreux, den Anschluß an die Jura-Simplonlinie, Lausanne-Brieg, sowie an die Dampfschiffahrt des Genfer Sees vermittelt. In einer Viertelstunde bringt uns der Drahtwagen auf die Höhe von 724 Meter, nach Station Glion. Hier besteigt man den Zahnradzug, der aus ein bis zwei langen, luftigen, unbehinderte Aussicht gestattenden Sommerwagen und der kleinen, kräftigen Berglokomotive (System Abt) besteht, welche in der renommirten Maschinenfabrik Winterthur in der Schweiz gebaut ist. Benützt man den ersten Morgenzug, so findet man geschlossene Wagen vor, die die Direktion in dankenswerter Fürsorge für die Gesundheit ihrer Passagiere früh und abends einstellen läßt. Denn auch bei schönem Wetter herrscht des Morgens in den höheren, noch im Schatten gelegenen Regionen eine empfindliche Kühle.

Von Station Glion gelangen wir durch einen kleinen Tunnel nach dem eigentlichen Bahnhofe, wo sich die Wagenremisen und Materiallager befinden. Dann geht es in flottem Tempo bei einer Steigung von 18%, die im allgemeinen beibehalten ist, am Mont Caux hinauf nach Station Caux, eine Strecke, die sich bereits durch reizende Blicke auf den Genfer See, sowie in das tiefe Thal der Baie de Montreux und auf die dieses abschließenden Felsenzacken der Cape de Moine („Mönchskapuze") auszeichnet. In Caux werden in dem hübschen Bahnhofrestaurant „Erfrischungen" verabreicht. Wir ziehen es vor, so lange die Lokomotive Wasser nimmt, uns an der prachtvollen Aussicht zu erlaben, die sich hier auf den See, die savoyischen Berge und die Den du Midi eröffnet. Die Bahn schlängelt sich nun an den



Chalet Sotodoz.

Abhängen der Dent de Merdasson etwas steiler aufwärts. Nachdem noch eine Wasserstation passirt, erblickt man plötzlich bei einer Umbiegung die stolze Dent de Jaman mit ihren schroffen Wänden, das Wahrzeichen der Umgebung von Montreux, in allernächster Nähe. Noch folgt ein Tunnel, der die Paßhöhe zwischen diesen beiden Bergen durchbricht, und wir sind in Station Jaman, unmittelbar am Fuße der Rochers de Naye, von deren höchster Spitze das dreieckige, trigonometrische Holzsignal zu uns heruntergrüßt. Zum letztenmale wird Wasser genommen, dann „zahnen" wir weiter, unter dem Gipfel der Dent de Merdasson hin, gerade auf die lange Felswand der Rochers de Naye los. Noch ein 245 Meter langer Tunnel — der längste — und wir halten auf der andern Seite derselben, auf Station Naye. Diese ist bis jetzt nur provisorisch, denn das große Hotel, welches man direkt unter dem Gipfel (2045 Meter) in einer Höhe von 1975 Meter errichtet, wird erst im nächsten Jahr fertig, ebenso ist die letzte, kurze Strecke, von der jetzigen Station bis zu diesem, noch unvollendet. Der enge Hochthalkessel, worin die Chalets de Naye bisher in stiller Weltvergessenheit lagen, ist fast aussichtslos. Wir begeben uns daher auf bequemem Zickzackwege sofort auf den Gipfel, der in fünfzehn Minuten erreicht wird. Da das hier unsrer wartende Panorama unbeschreiblich ist, so sei es nur mit wenigen Worten skizzirt; denn hier oben muß selbst gesehen, hier muß selbst gefühlt und empfunden werden. Der Glanzpunkt des Panoramas auf den Rochers de Naye ist unstreitig der wunderbare



Jaman und Naye, von Caux aus gesehen.

Blick auf den Genfer See. In seiner ganzen Größe — von Villeneuve bis nach Versoix, zwischen Nyon und Genf — liegt sein weiter, tiefblauer Wasserspiegel vor uns. Senkrecht unter uns Schloß Chillon und Montreux; dann Clarens, Vevey, Lausanne, und unzählige Ortschaften zwischen und außer diesen rahmen ihn auf dem rechten, flacheren Ufer ein, während sich auf dem linken der dunkle Haufe der savoyischen Berge in wirrem Durcheinander bis dicht an ihn herandrängt. Dann folgt die schneebedeckte Felsenmauer der Dent du Midi. Hinter dieser lugt der Mont-Blanc hervor und der Dôme du Goûter; links Aiguille Verte und du Dru, die Aiguilles d'Argentière, Grand Combin und so weiter. Hieran schließt sich die lange Kette der Berge des Berner Oberlandes von den Diablerets bis zur Blümlisalp, bis zum Finsteraarhorn und zu Jungfrau, Mönch und Eiger. In unmittelbarer Nähe gegenüber erheben sich die Tour d'Ay und die Tour de Mayen mit ihren sonderbar gigantischen Formen. Die Dent de Jaman und der bekannte Moléson sind zu unscheinbaren Hügeln geworden. Der weite Kreis der Bergriesen wird durch die blaue Kette des Schweizer Jura geschlossen, vor welchem sich — von St. Aubin bis Neuchâtel sichtbar — das lange, schmale Band des Neuchâteler Sees hinzieht.

Die Bergbahn Glion-Naye erinnert an die Vitznauer Strecke der Rigibahn; sie fährt meist über grüne Matten und hat nicht das erschreckend Wilde der Pilatusbahn. Die Konstruktion des Oberbaues ist solid und ohne schwindelnde Ueberbrückungen. Die einfache Zahnschiene — die ganze Strecke ist ohne Unterbrechung Zahnradbahn — wird bei größerer Steigung durch eine zweite solche verstärkt. Die Dampfbremse ermöglicht, wie ich mich überzeugte, ein fast momentanes Halten, so daß Unfälle ausgeschlossen erscheinen. Besonders angenehm berührt, daß flott gefahren wird und nur mit dem unbedingt notwendigen Aufenthalte, so daß die Fahrt von Glion bis zum Gipfel nur eine Stunde in Anspruch nimmt.

Da die Umgebung des Genfer Sees außer der Zahnradbahn Glion-Naye keine Bergbahn besitzt — die elektrische Zahnradbahn auf dem Salève bei Genf kann als eine solche nicht bezeichnet werden — so erfreut sich dieselbe schon jetzt einer großen Frequenz. Ist sie einmal ganz vollendet,*) so

*) Mittlerweile ist dieselbe bis zum Gipfel fertig gestellt worden. Anmerkung d. Red.





Jaman und Naye, von Clare aus gesehen.

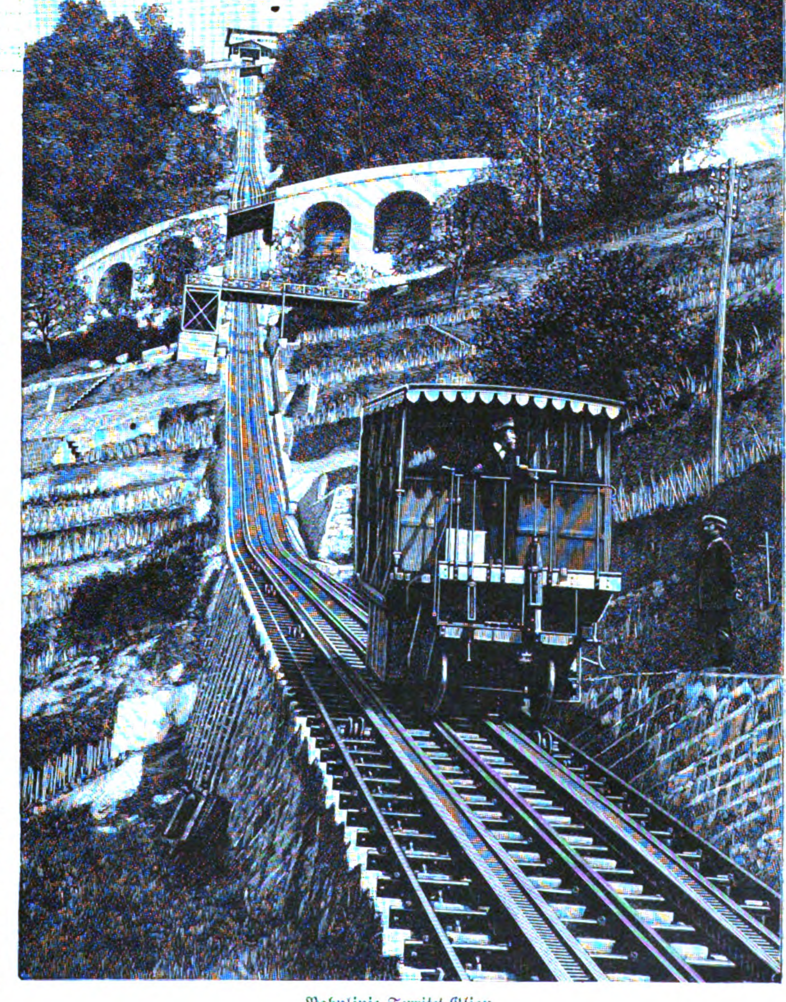
steht zu hoffen, daß auch die Verpflegungszustände, die besonders in Caux noch manches zu wünschen übrig lassen, einer Verbesserung und Regelung unterworfen werden. Dann wird jeder gern einen Abstecher von Montreux auf die Rochers de Naye machen, deren geradezu einzige Aussicht derjenigen des weltberühmten Rigi nicht das geringste nachgibt. **Emile Kronau.**

Kann man die Farben hören?

Es ist bekannt, welch großen Einfluß bisweilen die Sinne auf einander zu üben vermögen. Jedermann hat die Erfahrung gemacht, wie sehr der Geschmack bei dem Genuß unserer Lieblingsgerichte durch den Geruch unterstützt wird, und wie beim Anblick eines kostbaren Sammetstoffes das Gesicht in uns zugleich Empfindungen hervorruft, die denen des Gefühls entsprechen. Das wissen wir ja längst, wird der freundliche Leser denken; wie aber sollte es möglich sein, durch die Wahrnehmung gewisser Töne vor unseren Augen Farbenbilder entstehen zu lassen, die im Augenblick wieder verschwinden, sobald der Hörende sich in lautlose Stille versetzt fühlt? Sollte man denn nicht ebenso gut sagen können: Wir vermögen die Töne zu sehen, die Gestalt zu riechen und so weiter? Dennoch ist es kein Scherz, wie es scheint; denn es gibt in der That Menschen, die ein farbiges Gehör besitzen, das heißt, die beim Gehör eines Geräusches oder Tones zugleich eine gewisse Farbe wahrnehmen. Ist das nicht eine merkwürdige Erscheinung?

Vor einer Reihe von Jahren holte mich einst an einem schönen Frühlingstage ein Freund zu einer Exkursion ab. Als wir in die Nähe der städtischen Anlagen kamen, auf deren Sträuchern und Bäumen sich eine große Schar kampfbegieriger Spatzen zwitschernd und zeternd herumbalgte, blieb mein Begleiter auf einmal stehen und fragte mich, ob mir nichts auffalle und ob ich nicht in der Färbung der Luft eine Aenderung wahrnehme. Rings um mich aber zeigten Himmel und Luft genau dasselbe Aussehen wie vorher.

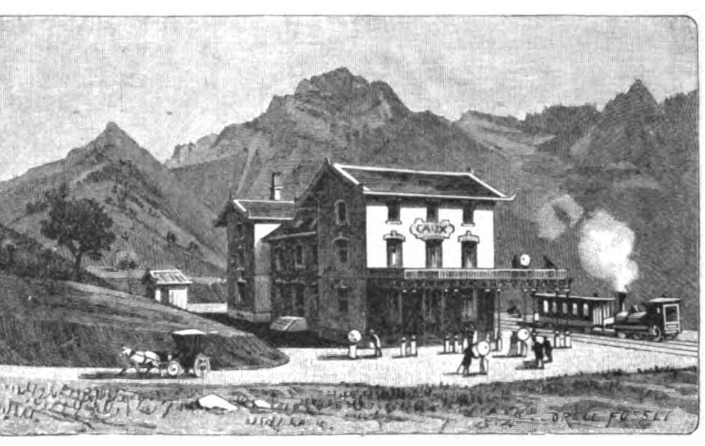
„Merkwürdig!" äußerte mein Freund, „zum zweitenmal seit kurzem erscheint mir heute an dieser Stelle alles rosafarben; die Bäume, der Himmel, die ganze Luft ist rosa angehaucht." Und je näher wir dem Tummelplatz der Spatzen kamen, um so intensiver zeigte sich ihm dieser geheimnisvolle Farbenton, der jedoch wieder verschwunden war, als die schreiende



Bahnlinie Territet-Glion.

Bande sich aus dem Staube gemacht hatte. „Sicher bist Du diese Nacht etwas später heimgekehrt als gewöhnlich; durch einige überflüssige Schoppen geriet Dein Gehirn in eine außergewöhnliche Disposition und . . ."

„Ich weiß schon, was Du mir sagen willst; Du kannst wohl recht haben, aber merkwürdig bleibt mir die Erscheinung doch immer.“ Und sie war um so seltsamer, als sie sich kurz darauf wiederholte. Denn kaum hatten wir die Stadt eine halbe Stunde verlassen und am Rande eines kleinen Laubwäldchens die Nähe eines neuen Tummelplatzes für unsere Spatzen erreicht, so stellte sich auch bei meinem Begleiter jene eigentümliche Erscheinung wieder ein, die jedoch mit der Einkehr friedlicher Stille ihn abermals bald verließ. Wir versuchten uns diese auffallende Thatsache auf verschiedene Weise zu erklären, sie aber mit dem vernommenen Spatzenkonzert in Verbindung zu bringen, besaß keiner den Mut. Sind doch die Ohren nicht zum Sehen bestimmt!



Bahnhof Caux.

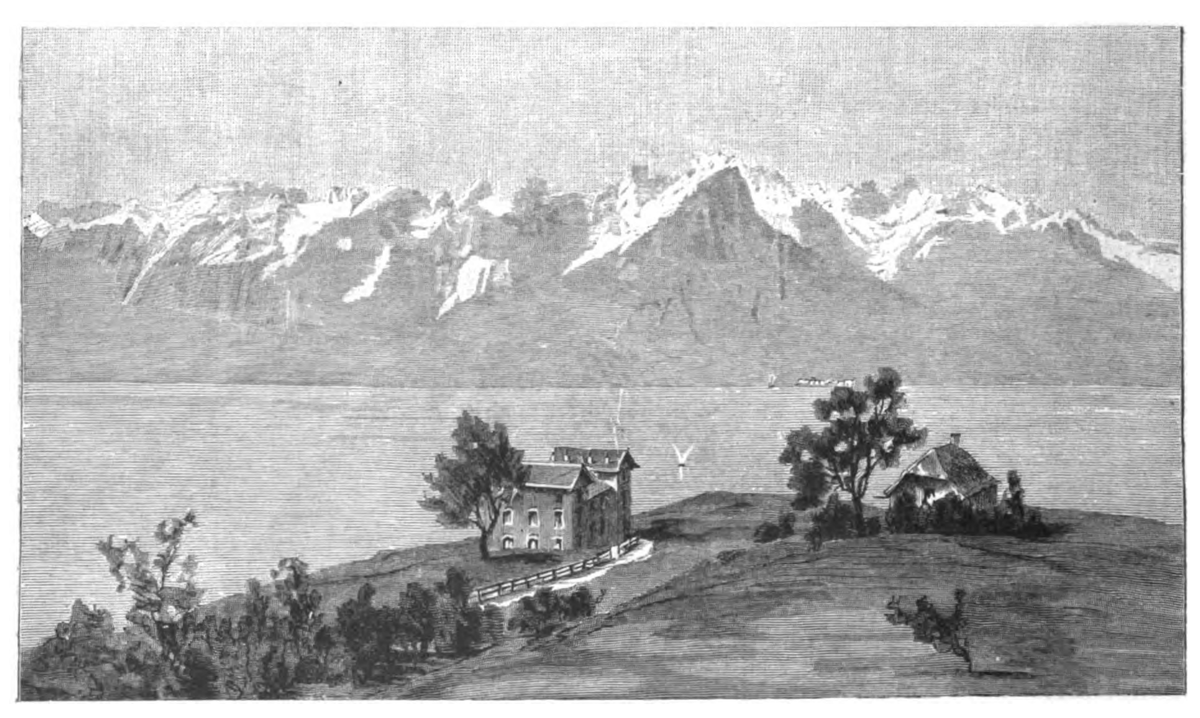
Wie manchem andern wird es ebenso ergangen sein, ohne daß er im stande war, die Ursache der farbigen Erscheinung in den Tönen zu finden, die zu gleicher Zeit sein Ohr berührten. Dennoch mögen diese Erscheinungen gar nicht so selten sein, denn in den letzten Jahren, seitdem die Wissenschaft angefangen hat, ihr Augenmerk darauf zu richten, sind eine ganze Reihe ähnlicher Beobachtungen gesammelt worden.

Professor Lauret in Montpellier erzählt mehrere Fälle, die geradezu in Erstaunen setzen. In einem derselben handelte es sich um einen früheren Offizier, der jene innige Verbindung der Empfindungen des Gehör- und Gesichtsorgans deutlich darbot. Das Gehör irgend eines Tones veranlaßte in ihm augenblicklich die Wahrnehmung einer bestimmten Farbe, am meisten eines farbigen Bildes, das für denselben Ton eine beständige Form und Ausdehnung zeigte, bei jedem anderen Tone aber ein anderes wurde.

Die Aussprache der Vokale rief in diesem Individuum die lebhaftesten Farbentöne hervor, während von den Konsonanten nur das M und N am Ende eines Wortes die Färbung des vorhergehenden Vokals abgeschwächt wiedergaben. Außerdem veranlaßte der Timbre der Stimme einer sprechenden Person bei ihm die Empfindung einer für jeden Stimmenklang veränderlichen eintönigen Färbung, wobei die jedem Vokal eigentümliche Farbe um so mehr hervortrat, je mehr er seine Aufmerksamkeit auf die Töne dieser Vokale richtete. Bei den Tönen musikalischer Instrumente, wenn sie von den tiefen zu den hohen aufwärts steigen, wechselte die Farbe von Dunkelkastanienbraun bis zum Blaßgelben, sogar bis zu Weiß.

Man begreift demnach leicht die eigentümlichen Modifikationen, welche der Timbre verschiedener musikalischer Instrumente in diesen farbigen Wahrnehmungen hervorrufen mußte, wie zum Beispiel das Anhören einer vom Piano begleiteten Singstimme oder gar eines Teiles von einer ausgeführten Orchestermusik.

Merkwürdigerweise erleidet auch die Frau jenes Offiziers ähnliche Farbenempfindungen, die zwar weniger intensiv sind, immerhin aber durch bestimmte Töne hervorgerufen werden. Durch Vererbung vielleicht oder durch die Gewohnheit, seine Eltern die durch die Töne hervorgerufenen farbigen Erscheinungen abschätzen zu hören, hat sich auch in ihrem Kinde diese eigentümliche Disposition in einem ziemlich hohen Grade entwickelt. Nur ist nicht bei allen dreien die einem



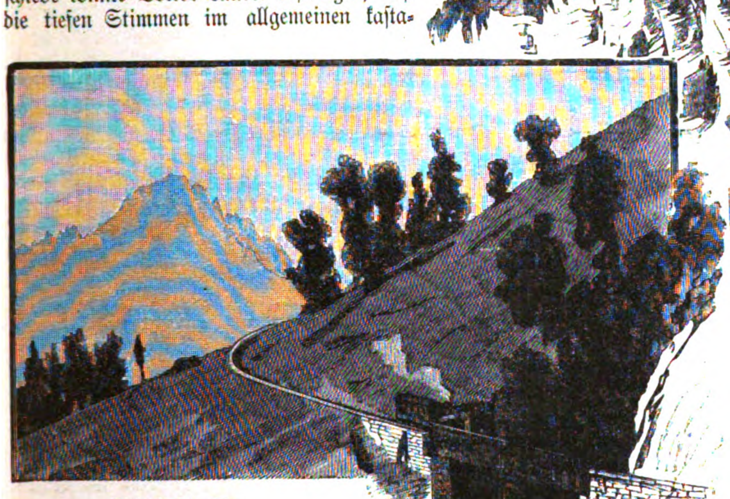
Panorama von der Terrasse Caux.

bestimmten Laute entsprechende Farbe immer dieselbe. Ebenso tritt bei dem Manne die farbige Erscheinung stets von außen an ihn heran; doch bleibt das Bild immer ein bis zwei Meter von ihm entfernt, wie auch die Lage sein mag, in der er sich der Tonquelle gegenüber befindet.

Derselbe Gelehrte hat auch bei einem Rechtsanwalt deutliche Spuren eines farbigen Gehörs gefunden; doch erzeugten bei diesem nur die Vokale eine bestimmte farbige Erscheinung. Der Laut a erschien bei ihm rot, e gelb, i schwarz, o weiß und u blau, während das Bild des Offiziers sich bei dem Laut a schwarz, bei e schmutzig gelblich, bei dem kurzen ö himmelblau, bei i silberweiß, bei o rot und bei dem u grünlichblau färbte.

Ungeachtet dieser auffallenden Unterschiede konnte Doktor Lauret bestätigen, daß die tiefen Stimmen im allgemeinen kastanienbraun, die mittleren gelb färben und die hohen, schneidenden Töne in Weiß übergehen. Wäre dieses Gesetz allgemein, so gäbe es eine Parallele zwischen der Höhe des Tones und der Schwingungsgeschwindigkeit der entsprechenden farbigen Erscheinung, wodurch die Erklärung dieser merkwürdigen Thatsache sehr vereinfacht würde. Leider aber muß man gestehen, daß die meisten bisher veröffentlichten Beobachtungen durchaus nicht zu Gunsten dieses Gesetzes übereinstimmen, sowie wir heute überhaupt noch keine Theorie besitzen, um uns die Entstehung dieser seltsamen Erscheinung befriedigend zu erklären.

L. Haschert.



Viadukt Trembley.

Eingang in den Tunnel von Jaman.

Besitzen die Affen eine Sprache?

So viele interessante Züge aus dem Leben der Affen uns auch bekannt sind, so begrüßen wir doch jede neue Beobachtung über diese so hoch entwickelten Tiere stets mit Freuden. Weder der Hund noch der Elefant vermögen bei all ihrer vortrefflichen Beanlagung sich zu der Intelligenz zu erheben, die wir bei manchen Affen bewundern. War es doch Sally, jener Chimpanse des zoologischen Gartens in London, der so viel von sich reden machte und vor kurzem erst gestorben ist, glücklich gelungen, bis zwanzig zählen zu lernen. Ist das nicht viel von einem Affen?

Vor Jahren hatte Stanley unserem Landsmann, Emin Pascha, erzählt, daß die Chimpanse des Waldes von Msangwa, der von ihnen bevölkert ist, sich des Nachts in die Plantagen von Mowa begäben, um daselbst Früchte einzusammeln, diese Räubereien aber stets beim Schein der von ihnen angezündeten Strohbündel ausführten. Und diese seltsame Beobachtung wird von Emin Pascha auch bestätigt, indem er bekennt: „Wenn ich diesem außerordentlichen Schauspiel nicht selbst beigewohnt hätte, würde ich niemals geglaubt haben, daß die Affen die Kunst verständen, Feuer zu machen.“

In der That ist es die erste Nachricht, welche wir darüber erhalten haben. Bis jetzt wußten wir von den Affen nichts Schmeichelhafteres, als was der berühmte Reisende A. Battel vor dreihundert Jahren bereits von ihnen erzählt, daß nämlich die Pongos (Gorillas) des Waldes von Mayombé (Loangho) sich um die von den Negern verlassenen Lagerfeuer ringsum niederließen und sich daran erwärmten, ohne jedoch zu wissen, das Feuer zu unterhalten. Die Beobachtung Emin Paschas bedarf also noch einer genauen Kontrolle, wenn nicht etwa Romanes recht behalten soll, wenn er vermutet, daß der Reisende bei seiner Kurzsichtigkeit junge Neger für Affen angesehen haben könnte.

Heute ist es die Sprachfähigkeit des Affen, welche der wissenschaftlichen Beobachtung unterworfen wird, und wir müssen staunen über die Geduld, mit welcher die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse erreicht worden sind. Die Veranlassung zu diesen sprachlichen Studien boten zwei an einander grenzende Affenkäfige im zoologischen Garten von Cincinnati in den Vereinigten Staaten. In dem einen befand sich ein mächtiger rotnasiger Mandrill, während in dem andern eine Bande von mehreren kleinen Arten sich aufhielt, die aus Furcht vor ihrem schrecklichen Nachbar meist ängstlich in einem Winkel niederhockten, von wo aus sie die Bewegungen desselben zu beobachten suchten, obgleich sie durch eine Scheidewand verhindert waren, ihn zu sehen. Die seltenen Töne aber, die sie unter lebhaften Augenbewegungen einander zuzurufen schienen, erweckten in Professor Garner nach und nach die Ueberzeugung, daß er einen Fall von mündlicher Mitteilung vor sich habe, der es jedenfalls verdiene, sorgfältig untersucht zu werden. Der gelehrte Zoologe beschloß daher, sich auf das Studium der Affensprache zu legen und dabei den Phonographen zu verwenden, der sich

ihm bei seiner doppelten Eigentümlichkeit, die Töne genau in sich aufzunehmen und zu jeder Zeit willkürlich wieder hervorzurufen, auf den ersten Blick als ein unvergleichliches Instrument präsentirte.

Professor Garner begann nun seine Experimente damit, daß er zwei Affen, die bis dahin seit langem ein Pärchen gebildet hatten, von einander trennte und in zwei verschiedenen Käfigen unterbrachte. Dann stellte er in dem Käfig des Weibchens einen Phonographen auf, in dessen Wachscylinder sich die von den inneren Empfindungen hervorgerufenen Töne einprägten. Das später im andern Käfig in Bewegung gesetzte Instrument erweckte in dem Männchen dieselben Empfindungen, welche vorher seine Genossin wahrgenommen hatte. Durch zahlreiche, an verschiedenen Affenarten wiederholte Versuche gelangte der Gelehrte schließlich dahin, die Elemente der Affensprache annähernd zu erfassen und einige Worte zu verstehen und nachzusprechen.

Das erste Wort, das Garner zu bestimmen suchte, schien ihm anfangs die Milch zu bezeichnen, bald aber bemerkte er, daß sich dieses Wort auch auf das Wasser anwenden ließ und vielleicht alles umfaßt, was trinkbar ist und den Durst zu stillen vermag. Ein anderes Wort dient zur Bezeichnung dessen, was sich essen läßt, also den Hunger befriedigt, ohne gerade ein besonderes Nahrungsmittel zu bezeichnen. Ein ganz deutlich ausgesprochenes Wort ist der Name für die „Hand“; ein anderes nimmt Bezug auf die eben herrschende Witterung. Der Gelehrte gibt von allen diesen Worten nicht nur die graphische Darstellung, sondern auch die genaue Betonung derselben. Wegen der abweichenden Bildung ihrer Kiefer und Lippen aber wird uns die genaue Wiedergabe ihrer Worte äußerst schwierig.

Nichts ist nach Garners Versicherung so ergötzlich, als die Bestürzung der Affen zu beobachten, wenn sie zum erstenmal ein Wesen mit menschlichem Angesicht sich in ihrer Sprache befragen hören: „sie zeigen sich darüber ganz verdutzt und scheinen ihren Ohren nicht zu trauen.“ Dennoch war der erste Eindruck nur günstig und verriet laute Freude, die sich in besonders extravaganten Capriolen und Luftsprüngen ausdrückte.

Indessen gibt es auch Worte, welche, selbst vom Menschen ausgesprochen, durchaus nicht diese günstige Wirkung hervorrufen. Professor Garner hat wenigstens eins kennen lernen, und an dem Tage, wo er zum erstenmal einen seiner kleinen vierhändigen Freunde damit begrüßte, sah er ihn vor Schrecken am ganzen Leibe zittern und beben. Als er das Wort beim nächsten Besuch andern Tags wiederholte, war die Wirkung desselben, obgleich er es an Leckereien und Liebkosungen nicht fehlen ließ, noch weit schlimmer; das arme Tier sprang vor Entsetzen von seiner Stange hoch empor und wurde wie wahnsinnig, als der wißbegierige Gelehrte dieses fatale Wort noch einigemal vor ihm aussprach.

Von diesem Augenblick an floh der Affe schon, wenn er Garner von weitem kommen sah, und es gehörten Wochen und Monate der zärtlichsten Sorgfalt dazu, ihn von dieser Furcht zu befreien; aber noch jetzt nimmt er aus der Hand dieses „schrecklichen“ Menschen keine Nahrung wieder an. Infolge dieser Erfahrung setzt der Gelehrte seine interessanten Versuche an einem andern Affen derselben Art fort, doch hütet er sich, das betreffende Wort auszusprechen, aus Furcht, seinen neuen Schüler dadurch ebenfalls zu entfremden. Was man übrigens nicht glauben sollte, jenes fatale Wort bringt nicht nur bei dieser Affenart die so auffallende Wirkung hervor; nein, es wirkt auch auf andere Affen, welcher Art sie sonst angehören mögen, gleich niederschmetternd.

Aus diesen interessanten Beobachtungen ist Professor Garner zu folgenden Schlußfolgerungen gelangt: Die Sprache der Affen besteht aus acht bis neun Haupttönen, welche dreißig bis vierzig bestimmte Modulationen annehmen. Jede Affenart hat ihre eigene, durch sogenannte Dialekte gesonderte Sprache. Die Grundtöne besitzen in den verschiedenen Sprachen nicht die nämliche Bedeutung. Wenn aber zwei verwandte Affen verschiedener Arten einen gemeinschaftlichen Käfig inne haben, lernt bald jeder von ihnen die Sprache des andern verstehen, doch nicht sprechen, sondern der andere antwortet stets in der seinigen.

Der Gelehrte fügt noch hinzu, daß die Lippen des Affen beim Sprechen fast ebenso in Bewegung gesetzt werden wie bei dem Menschen; allein die Affen halten keine Selbstgespräche und sprechen fast niemals ohne dringendes Bedürfnis, wodurch sie sich noch von dem Menschen unterscheiden.

Vielleicht währt es nicht lange mehr, bis wir die Grammatik der Affensprache in Händen haben, und wie werden sich dann unsere Kleinen freuen, wenn sie sich im zoologischen Garten mit den possirlichen und muntern Vierhändern unterhalten können.

L. Jt.

Sr. Majestät Rammkreuzer „Kaiserin Elisabeth“

(Hiezu das Bild Seite 209.)

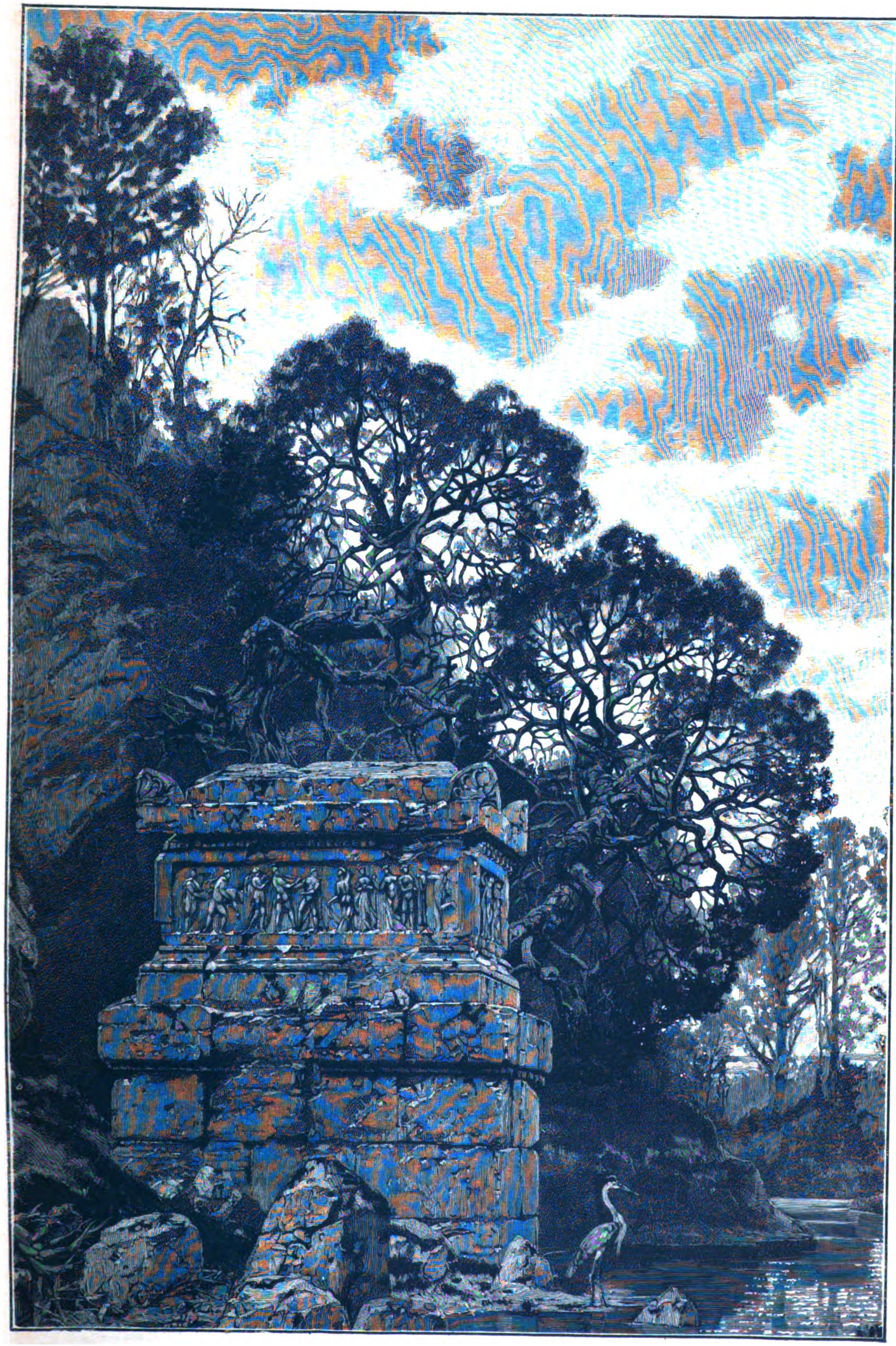
Dem im Jahre 1884 durch Admiral Freiherrn von Sterneck aufgestellten Flottenplane entsprechend, ist die österreichisch-ungarische Monarchie jetzt durch das vierte große Schlachtschiff „Kaiserin Elisabeth“ bereichert worden. Das neue Schiff wurde im Konstruktionsarsenal zu Pola unter der Bauleitung des Oberingenieurs Franz Freiherrn Jüptner von Johnstroff aus inländischem Material erbaut. Die Maschinen lieferte das Stabilimento tecnico Triestino, Schiff- und Maschinenbauetablissement in San Rocco bei Triest in vorzüglicher Ausführung nach dem neuesten System.

Die Pläne dazu sind vom dortigen Maschinenbaudirektor Eduard Mollier. Das Schiff ist nach dem neuesten Doppelbodensystem erbaut und in mehr als hundert wasserdichte Zellen eingeteilt. Ein hoher Grad von Unversenkbarkeit ist darin geschaffen, daß die mächtigen Dampfpumpen 1200 Tonnen Leckwasser in der Stunde zu bewältigen im stande sind.

Das gewölbte Panzerdeck schließt das gesamte Unterschiff hermetisch ab, liegt 1,2 Meter unter der Wasserlinie und schützt die Maschinen, Munitionsräume und so weiter gegen die Wirkungen schwerer Geschosse. An den Schiffsseiten dem Panzerdeck anschließend ist ein mächtiger Cellulosegürtel angebracht, welcher den Einbruch von Wasser infolge feindlicher Geschosse zu verhindern hat. (Das Baumaterial des Schiffes ist durchwegs Stahl.) Die Hauptdimensionen des Schiffes sind: Länge über alles 104 Meter, Länge zwischen den Perpendikeln 98 Meter, größte Breite 15 Meter, Tiefgang 6 Meter und ein Deplacement von 4060 Tonnen. Die Dampfkraft des Schiffes wird durch zwei liegende Zwillingsschraubenmaschinen das System mit dreifacher Expansion auf die beiden Schiffsschrauben übertragen, von welchen jeder Bronzepropeller einen Durchmesser von 4,42 Meter hat. Bei verstärktem Zuge entwickeln beide Maschinen 9800 Pferdekraft, wobei dieselben mit 120 Umdrehungen in der Minute arbeiten.

Das gibt 2,4 Pferdekraft pro Tonne, eine Leistung, die außer dem „Kaiser Franz Josef“ kein Schiff dieser Klasse erreicht hat.

Die Fahrgeschwindigkeit beträgt 19—20 Meilen pro Stunde (die auf der Zeichnung verdrängte Wassermasse am Bug ist nach einer von mir nach der Natur gemachten Aufnahme, entspricht daher genau der Wirklichkeit). Das Kühlwasser für die Kondensatoren wird von zwei kräftigen Zentrifugalpumpen geliefert. Die Kesselanlage besteht aus vier doppelten cylindrischen Dampfkesseln von je sechs gewellten Flammenröhren (Feuerplätze), welche zusammengenommen in 2664 Feuerrohre münden. Zur Speisung der Kessel dienen vier zweicylindrische, doppelt wirkende Dampfpumpen. Außer dieser Kesselanlage ist noch ein besonderer cylindrischer Hochdruckkessel



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Römisches Grabmal.

Nach dem Gemälde von Ferd. Knab.

vorhanden, welcher für den Betrieb der elektrischen Beleuchtung, der hydraulischen Pumpen des Artilleriedienstes, der Bordpumpen, Feuerspritzen, Ventilatoren, Ankerwinden und so weiter dienen. Das Schiff vermag 670 Tonnen Kohle zu fassen und kann damit eine Strecke von 4500 Seemeilen zurücklegen. Eine große Anlage ist in der durchwegs elektrischen Beleuchtung geschaffen.

Es befinden sich demzufolge auf dem Schiffe drei Dynamomaschinen von je 13,000 Volt-Ampère, die speisen für die Außenbordbeleuchtung vier Stück Reflektoren (Scheinwerfer), von je 20,000 Kerzenlichtstärke. Für die Innenbordbeleuchtung dienen an 350 Glühlichter von 10, 16 und 32 Kerzen Lichtstärke. Außerdem ist ein Sellnerscher Nachtsignalapparat vorhanden. Ferner befindet sich außer dieser Anlage noch eine übertragbare Grammsche Lichtmaschine, die ein Bogenlicht von 3000 Lichtstärke erzeugt. Es befinden sich im ganzen außer den beiden Hauptmaschinen noch 38 selbständige Maschinen am Bord.

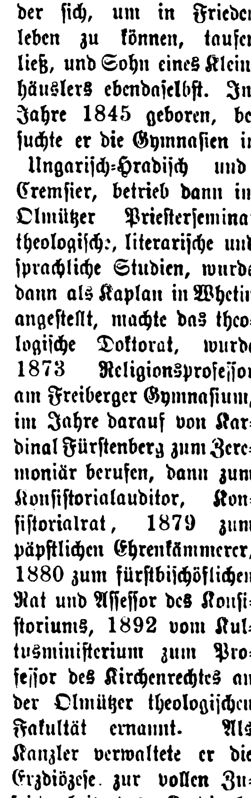
Die artilleristische Armirung des Schiffes besteht aus zwei Krupp- 24 Centimeter Hinterladergeschützen von 35 Kaliber Länge. Dieselben sind auf hydraulischen Lafetten gelagert und feuern en barbette mit einem Bestreichungswinkel von 260 Grad, nämlich über Bug, beziehungsweise Heck, bis 130 Grad nach jeder Bordseite, ferner befinden sich sechs Stück 15 Centimeter Krupp- 35 Kaliber Länge. Diese Geschütze sind an beiden Bordseiten in zwei Stockwerken derart verteilt, daß in der Kielrichtung sowohl nach vorne wie nach achter je vier dieser Geschütze in Thätigkeit treten können, dann sind noch zwei 7 Centimeter Uchatius-Geschütze für den Boots- und Felddienst vorhanden. Außerdem befinden sich noch 11 Schnellfeuerkanonen von 47 und 57 Millimeter Kaliber an Bord, furchtbare Waffen mit verheerender Wirkung gegen alle Objekte. Endlich eine ausreichende Zahl Torpedolancierrationen, welche nach allen Richtungen zugeschleudert werden.

Dieses Schiff vermag daher über sowie unter Wasser einen bedeutenden Seeraum zu beherrschen und ist infolge seiner außerordentlich großen Fahrgeschwindigkeit, Unversenkbarkeit und vorzüglichen Lenkbarkeit für jeden Gegner ein achtunggebietender Kämpfer.

Ist der Schiffbau das Größte und Erhabenste, was die menschliche Energie zu leisten vermag, so gibt immer wieder die österreichisch-ungarische Monarchie ein Zeugnis von der hochentwickelten Schiff- und Maschinenbauindustrie ab. Mit Stolz kann daher jeder Bürger zu dieser vaterländischen Arbeit empor sehen, und unwillkürlich ruft er aus: Viribus unitis.

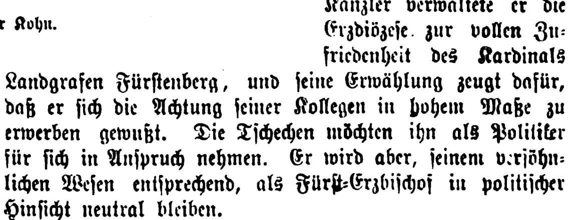
Alex Kircher.

Fürst-Erzbischof Kohn.

Das mährische Rom, wie man Olmütz schon genannt hat, hatte bisher auf dem fürstlichen Sitz seiner Erzbischöfe nur Angehörige stolzer Adelsgeschlechter gesehen, wie Dietrichstein, Colloredo, Trauttmansdorff, Rudolf Johann Erzherzog von Oesterreich, und zuletzt Friedrich Landgraf zu Fürstenberg. Aus der am 8. November mit dem üblichen großen Zeremoniell abgehaltenen Wahl des zum großen Teil aus Adeligen bestehenden Domkapitels ging ein Mann bescheidenster Herkunft hervor: Dr. Theodor Kohn, Enkel eines jüdischen Handelsmannes in Breznitz, der sich, um in Frieden leben zu können, taufen ließ, und Sohn eines Kleinhäuslers ebendaselbst. Im Jahre 1845 geboren, besuchte er die Gymnasien in Ungarisch-Hradisch und Cremsier, betrieb dann im Olmützer Priesterseminar theologische, literarische und sprachliche Studien, wurde dann als Kaplan in Whetin angestellt, machte das theologische Doktorat, wurde 1873 Religionsprofessor am Freiberger Gymnasium, im Jahre darauf von Kardinal Fürstenberg zum Zeremoniär berufen, dann zum Konsistorialauditor, Konsistorialrat, 1879 zum päpstlichen Ehrenkämmerer, 1880 zum fürstbischöflichen Rat und Assessor des Konsistoriums, 1892 vom Kultusministerium zum Professor des Kirchenrechtes an der Olmützer theologischen Fakultät ernannt. Als Kanzler verwaltete er die Erzdiözese zur vollen Zufriedenheit des Kardinals Landgrafen Fürstenberg, und seine Erwählung zeugt dafür, daß er sich die Achtung seiner Kollegen in hohem Maße zu erwerben gewußt. Die Tschechen möchten ihn als Politiker für sich in Anspruch nehmen. Er wird aber, seinem versöhnlichen Wesen entsprechend, als Fürst-Erzbischof in politischer Hinsicht neutral bleiben.



Dr. Theodor Kohn.



Römisches Grabmal.

Von

Hermann Lingg.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Vergessen werden oder leben
Im Ruhm der Nachwelt unverkürzt,
Dies Los mag jene Hand uns weben,
Die sonst auch alles hebt und stürzt;
Uns bleibt allein der reine Wille,
Und von des Herzens vollem Drang
Hier in der großen Todesstille
Im Namen noch ein stolzer Klang.

Am Meere.

Ein kleiner Roman aus dem adriatischen Seemannsleben.

Von

Paul Maria Lacroma.

Motto: Mit welchem Maß du missest, mußt du geben.
Willst du ein ganzes Herz — so gib ein ganzes Leben.
Ruckert.

In finsterer Nacht, auf zorngeschwellten Meereswogen, kämpft ein Schiff gegen Wind und Welle.

Strömung, Seegang, Sturm: Alles treibt das unglückselige Fahrzeug weiter, nur nicht die gewohnte Dampfkraft und das dichtgereffte Sturmsegel am Besanmast.

Todesangst und Todesahnen beherrscht die Mannschaft, unter welcher bereits jene überwältigende, niederschmetternde Panik eingetreten, die jeglicher Disziplin spottet, nur noch dem unsinnigsten Aberglauben und der Rettung des eigenen Lebens Spielraum lassend.

„Nè di venere, nè di marte, non si sposa e non si parte, man darf sowohl am Freitag als am Dienstag weder heiraten, noch verreisen, und wir sind an einem Dienstag in See gestochen," brummte ein alter, bärtiger Matrose, um den sich die Deckmannschaft ängstlich schaarte.

„Halt Dein Maul, Unglücksrabe," rief ihm der Steuermann zornig zu. „Alles kann noch gut werden, wenn ihr nur zu eurer Pflicht zurückkehret!"

Doch während er noch sprach und mit dem Aufgebote aller Kraft und Energie das ranke Fahrzeug zu regieren trachtete, brach das Steuer entzwei, und von der Luvseite her stürzten die tosenden Wassermassen über das in seinen Fugen ächzende Schiff dahin, alles hinwegspülend und jeden verschlingend, der nicht im Augenblick der Gefahr ein von den Raanen losgerissenes Pferd (Tau) oder irgend einen Stützpunkt zu erfassen gewußt.

Gebrochen und gänzlich verzweifelnd, lag nun auch der mutige Steuermann auf den Knieen.

„O, San Gennaro, steh uns bei! Errette uns! — Ich hab Weib und Kind daheim, die ihr Brot mit mir verlieren! O, hilf mir, dieser Gefahr entrinnen! Ich gelobe Dir eine Wachskerze so dick wie unser Großmast . . . . . ."

„Digo, Tita Nane, hört 'mal," fiel ihm ein vorlauter Schiffsjunge wohlmeinend ins Wort, „non esiste tal candella, solch dicke Kerzen gibt's ja gar nicht!"

„Tasi bestia, che nol senti! Schweig, Schlingel, daß er's ja nicht hört! Wenn er uns nur hilft, für das übrige wird der liebe Gott schon sorgen und sein Stellvertreter, unser Reverendo, gewiß auch Rat wissen."

„Amen!" schloß die Bemannung, andächtig und vertrauensvoll.

Indes sich diese, trotz ihrer Tragik komische Scene abspielte, stand der Kapitän der schlanken Brigg — eines noch vor wenigen Stunden gar schmucken Vollmasters mit Fregattentakelage — auf der Kommandobrücke, sich krampfhaft an deren Brüstung festhaltend.

Auch er gab nun alles für verloren; doch betete er nicht, sondern fluchte und haderte mit Gott und der Menschheit.

„Maledizione, verdammt!" entfuhr es seinen bleichen Lippen immer wieder. „Maledizione, verdammt! Mußte mich auch dieser verfluchte Scirocco gerade hieher verschlagen!! — Ueberall könnte ich dem Tode kühn die Stirne bieten, allein angesichts dieser Küste nicht . . . Nein! hier ruhig zu sterben, vermag ich nun und nimmermehr! O Gina! Gina mia, wie schwer ich mich an Dir versündigt, lehrt mich erst diese schreckliche Stunde . . ."

Im Sturmesbrausen verhallten seine letzten, von bangen Seufzern begleiteten Worte. Ein Windstoß hatte ihm die Kapuze seines Kautschukmantels vom Kopfe gerissen und der fahle Schein der Blitze und blutigroten Notsignallichter beleuchtete nun ein bleiches Männerantlitz von echt südlicher Schönheit, das bloß durch die zeitweilig dämonisch aufflackernden, dunklen Augen beeinträchtigt erschien. Doch blickten sie sanft und mild, so konnte man sich nichts Berückenderes denken, als diese große Augen in dem regelmäßigen, interessanten, von kohlschwarzem Gelock umrahmten Angesicht.

Diese leidenschaftlichen und dennoch so süßen Augen waren es auch, die dem wilden Fernando Biselli, den man allgemein den „fiero", den Trotzigen, nannte, die liebliche Gina Dorese eroberten.

Wie hatte man ihn beneidet, um die Liebe des

herrlichen Mädchens, um die stella piu bella del mar, um des Meeres schönsten Stern. Von allen Seiten gewarnt vor dem leidenschaftlichen, wankelmütigen und unreifen Charakter des jungen Fernando, hatte sich die reizende Gina trotzdem mit ihm verlobt; der kluge Vater jedoch bedingte eine Probezeit von drei Jahren.

Bei dem bloßen Gedanken einer Treulosigkeit belustigt lächelnd, hatten die Liebenden freudig eingewilligt, und nachdem die Verlobung stattgefunden, fuhr der Bräutigam auf schwankem Schiff von dannen, um für den künftigen Haushalt ein schönes Stück Gold zu sparen.

So hatte es der reiche Rheder Rovigo, der Santolo der allbewunderten Gina, bestimmt. Und ihr Taufpate war es auch, der dem jungen Manne den ehrenvollen Posten eines Kapitäns der Merkantilmarine verschaffte.

Nur des Meeres Tücke fürchtend, trennten sich die Liebenden unter den heißesten Schwüren ewiger Treue.

Gina, die vielumworbene, schöne, anmutige stella del mar, für die fast täglich ein anderer Giovanotto in verzehrender Leidenschaft entbrannte, blieb allen jungen Burschen zum Trotze standhaft, allein Fernando ließ schon nach Jahresfrist nichts mehr von sich hören.

Den ersten Brief Ginas hatte er verschlungen und mit tausend Küssen bedeckt, den zweiten trug er am Herzen, den dritten vergaß er in einer Schenke Corfus, den vierten beachtete er kaum und den fünften ließ er wie alle folgenden — unbeantwortet.

Schwer fiel ihm dies nun aufs Herz, als er, von der sturmgepeitschten See umbraust, hoffnungslos und rettungslos auf der Kommandobrücke seines kenternden Schiffes stand. Dumpf dröhnten die Notschüsse — das letzte, womit die haltlose Mannschaft sich befaßte — Signalraketen flogen in die Lüfte empor; Wehegeschrei entquoll aller Lippen, brandend schlug die See in wirbelndem Gischt an die Planken des bald stampfenden, bald entsetzlich schlingernden Schiffes, dessen Tiefgang der großen Ladung halber ohnehin ein ungemein gefährlicher war.

Heulend fegte der Wind durch die Takelage und pfiff sein höhnisches Sturmlied, den einsamen, von Gewissensbissen gequälten Mann wahnsinnerregend umwirbelnd.

O, wie schrecklich war ihm dieser heiße Windesodem! Viel lieber wäre er dem eisigen Borasturm zum Opfer gefallen, als diesem gräßlichen Scirocco, der sich zu Beginn so wohlig und sanft, doch gefährlich wie die giftspeiende Schlange zu geben weiß, um dann erst die Gefahren des Reptils herauszukehren.

Ebenso süß, ebenso einschmeichelnd, ja berückend in ihrer anfänglichen Harmlosigkeit und dennoch so verzehrend, versengend und verderbenbringend wie der Samum der Adria, waren die heißen Küsse jener glutäugigen Sirene gewesen, um welcher er in der fernen Levante die heißgeliebte Gina all die Jahre hindurch verraten, bis er selbst — verraten wurde.

Gebrochenen Herzens kehrte Fernando nach jahrelanger Abwesenheit in die heimatlichen Gewässer zurück, sorgfältig und scheu jene Hafenstadt umschiffend, in der Gina, ihr erträumtes Glück betrauernd, dahin siechte, wie er durch geschwätziger Kameraden Mund vernommen.

Er wollte weder Freund noch Feind sehen und steuerte geradeswegs auf das malerisch gelegene Triest zu, dem größten und wichtigsten Handelsemporium Oesterreich-Ungarns. Dort wollte Fernando seine hunderte von Tonnen zählende Petrolioladung löschen, um dann mit dem ersten besten, die neue Linie fahrenden Lloyd-Dampfer nach Amerika auszuwandern.

Allein das Schicksal hatte es anders gefügt und verschlug ihn gerade an jene ängstlich gemiedene Küste, an deren schroffem Felsenufer sein armes Schiff in der nächsten Sekunde schon zerschellen konnte.

Plötzlich erfaßte den bleichen Mann ein namenloses Sehnen nach der grausam verlassenen Geliebten. Die Macht reiner Liebe, die bloß die Leidenschaft bethört, flammte neuerdings in seinem Herzen auf, er breitete die Arme aus, als wolle er von seinem betrogenen Lieb neuerdings Besitz ergreifen. Nie meinte er Gina so heiß und innig, so wahr und treu geliebt zu haben, als in dieser fürchterlichen Stunde, die vielleicht seine letzte war.

Ihr holdes Antlitz tauchte vor seinem geistigen Auge auf; doch merkwürdigerweise konnte er sich die in schönster Jugendblüte verlassene Gina nur blaß und abgehärmt, hohläugig und vom tiefsten Seelenschmerze darniedergebeugt, vorstellen.

O, wie weh that es ihm, das herrliche Augenpaar, das ein durchreisender, deutscher Dichter einst besungen, nun fast erloschen und thränenumflort zu schauen! — — — Doch der Blick der azurnen Sterne strahlte nach wie vor nur Treue, Hingebung und wahre Liebe aus.

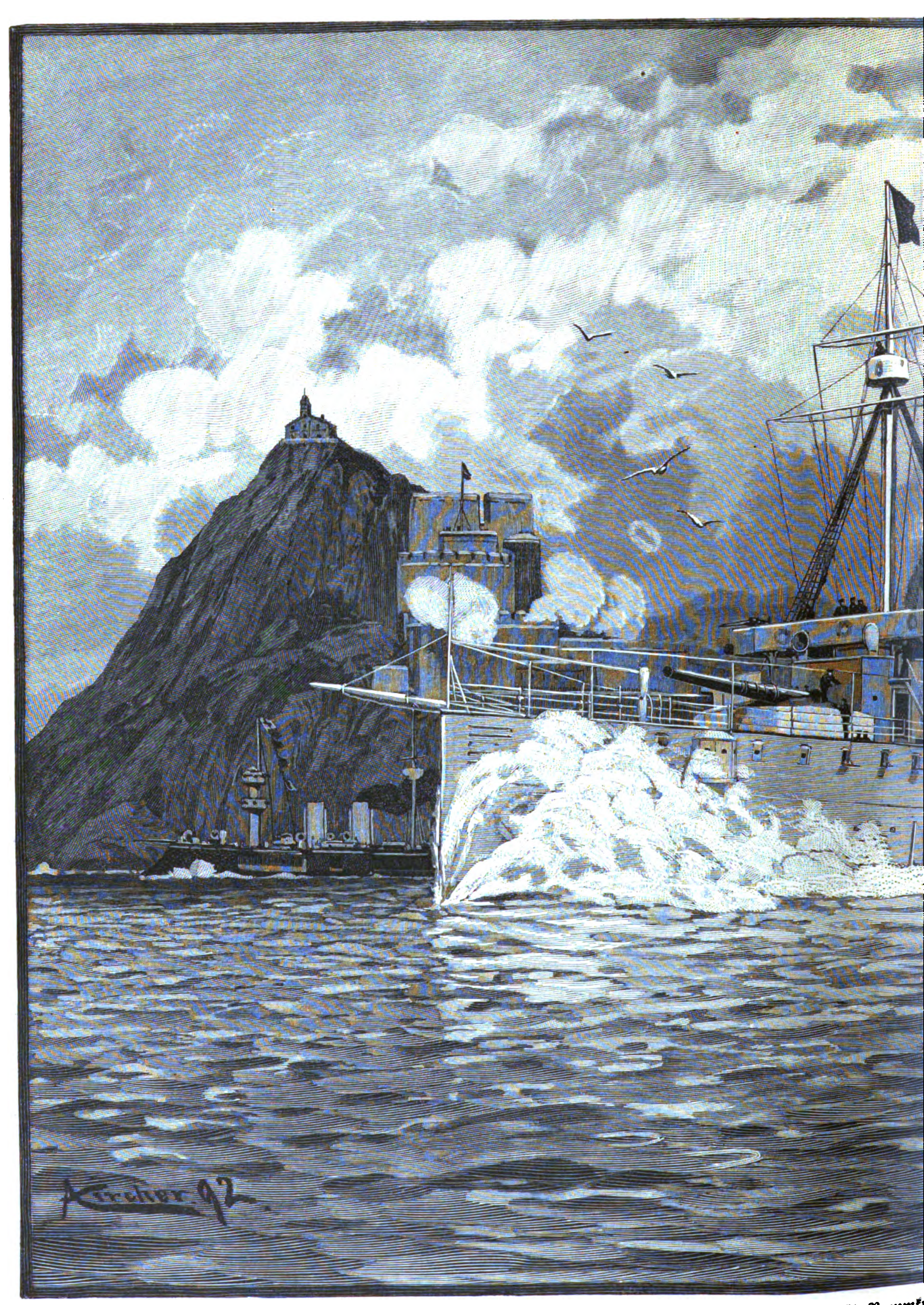
Sollte, könnte es denn möglich sein, daß sie ihn trotz allem noch liebte?

Ja, gewiß! Denn ein Etwas in seiner angstdurchzitterten Brust sagte ihm, daß Gina nicht allein die sinnigen blauen Augen germanischer Frauen besitze, sondern auch deren bewunderungswürdige Standhaftigkeit und vielgerühmte Treue, die das Weib vor allen Tugenden am schönsten schmückt.

Zur brennenden Sehnsucht gesellte sich nun der Selbsterhaltungstrieb, und von dem Augenblick an, als der Gedanke in ihm erwachte, daß sein Leben vielleicht dennoch eines letzten Versuches wert sei, erfüllte ihn auch die alte Energie und Thatkraft.

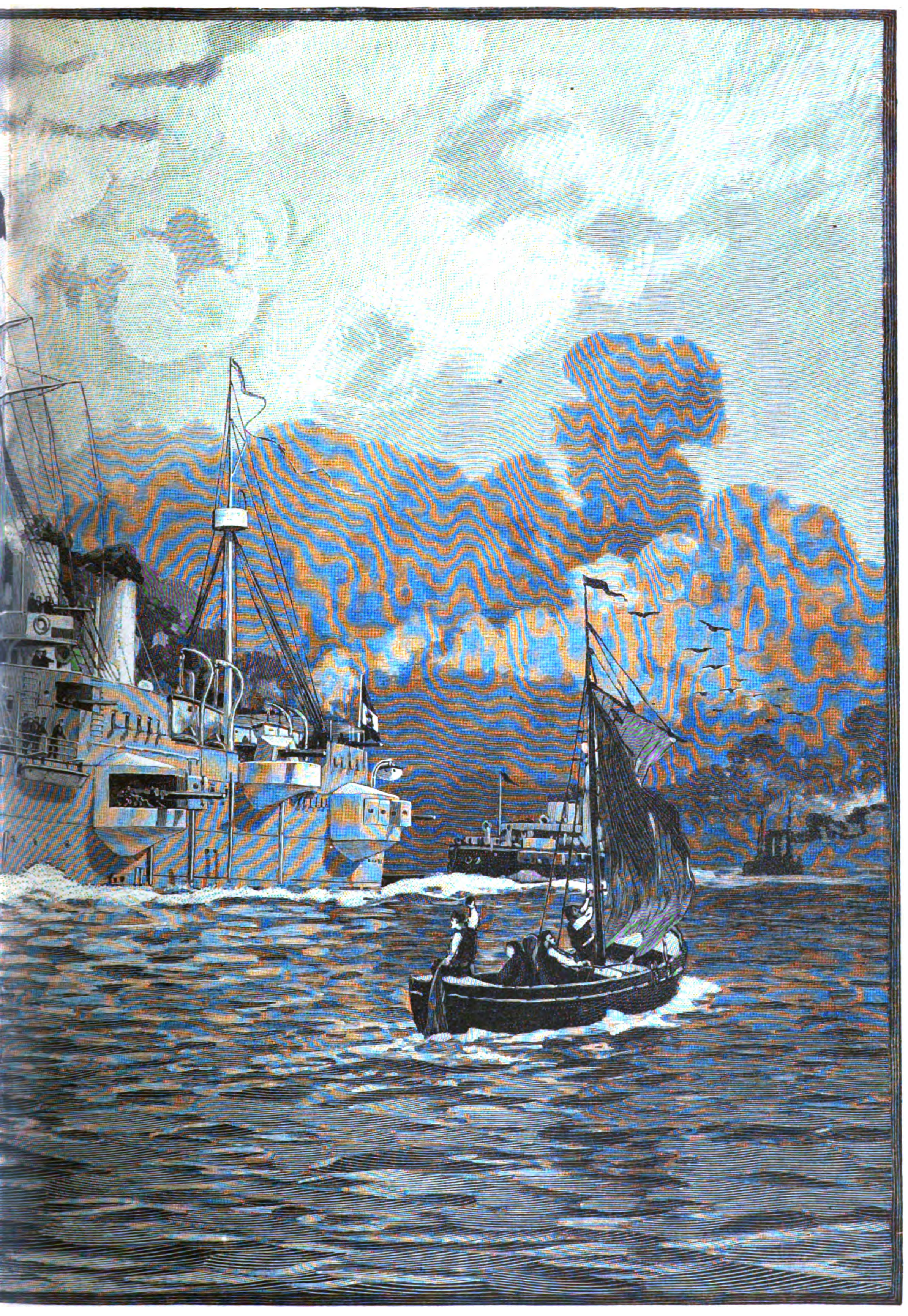
Ein schriller Pfiff durchgellt die Luft, dann setzt Fernando das Sprachrohr an seine Lippen und donnert mit dem Sturm um die Wette: „Hallo, macht die Boote klar!“

„Unsinn, Herr, bei solchem Seegang!“ erlaubt sich der Oberbootsmann aus der Gruppe der zitternd und ratlos zusammengekauerten Bemannung zu bemerken. „Auch sind die Streckketten der Bootsdavids verwickelt. — Der Teufel scheint sich mit dem Sturm vereinigt zu haben, um uns insgesamt wie die Ratten zu ersäufen, denn das Gig ist uns gleichfalls un-



Sr. k. u. k. Majestät Rammk

Originalzeichnung



reuzer „Kaiserin Elisabeth“.

r von A. Kircher.

erreichbar, da dessen Fangleine längst gerissen. Gott allein weiß, wo sich die verdammte Nußschale derzeit herumtreibt und wo wir selbst in der nächsten Minute sein werden. — Alles ist verloren, Herr Kapitän . . . drum verseht Euch mit Korkjacke und Rettungsgurt . . .!"

„Memmen! feige Memmen, sag' ich," tönte plötzlich Fernandos Stimme in ihrer Mitte. „Soll ich euch mit dem Revolver in der Hand zu Paaren treiben und zu eurer Pflicht vermögen? — Werft die Decklast über Bord, schließt die Lucken . . ."

Da, während er noch sprach, braust eine Windböe jählings einher und rüttelt so gewaltig an den Masten und am Takelwerk, daß die Signallaternen klirrend und in tausend Scherben zersplitternd an Bord herabstürzen . . .

Wie durch Zauberkraft entfesselt, züngeln urplötzlich von allen Seiten bläulich schillernde Flammen empor und ringeln sich mit Blitzesschnelle am Deck umher: Hilf Gott, die Schiffsladung hat Feuer gefangen!

Die durch das Rollen und Schütteln des Orkans geborstenen Fässer standen auf einmal in hellen Flammen. Durch jede Fuge, durch jeden Riß, durch jeden Spalt quoll die schreckliche Lohe hervor und stieg als Feuersäule, riesengroß, längs der Mastbäume, Raaen und Takelage empor.

Qualm und Dampf wallt aus dem inneren Schiffsraum auf, aus welchem der ungeheure Brand wie ein wildentfesseltes, der langersehnten Freiheit entgegenstürmendes Raubtier hervorstürzt; alle Schranken brechend, jeder Fessel entrafft, jedes Hindernis wie eitel Spreu im Winde zerstiebend.

Prasselnd, krachend, flammenspeiend, berstet Faß um Faß des gefährlichen Nasses. Gleich den glühenden, allversengenden Lavaströmen der gefürchteten Vulkane, entsteigen die feurigen Massen dem brodelnden Schlund und wälzen sich über Deck und Brüstung ins aufzischende Meer, wo ein gräßliches Ringen entsteht zwischen den feindlichen, seit urewigen Zeiten stets sich bekriegenden Elementen.

Doch wenn die See noch so tobt und sich in züngelloser Wut bergeshoch heranwälzt, um den Erbfeind zu verschlingen, ist sie dem Titanenkampfe dennoch nicht gewachsen und muß sich dem Gewaltigeren unterjochen, ja ihn — tragen; denn **schwimmend** auf der schaumgepeitschten Fläche, gleitet das brennende Steinöl dampfend und pfauchend von Woge zu Woge, von Gischt zu Gischt, von einem Wellenkamme zum andern, sich sowohl in der Höhe als in der Tiefe als Meister behauptend.

Tageshelle herrscht meilenweit in der Runde. Man konnte sich kein erhabeneres Schauspiel denken, wenn es nicht zugleich so entsetzlich, schauerlich und grausig gewesen wäre in seiner düsteren Schönheit, aus der es kein Entrinnen gab.

Vergeblich kämpften und rangen die im wahnsinnigen Schreck über Bord gesprungenen Matrosen mit den in ihrer Einheit unüberwindlichen Elementen. Wo immer nur ein Arm, ein Bein, ein Kopf auftauchte, um dem Ertrinken zu entfliehen, leckt die gierige Feuersbrunst versengend darüber hin; denn der sichere Tod in seiner fürchterlichsten, abschreckendsten Gestalt lauert mordgierig auf der sonst erlösenden Meeresfläche.

Da zogen denn doch die braven Teerjaken einen ehrlichen Tod in kühler Flut tausendmal vor, und einer nach dem andern sank, erlahmend an Mut und Kraft, in die unergründlichen Tiefen hinab.

Keiner hatte ein Auge für die Märchenwelt, die sich im Tode ihm erschloß und die nur die phänomenale Phantasie eines Jules Vernes in ihrem kühnen Flug erschaut und in seinen „Zwanzigtausend Meilen unterm Meere" verherrlicht.

Und doch hätte es der Mühe gelohnt, noch ein einzigesmal die lebensmüden Lider zu öffnen, um die wunderbar entschleierten Geheimnisse des Meeresgrundes zu erblicken, der durch die hellodernden Oelmassen auf seiner Fläche wie in künstlicher Beleuchtung prangte.

Was dem Auge des Fischers in windstiller, sternenloser Nacht beim Harpuniren (Fischstechen) mit der vierzinkigen Lanze durch des Kienspans flackernden Schein nur teilweise geoffenbart wird, enthüllte sich nun in seiner ganzen stolzen Pracht.

Wie in einem Riesenaquarium und dennoch so grundverschieden in ihrer vollen Freiheit wirkend, konnte man da die vielgestaltigen und verschiedenartigen Kinder des Meeres sattsam bewundern: Starr, geheimnisvoll und regunglos, wie betäubt vom ungewohnten Feuerglanz und förmlich vom natürlichen Schlafe in einen lethargischen verfallend, stand und lag jeder Fisch und jegliches Getier an derselben Stelle, in welcher der blendende Schein die ahnungslosen Schläfer überrascht. Der täppische Delphin, der Saltarello del mar, welcher harmlos und ungefährlich wie die meisten Säugetiere des Meeres ist, konnte unter solch drückenden Umständen natürlich nicht den Mut zur üblichen Sprungweise finden. Eingeschüchtert und ungeschlacht ruhten die Kolosse in den Wassern. Ihre kleinen, runden Hundsaugen schielten träge nach ihren liebsten Leckerbissen hinüber, und trotz der bekannten Gefräßigkeit des Delphins, verschonte er in seiner Todesangst sowohl die massenhaften Makrelen, als den bläulichen Scombrus, die goldigschimmernde Triglia, den schlanken Branzin und feisten Dental, ja selbst das lose Volk der silberumschuppten Sardellen.

Alles, was da lebte und atmete, bangte, zitterte und bebte für das eigene nichtige Leben ... die Nebenkreatur blieb unbehelligt im lähmenden Schreck.

Legionen der gestaltungsreichen adriatischen Fauna bevölkerten kunterbunt zusammengewürfelt die magisch beleuchteten kristallklaren Fluten: jegliche Sippe war da vertreten. Stachelflosser wechselten mit Schmelzschupper, Flachfische mit Brassen, Medusen mit Armflosser und sogar der Knorpelfisch war in seiner scheußlichsten Gestalt vertreten, durch den widrigen Katzenhai, welchen nur der Seeteufel mit seinem sonderlich geformten platten Kopf an Häßlichkeit, wenn auch nicht an Gefährlichkeit, überragte.

Schier verschwindend mit seiner Miniaturgestalt, in der Masse aber dennoch wirkend, machte sich das bräunlich-grüne Seepferdchen — der bekannten Schach-

figur gleichend — allüberall breit, doch selbst dies von quecksilberner Lebhaftigkeit durchflutete Tierchen, das mit seinem Greifschwanz lustig und pfeilschnell in stets senkrechter Lage umherschwimmt, vermochte es nicht, sich dem allgemeinen Banne zu entziehen, ja sogar der reiche, meterhohe Pflanzenwuchs der unteren Regionen schien unter dem scharfen Feuerschein ebenso wie die Pflanzenwelt der Erde unter den versengenden Sonnenstrahlen zu leiden; denn schlaff senkten sich die moosigen, haarfeinen Gewächse zu den widerstandsfähigeren Algen hernieder, in deren flockiger Fülle die Krustazeen und sonstiges Getier sanft gebettet liegen. Da wimmelte es von Zehnfüßern, allerlei Muscheltieren, schuppigen Ringelwürmern, schlammigen Aalfischen, Seepocken und Igeln, Parasiten und Krabben.

Die häßliche Meerspinne, die jedoch dem Gourmand nicht minder lecker ist, als die ihr verwandte Languste, thronte neben harmlosen Larven von Spongien, neben massenhaftem Rogen laichender Fische, neben Mollusken und tausendfach vertretener Minudaia, der ihr scharfspitziges Gehäuse und ihre vielfachen, klauenartigen Gliedermassen wenig sympatisch sind und ebenso gefürchtet werden wie ihres Rivalen, des weit stärkeren Hummers, stets raubgierig ausgestreckte Fangscheren, die wie mit eisernen Klammern alles zermalmen, was ihnen in die Quer kommt und in ewigem, mörderischem Krieg mit den unzähligen und unnennbaren sonstigen Bewohnern der Meerestiefe leben.

Wie herrlich wäre dieser Blick in eine Welt sagenumsponnener Mythe und ungelöster Rätsel gewesen, wenn es dem edelsten Wesen der Schöpfung, dem Menschen, nicht den sicheren Tod gebracht hätte! —

Was frugen wohl die bleichen Gesellen, die einer nach dem andern rettungslos in die Tiefe fuhren, nach den Wundern der See?

Es mochte ihnen gewiß einerlei sein, ob sie jetzt im gelblich-grünen, blattartigen Laub der Lattichulve, im bunt schimmernden, idyllischen Blütentang, oder in den spöderen, lederartigen Fucaceen ruhten; gleichfalls, ob ihre Leiber an widrige, die Fangarme und Saugnäpfe nach der willkommenen Beute ausstreckenden Kraken streiften, an nesselnden Quallen, oder an zart getönten Seelilien, an poetischen Nymphäen — des Meeres Rosen — an gleißendem Muschelgehäuse, oder an Edelkorallen und Seesternen; denn ihr Stern war ja doch — erloschen.

— — — — — — — — — — —

Am Großroyalflaggentop angeklammert, an der äußersten Spitze des Mastbaumes, auf den er vor dem Brand geflüchtet, sah Fernando seine unglücklichen Leute dem grausamsten Tode rettungslos anheimfallen.

Da ja sein eigenes Leben doch nur nach Minuten zählen konnte, dünkte er sich einem in seinen Sünden verstockten Verbrecher gleich, der zur Verschärfung der Todesstrafe verurteilt ist, die Gefährten seiner Frevelthaten justifizirt zu sehen.

Keuchend ging sein Atem, kaum vermochte er sich noch aufrecht zu halten auf seiner schwindelnden Höhe, zu welcher die pestilenzialischen Düfte des qualmenden Petrolios dennoch hinanlangten.

Und trotz aller Gefahr, trotz aller Todesangst, die den starken Mann, zähneklappernd, bis ins innerste Mark erschauern ließ, mußte sich sein Auge an der Großartigkeit seiner Umgebung weiden, so überwältigend war das Bild, das sich zauberschön entrollte.

Als ob der Norden, der kalte, ernste, ferne, mit dem süßen, verlockenden, wundervollen Süden getauscht hätte, flammte es, teils wie der Mitternachtssonne, teils gleich der Aurora borealis phänomenale Pracht in ihrer vollsten hehren Majestät am dräuend umwölkten Himmel auf. Von des mächtigen Feuers Reflexen glutigrot angehaucht, erglänzte der Horizont ringsumher, die weite See und die immer näher und näher rückende Küste, deren massig aufgetürmte Bergzinnen mit Riesenschritten, drohend und vernichtend, dem strandenden Schiff entgegenzustürmen schienen, indes das elende Wrak doch selbst dem Ufer zutrieb.

In der Ferne tauchte die fatale, ängstlich gemiedene Vaterstadt vor Fernandos Blicken empor, dem die amphitheatralisch aufsteigenden, wohlbekannten Häusermassen mit ihren glühenden Fensterscheiben ein feuerspeiendes Ungeheuer dünkten, das gigantisch vor seinen Augen emporwuchs und ihn zu verschlingen drohte . . .

Und da kam auch jählings das gleich dem Damoklesschwerte ob seinem Haupte schwebende Verderben über ihn: die Explosion.

Rascher als der Gedanke war die Katastrophe mit Blitzesschnelle hereingebrochen. Hatte doch das ganze, großartige Schauspiel, ob dessen überwältigendem Anblick sich die Augen des dem sicheren Tode verfallenen Mannes unwillkürlich in staunender Bewunderung mehr noch denn in Todesangst weiteten, kaum Sekunden gedauert.

Mit unbeschreiblicher, gräßlicher Vehemenz war die Explosion erfolgt . . . Aechzend, dröhnend, funkensprühend brach der in seinen Grundfesten entwurzelte Großmast entzwei und flog vom Sturm getragen himmelan, um dann, weit über die glühende Feuerregion hinweg, leewärts in die See niederzusausen.

*

Der Schreckensnacht ist ein herrlicher Morgen gefolgt. Durch kein einziges Wölkchen getrübt, blaut der Himmel in schönster Pracht auf des Meeres leichtgekräuselte Fläche hernieder und spiegelt sich in seinen schimmernden Fluten.

Ein dem Binnenländer fremdartiger, sonderbarer Zug gleitet über die See dahin: ein Leichenkondukt.

Wunderbar und ach so ergreifend zu schauen in seiner düsteren Pompentfaltung, schwebt er wie ein Spukgebilde im Mittagssonnenschein geisterhaft einher, unbeirrt vorwärtsstrebend inmitten des geschäftigen Treibens und rastlos pulsirenden Lebens des großen Hafens, inmitten all der vielen Handels- und

Kriegsschiffe; denn alles und jedes muß die Majestät des Todes achten und dem Zug freie Bahn lassen.

Auch ein gewaltiges Kriegsschiff, ein Panzerkoloß neuester Konstruktion, das selbstbewußt und breitspurig in den Hafen steuerte, muß den eiligen Lauf hemmen, gibt Contredampf und stoppt, um die Leichenfeier nicht zu stören, die an seinem Bug vorbeischifft und der entlegenen, des steinigen Ufers halber nur zu Wasser erreichbaren Landzunge zustrebt, wo der Friedhof still und einsam liegt und die nimmerrastende See den Toten ein ewiges Schlummerlied singt.

Die Offiziere und Matrosen der Bemannung, die nicht gerade durch ihre Pflicht an irgend einen Posten gefesselt sind, drängen sich alle am Vorderdeck zusammen und betrachten das hehre Schauspiel am Meere, desgleichen ein armer Schiffbrüchiger, der, auf schwankem Balken treibend, von den braven Seeleuten in der verflossenen Nacht aufgefischt wurde.

Wohl an hundert schwarzdrapirte Boote defiliren in feierlichem Tempo gemäßigter Ruderschläge am Bugspriet der eisenumpanzerten Fregatte vorbei. Allen voran eine Dampfbarkasse, an deren Bug ein blumengeschmücktes großes Kreuz emporsteigt. Zwei weiß gekleidete, schlanke Jungfrauen stehen an beiden Seiten des Kruzifixs und halten den wehenden Trauerflor in Händen, der vom dornenumkränzten Haupt des Heilandes herniederwallt.

Diesen lieblichen, elfenhaften Mädchengestalten, deren Köpfchen wie die Zweige einer Trauerweide schmerzgebeugt zu Boden sich neigen, reihen sich zwölf schwarzgekleidete Matronen an, Haupt und Antlitz nach italienischer Sitte von langen schwarzen Schleiern verhüllt, welche, von der leichten Seebrise geschwellt, Fittichen gleich emporsteigen und die laut betenden Weiber wie die Verkörperung der trauernden Genien des Todes erscheinen lassen, trotzdem ihre Fackeln weder erloschen noch gesenkt waren, vielmehr in Form von dicken, brennenden Wachskerzen düster qualmten.

Eine im Nationalkostüm prangende, wehmütige Weisen spielende Musikbande, folgt auf einer zweiten Barkasse und, von dieser bugsirt, ein großes Floß mit hohem, imposantem Katafalk, auf dessen Fläche ein blauer, silberbeschlagener Sarg steht. Unzählige, im grellen Sonnenschein matt leuchtende Wachskerzen umgeben das Trauergerüst, ebenso die bei Katholiken übliche Priesterschaar. Auf der prächtigen Truhe ruht ein wunderschönes, aus weißen Rosenknospen und Myrtenlaub geformtes Kreuz. Die Stufen des für junge Mädchen der Sitte gemäß blau ausgeschlagenen Katafalkes vermögen die Last der vielfachen Blumen und Kränze, die durchweg das keusche, jungfräuliche Weiß zeigen, kaum zu fassen; und förmlich überquellend in ihrer reichen Hülle strömen die vielen, berauschend duftenden Blütengewinde, von Rosen, Jasmin und Cypressenzweigen durchflochten, über Bord hinab, in den kristallenen Meeresfluten mit leisem, eintönigem Rauschen melancholisch nachschleifend, ebenso wie die meterlangen Enden des gleichfalls blauen, silberdurchwirkten Bahrtuches, das, von Korkringen getragen, einer majestätischen Trauerschleppe gleich, lang und breit nachschwimmt.

Weißgekleidete und weißverschleierte Mädchen mit rotgeweinten Augen und kummerbleichen Gesichtchen folgen in kleineren Booten, denen sich in unabsehbarer Reihe eine stattliche Anzahl von Leidtragenden in Barken aller Größe und Dimensionen anschloß.

„Hallo, ihr Leute!“ ruft einer der Matrosen neugierig hinab, „wen begräbt man denn da mit solch ergreifendem Pomp und allgemeiner Teilnahme?“

„Die schöne Terese; sie starb an gebrochenem Herzen ob der Untreue ihres Verlobten!“

„Madre santa, heilige Gottesmutter! Sei meiner armen Seele gnädig! Ich bin ihr Mörder . . .“ rief der wie durch ein Wunder gerettete Fernando entsetzt aus und stürzt sich kopfüber in die See.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf den Planken eines aus der langen Reihe jählings losgelösten Bootes kniet eine jammernde Frauengestalt und beugt sich liebevoll über ein bleiches, fast schon entgeistertes Männerantlitz.

Mit eigener Lebensgefahr hat das mutige Weib den Selbstmörder aus den Fluten gerissen. Angstdurchschauert harrt es nun des Augenblickes, ob das Rettungswerk auch von Erfolg gekrönt sein werde.

Unter heißen Thränen, unter leidenschaftlichen Umarmungen, unter tausend Kosenamen, die selbst einen Toten erweckt haben würden, schlägt Fernando endlich die Augen auf und erblickt — Gina, sein totgeglaubtes, tiefbetrauertes, treues Lieb . . .

Eine Schwester Ginas war es, die man begrub. Sie hatte den Schönheitsruf der älteren Terese noch weit überstrahlt, war aber vom Schicksal in ihrer Liebe ebenso grausam getroffen worden, überdies, ohne die Kraft und den Mut der Hoffnung zu besitzen, die Gina in ihrem Schmerze aufrecht hielt, bis die Madonna gnädigst ihr Flehen erhörte und die Trauernde doch noch mit dem reuigen Geliebten vereinte.

Aphorismen.

Von

Konrad Timm.

Unter Umständen ist ein großes Unglück das größte Glück, das einem Menschen begegnen kann. Ein kleines Unglück aber ist immer ein Unglück.

*

Für den Verlauf einer Unterredung, von der wir Wichtiges erhoffen, wie für den ganzen Charakter, den eine neue Verbindung annehmen wird, ist nicht selten das erste Wort, der Ton, worin wir es sprechen, von ausschlaggebender Bedeutung.

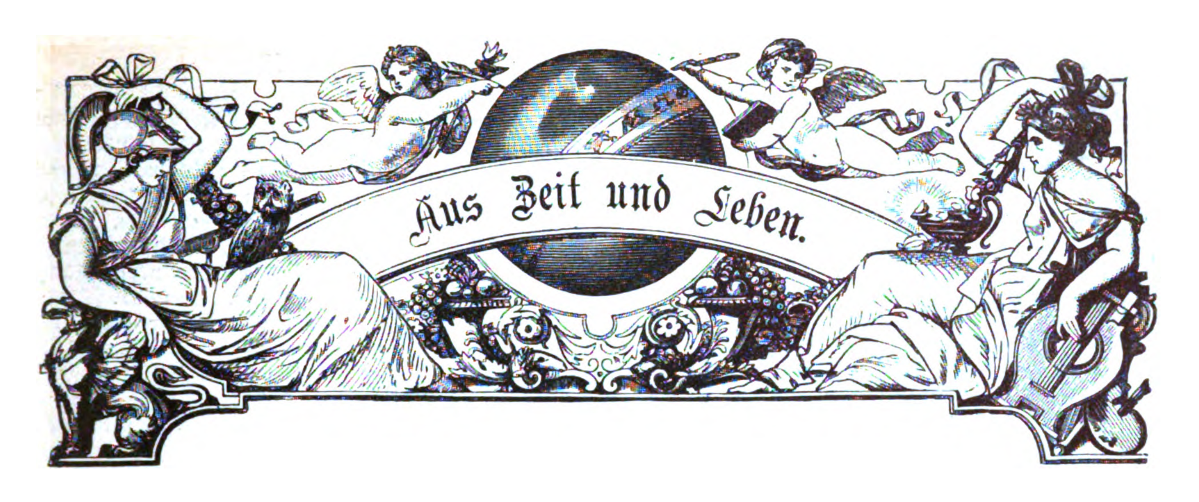
*

Es ist eine der grausamsten, doch gerechtesten Vergeltungen, daß ein Mensch, der fortgesetzt Böses that, mehr und mehr den Glauben an das Gute verliert — auch an das, was ihm ein anderer erzeigen will und das ihn vielleicht erretten könnte.

*

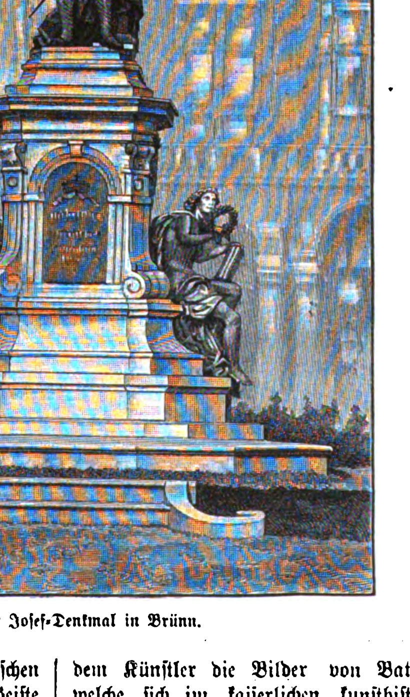
Man sieht es manchen Aphorismen nicht an, wie viel Herzblut sie den, der sie schrieb, gekostet haben.





Das Kaiser Josef-Denkmal in Brünn.

Sonntag den 16. Oktober 1892 wurde in der mährischen Landeshauptstadt, dem österreichischen Manchester, das Kaiser Josef-Denkmal feierlich enthüllt, welches zu den schönsten Standbildern zählt, das dem geliebten Volkskaiser das dankbare deutsche Volk in Oesterreich errichtete. Der Spender dieses Erzbildes ist der Brünner Kaiser Josef-Denkmalverein, der mit einem Kostenaufwande von über 50,000 Gulden, nach zwölfjähriger reger Thätigkeit, endlich an die Enthüllung seines Werkes schreiten konnte, welches ein Sohn der genannten Stadt, Professor Anton Brenek (akademischer Bildhauer in Wien), in formvollendeter Weise geschaffen hatte. Das Denkmal ist, der Größe des Platzes und dessen Umgebung entsprechend, in kolossalen Dimensionen durchgeführt und hat eine Gesamthöhe von zehn Meter. Es erhebt sich auf einer Terrasse, welche von vier Doppelstufen mit Treppenwangen, die in Voluten endigen, getragen erscheint. Die unterste quadratische Stufe des Denkmals, von 6,65 Meter Breite, erscheint infolge der Abstufung der Ecken als ein Oktogon und ist gleich den Terrassenstufen aus Gmündner Granit hergestellt. Davon erhebt sich das 6 Meter hohe Piedestal des Denkmals, welches in einer dem Stile des Deutschen Hauses (vor dem es sich erhebt) und dem josefinischen Geiste entsprechenden einfachen, jedoch edel gehaltenen Architektur aus hellgrauem, wetterbeständigem Sterzinger Marmor durchgeführt ist und das sich von dem dunklen Hintergrund der Fassade des Deutschen Hauses prächtig abhebt. Die architektonische Gliederung und der Aufbau des Ganzen ist von allen Seiten wirkungsvoll und zeugt von feingebildetem, ästhetischem Verständnis. Auf dem markig entwickelten Unterbau, welcher sich durch eine schön geschwungene, breit entwickelte Hohlkehle nach der Mitte zu verjüngt, ruhen vier über Eck gestellte Voluten, der Entwicklung des Oktogons entsprechend, welche unter dem von ihnen getragenen Architrav als Lisenen mit Konsolen endigen, welche mit Akanthusblättern geziert sind. Zwischen diesen Volutenlisenen sind halbkreisförmige, feinprofilirte Bogen mit Schlußsteinen, die an den zwei Seiten, wo allegorische Figuren in Bronzeguß placirt sind, als Nischenabschluß dienen und mit einer sogenannten Muschel geziert sind, an der Vorderseite jedoch für die Umrahmung der Inschriftplatte und an der Rückseite für die eines Reliefs den Abschluß bilden. Auf dem nun folgenden Architrav und schön gegliederten Kranzgesimse befindet sich die nach oben zu verjüngte Basis für das ebenfalls in Bronzeguß ausgeführte Standbild des Kaisers Josef, welches allein eine Höhe von 4 Meter hat, also mehr als doppelt lebensgroß modellirt ist. Für das Porträt des Kaisers Josef II. waren dem Künstler die Bilder von Battoni und von Wareon, welche sich im kaiserlichen kunsthistorischen Hofmuseum in Wien befinden, die maßgebendsten Anhaltspunkte. Der Kaiser ist in seiner historischen Gewandung, in welcher er auch auf dem Battonischen Bilde zu sehen ist, dargestellt, und stützt sich mit der linken Hand auf eine auf einer


Das Kaiser Josef-Denkmal in Brünn.



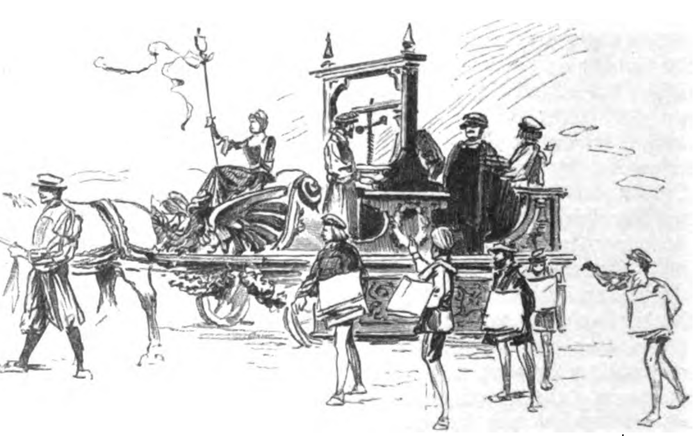
Wagen der Wittenberger.

Säule ruhende Papierrolle und hebt die Rechte, gleichsam segnend, jedoch auch, der Haltung und Bewegung der ganzen Figur entsprechend, die Willensfestigkeit zum Ausdrucke bringend, empor; das Antlitz zeigt liebevolle Menschenfreundlichkeit. Unter dieser Kolossalstatue sitzen zu beiden Seiten des Piedestals zwischen den Voluten je eine allegorische Figur, ebenfalls in nahezu doppelter Lebensgröße modellirt, und zwar auf der rechten Seite ein jugendlicher Genius, der für den Aufschwung, den Wissenschaft, Handel und Industrie, die durch entsprechende Attribute angedeutet sind, unter der Regierung Kaiser Josefs genommen, durch einen emporgehaltenen Eichenkranz den Dank des Volkes zum Ausdruck bringt. Auf der entgegengesetzten Seite bemerken wir eine ideal gehaltene weibliche Gestalt mit einem Sterne auf dem Haupte, die neue Aera bezeichnend, in der Rechten eine lodernde Fackel als Symbol des Lichtes, mit der Linken auf einen Schild gestützt, auf dem zwei sich faltende Hände mit der Inschrift: „Concordia religionum“ dargestellt sind. Auf der Vorderseite des Denkmals befindet sich die in Bronze gegossene Inschrifttafel, deren von der in Feuer vergoldeten Deutschen Kaiserkrone überragte Buchstaben die Worte: „Josef II., die Deutschen Mährens 1892“ enthalten. Auf der Rückseite ist ein Relief angebracht, das die bekannte Ackerscene bei Slawikowitz in origineller Auffassung darstellt, indem die Menschenliebe Kaiser Josefs mit der Ehrung des Ackerbaues in glücklicher Weise vereinigt dargestellt erscheint. Bei der Enthüllungsfeier, welche bei herrlichstem Wetter stattfand, und der der mährische Statthalter, das Offiziercorps, die Spitzen der Zivilbehörden, sämtliche Brünner deutschen Vereine, die akademische Jugend und ein tausendköpfiges Publikum beiwohnten, hielt der Senior der dortigen protestantischen Gemeinde, der Obmann-Stellvertreter des Kaiser Josef-Denkmalvereins, Dr. Gustav Trautenberger, die Festrede.

Die Festtage zu Wittenberg.

Der 31. Oktober dieses Jahres war für die ganze evangelische Christenheit in allen deutschen und außerdeutschen Ländern ein wichtiger Fest- und Freudentag. Denn an diesem Tage fand die feierliche Einweihung der nach den Plänen des Geheimen Oberbaurats Professor Adler neu ausgebauten Schloßkirche in Wittenberg, der ehrwürdigen Lutherstadt an der Elbe, der Wiege der Reformation und der Grabstätte der Reformatoren, statt. Es war die dritte Einweihung, die diese geheiligten, mit der Geschichte der Reformation unzertrennlich verknüpften Räume erlebten. Der 31. Oktober 1503 war der erste Kirchweihtag. Am 6. August 1770 fand die zweite Einweihung des Gotteshauses statt. Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, das Gotteshaus seiner Bedeutung gemäß wieder herzustellen, nachdem es die Stürme der Befreiungskriege abermals zu einer traurigen Ruine gemacht hatten. Die Einweihungsfestlichkeit sollte diesmal einen besonders großartigen und feierlichen Charakter tragen, und so waren denn an alle deutschen und außerdeutschen protestantischen Fürsten Einladungen zur Teilnahme ergangen. Am Festtage wurde zur Einleitung der Feier von allen Kirchtürmen der Stadt, die im reichsten Festschmuck prangte, um sieben Uhr in der Frühe das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ geblasen. Wenige Minuten nach elf Uhr traf der Sonderzug, der den Kaiser und die Kaiserin nebst zahlreichem Gefolge brachte, auf dem Bahnhofe ein, von dem sich der Kaiser in offenem Vierspänner mit Spitzreiter nach dem Rathause begab, während die Kaiserin mit dem Kronprinzen, der Prinzessin Friedrich Leopold und der Erbprinzessin von Meiningen direkt nach der Schloßkirche fuhr und an der Grabstätte Luthers kostbare Kränze niederlegten. Nachdem vor dem Rathause die Begrüßung des Kaisers durch den Bürgermeister Dr. Schild stattgefunden hatte, setzte sich der Festzug mit dem Kaiser und den übrigen Fürstlichkeiten und den sonstigen Gästen in Bewegung. Vor der berühmten Thesenthür fand die feierliche Uebergabe der Schlüssel statt, worauf unter Vorantritt der Zeugen der Schlüsselübergabe die Fürstlichkeiten und nach ihnen der Kaiser mit glänzendem Gefolge das Gotteshaus betraten, empfangen von den schallenden Klängen einer geblasenen Hymne. Der Kaiser nahm auf dem erhöhten Kaiserstuhl Platz und die Fürstlichkeiten auf dem von ihnen gestifteten Gestühle.

Dem Kaiser zunächst saßen rechts am Altar die Großherzoge von Hessen, Sachsen-Weimar und Oldenburg, der Erbprinz von Meiningen in Vertretung des Herzogs, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck und der Erbprinz



Wagen der Buchdrucker.

Reuß jüngere Linie, sowie der Vertreter Bremens; dem Kaiser gegenüber, links vom Altar, saßen der Erbgroßherzog von Baden in Vertretung seines Vaters, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin in Vertretung seines Bruders, des Großherzogs, der Regent von Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, die Herzoge von Sachsen-Altenburg und Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Reuß ältere Linie, Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe in Vertretung des Fürsten, sowie die Vertreter Lübecks und Hamburgs. Außerdem waren die Prinzen Heinrich, Friedrich Heinrich und Joachim Albrecht von Preußen, Herzog Günther zu Schleswig-Holstein, die Erbgroßherzoge von Sachsen-Weimar und Oldenburg anwesend und der König von Schweden durch den Kronprinzen, der König von Dänemark durch den Prinzen Johann zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg vertreten.



Wagen der Reformation.

Nach der Beendigung des Festgottesdienstes, bei welchem Generalsuperintendent Schulze die Weihe vollzog, begaben sich der Kaiser, die Kaiserin und die anderen Fürstlichkeiten zu Wagen nach dem Lutherhause, wo der Kaiser in den oberen seinerzeit von dem großen Reformator bewohnten Räumen die urkundliche Aufzeichnung über den erfolgten Weiheakt mit lauter Stimme vorlas, die dann von allen anwesenden Fürstlichkeiten sowie von den Vertretern der abwesenden und der freien Städte eigenhändig unterzeichnet wurde. Von da begaben sich die hohen Herrschaften auf die vor dem Lutherhaus erbaute Tribüne und nahmen die Huldigung des glänzenden Festzuges entgegen, der von den Bewohnern Wittenbergs und der Umgebung veranstaltet worden war und auf das glänzendste verlief. Nach Beendigung des Vorbeizugs kehrte die Kaiserin mit ihren drei Söhnen, der Prinzessin Friedrich Leopold und der Erbprinzessin von Meiningen nach Berlin zurück, während der Kaiser und die übrigen Fürsten nach der Festtafel im Lutherhaus der Aufführung des bekannten Herrigschen Lutherfestspiels beiwohnten. Alle Rollen wurden von Bewohnern Wittenbergs mit großer Begeisterung gespielt. Einen besonders weihevollen Eindruck rief es hervor, als alle Anwesenden sich von den Sitzen erhoben und die drei Strophen des Lutherliedes mitsangen. Nach Beendigung der Aufführung begab sich der Kaiser und nach ihm der größte Teil der geladenen Gäste auf den Bahnhof, um in Sonderzügen die Rückfahrt anzutreten. Inzwischen hatte auch bei anbrechender Dunkelheit die Illumination der Straßen und Plätze der Stadt begonnen, die sich bis auf die kleinsten Seitengäßchen erstreckte und mit dem reichen Fahnen- und Blumenschmuck ein farbenprächtiges Bild gewährte. So endete dieser nicht nur für die alte Lutherstadt an der Elbe, sondern für die gesamte evangelische Christenheit bedeutungsvolle Festtag.

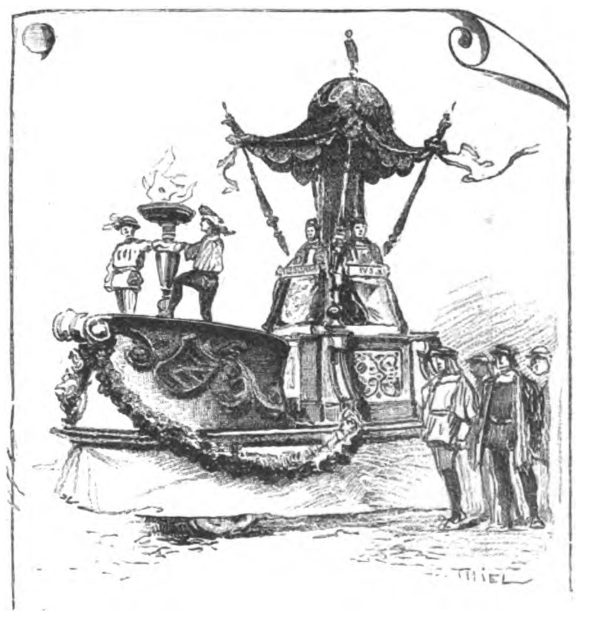


Reiter mit der Fahne Sachsen-Wittenberg.

Olga Nikolajewna,

Königin von Württemberg †.

Mit der Königin-Witwe Olga Nikolajewna, die am 30. Oktober auf Schloß Friedrichshafen von langen und qualvollen Leiden durch den Tod erlöst wurde, ist eine jener Frauen dahingeschieden, die, eine Zierde ihres Geschlechts, auch einem Throne durch wahrhaft fürstliche Eigenschaften erhöhten Glanz verleihen. „Jeder Zoll eine Königin“, das galt schon von ihrer äußern Erscheinung; königlich war aber auch ihr Auftreten, ihre Gesinnung, ihre Bildung und — last, not least — ihre Wohl-



Wagen der Universität.



Die Feierlichkeiten in Wittenberg
Originalzeichnung unseres



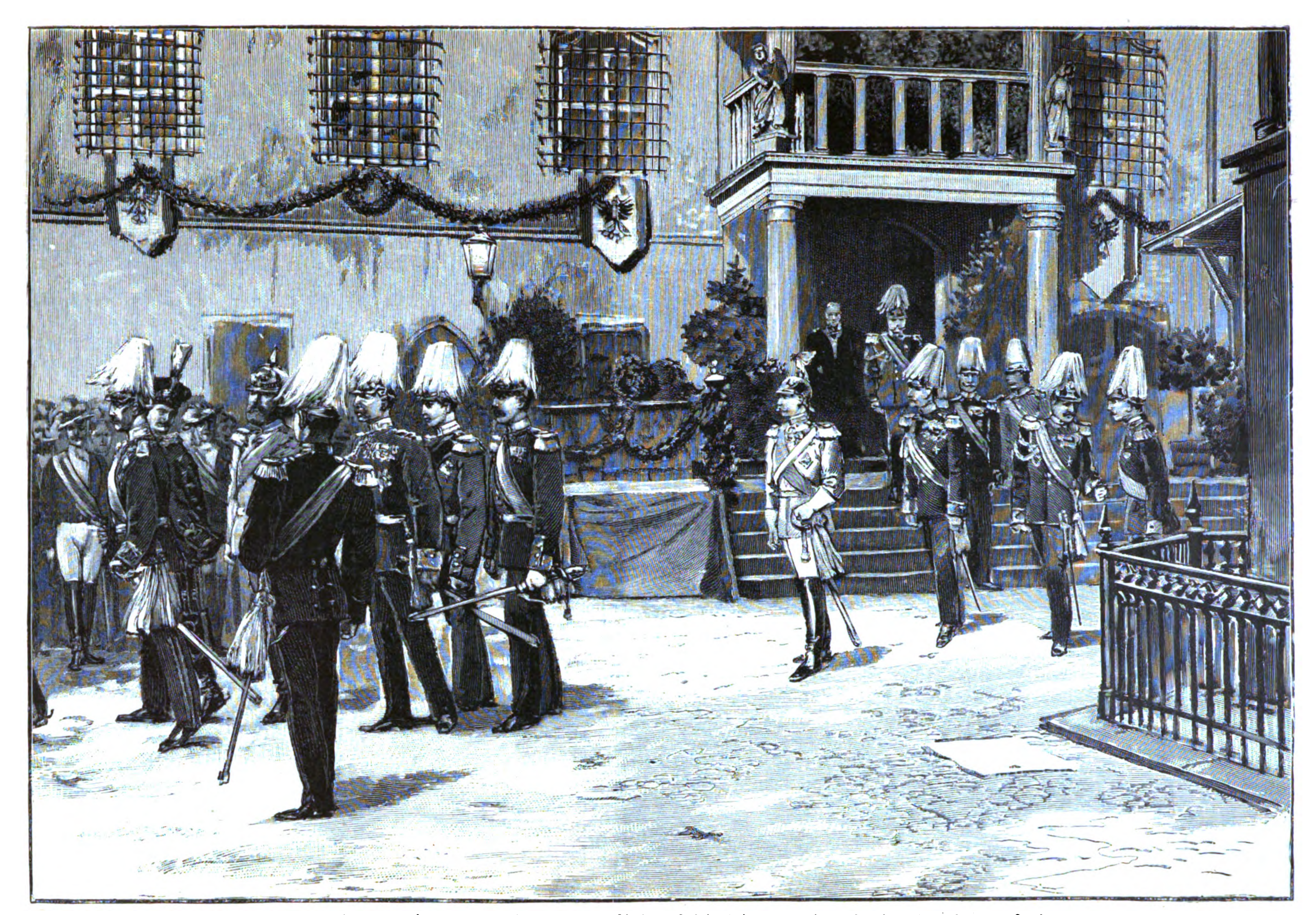
:: Der Festgottesdienst. (Seite 195.)
:Spezialartisten Ewald Thiel.

Nach einer Photographie von Oskar Streusch, Hof-Photograph.

Die neuerbaute Schloßkirche zu Wittenberg. (Seite 195)

thätigkeit. Das majestätische Aeußere, das klassisch-schöne Profil hatte sie von ihrem Vater, dem Zaren Nikolaus Pawlowitsch, während sie in manchen seelischen Zügen ihrer Mutter, Alexandra Feodorowna, einer Tochter Friedrich Wilhelms III. und Luisens von Preußen, glich. Diesen Eltern ward sie am 11. September 1822 geschenkt, also zu einer Zeit, wo in Rußland noch Kaiser Alexander I. herrschte. Das dritte von sieben Kindern, wuchs sie zwischen zwei begabten Schwestern, Marie, der späteren Herzogin Leuchtenberg, und Alexandra, nachmaliger Prinzessin von Hessen-Kassel, auf, selbst von der Natur mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet, die eine weise und ungemein sorgfältige Erziehung zu wecken und zu bilden und in einer so glücklichen Weise auszugestalten verstand, daß man schon an der jungen

Großfürstin ein seltenes Ebenmaß aller Kräfte, ein ausgebreitetes Wissen neben einem klaren Urteil, Energie des Willens neben echt weiblicher Zartheit, unermüdlichen Schaffensdrang neben der Fähigkeit des stillen Genießens auf allen Gebieten der Kunst allgemein bewunderte. Nichts ist ein vollgiltigeres Zeugnis für die Vortrefflichkeit der Schule, durch die sie gegangen, als die Aeußerung, die man in späteren Jahren von ihr hören konnte: wenn sie sich einen Beruf hätte wählen können oder müssen, so wäre sie am liebsten Erzieherin geworden. Die Erziehungskunst zu üben, dazu gab ihre spätere Stellung die mannigfachste Gelegenheit. Noch eine andere Kunst hatte sie schon frühe gelernt. Den Traditionen ihres Hauses getreu, war sie in jungen Jahren mit einem geordneten, wohlorganisirten Betrieb der Wohlthätigkeit vertraut geworden. Die Kenntnisse, welche sie auf diesem Gebiet erwarb, sind im Laufe eines langen Lebens und bei mancher Not des Volkes und der einzelnen ihr und durch sie Tausenden zugut gekommen. Zu alledem kam nun noch, wo immer ernste Lebensfragen an die Großfürstin herantraten, das Gefühl des eigenen Wertes, das dem Stolze ähnelt und doch so unendlich verschieden von demselben ist, und jener sichere Takt, der Menschen und Verhältnisse leicht durchschaut und das Rechte und Echte herausfindet, weil er unbeirrt und unentwegt der Pflicht lebt. Daß die Hand einer persönlich so hochstehenden und edlen Fürstin eine vielbegehrte und doch nicht leicht zu erringende war, ist klar; mancher warb umsonst. Als aber der einzige Sohn des Königs Wilhelm von Württemberg, Kronprinz Karl, als Freier erschien, fand er bei dem Kaiser Nikolaus, den er in Venedig traf, bei der Kaiserin, die mit der Großfürstin Olga in Palermo weilte, und bei dieser selbst ein freudiges Ja (Januar 1846). Die Ehebündnisse zwischen den fürstlichen Häusern von Rußland und von Württemberg waren immer überaus glücklich und segensreich gewesen. An der Newa, ja im ganzen russischen Reich ist das Andenken an die bildschöne und engelgute Kaiserin Maria Feodorowna, die Gemahlin des Kaisers und Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, heute noch frisch und lebendig, und in Württemberg nennt man mit Katharina Pawlowna, der Tochter jener Maria Feodorowna und zweiten Gemahlin des Königs Wilhelm I., eine Perle unter den Fürstinnen und eine wahre Landesmutter. Deshalb war auch die Freude groß und allgemein, als der Kronprinz seine in Peterhof ihm angetraute, mit allen Reizen des Körpers und der Seele geschmückte Gemahlin den königlichen Eltern und dem württembergischen Volke zuführte. Dies geschah im September 1846. Sechsundvierzig Jahre alt ist also das Band, welches die Verewigte mit Württemberg verknüpfte. In einer fünfundvierzigjährigen glücklichen Ehe, wie unter der siebenundzwanzigjährigen Regierung ihres Gemahls hatte die hohe Frau Gelegenheit, die an ihr gerühmten Eigenschaften im reichsten Maße an den Tag zu legen und die Herzen ihres Volkes in einer Weise zu gewinnen, wie dies nur selten der Fall ist. Sie wurde die Mutter der Armen und der Hort der Bedrängten, die Stifterin einer großen Anzahl wohlthätiger Anstalten, die Beschützerin jedes guten Werks, die Förderin jeder schönen Kunst. Namentlich entfaltete sie in den Notjahren der unruhvoll gärenden Zeit um die Mitte des Jahrhunderts und während der Kriege von 1866 und 1870/71 eine staunenswerte Thätigkeit und Geschicklichkeit, so daß der von König Karl im Jahre 1871 gestiftete und zur Anerkennung besonderer Verdienste von Männern, Frauen und Jungfrauen auf dem Feld der freiwillig helfenden Liebe im Krieg oder Frieden bestimmte Orden mit vollem Recht ihren Namen trägt. Von der Königin Olga konnte man lernen, rasch zu helfen und klug zu helfen, reichlich zu geben und zart zu geben. Aber sie war auch noch in anderem ein Vorbild. An der Seite der segensvollen Schöpfung ihrer Tante, des Katharinenstifts in Stuttgart, stellte sie eine zweite höhere Töchterschule in derselben Stadt, das Olgastift, und nicht zufrieden mit den schönen Früchten, die ihr aus dieser und anderen Stiftungen rettender und erziehlicher Art erwuchsen, erzog sie sich im eigenen Hause in der Person ihrer Nichte, der Großfürstin Wera Konstantinowna, eine Tochter, an der sie, die Kinderlose, viel Mutterglück und an deren Kindern, den jungen Herzoginnen Olga und Elsa von Württemberg, sie reiches Großmutterglück erleben durfte. Den stillen Gang eines durch Liebe so beseligten Lebens und an Erfolgen so reichen Wirkens unterbrachen unvergeßliche Festzeiten, in denen um die gefeierte Fürstin alles sich sammelte, was ihrem Herzen teuer war: die Mitglieder der eigenen Familie und die dankbaren Einwohner eines ganzen Landes. Im Jahre 1871 war es der hohen Frau vergönnt, mit ihrem Gemahl ihre silberne Hochzeit, im Jahre 1891 das Regierungsjubiläum zu feiern. Aber auch an schweren Heimsuchungen fehlte es nicht; außer ihrem jüngsten Bruder, dem Großfürsten Michael, sanken alle Gestalten, die ihrer Jugend Pfad erhellt hatten, dahin. Die schwerste Prüfung brachte ihr das Jahr 1891, den Hingang ihres königlichen Gemahls. Mit rührender Liebe und Rücksicht sorgte der Neffe der Verwitweten, König Wilhelm II., dafür, daß in den der Königin Olga liebgewordenen Lebensgewohnheiten nichts geändert wurde: sie behielt ihre Gemächer im Residenzschlosse zu Stuttgart wie den schönen Sommeraufenthalt am Ufer des schwäbischen Meeres in Friedrichshafen, und wie der König, so war die edle Königin Charlotte stets bemüht, durch zarte Aufmerksamkeit der Schwergebeugten die Tage des Leids zu versüßen. Nachdem anfänglich eine Wendung zur Besserung eingetreten, die mit leisen Hoffnungen erfüllte, trat unerwartet, am Abend des 30. Oktober, die schmerzliche Katastrophe ein. Bei vollem Bewußtsein Abschied nehmend von der Welt und das Ende erwartend, umgeben von der Liebe der Ihrigen, geleitet von den Gebeten und Segenswünschen ihres württembergischen Volkes, ist Königin Olga im Frieden ihres Gottes heimgegangen, wenig mehr denn ein Jahr nach ihrem Gemahl und in der Gruft zu Stuttgart an dessen Seite gebettet worden. O. Sch.



Die Feierlichkeiten in Wittenberg: Gang vom Rathaus nach der Kirche. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Ewald Thiel. (Seite 195.)



Olga Nikolajewna, Königin von Württemberg †.

Die Trauerfeierlichkeiten in Stuttgart.

(Hiezu auch die Bilder Seite 215.)

Kaum ein Jahr ist dahingegangen, und schon wieder hat die schöne Hauptstadt des Schwabenlandes Trauerschmuck anlegen müssen, diesmal um die hochherzige Königin-Witwe Olga, die stets hilfsbereite Trösterin und Helferin der Armen und Unglücklichen. Am Abend des 30. Oktober machte der Tod den langen, schweren Leiden der edlen Frau im Schlosse zu Friedrichshafen am Bodensee ein Ende, wo sie seit vielen Jahren die Sommermonate zu verleben pflegte. Dort war zunächst der Sarg im Sterbezimmer aufgebahrt worden und dort versammelten sich am Nachmittag des 2. November die hohen Anverwandten der Verblichenen, um noch einmal die teuren Züge zu schauen, während die russische Geistlichkeit die vorgeschriebenen Gebete unter den üblichen Zeremonien verrichtete. Eine Viertelstunde vor vier Uhr traten dann zwölf Vizefeldwebel des Infanterieregiments Kaiser Wilhelm ein, um den Sarg in die Schloßkirche zu tragen. Vor dem Portale derselben hatten die evangelische und katholische Pfarrgeistlichkeit im Ornate Aufstellung genommen. Hinter dem Sarge gingen die hohen Anverwandten, der königliche Kommissär, der russische Gesandte, die Hofstaaten sowie die Dienerschaft des inneren Dienstes der verewigten Königin. Während des Ganges durch den Schloßhof, wo die übrigen Angestellten Spalier bildeten, sangen die russischen Kirchensänger Trauergesänge.

Einen tiefernsten Eindruck machte das sonst so freundliche Gotteshaus an diesem Tage auf den Beschauer; Altar und Kanzel, der Chor und sämtliche Fenster, der große Zugang, sowie die kleineren Seitengänge, alles war mit schwarzen Tüchern verhängt und drapirt. Vor dem Altare war eine Empore angebracht, auf welcher der Prunksarg ruhte; dieser, mit Purpursammet und Goldbordüren ausgeschlagen, auf sechs goldenen Löwenfüßen ruhend, war genau so gearbeitet wie der Sarg, welcher König Karls irdische Ueberreste aufgenommen hat. Eine Gruppe exotischer Pflanzen im Hintergrunde, sowie zu beiden Seiten des Chores gab dem ganzen Arrangement einen würdigen Abschluß, dessen Wirkung durch den magischen Glanz des elektrischen Lichtes noch wesentlich erhöht wurde.

Der evangelische Stadtpfarrer Pezold sprach mit ergriffener Stimme einige tiefempfundene Abschiedsworte, worauf der Sarg, nachdem das zahlreich versammelte Volk aus Stadt und Umgebung vorbeidefilirt war, im Beisein der hohen Anverwandten geschlossen und um halb sieben Uhr auf den Bahnhof gefahren wurde. Während man dort den Sarg in den Eisenbahnwaggon übertrug, sang der russische Sängerchor das große „Heilig, heilig, heilig". Die Fahrt nach der Residenz erfolgte in zwei Sonderzügen; in dem ersten befanden sich die hohen Anverwandten mit dem Gefolge und in dem zweiten, der fünfzehn Minuten später abfuhr, die irdische Hülle der Königin-Witwe mit den unmittelbaren Hofstaaten, dem königlichen Kommissär und dem Ehrendienst. Kurz nach elf Uhr erfolgte die Ankunft in Stuttgart, wo König Wilhelm mit den Prinzen des königlichen Hauses zum Empfange anwesend war. Nachdem die hohen Anverwandten, die Großfürstin Konstantin, die Prinzessin Wilhelm von Baden und die Herzogin Wera mit den Prinzessinnen Elsa und Olga nach dem Schloß gefahren waren, wurde der Sarg aus dem Waggon gehoben und in feierlichem Zuge nach dem bereitstehenden, mit vier Rappen bespannten königlichen Leichenwagen geleitet und mit einem Hermelinpelz und einem Tuche aus Goldbrokat zugedeckt. Im Residenzschlosse angelangt, wurde der Leichnam in die russische Hofkapelle gebracht und dort mit dem üblichen kirchlichen Zeremoniell empfangen, worauf die russische Geistlichkeit die Gebete fortsetzte. Am nächsten Tage trafen die verschiedenen Fürstlichkeiten ein, die an dem Leichenbegängnisse teilnahmen. Der deutsche Kaiser langte am Abend um neun Uhr in der schwäbischen Residenz an. Außerdem waren die Großherzogin von Baden, Erzherzog Ludwig Viktor von Oesterreich, Prinz Johann Georg von Sachsen, die Großfürsten Alexander, Sergius und Wladimir, Prinz Ludwig von Bayern und andere erschienen. Die Leiche war im Marmorsaale aufgebahrt worden, und von ein Uhr an war der allgemeine Zutritt gestattet. Hier fand auch am Freitag Morgen, nachdem der Sarg geschlossen, der Trauergottesdienst statt, an dem sämtliche Fürstlichkeiten und eine große Anzahl geladener Trauergäste teilnahmen. Dann begaben sich die fürstlichen Damen zu Wagen nach der Schloßkirche, während der Trauerkondukt sich ordnete. Um elf Uhr setzte sich der feierliche Zug in Bewegung und nahm seinen Weg zwischen den von dem Militär gebildeten Spalieren am Hoftheater und Königsbau vorüber zum alten Schloß. Nachdem die Hofhandwerksleute den Sarg unter feierlichen Orgelklängen in die Hofkirche getragen, hielt der Oberhofprediger Prälat v. Schmidt eine ergreifende Trauerrede, worauf der Sarg mittelst einer mechanischen Vorrichtung in die Gruft versenkt wurde.

Unter Vortritt des Oberhofpredigers begab sich sodann der König mit den hohen Anverwandten ebenfalls dahin, woselbst die Einsegnung des Sarges durch die russische Geistlichkeit erfolgte; während dieses feierlich-ernsten Aktes sang auf besonderen Wunsch der verewigten Königin der k. Singchor das „Vaterunser" vom General Lwoff, dem Direktor der kaiserlichen Hofkapelle in St. Petersburg, einem Reformator der russischen Kirchenmusik, welchem man noch andere herrliche Kompositionen, namentlich die Kaiserhymne verdankt. So oft die Königin Olga das heilige Abendmahl empfing, wurde auf ihren besonderen Wunsch dieses „Vaterunser" gesungen. Nach der Rückkehr aus der Gruft wurde die Trauerfeier durch ein kurzes Gebet des Hofpredigers Dr. Braun abgeschlossen.

Gestorben.

Ahna, de, Heinrich, Professor, hervorragender Geiger, wurde geboren am 22. Juni 1835 in Wien und erhielt seine musikalische Ausbildung hauptsächlich an dem Konservatorium in Prag. Nachdem er schon im Alter von zwölf Jahren in Wien, London und anderen Städten als Violinvirtuose aufgetreten war, wurde er von dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha zum Kammervirtuosen ernannt. Trotz aller glänzenden Erfolge aber gab er plötzlich diese Laufbahn auf und trat 1851 als Kadett in die österreichische Armee, wurde 1853 Lieutenant und machte 1859 den italienischen Feldzug mit. Nach dem Friedensschlusse erwachte jedoch in ihm von neuem die Liebe zum Künstlerberuf, er nahm seinen Abschied vom Militär und machte Kunstreisen durch Deutschland und Holland. 1862 ließ er sich in Berlin nieder, zunächst als Mitglied der königl. Kapelle, wurde 1868 zum Konzertmeister ernannt und 1869 mit dem Titel eines k. Professors als Lehrer an der k. Hochschule für Musik angestellt. Durch seine künstlerische Thätigkeit besonders als eine der Hauptstützen des berühmten Joachim-Quartetts, hat er sich einen bedeutenden Ruhm als hervorragender Geigenvirtuos erworben, und sein segensreiches Wirken als Lehrer an der k. Hochschule hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen Künstlerruf zu verbreiten und zu befestigen. Nachdem er schon vom Anfange der vergangenen Saison wegen Krankheit jedes öffentliche Wirken sich hatte versagen müssen, erlöste ihn der Tod von seinem schweren Leiden am Abend des 1. November.





Aufbahrung im Marmorsaal des königlichen K

Originalzeichnung unseres Spezi-



Residenzschlosses in Stuttgart. (Seite 211.)

alartisten Reinhold Schmidt.

Angelini, Jesuitenpater, berühmter italienischer Latinist und Inschriftenforscher, am 11. Oktober, in Rom.

Bischoff, Johann Jakob, Dr., Prof. der Frauenheilkunde an der Universität Basel, bedeutender Frauenarzt, 51 Jahre alt, am 28. Oktober, in Basel.

Bleibtreu, Georg, der bedeutendste und fruchtbarste deutsche Schlachtenmaler der Gegenwart, wurde geboren am 27. März 1828 zu Xanten am Rhein. 1843 kam er auf die Düsseldorfer Malerschule, wo Theodor Hildebrandt mit seiner realistischen Richtung sein liebster Lehrer wurde. 1858 verlegte er seinen Sitz nach Berlin, in die Hauptstadt des Staates, dessen heldenhafter Entwicklungsgang beinahe der einzige Gegenstand seines Pinsels war. Vorher hatte er schon seine großen Bilder aus dem Befreiungskriege: „Die Schlacht von Großbeeren", „Das Grimmaische Thor von der Königsberger Landwehr erstürmt", „Die Schlacht an der Katzbach", „Die Schlacht von Aspern", „Die Schlacht bei Belle-Alliance" vollendet. Seit 1864 wurde Bleibtreu der ständige, treue und schaffenskräftige Chronist mit Pinsel und Palette der kriegerischen Großthaten, welche die Einigung Deutschlands herbeiführten. Die Namen Alsen, Königgrätz, Sedan, Paris sind die hervorragendsten Punkte seines künstlerischen Schaffens. 1868 erhielt er auf der Berliner Ausstellung die große goldene Medaille und wurde Mitglied der Akademie der Künste. Die letzte Periode seines Lebens verbrachte Bleibtreu in Charlottenburg, wo er am Mittag des 16. Oktober an den Folgen der Influenza, die ihn seit zwei Jahren gepackt hielt und nicht wieder losließ, verschied.



Brachelli, von, Hugo Franz, k. und k. Hofrat, Leiter des statistischen Departements im österreichischen Handelsministerium und Präsident der Permanentkommission für Handelswerte, bedeutender Statistiker und hervorragender Fachschriftsteller, 58 Jahre alt, am 3. Oktober, in Wien.

Dessoff, Otto Felix, erster Kapellmeister am Opernhause in Frankfurt a. M., namhafter Dirigent und Komponist, 57 Jahre alt, am 28. Oktober, in Frankfurt a. M.

Franz, Robert, der bedeutendste Liederkomponist der Gegenwart, wurde geboren am 28. Juni 1815 in Halle an der Saale als Sohn eines Salzsieders, der ihm zwar eine treffliche Schulbildung, aber keinen Musikunterricht angedeihen ließ. Der junge Franz war bereits 14 Jahre alt, als ihm ein altes, in der Wohnung eines Verwandten aufgefundenes Klavier zuerst die unbezwingliche Sehnsucht einflößte, im Reiche der Töne heimisch zu werden. Nach langem Kampfe erhielt er von seiner Familie, die nichts von dem Musikantentum wissen wollte, die Erlaubnis, unter der Leitung Friedrich Schneiders in Dessau Musik zu studiren. Seine ersten Kompositionen erfuhren jedoch eine Ablehnung. Er ließ sich dadurch aber von dem einmal betretenen Wege nicht zurückschrecken, sondern setzte das Studium der Musik selbständig in tief wissenschaftlicher Weise fort. Im Jahre 1843 veröffentlichte er das erste Heft seiner gedankentiefen und formvollendeten Lieder, die bald allgemein als Kleinodien anerkannt wurden. Jetzt erhielt Franz auch eine Anstellung als städtischer Organist der Ulrichskirche und Dirigent der Sing-Akademie in Halle, während das Ministerium ihm das Prädikat eines königlichen Musikdirektors und die Universität den Doktortitel verlieh. Leider befiel den berühmten Künstler ein Gehörleiden, zu welchem sich eine sich immer steigernde Nervenkrankheit gesellte, so daß er vom Jahre 1868 an gezwungen war, ein Amt nach dem andern niederzulegen und auch seine musikalischen Arbeiten ganz einzustellen. Seitdem lebte er in stiller Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt, wo er, hochbetagt, am 24. Oktober die Augen schloß.



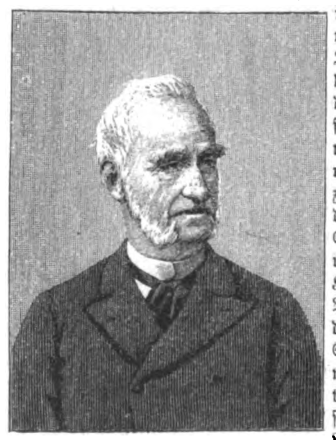
Grot-Johann, Philipp, Historienmaler, einer der bedeutendsten unter den zeitgenössischen Zeichnern und Illustratoren, wurde geboren am 27. Juni 1841 zu Stettin. Anfangs wollte er sich dem Maschinenbau widmen und arbeitete als Schlosserlehrling und später als Geselle auf der Werft „Vulkan" in Stettin. Zu seiner weiteren Ausbildung bezog er anfangs der sechziger Jahre das Polytechnikum zu Hannover. Der begabte und strebsame Jüngling, der dort seinen Künstlerberuf erkannte, erwarb sich bald wohlwollende Freunde und Gönner, und auf Veranlassung von Peter von Cornelius ging er später nach Düsseldorf. Hier besuchte er die Kunstakademie und wurde besonders Schüler von Prof. Karl Sohn und nach dessen Tode von Prof. Karl Lasch. Seitdem ist Grot-Johann mit Ausnahme des Jahres 1867, das er in Antwerpen zubrachte, ständig in Düsseldorf geblieben. Zu seinen besten Arbeiten gehören unter anderen viele der schönen Illustrationen zu den in unserem Verlage erschienenen Prachtwerken von Schiller und Goethe. Auch in der Ausführung von Diplomen, Adressen und dergleichen in Aquarell entfaltete Grot-Johann eine überaus geistreiche Erfindungsgabe. Am Schlusse seiner Arbeit zu einer illustrirten Prachtausgabe von Grimms Märchen, die demnächst ebenfalls in der Deutschen Verlags-Anstalt erscheint und die er nach seinem eigenen Ausspruch als seine hervorragendste Arbeit, als das Hauptwerk seines Lebens bezeichnet, erreichte ihn der Tod nach längerem Leiden am 26. Oktober in Düsseldorf.



Gindely, Anton, Dr., Prof. der österr. Geschichte an der deutschen Universität in Prag u. böhm. Landesarchivar, 63 Jahre alt, am 24. Oktober, in Prag.

Millaud, Albert, geistvoller franz. Schriftsteller u. Redakteur des „Figaro", 48 Jahre alt, am 22. Oktober, in Paris.

Windscheid, Bernhard Josef Hubert, Dr., Geheimer Rat, Professor der Jurisprudenz an der Universität Leipzig, wurde geboren am 26. Juni 1817 in Düsseldorf. 1847 habilitirte er sich in Bonn als Privatdocent und wurde noch in demselben Jahre nach Basel als ordentlicher Professor berufen. Von da ging er in gleicher Eigenschaft nach Greifswald, dann nach München, Heidelberg und endlich 1874 nach Leipzig. Bei jeder seiner Wanderungen strömten ihm die Studirenden in Scharen nach, und überall waren seine Hörsäle gedrängt voll. Sein Vortrag zeichnete sich besonders durch Klarheit und Schärfe aus. Hand in Hand mit seiner erfolgreichen Lehrthätigkeit ging seine wissenschaftliche. Sein Lehrbuch des Pandektenrechtes ist in zahlreichen Auflagen verbreitet und steht nicht nur in der Gelehrtenwelt, sondern auch bei den deutschen Gerichtshöfen im höchsten Ansehen. Den dauerndsten Einfluß auf das deutsche Rechtsleben hat indessen Windscheid durch seine Teilnahme an den Arbeiten zur Ausarbeitung eines Zivilrechtes für das deutsche Reich gewonnen. Schon seit einigen Jahren schwer leidend, starb der berühmte Gelehrte, dessen Name unzertrennlich mit dem deutschen Rechtsbuch der Zukunft verbunden ist, in der Nacht zum 26. Oktober in Leipzig.





Dieser Abschnitt, den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet, will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer

Unter uns.

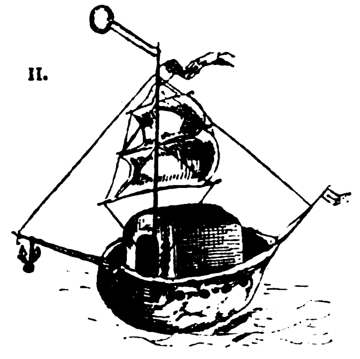
Unterhaltung erteilen. Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, geeignete Mitteilungen mit Dank verwendet.

Christbaumschmuck.

„O, du selige, o, du fröhliche,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!“

So singt's und klingt's uns aus fröhlichem Kindermund festlich entgegen, und läßt uns jubelnd mit einstimmen in das schöne Weihnachtslied, das auch wir einst auf der Mutter Schoß im Kreise froher Geschwister erwartungsvoll mit selig pochendem Herzen sangen. Uns umfängt von neuem der wonnig-süße Weihnachtszauber, der Groß und Klein weihevoll umschirmt, und andachtsvoll die Seelen dem himmlischen Licht öffnet, das von der Krippe in Bethlehem ausstrahlt. Sein Abglanz liegt auf den mannigfachen Gaben und Ueberraschungen, durch welche wir im wechselvollen Geben und Nehmen unsere Liebesfülle und Festfreude darthun, und es grüßt uns mit Tannenduft hoffnungsfroh aus den Zweigen des kunstvoll geputzten Christbaums.

Geschmack und Geschick müssen sich bei


II.

seiner Dekorirung vereinen, wobei die Erfahrung lehrt, daß der selbst erfundene, eigenhändig angefertigte Zierat erhöhten Wert hat, und sich durch die Freude, die seine Herstellung bereitet, nicht mit den bunten Herrlichkeiten messen läßt, welche die erfindungsreiche Jetztzeit alljährlich neu zum Christbaumschmuck in den Handel bringt. Mit welchem Eifer und Jubel unterziehen sich auch Kinderhände, unter Anleitung Erwachsener, diesen Fest-Vorbereitungen, an welche sich tausend süße Erwartungen und flüsternde Hoffnungen selig knüpfen.

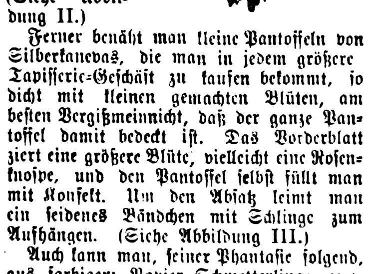
Um nun beispielsweise mit dem Weihnachtsengel, der von der Spitze des Tannenbaumes herabgrüßt, den Anfang zu machen, so zeichnet man denselben in seinen Umrissen auf starke Pappe auf, schneidet ihn aus, und malt Kopf, Hände und Füße sorgsam aus. Als Gewand klebt man Goldlahn auf, drückt die Ränder auf der Rückseite fest, und markirt die Abgrenzung des Halsausschnittes, der Taille, der Aermel, der Falten und des Kleidersaums durch kleine Goldflimmern, die man mit Goldfaden auf die Pappe festnäht. Um den Hals stickt man eine Reihe Goldperlen an, von denen auch in gleicher Weise das Diadem gebildet wird. Die Flügel, die man extra aufgezeichnet und ausgeschnitten hat, überzieht man mit rotem Gelatinepapier, benäht sie strahlenförmig mit Goldflimmern, und befestigt sie dann auf der Rückseite des Engels, die schließlich gleichmäßig mit Goldpapier überklebt wird. Ein von Papier oder Atlasstoff sauber ausgeschnittenes Band, auf welches man mit zierlicher Frakturschrift den



I.

Weihnachtslobgesang niederschreibt, hält der Engel in den Händen. (Siehe Abbildung I.)

Halbe Nußschalen kratzt man sauber aus, bohrt seitwärts kleine Löcher als Schießscharten hinein, klebt ein Stückchen Pappe von 1 cm Breite und 3 cm Länge rundgebogen mit den beiden schmalen Seiten in die Mitte der Schale als Kajüte auf, malt derselben ein rotes Dach und braune Fenster, und vervollständigt das Schiffchen, dessen Rumpf man vergoldet, mit kleinen, an Zahnstochern befestigten, buntseidenen Fähnchen und Segeln. Ein kleiner Metallring an den die Segel verbindenden, starken Seidenfaden geknüpft, dient als Befestigungspunkt für den Christbaum. (Siehe Abbildung II.)


IV.

III.

Ferner benäht man kleine Pantoffeln von Silberkanevas, die man in jedem größere Tapisserie-Geschäft zu kaufen bekommt, so dicht mit kleinen gemachten Blüten, am besten Vergißmeinnicht, daß der ganze Pantoffel damit bedeckt ist. Das Vorderblatt ziert eine größere Blüte, vielleicht eine Rosenknospe, und den Pantoffel selbst füllt man mit Konfekt. Um den Absatz leimt man ein seidenes Bändchen mit Schlinge zum Aufhängen. (Siehe Abbildung III.)

Auch kann man, seiner Phantasie folgend, aus farbigem Papier Schmetterlinge ausschneiden, die man an eine von Draht zusammengebogene, mit Wolle umwickelte Raupe befestigt, mit flüssigem Leim bestreicht, und mit Kristallpulver überstäubt. Zwei kleine schwarze Glasperlen näht man dann als Augen fest, und ein nach der Zeichnung gebogenes Stückchen Draht zieht man als Fühlhörner durch die Raupe, deren Schluß ein von buntem Gelatinepapier fransenartig geschnittener Schwanz ist. (Siehe Abbildung IV.)

Kleine versilberte Tannenzapfenkränze mit Tannenspitzen, in der Mitte ein kleines Glöckchen tragend, präsentiren sich auch allerliebst am Weihnachtsbaum, und sind leicht und einfach herzustellen, indem man di Tannenzapfen und Tannenspitzen kranzförmig auf Draht zieht und sie dann nach einander leimt. Mit einem farbigen Bandschleifchen knüpft man das Glöckchen in die Mitte des Kranzes ein. (Siehe Abbildung V.)

Großen Effekt machen auch aus farbigem Papier geflochtene, mit Moos ausgefütterte


V.

Körbchen, welche mit Konfekt gefüllt werden (Siehe Abbildung VI.) Um ein solches Körbchen herzustellen, schneidet man von farbigem Papier oder Pappe eine Scheibe, die man vom Rand aus nach der Mitte, bis zu dem Viertel der Scheibentiefe in gleichmäßige Streifen einschneidet, von denen man abwechselnd einen Streifen nach oben stehend aufbiegt und den andern glatt liegen läßt.


VI.

Die aufgebogenen Streifchen verkürzt man nun mit der Schere auf ein Drittel, und faßt sie mit einem schmalen, in der Mitte zusammengebogenen, auf der linken Seite mit Gummi bestrichenen Streifen Papier als Fuß des Körbchens, zusammen. Hierauf dreht man das Ganze um, biegt den langen Streifen nach oben und rundet sie mit einem farbigen, zusammengebrochenen

Papierstreifen ein. Zum Hentel dreht man zwei zweifarbige Papierstreifen zusammen, die man an beiden Seiten des Körbchens befestigt.

Sodann erweisen sich ausgeblasene, vorsichtig bis zur Hälfte abgebröckelte Eier-


VII.

schalen, in welche man einen kleinen Chenillevogel festleimt (siehe Abbildung VII) ebenso lohnend als Christbaumschmuck wie kleine Starenhäuser, an denen man seine Fingerfertigkeit mit Erfolg zu bethätigen vermag. Man klebt nämlich nach Abbildung VIII aus starker Pappe kleine Starenhäuser zusammen, bestreicht sie mit flüssigem Leim und bestreut sie dick mit Kristallpuder. Ein abgebrochenes, durch die Vorderwand gestecktes Streichhölzchen dient als Stange, auf welche man ein Chenille-Vögelchen setzt. (Siehe Abbildung VIII.)


VIII.

Die Phantasie und Geschicklichkeit haben auf diesem weiten, lohnenden Gebiet des Christbaumschmuckes noch so viele hübsche, zierliche Arbeiten erfunden, daß ich noch bogenlang davon plaudern könnte, wenn nicht Zeit und Raum dagegen ein energisches Veto einlegten.

Deshalb nur schnell noch ein herzliches „Glück auf" zur Anfertigung des Christbaumschmuckes! **B. Kl.**

Warten.

Warten, wie viele unangenehme Stunden hat es im Gefolge, und welch ungeduldige Stimmungen ruft es doch hervor. Wartenlassen ist eine Folge des Nichtfertigwerdens. Das soll nun schon von Kindheit an bekämpft werden. Wie oft sagen Kinder auf einen ausgesprochenen Wunsch oder Befehl der Eltern: „Warte, ich will zuerst noch dies thun!" Das darf durchaus nicht gestattet werden, sofort muß das Gewünschte gethan werden. Eben so wenig sollen wir dem Kinde, zum Beispiel Schularbeiten zu verschieben gestatten. Die Gewohnheit des Zögerns rächt sich im spätern Leben oft sehr empfindlich. Wie unangenehm ist es für den Gastgeber, wenn der Eingeladene auf sich warten läßt; es verdirbt meist die ganze Stimmung der Stunden, die angenehm zugebracht werden sollten. Und erst in einem Haushalte, wie unliebenswürdig erscheint eine nie fertigwerdende Frau, wie viele Ungemütlichkeit ruft das Wartenlassen da hervor! Kommt der Mann, ermüdet vom Berufe, nach Hause und findet den Tisch nicht gedeckt, das Mittagsmahl nicht bereit, welch bittere Worte muß da die Hausfrau, und zwar mit Recht, hinnehmen. Ladet der Gatte zum Spaziergange ein, und die Frau ist nicht schnell zur Stelle, so gewöhnt sich der Mann nach und nach eben allein zu gehen, und es entwickelt sich daraus gar bald Gleichgiltigkeit. — So gibt es unzählige Gelegenheiten im Leben, bei denen ein nie fertigwerdender Mensch für seine Umgebung unleidlich wird. Nur Gewohnheit ist es, seine Sachen zur rechten Zeit zu thun. Es geschieht dann auch mit mehr Ruhe und daher viel pünktlicher. Ein geordneter, fleißiger Mensch wird nie warten lassen. **A. S.**

Zur Verhütung der Diphtherie.

Wie viele Opfer fordert alljährlich diese heimtückische Krankheit und wie ohnmächtig ist immer noch namentlich schweren Fällen gegenüber ärztliches Können! Um so mehr ist jeder Wink zu beachten, dessen Befolgung zur Verhütung dieser Krankheit beizutragen im stande ist. So wurden auf dem letzten internationalen medizinischen Kongreß zu Berlin einige Gesichtspunkte festgestellt, deren Mitteilung wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Nachdem festgestellt ist, daß die Ursache der Krankheit der Diphtherie-Bazillus ist und die Ausbreitung derselben hauptsächlich durch die Auswurfstoffe des Kranken geschieht, durch welche der Bazillus in die Luft, auf Kleidungsstücke, Betten und Geräte und so in den Körper des Gesunden gelangt, ist es vor allem notwendig, den Kranken so viel wie möglich zu isoliren. Der Raum, in dem er sich befindet, soll außer dem Lager nur noch die notwendigsten Bedürfnisse enthalten. Da nun dieser Anforderung in Privathäusern meist schwer zu genügen ist, so ist die Unterbringung des Diphtheriekranken in besonderen Krankenhäusern sehr wünschenswert. Alle Gegenstände, Betten, Kleider und Geräte, mit denen der Kranke zu thun gehabt hat, müssen durch heißen Wasserdampf, welcher die Bazillen am sichersten tötet, von diesen befreit werden; auch das Abwaschen der Fußböden und Abreiben der Wände ist erforderlich. Kinder, welche an Diphtherie gelitten haben, müssen mindestens vier Wochen von der Schule ferngehalten werden. Wie viel wird gerade hiegegen gesündigt! Wie oft werden Kinder kaum nach ihrer Genesung schon wieder in die Schule geschickt und welcher Ansteckungsgefahr sind dadurch namentlich ihre Schulnachbarn ausgesetzt! Feuchte Wohnungen begünstigen die Ausbreitungen der Diphtherie. Auch gesunde Menschen mit gesunden Schleimhäuten sind der Gefahr einer Ansteckung ausgesetzt, nicht allein solche, deren Schleimhäute (namentlich des Rachens und der Nase) vorher irgendwie verletzt oder erkrankt gewesen sind. Sehr empfehlenswert ist es, namentlich für Kinder, in Zeiten, wo die Krankheit heftig grassirt, täglich Mundspülungen mit leichten Desinfektionsflüssigkeiten (zum Beispiel mit einer Sublimatlösung von eins zu zehntausend) oder wenigstens mit aromatischen Mundwässern vorzunehmen. Möchten besonders Eltern diese wichtigen Winke beherzigen und so auch ihren und zwar nicht geringen Teil zur Verhütung dieser für die Kinderwelt so verderblichen Krankheit möglichst beitragen. **Dr. S.**

Samenstickerei.

Diese eigenartige Arbeit verdient vor der Vergessenheit bewahrt zu werden. Auf einem Stück hellfarbiger Seide, welches, in einen Rahmen gespannt, eine glatte Fläche bietet, werden zierliche Arabesken, Ranken, Blüten und Blättchen vorerst mit Bleistift aufgezeichnet, sodann mit Seide oder gespaltener Wolle in Stil- und Plattstich gestickt und die Blüten und Knospen der kleinen Arrangements durch allerhand Sämereien zusammengestellt. Die vier größeren Eckblumen vorliegender Probe zeigen Kaiserkronen, Hanf-, Tamarinden und Malvensamen. Die Stiefmütterchen sind durch rundlich geschnittene Thomaskörnchenschalen und abgeschälte Apfelkerne, die Vergißmeinnicht aus Sago, Senf, Lack und Rübsamen, die Fuchsien aus zackig



geschnittenen Thomaskörnchenschalen und glöckchenartigen Blüten aus Saarbinsensamen hergestellt. Es eignen sich aber alle zierlich geformten Sämereien aus der ganzen Pflanzenwelt, gleichviel ob unscheinbaren Unkräutern, Gemüsestauden oder prächtigen Blumenkelchen entnommen, zu der freundlichen Arbeit, nur müssen allzu harte oder zu dicke Körnchen oft lang vor der Benützung ins Wasser gelegt, gespalten, geschält oder zurecht geschnitten werden, ehe die Nadel durchzudringen und sie mit Seidenfaden für die Dauer zu befestigen im stande ist. Metallperlen dienen außerdem zu erhöhtem Schmuck der Blumenkelche, etwaiger Arabesken und Kanten. Die fertige Arbeit eignet sich alsdann zur Schmückung von Kasten- und Korbdeckeln, Taschentuch- und Handschuhbehältern, Arbeitstäschchen und so weiter vortrefflich. **B. L.**

Gläserschmuck.

Schmucklose Gegenstände aus klarem Glase, als Fensterscheiben, Ofenvorsetzer, Gläser, Pokale und Bowlen mit einer zierlichen, wenngleich farblosen Zeichnung zu versehen, ist für jeden möglich, der es versteht, mit einem Scherchen allerhand zierliche Gebilde auszuschneiden und dieselben hübsch zu arrangiren. Das Papier muß gut und dauerhaft sein und der Klebestoff, mit dem es dem Glase aufgeleimt werden soll, untadelhaft. So ausgerüstet übergibt man das Glas einer großen Glaserei, die ein Sandgebläse besitzt und läßt es demselben aussetzen. Nachdem das Papier abgewaschen ist, bemerkt man, daß die durch dasselbe geschützten Stellen klar geblieben sind, während der unbedeckte Grund matt erscheint. Wünscht man matte Figuren auf klarem Grund, so hat man die Figuren aus dem Papiere schablonenartig herauszuschneiden und schützt das übrige Gefäß, welches glänzend bleiben soll, sorgfältig. Wie bei jeder künstlerischen Ausführung hat man darauf zu achten, daß der Bilderschmuck der Größe des zu verzierenden Gefässes auch angemessen ist, daß sie gehörig verteilt und sinnig ausgewählt sind. Eine junge Braut schmücke zum Beispiel ihre Gabe für den Bräutigam mit einer Guirlande von Rosenknospen, Myrtenblüten- und Blättern und umgebe den eigenen Schattenriß mit einem dazu passenden Kränzchen. Findet sich ein Künstler, der ihre ganze Figur auf einen Rosenzweig stellt, so ist das noch hübscher. Ein Dutzend Weingläser statte man mit einer Eichen- oder Weinblattborte aus, in welche man ein Wappen einflechtet oder schmücke sie mit Amoretten und Bachanten. Größere Gegenstände vertragen natürlich auch größere Darstellungen. Nicht selten findet sich unter guten Laubsägevorlagen Passendes. Je kunst- und stilvoller die Verzierung, je wertvoller die Gabe. **P. D.**



Allerlei Christbaumschmuck.

Heimlich waltende Hände schmückten den Weihnachtsbaum, dies leuchtende Symbol deutscher Sinnigkeit mit immer gleicher Sorgfalt, gleicher Liebe; doch ist in den letzten Jahren noch ein Drittes hinzugekommen, welches dem Altgewohnten neuen Reiz hinzufügt: die Phantasie. Da sind Tannen, welche mit kunstvoll gefertigten Rosen prangen. Ernsthaft steht daneben der Lilienbaum mit weißen Kelchen, die man, um sie prächtiger zu heben, mit goldenen Staubfäden versah. Goldene Kugeln werden daneben gehängt. Ein guter Gedanke ist es auch, diese weißen schlichten Blumen mit roten und gelben Wasserfarben in Feuerlilien zu verwandeln, oder einen bunten gefüllten Mohn zu schaffen, der gar einfach aus langen, zwei bis drei Finger breiten und doppelt gelegten Seidenpapierstreifen zu fertigen ist. Dieselben werden eingefranst, hin und her geknifft und um einen Drahtstiel gewickelt, an dem vorn an der umgebogenen und mit etwas umhüllter Watte versehenen Spitze lange glitzernde Lamellafäden befestigt sind. Das weiche Papier wird nun unten am Stiel zusammengedrückt und mit einem Faden gebunden. Andere ziehen der idealen Blumenpracht reelle Früchte vor. Sie legen in Netze und binden an Bänder: Mandarinen und Feigen; Nüsse, Birnen und Aepfel; Rosinen, Mandeln, Datteln, Malagatrauben und was sonst noch die warmen Länder senden. Vöglein mit und ohne Nester fehlen auch nicht — kurz, wenn wir noch den Tannenbaum mit seinem mit Brillantstaub bestreuten Wattenschnee, mit seinen Eiszapfen aus Glas und mit seinen vergoldeten Tannenzapfen nicht vergessen, so können wir, von Haus zu Haus gehend, leicht die vier Jahreszeiten an einem einzigen Weihnachtsabend veranschaulicht finden. Wieder andere verfertigen die niedlichsten Sachen: Körbe, Kästchen, Fächer, Ampeln und Beutelchen aus Karton und Seidenrestchen, aus Eicheln, Eierschalen, Kastanien, Staniol-Seidenpapier und zierlichen Schachteln. Für letztere Art der Verzierung schneiden wir ein Kartonrund, etwa nußgroß, legen ein rundes Seidenstück, welches rings vier Finger breiter ist, darunter und verbinden beides durch zierliche Stiche, welche mittelst aufgezogener Glasperlen unsichtbar gemacht werden. Gleiche Perlen oder Flitter werden auf der überstehenden Seide aufgenäht. Diese selbst wird an ihren Rändern etwas umgeschlagen, mit Seide eingezogen, und — das Pompadourchen ist fertig. Natürlich wird es gefüllt an den Baum gehängt. — Große leere Schneckenhäuser geben zierliche Ampeln ab, die mit Strohblümchen und Moos gefüllt an Perlenschnüren oder an Lamellafäden aufgehängt werden. Des weiteren möge ein recht einfaches, aber wirkungsvolles Schmuckstückchen hier Platz finden, das man aus Goldpapier herstellt, dem man rotes oder gelbes Glanzpapier unterklebte. Zwei bis drei fingerbreite Streifen werden recht fein und fächerartig hin und her geknifft, bis sie zum Rade geschlossen und mit einigen Stichen befestigt werden können. Die Mitte verbirgt man unter kleinen Well- oder Lamellabäuschchen, auch wohl unter einer großen Perle. Der Stern wird nun an einem Ende durchstochen und angehängt. Andere Sterne schneidet man aus Kartonpapier, beklebt sie golden oder silbern und zeichnet auf beide Seiten das gleiche niedliche Muster, das mit Seidenfäden und Perlen ausgenäht wird. Prächtig nehmen sich auch breitere seidene Bänder aus, die an der Spitze des Baumes mit Lamella zusammen befestigt und in langen Bögen bis zu den untersten Zweigspitzen herab geleitet werden. Wer alte oder neue seidene Bänder nicht daran wenden will, der wählt vielleicht Glanzkattun oder Seidenpapier und klebt recht viele goldene Sterne darauf, oder Engelein, Lämmer, Rosen, Weihnachtsmänner und fromme Sprüche in großen goldenen Buchstaben. Auch von Zweig zu Zweig in wagerechter Lage werden diese Bänder gelegt. Bei ganz besonderen Freunden des Lichtes sieht man auch wohl ein buntes, krinolinenartiges Gestell an dem Kronleuchterhaken befestigt, dessen Reifen mit unzähligen Lichtern dicht besteckt und mit Glasprismen behängt sind. In diese Pyramide wird der leere Baum einfach hineingeschoben. Anheimelnd und poetisch sieht es aus, wenn man an dem festlichen Abende in großen Vasen in Ecken, Erkern und über den Sofas hohe grüne Tannenzweige anbringt, die etwa durch Stechpalmgezweig und Epheuranken belebt sind, auch durch hübsche Beeren, welche der Winter noch nicht zerstörte, als Mispeln, Berberitzen und Schönbeeren. Außer oben erwähnten Papierblumen, die übrigens recht groß und an langen Stielen befestigt sein müssen, passen dazu auch folgende hyazinthenartige Glockenblumen. Man nimmt gutes rotes Papier (doppelseitiges), schneidet 5 cm hohe und 7 cm breite Streifen, die man 2 cm tief in 1 cm Entfernung einschneidet, ebenfalls von unten 1 cm tief, dicht neben einander. Die oberen Einschnitte als Blumenblätter werden abgerundet und durch Streifen mit der Schere nach außen gebogen und das Papier zusammengerollt. Die feinen Streifen legen sich willig um den Stiel und werden mit Blumendraht an ihm befestigt. Man reiht nun Glocke an Glocke wie bei den Hyazinthen und umwickelt den Stiel mit braunen oder grünen Papierstreifen. Für besonders bemittelte Häuser empfiehlt sich folgende Anordnung: Der Tisch oder die auf niedrigen Klötzen ruhende Tafel, auf welcher der Baum steht, wird zum Teppichbeet umgewandelt. Man bedeckt sie zunächst mit einer wertlosen dunklen Decke und zieht die Zipfel nach innen, sie mit Nadeln feststeckend. Nun nagelt man Tannenzweige derart an die Bretter, daß sie den Boden berühren, legt sie auch um die Tafel und schmückt sie mit Epheuranken aus. Die ganze Fläche, einschließlich der Fuß des Baumes, wird mit Moos bedeckt und Gruppen natürlicher Blumen darin angebracht. Dieser Garten wird nun belebt durch solche Geschenke, welche geeignet sind, ihn zu schmücken, als: Schöne Vasen und Schalen mit Früchten, Statuetten, Porzellanfiguren, Kannen und seltene Muscheln. Gläserne und porzellanene Teller lassen sich zur Einfassung eines Beetchens verwenden, wie auch blanke Thaler und Zwanzigmarkstücke, wenn man sie dazu übrig hat. Armbänder und Ketten können als Blumenbinder dienen, gekochte Hummern, Hasen im Fell und anderes Getier im Originalzustand das Tierreich vertreten. Stoffe, Bücher und manches andere müssen auf einem Nebentische untergebracht werden. Notwendig ist es für jeden Weihnachtsgast, eine eigene Signatur zu erdenken, welche an den Gegenständen befestigt werden. Dazu passen außer etwaigen Wappen goldene Fische, Sterne, Kugeln und ähnliche Dinge. **P. D.**

Eine hübsche Gabe für den Weihnachtstisch.

Ein hübsches Geschenk, das sich besonders für den Weihnachtstisch eignet, ist ein imitirtes Glas Bier, mit Würstchen und Kraut. Will man ein wertvolleres Geschenk machen, so wählt man ein schönes Glas und vielleicht einen hübsch gravirten Zinnteller dazu. Man schneidet, zur Zeit der Quitten, solche mit Schale und Kernhaus in kleine Stücke, gibt Wasser darüber und kocht dieselben bis sie weich sind, dann gießt man das Wasser (das gut eingekocht haben muß ab, nimmt zu $1/2$ Liter Saft 1 Pfund Zucker und kocht das ein, bis ein Tropfen davon auf dem Teller stehen bleibt. Nah warm füllt man das Gelee in Gläser. Die Quitten werden durch einen großlöcherigen Gemüseseiher getrieben, zu 1 Pfund Mark 1 Pfund Zucker genommen, das nun gekocht wird, bis es eine rote Farbe angenommen hat; es muß immer dabei gerührt werden, da es sehr leicht anbrennt. Zur Zeit des Gebrauches wird das Gelee erwärmt und ein Bierglas damit gefüllt, man läßt es erkalten und gibt einen von einem Eiweiß und 100 Gramm Staubzucker gerührten Guß darauf und zwar so viel, daß er ein wenig überläuft, es sieht dann wie ein überschäumendes Glas Bier aus. Der Guß wird in der kürzesten Zeit fest. Das Quittenmark wird in eine Strauben- oder Butterspritze gethan und in Schafsdärme, die man bei jedem Metzger bekommt, gefüllt. Die Därme wascht man zuvor nochmals gründlich und wendet sie um. Je nachdem man die Würstchen groß will, unterbindet man sie mit Faden, beim Gebrauche knüpft man rote oder blaue Seidenbändchen an die Enden. Das Kraut stellt man her, indem man Zitronate in möglichst lange, feine Streifen schneidet und auf den Teller streut. Man legt die Würstchen darauf und stellt das Glas dazu. Das Ganze sieht hübsch und einladend aus, auch sind die Quitten, auf diese Art bereitet, sehr gut. **A. S.**

Geschenke an Herren.

Es gab ohne Zweifel eine Zeit, wo der Kavalier von den Damen kein Geschenk erwarten durfte, das heißt von den Damen, die nicht seine Braut, seine Cousine, auch keine Ballerina waren. Um diese Lücke zu beseitigen, schuf der liebe Gott die gewisse Knackmandel, und irgend ein Jemand erfand das reizende Vielliebchen. Seitdem ist die Möglichkeit, dem Herrn etwas zu schenken, geschaffen, aber was, ja was soll man ihnen geben? Wir verstehen, daß eine Dame in der Wahl dieser Gaben nicht vorsichtig genug sein kann. Diese knackmandelessenden Herren sind oft eitel; sie suchen hinter allem etwas. Wenn der Bescheidene sich mit einer kleinen Hoffnung begnügt, klirrt der Selbstbewußte mit einer Invite. Darum rät die Erfahrung, in jedes Vielliebchengeschenk einer Dame immer ein Körnchen von Abweisung inmitten aller Freundlichkeit zu legen, einen Luftzug Zurückhaltung, ein Atom Kälte. Damen sollen vor allem immer Dinge schenken, die so zu sagen unnütz sind. Handarbeiten nur in besonderem Fall, bei längerer Bekanntschaft und möglichst wenig davon. Eine kleine nichtssagende Malerei, der man ansieht, sie war die Laune einer Mußestunde, wird ja überdies dies Gebiet erschöpfen: Die Zeit der petite pointe und der Tapisserienadel gehört einer fast vergessenen Generation an. Die weltstädtischen Luxusmagazine wissen Besseres. Sie bieten tausend Nippes für den Herrenschreibtisch. Da sind moderne Statuetten in allen möglichen Massen, Bronzen, „Chinas“, wundervolles Leder. Leder ist stets vornehm, und Ledersachen jeden Genres passend. Wiener oder Offenbacher Papeterien zum Beispiel mit guten, eleganten Schreibrequisiten. Alle Tage bringen die Pariser, auch heitere Münchener neue Vignetten: ganz plötzlich ist dazu eine neue Farbe, ein neues originelles Format für das Briefblatt da. Besonders Vornehmes wie etwa das ausgefaserte Handpapier, ist immer modern. Es muß, das bleibt bei derlei die Hauptsache, eine gute Etikette geben, eine Quelle die „fit“ gilt, wie der Engländer sagt. Also in Wien etwa Tändeleien von Theyer und Hartmuth, in Berlin die exklusive Eleganz Jahns von der Jägerstraße. Einen Pariser, einen Münchener, einen Londoner Karton, die man dort und hier findet. Noch ganz etwa anderes wissen wir, das jenen Stich ins Unbefangene besitzt, der Bedingung sein soll; wenigstens in gewissen Fällen. Das sind die guten Frühstückskörbe, die unter Umständen eine Dame dem Manne senden darf. Merkwürdigerweise sind und bleiben die Straßburger Sachen immer das beliebteste und will-

kommenste Geschenk solcher Art. Sie haben den ersten Rang erobert in der Liste der Delikatessen. Italien kann sich trotz seiner Krebse jeder Dimension und seiner Mandoletti, und Südfrankreich trotz seiner Fischdelikatessen nie in eine Konkurrenz einlassen mit Straßburger Pasteten und feinen Charcutierwaren. Ein Korb erlesener Liqueure ist, wo's paßt, gute Gabe. Italienische, belgische, exotische Etiquettes. Fleischmann von Aschaffenburg bringt auch den deutschen Tropfen zu Ehren: einige der vornehmsten Modespezialitäten haben sein Wappen. Jagdschnäpse, die erlesen gelten, kokette chasse-cafés, wundervolle Traubenpunsche für die Sylvesternacht. Es gibt gewisse Leute, die nach Weihnachten, auf ihre delikaten Frühstücksgaben hin, durch lange Zeit offenes Haus haben. Man frühstückt wundervoll und läßt den leben, der das Vielliebchen erfand. J. v. S.

Wintermoden.

Mit frischgeröteten Wangen, das Näschen in den hochgestellten Pelzkragen vergraben, eilen unsere glücklichen Mädchen nach der lustigen Eisbahn. Man hat als verständige Mama oft seine Not mit den lieben Dingern, die einem hübschen Toilettenstück zu liebe allerlei unpraktische Bekleidungsweisen ersinnen, sich bald zu warm, bald zu leicht kleiden, und die arme Mutter, wie die Gluckhenne, welche Entlein ausgebrütet hat, angstvoll die Wasserfläche umkreisend, hat außer der Angst um diverse Eishabichte gefährlichster Art auch noch die Sorge wegen Erkältung. Da heißt es also, etwas ersinnen, was für die Grade 1 bis 20 unter Null jedem Bedürfnis entspricht. Zuerst wollen wir dabei des neuen Woll-Leinengewebes für Winterleibwäsche gedenken, in weiß und farbig, sowie des gleichem Zwecke dienenden Flanell-Battists, denn die vernünftige Unterkleidung in Wolle ist für das leichtsinnige junge Volk der zweckmäßigste Schutz gegen die Folgen dummer Streiche und Parforcetouren. Die Hauptsache ist aber ein zweckmäßiges Kostüm, welches Grazie und praktischen Zweck vereinigt. Dafür ist die neueste Mode, Toilette und warme Umhülle, sowie eine abknöpfbare und auch separat überzunehmende Doppelpelerine, von gleichem Stoff zu fertigen, höchst empfehlenswert. Die russisch-grüne Tuchtoilette mit schwarzem Astrachanbesatz ist an unserer, dem Trousseau einer jungen Millionärin entnommenen Vorlage an Taille und Unterärmeln mit feinen und großen geschliffenen Jetperlen in dichter, schöner Spitzenmusterung gestickt, dazu ein faltiger schwarzer Atlasgürtel mit Rosettenschluß. Die mit Eiderdaunen warm abgesteppte, lange Ueberjacke zeigt dasselbe rot-grün ombrirt gestreifte Seidenfutter, mit welchem der Rock durchwegs gefüttert und mit gleichen Innenrüschen versehen ist; natürlich hat dabei die Taille dasselbe kostbare Futter, ebenso die Doppelpelerine, welche, wie erwähnt, abgenommen und beim Eislaufen ohne Paletot getragen werden kann. Die Pelzkappe in der neuen, originellen Ohrenklappenform zeigt die von der Mode so heißgeliebten Mephistofederhörnchen; der mit Hermelin gefütterte Muff hat eine bequeme Außentasche für das Sacktuch. — Eine merkwürdige Neuheit in Pelzbesätzen zeigt der lange, pelzgefütterte Pelerinenmantel. Es ist dies chinesisches, langgelocktes Lammfell, changeant gefärbt, jedenfalls die überraschendste Anwendung der doppeltwirkenden Farbe, in der die Mode gegenwärtig unerschöpflich ist; die Enden sind dunkel, der Grund des Pelzes leicht gefärbt; so sahen wir rosa mit dunkelgrün, blau mit lederbraun; unser Modell war hellblau und dunkelblau, womit der dunkelblaue, himmelblaue, gerippte Mousse-Epinglésstoff des Mantels harmonirte; sehr schön ist auch glatt-dunkelfarbiges Tuch zu dem hellfarbigen Besatz. — Der Hut aus grünem Filz mit langhaarigem Rande ist mit hellblauen Sammetfedern und drei kleinen, aufgerollten schwarzen Straußfederköpfchen garnirt. — Das Eleganteste, was in Pelzmänteln existirt, was aber freilich nur ausschließlich schlanken Gestalten kleidsam ist, sind russische Blusenpaletots mit breitem Gürtel. Ein Prachtexemplar dieser Art ist aus dunkelmoosgrünem, bunt, aber sehr dunkelfarbig und diskret wirkend großbrochirtem Seidenstoff; glatt-moosgrüne Seide und gleicher Sammet ergeben den Aermel, als Besatz ist Zobel verwendet, welcher ebenso wie dunkler Nerz nach langjähriger Pause, wo Kamtschatkabiber allein als edelstes Pelzwerk galt, wieder zu fürstlichen Ehren berufen erscheint. Unser pelzgefütterter russ. Paletot hat außerdem den gemustert durchwebten, breiten Goldgürtel mit Türkis besetzter Schließe, und vereinigt somit alles, was heute modegiltig und neu heißt. Der Muff neuester Fasson ist mit gebundenen Schleifen geschlossen, flach auseinanderzulegen, und hat an der pelzgefütterten Innenseite verschiedene Taschen für Sacktuch, Notizbuch, Parfüm und dergleichen. Der türkisblaue Filzhut ist mit blaugrün changirendem Sammet und einem Fledermausflügelgesteck aus Federn garnirt, welche mit irisirenden Flittern bedeckt sind. Dieses Beispiel charakterisirt die ganze Farbenfreudigkeit der diesjährigen Winterhutmode, die freilich damit die Gefahr böser Geschmacksverirrungen nahelegt — richtig zusammengestimmt und angewendet und die Farben herzerfrischend nach dem ewigen Grau der letzten Jahre. Wie man die hellen Farben mischen und tragen muß, das beweist Sarah Bernhardt, die noch immer unerreichte Meisterin und Tonangeberin der Toilettenkunst bei ihrer neuesten Tournée. Von ihr besonders begünstigt wird Gelb und Rosa.

Die Lieblingsform ihrer Kleider ist rückwärts anliegend, vorne weit und faltig und durch einen Gürtel zusammengehalten, den sie neuerdings in etwas die Taille verlängernder Form trägt, was allerdings individuell ist, und was wir allen nicht ganz schlanken Damen zur Nachahmung empfehlen. Meist verwendet sie duftige Tüll- und Gazestoffe mit köstlichen Stickereien zu faltigen, leichten Unterkleidern, über welche offene schwere Schleppen mit abstechendem Futter fallen. Als Beispiel geben wir die herrliche Robe aus dem zweiten Akte von Fedora, woselbst die wandernde Tragödin über einem enganliegenden schwarzen Atlaskleide, welches am Saum mit einer vollen Rüsche von himmelblauen, sammetnen Windenblumen umgeben ist, ein faltiges Hemdenkleid aus doppelt liegendem, schwarzem Tüll trägt, welches mit Flittern von dunkelblauem Stahl durchweg gestickt ist.

Die Ueberschleppe von schwarzem Brokat mit hellblauem Sammetfutter ist außen mit schwarzen, innen mit blauen Straußfedern bordirt; an der Achsel Knüpfschleifen aus schwarzem Atlasband. Der Abendmantel, den unsere letzte Figur trägt, ist gleichfalls Madame Bernhardts Garderobe nachgearbeitet. Er besteht aus braungelb changirendem Sammet mit gelbem Seidenfutter und Passenstickerei aus gelber Seide, gelbe Straußfederköpfchen füttern hochstehend den Stuartkragen, offene Aermelteile aus violett-gelb-changeant Sammet mit hochstehenden Achselrüschen. Die Figur zeigt unterhalb dieser Prachtstücke eine reizende Taillenform, welche ebenso vorteilhaft in dunklen Stoffen ausgeführt wird. Hier ist sie von elfenbeinweißem Wollenkrepp mit einer Plisséetaille aus weißer Seide, für den Gebrauch in der Theater- oder Konzertloge gefertigt; bräunlich getönte Guipurespitze und gleichfarbige Seidenschnurpassementerie garnirt das Kleid, der Rand der Spitzen ist mit Sammetbändchen durchzogen. — Der winzig kleine Miniaturhut aus durchbrochenem Jet ist mit gelben Sammetrosen und einem Gesteck metallisch schimmernder Federchen garnirt; derartige helle, blaue Capoten werden mit außerordentlicher Vorliebe im Theater getragen, wo eine strenge, höchst vernünftige Verordnung die großen Hüte verbietet. R. P.

Gefüllte Phlox.

Unter den vielen, prächtig gefärbten Phlox Drumondii-Spielarten existirte bisher keine mit gefüllten Blumen. A. Frommer in Budapest bringt nun die erste gefüllte Varietät auf den Markt und bemerkt, daß der daraus gezogene Samen Pflanzen gibt, von denen 1/3 dicht gefüllte, reinweiße Blumen entwickeln. M. L.

Neue Kaffeeaufgußmaschine.

Die Fabrik geformter Drahtwaren für Haus- und Küchenbedarf von Lempertz und Wergifosse in Düren im Rheinland hat eine neue Spiral-Kaffeeaufgußmaschine in den Handel gebracht, welche vor anderen derartigen Maschinen den großen Vorteil besitzt, daß sie sich nicht beim Gebrauche verstopft. Sie hat nämlich innen kein feines Drahtgewebe wie die anderen derartigen Maschinen, in dessen Maschen sich sehr bald Kaffeepulver, Schmutzteilchen und Rost ansetzen, so daß der Apparat nicht nur die nötige Sauberkeit vermissen läßt, sondern auch schnell ganz unbrauchbar oder wenigstens reparaturbedürftig wird. An Stelle dieses Filtrirdrahtgewebes hat die neue Maschine ein kreisförmig ausgeschnittenes Stück Biberstoff oder Leinwand, durch das die Filtrirung erzielt wird. Das unten abfließende Kaffeegetränk ist in jeder Beziehung von tadelloser Beschaffenheit und vollständig frei von jeder Trübung. R.



Vernünftige Frauenkleidung.

In Amerika und England ist die Agitation für naturgemäße Kleiderform bereits über vierzig Jahre alt — in Deutschland liegt sie noch in der Wiege oder ist wohl gar noch nicht geboren — trotz Professor Jägers Wollregime. Dieses beschäftigt sich bekanntlich mit dem Stoff, die amerikanische Reformbewegung aber mit der Form — dem Schnitte. Beide ergänzen sich wechselweise, ohne sich bis jetzt die Hand zu reichen. Diese vernunft- und naturgemäße Agitation ist in den letzten sechs Jahren unter dem Vorgange von Mrs. Jenneß Miller aufs eifrigste betrieben worden. Wir Europäerinnen können davon nur lernen, wenn wir überhaupt das Bedürfnis darnach fühlen. Wir brauchen nicht zu erschrecken. Wird doch durchaus keine Umwälzung bezweckt, sondern nur eine naturgemäße, friedliche Fortentwicklung und Verbesserung. Das Lehr- und Schmerzensgeld der früheren, unvermeidlich gewesenen Ueberstürzungen ist längst bezahlt. Dieselben bezogen sich vorzüglich auf die Außenseite der Kleidung. In der richtigen Voraussetzung, daß lange, aufgebauschte, oder nach hinten fest gebundene Kleider — und noch viel mehr die naturwidrigen Krinolinen und Tournüren, die Frauen an jeder ernsten Arbeit in und außer dem Hause hinderten, geriet Mrs. Bloonier von New-York bereits im Jahre 1849 auf den Gedanken, ein der türkischen Damentracht mehr oder weniger näherndes Kostüm einführen zu wollen. — Daß diese Tracht: kurzer Rock und weitfaltige, darunter hervorsehende Beinkleider, nur von wenigen, stark geistigen Damen vertreten wurde und das große Publikum sich gleichgiltig oder spottend verhielt, ist selbstverständlich. Allein spotten und tadeln ist leicht — Besseres in Vorschlag bringen unendlich schwer. Jahrzehnte mußten hingehen, ehe sich die Ueberzeugung Bahn brach, daß die Reform nur ganz allmälich, und vorzugsweise von innen nach außen, statt in umgekehrter Weise vollzogen werden könne: nämlich mit einer gründlichen Umgestaltung der weiblichen Unterkleider. Der leitende Grundgedanke dieser Bewegung kann in wenige Worte zusammengefaßt werden: möglichst viel Wärme bei möglichst geringem Druck und Gewicht, vor dem namentlich Hüften und Unterleibsorgane zu bewahren sind, eine Rücksicht, durch deren Vernachlässigung sich die bisherige Frauenkleidung so verderblich erwies. Auch Professor Jäger hat sich bewußt oder unbewußt mit diesem Probleme beschäftigt und dasselbe in den aus einem Stücke bestehenden sogenannten Hemdhosen zu lösen gesucht. Dabei aber ist er bis jetzt stehen geblieben, während die amerikanische Schnittreform sich auf alle Teile der Frauenkleidung erstreckt, alle Rockbänder und sonstige die Freiheit der Bewegung hindernde Verschnürungen zu entfernen strebt — auch in Betreff der äußeren Gewandung. Diese soll entweder, wie das bekannte Prinzeßkleid, aus einem Schnitte bestehen und folglich von den oberen, statt den unteren Körperteilen, — oder vielmehr von allen gleichmäßig getragen werden. — Wo jedoch eine separate Taille oder Jacke gewünscht wird, da wird die nach wie vor aus einem Stücke bestehende Gewandunterlage an Hals und Armen ausgeschnitten und in ein mehr oder weniger verziertes Unterleibchen umgewandelt, von dem der Rock, in schönen Falten nach hinten fallend, getragen wird. Darüber kann dann jede, der herrschenden Modeform sich anschließende Jacke getragen werden, ohne daß die Unterleibsorgane durch die leider oft schwer drapirten Röcke belastet und verkrüppelt werden. Wir gedenken das demnächst eingehender zu erläutern. Gesundheit, Bequemlichkeit, Schönheit — dieses sind also die Grundpfeiler des neuen, vernunft- und naturgemäßen Bekleidungssystems.



Dem Körper zunächst liegend kommt das sogenannte Kombinations- oder Unionsgewand. Dasselbe wird in Baumwollen- oder Seidentricotstoffen angefertigt, doch erfreuen sich auch jene Professor Jägerschen Wollunterkleider, die Hemd und Beinkleid in einem Stück in sich vereinigen, schon großer Beliebtheit. Eine Hauptsache bei einem Universalunterkleid dieser Art ist, daß sie sich der Körperform eng anschließen und nicht durch allerhand überflüssige und störende Falten und Ausbuchtungen die natürliche Schönheit der menschlichen Körperlinien beeinträchtigen. Diese Schönheit wird vor allem auch in dem Feldzuge gegen das modische Korsett betont, das, den natürlichen Bau der weiblichen Gestalt völlig ignorirend, zwischen Ober- und Unterkörper ein Stück Ofenröhre einschiebt, von dem sich schwer begreifen läßt, wie und mit welchem Recht es an diesen Platz gelangte. So viel ist übrigens schon über die Schädlichkeit und Naturwidrigkeit des Schnürens gesagt worden, daß wir uns hier einfach berichterstattend verhalten und auf die Schilderung dessen beschränken dürfen, was das Reformsystem an Stelle des gewöhnlichen Schnürleibs in Vorschlag bringt. Denn es ist jetzt eine kaum mehr bestrittene Thatsache, daß neunzig Frauen unter hundert des Korsetts nicht gänzlich entraten können, ohne verwahrlost auszusehen oder sich wenigstens so zu fühlen. Es gibt bereits eine ganze Reihe solcher Reformmieder, doch stimmen sie alle darin überein, daß sie vorne durch Knöpfe, anstatt der stählernen Schließen zusammengehalten werden, wenige oder keine Fischbeine, statt derselben aber starke Achselträger haben. Für nie dagewesene Gewandstücke braucht man neue Namen, deren Erfindung oft so schwer ist als die der Sache selbst. Das Chemilette — es scheint etwas zu sagen und thut es nicht; denn wie ließe sich eine Verbindung von gar drei Gewandstücken, Ueberhemd, Beinkleidern und Untertaille oder Korsettbedecker, mit einem Worte bezeichnen. Wenn es sich hier allein um Sparsamkeit handelte, müßte das Chemilette vor allem den Preis davontragen. Doch Sparsamkeit kommt bei den Amerikanerinnen, von denen dieses Kleidungsstück stammt, in letzter Reihe; Schönheit, Gesundheit, Bequemlichkeit haben auch in Erfindung dieses Gewandes den Ausschlag gegeben, und wir müssen gestehen, daß die drei durch dasselbe ersetzten Unterkleider übereinander getragen den Körper nicht so gleichmäßig bedecken wie dieses eine und ihm nur stellenweise mehr Wärme zuführen, was eben das Verwerfliche ist. Das berühmteste und berüchtigtste Gewandstück des ganzen amerikanischen Systems aber ist der sogenannte geteilte Rock oder vielmehr Unterrock; denn als äußeres Gewand wird derselbe nur beim Zweiradfahren und Eislaufen von jungen Mädchen, oder vielleicht auch bei Bergpartien von älteren Damen getragen werden können. Gesehen habe ich das aber noch nicht und kann daher auch keine Verantwortlichkeit für diese Angabe übernehmen. Als Unterkleid dagegen ist der geteilte Rock die bedeutendste Errungenschaft der Neuzeit und wert, in weitesten Kreisen bekannt gemacht zu werden. Der äußeren Form nach von einem gewöhnlichen Unterrock kaum zu unterscheiden, gewährt er dem Körper mehr Wärme als zwei, oder gar drei über einander getürmte Röcke. Denn indem er jedes der unteren Gliedmaßen besonders bekleidet, wird das Zirkuliren der Luft vermieden, während er sich seiner Weite wegen jeder Kniebewegung genau anpaßt, anstatt sich derselben entgegen zu stemmen, wie dies die anderen Röcke zu thun pflegen, besonders beim Treppensteigen und windigem Wetter. Die geteilten Unterröcke werden je nach Jahreszeit und Wärmebedürfnis aus Baumwollen- oder Wollstoffen hergestellt oder auch — wo die Ausgaben nicht gescheut werden — aus naturfarbener Seide. Auch kann man sie mittelst gekaufter Papierschnittmuster selbst verfertigen. Die Fanatikerinnen des Reformsystems lassen sich an diesem einen Unterrock genügen und verpönen die Idee, darüber noch einen andern zu tragen. Wer aber keinen Parteistandpunkt verficht und für große Toilette eines weißen, gestärkten Rockes nicht entraten zu können glaubt, für den empfiehlt sich unter gleichwohl genauer Anpassung an das System das obenstehende Prinzeßunterkleid mit oder ohne Aermel, welches nach Belieben verlängert werden kann und besonders dann zur Geltung gelangt, wenn die Untertaille nicht bereits durch das beim Tricotunterkleid entbehrliche Chemilette vorweg genommen ist. Prüfet alles und das Gute behaltet! A. B.

Bemalte Tischplatte.

Diese Tischplatte, welche mit Wasserfarben auf Holz gemalt wird, kann entweder ihr Material offenherzig eingestehen, indem man sich dunklerer und hellerer Schattirungen bedient, um den Grund verschiedenartig zu markiren, oder sie ahmt Ebenholz (tiefschwarz) als Grund und Elfenbein (weiß mit lichtem Ocker gemischt) in den Blumen, Blättern und Stielen nach. Eine dritte, etwas mühsamere Art führt den Grund schildpattähnlich, die Figuren wie Silber- oder Goldeinlagen aus, möglichst getreu den alten Möbeln nachgebildet, wie sie zum Beispiel der große Friedrich für das neue Palais in Potsdam für sein Musikzimmer fertigen ließ. Da diese Möbel jedoch als Vorbild nicht zur Hand sind, so müssen die Ausführenden sich begnügen, nach mehreren, möglichst großen Stücken Schildpatt die Natur nachzuahmen. Die eingezeichneten Striche, deren die Blumen und Blätter nicht entbehren können, um verständlich zu bleiben, werden in allen Fällen mit der Feder in Tusche oder bei der ersten Manier in Sepia ausgeführt. Auch die Konturen hat man sorgfältig zu behandeln. Bei Nachahmungen von Elfenbein- und Silbereinlagen zieht man gleichmäßige schwarze Striche, welche nur die Grenze des verschiedenen dargestellten Materials zu markiren haben; beim Malen in Sepia jedoch verstärkt man sie rechtsseitig und überhaupt da, wo der Gegenstand, wenn er plastisch wäre, einen Schatten würfe. P. D.

Vogelpflege.

Zur Pflege unserer gefiederten Sänger dürfen wir als eine der wichtigsten Bedingungen größtmöglichste Reinlichkeit betrachten. Diese ist aber bekanntlich außerordentlich schwierig vollkommen zu erreichen. Schon Nachtigall, Sprosser, Schwarzplattl und unsere übrigen einheimischen Lieblinge sind nur mit großer Mühe, liebevollster Sorgsamkeit, aber auch vielem Zeitaufwand so zu halten, daß der Käfig nicht übel riecht und in einem bewohnten Zimmer geduldet werden kann; vor der Beherbergung im Schlafzimmer warne ich von vornherein. Um ausreichende Reinlichkeit und besonders Geruchlosigkeit zu erreichen, hat man bereits die mannigfaltigsten Mittel und Wege eingeschlagen. Ich belege die täglich ausgebrühte Blechschublade mit fünf bis sechs Schichten von Zeitungspapier, nehme dann mindestens dreimal im Tage die Blätter, soweit Schmutz und Feuchtigkeit durchgedrungen sind, sorgfältig ab und erneuere sie. Für unsere ersterwähnten einheimischen Sänger, bei denen wir bisher guten Fluß- und Seesand noch immer als das beste Hilfsmittel betrachten durften, hat jetzt neuerdings Herr Apotheker Landauer in Würzburg noch ein neues empfohlen, welches sich vorzüglich bewährt, nämlich das Bestreuen der Schublade mit einer dicken Lage von Torfstreu oberhalb des Sandes, beziehungsweise Papiers. Die Torfstreu wirkt zugleich desinfizirend. Dr. K. R.

Lampenschirm.

Einen sehr hübschen, billigen Lampenschirm stellt man auf folgende Art her: Man schneidet von hellem Glanzperkal, dem bekannten billigen, steifen, glänzenden Futterstoff, 45 Centimeter lange und 4 Centimeter breite Streifen, von denen man der Länge nach gleichmäßig auf beiden Seiten die Fäden bis auf 5 oder 6 auszieht. Nun nimmt man die beiden Enden in die Hände und dreht sie nach entgegengesetzter Richtung. Dadurch bekommen die Streifen ein krauses Aussehen. Von Drahtband fertigt man einen Ring, so weit man ihn um die Lampe nötig hat, und näht nun die Streifen, die man bei 18 Centimeter abbiegt, so daß sie doppelt sind (der eine Teil also länger als der andere ist, den kürzeren Teil natürlich obenauf) ganz nah neben einander um den Reif. Oben kann man als Schluß einen ausgezogenen Streifen setzen. Solcher Schirm wirft einen sehr schönen Schein und macht sich in rosa, zartlila oder blaßgrün sehr gut. A. E.

Vom Rösten des Kaffees.

Das „Brennen" des Kaffees geschah früher bekanntlich in jeder einzelnen Haushaltung. In größeren Städten findet man heute nur noch selten einen Kaffeebrenner in der Küche. Man kann dort täglich frisch gebrannten Kaffee beim Kaufmann holen und vermeidet es, die übrigen Hausbewohner durch Rauch und Geruch zu belästigen. Auch fallen die fortwährenden Klagen der Hausfrau fort, daß der Rauch in den Brenner geschlagen sei, die Köchin den Kaffee verbrannt habe oder der Brenner eine unzweckmäßige Einrichtung habe. Alle diese Umstände führten dazu, daß das „Brennen" des Kaffees allmälich in die Hände der Großindustrie überging. Die dort gebrauchten Röstapparate waren gewissen Arten von Kaffeebrennern nachgebildet, die sich in den Haushaltungen besonders bewährt hatten. Den neuesten Fortschritten der Technik ist es gelungen, ganz wesentliche Verbesserungen im Bau solcher Röstapparate einzuführen, und die diesbezüglichen Erfahrungen können ein allgemeines Interesse beanspruchen, weil es unter Benützung der neuen Apparate gelungen ist, ein Produkt zu erzielen, welches nicht nur durch einen besseren Geschmack sich auszeichnet, sondern auch in gesundheitlicher Beziehung entschieden den Vorzug vor einem nach altem Verfahren gerösteten Kaffee verdient. In den neuen Röstöfen der Maschinenfabrik „Grevenbroich" zu Grevenbroich (Rheinprovinz) konnte die chemische Zersetzung des Rohkaffees während des Röstens näher verfolgt werden. Man machte die Beobachtung, daß die beim Rösten zunächst entweichenden, unangenehm brenzlich riechenden Gase saure Eigenschaften haben, und alkalische Gase sich entwickeln, sobald das wirkliche Aroma erzeugt wird. Die Aufgabe eines zweckentsprechenden Röstverfahrens muß darin bestehen, die schlecht schmeckenden brenzlichen Stoffe möglichst zu beseitigen, bevor die Entwicklung des Aromas beginnt. Diese Aufgabe ist durch die erwähnten neuen Apparate vollständig gelöst, während eine solche Trennung bei Benützung der alten Kaffeebrenner ganz unmöglich erscheint. Ueber die Wirkung des in der neuen Weise gebrannten Kaffees macht Professor Stutzer in Bonn folgende Angaben: „Personen, welche vorzugsweise geistige Arbeit zu verrichten haben, klagen oft darüber, daß der Kaffee — zumal des Morgens — ihnen nicht bekommt. Nach dem Genuß von Kaffee verspürt man im Magen ein volles Gefühl; die Nerven und das Denkvermögen sind entschieden schlaffer als nach dem Genuß von Thee, dessen Gebrauch in den sogenannten ‚besseren Kreisen' deshalb wohl auch in Deutschland von Jahr zu Jahr mehr zunimmt. — Auffälligerweise zeigt nach dem einstimmigen Urteil von Personen, welche in dieser Beziehung besonders empfindlich sind, die unvorteilhafte Wirkung des Kaffees sich nicht, wenn dieser nach dem neuen Verfahren geröstet wurde. Ich suchte festzustellen, ob der Kaffee, wie ja vielfach behauptet wird, einen verzögernden Einfluß auf die Verdauungsthätigkeit des Magens ausübt, und ob diese ungünstige Wirkung, falls sie überhaupt stattfindet, durch die Art der Röstung der Kaffeebohnen beeinflußt wird. Wir benützten eine geringere Sorte Santos-Kaffee und ließen von diesem je 25 Kilogramm teils nach dem alten Verfahren (ohne Zuckerzusatz), teils in dem neuen Apparate rösten. Von dem gemahlenen Kaffee wurde mit kochendem Wasser in üblicher Weise ein Aufguß gemacht und letzterer nach Verlauf einer Viertelstunde filtrirt. Auf 10 Gramm Kaffee nahmen wir je 150 Kubik-Centimeter kochenden Wassers. Die Versuche lieferten das auffällige Ergebnis, daß sowohl der eine wie auch der andere Kaffeeaufguß die Wirksamkeit der im Magen vorhandenen Verdauungsflüssigkeit gar nicht zu beeinträchtigen vermag. Enthält der Magen die Verdauungsflüssigkeit in hinreichender Menge, so stört der Kaffee die Fortdauer der Verdauung keineswegs. Die thatsächlich bestehende, vorhin erwähnte Wirkung des Kaffees dürfte somit lediglich auf eine Reizung gewisser Nerven zurückzuführen sein, und die Vermutung liegt sehr nahe, daß die beim Rösten des Kaffes sich entwickelnden, schlecht riechenden und unangenehm streng schmeckenden brenzlichen Stoffe eine ganz andere Wirkung auf die Nerven ausüben als das uns angenehme, reine Kaffee-Aroma." Da nun durch die neue Methode eine vollständige Ausscheidung und Beseitigung aller brenzlichen Produkte von den aromatischen Bestandteilen stattfindet, dürfte dies eine Erklärung dafür geben, daß der so geröstete Kaffee wesentlich besser „bekömmlich" ist, als der nach früherem Verfahren hergestellte.

Pünktlichkeit.

Bei Zurückgabe eines ausgeliehenen Buches kann man, nach dessen guter oder schlechter Beschaffenheit, untrüglich auf die Eigenschaften der Leserin schließen. Bekommt man das Buch in nicht zu langer Zeit in demselben Zustande, wie man es ausgeliehen, zurück, so kann man mit Bestimmtheit behaupten, die Bekannte ist pünktlich und ordnungsliebend. Es liegt immer eine gewisse Rücksichtslosigkeit, ja wirklich Nichtachtung darin, wenn man die Bücher beschädigt oder beschmutzt, lose Zeitschriften ungeordnet zurückgibt. Sicher ist solch eine Frau, die das zu thun vermag, auch eine unordentliche Hausfrau. Eben so gut kann man einen Haushalt beurteilen, wenn Kinder all ihre Spielsachen in der kürzesten Zeit zertrümmern dürfen und kleine Mädchen ihre Puppen schon in ein paar Tagen ruinirt haben. Man wird mir entgegenstellen: „Kinder verderben eben alles!" O, nein, das ist nur Gewohnheit. Kinder müssen schon frühe angehalten werden, ihre Sachen zu schonen, später lernen sie es nicht mehr. Man hebe die Spielsachen auf und gebe sie den Kindern nur zeitweise, nicht alle auf einmal, dann erfreuen sie sich immer von neuem daran und achten sie, während, wenn sie in einer Wüste zerbrochener Sachen wühlen, sie sich nicht unterhalten und keine Ordnung lernen, was in späterer Zeit sehr fühlbar hervortritt. Immer muß die Mutter suchen, wenn wirklich ein Spielzeug zerbricht, was ja unvermeidlich ist, es wieder zusammen zu fügen, darin liegt Ordnung und Sparsamkeit. Aus einem kleinen, pünktlichen, ordentlichen Mädchen wird eine sparsame, häusliche Frau, die einen Mann beglückt. A. E.

Excellence-Maschine.

Für den Weihnachtstisch strebsamer Knaben bringt die deutsche Lehrmittel-Anstalt Franz Heinr. Klodt in Frankfurt a. M. in diesem Jahre eine neu konstruirte Dampfmaschine unter dem Namen „Excellence-Maschine" auf den Markt, welche wir, da dieselbe den weitgehendsten Anforderungen genügen dürfte, einer genauen Betrachtung für würdig halten. Die vor uns stehende Maschine ist eine Mittelsorte der in reicher Auswahl und zu verhältnismäßig billigen Preisen zu habenden Modelle. Die angefügte Illustration gibt ein genaues Bild ihres Aussehens. Die Maschine ist ganz aus Messing gearbeitet und zwar ist der Kessel aus einem Stück gezogen, ein Vorteil, den alle derartigen bisherigen Modelle für die Jugend und zur Demonstration in der Schule nicht aufzuweisen haben. Eine Neuerung und die wichtigste — ist die Konstruktion des Dampfcylinders. Bisher wurden meistens oscillirende Dampfcylinder angewandt und nur die größeren, teueren Modelle wurden mit feststehenden Cylindern versehen, da diese nicht nur mehr Kraft verlangen, sondern auch die Anfertigung feststehender Cylinder an sich schon teurer ist. Durch eine neuere Konstruktion der feststehenden Cylinder und Massenherstellung werden dieselben nicht nur billiger, sondern funktioniren auch sehr gut und sicher bei verhältnismäßigem geringem Kraftaufwand. Die Maschinchen, welche eine wirklich instruktive Gabe für Knaben bilden, sind, wie uns versichert wird, sämtlich geprüft, sowohl auf ihre Sicherheit als auch Gangbarkeit. Sie sind leicht zu bedienen und mit verständlicher Gebrauchsanweisung versehen. Wer solch eine Maschine in Gang gesetzt sieht, wird — ob Kind oder Erwachsener — seine lebhafte Freude daran haben.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Nach langwierigen parlamentarischen Debatten haben im Sommer dieses Jahres sowohl im österreichischen Reichsrate, als im ungarischen Reichstage jene fünf Gesetze Annahme gefunden, welche die Grundlagen für die seit Jahren projektirte, von vielen Seiten als unerreichbares Ideal bezeichnete Währungsreform — das populäre Schlagwort hiefür lautet Valutaregulirung — bilden. Das Gesetz, durch welches die Kronenwährung festgestellt wird, erhielt am 2. August 1892 die allerhöchste Sanktion und bestimmt im Artikel I: „An die Stelle der bisherigen österreichischen Währung tritt die Goldwährung, deren Rechnungseinheit die Krone ist. Die Krone wird in hundert Heller eingeteilt." Die jetzt im Umlauf befindlichen Staatsnoten und Silbermünzen werden somit von einem im gesetzlichen Wege noch zu bezeichnenden Zeitpunkte ab durch nebenstehende Münzen ersetzt werden:

Im Kunstgewerbehause zu München ist für längere Zeit eines der Wunderwerke mittelalterlicher deutscher Goldschmiedekunst, der sogenannte Alexanderschrein, ausgestellt. Er wurde, ganz in Silber getrieben, von Meister Happberger in Memmingen in den Jahren 1570—79 gefertigt, war bei Säkularisation der Klöster in den Besitz des bayrischen Staates übergegangen und ist nunmehr von dem Benediktinerstift in Ottobeuren wieder erworben. Der Schrein, dessen Wert auf 200,000 frühere süddeutsche Gulden veranschlagt wird, zeigt auf der einen Langseite in einer Höhe von 80 Centimeter das Martyrium der hl. Ursula mit deren Jungfrauen zu Köln, auf der andern den Feuertod der hl. Felicitas mit sieben Söhnen. Die beiden Schmalseiten zeigen die hl. Dreieinigkeit und die Anbetung der hl. drei Könige. An den vier Ecken sind die Evangelisten mit ihren Attributen angebracht. Die große Zahl getriebener Figuren zeigt vollendetste Meisterschaft in der Goldschmiedekunst. Jeder Kopf hat sein charakteristisches Gepräge.

In Berlin ist die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" ins Leben getreten. In den Hauptvorstand, dem sechs Mitglieder aus Berlin angehören müssen, wurden gewählt: Geheimerat Prof. Dr. Förster zum ersten Vorsitzenden, Oberst a. D. v. Gizycki zum zweiten Vorsitzenden, Bildhauer Reinhold zum Kassirer, Dr. Martin Kneibel und Frau Paula Ebel zu Schriftführern. Als Ort für die nächste Generalversammlung wurde Frankfurt a. M. gewählt, weil man hofft, daß diese Stadt für die Ausbreitung der ethischen Bewegung im Süden und Westen günstig sei. Nach Professor Dr. Försters Ausspruch hat die Gesellschaft ihre Aufgabe darin zu sehen, versöhnend zu wirken gegen die Schroffheit konfessioneller Gegensätze.

Unter dem Protektorate der Kaiserin Friedrich erläßt ein aus zahlreichen Vertretern der Naturwissenschaften in allen Kulturländern bestehender Ausschuß einen Aufruf an alle Freunde, Schüler und Verehrer des verstorbenen Großmeisters der chemischen Forschung, August Wilhelm von Hofmann, zur Beschaffung der Mittel zur Begründung eines Hofmannhauses, welches in erster Linie chemischen Bestrebungen dienen, zugleich aber auch anderen wissenschaftlichen Vereinigungen eine gastliche Stätte bieten und als schönsten Schmuck ein von berufener Künstlerhand geformtes Standbild des Meisters erhalten soll. Zur Annahme von Beiträgen

Oesterreichische Prägung. Goldmünzen: Ungarische Prägung.





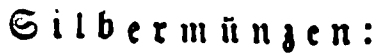


20 Kronenstücke = österr. Währung fl. 10 = 17 Mark.






10 Kronenstücke = österr. Währung fl. 5 = 8,50 Mark.


Silbermünzen:








1 Kronenstück = österr. Währung 50 Kr. = 85 Pfennig.

Nickelmünzen:



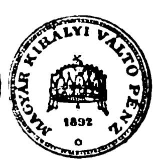





20 Heller = österr. Währung 10 Kr. = 17 Pfennig.





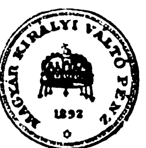



10 Heller = österr. Währung 5 Kr. = 8½ Pfennig.

Bronzemünzen:





2 Heller = österr. Währung 1 Kr. = 1,7 Pfennig.








1 Heller = österr. Währung ½ Kr. = 0,85 Pfennig.

hat sich unter anderen der Schatzmeister der Deutschen chemischen Gesellschaft, Dr. J. F. Holtz, Berlin N., Müllerstraße 170/171, bereit erklärt.

Die preußische Akademie der Wissenschaften plant die Sammlung sämtlicher griechischen Inschriften. Nachdem die der attischen beinahe vollendet war, wurde die der barbarischen Länder im Norden von Griechenland in Angriff genommen und neue Kopien an Ort und Stelle angefertigt. Das Ergebnis liegt soeben vor in dem ersten Bande des Corpus inscriptionum Graecarum Graeciae septentrionalis herausgegeben von W. Dittenberger in Halle. Die ganze Sammlung ist auf vier Bände berechnet.

Die französischen Ausgrabungen in Delphi, wofür die Kammern eine halbe Million Franken bewilligten, haben nunmehr begonnen; sie werden geleitet von den Gelehrten der französischen Schule in Athen. Zunächst soll ein Teil der Via sacra, der unmittelbar unter der Stoa der Athener liegt, von den expropriirten Gebäuden befreit werden. Die künstlerische Ausbeute dürfte nicht so groß sein wie in Olympia, da die Barbaren den Apollotempel mehrmals geplündert haben; aber archäologisch können die Grabungen wertvoll werden.

Eine Jubiläums-Medaille für Papst Leo XIII. hat der römische Graveur Sirletti hergestellt. Die Medaille zeigt den Papst am Schreibtisch sitzend und die Encyclika an die Arbeiter verfassend — vor dem Papste das von Glorienschein umflossene Bildnis des heiligen Thomas von Aquino. Die Medaille soll ausgezeichnet gelungen sein.

Zu Jerusalem in der Patriarchatsbibliothek ist ein Fragment eines Geschichtsschreibers Alexanders des Großen gefunden worden. Es ist ein kurzer Abriß der Ereignisse nach der Schlacht am Granikus bis zu der von Arbela.

Das Athenäum meldet die Auffindung eines Tempels der Hekate bei Stratonikea, dem heutigen Eski Hissar im südwestlichen Karien. Von den Friesdarstellungen sind ungefähr 160 Fuß vollständig erhalten und werden nach Konstantinopel gebracht.

In Madrid ist der geographische Kongreß eröffnet worden; es nehmen außer 324 spanischen Delegirten noch 50 Portugiesen und 70 Südamerikaner teil. Von Nordländern ist nur Freiherr v. Nordenskiöld anwesend.

Bühne.

Karl Bleibtreus Schauspiel „Napoleons Anfang", eine Neubearbeitung seines bekannten, schon früher aufgeführten „Schicksal", hat am Bremer Stadttheater einen außerordentlichen Erfolg errungen, mit Ernst Possart in der Titelrolle. Direktor Possart wird das Stück demnächst am Münchener Hoftheater und auf einer Reihe anderer großen Bühnen, zuletzt auch in Berlin, dem Publikum vermitteln.

In Frankfurt a. M. fand unter großem Beifall die erste Aufführung des neuen Schauspiels „Die Schwestern" von Emil Claar, dem liebenswürdigen, allbeliebten Intendanten des Frankfurter Theaters, statt. Der Inhalt des Stückes ist kurz folgender: Der reiche Gutsbesitzer Ernst v. Osteroth feiert den zehnjährigen Hochzeitstag mit seiner abgöttisch geliebten Seraphine. In seinem Hause befinden sich noch zwei unverheiratete Schwestern seiner Gattin, die diese an zwei ungeliebte Männer verheiraten will, deren einer, ein abgewirtschafteter Marquis, ihr eigener Verehrer ist. Die beiden jungen Mädchen sind darüber sehr unglücklich, weil sie ihre Herzen schon verschenkt haben. Da erscheint ihnen in der Gestalt des greisen Fürsten Agenor von Kamoiski, der sich dem Vater der Schwestern verpflichtet fühlt und ihm auf dem Sterbebette versprochen hatte, für seine Kinder zu sorgen, ein Retter. Er führt die abirrende ältere Schwester auf den Pfad der Pflicht zurück und vereinigt die beiden jüngeren mit den von ihnen geliebten Männern.

Seit dem 16. Oktober hat auch das Wiener Hofburgtheater begonnen, Sonntag nachmittags Vorstellungen klassischer Dramen zu herabgesetzten Preisen zu geben. Den Anfang machten Schillers „Räuber", denen sich in cyklischer Aufeinanderfolge die übrigen Stücke des Dichters, sowie die Werke Goethes, Lessings und Grillparzers anschließen sollen.

Richard Wagners „Parsifal" wird im Jahre 1894 in Prag und auf anderen größeren Bühnen Oesterreich-Ungarns zur Aufführung gelangen. Denn nach österreichischem Landesgesetz über Urheberrecht wird ein Werk zehn Jahre nach dem Tode des Verfassers frei. Am 13. Februar 1893 werden mithin sämtliche Schöpfungen Wagners für Oesterreich-Ungarn frei.

Bildende Künste.

Am 14. und 15. November fand in Köln durch J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) im Auktionslokale Breitestraße 125 bis 127 die Versteigerung der reichhaltigen und ausgewählten Gemäldesammlung des verstorbenen kgl. belgischen Hofarchitekten Adolf Schuster statt. Dieselbe enthält Gemälde der niederländischen, deutschen, italienischen, spanischen &c. Schulen. Ein reich illustrirter Katalog ist darüber erschienen.

Denkmäler.

Das jüngst in Spandau enthüllte Standbild weiland Kaiser Friedrichs ist eine überlebensgroße Statue. Der Kaiser trägt Küraß und Helm und die Insignien eines Feldmarschalls. Die Rechte hält den Feldmarschallsstab, die Linke stützt sich auf den Pallasch. Das Haupt des Kaisers ist leicht erhoben. Die drei Seiten des Sockels tragen Reliefs aus dem Leben des Kaisers und seiner Beziehungen zu Spandau.

Auf dem Centralfriedhof zu Wien wurde das für die Weltreisende und Schriftstellerin Ida Pfeifer von Professor Johannes Benk herrlich ausgeführte Denkmal enthüllt.

In Neapel wurde ein Standbild des berühmten Rechtsgelehrten und Ministers Dr. Raffaele Conforti enthüllt. Das Denkmal stellt den Gefeierten in der Toga dar und ist in carrarischem Marmor ausgeführt.

Astronomie.

Um die Mitte des zweiten Drittels dieses Monats wird man am Himmel, meist aus dem Sternbilde der Andromeda aufleuchtend, zahlreiche Sternschnuppen wahrnehmen. Dieselben gehören dem Meteorschwarm an, der am 27. November 1872 und 1885 jene wunderbare Erscheinung fallender Sterne darbot, deren sich manche Leser gewiß noch erinnern werden. Diese Sternschnuppen stehen in einer engen Verwandtschaft zum Bielaschen Kometen, sie sind vielleicht aus der Auflösung desselben hervorgegangen und, bildlich zu sprechen, könnte man sie vielleicht als Trümmer oder Bruchstücke desselben bezeichnen. Falls der Himmel an den Abenden vom 24. bis 27. heiter ist, verlohnt es sich, nach dem himmlischen Feuerwerk auszuschauen, obgleich das Mondlicht den Glanz der Erscheinung wahrscheinlich beeinflussen wird.

Statistik.

Eine komische Statistik hat der Pariser Polizeipräfekt aufgestellt. Er hat alle den Ländern der Tripelallianz angehörenden Fremden im Alter von 20 bis 45 Jahren, die in Paris wohnen, zählen lassen und folgende Ergebnisse gefunden: 6142 Deutsche, 1748 Oesterreicher, 531 Ungarn, 10,020 Italiener, insgesamt 18,441 Personen. Rechnet man 10 Prozent als kriegsuntüchtig ab, so würden immerhin doch 16,000 Soldaten der Tripelallianz in Paris sein.

Marine.

Das größte Schlachtschiff der Welt ist gegenwärtig der „Royal Sovereign" der englischen Marine.

Mode.

Gegen die barbarische Mode, die Federn, Vogelflügel und Vogelköpfe zum „Schmuck" von Damenhüten zu verwenden, wird jetzt auch von angesehenen holländischen Zeitungen geeifert; und die französische Zeitschrift „l'Illustration" berichtet, daß ein Händler in Paris im vergangenen Jahre 40,000 Vögel aus Afrika und einer seiner Kollegen in London eine Sendung von 6000 Paradiesvögeln und 360,000 Vögeln verschiedener Art aus Ostindien und von nicht weniger als 400,000 Kolibris empfing. Bei einem andern Händler wurden im Jahre 1889 sogar mehr als zwei Millionen auserlesener Vogelbälge verkauft. In Long-Island, nahe bei New-York, lieferte ein Handelsverein innerhalb vier Monaten mehr als 70,000 Vögel und ebendaselbst verarbeitet ein Kürschnergeschäft jährlich gegen 700,000 Vogelbälge. Auch in gewissen Gegenden Frankreichs hat die Vertilgung der kleinen Vögel solch eine Höhe erreicht, daß die öffentliche Meinung anfängt, sich mit der Sache zu beschäftigen. Denn man darf nicht vergessen, daß die größte Zahl dieser Vögel, die dem „Putz" der Damen geopfert werden, sich von Insekten ernährt, daß also die Landwirtschaft ihrer fleißigsten und nützlichsten Bundesgenossen beraubt wird. Möchte sich doch das Feingefühl des schönen und zarten Geschlechtes gegen eine Mode empören, wie sie etwa für Indianerinnen, aber nicht für europäisch gebildete Damen paßt.

Literatur.

Die Frage der historischen Grundkarten nach einheitlichem Maßstabe für das gesamte deutsche Reich ist endlich nach langen Verhandlungen auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Sigmaringen, am 1. September 1891 so weit entschieden worden, daß man sich über den grundlegenden Maßstab und über die Art der Ausstattung der Karten einigte, und in einer Eingabe vom November 1891 an den Reichskanzler die Beihilfe des Reichs und der Reichsbehörden erbat. Eine Erledigung dieser Denkschrift ist bisher allerdings noch nicht erfolgt, aber die Idee der historischen Grundkarten ist an und für sich so stark, daß sie sich allerwärts Anhänger erwirbt und auch schon in verschiedenen deutschen Einzelstaaten (Bayern, Sachsen, Württemberg) aufgegriffen wurde. Es kann gar kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß über kurz und lang die Notwendigkeit der Schaffung solcher historischer Grundkarten überall, wo auf hohen und niederen Schulen Geschichte gelehrt wird, anerkannt sein wird, und es ist auch nicht zu viel gesagt, wenn man eine höchst wohlthätige Umwälzung des Geschichtsunterrichts als Folge dieser Grundkarten voraussagt. Denn eine der Hauptschwierigkeiten desselben liegt darin, dem Lernenden ein möglichst klares Bild der einstigen Zustände in rein örtlicher Beziehung zu vermitteln. Um die Anschauung zu beleben, bedient sich der neuere Geschichtsunterricht mit außerordentlichem Vorteile der Abbildungen historischer Kostüme, Waffen, Handschriften, Porträtsammlungen. Dazu muß nun die historische Karte in einem weitaus reicheren Ausmaße treten, als dies bisher möglich war, denn sie allein vermag durch die anschauliche Darstellung historischer Besitzverhältnisse das Studium der Geschichte zu erleichtern und zu fördern. Und nicht bloß für den Schüler, sondern auch für den Forscher selbst ist sie ein unschätzbares Hilfsmittel. Sie bewahrt ihn vor vielen Irrungen, sie gewährt ihm auf einen Blick eine Uebersicht über den Stand der Wissenschaft, sie zwingt ihn zur unzweideutigen Wahrheit, sie schützt seinen neuen wissenschaftlichen Erwerb davor, daß er mit ihm verloren gehe, weil sie manches mit Worten nur schwer übertragbare Wissen festhält für die Nachgeborenen. Freilich wird es noch eine schöne lange Weile dauern, bis die mittelst der Grundkarten geschaffenen historischen Karten so weit gediehen sein werden, daß sie zu Unterrichtszwecken dienen können. Das wurde uns klar aus der soeben erschienenen Denkschrift des Tübinger Rechtshistorikers Professor Dr. Friedrich von Thudichum: „Historisch-statistische Grundkarten" (Tübingen, Laupp). Professor Thudichum propagirt schon seit Jahrzehnten die historische Karte und hat, wie wir aus der Denkschrift erfahren, auf eigene Kosten und mit großer Mühe selbst eine Anzahl solcher Musterblätter für die Wetterau und das Neckargebiet geschaffen. Er ist also der berufenste Mann, über Plan und Zweck dieser Karten Rat zu erteilen. Seine Denkschrift rechtfertigt im einzelnen die Beschlüsse der Sigmaringer Versammlung, beleuchtet insbesondere die Verwendbarkeit der Grundkarte und macht genaue Vorschläge über die Art und Weise ihrer Ausführung. Seine Forderungen gehen, kurz gefaßt, dahin, daß über ganz Deutschland hell gehaltene Karten geschaffen werden, worin Raum genug zur Eintragung der Zeichen und Namen bleibt, die jeweilig erforderlich sind. Außer dem Flußnetz sollen diese Karten keine anderen Linien (keine Berg- oder Waldbezeichnungen) tragen als die Gemarkungsgrenzen aller Dörfer und Städte, denn diese Besitzgrenzen dürften seit alten Zeiten nur die wenigsten Veränderungen erfahren haben. Diese Grundkarten sollen zu möglichst wohlfeilem Preise hergestellt werden, damit sie von allen Gelehrten und Studirenden leicht erreichbar werden. Sie sollen in allen Seminarien aufliegen und stets zur Hand sein, teils um Neues einzutragen, teils um das Alte unter Augen zu behalten. Für alle historisch interessanten oder wichtigen Thatsachen können diese Grundkarten benützt werden, so zur graphischen Darstellung der Gebiete der Sprachen und Mundarten, der Gründung von Klöstern und Kirchen vor und nach der Reformation, der Römerstraßen, der Burgen und Festungen, der Verbreitung von Volksschulen zu bestimmten Zeiten, der Geltungsgebiete von Rechtsquellen und so weiter. Man sieht, Thudichum erweitert die Verwendbarkeit der Grundkarten in einer bisher kaum geahnten Weise! Um die historischen Karten zu dieser wissenschaftlichen Höhe und Durchbildung zu bringen, reicht natürlich die Kraft eines einzelnen nicht aus. Sie baut sich ja auf die genaueste Kenntnis der Lokalgeschichte eines jeden deutschen Gaues auf. Und allerdings ist die Idee der historischen Grundkarten eben darum eine ganz eigentlich nationale Idee! Sie erfordert ein nach Methode und Ziel der Arbeit durchaus einheitliches Zusammenarbeiten der gesamten wissenschaftlichen Welt der deutschen Nation. Es ist ein Plan, an dessen Ausführung ganze Geschlechter von Gelehrten mitzuarbeiten haben: die Denkschrift Thudichums ist der Entwurf und Leitfaden zu einer ganz neuen wissenschaftlichen Institution von einer Tragweite, die sich derzeit noch gar nicht überschauen läßt, von der man aber sagen muß, daß sie die Kräfte der Nation zu einem Werke vereinigen will, das nur nützlich im besten Sinne sein kann. Möge diese Erkenntnis bald Allgemeingut werden, damit die Schaffung der einheitlichen Karten fürs ganze deutsche Reich nicht allzu lange auf sich warten lasse.

Von den Werken des Grafen Tolstoj kann man dasselbe behaupten wie von denen William Shakespeares, nämlich, daß sie in Deutschland eine zweite Heimat gefunden haben, denn augenblicklich beherrscht Tolstoj sowohl das literarische Feuilleton als den Büchermarkt. Im Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin gibt Raphael Löwenfeld, ein gewiegter Kenner der russischen Sprache und Literatur, „Leo N. Tolstojs Gesammelte Werke" in einer vom Verfasser genehmigten Ausgabe heraus, von welcher bereits die beiden ersten Bände vorliegen. Der erste Band enthält „Lebensstufen" (Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre), der zweite Band den ersten Teil der Novellen und kleinen Romane, nämlich: Der Morgen des Gutsherrn, Aufzeichnungen eines Marqueurs, Luzern, Allert, Zwei Husaren, Drei Tote, Die Kosaken. Die Uebertragung, die den Werken des russischen Meisters zu teil wird, ist eine in jeder Beziehung gelungene. — Das Norddeutsche Verlags-Institut (Berend & Jolowicz) in Berlin hat Leo Tolstojs „Der Roman der Ehe" in einer deutschen Uebersetzung von Wilhelm Lilienthal herausgegeben. Dieser Roman, der das Liebes- und Eheglück eines 17jährigen Mädchens schildert, die aus reinster Seelenneigung einem älteren Manne die Hand reicht, gehört zu den wertvollsten Schöpfungen des russischen Dichters. Seine Mascha, die allen Versuchungen, die so oft an junge Frauen herantreten, mutvoll widersteht, aber doch plötzlich eine unüberbrückbare Kluft zwischen sich und ihrem Gatten wahrnimmt, wird durch ihr Mutterglück dem Gatten wieder näher gebracht. „An diesem Tage," läßt Tolstoj seine Heldin am Schlusse des Romans sagen, „war der Roman mit meinem Gatten zu Ende; das alte Gefühl war nur eine Erinnerung an die Vergangenheit und ein neues Gefühl, die Liebe zu meinen Kindern und zu dem Vater meiner Kinder hatte mir ein neues Leben eröffnet, ein anderes, glücklicheres, wenn auch von dem alten ganz verschiedenes, und dieses Leben führe ich noch heute." — Im Verlag von Wilhelmi in Berlin erschien: „Die Früchte der Bildung", Lustspiel in vier Aufzügen von Leo N. Tolstoj, vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung von Raphael Löwenfeld. Es ist dies ein satirisches Lustspiel von hervorragendster Bedeutung, das namentlich infolge der lebensvollen Charakteristik der handelnden Personen einen tiefen Eindruck hinterläßt. Die deutsche Uebertragung ist eine durchaus glückliche. — In dritter Auflage erschien in gleichem Verlage: „Leo N. Tolstoj, Warum die Menschen sich betäuben", vom Verfasser genehmigte Uebertragung von R. Löwenfeld. Die Abhandlung „Warum die Menschen sich betäuben", ist eine Vorrede, welche Leo Tolstoj zu dem Buche eines befreundeten Arztes, des Dr. Alekjejew, verfaßt hat. Tolstoj fand in dieser Vorrede Gelegenheit, einer Lieblingsidee Ausdruck zu geben, der nämlich, daß viele der Hauptübel, an welchen die Menschheit heute leidet, die Folgen eines geistigen Zustandes sind, den eine falsche Lebensweise erzeugt hat. In diesem geistigen Zustande ordnen sie nicht ihre Handlungen den natürlichen Gesetzen der Moral unter, ihre Moral paßt sich vielmehr ihren Handlungen an. In zweiter Auflage erschien im Verlag von Cassirer u. Danziger in Berlin: „Graf Leo Tolstoj. Meine Beichte", mit ausdrücklicher Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Alexis Markow. „Meine Beichte" ist sowohl der Zeit als dem Gedankengange nach die erste unter den sittlich-religiösen Schriften Leo Tolstojs; es ist die Schilderung seines religiösen Läuterungsprozesses. Tolstoj verwirft alle überkommenen Wahrheiten, er will selbständig die Grundlage des sittlichen Lebens finden. Von altersher ein liebevoller Beobachter der Volksseele, glaubt er in der Zufriedenheit der unteren Schichten die Lösung des Rätsels gefunden zu haben. — Förderung des Volkswohls ist die Forderung, die Graf Leo Tolstoj in seiner Schrift „Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst" aus dem Russischen von August Scholz (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag) für die Vertreter der Kunst und Wissenschaft aufstellt. „Die Wissenschaften und Künste," sagt er „werden erst dann dem

Volke wahrhaft dienstbar sein, wenn ihre Jünger mitten unter dem Volke und so wie das Volk leben und demselben, ohne irgend welche besonderen Rechte geltend zu machen, ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Dienstleistungen darbieten werden, die anzunehmen oder nahe anzunehmen vom Willen des Volkes abhängen wird." — Im Verlag von S. Fischer in Berlin erschien: „Geld!" Soziale Betrachtungen von Graf Leo Tolstoj, deutsch von August Scholz. Tolstoj nimmt in dieser Schrift drei Arten der Unterjochung des Menschengeschlechtes an. Die erste Art der Unterjochung geschieht nach ihm durch unmittelbare Vergewaltigung und Bedrohung mit dem Tode durch das Schwert und findet in der Sklaverei (Tolstoj rechnet auch die Soldaten zu den Sklaven) ihren vollendetsten Ausdruck. Die zweite Schraube ist die Unterjochung der Menschen durch Entziehung des Grund und Bodens, mithin der Nahrungsvorräte. Von der dritten Art der Unterjochung, der Unterjochung durch Abgaben und Steuern, behauptet Tolstoj, daß sie in unserer Zeit durch Entwicklung des Geldsystems zu einer ganz besonderen Ausbeutung gelangt sei. — „Gespräche über und mit Tolstoj" (Berlin, Richard Wilhelmi) nennt **Raphael Löwenfeld** ein Bändchen feuilletonistischer Skizzen, die besonders darum lebhaftes Interesse erregten, weil sie uns zum erstenmale Zuverlässiges über die Persönlichkeit eines Mannes brachten, der seit Jahren die europäische Leserwelt beschäftigt. — Im gleichen Verlag erschien auch: „Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung" von **Raphael Löwenfeld**, erster Teil. Was Löwenfeld in dieser im großen Stile angelegten Lebensbeschreibung bietet, ist ein abgerundetes Bild, in dem die Licht- und Schattenseiten gerecht verteilt sind, in dem die wesentlichen Züge mit kräftigen Strichen hervorgehoben werden, so daß der Leser eine klare Vorstellung von dem Manne erhält, dessen literarisches Porträt entworfen wird.

Von den Schillerschriften Kuno Fischers ist jetzt auch der zweite Band unter dem Titel „Schiller als Komiker" in zweiter neu bearbeiteter und vermehrter Auflage im Verlag von Karl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschienen. Der berühmte Kommentator will mit dem Worte „Komiker" nicht sagen, daß Schiller ein Lustspieldichter war, aber er stellt fest, daß seine Dichtungen eine Fülle komischer Gebilde enthalten, welche in die Zeitabschnitte seiner dichterischen Entwicklung ungleichmäßig verteilt sind. In seinen Jugendwerken findet er die Saat des Komischen am üppigsten gediehen, in den satirischen Gedichten, der Anthologie und den komischen Ausgeburten der Räuber, im Fiesko und in Kabale und Liebe. Nach einem Jahrzehnt historischer und philosophischer Stücke und Werke, während welcher die Kraft des Komischen ruhte, entfaltete sich dieselbe von neuem in den „Xenien" des Musenalmanachs und in der Wallenstein-Trilogie. Nachdem Kuno Fischer bei Schiller das Pathos als die Quelle des Komischen bezeichnet und erörtert und das Komische in seinen satirischen Gedichten beleuchtet hat, führt er uns die wahrhaft komischen Charaktere des großen Dichters, den Hofmarschall von Kalb, den Spiegelberg, den Mohren im Fiesko, den Stadtmusikant Miller, und die komischen Charaktere aus der Wallenstein-Trilogie in ihrer innersten Eigenart vor und gelangt endlich zu jenem Worte des Sokrates aus dem Symposion, daß ein und derselbe Mann die Kunst der tragischen und der komischen Dichtung verstehen, und der tragische Dichter auch der komische sein müsse. Dieses Wort sei in der späten Nachwelt erfüllt worden, am mächtigsten durch Shakespeare. Kuno Fischer aber wollte in dieser seiner zweiten Schillerschrift zeigen, daß auch der größte tragische Dichter der Deutschen in seiner Weise ein Komiker war. Das ausgezeichnete Buch, das einen so fesselnden Gegenstand in vornehmster Darstellung behandelt, ist jedem Literaturfreund angelegentlichst zu empfehlen.

Ein überaus praktisches Nachschlagebuch, das einem wirklichen Bedürfnis abhilft, erschien im Verlag von Bruer und Co. in Berlin und Hamburg unter dem Titel „Der Beamte im Reichs- und Staatsdienst", ein Hand- und Nachschlagebuch über die heute giltigen sich auf das deutsche Beamtentum beziehenden Gesetzes-Bestimmungen, Erlasse, Verordnungen und so weiter, für den praktischen Gebrauch bearbeitet und herausgegeben von der Redaktion des Reichs-Gesetzbuches. Dasselbe enthalt in übersichtlicher Anordnung alle das Beamtentum betreffenden maßgebenden Bestimmungen aus der Reichsverfassung beziehungsweise aus den Verfassungen der einzelnen Bundesstaaten, die Verzeichnisse der verschiedenen Reichs- und Staatsbehörden und deren Beamte, mit Angabe der Gehälter, Wohnungsgeldzuschüsse und dergleichen, Vorbedingungen zur Anstellung, Prüfungen, Rechtsverhältnisse, Tagegelder, Fuhr- und Umzugskosten, Kautionen, Urlaub, Besteuerung, Pensionen, Fürsorge für Witwen und Waisen, Disziplinarverhältnisse und so weiter, ferner alle in Betracht kommenden Auszüge aus den Reichs- und Landesgesetzen, sodaß jeder Beamte jede sein Dienstverhältnis betreffende Frage darin behandelt findet.

Eine „Geschichte der Nordamerikanischen Literatur" hat **Karl Knortz** in zwei Bänden im Verlag von Hans Lüstenöder in Berlin herausgegeben. Der Autor, der die literarischen Verhältnisse Amerikas von Grund aus kennt, bietet in diesem trefflichen Werk eine auf sorgfältigsten Quellenstudien beruhende Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Mit der Literatur der Kolonialperiode in Virginien zu Anfang des 17. Jahrhunderts beginnend, führt uns Karl Knortz in geistvoller Darstellung alle Entwicklungsphasen der nordamerikanischen Literatur bis zur unmittelbarsten Gegenwart vor, indem er bei den hervorragenderen Autoren länger verweilt und uns mit ihrer schriftstellerischen Eigenart bekannt macht, die weniger bedeutenden aber nur flüchtig streift. Das in jeder Hinsicht empfehlenswerte Werk gewährt einen tiefen Einblick in die amerikanischen Literaturverhältnisse.

Im Verlag von Paul Parey in Berlin erschien: „Des Landwirts Haus- und Lesebuch von **Christian Jenssen**. Dieses treffliche Werk, die Frucht jahrelangen Sammelfleißes aus einer vielseitigen landwirtschaftlichen und verwandten Thätigkeit des Verfassers, ist nicht nur bestimmt, das landwirtschaftliche, sondern auch das ländliche Leben und Streben nach seinen verschiedenen Gliedern und Lagen, Verhältnissen und Zuständen durch ausgewählte abgerundete Lesestücke darzustellen, wodurch nicht nur die Erkenntnis gefördert wird, sondern auch Herz und Charakter zu ihrem Rechte kommen. Das Ziel der Darstellung dieses Werkes ist der Landwirt selbst, sein Beruf als solcher und seine vielfachen Lebensbeziehungen als Träger des vornehmsten Zweiges der Urproduktion, seine Stellung und Bedeutung im eigenen Hause und der Wirtschaft, in der Gemeinschaft der Genossen und des Volkes, im Verkehr mit der Tier- und Pflanzenwelt in Haus und Stall, in Feld und Wald, im Moor und auf der Heide, sein Leben in den verschiedenen Zeiten, den Feier- und Festtagen des Jahres. Das Werk ist mit einem Wort ein echter Hausschatz für den Landwirt.

Ein treffliches Werk, das jeder Mutter, die es mit der Pflege ihrer Lieblinge ernst nimmt, nicht warm genug empfohlen werden kann, ist „Das Buch der Mütter", eine Anleitung zu naturgemäßer, leiblicher und geistiger Erziehung der Kinder und zur allgemeinen Krankenpflege von **M. S. Kübler** (Frau Scherr), das soeben in dritter, umgearbeiteter und ergänzter Auflage im Verlage von Abel und Müller in Leipzig erschienen ist; die Verfasserin, die Gattin Johannes Scherrs, gibt im ersten Buche dieses Werkes den jungen Müttern ausführlichste Belehrung, um eine naturgemäße leibliche Erziehung der Kinder richtig zu leiten; das zweite Buch soll dieselben befähigen, sich einige Kenntnisse der Kinderkrankheiten anzueignen und ihnen richtige Begriffe von einer vernünftigen Krankenpflege erwecken, so daß sie im Falle plötzlicher Erkrankung, wann nicht immer gleich ein Arzt zur Hand sein kann, darin richtige Ratschläge finden können. Das dritte Buch endlich bespricht die geistige Erziehung der Kinder, die hauptsächlich in den Händen der Mutter liegt und von der oft die ganze Zukunft des Menschen abhängt.

Im Verlag von Siegfried Mittler und Sohn in Berlin erschien „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk" von **von Boguslawski**, Generalleutenant a. D. Der durch seine militärwissenschaftlichen Schriften weit bekannte General von Boguslawski wendet sich in dieser soeben erschienenen Schrift gegen diejenigen, welche im Kriege nur ein absolutes Uebel und darnach in der Kriegskunst die Kunst des „Massenmordes", in der Kriegführung nur Barbarei und „Menschenschlächterei" sehen. Er schildert dagegen die positive Einwirkung des Krieges auf Wissenschaft, Kunst und Staatsleben und führt den Beweis, daß der Krieg in der Entwicklung des Menschengeschlechtes notwendig gewesen ist und auch für die Zukunft notwendig sein wird, wenngleich im Interesse der Menschheit zu hoffen ist, daß die Kriege seltener werden, weil sie tiefer in das bürgerliche Leben und das Geschick der Völker eingreifen als früher.

Eine höchst wertvolle Arbeit über die Ur- und Vorzeit Deutschlands hat der königlich hannoversche Bibliothekrat a. D. Dr. **Heinrich Böttger** unter dem Titel: „Der Sonnenkult der Indogermanen (Indoeuropäer) insbesondere der Indoteutonen" im Verlag von Leopold Freund in Breslau herausgegeben. Es ist die langjährige mühevolle Forschung eines nun neunundachtzigjährigen Greises, der aus einhundertundfünfundzwanzig hebräischen,

griechischen, lateinischen und altnordischen Original- und zweihundertundachtundsiebenzig sonstigen Quellen die unanfechtbarsten Nachweise für den Sonnenkult der Indogermanen schöpfte. Der Autor bot in dieser Schrift ein staunenswertes Werk echter, deutscher Gründlichkeit, das namentlich allen Besitzern von Johannes Scherrs „Germania, zwei Jahrtausende deutschen Lebens, kulturgeschichtlich geschildert", als Ergänzungsschrift warm empfohlen werden kann. Vor dem Verfasser dieses Werkes ist es noch von niemand versucht worden, den Sonnenkult der Indogermanen, insbesondere der Indoteutonen zu erweisen: der Indogermanen, das ist der aus Indien in Europa eingewanderten Bewohner dieses Erdteils, insbesondere aber der Indoteutonen, das ist derjenigen unter ihnen, welche den Sonnengott Teuto als Ursprung und Begründer des Volkes der Teutschen verehrten. Wenn auch diese von Dr. Heinrich Böttger hiermit angeregte Forschung noch keineswegs als abgeschlossen erscheint, so ist doch jedenfalls in derselben ein ergiebiges Arbeitsfeld für spätere Forscher gegeben.

Im Verlag von Viktor von Zabern in Mainz erschien „Adam Lux, ein Opfer der Schreckenszeit", nach seinen Schriften und den Berichten seiner Zeitgenossen von Alfred Börckel, Bibliothekar an der Mainzer Stadtbibliothek. Erst aus dem Nachlasse des 1885 verstorbenen Mainzer Oberbürgermeisters Dr. Dumont, eines Verwandten von Lux, dem Mainzer Stadtarchiv überlassene Familienbriefe und daselbst aufgefundene Schriften, sowie nähere Mitteilungen aus dem Nationalarchiv in Paris, haben es dem Autor ermöglicht, eine ausführlichere Biographie von Adam Lux zu verfassen. Adam Lux, den der Anblick der sterbenden Charlotte Corday zu einer Lobrede auf sie begeisterte, erfährt in dieser kleinen Schrift eine durchaus gerechte Würdigung.

Mit dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Bismarck-Regesten" von Horst Kohl ist ein in seiner Art einziges, von unglaublichem Fleiß zeugendes, ausgezeichnetes Werk zum Abschluß gebracht worden, das den kommenden Geschlechtern vollständige, streng chronologisch geordnete Verzeichnisse über das Leben und die Thaten des Fürsten Bismarck übermittelt. Dieser zweite Band umfaßt die Jahre 1871 bis 1890, also die Zeit, in welcher der Altreichskanzler nach dem Wiederaufbau des Deutschen Reiches seine Dienste vornehmlich der Erhaltung des Weltfriedens widmete, die soziale Reform anbahnte und die deutschen Kolonialbestrebungen mächtig förderte. Der Autor, der mit nie ermüdendem Fleiß und peinlichster Gewissenhaftigkeit die gesamte Bismarck-Literatur durchforscht, hat in diesem, dem Historiker wie den Laien gleichwillkommenen Werke alles zusammengetragen, was sich über den Fürsten Bismarck in Tagesblättern und diplomatischen Berichten, privaten und politischen Briefen, Parlamentsverhandlungen und Staatsschriften, Denkwürdigkeiten von Zeitgenossen und ungedruckten Familienpapieren finden ließ. In diesem ausgezeichneten Buche ist dem Altreichskanzler ein Denkmal errichtet worden, wie es würdiger nicht gedacht werden kann.

In seinem im Verlag von G. Schwetschke in Halle erschienenen „Buch der Freundschaft" das mit 53 Porträts geschmückt ist, untersucht Lic. Dr. Friedrich Kirchner zuerst das Wesen der Freundschaft und bietet sodann eine Geschichte derselben, und zwar so, daß er die Ansichten der hervorragendsten Schriftsteller über die Frage und die Schilderung berühmter Freundschaften mit einander verflochten hat. Im Anfang gibt der Herausgeber 520 Sentenzen über die Freundschaft in chronologischer Anordnung, um sowohl einen Ueberblick über die Lehre von der Freundschaft als auch die Nachprüfung der einzelnen Schriftsteller zu ermöglichen.

Im Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung in Tübingen erschien: „Astronomische Briefe. Die Planeten" von C. Dillmann. Diese, zuerst im „Schwäbischen Merkur" veröffentlichten astronomischen Briefe sollen nicht der Wissenschaft, sondern dem Genusse dienen. Sie geben die Gedanken wieder, wie sie einen Mann, der den Naturwissenschaften manche frohe Stunde verdankt, beim Anblicke des Himmels bewegen. In leichtfaßlicher Darstellung führen diese Briefe den Leser in die Wunderwelt des gestirnten Himmels ein.

Ein hochbedeutsames Werk der Weltliteratur ist vor kurzem durch das Erscheinen des dritten Bandes zum Abschluß gebracht worden, es ist dies: „Memoiren des Fürsten Talleyrand" herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglin, deutsche Original-Ausgabe von Adolf Ebeling (Köln und Leipzig, Verlag von Albert Ahn). Der erste Band behandelt die Memoiren von der Geburt des Fürsten Talleyrand (1804) bis zum Jahre 1808, der zweite Band beginnt mit einer kurzen aber höchst anregenden Schilderung der Weltlage nach 1808 und schließt mit der plötzlichen Rückkehr Napoleons von der Insel Elba, der dritte Band endlich umfaßt die Zeit von 1816—1830. Der Einblick, den uns diese Memoiren in die Wirksamkeit des großen französischen Staatsmannes gewähren, ist überaus anregend und lehrreich. Sie geben über gar manches aus jenen Zeiten, da Fürst Talleyrand der Leiter der Politik unseres Nachbarstaates war, neuen und überraschenden Aufschluß und werden daher nicht nur den Staatsmännern, Politikern von Fach und den Geschichtsforschern als Quellenstudium willkommen sein, sondern auch von jedem Gebildeten als ein lebenswahres Spiegelbild der damaligen politischen und sozialen Zustände freudig begrüßt werden.

Unter den jüngsten Gaben der deutschen Lyrik befinden sich einige höchst bemerkenswerte Erscheinungen. P. K. Rosegger hat in A. Hartlebens Verlag in Wien, Pest und Leipzig einen überaus gefällig ausgestatteten und mit stimmungsvollen Bildern geschmückten Band „Gedichte" herausgegeben, in welchem der berühmte steirische Novellist auch in metrisch gebundener, hochdeutscher Sprache seinen Empfindungen beredtesten Ausdruck verleiht. Es liegt etwas Taufrisches, durchaus Ungekünsteltes in der Lyrik P. K. Roseggers. Mag er nun die trauten Klänge der Heimat hervorzaubern, mag er sein Saitenspiel zum Preis der Minen ertönen lassen, oder in den Gedichten über die Welt Lebensfreude und Kampfeslust schildern, immer beweist er sich als gottgeweihter Sänger, der auch in der gebundenen Form wohl im stande ist, sein Auditorium zu begeistern und hinzureißen.

Zu den poesievollsten Gestalten unserer deutschen Geschichte gehören die beiden von früher Jugend an innig miteinander befreundeten Enkel Kaiser Rudolfs, Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne, deren ebenso tapfer geführter als edelmütig beigelegter Kronenstreit längst als einer bühnenwirksamen Darstellung wert erkannt worden ist. Zu den Dichtern, welche sich der Lösung dieser lockenden Aufgabe unterzogen, tritt nun auch Martin Greif, dessen der deutschen Geschichte entnommene Dramen: Heinrich der Löwe — Die Pfalz im Rhein — Konradin, der letzte Hohenstaufe — Prinz Eugen — ihm ein glänzendes Zeugnis darüber ausstellen, daß er den Beruf dazu in sich trägt. Er hat denn nun auch diesen Stoff mit Einsetzung seiner ganzen eminenten dichterischen Kraft in seinem fünfaktigen Schauspiel: „Ludwig der Bayer" zur dramatischen Darstellung gebracht und damit ein Werk geschaffen, packend und erhebend zugleich, ein Werk von so großer poetischer Schönheit und so hohem dramatischem Schwung, daß es dauernd einen hervorragenden Platz in unserer vaterländischen Literatur einzunehmen berufen ist.

Mit dem Erscheinen der 35. Lieferung ist das prächtige Lieferungswerk „Das neue Buch der Natur" von A. v. Schweiger-Lerchenfeld, mit circa 400 Illustrationen, darunter zahlreichen Vollbildern, (Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag) zum Abschluß gelangt. Ueberblicken wir die ganze Leistung, so befriedigt vornehmlich die Art und Weise, wie der Verfasser alles Bedeutende aus dem Naturleben zusammenfaßt, wie er scharf und dialektisch sicher Ursache und Wirkung nebeneinanderstellt und dem Leser überdies mit verlockenden Mitteln an die Hand geht, um in ihm das Interesse für die Dinge, welche ihn umgeben, zu erwecken und bei ihm die Lust zu erregen, sich mit ihnen eingehend zu beschäftigen. Die Illustrationen sind meisterhaft ausgeführt und in großer Zahl vorhanden. Jeder Naturfreund, der lernen will, wird das anziehende und durch und durch belehrende Werk mit hoher Befriedigung durcharbeiten.

Im Verlag der Straßburger Druckerei und Verlags-Anstalt, vormals Schultz & Co. erschien: „Aus bewegtem Leben", Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren von Hans Wachenhusen. Es ist ein großes Stück zeitgenössischer Geschichte, das der Autor in diesem Werk dem Leser bietet als Zeuge aller der bedeutsamen Kriegs- und Friedensepochen, die seit mehr als dreißig Jahren Europa erschütterten. Der beliebte Erzähler plaudert in liebenswürdigster Weise von allem, was er als Tourist, als Ethnograph, als Kriegsberichterstatter während all dieser Jahre erlebt hat. Wachenhusens zweibändiges Werk faßt alle bemerkenswerten und wissenswerten Ereignisse der letzten drei Dezennien und seine persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen während jener Zeit zusammen. Der Leser erhält hier eine Darstellung der Zeitgeschichte, wie sie anmutender und fesselnder zugleich kaum gedacht werden kann.

Handschriften-Beurteilung.

H. G. in R. Es wäre eine große Arbeit, die Proben hervorzusuchen, deshalb erhalten Sie jetzt nur die Analyse Ihrer Schrift. Wenn Sie sich auch einen alten Abonnenten nennen, so muß ich Sie doch als einen sehr jungen und unfertigen Charakter erklären, der noch wenig individuelle Entwicklung zeigt, außer einem sehr ausgesprochenen Eigenwillen und vieler Schärfe. Sie sind geordnet, pünktlich, selbst pedantisch, Sie sind auch gewissenhaft und wahr; Sie denken klar und verständig und geben viel zu viel auf Aeußerlichkeiten.

R. K. in R. Ungebildet, flüchtig, unwahr und von gewöhnlicher Gesinnung, aber gerne lustig, und wenn Sie es sein wollen, angenehm und unterhaltend.

Eine Siebenzehnjährige. Na ja, da mag's angehen, das charakterlose, unfertige Geschreibsel. Sie sind aber schon recht schlagfertig und zungengeübt, ein Glück, daß Bosheit und Intrigue und Falschheit Ihnen so ganz ferne liegen. Sie sind stolz, aber nicht hochmütig, einfach und natürlich, aber nicht ohne Geschmack und Schönheits- oder Kunstsinn, der aber noch in den Windeln liegt.

Frau M. F. in F. Ein höchst mittelmäßiger Charakter, mit mittelmäßiger Bildung, viel Wert legend auf äußere Dinge und geistig so wenig selbständig entwickelt, daß man eher an ein Kind, als an eine Frau denkt. Im übrigen brav und achtungswert, nur langsam und etwas schwerfällig — allerdings auch nicht gewandt genug zu Gewissenlosigkeiten.

Alter Abonnent in B. (Damenschrift.) Ein kühler, leidenschaftsloser und ruhiger Charakter, sehr treu, wo er sich einmal angeschlossen, aber nicht leicht sich gebend und unbeeinflußt durch egoistische Motive. Die Dame ist intelligent, hat Phantasie und beobachtet gut; sie hat einen festen Willen und läßt sich nicht andauernd zu Boden drücken, obgleich ihre Stimmung etwas wechselnd ist; sie ist einfach, natürlich, selbstlos und gewinnt, wie alle derartigen Charaktere, im nähern Verkehr.

K. Th. in Sch. Ein eitler, gesuchter Mann, der gerne ein wenig groß thut und auf Komfort hält und den Genuß nicht verschmäht. Daneben gewandt, erwerbsam und nach oben hin sehr höflich. Sie sind energisch, gehen gerne eigene Wege und nehmen das Leben nicht von seiner schwarzen Seite.

D. H. Material ungenügend. Mehr Weichheit, mehr Biegsamkeit und Nachsicht! Was nützen Ihnen Ihre Gefühle, wenn Ihnen die rechte gewinnende Herzenswärme fehlt, wenn Sie durch Schärfe verletzen, und sich selbst überall zurückgesetzt und gekränkt fühlen. Aber zuverläsig, pflichtgetreu und sonst treu sind Sie, von Intriguen und Hinterthüren wissen Sie nichts.

H. C. Köln. Ein positiver Geist, ausführend, ins Werk setzend; ein tiefes, der Leidenschaft fähiges Gemüt, das seine Gefühle nicht gerne zu Markte trägt, ein einfaches Auftreten, Selbstbeherrschung und eine gewisse Nüchternheit neben Schönheitssinn, endlich Charakterfestigkeit und ernste Lebensauffassung.

Ph. H. in Bur. Col. Ein weiches, aber kein süßliches Gemüt, ein ruhiger, aber gleichmäßiger Wille, ein rasches Erfassen und gute, nicht einseitige Begabung, ohne weiten Horizont. Sie urteilen nüchtern, sind geordnet, pünktlich und haben Geschäftssinn, Erwerbsamkeit und auch etwelchen Egoismus; Sie halten nicht auf Glanz und Prachtentwicklung, aber auf Familienleben, Sie sind sensibel, momentan reizbar und sehr verschlossen, selbst bis an die Grenzen der Unwahrheit.

M. L., Stuttgart. Schade daß Sie nicht Ihre volle Adresse angaben, für das eingesandte Honorar von ℳ 2,20 hätten Sie ein bedeutend ausführlicheres Privaturteil direkt per Post erhalten. Ihre Schrift besagt: Ernste Lebensauffassung und verständiges Wesen ohne Pessimismus, starke Empfindungsfähigkeit neben geschäftlicher Tüchtigkeit, bescheidenes Auftreten, neben Kampfeslust und Defensive, kluge Zurückhaltung ꝛc. ꝛc.

Shakespeare détroné. Nicht großartig, aber fein angelegt, gerne mit den Gedanken in höhere Regionen streifend und doch nicht träumerisch, sondern vorwiegend praktisch, sehr sensibel, erregbar, launisch, ungeduldig und doch zum Nachgeben geneigt und äußeren Einflüssen zugänglich. Sie haben wohl literarische Neigungen. Von materiellen Genüssen sind Sie losgelöst, leicht entmutigt und verzagt, nehmen Sie doch das Leben nicht allzu ernst. In geistigen Dingen sind Sie nicht ohne Prätention ꝛc.

Ein edler Jurist in Ungarn. Lebhaft, gut beobachtend, gerne diskutirend, richtig kombinirend, von guter Defensive und mit der Wahrheit nicht zu peinlich genau, überhaupt gewandt. Summa summarum: ein Advokat, wie er im Buch steht. Als Privatmann: Lebhaft, beweglich, nicht ohne geistige Interessen, nicht ohne warmes Gefühl, aber ohne tiefe Leidenschaft und ohne innere und äußere Vornehmheit noch Eleganz.

G. B., Stettin. So höflich und zuvorkommend Sie sind, Distinktion fehlt Ihnen doch, Ihr ganzes Wesen hat etwas durchaus Gewöhnliches. Dabei sind Sie eitel und halten auf Repräsentanz. Sie sind im Wollen ungleich, wo Sie es können, schieben Sie gerne die Verantwortung von sich ab — mit der Wahrheit nehmen Sie es nicht allzu genau und Ihre Sinne sind leicht erregt, ziemlich weit vom Gefrierpunkt entfernt, ohne daß man Ihnen Unmäßigkeit vorwerfen könnte; Sie gehen stoßweise zuwege.

O. Sch. in T. Ein bestimmter, gewöhnlich ruhiger Charakter, der aber im Aerger sehr böse werden kann und überhaupt der Weichheit entbehrt, den Verstand vorherrschen läßt und mehr das Vertrauen der Intimen genießt, als im Fluge Sympathien erwirbt.

M. B., Graz. Ein Zug zur Größe (große, weite Schrift) und dennoch ein gewisser Mangel an Eleganz und savoir-faire (steife Schrift ohne die Rundungen der Geistesgrazie). Sie haben Humor (Anstriche) und Sinn für Höheres (feine, hochstehende J.-Punkte), einen weiten Horizont (große Schrift), aber wenig Neigung und Talent in die Details einzutreten. Sie sind egoistisch und nicht frei von Eitelkeit.

G. A. in S. Gebildet, mit schriftstellerischen Neigungen, lebhafter Phantasie, beweglichem Naturell, stark deduktivem Geist und ehrgeizigem Streben. Sie lieben Klarheit und können sich konzentriren — aber Sie wollen auch dominiren; Sie neigen zu Mißtrauen und lassen sich nicht ungestraft zu nahe treten; Sie sind stolz und gehen selbstgewählte Wege. In Ihrer Ausdrucksweise wissen Sie sich knapp zu fassen.

Johanna. Lebhaft, aber eingebildet, unbeholfen, jeglicher Eleganz und Formbeherrschung entbehrend, ja mit einem entschiedenen Zug zur Gewöhnlichkeit. Leicht traurig, mutlos, ängstlich, sehr wahr und mitteilsam, selbst geschwätzig und naiv-treuherzig, aber auch neugierig. Im Aerger sehr böse, aber bald versöhnlich gestimmt.

L. K. in Köln (eigene Schrift). Sie arbeiten geistig angestrengt und vernachlässigen wahrscheinlich darüber Ihre körperlichen Kräfte. Obgleich Kaufmann, haben Sie auch höhere Interessen, eine lebhafte Phantasie und ein warmes, ja heißes, leidenschaftliches Fühlen. Sie halten auf Formen und schauspielern gelegentlich ein wenig, obgleich sehr wahr und charakterfest. Logiker, Praktiker.

R. K. P. Zwar Gefühlsmensch, aber doch ein Widerspruchsgeist, der gerne diskutirt und gut beobachtet, richtig kombinirt; indessen weder schroff noch unangenehm, sondern zum Nachgeben geneigt und freundschaftlich, wohlwollend. Sie sind lebhaft, aber oft unentschlossen, weil äußeren Einflüssen zugänglich, gewandt in Geschäftssachen, aber durchaus ehrenhaft; leicht entmutigt, aber doch im ganzen nicht schwarzseherisch.

N. N. in N. Was Sie sind? Kaufmann. Ihre Neigungen? Geld zu verdienen und das Leben in verständiger, gemütlicher Weise zu genießen. Dabei bauen Sie keine unerreichbaren Luftschlösser und träumen nicht von idealen Utopien, sondern Sie halten sich an das Gegebene, Positive. Sie sind klug im Schweigen, obgleich Sie gerne reden und diskutiren, auch sich begeistern und erregen lassen; Sie haben ein warmes Gemüt und sind selbstloser Hingabe für diejenigen, die Sie lieben, fähig.

C. Sch. in W. Rein, weiblich im Empfinden, weder kleinlich noch engherzig; losgelöst von Sinnenbedürfnissen; geneigt, nur das ideale Moment der Dinge ins Auge zu fassen; sehr sensibel, reizbar, nervös, daher oft innerlich unruhig, erregbar und launisch, in Gefahr, daß das Herz mit dem Verstande durchbrenne; momentan heftig, aber nicht für lange und so weiter.

A. H. in S. Ein leidenschaftlicher, sehr sensibler und dabei schwieriger Charakter, weil sehr eitel und selbstgefällig, auch geistig pretentiös — weil der Weichheit, Milde, Nachsicht entbehrend, weil kampfeslustig und endlich weil Sie ein Konfusionsrat sind, der der Klarheit und Objektivität entbehrt, obgleich er oft, zum Beispiel in Geschäftssachen, wo Gefühl, Eitelkeit und so weiter aus dem Spiel bleiben, durch Nüchternheit überrascht.

Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.



Rätsel.

Wenn der Dichter Lieder tönen
Von der Liebe Zaubermacht,
Wird der einzig treuen Schönen,
Die mein Rätsel nennt, gedacht.
Deren Schicksal sagumwoben
Aus der Vorzeit zu uns drang,
Die unsterblich im Gesang
Lebt von Dichtermund erhoben.
Fügst du für mein erstes Zeichen
Ein mir einen andren Laut,
Wird dem Haß die Liebe weichen,
Mord und Rachsucht werden laut,
Und den schlimmsten der Tyrannen,
Einen, dem die Welt gebebt,
Der auf Erden je gelebt,
Wirst du vor dein Auge bannen.



Bilderrätsel.



Rätsel.

Gewöhnlich ist er in Ekstase
Und pflegt zu tragen hoch die Nase,
Will er die richtige Zeit nicht verpassen,
Hat er die Pflicht sich herabzulassen;
Als Wächter an der Eisenbahn
Hat er schon manchen Dienst gethan.

Bilderrätsel.



Buchstabenrätsel.

Die 1 und 2 sind Sprossen einer Leiter,
Vereint ein Wort zum Binden und so weiter.
2, 3 lehrt oft die Lage einer Stadt
Und wann sich dies und das ereignet hat.
Wenn 1 bis 5 auf unsrer Erde fehlte,
Kein heiratslust'ger Jüngling sich vermählte.
2, 3, 4, 5 sprich nie gedankenlos;
4, 5 und 6 trägt munter manches Floß.
Von 3 bis 8 auf wie verschiedne Weise
Legt's langsam oder schnell zurück die Reise!
6, 7, 8 gebietend, drohend klingt
Und 9 bis 12 wohl niemals Segen bringt,
10, 11 wird oft dem höchsten Zweck entrissen,
Und 10, 11, 12 bedrückt leicht das Gewissen.
Von 6 bis 12 hilft's vorwärts wohl im Leben;
Die letzten zwei sind Herrendienst ergeben.
Von 9 zu 14 wird es keiner ehren
Und mancher doch vielleicht nicht gern entbehren.
Im deutschen Norden magst du darauf lauschen
Wie 10 bis 14 murmeln oder rauschen.
Das Paradies versank mit seinen Sitten
Und seitdem sind gesucht und wohlgelitten
Die 6 bis 14, ob auch hier und da
Ein spottend Wörtchen ihnen tritt zu nah'.
Zur gleichen Klasse 1 bis 14 zählt,
Doch hat es ein besondres Fach erwählt
Und wer verneint, daß seiner Eigenart
Sogar ein Hauch von Poesie sich paart!

(M. Sch., Kassel).

Bilderrätsel.



ZEICHEN-ERKLÄRUNG:
○ HEITER, ☼ WARM, ⊜ KALT, ● REGEN,
● BEWÖLKT, ● NEBEL. ✱ SCHNEE,
⚡ GEWITTER, △ HAGEL

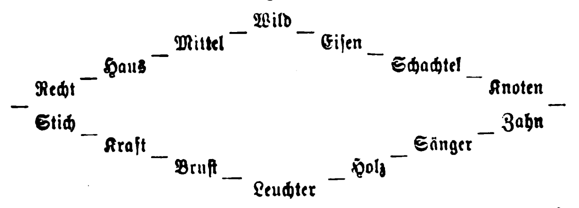
Rätsel.

Alljährlich zur Ersten viel Tausende ziehn,
Die „zu Hause“ sich müde geschafft,
Und Grillen und Launen und Nerven entfliehn
Vor ihrer belebenden Kraft.

Mit Stolze vergleichest den Letzten du,
Die Größten des Wissens, des Staats;
Und schreitet der Hauptmann zur nächtlichen Ruh,
Was ruft er dem Burschen zu? — Rat's! —

Aus der Ersten flimmert das ganze hervor,
Ein magisches, wallendes Glühn.
Es sprüht aus ewigen Tiefen empor,
Und reißt zum Bewundern uns hin.

Kettengliedrätsel.



An Stelle der Striche ist, von rechts nach links gelesen, je ein Hauptwort zu setzen.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1269:

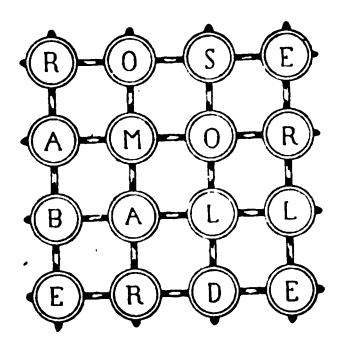
Die an den Schildrändern befindlichen Zeichen bilden drei Gruppen: 1) Dreiecke; 2) eingeflochtene Riemchen und 3) runde Nägel. Liest man nun die Buchstaben jeder dieser Kategorien in der Richtung von oben, wo das Bogenholz endigt (also beim V) nach unten zu in der Runde nach links fort, so ergeben sie die Worte:
1) Vom Erhabenen
2) zum Lächerlichen
3) ist nur ein Schritt.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1270:

Frei geht das Unglück durch die Welt.

Auflösung des Rätsels Seite 1270:

Feldstecher.



Auflösung des Scheiben-Problems Seite 1268:

Die vier Horizontalreihen zeigen:

Rose, Amor, Ball, Erde.

Die vier Vertikalreihen:

Rabe, Omar, Sold, Erle.

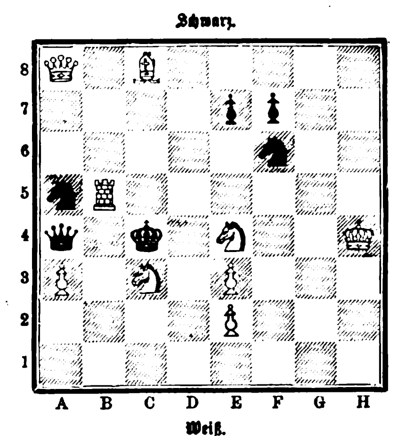
Auflösung des Rätsels Seite 1270:

Wermut.

Schach. (Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe 20. Von A. Wheeler.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 16 Seite 1271:

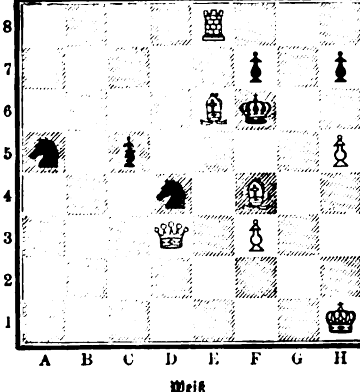
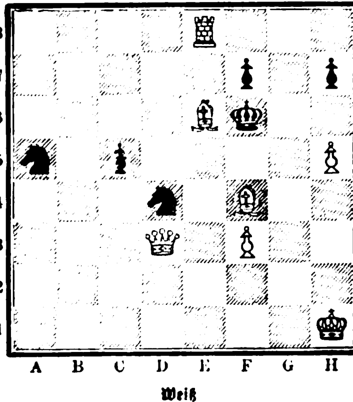
Weiß.
1) D. A 2 — B 2 Drohung D. B 2 — D 4 † ꝛc.
Schwarz.
1) K. D 5 n. C 6.
Weiß.
2) D. B 2 — C 3 †.
Schwarz.
2) K. C 6 — B 5 od. D 5.
Weiß.
3) L. F 5 — D 7 oder E 8 — E 4 Matt.
A. Weiß.
1) . . . .
Schwarz.
1) S. E 1 — F 3.
Weiß.
(2 T. C 6 — C 2.
Schwarz.
2) B 8 n. C 2 oder and.
Weiß.
3) D. B 2 — B 5 oder E 3 — E 4 Matt.
(Andere Spielarten leicht.)

Aufgabe 21.

Von C. Valkovska in Wien.

Vierter Preis im letzten Problemturnier des „Deutschen Schachbundes“.

Schwarz.

Weiß

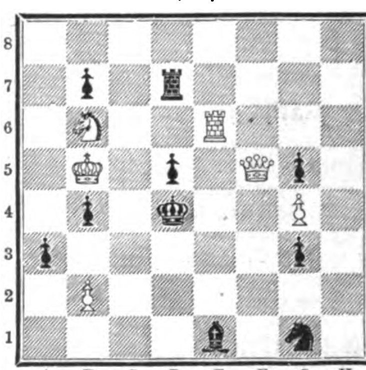
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 17 S. 1271:

Weiß.
1) D. A 5 — B 5.
Schwarz.
1) S. H 2 — F 3.
Weiß.
2) D. B 5 — B 3 †.
Schwarz.
2) K. D 5 — E 4.
Weiß.
3) L. D 1 — C 2 Matt.
(Auf 1) . . . 1) S. H 2 anders; 2) D. B 5 n. B 7 † ꝛc.; auf 1) . . . 1) K. D 5 — E 4; 2 D. B 5 — B 1 † ꝛc.; auf 1) . . . 1) K. D 5 — E 6; 2) S. D 1 — B 3 † ꝛc.; auf 1) . . . 1) S. A 8 — B 6 (n. C 7); 2) S. C 8 — B 6 † ꝛc.

Aufgabe 22. Von J. Dobruski.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 18 Seite 1272:

Weiß.
1) K. G 8 n. F 7.
Schwarz.
1) K. D 4 — C 4.
Weiß.
2) D. H 3 — F 5.
Schwarz.
2) Beliebig.
Weiß.
3) D. Matt.
A) Weiß.
1) . . . .
Schwarz.
1) T. A 4 — B 4.
Weiß.
2) K. F 7 — E 6.
Schwarz.
2) Beliebig.
Weiß.
3) D. Matt.
(Andere Spielarten leicht.)

Auflösung der Aufgabe 19 Seite 1272:

Weiß. 1) E 2 — E 4. — Schwarz. 1) L. A 7 — B 8 — Weiß. 2) D. D 3 — F 1 — Schwarz. 2) Beliebig. — Weiß. 3) D. F 1 — A 1 Matt. — A) Weiß. 1) . . . . — Schwarz. 1) S H 8 n. G 6 oder B 6 — B 5 — Weiß. 2) D. D 8 — D 6 † — Schwarz. 2) S. E 8 n. D 6 — Weiß. 3) L. F 8 — G 7 Matt. — B) Weiß. 1) . . . . — Schwarz. 1) K E 5 — F 6 — Weiß. 2) D. D 3 — D 8 † — Schwarz. 2) K. F 6 — E 5 (n. G 6) — Weiß. 3) D 2 — D 4 oder S. G 2 — F 4 Matt.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 1269:

Sommernachtstraum.

Auflösung des Logogriphs Seite 1269:

Geranium; Gera; Ger; Immau.

Auflösung des Rätsels Seite 1270:

Undine — Udine.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 1270:

Citrone, Cicerone.

Amors Leiden und Freuden.

Mit der Schere geschnittene Silhouetten

von

Anna Corsep.



Briefmappe.

M. Z. in Feljö-Viso in Ungarn. Lassen Sie sich die Statuten und Programme dieses Kunstinstitutes, die Sie gratis bekommen, schicken. Daraus können Sie die beste Auskunft über Ihre Fragen schöpfen.

Dr. B. K. in Wien. Die biologische Station am Plöner-See, die sich seit dem 1. April dieses Jahres in Thätigkeit befindet, ist nach einem vorläufigen Berichte des Direktors Dr. Otto Zacharias schon in den ersten sechs Monaten ihres Bestehens lebhaft frequentirt worden. Von den 8 Arbeitsplätzen waren 4 besetzt, und außerdem haben etwa 80 Gelehrte (Universitätsdocenten, Gymnasiallehrer und Studenten) auf ihrer Durchreise die Plöner Station aufgesucht und deren Einrichtungen besichtigt. — Bei den von Dr. Zacharias und seinen Praktikanten angestellten Untersuchungen hat sich das als Arbeitsfeld ausgewählte Seebecken als recht organismenreich erwiesen, insofern bis jetzt darin konstatirt werden konnten: 20 Fischarten, 40 Crustaceen, 69 Würmer (darunter 37 Rädertiere), 14 Mollusken und 74 Protozoen (Rhizopoden, Flagellaten und eigentliche Infusorien). Außerdem wurde eine Liste von mehreren 100 Algen festgestellt, auf der sich allein 83 Species von Diatomeen verzeichnet finden. Unter letzteren sind überraichender Weise zwei marine Gattungen vertreten, nämlich Rhizosolenia und Atheya. Als besonders interessanten Algenfund hat die Wiederauffindung von Pleurocladia lacustris, A. Br. zu gelten. Professor Alex. Braun entdeckte die Pleurocladia, die seinen Autornamen führt, vor vier Jahrzehnten im Tegelsee bei Berlin. Dort ist sie aber längst wieder verschwunden, so daß Plön zur Zeit der einzige Fundort für dieses seltene und interessante Mitglied der niederen Kryptogamenflora in ganz Europa ist.

M. Mayer in Wien. Dankend abgelehnt.

H. D. in Groß Kreutsch bei Lissa in Posen; W. H. in Heppenheim a. d. Bergstraße. Trotz mancher gelungenen Einzelheiten noch nicht druckfähig.

A. v. K. in Preßburg. Eine schöne dunkelbraun-grüne Farbe (alte Bronze) erhält man nach G. Buchner auf Kupfer, wenn man eine wie folgt bereitete Lösung auf den Gegenständen auftrocknen läßt: 10 Teile 20prozentige Kupfernitratlösung, 10 Teile 20prozentige Zinknitratlösung, 10 Teile 3prozentige Wasserstoffsuperoxydlösung und 5 Teile 10prozentige Eisenchloridlösung. Nach dem Eintrocknen dieser Lösung auf den Gegenständen wird mit Wasser abgespült und dann nach dem Abtrocknen in Sägespänen mit Wachs oder Leinöl eingefettet.

Dr. F. H. in Prag. Von den eingesandten Gedichten werden wir bei Gelegenheit „Im Garten" in der Romanbibliothek und „Wandel" in der Illustrirten Welt bringen.

U. K. in L. „Es klang so süß" für Romanbibliothek dankend angenommen.

C. B. in Slawuta in Volhynien. Wenden Sie sich an das Preßbureau der Ausstellung.

Fr. M. in Aachen. Uns ist nichts Derartiges bekannt. Vielleicht kann Ihnen das Patentbureau von Richard Lüders in Görlitz Auskunft darüber erteilen.

Eli Lurch in München. Die Rätselaufgaben sind für uns nicht geeignet.

A. A. in Cannstatt. Außer Bulwer hat noch Thomas Hood das Schicksal Eugen Arams zum Gegenstande des Gedichtes „The dream of Eugen Aram" gemacht (1829).

Dr. B. in Königsberg i. Pr. Dieser Gegenstand liegt dem Interessekreise unserer Leser zu fern.

Frau E. in Köln. Dankend angenommen.

R. W. in Luditz. Durch Abonnementsquittung.

Richtige Lösungen sandten ein: Ida Kremer in Robschütz bei Meißen. Baronin Th. v. P. in Marburg in Steiermark. Michael Zinz in Feljö-Viso. „Maud und Ellinor" in Glasgow. M. Reinhardt in Breda in Holland. Mack v. Czer in Karlsbad. Anna Mirus in Christiania. „Fräulein Disputax" in Stuhr in Oldenburg. Wilhelm Deininger in München. Joh. P. Stoppel in Hamburg. Anna von Kr. in Riga. Jg. Keller in Wien. George Wattenheimb in New-York. Marie Goltermann in Hannover. „Mutter Anna" in St. Petersburg. Clemens Leo Nohl in Neuwied. Erich Freund in Bukarest. Elise Mihic in Valpo. „Kurgast" in Friedrichshafen. Sophie Bobsien in Hamburg. Minna Treibert in Verona. A. v. Lublan in Leutschan. „Elfriede" in Darmstadt. Kamill Heller in Innsbruck-Wilten. „Tristan und Isolde" in Nimes. Frau Ferd. Ochs in Frankfurt a. M. „Sein Eigen" in Marbach. Emilie Schmelz in Grojec bei Oswiecim. Marie v. B. in Dresden. F. Euteneuer in Altena in Westfalen. George Littenbrook in Surabaja. „Mein blondes Mäuschen" in Hamburg. Pia Delonge in Konstanz am Bodensee. „Seerose" in Palermo. Elise L. in Frankfurt a. M. A. Sporer in Lipovljani. „Maus und Muki" in Hamburg. Mina Lützenberger in Saargemünd. Gemmel, Gerichtssekretär in Barmen. „Cleopatra" in Alexandrien. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke. Helene Schmidt in Bolkenhain in Schlesien. A. B. im Chalet Viktoria in der Schweiz. A. S. v. R. in Prag. Frau Alex Schmidt in Kaiserslautern. Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht. Helene v. Kaler in Burgau in Steiermark. Antonie Müller in Vevey. Alice F. in Hamburg. Amaranth Wagner in Wyandotte, N.-A. „Tante Minchen" in Meißen. Marie Jannschkowetz in Komotau. „Gouvernante" in Barcelona. Anna v. Kr. in Riga. Klara Fallgatter in Waldenburg in Sachsen. Wanda v. Rex in Athen. Mania v. P. in Tiflis. „Moselblümchen" in Koblenz. Werner Meili in Schaffhausen. Frau Hölzken in Mannheim. „Die gemütliche Ecke" in Dresden. C. Hoesli in Bradford. Liddy Mijar in Wien. Meta Gildenheim in Malmö. L. Welsmann in Hamm in Westfalen. H. Z. und A. P. in Chal t Viktoria in der Schweiz.

Gesundheitspflege.

B. W., Nürnberg. Die Zusammensetzung dieses Haarfärbemittels ist uns, weil Geheimmittel, unbekannt. Für die Gesundheit überhaupt ist dasselbe wohl unschädlich, ob für das Haar, ist fraglich. Der Umstand nämlich, daß es nur die Haare und nicht auch die Haut färbt, ist kein Beweis für seine Unschädlichkeit.

M. Leuenberger. Die Bettstellung von Nord nach Süd hat auf die Gesundheit gar keinen Einfluß, es ist daher in diesem Falle gleich, wo der Kopf liegt.

K. Pfl., junger, alter Abonnent. Gegen hartnäckige Stuhlverstopfung, welche durch die gewöhnlichen Mittel nicht zu beseitigen ist, empfiehlt sich folgendes Verfahren: Ganz methodische, tägliche Kaltwasserklystiere mittelst des Irrigators, feuchtwarme Einpackungen des Unterleibes, energische kalte Abwaschungen, täglich mehrere Minuten lang, und Massage desselben. Das Verfahren muß so lange fortgesetzt werden, bis die Obstruktion beseitigt ist. Zwischendurch kann zur Abwechslung durch Karlsbadersalz oder sonst ein leichtes Abführmittel nachgeholfen werden. Zur Beseitigung der Körperschwäche dient vor allem kräftige Nahrung sowie Stärkung der Gesamtmuskulatur des Körpers durch Turnen, viel Gehen in frischer Luft, Reiten und dergleichen Uebungen.

A. Z. in Oldenburg. Unreifes Obst, Gemüse, Gurken und dergleichen sind in Cholerazeiten deshalb zu vermeiden, weil sie bei vielen besonders Magenverstimmung hervorzurufen pflegen, welche die Disposition zur Erkrankung an Cholera steigert. Außerdem bieten sie gleich dem Wasser und der Milch die Gefahr, daß Cholerabazillen daran haften können, die durch die meist ungenügend gereinigten Hände der damit arbeitenden und Handel treibenden Personen dahin gelangt sind. Die Gefahr ist um so größer, weil selbst große Mengen des Ansteckungsstoffes unseren Sinnen nicht wahrnehmbar sind. Es empfiehlt sich daher, wenn die Cholera an einem Orte auch nur ganz vereinzelt ist, Wasser, Milch, Obst und so weiter nur in gekochtem Zustande zu genießen. Ebenso muß aber auch das Wasser, das man zum Waschen des Körpers, zum Mundausspülen, zum Reinigen des Küchen- und Eßgeschirrs und so weiter verwendet, stets kurz zuvor abgekocht sein. Speisen, die sich im gekochten Zustande nicht zum Gebrauch eignen, wie Butter, Käse und dergleichen, vermeidet man während einer Epidemie ganz. Höchstens könnte man die aus sicher cholerafreien Orten in wohlverschlossenen Gefäßen eingeführten Nahrungsmittel erlauben, wenn genügend gesorgt wird, daß sie nicht während des Gebrauchs durch unreine Löffel, Wasser und so weiter infizirt werden. Dr. D.

M. K., Schweidnitz; F. K., London; Abonnentin in London. Das Piperazin wird innerlich am besten in sehr verdünnter Lösung, 1 Gramm auf den Tag verteilt, in gewöhnlichem oder Sodawasser gegeben (nicht in Pillen oder Pulvern), zum Beispiel 1 Gramm auf den halben Liter. Die wässerig-spirituöse Lösung (1,0—2,0 Piperazin, 20,0 Spiritus und 80,0 Wasser) ist in Form Prießnitzscher Umschläge auf gichtische Anschwellungen geeignet, letztere günstig zu beeinflussen und dient als Unterstützungsmittel bei der innerlichen Anwendung. Seine Hauptwirkung entfaltet das Piperazin bei der akuten Gicht; bei chronischem Gelenkrheumatismus sowie bei der sogenannten entstellenden Gicht (Arthritis deformans) ist seine Wirkung wohl eine fragliche. Zu beziehen ist dasselbe durch die Apotheken, der Preis noch ziemlich teuer. Dr. Schm.

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Wilhelm Wetter in Stuttgart.



Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Cie. in Zürich

versenden porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jeder Art von **70 Pf.** bis M. 15. — per mètre. Muster franco. Billigste und directeste Bezugsquelle für Private.

Garantie-Seidenstoffe.



Vorzüglichste

Photogr. Apparate

in Auswahl von M. 8.50 bis M. 800.—, sowie **Utensilien** und **Anleitung**, wonach Jedermann **gewöhnliche** und **farbige Photographien** herstellen kann.

Fabrik **und Versandgeschäft**

Brack & Cie.,

München, Bayerstraße 3.

Haupt-Niederlage d. anerkannt vorzügl. Objektive von G. Rodenstock, München.

Reich illustrirte Preisliste wird gegen 20 Pfg. = 10 Kr. öst. franco zugesandt und bei Bestellungen dieser Betrag zurück vergütet.



Glafey-Nachtlichte,

unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung."

Ueberall vorräthig.

Soeben wurde ausgegeben **Lieferung 16**

von

Schillers Briefe.

Kritische Gesamtausgabe,

herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von **Fritz Jonas.**

ca. 270 Bogen 8° in etwa 95 Lieferungen à 25 Pfennig, oder in ca. 24 Abteilungen à 1 Mark zu beziehen.

Der Herausgeber dieser einheitlichen, strengen Anforderungen genügenden Gesamtausgabe der Briefe des populärsten deutschen Dichters stützt sich dabei auf umfassende eigene Vorarbeitungen, sowie auf die des verewigten Schillerforschers Robert Boxberger. Die Ausgabe soll dem Forscher eine feste Grundlage geben, der in den Lesarten am Ende jedes Bandes das Material zur eigenen Entscheidung über Abweichungen von den früheren Drucken findet, und **sie soll jedem Freunde des Dichters, dem ganzen deutschen Volke den unmittelbaren Einblick in Schillers freundschaftlichen Verkehr und seine rastlose Arbeit gewähren.** — Nichts ist mehr geeignet, das Geistesleben und den Entwicklungsgang Schillers in gleicher Lebendigkeit und Deutlichkeit zu zeigen, wie die chronologische Folge seiner Briefe, von denen M. Bernays treffend sagt: **„Schillers Briefe, als ein Ganzes betrachtet, müßten wohl für die schönsten unserer Literatur gelten."** — Eine Reihe von Porträts des Dichters, sowie von Persönlichkeiten, an die seine Briefe gerichtet sind, schmücken die Ausgabe und werden dem Leser auch im Bilde den Kreis von Zeitgenossen vergegenwärtigen, in und mit dem Schiller lebte. Wir gehen von der Ueberzeugung aus:

wo Schillers Werke stehen, da gehören auch seine Briefe hin,

als eine unabweisbare Ergänzung derselben,

deren unerschöpflicher Gedankenschatz den Geist erheben und adeln und den Sinn zum Idealen bei jedem Leser **erwecken und lebendig** erhalten wird.

Subskriptions-Bedingungen:

Schillers Briefe, kritische Gesamtausgabe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas, erscheinen in etwa 95 Lieferungen zum Preise von 25 Pfennig pro Lieferung oder in ca. 24 Abteilungen à 1 Mark.

Alle 14 Tage gelangen 1—2 Lieferungen bezw. alle 6—8 Wochen eine Abteilung zur Ausgabe. Bestellungen werden von allen Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie von jedem Bücheragenten entgegengenommen.

Die erste Lieferung oder die erste Abteilung wird von jeder Buchhandlung auf Verlangen gern zur Einsicht ins Haus gesandt. Erforderlichenfalls wird auf Wunsch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart die Expedition vermitteln und auch auf alle einschlägigen Anfragen direkte Auskunft erteilen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Berliner Tageblatt



und **Handels-Zeitung** nebst seinen **4 werthvollen Beiblättern:** illustr. Witzblatt **„ULK“**, illustr. belletr. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“**, feuilleton. Beiblatt: **„Der Zeitgeist“** und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft.**“

Durch seinen reichen, alle Bereiche des öffentlichen Lebens umfassenden, gediegenen Inhalt sowie durch **rascheste** und zuverlässige Berichterstattung hat sich das **„Berliner Tageblatt“** die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. Unter Mitarbeiterschaft gediegener Fachschriftsteller auf allen Hauptgebieten, als Theater, Musik, Litteratur, Kunst, Naturwissenschaften, Heilkunde ꝛc. erscheinen regelmäßig

werthvolle Original-Feuilletons,

welche vom gebildeten Publikum besonders geschätzt werden. Bei dem ausgedehnten Leserkreise in Deutschland und im Auslande ist das **„Berliner Tageblatt“** die am **weitesten verbreitete**

große deutsche Zeitung.

Das „Berliner Tageblatt“ entspricht aber auch den **strengsten Anforderungen**, welche man an ein solches Organ zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

Das tägliche Feuilleton bringt Original-Romane der hervorragendsten Autoren; so erscheint gegenwärtig das neueste Werk

Friedr. Spielhagen's: „Sonntagskind“

dessen Abdruck im Januar beendet wird. Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den bis zum Quartalswechsel bereits erschienenen Theil dieses hochbedeutenden Werkes

kostenfrei nachgeliefert.

Hierauf erscheint eine höchst spannende Erzählung von

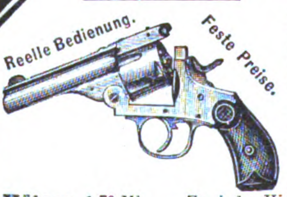
L. Habicht: Das Testament des Herzogs.

Probe-Nummern

mit allen Separat-Beiblättern versendet franko auf Wunsch die **Exped. des „Berliner Tageblatts“, Berlin SW.**

Abonnements auf das **täglich 2 mal** in einer Morgen- und Abendausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt“ nehmen alle Postanstalten des Deutschen Reiches für **5 Mark 25 Pf. vierteljährlich** entgegen; ebenso alle Postämter der dem Weltpost-Verein zugehörigen Staaten unter üblichem Postaufschlag.

Garantirt Eingeschossene



Revolver Caliber 7 mm 6 Mk., Caliber 9 mm 9 Mk. — **Teschin-Gewehre ohne lauten Knall** Cal. 6 mm 8 Mk., Cal. 9 mm 15 Mk. — **Doppeljagdkarabiner** 30 Mk., einläuf. Jagdkarabiner 20 Mk. — **Westentaschenteschins** 4 Mk. — **Pürsch-** und **Scheibenbüchsen** von 30 Mark an. — **Centralfeuer-Doppelflinten** prima Qual. von 35 Mk. an. — **Patentluftgewehre** ohne Geräusch 25 Mk. — **Jagdtaschen** prima Leder 6 Mark. — 100 **Central-Hülsen** 1,70 Mk. — Zu jeder Waffe 25 Patronen gratis. — Packung umsonst. Preislisten gratis und franko. — Umtausch kostenlos. — Katalog 64 Seiten stark gegen 50 Pf.-Marken. — **Für jede Waffe übernehme ich volle 10 Jahre Garantie.**

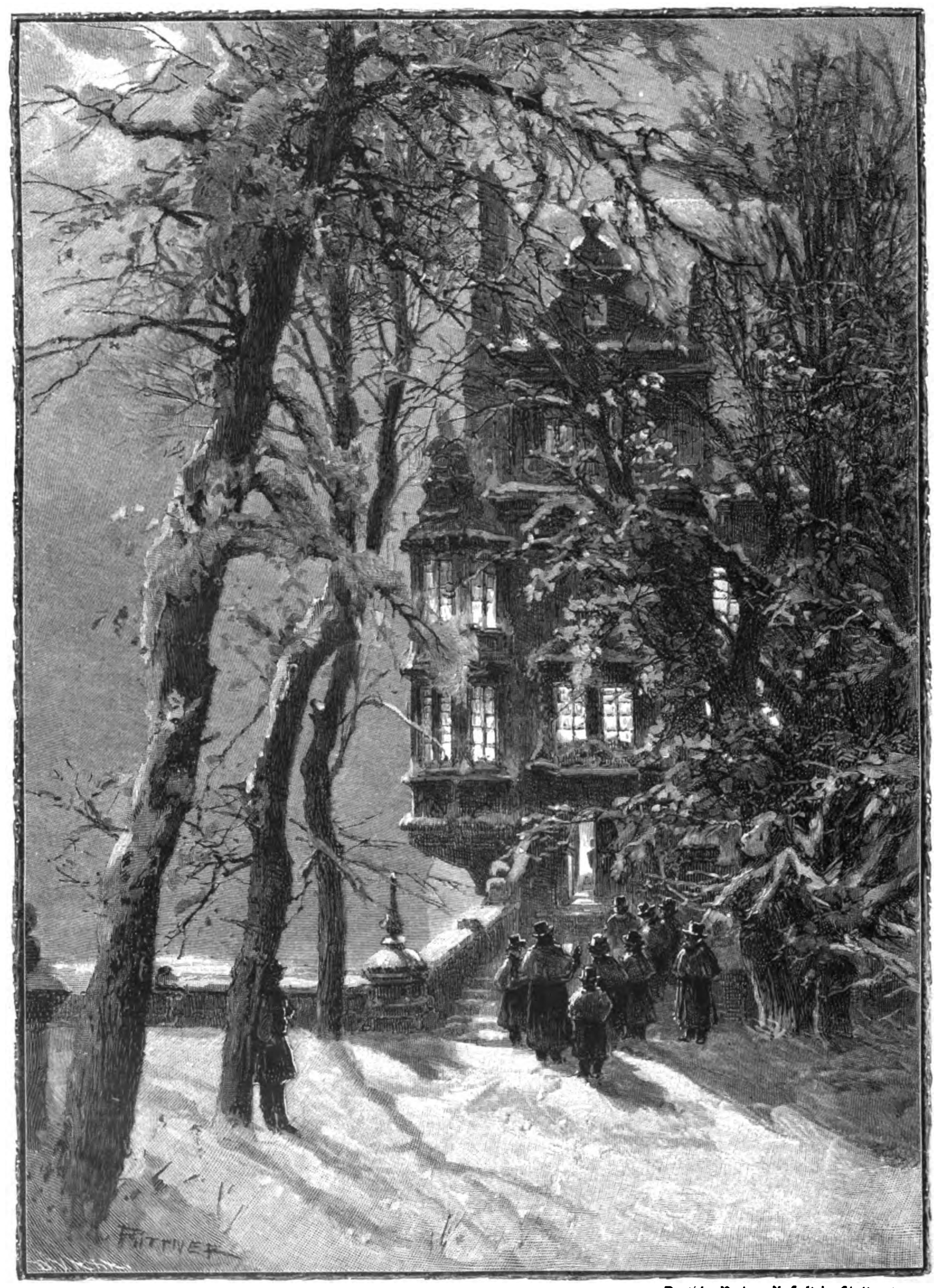
Georg Knaak, **Deutsche Waffenfabrik.** Lieferant aller Jagd- und Schützenvereine. **Berlin SW. 12,** Friedrichstrasse 212.



Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.



Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Am Weihnachtsabend.

Originalzeichnung von R. Püttner.

Zum neuen Jahr!

Von

J. Trojan.

An einer neuen Jahreswende,
O Vaterland, stehst wieder du.
Schon eilt sie des Jahrhunderts Ende,
Die Zeit, mit raschen Schritten zu.
Mög es uns neues Gute bringen,
Uns lassen, was schon unser war!
So grüßen wir mit Becherklingen,
Mit frohem Mut das neue Jahr.

Was ist's, das zu Beginn des Jahres
Für uns vom Himmel wir erflehn?
Mit Frieden komm es, den bewahr es,
Und mög in Frieden wieder gehn!
Ob auch ringsum im Waffenkleide
Die Welt starrt und zum Kampf bewehrt:
Es halt auch ferner in der Scheide
Die fremden Schwerter deutsches Schwert!

Was ist die schönste Zier der Krone?
Des Volkes Liebe und Vertraun.
Die laß von jedem deutschen Throne,
O neues Jahr, den Fürsten schaun,
Daß segensreiche Friedenswerke
Uns freun, von klugem Geist erdacht.
Gerechtigkeit sei mit der Stärke,
Und Weisheit sitz im Rat der Macht.

Daß Friede auch im Innern walte,
Durch keinen Bruderzwist entweiht,
Daß Eintracht fest zusammenhalte,
Was einst vereint durch blut'gen Streit!
Ob auch durch Berg und Thal geschieden,
In Einem doch, im Höchsten, gleich.
Wetteif're Norden mit dem Süden
In Lieb' und Treu fürs deutsche Reich.

O Vaterland, mit stolzem Gange
Gehst du voran im Völkerreihn.
Auch in des Friedens Künsten prange,
Auch diese Ehre nenne dein.
Nicht lässig mach dich das Erreichte,
Zufrieden nicht, was du gethan,
Voran geh mit des Wissens Leuchte
Den Völkern auf ruhmvoller Bahn!

Wir bitten nicht dich, zu gewähren,
O neues Jahr, uns andern Glanz.
Es schmücke dich von goldnen Aehren
Ein voller, schön geflochtner Kranz!
Der Fluren reichsten Segen schütte
Uns aus, der Fleiß und Mühe lohnt,
Gib, daß auch in der Armut Hütte
Zufriedenheit am Herde wohnt.

Laßt in die eigne Brust uns blicken
Und hebt die Becher, klinget an!
Was uns die Zukunft möge schicken,
Nichts schickt sie, das uns beugen kann.
Ernst tönt aus eh'rnem Glockenmunde
Der Ruf, das Jahr wird wieder neu —
Uns aber finde diese Stunde
Furchtlos und wahrhaft und getreu!

Das Heiratsorakel.

Weihnachts-Novellette

von

Wolfgang Brachvogel.

Das Forsthaus ist das einzige bewohnte Gebäude im ganzen stundenlangen Thal, welches so weit ab von der großen, vielbefahrenen Heerstraße liegt und so schwer zugänglich ist, daß dort heut noch die herrlichsten Tannenwälder stehen, in denen fast jeder einzige Stamm wert wäre, als stolzer Mastbaum ins Weltmeer hinaus zu segeln; aber, Gott sei Dank, ist es ganz unmöglich, einen von diesen Riesen unzerschnitten herauszuschaffen, und eine Sägemühle gibt's nicht an dem brausenden Bach, der sich im Lauf der Jahrtausende sein Bett tief in den felsigen Untergrund hineingewaschen hat.

In schneereichen Wintern dringt oft wochenlang keine Kunde von außen her in diese Einsamkeit; so war's auch im vorigen Jahr, denn die beiden Hohlwege, durch die man das Thal verlassen konnte, waren völlig verweht, und über die Berge konnte man nicht gehen, weil es keine Brücke über die Bachschlucht gab; wenn also draußen ein allgemeiner Weltkrieg entbrannt wäre, so hätte das den Frieden des Forsthauses nicht gestört, denn Zeitungen und Briefe kamen nicht an. Wie immer in solchen Zeiten, schlossen sich die Mitglieder der Familie, ja des ganzen Hausstandes eng an einander an, ein großer Unterschied zwischen Herrschaft und Untergebenen bestand so wie so nicht, denn der Forstgehilfe wurde wie ein Sohn des Hauses angesehen, und die alte Magd hatte dem Förster die Wirtschaft schon vor seiner Verheiratung geführt, so daß sie sich häufig mehr herauszunehmen traute als die Frau Försterin selbst. Mit den Töchtern des Hauses, es waren Zwillinge, stand der Forstgehilfe auf jenem harmlos neckenden Fuße, auf den junge Leute leicht kommen, wenn sie einander lange kennen und dabei doch im Grunde des Herzens gleichgiltig geblieben sind, nur mit der Mena konnte er sich gar nicht stellen, das heißt er war die Aufmerksamkeit und Verträglichkeit selbst, aber sie gab ihm immer kurze, fast unfreundliche Antworten, wich ihm aus und bezeugte ihm, wo es nur anging, ihr Mißfallen. Sie hieß eigentlich Filomena, war eine verwaiste Anverwandte aus Südtirol, welche seit drei Jahren im Forsthaus lebte und sich dadurch nützlich machte, daß sie der „Frau Tant'" in der Wirtschaft zur Hand ging; sie war neunzehn Jahre alt, eine schöne „rassige" Erscheinung mit dunklen Augen und schwarzen, welligen Haaren — die Zwillinge, blond und braunäugig, waren im Winter sechzehn geworden. Der Förster hatte auch einen Sohn, der ein Jahr jünger als die Zwillinge war und in München das Gymnasium besuchte; er sollte sich selbstverständlich auch dem Forstfach widmen, aber erst etwas Tüchtiges lernen, damit er es weiter bringen konnte als der Vater und die anderen Vorfahren, die ausnahmslos Förster gewesen waren.

Am Thomastag, den einundzwanzigsten Dezember, hatten die Frauen im Forsthaus alle Hände voll zu thun, das Kletzenbrot wurde gebacken, für jeden Hausgenossen ein Laib, und die Zwillinge durften helfen, dasselbe, ehe es in den Backofen geschoben wurde, mit ganzen und geschnittenen Mandeln zu bestecken. Sie hatten den Kopf immer voll von Tollheiten, und heute mußte ihnen etwas ganz Besonderes eingefallen sein, denn sie wisperten und kicherten fortwährend bei der Arbeit, und als die alte Magd, die Babi, dazu kam und sah, was es gab, da mußte sie auch lachen — sie hatten das Kletzenbrot für den Forstgehilfen mit zwei flammenden Herzen geschmückt und das für die Mena gerade so, weil die beiden sich doch gar nicht ausstehen konnten.

Als die Försterin dann, nachdem alles bestens geraten war, mit hochgerötetem Gesicht aus der Backstube kam, stand ihr Mann, von seinen beiden Dackeln umtanzt, in der offenen Hausthür und spähte mit dem Fernrohr den Thalweg hinauf; er wechselte allerdings schnell die Richtung des Glases, aber sie wußte ja ganz genau, daß er nach dem Lutzl ausgeschaut hatte. Wenn er auch das Gegenteil sagte, im stillen dachte er doch, daß der Bub, dessen Vakanzen am Tag vorher begonnen hatten, sich durch den Schnee durcharbeiten würde, aber er mochte nicht davon reden, um seiner Frau das Herz nicht schwer zu machen.

„Jetzt könnt' er schon da sein, wenn der elendige Schnee net war'," sagte sie, „'s verdirbt mir 's ganze Christfest, daß i den Buben net hab'."

„'s wird das letztemal net sein," entgegnete der Förster, ärgerlich darüber, daß sie ihn ertappt hatte.

„Aber 's ist das erstemal," meinte sie seufzend.

„Nun, einmal muß so 'was doch anfangen. I bin mit zwölf Jahr' aus dem Haus kommen unter ganz fremde Leut' und 's hat mir nix 'than."

Die Försterin antwortete nichts, sondern ging still in die Küche und der Wirtschaft nach; freilich horchte sie dabei von Zeit zu Zeit doch noch immer hinaus, es war mit ihrer Resignation nicht weit her. Und wirklich ertönte, als die Sonne eben verschwunden war, ein gellender Juhschrei vor dem Hause, und nach ein paar Sekunden lag der Lutzl in ihren Armen, hoch aufgeschossen, fast größer als der Vater, mit lachenden Augen und Backen, die der eisige Wind gerötet hatte. Er war oft bis an die Schultern in den Schnee eingebrochen, hatte sich aber tapfer gehalten; seine Kleider waren halb durchnäßt und dann gefroren, so daß sie ordentlich starrten.

Die Mutter war glückselig, die Thränen standen ihr in den Augen, und doch fing sie gleich zu schelten an.



„Du leichtsinniger Bub, Du, an Deine alten Eltern daheim denkst net."

„Du leichtsinniger Bub, Du, aber freilich, an Deine alten Eltern daheim denkst net, wie leicht daß Du im Schnee hätt'st verunglücken können, so ganz allein." Der hübsche blonde Bursche ließ sie jedoch nicht weiter reden, er nahm sie um die Taille und drehte sie mit einem Juchzer in der Stube herum, daß ihr der Atem und die Lust zu Vorwürfen verging. Der Vater, der lächelnd dabei gestanden war, hielt ihn schließlich an den Schultern fest.

„Zieh Dir erst trockene Sachen an," sagte er, „der Karl leiht Dir schon 'was, gelt?" wandte er sich zu dem Forstgehilfen um.

„Natürlich."

„Hast uns auch 'was mitgebracht?" fragte Walburg, indem sie ihm den ebenfalls gefrorenen Rucksack abnahm.

„Nu freilich, Dir einen Wurstel und der Lisi eine neue Puppe," meinte der Uebermütige lachend.

„O, geh, dummer Bub, bist noch allweil so vorlaut."

„Kaum zu Haus, und das Gestreite geht schon wieder an," fuhr die Mutter dazwischen, „jetzt marsch fort und zieh Dich trocken an."

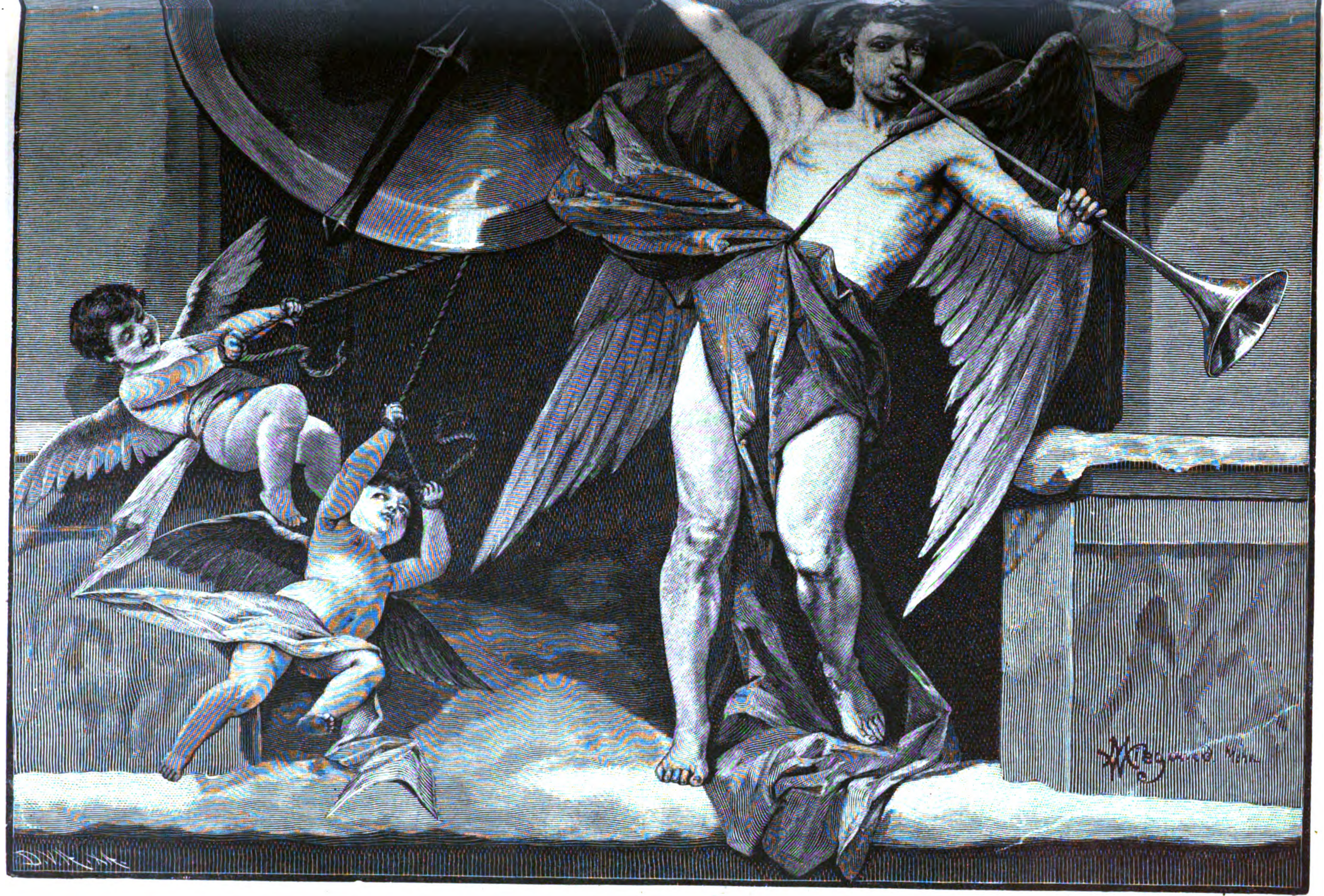
„Du, Vater, im Rucksack ist die Post und ein ganzer Packen Zeitungen. Komm, Karl, brrrr!" rief er, sich schüttelnd, „jetzt merk' ich's erst, daß ich ganz naß bin!"

Das war ein lustiger Abend im einsamen Forsthaus; der Förster hatte einen Punsch gebraut, und da Lutz diesen wie die Männer ungewässert bekommen hatte, war der Bub in eine ziemlich animirte Stimmung geraten. Endlich aber wurde es doch etwas ruhiger, der Vater und der Forstgehilfe lasen, denn sie hatten die Zeitungen von drei Wochen nachzuholen, die Mutter stopfte Wäsche und die drei Mädchen strickten; die alte Babi aber saß in ihrer Ecke am riesigen Kachelofen und spann.

Lutz neckte die Schwestern, nahm ihnen die Wolle weg oder trieb sonst allerhand Schabernack, bis Walburg ärgerlich aufstand und sich zur Magd auf




MIT GOTT
Prosit Neujahr!
1893



Profit Neujahr!

Originalzeichnung von M. Wiegand.

die Ofenbank setzte, und da die Zwillinge immer dasselbe zu thun pflegten, kam ihr Lisi bald nach.

„Du, Babi, erzähl 'was," bat Walburg und hielt der Alten das schnurrende Spinnrad an.

„I weiß nix mehr," meinte diese, den Kopf schüttelnd.

„O, ja, vom Sankt Thomas weißt Du genug."

„Das ist halt ein ungläubiger Apostel gewe'n."

„Ach, das ist eine alte Geschichte; geh, Babi, sei gescheit. Ist's wahr, was im Kalender steht, daß man in der Thomasnacht um sein Schicksal fragen kann?"

„Das will i meinen."

„O, geh, erzähl, erzähl!" Die beiden Zwillinge drängten sich eng an die Alte an, und diese ließ sich nicht lange nötigen, sondern erzählte, was sie wußte, daß mit der Thomasnacht die Rauchnächte beginnen, die bis „heilig drei Könige" dauern, daß das die schauerlichsten sind im ganzen Jahr, denn da ist's nicht geheuer draußen und das wilde Gejaid zieht in ihnen am liebsten umher.

„Das ist fein gruslich," meinte Walburg, sich zusammenkauernd mit jenem Gemisch von Lust und Grauen.

Lutz wurde dadurch aufmerksam und horchte auf, er hörte aber nichts, stand drum auf und setzte sich auf die Bank an der andern Seite des Ofens, wo er alles verstehen konnte, und das machte ihm riesiges Vergnügen, denn er lachte immer leise in sich hinein, während Babi weiter erzählte, wie die Mädchen ihr Schicksal befragen könnten, das heißt, ob sie im kommenden Jahre heiraten würden, vom Orakel mit den Holzscheiten und dem Schlappschuh und schließlich von dem allerwichtigsten mit dem Backofen.

Die Mädchen saßen da mit weit aufgerissenen Augen und verloren kein Wort, da stand Lutz plötzlich laut lachend vor ihnen — er war leise aufgestanden, hatte in seinem Rucksack, der an der Thür hing, gekramt und ein in Zeitungspapier gewickeltes Paketchen in die Rocktasche gesteckt.

„Ich glaub' gar, ihr wollt schon ans Heiraten denken," sagte er, „Du, Burgel, ich bin auch ein Orakel, soll ich Dir 'mal prophezeien, wen Du heirat'st? — Also, sag's Versel her, das Dich die Babi g'lernt hat vom heiligen Thomas mit dem ‚Backofen'. Da, schau her, da ist er schon, Dein Herzallerliebster." Dabei hatte er das Paketchen aufgewickelt und ließ einen bunten Hanswurst zappeln, daß die kleinen Schellen an der Mütze und den Aermeln nur so klingelten.

Die Eltern, der Forstgehilfe, ja sogar die sonst ernste Mena, alle lachten laut auf bei diesem Anblick; Walburg aber riß ihm die Puppe wütend aus der Hand und schleuderte sie in die nächste Ecke.



Die beiden Zwillinge drängten sich eng an die Alte.

„Das ist boshaft, niederträchtig von Dir!" schrie sie und war dem Weinen nah'.

„Was gibt's denn da wieder?" fragte die Mutter.

„Ach, der Lutzl!" klagte Lisi, die sich mit gekränkt fühlte.

„Der Vater sollt' ihm einmal eine Rechte 'runterhauen," rief die resolutere Walburg.

„Na, wart nur," meinte Lutz bloß, und in Gedanken setzte er hinzu: „Das werd' ich Dir schon eintränken."

Die Zwillinge kehrten sehr beleidigt an den Familientisch zurück, und Lutz setzte sich neben den Forstgehilfen.

„Was hat's denn gegeben?" fragte dieser.

„Nachher!" entgegnete der Bub mit verschmitztem Lächeln.

Bald darauf stand die Babi auf, und die drei Mädchen wünschten ebenfalls allerseits „Gute Nacht".

„Du sollst Di auch hinlegen," meinte die Mutter, über ihre Brille, die sie nur zum Arbeiten und Lesen trug, wegsehend.

„Ach, ich hab' noch keinen Schlaf," entgegnete Lutz, aber nach ein paar Minuten fing er doch an zu gähnen.

„Gehst mit, Karl?" fragte er.

„Ja, gleich." Der Forstgehilfe las noch seine Zeitung fertig, dann gingen die beiden; sie hatten eine gemeinsame Schlafkammer im Unterdach.

„Du, komm mit," flüsterte Lutz draußen auf dem dunklen Hausflur und schlich auf den Fußspitzen voraus zur Thür der Backstube, die ganz hinten im Erdgeschoß lag; der Gehilfe folgte, so geräuschlos dies bei seinen Nagelschuhen möglich war.

„Du mußt, Mena," rief in der Backstube eine helle Stimme; es war Walburga, die das sagte.

„I sag' euch, i mag net," tönte es gereizt zurück.

„Sei doch g'scheit, Mena," bat Lisi, während sich Schritte der Thüre näherten, aber andere, eiligere Schritte folgten.

„I laß Di net aus, Du mußt," rief Walburg, und gleich darauf wurde in der Backstube etwas umgeworfen, ein Tisch oder ein Stuhl.

„Ich glaub' gar, die Madeln raufen," flüsterte Lutz und schlich sich ganz nahe an die Thür und versuchte sie zu öffnen, aber es ging nicht; er hätte zu gerne hineingeschaut, aber die Thür hatte keinen



Filomena streckte beschwörend die Hände gegen die vermeintliche Erscheinung aus.

Spalt und ein Schlüsselloch gab's auch nicht, weil außer dem Drücker ein großer hölzerner Riegel genügte, und den mußten die Mädchen vorgeschoben haben.

„Ihr werd'ts den Vater wecken," mahnte Lisi, „geh, Mena, probir's doch."

„Meinethalben," gab Filomena endlich nach.

„Nein, so her mußt Du Dich stellen," sagte Walburg.

„Wie?"

„Mit dem Rücken gegen die Thür — so ist's schon gut. Jetzt!"

Gleich darauf fiel in der Backstube dicht bei der Thür irgend etwas klatschend auf die Diele.

„Was treiben sie denn eigentlich?" fragte Karl.

„Pst, sei stad — das ist Nummer zwei, Heiratsorakel mit dem Schlappschuh."

„Was hat sie denn damit gethan?"

„Sie muß ihn mit dem Fuß über den Kopf hinauswerfen — pst!"

„Die kann's!" tönte Walburgs Stimme vergnügt, „nein, da schaut her, accurat mit der Spitze gegen die Thür."

„Accurat, accurat,“ echote Lisi.

„Paß auf, Du heirat'st übers Jahr,“ erklärte Walburg, und der Forstgehilfe neigte sich vor, um Menas Antwort ja nicht zu überhören, aber es blieb noch immer still. Dem lauschenden Burschen begann das Herz zu klopfen.

„Glaubst's net?“ fragte Lisi.

„Du, nu aber die ander' Probe,“ drängte Walburg.

„Ja, die ander' Probe.“

„Thut ihr's doch,“ sagte Mena unwillig, „i mag gar net heirat'n!“

„Wär' net übel,“ rief Walburg und lachte dabei so laut, daß es nur so durch das nachtstille Forsthaus schallte.

Gleich darauf wurde die Schlafkammerthür der Eltern heftig aufgerissen und der Förster erschien halb ausgekleidet im Hausflur.

„Walburg, Lisi!“ dröhnte des Alten Stimme durchs Haus, das Lachen in der Backstube erstarb plötzlich und die beiden Burschen duckten sich in den dunklen Winkel hinter dem Rauchfang. Dann ging die Thür der Backstube auf und Lisi kam erschrocken heraus.

„Vater!“ rief sie ängstlich.

„Kruzitürken, was treibt ihr denn da noch die ganze Nacht?“

„O, mei, Vater!“ stotterte Lisi.

„Wir haben das Backgeschirr gerichtet,“ antwortete Walburg, schnell heraustretend, „morgen wird Brot gemacht.“

„Jetzt schaut, daß ihr ins Bett kommt, sonst schaff' i Ruh',“ rief der Vater noch und warf die Thür zu, Karl aber beugte sich ein wenig aus dem Schatten vor, um Mena zu sehen; sie stand ohne Schuhe, nur in Strümpfen, ängstlich lauschend mitten in der Backstube.

Die Zwillinge horchten noch eine Weile, dann zog Walburg die Schultern hoch und lachte leise, Lisi stimmte ein, und schließlich lachte auch Mena mit.

Die Backstubenthür schloß sich wieder, aber Lutz bemerkte sogleich, daß der Riegel nicht mehr vorgeschoben wurde.

„So, jetzt müssen wir 's letzte auch probiren.“

„Ja, was denn noch?“ fragte Filomena unwillig.

„Den Backofen fragen.“

„Fallet mir grad ein, solche Dummheit.“

„Du, Mena, das ist keine Dummheit,“ versicherte Lisi, „die Babi hat in ihrer Jugend eine Freundin gehabt —“

„Ja, ja,“ meinte Filomena, „das hat sie mir auch schon erzählt. Und damit ihr seht, daß das alles Unsinn ist, will ich's euch vormachen.“

„Du, komm her, ich mach' die Thür auf,“ flüsterte Lutz. Gesagt, gethan, das Schloß und die Angeln waren gut geschmiert und gaben keinen Laut von sich; ein heller Lichtstreifen fiel in den Flur heraus. Karl stand gerade vor dem Spalt und konnte die ganze Stube übersehen. Die drei Mädchen hatten sich vor dem Backofen aufgestellt, Mena, die inzwischen die Schuhe wieder angezogen hatte, in der Mitte, rechts und links ein Zwilling.

„Was soll ich thun?“ fragte Mena.

„Dreimal mit dem Fuß gegen den Backofen stoßen und das Versel von der Babi hersagen.“

„Der Unsinn!“

„Du, jetzt kommt's,“ meinte Lutz und stieß den Forstgehilfen mit dem Ellenbogen an; Karl nickte nur.

„Also gut! Eins, zwei, drei —“ Mena stieß dreimal mit dem Fuß gegen den Ofen und sprach dann halblaut:

„Backofen, i tritt di,
Heiliger Thomas, i bitt' di,
Laß mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen!“

Sie hatte noch nicht geendet, da riß Lutz mit einer schnellen Bewegung und ehe Karl es hindern konnte, die Thür vollständig auf, ein kalter Luftzug drang in die warme Backstube, die drei Mädchen wandten sich gleichzeitig um und stießen einen erstickten Angstschrei aus — in der Thür stand der Forstgehilfe.

Die Zwillinge wichen entsetzt hinter den Ofen zurück, Filomena aber war totenbleich geworden, streckte beschwörend die Hände gegen die vermeintliche Erscheinung aus und rief:

„Alle guten Geister — “

Karl, der zuerst über den Gewaltakt des jungen Burschen ganz fassungslos gewesen war, hatte sich indessen gesammelt, trat möglichst unbefangen in die Stube und unterbrach sie:

„Ja, sind Sie noch auf, und was machen's denn für ein Gesicht? Ich bin doch kein Gespenst!“ Ihm war gar nicht so zu Mute, aber er brachte es doch über sich, zu lachen.

Da ließ Filomena die Hände herunterfallen, schloß die Augen und holte tief Atem. Jetzt kam auch Lutz herein und weidete sich an den schreckensbleichen Gesichtern seiner Schwestern, die sich langsam wieder aus ihrem Versteck heraustrauten. Diesesmal war es namentlich die mutige Walburg, die ganz geknickt zu sein schien, denn Lisi war zu sehr auf etwas Außerordentliches gefaßt gewesen, nur die Erscheinung des Forstgehilfen hatte sie sehr überrascht, denn den hatte sie am allerwenigsten als Menas zukünftigen Gatten zu sehen erwartet.

„I hab' gedacht, die Hund' wären auskommen,“ meinte Karl zur Erklärung seiner Anwesenheit, und noch ehe Lutz irgend etwas sagen konnte — er wollte Filomenen und sich die Beschämung ersparen — setzte er hinzu: „Gute Nacht, komm, Lutz!“

Dieser wollte gern noch bleiben, aber Karl hatte ihn mit eisernem Griff am Handgelenk gepackt, zog ihn mit sich hinaus und machte die Thüre zu.

„Weißt, daß Du Dir solche Lausbuberei nicht wieder einfallen laßt,“ zürnte der Forstgehilfe draußen, er hätte ihm am liebsten ein paar ausgewischt; Lutz fühlte das auch und schlich mit gesenktem Kopf und sehr betrübt über diesen Ausgang des famosen Witzes hinter ihm her, die Treppe hinauf.

Ganz ähnlich war der Rückzug, den gleich darauf die drei Mädchen nach ihrer gemeinsamen Schlafkammer antraten. Filomena, welche das Licht trug, ging sehr ernst und blaß voraus, und die Zwillinge folgten in größter Niedergeschlagenheit. Als Filomena sich dann ihr prächtiges schwarzes Haar für



Punkt zwölf Uhr!
Originalzeichnung von Fritz Bergen.

die Nacht einflocht, hielt sie eine Sekunde inne und sagte nur noch:

„Das habt ihr nun von eurem abergläubischen Unsinn, daß man vor Schreck halb tot geblieben ist.“

„Daß der Karl aber auch gerade da dazu gekommen ist,“ entgegnete Walburg, die sich sehr schuldbewußt vorkam, kleinlaut.

Als alle drei längst in den Federn lagen, aber infolge der Aufregung nicht schlafen konnten, rief Lisi: „Du, Mena, schläfst schon?“

„Nein.“

„Du, meinst wirklich, daß der Karl Dein zukünftiger Mann ist?“

Aber Lisi bekam an diesem Abend keine Antwort mehr.

Am nächsten Tage kam auch der Postbote wieder bis zum Forsthaus, am Weihnachtstage aber brachte ein Jägerbursche vom Forstamt ein großes amtliches Schreiben für den Forstgehilfen — der Herzog, sein Jagdherr, hatte ihn zum Förster in Maria Einöd ernannt. Ganz aufgeregt vor Freude stürzte Karl in die Wohnstube, wo er den Förster zu finden erwartete, er traf aber nur Filomena, die den Mittagstisch richtete. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er ihr den offenen Brief; sie las und alle Farbe wich aus ihren Wangen.

„Da gehen Sie wohl bald fort?“ fragte sie endlich.

„Ja, freilich, auf Neujahr schon.“

„Ich gratulir' Ihnen vielmals!“ Sie sagte es ruhig, und er, der eben noch aus ihrem Erblassen herausgefunden zu haben meinte, daß sie sich doch ein bißchen für ihn interessirte, verlor wieder allen Mut.

„Sie, Mena,“ meinte er dann, ihre Hand ergreifend, in warmem, innigem Ton, „Sie freuen sich wohl, daß i fort komm'?“

„Ach, reden's doch nit so!“ erwiderte sie fast erschrocken.

„Gewiß,“ fuhr er dringender fort, „nie hab' i ein gut's Wort von Ihnen g'hört; was hab' i Ihnen denn eigentlich gethan?“

„Nein, 's ist gewiß net wahr, gar nix hab' i,“ versetzte sie ängstlich und suchte ihm ihre Hand zu entziehen.

„Sie, Mena,“ begann er wieder, „i weiß, was Ihnen der heilige Thomas g'antwortet hat.“

Sie sah ihn erschrocken an.

„Wär's denn gar so schlimm, wenn der Backofen die Wahrheit gesagt hätt'?“ Er lächelte fast ein wenig.

„Gar net schlimm war's, aber 's geht net,“ stieß sie mit Anstrengung hervor.

„Ja, warum sollt's denn net gehn, wenn Sie mir bloß a ganz klein's bissel gut wären?“

Da brachen ihr die hellen Thränen aus den Augen.

„Das bin i Ihnen ja,“ sagte sie, „aber 's geht doch net — Sie — Sie sollen ja eine von den Zwillingen heiraten, hat die Frau Tant' gesagt.“

Ja, sie war dem Karl schon lange gut, aber als die Frau Tant' einmal ganz nebenbei gesagt hatte, daß der Karl wohl eine passende Partie für eins von den beiden Mädeln wäre, da hatte sie sich eingebildet, sie sei das den Verwandten, die Elternstelle bei ihr vertraten, aus Dankbarkeit schuldig, auf ihren eigenen Herzenswunsch zu verzichten.



„Nein, 's ist gewiß net wahr, gar nix hab' i.“

Karl sah sie groß an, dann verstand er plötzlich.

„Darum?“ fragte er mit glänzenden Augen.

Sie nickte.

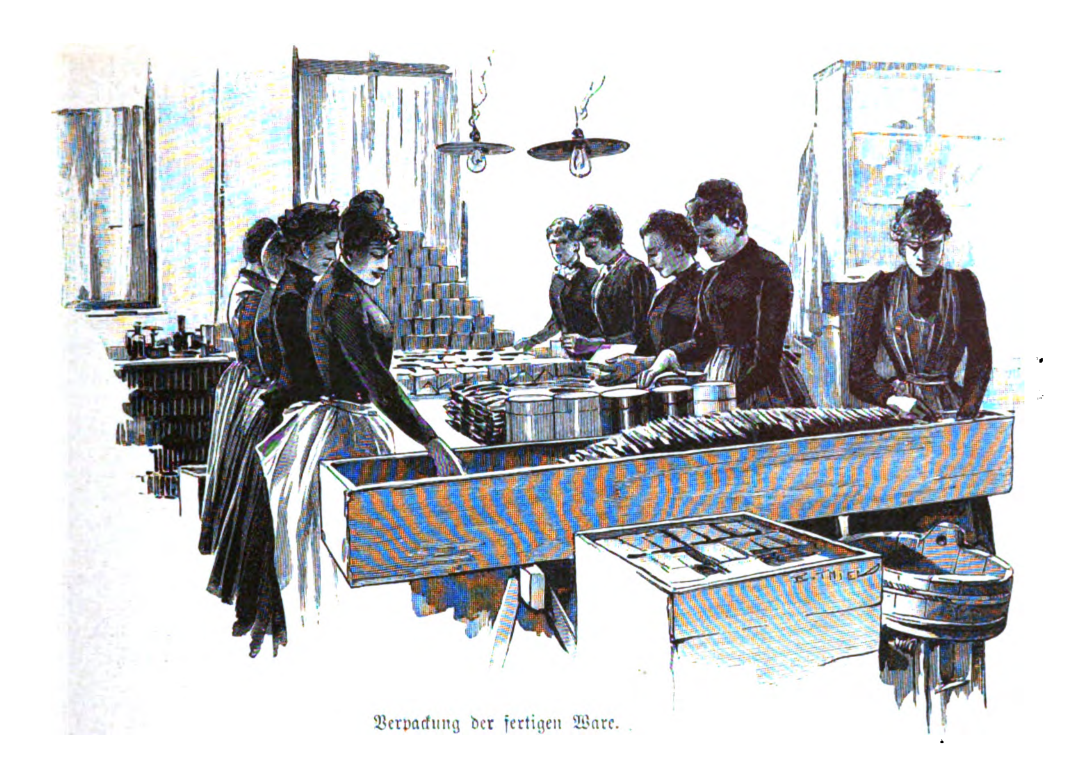
„Wenn's bloß das ist,“ rief er da laut und zog sie an sich, „dann ist alles schon gut und Du mußt mit mir nach Maria Einöd!“

Das waren zwei große Ueberraschungen auf einmal, aber sowohl der Förster wie seine Frau freuten sich darüber. Lisi aber stand noch lange traumverloren da. „Schau,“ dachte sie, „da hat der Backofen doch net gelogen,“ und sie nahm sich vor, in der nächsten Thomasnacht das Orakel selbst zu befragen. Und wenn es ihr auch nicht den Herzallerliebsten weisen sollte, so wird sie als altes Mütterchen doch ihren Enkelinnen erzählen, wie die Mädchen in der Thomasnacht den Backofen befragen müssen, und daß in ihrer Jugend — und so weiter, und so weiter, ganz wie die alte Babi.

Spruch.

Ein halbes Versöhnen, ein halbes Verzeihn,
Ein halbes gnädiges Erlassen; — —
Freund, willst du mich, — 's wird mir lieber sein,
Nicht frisch und fröhlich weiter hassen?

Frida Schanz.



Verpackung der fertigen Ware.

Die Nürnberger Lebkuchenindustrie.

Mit Originalzeichnungen von E. Thiel.

Alljährlich um die Weihnachtszeit, wenn die Welt in das Zeichen von „Tannengrün und Kerzenglanz" eintritt, gewinnen die weithin berühmten „Nürnberger Lebkuchen" eine erhöhte Bedeutung und ihre Erwähnung wirkt wie ein Zauberwort, das nicht bloß unsere Kinderherzen mit freudiger Hoffnung erfüllt, sondern auch Erwachsene an jenes leckere und feingewürzte Backwerk erinnert, das selbst dem verwöhntesten Gaumen, vorzugsweise aber zu Wein und Punsch, vortrefflich mundet.

Die Herstellung der Nürnberger Lebkuchen datirt auf Jahrhunderte zurück und ist mit dem Ruhme der alten, ehemals freien Reichsstadt eng verbunden. Wurden doch die Pfeffernüsse, Honigkuchen und Makronen schon vom Altmeister deutscher Dichtkunst, Hans Sachs, in Reimen besungen.

Der um Nürnberg sich heute noch meilenweit erstreckende sogenannte Reichswald, der Lorenzer und Sebalder Forst, war in früherer Zeit eine Heimstätte eifriger Bienenzucht und lieferte im Honig einen der wichtigsten Bestandteile des Nürnberger Lebkuchens. Ursprünglich waren es die Bäcker, welche den Lebkuchen, auch Honig- oder Pfefferkuchen genannt, erzeugten, aus deren Mitte sich im Jahre 1645 die Lebküchner absonderten und eine eigene Zunft von zwölf Meistern errichteten, deren Zahl in Nürnberg nicht höher steigen durfte. Selbstverständlich lassen sich die Leistungen dieser alten Zunft mit der heutigen Fabrikationsweise in keiner Beziehung mehr vergleichen. Wie an Stelle des beschränkten Honigquantums aus dem Reichswalde der Massenbezug dieses Artikels aus überseeischen Ländern, namentlich aus Amerika und den westindischen Inseln getreten ist, so haben sich auch einzelne Werkstätten der alten Lebküchner in mehr oder minder große Fabriketablissements umgewandelt und der einfach bescheidene Lebkuchen von ehedem wurde durch hochgradig verfeinerte, durch ganz besonderen Wohlgeschmack sich auszeichnende und nach Form, Art und Qualität außerordentlich verschiedene Fabrikate ergänzt.

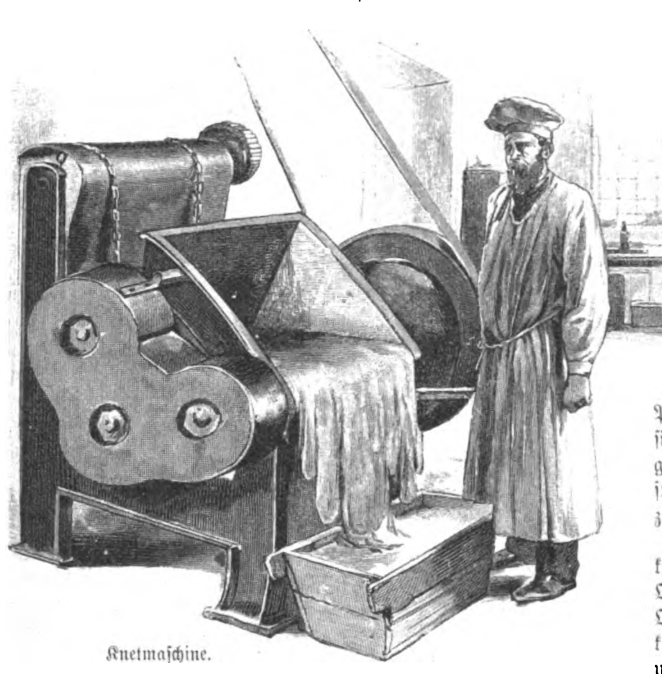


Abwiegen und Aufstreichen des Teigs.

Diese erst zu Anfang der sechziger Jahre in auffällig bemerkbarer Weise begonnene Umgestaltung der Nürnberger Lebkucheninduſtrie hat seitdem, begünstigt durch die fortschreitende Entwicklung unseres modernen Verkehrswesens, welches die gesteigerte Nachfrage immer leichter zu befriedigen gestattete, einen enormen Aufschwung genommen.

Die bei der Lebkuchenfabrikation zur Verwendung kommenden Rohmaterialien tragen schon im Namen den Stempel einer gehaltreichen Abkunft an sich. Dahin gehören erstlich der mehrerwähnte Honig, der bei den billigeren Lebkuchensorten als Ersatz hiefür in Anwendung kommende Primasirup, dann die feinsten Weizenmehlsorten, die in großen Massen erforderlichen Eier, von denen sowohl die Dotter, als das mit Maschinen zu Schnee geschlagene Eiweiß benützt werden, ferner süße und bittere Mandeln frischester Ernten, feinste Zuckersorten, italienisches Orangeat und Zitronat und die verschiedenartigsten edlen Gewürze und Früchte.

Der erste Akt der Lebkuchenfabrikation beruht in der Herstellung der Teige oder „Massen", welche zum Teil nach



Knetmaschine.

vielen Hunderten von Zentnern monatelang gelagert werden müssen, um die zur geeigneten Weiterbehandlung erforderliche Eigenschaft zu erlangen. Bei der Mischung und Bearbeitung der Teige kommen fast ausschließlich Maschinen zur Anwendung, welche mittelst Dampfkraft betrieben werden. Dieser ersten Hauptmanipulation folgt das Teilen und Wägen der Massen, an welches sich das Zurichten, Streichen und Garniren der Lebkuchen anreiht und wobei nur Handarbeit unter Benützung geeigneter Werkzeuge und Formen zur Geltung kommt. Die dritte Abteilung der Fabrikation zerfällt in das Trocknen und nachfolgende Backen der Lebkuchen, welch letzteres Geschäft nur von ganz gewandten und erfahrenen Kräften besorgt werden kann.

Die Mannigfaltigkeit der Fabrikate ist außerordentlich groß und umfaßt je nach Form, Größe, Gattung und Qualität mehrere Hunderte verschiedener Artikel. In braunen Honigkuchen unterscheidet man vornehmlich den dicken extrafeinen Königskuchen, welcher stark mit Succaden, Mandeln und feinsten Gewürzen versetzt ist, ferner den extrafeinen braunen Lebkuchen in hochfeiner Ausstattung, dann die verschiedenen Sorten braune dickgemandelte, halbdick- und dünngemandelte Lebkuchen in den verschiedensten Größen und Preislagen. Die weißen Lebkuchen gliedern sich ebenfalls nach Qualität, Ausstattung und Größe in zahlreiche Sorten. Dann folgen die glasirten, sogenannten Baseler Lebkuchen in diversen Größen und Qualitäten, desgleichen die verschiedenartigen Magenkuchen, der Fruchtkuchen, die sogenannten Thorner Kuchen, die Saucelebkuchen und die Reibkuchen und so weiter, alle wieder nach Größen und Qualitäten eingeteilt. Man orientirt sich über die einzelnen Sorten leicht durch die tabellarisch geordneten Preislisten, welche die Preise meist nach Dutzenden enthalten. Das Feinste, Saftigste und Wohlschmeckendste auf dem Gebiete der Lebkuchen, ein Artikel, der außerordentlich begehrt wird, sind die extrafeinen, in runden, eleganten Schachteln zu je sechs Stück verpackten Lebkuchen, als Mandel-, Elisen-, Makronen-, Vanille-, Schokolade-, Haselnuß- und Quittenlebkuchen sortirt. Außerdem bildet eine besondere Abteilung der Lebkucheninduſtrie die Fabrikation der Makronen- und Gewürzplätzchen nach verschiedenen Größen und Qualitäten, ferner der Pfeffernüßchen, der sogenannten Schiffchen und der glasirten und unglasirten sogenannten Pflastersteine und so weiter.

Die Lebkuchen werden von dem für die kleinsten Kinderhände bestimmten Format bis zu riesigen, reichgeschmückten Schaustücken, die Plätzchen vom haselnußgroßen Pfeffernüßchen bis zum delikaten, saftigen, großen Gewürzplätzchen hergestellt. Ebenso verschieden ist die Preislage der Lebkuchen, von denen die kleinsten Sorten schon zum Preise von 15 und 30 Pfennigen per Dutzend zu haben sind, während andererseits zuweilen Aufträge ausgeführt werden, wonach ein einziger, allerdings entsprechend großer und fein ausgestatteter Lebkuchen bis zu 50 Mark kosten kann.

Bezüglich bestmöglicher Aufbewahrung der Lebkuchen ist darauf aufmerksam zu machen, daß alle auf Oblaten gebackene Lebkuchen an einem frischen, kühlen Orte unterzubringen sind, während alle braunen Lebkuchen vor Luft und Feuchtigkeit wohl verwahrt werden müssen. So aufbewahrt und möglichst frisch verzehrte bereiten namentlich die feinen Sorten einen wirklichen Hochgenuß.

In Nürnberg befinden sich zurzeit fünfzehn spezielle Lebküchnergeschäfte, von denen die Firmen Voß, Braun, Häberlein, Metzger, Kißkalt, Richter und Zinn ihren Fabrikbetrieb in gesonderten Etablissements ausführen, während die übrigen mittleren und kleineren Geschäfte ihre Fabrikate nächst der Verkaufsstelle erzeugen.

Nachdem nun der freundliche Leser über Bedeutung, Wesen und Umfang der Nürnberger Lebkucheninduſtrie eine anschauliche Schilderung gefunden haben dürfte, möge es noch gestattet sein, zum Ergötzen und zur Aufklärung der lieben Kleinen ein Gedichtchen anzuführen, das sich in Herdings allerliebstem Nürnberger Bilderbuch findet und, erinnernd an die im Juni 1855 an König Max II. von Bayern von allen Nürnberger Gewerben in der alten Nürnberger Kaiserburg überreichten Hausgeschenke folgendermaßen lautet:

Als einmal vor Jahren
Der Herr König und die Frau Königin in Nürnberg waren,
Da haben sie ihm einen Lebkuchen gebracht, einen braunen,
Ueber den mußte man staunen.


Backofen.

Der war so groß, ich kann's euch sagen,
Daß ihn vier Männer mußten tragen,
Und so voll Mandeln und Zitronat,
Daß er gar gut gerochen hat.
Die ganze Luft
War erfüllt von seinem Duft,
Und die Leute freuten sich nicht wenig,
Daß er so gut war, für den König

Wollt ihr aber auch einen,
Natürlich einen kleinen,
So braucht ihr nicht lang euch umzusehn,
Dürft nur durch Nürnbergs Straßen gehn,
Da schauen sie aus manchem Haus
Gar freundlich zu dem Fenster heraus;
Und drinnen liegen sie von der untersten Ecke
Aufeinander geschichtet bis zur Decke:

Die dick- und dünngemandelten,
Die grob und fein behandelten,
Die braunen und die weißen,
Die wir so gern verspeisen.
Die langen und die runden,
Die werden da gefunden.
Und wenn wir noch so fleißig wären,
Wir könn'ten sie doch nicht alle verzehren.
Drum werden sie verschickt in Kisten schwer,
Teils zu Land und teils zu Meer;
Nach Nord- und Südamerika,
Nach Holland und Batavia,
Damit jedes Kind in der ganzen Welt
Einen Lebkuchen von Nürnberg erhält.

F. A.

Weihnachtsbescherung armer Kinder in Wien.

(Hiezu das Bild Seite 295.)

Die Herzensgüte der Wiener Frauen ist ebenso bekannt, wie ihr Frohsinn, und das oft citirte Wort vom „goldenen Wiener Herzen" ist keine leere Phrase. Ich glaube jedoch, in der schönen Weihnachtszeit werden alle Menschen — selbst die verbittertsten, versöhnlich und liebevoll, warmherzig und hilfsbereit. An diesem Tage kommt das Herz der Menschheit in jene weihevolle Stimmung, welche die Poeten und Schwärmer sich ausmalen, wenn sie vom goldenen Zeitalter sprechen. Unter den vielen Veranstaltungen, welche die besser situirten Gesellschaftskreise zum Wohle und zur werkthätigen Unterstützung ihrer dürftigen Mitbürger unternehmen, verdienen die zahlreichen Gesellschaften und Vereine zur Abhaltung von Weihnachtsbescherungen armer Kinder die meiste Anerkennung. Ein Komite von Herren und Damen ist gewöhnlich wochenlang vorher beschäftigt, zunächst die nötigen Fonds aufzutreiben und dann nach Maßgabe der vorhandenen Mittel eine möglichst große Anzahl von Kindern in die Vormerkung für die Bescherung aufzunehmen. Oft gelingt es einer einzigen humanitären Vereinigung dieser Art hundert bis zweihundert und mehr arme Kinder mit warmen Winterkleidern zu beteilen. Aber die Not in einer Weltstadt ist zu groß, um auch mit dem besten Willen und mit den reichsten Mitteln all das Elend zu lindern, das in hundertfacher Gestaltung und in herzergreifenden Formen an die Thüren der Wohlthäter pocht. In solchen Fällen gilt es immer und immer wieder, ein Plätzchen zu schaffen für die unabweisbare Not, für den herzzerreißenden Jammer. Und da verwandeln sich die lachenden, freude- und genußfrohen Wienerinnen in Engel des Mitleids und Erbarmens; denn es ist ihr Amt, die Stätten der Dürftigkeit aufzusuchen und sich von der Würdigkeit des Bewerbers zu überzeugen, da die Habgier und Frivolität der Professionsbettler nicht davor zurückschrickt, auch die ärmsten noch um die Brosamen zu betrügen, die ihnen das Mitgefühl guter Menschen gerne gewähren möchte.

Wir kennen einen solchen Verein edler Menschenfreunde, der alljährlich um die schöne Weihnachtszeit über hundert armen Kindern warme Kleider, nützliches Schulgerät, erbauliche Bücher und einige Leckerbissen verabreicht. Die Kinder erscheinen mit ihren Angehörigen in dem Saale eines Hotels, der von den Damen des Komites für den festlichen Zweck recht freundlich und stimmungsvoll hergerichtet wurde. Ein herrlicher Tannenbaum erstrahlt in hellem Lichterglanz; daneben auf einer großen Tafel sind die Gaben aufgespeichert. Mit ehrfürchtiger Scheu betreten die Kinder die prunkvollen Räume, in stummer Verwunderung blicken sie zu den vornehmen Damen und Herren empor, in deren Augen helle Freude glänzt und die nun zu ihnen herantreten und so gut und freundlich mit ihnen plaudern. Dann wird es plötzlich stille. Ein mildblickender alter Herr im Festgewande und mit Ordensbändern geschmückt, erzählt ihnen von dem schönen Feste, das dem Tage gilt, an dem der Welt das Licht geboren ward und an dem alle guten Menschen eingedenk sind der ewigen Wahrheit, daß wir alle Brüder und Schwestern sind und daß jeder brave Mensch eine frohe Pflicht erfüllt, wenn er Thränen trocknen und Schmerzen lindern kann. Freudig und aus teilnehmender Seele spende man ihnen die Gaben, und wenn sie dereinst in Tagen des Glückes an diese Stunde zurückdenken, so mögen auch sie sich der Brüder erinnern und ihnen ihre hilfreiche Hand entgegenstrecken.

Nach dieser Ansprache beginnt die Verteilung und kurz

nachher sitzen die Kleinen an einer langen Tafel und beim Kaffee und süßen Kuchen ist bald die Schüchternheit verschwunden. Immer fröhlicher erklingt ihr silbernes Lachen, immer munterer blicken die Kinderaugen und auf den blassen Wangen erscheinen die Rosen des Frohsinns und der Freude.

Das Kindergemüt lebt ja in steter Sehnsucht nach der Märchenwelt, in der es seine Wünsche träumt, und wenn sie dann plötzlich vor ihnen steht, so finden sie sich bald zurecht, als ob sie sich der Urheimat des Schönen und Guten erinnerten, aus der ihre reinen Seelen gekommen sind. Gar viele von ihnen erblicken die Wunder des leuchtenden Tannenbaumes zum erstenmale, manche hüllen die fröstelnden Glieder zum erstenmale in die behagliche warme Winterkleidung und wohl dem Kinde, das nur die rauhe Außenseite des Lebens kennen lernt. Aber wie viele müssen auch der zärtlichen Liebe der Mutter entraten; denn die Not verwildert, macht rauh und unempfindlich.

Wie wohlthuend wirkt da der liebevolle Ton, die herzliche Teilnahme guter Menschen auf ihr kindliches Gemüt. Und wenn sie zurückkehren in ihr ärmliches Heim, so wirkt die Erinnerung an das schöne Fest noch lange nach in ihren Herzen. Vielleicht, daß dann manches bittere Gefühl im Keime erstirbt, wenn der Reichtum und das Glück achtlos an ihnen vorüberrauschen. Haben sie es doch selbst erfahren, daß viele von den Begünstigten ein warm fühlendes Herz für ihren Kummer besitzen und bereit sind, die Hand auszustrecken, um ihr Elend zu mildern. V. Ch.

Punkt zwölf Uhr!

(Hiezu das Bild Seite 273.)

Welch ein fröhliches, munteres Treiben herrscht in den hellbeleuchteten Straßen! Unter lustigem Geplauder und übermütigem Gesange ziehen Gruppen von heiter gestimmten Menschen hin und her zu einer Stunde, in der für gewöhnlich schon die ganze Stadt unter dem dunklen Nachthimmel in tiefer Ruhe und Stille daliegt und nur noch vereinzelte Schwärmer durch die öden und verlassenen Straßen wandern, um ihr Heim aufzusuchen. Dafür ist aber heute auch Sylvesterabend, der Abend im Jahre, wo alle Herzen der Freude offen sind und an dem diese Freude in möglichst lauter und übersprudelnder Weise zum Ausdruck gebracht wird. Warum freut sich alles, daß wieder ein Jahr vorübergegangen und zu seinen grauen Vorgängern entflohen ist? Woher dieser übermütige Jubel, da wiederum ein großer Bruchteil von der kurzen Spanne Zeit, die uns zugemessen ist, hinter uns liegt? Wohl haben die Glocken der Stadt in feierlichen Klängen des Jahres letzte Stunde verkündet, und ihre ernsten Stimmen weit hinaus erschallen lassen ins Land, die Menschen zur stillen Einkehr in sich selbst auffordernd. Aber ihr Mahnruf ist verhallt in dem allgemeinen Jubelgeschrei, mit dem der erste Schlag der ersten Stunde des neuen Jahres begrüßt wurde. In den hellerleuchteten Wohnungen öffnen sich die Fenster, frohe und erhitzte Gesichter erscheinen in den Oeffnungen und beugen sich hinaus in die kühle, erfrischende Nachtluft. Allüberall fröhliche Menschen, die gar nichts zu wissen scheinen von Sorgen und Kummer! Und zu den fidelsten und lautesten gehören die Vertreter der akademischen Jugend. Von Haus zu Haus, wo Bekannte wohnen, ziehen sie, um ihr „Prosit Neujahr“ zu den erleuchteten Fenstern hinaufzurufen, nach dem Fenster ihrer Lieben, bis das Fenster klingt! Und so rufen auch wir allen unseren Lesern ein fröhliches Prosit Neujahr zu!

Unterm Weihnachtsstern.

(Zu unseren Festbildern.)

Der goldne Stern der Weihnacht ist erglommen.
O selig, selig, die ihn leuchten sehn!
Die Welt soll nicht in Hast und Leid verkommen,
Das Herz soll nicht in Sehnsucht untergehn.
Es gibt noch Glück, noch frommes Händefalten,
In jedem Jahr noch eine süße Rast,
Ein Stillstehn, ein entzücktes Innehalten
In dieses Lebens atemloser Hast!

Die Liebe steht als Fürstin vor den Thoren!
Ein heißer Jubel reißt die Herzen fort.
O süßes Wort: — der Heiland ist geboren!
O Friede! Friede! Liebes, schönes Wort!
Der Himmel breitet seinen Goldesschimmer
Auf dieses Lebens Armut, mild und weich.
Bei Tannenduft und hellem Kerzenflimmer
Wird jedes Haus zu einem Himmelreich.

Wie lieb' ich euch, ihr frommen Weihnachtslieder!
Vorm alten Schloß singt der Kurrende-Chor.
Da ist's, als stieg' die ganze Kindheit wieder
Aus toter Jahre dumpfem Grab empor!
Im lieben, stillen Heimatstädtchen war es,
Ans eis'ge Fenster schlug der Glocken Klang.
»Dormi, blandule Jesu!« — Wunderbares,
Geliebtes Lied, das mir die Mutter sang!

Es liegt wie Blumentau auf allen Schmerzen,
Frohmütig herrscht der Kindheit Poesie.
Berauschend zieht durch alle Menschenherzen
Fern-ferner Tage süße Melodie.
In starrer Winterzeit, in eiseskalter,
Fängt plötzlich lauer Lenzwind an zu wehn.
Soll ich's erzählen, mürr'scher, stiller Alter,
Wen ich vorm Spielzeugstande heut gesehn?

Dein ernstes Auge war so sonnenheiter,
Dein strenges Antlitz war so gut und hell.
Hast du den bunten Pfefferkuchenreiter
Für dich gekauft, du trockener Gesell?
Ach, — welch ein frohes, farbenbuntes Prangen
Vor dieser Bude: — diese Puppenschar,
Und diese purpurroten Mädchenwangen,
Und diese Kinderaugen, groß und klar!

Wär' ich ein Maler, statt ein armer Dichter,
Ich müßte alle malen, weit und breit,
Die lieben, schönen Kinderangesichter
In der Verklärung dieser Weihnachtszeit!
Denkst du, mein Herz, des Bildes, das vor Jahren
So tief, so seltsam uns ergriffen hat,
Des Engelsbilds, des weißen, wunderbaren,
Im Süden, in der kleinen bunten Stadt?

Wie stand sie schön im hellen Lichtesstrome,
Die zarte Nonne mit dem Flügelpaar!
Die hohen Kerzen flackerten im Dome,
Lobsingend kniete rings der Kindlein Schar,
Sie hoben ihre Händchen zu der Reinen;
Sie sprach die Botschaft — (lange Jahre sind's) —
Und lächelte und segnete die Kleinen
Im Namen Gottes und des Jesuskinds.



Die Hirten. Nach einem Gemälde von P. Lagarde.

Weihnacht, du Gnadenzeit, das ist dein Bestes:
Daß deine Könige die Kindlein sind.
Ein Himmelsbild schwebt durch den Glanz des Festes, —
Maria mit dem zarten Jesuskind.
Welch süßes Bild: — die Hohe, Gnadenreiche,
Armselig darbend, müd und heimatlos,
Die Magd des Herrn, die demutvolle, bleiche,
Das Heil der Welt, den Knaben auf dem Schoß!

Der Mutter Liebe wird dies Fest durchweben,
So lang das Herz noch seinen Himmel liebt.
Glück spenden möchte jeder, sorgen, geben,
Wie eine fromme Mutter sorgt und gibt.
Wer einsam ist an diesem Gnadenfeste,
Dem winkt des Nächsten trauter Flammenherd.
Und seien's noch so viel der lieben Gäste, —
Ein Fünkchen Glück wird jedem heut beschert!

Die Eilpost trabt durch starrer Heide Mitten,
Durchs Schneefeld keucht der Eisenbahn Gebraus,
Den stillen Wald durchsaust der Weihnachtsschlitten,
Und jubelnd ruft des Posthorns Ton: nach Haus!
Wie rührend ist's, dies Jagen und dies Reisen
Nach raschem Glück, nach einem Kindheitstraum,
Nach einer Hymne, einer heil'gen, leisen,
Nach einem goldgeschmückten Lichterbaum!

Gesundet scheint die ganze Welt, die kranke,
Vom linden Gnadenhauch der heil'gen Nacht.
O schöner Trost, o lieblicher Gedanke,
Daß auch die Armut heute singt und lacht!
Auf blassen Wänglein rosige Verklärung,
In ernsten Augen heißer Freude Strahl! —
„O Mutter, Mutter, heut ist Christbescherung
Im Armenhaus im großen Kirchensaal!“ —

Wie rührend schnell, wie wunderbar behende
Die Hand der Sorge nun zusammenrafft,
Was zarte, schlanke, milde Frauenhände
Seit langer Zeit gestichelt und geschafft!
„Brot für die Mutter, Handschuh' für den Vater!
Ein warmes Kleid!“ — Wie selig sie sich freun!
Versäumte Feste, Abendthees, Theater. — —
Du schönes Weltkind, laß dich's nicht gereun!

Und nun die eigne Tanne angezündet! —
Die große Freude, die des Nachts im Feld
Die Engel einst der Hirtenschar verkündet,
Ja! ja! sie glüht noch heute durch die Welt!
Wie viel dich kränkt, wie vieles dich verdrossen, —
Du fühlst nur Liebe in der heil'gen Nacht,
Und alle Herzensthore sind erschlossen,
Und jeder Freudenquell ist aufgewacht!

Es gibt noch Glück, noch frommes Händefalten,
In jedem Jahr noch eine süße Rast,
Ein Stillstehn, ein entzücktes Innehalten,
In dieses Lebens atemloser Hast.
Die Welt soll nicht in Müh und Leid verkommen.
Das Herz soll nicht in Sehnsucht untergehn.
Der goldne Stern der Weihnacht ist erglommen.
O selig alle, die ihn leuchten sehn!

Frida Schanz.

Der Eisenwurm.

Roman

von

Robert Byr.

Erstes Kapitel

Der kalte Februarabend hatte die leichten Dunstschichten über der Mur so verdichtet, daß die einzelnen Lichtpunkte an den beiden Ufern nur wie durch einen dünnen Schleier blickten und selbst vom freien Ausblicke, wie ihn die Brücke bietet, die Umrisse des Schloßberges kaum noch zu erkennen waren, dessen mildes Profil der schönen Hauptstadt Steiermarks, die er wie ein freundlicher alter Patriarch übersieht und überwacht, nicht zum geringsten ihre unbestrittene und charakteristische Anmut verleiht.

Aus diesem weißen Nebel quoll um so auffallender ein dunkler Menschenklumpen heraus, der in sich lebhaft bewegt, doch nahezu auf ein und derselben Stelle mit unglaublicher Schnelligkeit anwachsend, sich an dem einen Ende der Albrechtsbrücke staute und diese alsbald ganz versperrte, auch für die elegante Equipage, welche soeben vom Nikolaiquai herübergerollt kam und jetzt angesichts dieses lebendigen Hindernisses anhalten mußte. Die Leute wichen nicht, sie hätten sich, wie es schien, lieber überfahren lassen und der Kutscher rief vergeblich in sie hinein. Er hatte die edlen, großen Pferde mit geschickter Hand aus dem vollen Laufe zum Stillestehen gebracht, doch schnoben sie nun und scharrten in ihrer feurigen Ungeduld, da ihr Lenker es nach wiederholten Versuchen aufgeben mußte, auch nur im Schritte weiterzukommen.

Er murmelte etwas wie einen Fluch in den mächtigen Kragen aus Bärenfell, in dem fast die ganze untere Hälfte seines Gesichtes verschwand, wurde aber in dieser Unmutsäußerung durch den Zug der Schnur an seinem Arm unterbrochen, wovon er sofort den neben ihm sitzenden Diener mit einem kurzen Worte verständigte. Dieser hatte neugierig über die Köpfe weg nach der Ursache des Zusammenlaufs ausgespäht und sprang nun mit all der geschulten Behendigkeit seiner Jugend vom Bocke an den Schlag des Coupés, wo die Scheibe bereits niedergeglitten war und ein dichtumhülltes Haupt sichtbar wurde.

„Was gibt's, Konrad?“ fragte eine dünne Stimme in etwas schleppendem Tone.

Der Diener hatte seinen Hut abgenommen.

„Man hat eine aus dem Wasser gezogen, Frau Gräfin,“ rapportirte er, „ein Frauenzimmer.“

„Ach, mein Gott, wie unangenehm, dieser Aufenthalt. Nun wird das Theater schon angefangen haben, bis wir hinkommen. Siehst Du, Camillo, wir hätten doch über die Kettenbrücke fahren sollen.“

Die Klage wendete sich an den Mann, der mit im Wagen saß, dieselbe jedoch ziemlich gleichgiltig anhörte. Er nahm nicht einmal die Cigarre aus dem Munde, deren glühender Punkt übrigens in der Dunkelheit fast allein seine Anwesenheit im Wagen verriet und nur im Stimmfall zeigte sich ein ganz kleiner Schatten von Ueberdruß, der dem Vorwurf begegnete.

„Das konnte man doch nicht voraussehen. Sie werden wohl unsertwegen nicht warten haben können mit dem Herausziehen.“

„Wie herzlos Du wieder scherzest.“

„Im Gegenteil, ich bin ernstlich darüber erzürnt, daß Du warten mußt,“ versicherte der Graf mit schon ein wenig deutlicher vernehmbarer Ironie und schnitt dann dem Diener das Zuhören mit der bestimmten Weisung ab: „Sehen Sie zu, daß wir vorwärts kommen!“

„Wenn wir nur nicht hier vorüber müßten!“ klagte die Gräfin von neuem. „Ich finde so etwas entsetzlich. Gewiß wieder ein Selbstmord. Ich kann dergleichen nicht ansehen, es greift mich so sehr an.“

„So blick nicht hinaus!“

„Es ist gewiß eine böse Vorbedeutung.“

„Und die Lucca ist heiser.“

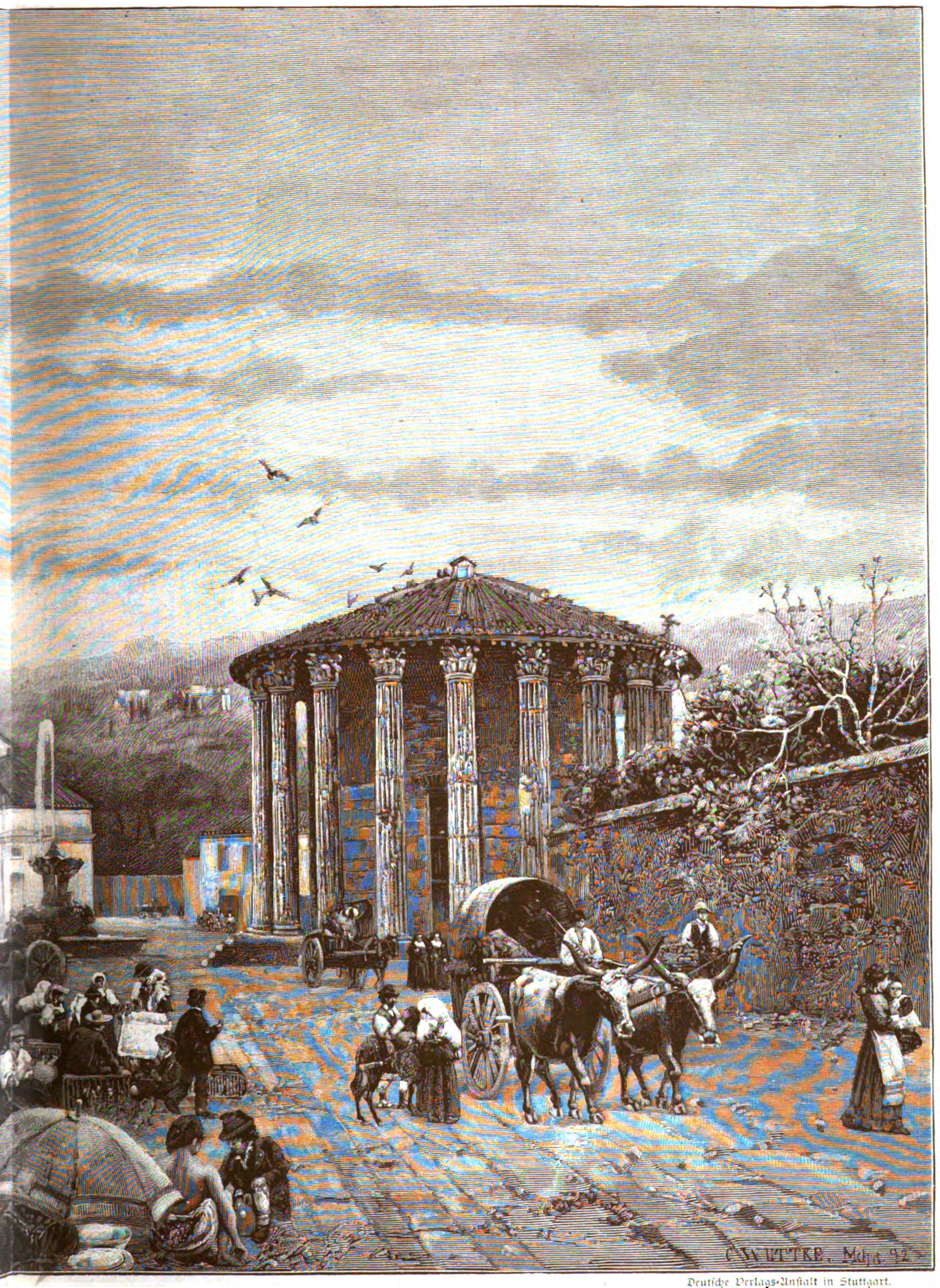
„Ach, Du glaubst doch auch an gar nichts.“

Das kurze Zwiegespräch verstummte. Indessen hatte sich der Wagen wieder in Bewegung gesetzt. Ein Wachmann hatte die Leute aufgefordert, Raum zu geben, und sie wichen, wenn auch nur mit Widerstreben der Weisung folgend, ein wenig zur Seite, daß die Pferde, scharf im Zügel gehalten, Schritt für Schritt ihren Weg wieder aufnehmen konnten. Die Neugierde war zu groß, als daß die zuletzt Herbeigeeilten sich so leicht zurückdrängen hätten lassen.



Tempel der Vesta und Tempe

Nach dem Gemäl



…el der Fortuna Virilis in Rom.
…de von C. Wuttke.

Mit vorgestreckten Hälsen auf den Fußspitzen suchten sie, über die Schultern der Näherstehenden hinweg, etwas von dem grauenvollen Anblick zu erhaschen, bei dem die Herzen erstarrten und dessen unüberwindlicher Zauber doch die Füße in den Boden wurzeln ließ, auch derjenigen, die selbst keinen Finger rührten, um Hilfe zu bringen. Derer, die mit Rat und That sogar unberufen einspringen, gab es ja genug.

„Hebt ihr den Kopf! Nein, mit dem Kopf nach unten, daß das Wasser herausrinnt! Kneten! Atem einblasen! Die Arme auf und ab bewegen, daß der Brustkasten in Arbeit kommt! Die arme Person! Was soll man sie noch quälen, sie ist ja ohnehin schon tot. Ins Spital! Branntwein muß man ihr eingießen!...“ so schallte es dumpf durcheinander, die verschiedensten Meinungen kreuzten sich und am Ende kam nichts von all dem zur Ausführung. Das mehrfach barsch wiederholte: „Zurück! zurück doch!“ des Wachmanns, der die Versicherung gab, daß schon um eine Tragbahre geschickt worden, bannte die Herzudrängenden in einen kleinen Kreis um die Hauptgruppe: einen Dienstmann, der auf seine nassen Beinkleider wies und immer wieder erzählte, wie er von einem Knaben gehört, es hänge etwas am Brückenpfeiler und wie er dann selber drunten etwas schwimmen gesehen und mitgeholfen habe, es aus dem Wasser zu ziehen, und ein altes Weib, welches am Boden kauernd, mit gefalteten Händen halblaut Gebete murmelte und dabei den Kopf der Ertrunkenen auf ihrem Schoße gebettet hielt.

Der leblose Körper lag gestreckt auf den feuchten, schlüpfrigen Steinfließen, in ein einfaches, graues Kleid gehüllt, unter dem ein Paar hochgeschnürte Lederschuhe, nach Art wie die Bäuerinnen sie tragen, aber doch von zierlicher Form, hervorsahen. Die krampfhaft zusammengezogenen Hände schleiften im Schmutz, die alte Frau war dessen gewahr geworden, und wischte, ohne übrigens ihr frommes Gemurmel zu unterbrechen, eine nach der anderen an ihrer eigenen blauen Schürze ab, bevor sie ihr dieselben unter der Brust kreuzte und dann mit dem Schürzenzipfel bedeckte. Ueber das Antlitz aber hatte keine mitleidige Hand irgend ein Tuch gebreitet. Fahl und bläulich starrte es mit den schreckhaft verglasten Augen zu der zitternden Gasflamme auf, deren gelbes Licht den hübschen, jungen Zügen im unruhigen Schattenspiel ab und zu einen täuschenden Schein von Leben gab, daß jedesmal eine Regung von Freude und erhöhter Teilnahme durch die Schar der Zuseher ging.

„Sie kommt zu sich! Sie bewegt sich! Ach, wie schade um solch ein junges, schönes Leben! — Aber jetzt — jetzt! Schau doch! Man sieht's ja, sie zuckt!“

Und im selben Augenblicke gellte im Diskant ein Schrei aus den geöffneten Fenstern der Equipage, die zwischen den zur Rechten und Linken Geschobenen endlich bis zu der Laterne gelangt war, unter der die Verunglückte noch immer so steif und starr lag, wie vor einer Sekunde. Die Gräfin hatte dem geheimnisvollen Reize eben nicht widerstehen können und gegen den Ratschlag ihres Gatten mit begierigen Augen den doch so gefürchteten Schrecken gesucht, denn ihren Lippen entfloh der Aufschrei und unmittelbar darauf der Ruf:

„Die Christl! Halt, halt!“

Mit nervöser Hast riß sie an der Schnur.

„Um Gottes willen, sieh doch, sieh! Es ist gewiß die Christl!“

„Wer?“ Scharf wie ein Schuß klang die Frage.

„Aber die Christl. Du weißt doch, die Prokaschnigg Christel. Du kennst sie ja doch. Ach Gott, es ist gräßlich, fürchterlich!“

Aechzend sank die Gräfin auf ihren Sitz zurück. Auch ihr Gatte regte sich nicht, nachdem er zuerst aufgefahren war, aber die Schnur hatte ihre Schuldigkeit gethan, der Wagen hielt bereits und der gelenkige Lakai stand schon wieder mit abgezogenem Hut am Wagenschlag, des Befehls gewärtig, der nicht erfolgen wollte.

„Frau Gräfin, der Wachmann verlangt, daß wir weiter fahren,“ meldete er endlich, mit kaum verständlicher Stimme, die dem Kutscher zugerufene Weisung wiederholend.

„Ist sie es? Haben Sie sie auch erkannt, Konrad?“

„Ja wohl, Frau Gräfin.“ Seine Lippen bewegten sich kaum. Sie waren ganz blaß, selbst seine glatten Züge verrieten die Bestürzung, welche ihm kurz vorher, als er vom Bocke so gleichgiltig neugierig herabsah, sogar die wohlverschränkten Arme auseinandergerissen.

„Hörst Du? hörst Du? So steig doch aus! Es muß da etwas geschehen! Ich muß ja doch Mama erzählen, was vorgegangen war. Vielleicht kannst Du etwas thun für die Arme. Erkundige Dich doch! Hörst Du, Camillo!“

„Nun ja, wenn Du meinst. Aber sei doch ruhig!“

Er erhob sich und verließ den Wagen durch den Schlag auf seiner Seite, welchen der windschnell rückwärts herumeilende Diener auf einen Wink öffnete. Nach einigen unsicheren Schritten stand er vor dem Wachmann, der mit ausgestreckter Hand lebhaft auf den herrschaftlichen Kutscher einredete.

„Graf Casalta,“ stellte er sich, die Krämpe seines Hutes flüchtig berührend, dem Polizeiorgane vor.

„O, ich bitte, ich weiß, ich habe die Ehre, den Herrn Grafen — auch die gräfliche Equipage zu kennen.“ Der Wachmann legte die Hand ehrfurchtsvoll an den Mützenschirm. „Aber hier kann sie nicht stehen bleiben — der Herr Graf werden begreifen — nur ein paar Schritte vor — bis über die Brücke — es gibt sonst einen ganzen Auflauf — meine Pflicht —“

Er berief sich nicht vergeblich auf dieselbe. Die Leute murrten teils schon, daß ihnen der Wagen die Aussicht versperrte; andererseits richteten sich ihre Blicke auf die stattliche Gestalt des Ausgestiegenen, dessen stolze Haltung ihnen eben so sehr imponirte, wie der kostbare Pelz, mit dem der schwarze spitze Bart, der sein blasses Gesicht scharf einrahmte, beinahe in eins verlief, und den einzelne auch zu kennen schienen, denn der früher geflüsterte Name ging alsbald von Mund zu Mund und alles sah nach dem

vornehmen Herrn, als müsse sich nun etwas ganz Ueberraschendes, Unerhörtes begeben.

Das kam nun freilich nicht. Der Graf nickte dem Kutscher zu, es entstand neuerdings ein Gedränge, als sich die Pferde in Bewegung setzten, und mittlerweile war Graf Casalta auf die Gruppe am Laternenpfahle zugetreten. Man hatte ihm ganz freiwillig Platz gemacht. Einen Moment schien es, als zaudere er; automatisch führte er die brennende Cigarre wieder zum Munde, aber er sog nicht an ihr, sie zitterte leise zwischen seinen Fingern und indem diese sich mit fast scheuer Bewegung wieder senkten, entfiel sie ihnen; der Anblick war offenbar ein zu erschütternder gewesen.

Wie versteinert stand der Graf, bleich und finstern Antlitzes vor der Leiche, seine Hände hatten sich unwillkürlich in den Taschen geborgen und während der Dienstmann, welcher sich rasch nach der entfallenen Cigarre gebückt hatte, dem Zuletztangekommenen von neuem erzählte, wie man ihm gesagt, es hänge etwas am Brückengeländer und wie er dann selbst etwas schwimmen gesehen und dabei seine nassen Beinkleider vorwies, sah derjenige, für welchen der ganze interessante Bericht wiederholt wurde, ohne ein Wort zu hören, in dies unheimlich farblose, schöne Gesicht, über das die spielenden Schatten täuschend hinliefen, auf diesen blutlosen Mund, zwischen dessen weit geöffneten Lippen und weißen Zähnen noch der letzte Verzweiflungsschrei zu verhallen schien, in diese gespensterhaften, gebrochenen Augen, die seltsam im Laternenschein flimmerten und wie in einer furchtbaren Anklage gegen den nebelverhüllten Nachthimmel stierten.

Ein Schauer durchschüttelte ihn; dem für jeden Empfindlichen unerträglichen Anblicke sich zu entziehen, machte er unwillkürlich eine Wendung und die Bewegung seiner Schultern glich einem Versuche, den Eindruck loszuwerden, von dem sich zu befreien ihm jedoch nicht so rasch gelingen wollte.

„Und warum?“ murmelte er, daß es fast wie ein zürnender Vorwurf klang.

„Ja, das weiß man noch nicht,“ antwortete der Wachmann auf die, wie er nicht zweifelte, unmittelbar an ihn gerichtete Frage. „Vielleicht könnten uns der Herr Graf Anhaltspunkte geben.“

„Ich? Wieso?“

Ein scharfer Blick des Grafen fiel auf den Polizisten und suchte in dessen Augen zu lesen. Das Erstaunen war gerechtfertigt.

„Ich meine, der Herr Graf kennen sie vielleicht,“ suchte dieser seine Worte zu erklären. „Wenn ich recht verstanden habe, so hat die Frau Gräfin zuvor einen Namen gerufen.“

„Ach ja — das war —“

Ein Stocken, eine Handbewegung, die man deuten konnte, wie man wollte.

„Ah, ein Irrtum — ich verstehe. Der Herr Graf kennen also die Tote nicht?“

„Ist sie denn auch — gewiß tot?“ Gepreßt kam es zwischen den zuckenden Lippen hervor. „Könnte man nicht —“

„Da hilft nichts mehr. Für den Tod ist kein Kraut gewachsen. Ich verstehe mich darauf. Der Herr Graf können sich verlassen. Die liegt schon zu lang im Wasser — wenigstens eine Stunde.“

„Eine Stunde?“ wiederholte Graf Casalta dumpf und düster.

„Ja, da ist nichts mehr zu machen, als in die Totenkammer — da kommen sie ja auch schon mit der Bahre. Also der Herr Graf kennen sie nicht? Wenn ich vielleicht den Bedienten fragen —“

Der Graf zögerte noch, aber während der Wachmann seinem mit den Trägern eben angelangten Kollegen einige Mitteilungen machte, hatte er sich entschieden. Den Namen könne er allerdings angeben, äußerte er, wendete sich vollends ab, um das erschütternde Schauspiel, das von erneuerten Rufen, Aeußerungen des Mitleids, ja sogar von Wehklagen einiger weichherzigen Dienstmädchen aus der Nachbarschaft begleitet war, nicht mit ansehen zu müssen und trat, indes man die Leiche auflud, ein wenig abseits.

„Allerdings glaube ich Ihnen einige Renseignements geben zu können,“ begann er nach kurzem Besinnen.

„Der Herr Graf kennen sie also doch?“

Graf Casalta machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe.

„Das heißt, meine Frau, wie Sie ja gehört haben. Ich habe das Mädchen — nun ja, ich selbst habe die Tote nur ein paarmal flüchtig gesehen, ganz flüchtig. Aber die Christl war, wie ich glaube, früher oft im Hause der Großmutter meiner Frau. Frau Gradinger hat eine Besitzung in Eisenhütten. Der alte Prokaschnigg, der Vater des Mädchens, war Bergarbeiter bei ihr, Obersteiger oder so etwas. Er ist, wenn ich nicht irre, nicht mehr am Leben.“

„Und das Mädchen war im Dienst hier in der Stadt?“

„Ja — möglich — wahrscheinlich, es wird wohl so sein.“

„Oder auch nicht, wer weiß. Das Ding ist hübsch genug, um auch — na, so geht's —“

Das breite Lächeln, welche diese mit vieldeutigem Achselzucken hingeworfene Bemerkung begleitete, weckte keinen Widerschein auf dem Antlitze des Grafen. Ein scharfes Zucken der Lippen verzerrte die schönen Züge, und in der Weise, wie er antwortete, lag eine Ablehnung jeglicher Vertraulichkeit.

„Veranlassen Sie das Nötige, aber ich wünsche, daß man Frau Gradinger mit der Sache in Ruhe läßt, für das Begräbnis will ich selbst — will ich im Namen meiner Frau Sorge tragen.“

„O, mit dem Begräbnis — die Selbstmörder kommen ja ohnehin auf die Anatomie.“

Wieder verfinsterte sich das Gesicht des Grafen.

„Warum nehmen Sie einen Selbstmord an? Kann denn nicht ein Unglücksfall — —?“

„O, darauf versteh' ich mich, da ist kein Zweifel,“ meinte der Wachmann kopfschüttelnd. „In dem Anzug geht man im Winter nicht aus — nicht einmal ein Kopftüchel hat sie gehabt. Das wäre nicht weggeschwemmt, das ist zu fest gebunden. Die hat schon gewußt, wo die Welt ein Ende nimmt.“

Der Graf schwieg, aber in der kleinen Pause ließ sich eine heisere, murmelnde Stimme vernehmen.

„Ja, ja, es weiß halt keiner, wie's einem da zu Mut ist. Es weiß's keiner! — Vergib uns unsere Schulden wie wir vergeben unsern Schuldigern, führe uns nicht in Versuchung, und erlös' uns von allem Uebel, Amen."

Die Alte war es, die so ihr Gebet für die arme Seele zum Schlusse brachte und da durch die Entfernung der Leiche von ihrem Schoße ihr Geschäft zu Ende war, sich mit dem großen Korb, den sie wieder an den Arm genommen, langsam humpelnd davonmachte.

„Die kann davon reden," teilte der Wachmann, ihr nachnickend, dem Grafen mit. „Sie hat's erlebt, wie man ihre eigene Tochter aus dem Wasser gezogen — es wird so an sechs Jahre her sein —"

Der Graf schnitt abermals das weitere ab. Er hatte rasch das Geldtäschchen hervorgeholt und entnahm demselben eine Banknote.

„Da, da — geben Sie ihr —"

„O, die nimmt nichts, sie ist ja keine Bettlerin."

„Also den Leuten, welche — die das Mädchen heraufgeholt."

„Das ist viel zu viel, Herr Graf," wollte der Wachmann überrascht einwenden, eine stolze Erhebung der Hand aber wies seine Bedenken zurück.

„Geben Sie Ihnen, wie viel Sie wollen," warf der Graf nachlässig hin, er hörte nicht mehr auf den Wachmann, welcher, mit verdoppeltem Respekt grüßend, sein „Sehr wohl, Herr Graf. Also Christl Prokaschnigg aus Eisenhütten. Sehr wohl, sehr wohl!" wiederholte und schlug eilfertig den Weg nach dem Stadtquai ein.

Die Zuschauer, getäuscht in ihrer Erwartung, noch etwas Merkwürdiges zu erleben, begannen sich jetzt, nachdem man die Tote fortbrachte, rasch zu verlaufen, einige ließen es sich nicht nehmen, noch der Tragbare zu folgen, der Weg war frei und in kurzem hatte der Graf den Wagen wieder erreicht, der vor der Ecke der Albrechtsgasse hielt. Die Scheibe war noch immer herabgelassen und die Gräfin hieß eilig den Schlag öffnen.

„Ist sie's? Habe ich recht gesehen?" empfing sie ihren Gemahl. „Konrad meint auch — Ach, es ist schrecklich — ich werde den Eindruck nicht losbekommen. Das ganze Theater ist mir verleidet!"

„Wollen wir nach Hause fahren?" Es klang beinahe wie ein Vorschlag, doch fand derselbe keineswegs rasche Zustimmung bei der durch das gespannte Warten in der kühlen Abendluft, welche durch das offene Fenster in den sonst sehr wohlverwahrten und weichgepolsterten Wagen hereindrang, ein wenig zum Schmollen gestimmten jungen Frau.

„Und ich habe mich schon so auf die Lucca gefreut!" klagte sie. „Und dann die gute Hallwitz, der ich zugesagt habe — ach, weißt Du, am Ende ist's auch besser, ein wenig Zerstreuung. Ich denke, wir fahren doch ins Theater. Willst Du nicht einsteigen?"

Sie rückte ab, doch nahm er den ihm eingeräumten Platz nicht ein, obwohl er schon den Fuß auf den Tritt setzte.

„Ich habe doch noch einige Anordnungen zu treffen," erinnerte er sich, ihn wieder zurückziehend. „Fahr Du allein. Du hast ganz recht, Dich nicht abhalten zu lassen," setzte er lebhaft hinzu. „Ganz recht, liebe Mietzi; die Sache ist ja auch nicht — nein, nein, man muß solche Eindrücke verwischen. So nahe geht Dich — geht uns ja auch . . . Fahr nur voraus!"

„Aber ich werde mich so ängstigen. Komm nur recht bald nach. Und dann — höre! Such doch zu erfahren, wie sich eigentlich alles verhält. Ich bin so unendlich — Ist sie tot? Nein, nein, sag nichts! Ich will es gar nicht wissen. Ich zittere ganz!"

Fröstelnd hüllte sie sich enger in ihren Pelz und ließ es gern geschehen, daß ihr Gemahl denselben sorgsam über ihre Kniee schlug, dann drückte er selbst den Schlag zu und wendete sich, als die Pferde anzogen, noch einen zärtlichen Abschied winkend, wieder der Brücke zu.

Doch ehe noch das dumpfe Rollen der Räder sich in dem allgemeinen Lärm der Stadt verloren hatte, machte er eine erneuerte Schwenkung und ging raschen, sich aber alsbald mäßigenden Schrittes den Stadtquai entlang. Schlendernd wie ein Spaziergänger kam er an der Kettenbrücke an, überschritt dieselbe und bestieg auf dem Murplatze, nachdem er sich zuerst schnell umgesehen, einen dort haltenden Fiaker.

„Zum Südbahnhof," lautete seine Weisung.

Als sie dort angelangt waren, verabschiedete er den Kutscher und trat in das Gebäude ein, doch nur, um es nach einer kurzen Weile, während der er wie nach einem Bekannten suchend einen Blick in den Wartsaal erster Klasse geworfen, wieder zu verlassen. Die Kälte, obwohl nicht groß, mußte ihm sehr empfindlich sein, denn er schlug den breiten Kragen seines Pelzes hinauf, daß beinahe der ganze Kopf darin verschwand. Und dann nahm er die Richtung gegen Norden, seine Schritte, sobald er aus dem Bereiche des hellerleuchteten Bahnhofplatzes kam, urplötzlich in einer Art beschleunigend, daß man Mühe gehabt hätte, ihm zu folgen.

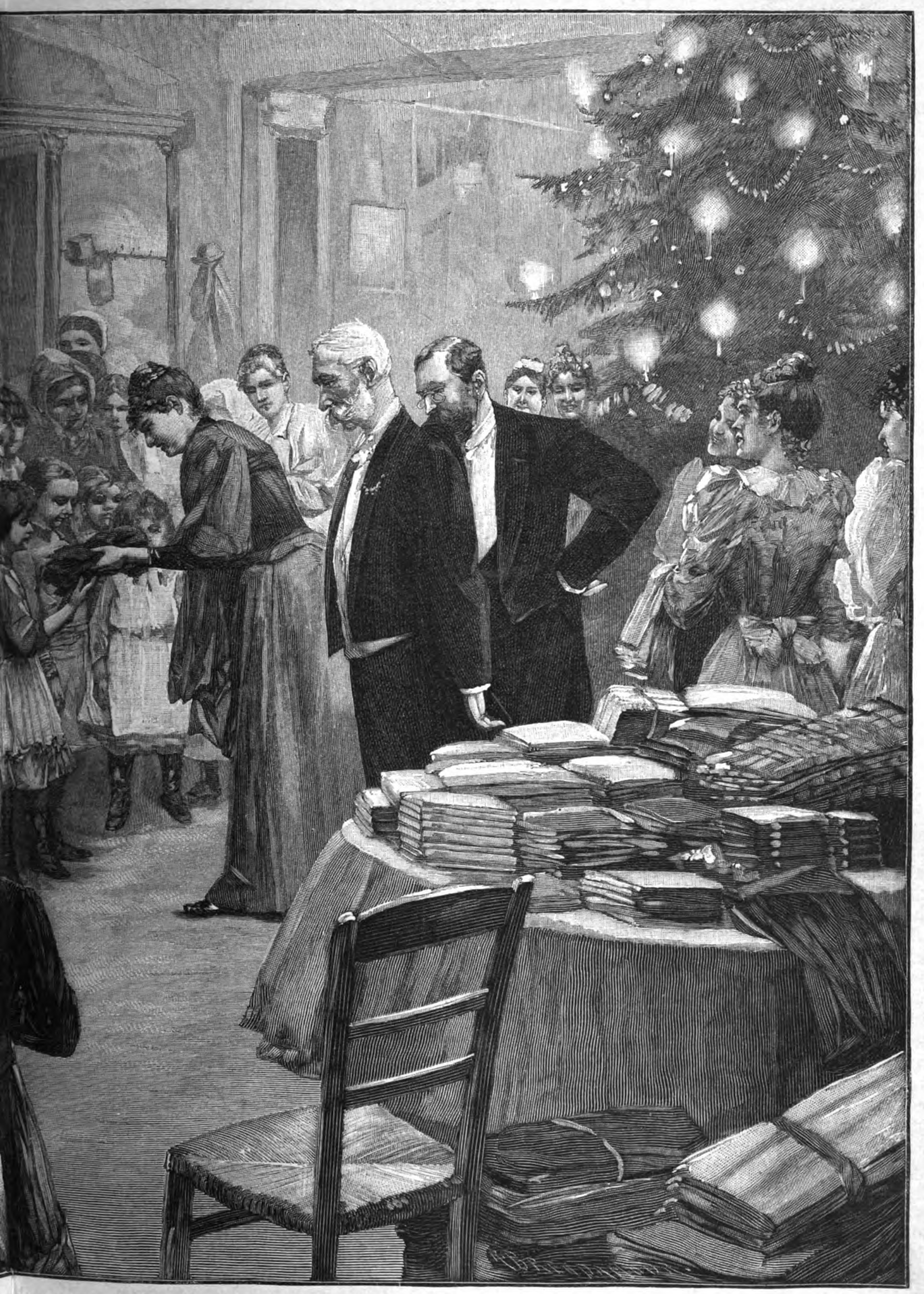
So rasch, wie er auf dieser dunklen, völlig unbelebten, bloß zwischen Gärten, Magazinsplätzen und öden Baustätten führenden Straße und auf Seitenwegen dahin eilte, geht nur ein Mensch, den eine große, innere Unruhe treibt, die Furcht, sich in einer wichtigen Sache zu verspäten, oder der brünstige Wunsch, jemand anderem zuvorzukommen. Er brauchte verhältnismäßig sehr wenig Zeit zu dem ziemlich langen Wege. Endlich weit draußen in der Vorstadt Lend in der Nähe des Mühlgangs hielt er an einer Staketenthür. Er drückte an der Klinke, dieselbe gab jedoch erst nach, als er gleichzeitig mit der Linken an einer Schnur zog, deren Knopf so unscheinbar an der Seite des Thürpfostens angebracht war, daß man ihn auch am hellen Tage kaum an dem grauen Holze zu unterscheiden vermocht hätte.

Sorgfältig schloß er die Pforte wieder und nun ging er auf das Häuschen zu, das da ganz entfernt von jeder andern menschlichen Wohnung mitten in einem weiten Nutzgarten stand, nicht aber geradeaus auf dem durch eine ganz kleine Zieranlage laufenden gekiesten Wege, sondern im Bogen, zwischen Baum-



Weihnachtsbescherung ...

Originalzeichnun...



…g armer Kinder in Wien.
…nung von W. Gause.

schulen und umgegrabenen Kohl- und Salatbeeten durch nach der Rückseite des kleinen, nur mit einem niederen Obergestock versehenen Gebäudes, an das hinterher ein in den Erdboden eingesenktes Glashaus stieß. Nach dieser Seite war auch das einzige erhellte Fenster im Erdgeschoß gerichtet, während die oberen, sowie die nach vornhinaus sehenden vollkommen dunkel waren.

Der Graf klopfte an die erleuchtete Scheibe. Der alte Mann, welcher in der Stube drinnen zwischen allerlei Paketen und Schachteln an der Arbeit saß, horchte auf, griff nach einem alten Gewehr hinter ihm an der Wand und verließ dann erst den Tisch, an dem er beim Lampenschein mit Sortiren von Sämereien beschäftigt gewesen. Schweren Schrittes und vorsichtig das Gewehr im Arm näherte er sich dem Fenster, das er langsam öffnete und mit der Stimme eines knurrenden Kettenhundes stieß er ein mürrisches: „Wer will was?“ heraus, dem ein barsch abweisendes: „Hier gibt's nichts zu suchen“ folgte. „Für ordentliche Leut hängt vorn die Klingel, wenn sie was brauchen. Wer ums Haus herumschleicht, ist ein Lump.“

„Schweig und mach auf!“

Es bedurfte nicht mehr dieses Befehls. Der Alte hatte den Besucher erkannt und entschuldigte sich mit kaum verständlichem Brummen, es streiche aber auch jetzt soviel Gesindel umher, und beeilte sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Er stellte die Flinte ab und öffnete nach einer Minute die rückwärtige, nach dem Garten gehende Hausthüre, durch welche der Graf rasch eintrat, indem er die wiederaufgenommene Entschuldigung, es habe sich ja nicht voraussetzen lassen, daß der gnädige Herr selbst — flüchtig erklärend unterbrach.

„Ich habe meinen Schlüssel nicht bei mir und wollte zuerst sehen, ob Du allein seist.“

„Ich? Allemal — seit meine Alte nimmer lebt,“ versetzte der Gärtner, mit dem kahlen Haupte nickend, „die Burschen, will ich sagen: ‚die Herren Gehilfen‘“, verbesserte er sich unwirsch, „wollen ja ohnehin nicht mehr in der Hausgenossenschaft leben und mir ist's auch lieber so, wenn ich das liederliche Pack nicht überwachen muß. Aber heut bin ich schon ganz allein; nicht einmal das Mädel sitzt wie sonst bei mir hier unten und hilft mir. Vor mehr als einer Stunde muß sie fort gegangen sein, gleich nach dem Herrn Grafen und immer noch ist sie nicht zurück. Gott weiß, wo sie bleibt.“

Es erfolgte keine Antwort, aber nach einer Pause forderte der Graf Licht.

„Ich will hinauf gehen. Nein, nicht die Lampe, Du brauchst auch oben keine anzuzünden. Es ist nur für einen Augenblick. Ich habe etwas vergessen.“

Der Gärtner fragte nicht weiter, so schnell ihn seine alten Beine trugen, schlüpfte er in die Stube, holte eine Kerze und blieb dann in dem schmalen, das Häuschen durchlaufenden Flur zurück, während der Graf hastig die knarrende Holztreppe hinaufstieg.

Die Wohnung, welche er betrat, bestand bloß aus zwei Räumen, von denen derjenige, welchen nun das Licht spärlich erhellte, nur einen sehr bescheidenen Comfort zeigte, wie ihn die verstorbene Frau des Alten zu ihren Lebzeiten im Laufe der Jahre für ihre gute Stube zusammengespart und mit ehrfurchtsvoller Sorgfalt als ihren Stolz gewahrt haben mochte. In musterhafter Ordnung stand alles wohl noch gerade so, wie es dereinst ihrem Geschmacke entsprochen haben mochte, und die Peinlichkeit, mit welcher hier zusammengeräumt war, ließ kaum die Vermutung aufkommen, als habe irgend jemand eines der Einrichtungsstücke in letzterer Zeit benützt. Nur auf dem Nähtischchen am Fenster stand ein Arbeitskorb und ein angefangener Strumpf lag daneben halb über eine Photographierahme aus Bronze gerollt, die umgefallen war.

Mit einem raschen Umblick hatte sich der Eingetretene überzeugt, daß das, was er suchte, sich nicht auf dem sorglich glattgestrichenen Teppich des runden Tisches vor dem Sofa befand, ebensowenig auf einem der Möbel; er näherte sich dem Arbeitstische, zog die Schublade heraus, hob den Deckel vom Körbchen und stöberte darin, endlich bemächtigte er sich des kleinen Ständers, doch derselbe war leer, das Glas zerbrochen, das Bild, das sich früher darin befunden, nirgends zu erblicken. Vergeblich suchte sein Auge in der Runde.

Er ging zur Kommode, zum Kleiderschrank, öffnete alle Thüren, zog alle Schubfächer heraus, es war aber nicht viel, was sich darin vorfand, alles hübsch gehängt und gelegt wie von einer ordnungsliebenden Hand und leicht zu übersehen, nirgend etwas nicht Hingehöriges, kein Streifchen Papier, kein Ding, das seine Aufmerksamkeit erregte. Seine Nachforschungen hatten kein Ergebnis. Er schloß sie denn auch hier ab, um sie im anstoßenden Raume fortzusetzen.

Hastig wendete er sich dahin, doch auf der Schwelle stockte sein Schritt. Es war dies ein Schlafzimmer, und weit besser als die Wohnstube, ja sogar mit einiger Ueppigkeit ausgestattet. Der flackernde Schein der hochgehaltenen Kerze fiel auf dichte orientalische Vorhänge, auf weiche Sitze, auf schöne Waschgeräte aus feinem Porzellan und auf ein breites, schon zum Schlafen abgedecktes Bett.

Als sein Blick dasselbe streifte, da zitterte plötzlich seine Hand, das starkbewegte Licht drohte beinahe zu verlöschen und als ob in den Schatten, die auf den weißen, bauschigen Kissen tanzten, mit einemmale gespensterhaft eine Erscheinung sich rege, hob er abwehrend die Rechte und seine Augen rissen sich weit auf, gebannt von dem Bilde, das eine jähe Täuschung heraufbeschwor.

„Bah, wie thöricht!“ Ein Achselzucken, die Schwäche war besiegt, das Entsetzen abgeschüttelt. Die Augen sahen nicht mehr das Uebernatürliche, mit geschärfter Aufmerksamkeit machten sie sich wieder auf die Suche.

Aber das Gemach selbst betrat der Graf nicht, sein Fuß blieb wie gefesselt; sobald er sich überzeugt hatte, daß auch hier das, was er zu finden erwartete, nirgends lag, wendete er scheu den Rücken, ohne daß sein Blick nochmals zu dem glatten, unberührten

Pfühle zurückzukehren wagte. Ein leiser Ausruf des Erstaunens kam über seine Lippen, als er eilig die Wohnung verließ: „Merkwürdig!"

„Hat sie Dir vielleicht etwas übergeben für mich?" fragte er, zu dem Alten unten in die Stube tretend und fuhr, als dieser verneinte, langsam mit der Hand über die Stirn, wobei er noch einmal wie zuvor „Merkwürdig" murmelte.

„Es wird sich ja finden; wenn sie heimkommt, will ich's ihr sagen."

„Wenn sie —" wiederholte der Graf auf das Versprechen des Gärtners.

Verwundert über die seltsame Unterbrechung erhob dieser seine Augen. Sie zogen sich forschend zusammen unter den grauschwarzen Brauen, die in kurzen dichten Büscheln nach aufwärts flammten und dann ging ihr Ausdruck in den tiefer Bestürzung über. Sie mußten in dem bleichen, verstörten Gesichte des jungen Mannes eine Befürchtung gelesen haben — mehr als eine solche.

„Wenn sie am Ende —" stieß er hervor. „Sie hat in der letzten Zeit so viel geweint und immer das traurige Lied gesungen vom Blümerl am See. Herr Graf, ist etwas —"

„Die Mädchen sind so unberechenbar. Man kann nie wissen, was ihnen einfällt. Sie übertreiben alles." Der Graf hob seine Hand leicht gegen die Stirn, ehe er fortfuhr: „Also, Stellhammer, wenn sich etwas finden sollte — für mich, verstehst Du — was niemand anderer zu sehen braucht —"

„So werde ich's dem Herrn Grafen zustellen," lautete die dumpfe Ergänzung. „Ja, ja, immer hat's geweint —"

„Und dann, Stellhammer, ich kann mich doch — was auch kommen möge — auf Dich verlassen?" Der Graf hatte dem Alten die Hand auf die Schulter gelegt und sein bisher unsicherer Blick wurde jetzt fest und senkte sich tief in dessen Augen.

„Allemal, Herr Graf," beteuerte der Alte ergeben. „Ich weiß ja, was ich schuldig bin. Schon unter dem seligen Herrn Vater hab' ich gedient und es waren schöne Zeiten auf Hohenhaus — bis es — na ja, bis es damit vorbei war. Wo hätte ich denn einen Unterschlupf gefunden, wenn mir der Herr Graf nicht beigestanden wären? Nachher ist's freilich besser geworden, wie meine Alte das Stückel Feld da geerbt hat, daß ich den Garten hab' anlegen können. Aber vorher, das vergeß' ich nicht und wenn ich schon nimmer nach Hohenhaus zurück hab' mögen — ich taug' nimmer dazu, da gehören jüngere Hände hin — vergessen hab' ich's nicht. Nur leid, leid thut's mir um das Mädel. Es hätt's besser haben können."

„Ja, wenn es vernünftiger gewesen wäre," fiel der Graf hart ein. „Ich habe es gut gemeint."

„Allemal. Nur viel zu viel gut." Das war ein sonderbarer Ton, ein eigentümliches Nicken und der Graf fand es nicht für angemessen, etwas darauf zu erwidern.

„Es ist nicht meine Schuld, wenn es anders gekommen, als ich beabsichtigte," sagte er hochfahrend. „Also ich verlasse mich auf Dich. Ich möchte keine Unannehmlichkeiten haben, hörst Du! Was auch kommen möge."

„Ja, ja, ich versteh' schon."

„Was auch kommen möge!" schärfte der Graf dem alten Manne noch einmal ein. Er schüttelte dabei die grobe schwielige Hand mit der eindringlichsten Herzlichkeit, aber er fühlte keinen Gegendruck und nur das fortwährende Nicken des schwerfälligen, fast haarlosen Kopfes gab ihm die gewünschte Zusicherung.

Und mit der begnügte er sich. Er hörte es nicht mehr, wie der Alte, der ihm bis zum Hausgange das Geleite gab, in sich hineinmurmelte:

„Jetzt wird's halt noch einschichtiger werden. Na, ja, ich verreis' wohl bald auch. Aus ist's!"

In den müden Selbsttrost fiel das Knacken der unter dem gedrehten Schlüssel einschnappenden Feder wie ein bedeutsamer Abschluß ein.

Zwischen den Kohlbeeten und der Baumschule durch erreichte der Graf wieder die Gartenpforte. Mit Vorsicht trat er aus derselben, der Pelzkragen deckte wieder hoch hinauf sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit. So schlug er den Rückweg durch die gleichen verlassenen Straßen, auf denen er gekommen, zum Bahnhof ein, betrat denselben ein zweitesmal, anscheinend mit dem gleichen Zwecke wie früher und warf sich, als er ihn verließ, wieder in eines der harrenden Lohnfuhrwerke.

„Ins Landestheater!" rief er dem Kutscher zu und atmete tief auf. Er war keinem Bekannten begegnet.

Zweites Kapitel.

Als er die Thür zu seiner Loge öffnete, fand er diese leer. Der zweite Akt hatte bereits begonnen und in der halben Dämmerung, welche während des Spiels im Hause herrschte, konnte er, indes Carmen in der Zigeunerschenke ihre Verführungskünste übte, und mit denselben Kapitän und Korporal und gleichzeitig auch das Publikum bezauberte, sich noch eine Weile seinen Gedanken hingeben und völlig von den empfangenen Eindrücken befreien. Durch das Opernglas hatte er sich auch binnen kurzem orientirt und seine Gattin herausgefunden.

Sie saß drüben auf der andern Seite in der Nähe der Hofloge, zwischen einer älteren und einer ganz jungen Dame, und ihm hatte der erste Blick genügt, um die Baronin Hallwitz und Fräulein Olga Hartl zu erkennen. Es war im Grunde nicht notwendig, daß er sein Glas so lange an den Augen behielt, aber es gefiel ihm offenbar, auf dem Beobachtungsposten zu bleiben und eine kleine Belagerung durchzuführen, bis sie den Erfolg hatte, daß man seiner gewahr wurde. Das Zeichen erfolgte, und zwar gab es die jüngste der Damen. Ihre beiden Gefährtinnen waren mit den Augen ganz bei den Vorgängen auf der Bühne, die ihren aber streiften bei aller Aufmerksamkeit doch von Zeit zu Zeit immer wieder durch den Saal; diese dunkel blitzenden Sterne waren zu lebenssprühend, zu unruhig, um rasten zu können, sie glitten über das Parket hin, sie strichen die Logenränge entlang und jetzt hatte sie den Neuangekommenen ersehen und ein ganz leises

Nicken begrüßte ihn, das er sofort mit einer ehrerbietigen Kopfneigung erwiderte.

Darauf sendete er noch einen Gruß nach der Hofloge hinüber, dem jungen Jägerhauptmann, Ehrenkavalier und Kammervorsteher Seiner Hoheit, der heute, da sein fürstlicher Gebieter ungewöhnlicherweise ohne die hohe Gemahlin erschienen war, diesem Gesellschaft zu leisten hatte und ihm gegenüber ein wenig im Hintergrunde saß, wo er weder auf die Bühne noch auf das Haus einen rechten Ausblick hatte und sich daher auch erklecklich zu langweilen schien. Es war eine ganz elegische Bewegung zweier Finger, mit denen er dem Bekannten zuwinkte, ein völliger Zeichentelegraph, der allenfalls ausdrücken mochte: „Ach ja, da liege ich angekettet! Wer es so gut hätte, wie Du!" was aber den Klagenden keineswegs hinderte, sich schon im nächsten Moment mit lächelndem Eifer vorzubeugen, um ja kein Wort der ihm huldvoll zugeflüsterten Bemerkung zu überhören, und dann mit kräftigem Applaus dem hohen Beispiele zu folgen.

Der Beifall war übrigens allgemein, auch Graf Casalta, obwohl er schwerlich eine Note des Gesanges gehört hatte, schlug einigemale sachte in die über der Brüstung zur Schau gestellten Hände, griff aber dann gleich wieder zu seinem Glase, das er nur für einen Blick auf die gefeierte Sängerin, darauf sofort jedoch abermals nach dem Platze richtete, wo seine Frau saß, und er brachte es lange, lange nicht von seinen Augen, wenn auch diese ausdauernde Beobachtung nicht gerade ihr galt, deren Wink hinüberzukommen er sonst sicherlich schon das erstemal und nicht erst als sie ihn beim Fallen des Vorhanges wiederholte, aufgefangen hätte.

Aber der Akt war zu Ende, und indes der seltene, berühmte Gast immer und immer wieder an die Rampe hervorgejubelt wurde, hatte der Graf eilfertig seinen Sitz verlassen und seinen Weg durch den Logengang nach der andern Seite genommen.

„Ach, da bist Du ja, Camillo!" rief ihm seine Frau entgegen. „Ich habe mich allein so gefürchtet, daß ich hieher flüchten mußte."

„Unter meinen mütterlichen Flügel. Ich habe Ihnen das Hühnchen indes bestens behütet," scherzte die Baronin und streckte mit offenem, wohlwollendem Lächeln, das ihren nicht immer sehr zartklingenden Worten jedweden Stachel benahm, dem Grafen die ihrer Gestalt entsprechende umfangreiche Hand entgegen.

Dieser verbeugte sich geschmeidig. Seine etwas kleinen, aber wie facettirte schwarze Diamanten blitzenden Augen hatten aufgeglüht, als er in die Loge trat, und sein mattfarbiges, südländisch schönes Gesicht war von einem fast leidenschaftlichen Ausdrucke belebt, während sein Blick — der erste durch die geöffnete Thür — das blühende Mädchenantlitz traf, das sich ihm zunächst zugewendet, jetzt wurde sein Lächeln in jähem Erlöschen ein müdes, überlegen spöttisches, so verbindlich auch sein Dank für den gewährten Schutz klang.

„Sie sind die Güte in Person, Baronin, und würden sich aus der engen Loge selbst hinausdrängen lassen."

„Je voller, desto besser," erklärte sie gutgelaunt, „da halten wir wenigstens warm. Ihre kleine Frau hat ganz recht, es ist abscheulich, so allein zu sitzen. Ich habe mir darum auch Olga mitgenommen, denn mein Mann ist wieder in solch einer langweiligen Klubsitzung. Die gute Excellenz machte aber allerlei Einwendungen. Ich mußte die Tochter dem Vater mit Gewalt entführen."

„Ach, Papa meint immer, ich werde verwöhnt," warf das junge Mädchen lachend hin, daß die allerhübschesten kleinen Zähne zwischen den frischroten Lippen sichtbar wurden. Es leuchtete soviel Munterkeit und Lebensfreude in dem anmutigen Gesichtchen, daß sich dieselbe auch auf andere übertrug und die Baronin zunächst nickte ihr liebevoll zu.

Graf Casalta aber sah sie wie bezaubert an.

„Ich begreife," sagte er bedeutungsvoll, „daß er diese Gesellschaft vermißt. Ich würde sie auch keinem andern gönnen."

Die unverhüllte Huldigung jagte ein Wölkchen von tieferem Rot über ihre rosigen Wangen bis in die zierlichen Ohrläppchen, und wenn sich ihr Blick auch rasch wegwandte, so drückte er doch nichts weniger als Mißvergnügen aus.

„O, er hält sich schon im Kasino schadlos und manöverirt mit Skies, Mond und Pagat. Das ist ihm doch das Liebste, seit er keine anderen Truppen mehr zu kommandiren hat."

So heiter und in so harmlosem Spott war das herausgesprudelt, daß alle davon belustigt wurden. Selbst die Gräfin konnte sich dem Eindruck nicht entziehen und ging auf den Ton ein, der so gut zu der frohen Stimmung paßte, die im Hause entfesselt schien, seit Licht und Geräusch in dasselbe zurückgekehrt waren. Nur war sie darin nicht ganz glücklich, ihr Kichern klang nicht ganz harmonisch, als sie meinte:

„Ja, so ein alter, pensionirter General muß sich schrecklich langweilen, wenn er nichts mehr zu befehlen hat und ihm niemand mehr gehorcht."

„O, dazu bin ja noch ich da," fuhr es der eben noch Spottenden rasch heraus. Ihr erstaunter Blick traf dabei die junge Frau und selbst in ihrer Stimme lag eine merkbare Zurechtweisung.

Die Baronin, welche fühlte, daß dieselbe verdient war, suchte die Spannung auszugleichen.

„Das Kind hat ganz recht," scherzte sie. „Es ersetzt eine ganze Armeedivision, was die Arbeit betrifft, es in Ordnung zu halten."

„Aber Tante, Du ergreifst gegen mich Partei!"

„Ja, ja, das mag eine Aufgabe sein," schloß sich die Gräfin abermals, doch jetzt ein klein wenig boshaft kichernd, ohne den komischen Hilferuf zu beachten, dem Ausspruch der Baronin an. „Besonders betreffs der Feuerdisziplin — ich glaube, so heißt es ja — wo so gerne auf eigene Faust geplänkelt wird."

„Ach, ein Witz," rief ihr Gatte, den Kopf unmutig emporschnellend.

„Meine Liebe," sagte die Baronin, ihre Hand fest auf den reich mit Juwelen geschmückten Arm der Gräfin legend, „auch beim Scheibenschießen muß man sich in acht nehmen!"



Der Graf lächelte ironisch.

„Meine Frau ist nicht immer glücklich mit ihren Bemerkungen," sagte er in mitleidiger Entschuldigung, die von einem vieldeutigen Achselzucken begleitet war, indem er sich gleichzeitig auf dem schmalen Tabouret hinter Olga niederließ, welche den Ausfall zwar mit den unverkennbaren Zeichen des Verletztseins, doch ohne Gegenrede hingenommen hatte.

Auch er that, als höre er nicht, wie seine Gattin ihm noch ein fast leidenschaftlich klingendes: „Ja Du, Du natürlich!" vorhielt und gab sich den Anschein, als lenke er die Aufmerksamkeit seiner Nachbarin auf irgend eine der gegenüberliegenden Logen, während er im nichtssagenden Geplauder seine Augen unverwandt auf dem schönen, kastanienbraunen Haar ruhen ließ, dessen zarten Duft er mit tiefen Atemzügen begierig aufsog, dann wieder auf dem schlanken Halse, den der hohe, weiße Atlaskragen bis zu den winzigen, wunderbar geformten Ohrmuscheln knapp umschloß, auf den schmalen und doch so fein gerundeten Schultern, auf der aus dem weißen Kachmirärmel so schmal hervorstrebenden Hand, deren spitze Fingerchen der leidigen Hülle entledigt, sich in ewiger Unruhe mit dem Fächer, dem Theaterzettel, dem Blumenstrauße auf der Brüstung oder was sonst in deren Bereich kam, beschäftigten, auf der ihm bald mehr, bald weniger zugekehrten Wange mit den spielenden Grübchen, dem dunklen Bogenansatz der dichten, eingezogenen Brauen und dem bald sich ihm zuwendenden, bald wieder verschwindenden fein und kapriziös geschnittenen Profile. Ja, sie war bewunderswert, diese zum Umspannen schlanke und bewegliche Gestalt mit den reizenden Formen der aufbrechenden Knospe, wie viel schöner als jene doch auch noch junge Frau neben ihr, mit dem zur Fülle neigenden und dennoch so anämisch bleichen Gesichte, das von dem reichen, aber zu hellen, blonden Haar nicht gehoben werden konnte, mit den fast brauen- und wimperlosen, blaugrauen Augen, die, wenn ihnen die Gläser des Zwickers nicht zu Hilfe kamen, matt und unsicher immer nach irgend etwas zu suchen schienen und den stoßweisen, unabgerundeten Bewegungen der Hände, Arme und des träge gehaltenen Leibes.

Und diese Frau war seine Frau, allerdings im ganzen gutmütig, stolz auf ihn, aber auch von dem Recht ihres Besitzes so überzeugt, als ob er ihr unwiderruflich erkauftes Eigentum wäre, als ob kein Blick, kein Gedanke, kein Gefühl mehr von ihr abirren dürfte, als ob schon jeder Vergleich mit einem andern weiblichen Wesen ein unverzeihlicher Frevel wäre. Und wie wollte sie solchen sich selbst aufdrängenden Vergleich wehren? Durch derartige taktlose Anzüglichkeiten, wie sie eben jetzt eine Probe gezeigt, denn die Bemerkung über die Vorliebe für ein munteres Geplänkel fiel nicht ganz so harmlos, wie sie scheinen sollte. War doch ihm selbst schon wiederholt eine Andeutung, eine Warnung, welche auf das herausfordernde Wesen der kleinen Kokette zielte, zugedacht gewesen. Als ob solch schnöde Verleumdung einer ohnmächtigen Eifersucht im stande wäre, ein abtrünniges Herz zu bekehren, zu bewahren!

Welch kleinliche Auffassung, welche mißgünstige Beurteilung der diesen scheelsüchtigen, in den Schatten gestellten Frauen selbst mangelnden Lebenskraft und Unbefangenheit! Was hatten sie der reizenden Libelle vorzuwerfen? Daß sie fröhlich durch die Welt gaukelte und jedermann freundlich entgegenkam. Freilich, wer selbst verdrießlich und launenhaft im Winkel saß und den anderen die Freude verdarb, der mußte an solch „herzlosem" Wesen Anstoß nehmen, es als oberflächlich und flatterhaft bekritteln. Sie ließe sich gerne huldigen, sagten sie ihr nach, verwöhnt durch die Offiziere im Hause ihres Vaters, als sie noch unter dessen Befehl standen. Nun ja, man hatte sie als Kind gehätschelt wie einen kleinen Kameraden, was war eigentlich an solch freundschaftlichen Beziehungen auszusetzen? Ihre Augen seien so sprechend, hieß es, vielleicht allzu sprechend. Mochte es so sein, man konnte doch nicht verlangen, daß sie dieselben gewaltsam verschleiere. Sie kleidete sich zu elegant, sie brachte ihren Wuchs sichtlich zur Geltung; ach ja, das vermochten die, denen Geschmack und Figur dazu fehlten, allerdings mit allen Mühen und Kosten ihr nicht nachzumachen. Man spöttelte, sie zeige gerne ihre Hand, ihren Fuß, ihre Zähne. Sollte sie etwa dieselben absichtlich verbergen, um sich keine Komplimente machen zu lassen, über welche andere sich ärgerten? Sollte sie eben darum nicht lächeln, weil ihre Zähne tadellos und von herrlichem Schmelze waren? Ach, gerade dieses Lächeln, das Blumen ausstreute, unbekümmert wer sie auffing, das von dem Ueberfluß des Sonnenscheins überallhin goldene Strahlen aussandte, die Licht und Wärme, Frohsinn und Behagen verbreiteten, wohin sie auch drangen, dieses Lächeln hätte man an ihr nicht missen mögen, nur der Neid konnte es ihr zum Vorwurf machen, der instinktive Neid all derjenigen, denen er nicht zu Gebote stand, dieser natürliche Liebreiz, der nicht zu erlernen ist und nicht zu erkaufen mit allen Schätzen der Welt und der doch so mächtig alle Sinne unterjocht.

In jeder Ader pochte begehrlich das Blut des so tief in seine Betrachtungen Versunkenen, und während er die begonnene Unterhaltung fortzuführen vergaß, neigte er sich unter dem Vorwand, in dem Theaterzettel, mit dem sie eben spielte, etwas nachzulesen, so nahe zu ihr vor, daß sein heißer Atemzug das zarte Gelock hob, in dem sich die flaumigen Härchen unter den aufgenommenen Wulsten rückwärts am Halse kräuselten.

Sie mußte den glühenden Hauch empfunden haben, denn unwillkürlich wandte sie sich um und rückte mit einem scheuen Blick, so viel sie Raum fand, fort.

Auch Graf Casalta wurde abgezogen; die Baronin nahm ihn in Anspruch, um sich berichten zu lassen, was er in Erfahrung gebracht.

„Die liebe Mietzi hat uns eine solche Schauergeschichte erzählt, daß ich wirklich auf nähere Details begierig bin. Wie ist denn die Sache weiter verlaufen?"

„Ach Gott, nein, nein! Nicht jetzt!" wehrte die Gräfin mit leisem Aufkreischen ab. „Könnt ihr denn nichts anderes reden?"

„Aber Kind, Du hast ja kein Ende finden können und warst so außer Dir, daß wir uns beinahe auch schon zu graulen anfingen. Wie schnell bei euch jungem Volke doch so ein Interesse erlöscht!“

„Man kann doch nicht immer fort an ein und dasselbe denken.“

„Nun, solch ein Eindruck pflegt wohl immer etwas dauerhafter zu sein. Wenn ich denke, eine Selbstmörderin, die man aus dem Wasser – –“

„O, Barmherzigkeit!“ bat die junge Frau mit aufgehobenen Händen. „Ich habe sie ja auch recht bemitleidet, aber beschwört das Häßliche nicht wieder herauf! Es würde mir die ganze Stimmung verderben. Die Musik ist so hübsch. Ist sie nicht köstlich — ich schwärme für Carmen. Die Lucca, wie gut sie ihre Stimme noch erhalten hat, und diese dramatische Kraft! Man vergißt ganz, daß sie eigentlich nicht mehr jung genug für die Rolle ist. Wenn ich nur wüßte, von wem der Kranz war, den man ihr vorhin hinaufreichte. Du könntest Dich wirklich darnach erkundigen, Camillo.“

„Wie Du befiehlst.“

„Wir hätten eigentlich auch Blumen mitbringen sollen, wenigstens für den Schluß. Ich höre, sie soll ganz wunderbar sterben. Ach, diese kokette Carmen, es geschieht ihr eigentlich vollkommen recht. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Olga?“

Allzudeutlich war Ton und Blick, um die Anspielung überhören zu können. Eine Antwort jedoch erfolgte nicht. Die Angesprochene erhob sich kalt und verließ ihren Platz, mochte ihr nun die Nähe der Gräfin oder die ihres Gemahls unbequem geworden sein. Ihre Bewegung fiel kaum auf, da im selben Augenblick das Gas abgedreht wurde und es wie ein letzter Hauch des erlöschenden Gesumms durch das Publikum schwirrte. Fast verlor sich darin auch Olgas Erklärung: „Ich will mich doch lieber rückwärts hinsetzen; man sieht da vorn fast gar nichts von der Scene, wenn man sich den Hals nicht verrenken will. Mögen Sie meinen Platz nicht einnehmen, Graf Casalta?“

Dieser folgte der Aufforderung nicht. Er haschte nach ihrer entblößten Hand und führte dieselbe mit einem leisen Drucke an die Lippen. Die plötzlich eingetretene Dunkelheit hatte den Vorgang jeder fremden Aufmerksamkeit entzogen, aber sie verhinderte nicht, daß beide Beteiligte einen Blick wechselten. Olga hatte den Grafen überrascht gewähren lassen; im ersten Momente nicht klar über die Bedeutung dieses etwas ungewöhnlichen Benehmens, glaubte sie darüber Aufschluß in seinem Auge zu finden. Es sollte wohl eine Abbitte sein für den erlittenen Nadelstich.

„Du lieber Himmel, man muß nicht alles auf die Goldwage legen,“ tröstete sie ihn mit gutmütiger Munterkeit.

In der That war sie auch nicht sonderlich tief gekränkt. Sie hatte sich ja sogar belustigt über das sprunghafte Geplauder der über ihre eigenen Gefühle so unklaren Frau, die ahnungslos, welch betrübendes Zeugnis sie ihrem Herzen und ihrem Verstande ausstellte, von der wirklichen Tragik des Todes nichts hören wollte, weil sie eine Schmälerung ihres Interesses für die scheinbare der Bühne besorgte. Jetzt aber, wo sie in dies ernste Gesicht sah und sich das Verstummen desselben zuvor deutete, meinte sie die Rückwirkung dieser geoffenbarten inneren Verödung der jungen Frau auf den Gatten mitzufühlen und eine gewisse Teilnahme für ihn bemächtigte sich ihrer um so leichter, als der wortlose und doch so ausdrucksvolle Appell an ihre Nachsicht sie beinahe gerührt hatte.

Sie lächelte freundlich, nickte und schlüpfte an ihm vorbei zu dem erhöhten Sitze hinter der Baronin. deren Aufmerksamkeit sich wie die der übrigen Zuschauer schon wieder der Bühne zugewandt hatte. Auf dieser auch war es dunkel, die Schmuggler kamen mit ihren Päcken, lagerten sich und Carmen in malerischem Touristengewande trat unter sie und ließ sich ihre Karte schlagen.

Olga hatte ihr Glas gleichfalls dahin gerichtet, doch des Grafen Stimme schlug leise an ihr Ohr. Er hatte nicht den geräumten Stuhl, sondern den Platz neben ihr eingenommen. Da stand er an der Logenwand lehnend, den Kopf fast in gleicher Höhe mit dem ihrigen, und konnte so, von ihr leicht verstanden, von den anderen gar nicht gehört, im Flüstertone an ihren freundlichen Ausspruch anknüpfen.

„Sie verzeihen so großmütig, weil Sie sich der Nachbarschaft, die Ihnen unangenehm wird, mit Leichtigkeit entziehen können.“

„Es wäre aber manchmal auch nicht auszuhalten, wenn man diese Freiheit nicht hätte.“ Sie hatte sich unwillkürlich das Geständnis entreißen lassen, lächelte jedoch gleich darauf, um so wieder gut zu machen, was ihre Offenherzigkeit vielleicht Verletzendes in sich gehabt.

„Freiheit!“ löste es sich wie ein Seufzer von seinen Lippen.

„Sie sind ja heute ganz elegisch,“ scherzte sie, ihn dabei aber doch mit einem gewissen Mitleid betrachtend. „Ich habe es früher schon bemerkt.“

„Sie haben das —?“ wiederholte er etwas betroffen, fuhr jedoch sogleich mit einem Anfluge von Schwermut, der seinem Antlitz ein noch anziehenderes Interesse verlieh, fort: „Nun ja, es gibt Tage, wo man besonders schmerzlich angeregt wird.“

„O ja, Neujahrstage, Geburtstage, die Tage schwarzer Gedanken.“

„Das sind doch Feste!“

„Trauerfeste der Vergänglichkeit,“ gab sie, seinen schwermütigen Ton mutwillig parodirend, zurück, indem sie mit tiefsinnigem Nicken auf ihren sich langsam entfaltenden Fächer blickte.

„Für Sie doch noch nicht,“ widerlegte er ganz ernsthaft. „Und was ist überhaupt an der Vergänglichkeit der Dinge so Schreckliches, ich glaube im Gegenteil, daß die Dauer weit mehr zu fürchten ist. Gibt es ein Gorgonengesicht, so trägt sie es, nicht eins das sofort abstößt, das wäre ja ein Glück, die Warnung, die Rettung, sondern eins das uns angähnt, versteinert, anwidert. In ihr liegt der Zwang, der Ekel. Ach, ich spreche es nur aus, was Tausende und Tausende empfinden, aber heuchlerisch der Welt und sich selbst sogar verbergen wollen. Das

Leben sollte versprühen wie Champagnerschaum, nicht aber währen bis alle Kohlensäure und aller Alkohol entschwindet und nur die laue, schale Neige bleibt, dieser widerlich süße Rest, den man verdammt sein soll, hinterher auch noch auszuschlürfen. Und von den Tagen spreche ich, wo man den schweren, unangenehmen Geschmack mehr als sonst auf der Zunge empfindet, und doppelt darum, weil sie nach einem frischen, erquickenden Trunke lechzt, von solchen Tagen, an denen die ganze Vergangenheit an uns vorübergeht, wo man alles, alles bereut, was man gethan. O, daß ich es ändern könnte!"

Ihre Teilnahme war erregt, doch fühlte sie sich fast verlegen einem solchen unerwarteten Vertrauen gegenüber. Sie glaubte ja recht gut zu verstehen, was er meinte, wenn er auch der Fessel, die ihn drückte, bisher nicht ausdrücklich erwähnt hatte, aber was sollte sie ihm sagen, das über einen banalen Trost hinausging, wenn es nicht den Anschein haben sollte, daß sie selbst Aufschlüsse über Verhältnisse zu erhalten wünschte, die er, wie Verständnis bei ihr suchend, hie und da einmal leise gestreift, ohne doch zu einer deutlichen Auseinandersetzung zu kommen. Ja, was ließ sich da entgegnen?

„Man muß sich mit solchen Gedanken nicht selbst quälen."

„Ist man denn ihrer Herr?" fragte er bitter, und sie empfand selbst die Leere ihres abgebrauchten Ratschlages.

„Ich wußte nicht, daß Sie die Dinge so schwer nehmen," brachte sie ein wenig verwirrt zu ihrer Entschuldigung vor.

Es war derselbe Ton wie früher, mit dem er einfiel: „Weil Sie mich für einen Menschen ohne tieferes Gefühl halten — auch Sie. Gestehen Sie es nur. Den Diplomaten fehlt ja das Herz."

(Fortsetzung folgt.)

Stadthygiene.

Pettenkofer und Koch.

Von

Ottomar Beta.

In alten Urkunden der guten Stadt Bologna wird das Walten der Pest geschildert. Die Sonne brannte; monatelang fiel kein Regen vom Himmel; kein Tau erfrischte die Gefilde; die Wände schwärzten sich; Fuhrwerke wurden spröde und die Räder brachen zusammen. Zur Dürre gesellte sich die Not; zu beiden die Seuche. In allen Kirchen lagen die erbarmungswürdigen Menschen auf den Knieen, sie zogen in Scharen durch die Straßen und geißelten sich. Sie erflehten vom Herrn des Himmels das Aufhören der Dürre und damit zugleich das der Pest. Dies ist das typische Bild solcher Schrecknisse, denen unsere Vorfahren hilfloser und hoffnungsloser gegenüber standen als die Kinder dieser modernen Zeit.

Ich möchte das Gemälde nicht weiter führen. Nur eines muß ich noch ergänzen. Das ist die Absperrung, der die Bewohner verseuchter Städte unterworfen wurden. Zu jener Zeit wußte man es nicht besser. Menschen erhöhten durch die Qual der Isolation die furchtbare Heimsuchung des Himmels. Die seelische Folter ward dadurch um das Vielfache verschärft und es ist kein Wunder, daß Tausende unter ihrer Geißel dem Stumpfsinn und der Tollheit verfielen, denen die Seuche nichts anhaben konnte.

Wer in der Schreckenszeit der jüngsten August- und Septembertage Hamburg besuchte, wie ich es gethan, und jenes schaurige Bild des Mittelalters im Gedächtnis trug, dem muß es so vorgekommen sein, als ob der schwarze Tod mit allen seinen Entsetzlichkeiten sich wieder mitten unter uns einnisten wollte — im Zeitalter der Hygiene und des Verkehrs. Die gesamte Bevölkerung schien den Kopf verloren zu haben.

Zuerst kam die wilde Flucht, Kinder irrten zu Hunderten elternlos umher, zahllose Menschen wurden namenlos oder unter falschem Namen begraben, in allen Städten der Umgegend waren die Wände mit Plakaten bedeckt, in denen jedem, der es wagen würde, flüchtige Hamburger zu beherbergen, mit Gefängnis bis zu drei Jahren gedroht wurde. Und man sah Flüchtlinge dieser Art auf den Landstraßen liegen und sterben — freilich waren es meist Vagabunden.

Ich habe mich in jener Zeit in einem freundlichen Städtchen nahe bei Hamburg aufgehalten und von diesem Orte aus die Stätte der Schrecken besucht. Wie tief bedauerte ich die Unglücklichen in der reichen Hansestadt, wenn ich dann abends mitten zwischen Buchenwäldern, wo die Quellen freundlich sprudelten, zur Ruhe ging. Mehrere Hamburger Kaufleute und Rechtsanwälte, welche dort ihre Villen besaßen oder eine Sommerwohnung gemietet hatten, pflegten die Reise mit mir zu machen, um ihren Geschäften nachzugehen, namentlich die Rechtsanwälte hatten alle Hände voll zu thun. Denn es gab keinen Begüterten in Hamburg, der nicht schleunigst sein Testament machte. Das war ein Gedränge am Rathaus wie am jüngsten Tag. Und hin und wieder sank mitten drin einer um, und man fuhr mit ihm davon im „Wiener Wagen" ohne Polster. Von zweien so Abgeholten war immer einer dem Tode verfallen.

Solche Scenen prägen sich dem Gedächtnisse unauslöschlich ein, und auch das Rauschen der Buchen konnte nachts den Alp nicht verscheuchen, zumal da man selbst vom Polizeiarzt im Waldstädtchen nur ein sehr dubiöses Attest erhielt: Zur Zeit — gesund. Und vom Gendarm wurde man auf Anregung des Herrn Bürgermeisters mit Ausweisung oder Internirung in der Bretterbude bei den Vagabunden bedroht. Kein Wunder, daß so zahlreiche Zeugen jener Scenen nun dem Nervenfieber, dem Typhus verfallen.

Bei alledem blieb das Waldstädtchen verschont, die Bewohner schienen völlig immun. Auch andere Vororte, selbst das überlaufene Altona blieben seuchenfrei oder konnten bald dafür erklärt werden. Die Erkrankungs- und Todesfälle an diesen Orten betrafen der größeren Mehrzahl nach Flüchtlinge, welche bereits den Keim der Seuche in sich trugen, ehe sie sich in gesunderer Umgebung ein Asyl suchten.

Und dieselbe Erscheinung bieten uns nun die Vorgänge bei den Truppen, welche ich in Altona, im Lockstedter Lager und in Kiel erforschte.

An diese Vorgänge knüpft sich eine häßliche Geschichte, die wohl nicht ganz ohne Folgen bleiben kann. Nach umfassenden Erkundigungen bei den verschiedenen Truppenteilen des neunten Armeecorps, den Fünfundachtzigern und Einunddreißigern, bei Aerzten, Offizieren und Gemeinen gewinnt man das folgende Bild: Diese Truppen manövrirten ihrer dreitausend Mann Mitte August auf Hamburger Terrain, sie bezogen Quartiere bei den Bürgern in und um Hamburg. Während der ganzen Zeit war und blieb die Hitze unerhört. Die Truppen, welche oft um drei Uhr ausbrechen mußten und oft erst um zwei Uhr zum Abkochen kamen, fielen erklärlicherweise über jeden Tümpel her, der ihnen in den Weg kam, und das Obst in allen Stadien der Halbreife war vor ihnen nicht sicher. Zahlreiche Erkrankungen



Auf der Weihnachts-[...]

Originalzeichnun[...]



„Dult“ in München.

...g von P. Bauer

waren die Folge, die aber als Magen- und Darmkatarrhe registrirt wurden, auch meist gutartig verliefen. Endlich am 24. August erkrankte ein kräftiger, rüstiger Mann bei einer Compagnie des dritten Bataillons (Kiel) unter absonderlichen Erscheinungen, welche sofort die Aufmerksamkeit des Dr. Bock, eines Einjährigen, erregten. Der Kranke war ohne weiteres wie gelähmt und verfiel in Krämpfe. Dr. Bock lief alsbald zum Lieutenant, dieser zum Oberst, der zur Generalität, und die Folge war die augenblickliche Evacuirung des Hamburger Terrains; noch am selbigen Abend um zehn Uhr befanden sich die gesamten Truppenteile im Lockstedter Lager auf holsteinischem Gebiet.

Graf Waldersee hatte die Gefahr sofort in ihrer ganzen Fürchterlichkeit erkannt. Er konnte den Hamburger Herren über Leben und Tod eine Mitteilung machen, deren sie, wie alle Beteiligten fest behaupten, nicht mehr bedurften, die im Gegenteil sie der Generalität hatten machen müssen, ehe die Truppen noch bei den Bürgern ins Quartier zogen.

In der Quarantäne bei Lockstedt erholten sich die Truppen sehr bald. Jeder Truppenteil lag für sich zwischen Stacheldrahtzäunen von acht Posten umgeben. Die Generalität opferte große Summen aus eigener Tasche, man spricht von neuntausend Mark, um den Mut der Soldaten zu beleben. Sie erhielten Wein, Thee, Grog, Cigarren, Räucherwaren. Es wurden Spiele und Wettläufe arrangirt, und bald war der Schrecken überwunden. Ruhe und Langeweile thaten ebenfalls das Ihrige. Schon am 16. September konnten die Truppen in ihre Garnisonen zurückkehren und etwa die Hälfte in ihre Heimat entlassen werden, ohne eine Verschleppung der Cholera befürchten zu müssen.

Von den sieben in Hamburg zurückgelassenen Kranken starben nach und nach fünf. Im Lager dagegen, wo dreizehn Patienten zurückgelassen wurden, nur vier; ein fünfter erlag dem Typhus.

Man wird anerkennen müssen, daß mutmaßlich der rasche Entschluß der Generalität vielen Menschen das Leben gerettet hat. Das geringste Zögern mit der Evacuirung hätte unsägliches Unheil heraufbeschwören müssen. Gerade an jenem Tage setzte die Steigerung der Erkrankungsfälle ein, welche eine fast beispiellose Kurve darbietet.

Aus allem aber, was ich bei weiterer Umfrage erfahren habe, geht hervor, daß die Cholera in Hamburg bereits herrschte, ehe die Truppen dort in Quartier zogen, daß hier eine Fahrlässigkeit begangen worden ist, die in ihren Folgen sich möglicherweise wiederholen zu lassen, fast an die gleiche Fahrlässigkeit grenzen würde.

Doch ich will nicht unterlassen, einem Manne das Wort zu geben, der geneigt ist, ein milderndes Licht auf diese Angelegenheit zu werfen. Es ist dies ein Hamburger Handelsherr, der täglich zur Stadt fuhr und die Ansteckung nicht zu fürchten hatte, weil er eine vortreffliche Verdauung besaß und immer nur den besten Rotwein genoß. Die Opfer der Cholera sind ja bekanntlich zu neunzig Prozent solche Leute, denen dieses Getränk nur der Farbe nach bekannt ist.

„Herr Zeitungsschreiber,“ sagte er, „was wollen Sie? Es ist immer bei uns so gewesen, daß die Leute bei anhaltender Hitze zahlreicher zu Grunde gingen als sonst, namentlich die auf dem Sumpfboden wohnenden. Man hat dagegen nichts machen können. Oder man hätte denn halb Hamburg auf Wagen packen und auf die Höhe ins Reich hinein schaffen müssen. Niemand hat ahnen können, daß es diesmal so schlimm kommen würde. Es kam so plötzlich, daß die Leute samt und sonders den Kopf verloren, der Senat sowohl wie die Bürgerschaft und die übrige Bevölkerung. An den Zuständen, wie sie sich vorfinden, sind sie alle gleich mitschuldig, nicht bloß unsere sogenannte Oligarchie. Der Oberbürgermeister, von dessen großen Verdiensten Anno 48 Sie gehört haben, liegt seit Jahr und Tag krank in Flottbeck, der Sanitätskommissar ist ein alter Herr, der auf die Pettenkofersche Theorie eingeschworen ist, wonach nämlich alles zymotische Elend dem stagnirenden und bei dürrer Zeit zurücktretenden Grundwasser oder der infolge dessen trocken gelegten Bodenschicht entstammt. Und Sie werden es ihm nicht so übel nehmen, daß er der Kochschen Bazillentheorie skeptisch gegenüberstand. Denn er hat an das Tuberkulin geglaubt und sich damit blamirt. Gebranntes Kind scheut das Feuer. Deshalb blieb er bei Pettenkofer stehen. Vor seines Geistes Augen stiegen die Krankheitskeime aus der ausgetrockneten Bodenschicht in die Luft empor und in die Brunnen hinab. Und wir schätzten uns glücklich, diese letzteren zugeschüttet zu haben. Solche Krankheiten aber völlig zu verhindern sind wir machtlos, weil wir eben nicht über Regen und Wind zu gebieten haben. So denkt der Senat, die Alten und Grauen der Stadt, und einige jüngere Senatoren, die uns hätten eines Bessern belehren können, sind uns sehr zur Unzeit vorigen Jahres gestorben. Unseren Alten aber geht heutzutage alles zu schnell und das meiste gegen den Strich. Wir sind Rheder und Kaufleute, auch Advokaten, aber keine Verwaltungsbeamte. Und weil wir meinten, bei gutem Auskommen könne jeder am besten sich selbst helfen, deshalb haben wir immer das größte Gewicht auf die privaten Angelegenheiten, auf den Handel gelegt. So erklärt es sich, daß unsere gute Stadt in der öffentlichen Gesundheitspflege etwas zurückgeblieben ist. ‚Man soll der Kuh das Heu nicht mit Butter beschmieren‘, diesen ich glaube Shakespeareschen Grundsatz haben wir uns zu eigen gemacht. Sie weisen mit Fingern auf unsere Achillesferse, die Gängeviertel, Hammerbrook, Rothenburgsort. Wie oft habe ich diese Orte besucht! Sie auch? — Nun, dann wissen Sie, daß die Bewohner sich dort wohl befanden. Sie lieben das Kajütenhafte. Sie verdienen ein gutes Geld und leben einen guten Tag, viele, die meisten. Will man sie nun aus ihren Kojen herausziehen, so thut man ihnen weh, wie der Schnecke, die man aus ihrer Schale reißt. Es ist Derartiges schon genug geschehen, als man beim Zollanschluß das Kehrwieder und all die trauten kleinen Häuser einriß, wo die Hafenarbeiter ihr Heim hatten. In Hohenfelde, in Barmbeck, in Eimsbüttel, wo sie jetzt in Mietkasernen wohnen, befinden sie sich nicht wohler. Sie wohnen schlechter und teurer, und das kann uns Arbeitgebern auch nicht angenehm sein. Denn ein Hafenplatz muß billige Arbeit haben und der Arbeiter dabei doch ein gutes Auskommen. Zeigen Sie unseren Stadtvätern den Ausweg aus diesem Dilemma, ehe sie die Hände über ihre Lässigkeit erheben. Glaubt man, daß diese schreckliche Heimsuchung nicht genügt, um sie aufzurütteln, daß man im Reich zu allem Unglück noch die Beleidigung fügt?“

„Es ist eine furchtbare Lehre; aber Lehren, die nicht wiederholt werden, fallen gewöhnlich der Vergessenheit anheim, wie zum Beispiel die längst geplanten und mit sieben Millionen schon bewilligten Filteranlagen der Vergessenheit anheimfielen.“ So glaubte ich erwidern zu müssen. Ich erinnerte auch an die Nachlässigkeit, welche in sanitärer Hinsicht in dem neuen sogenannten American Quay geherrscht hatte, wo die russischen Auswanderer im furchtbarsten Gleichmut gegen alles, was Reinlichkeit heißt, beherbergt wurden. Augenzeugen erzählen geradezu haarsträubende Dinge. Und dieser Quay liegt oberhalb des Hafens. Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß die Wasserwerke der Stadt von dort nicht weit abliegen und daß ein horribel verunreinigtes Wasser von dort her in alle Häuser gepumpt wurde. Daß die Hamburger diese Gäste nicht herangezogen haben, ist freilich wahr, aber die Art, wie man das Quartier herstellte, und alles andere fällt ihnen zur Last — wenigstens zum größeren Teile.

„Wir haben diese Gäste menschlich behandelt,“ sagen Sie,

„und dafür verdienen wir hoffentlich keine Vorwürfe. In reine Engel haben wir sie freilich nicht zu verwandeln vermocht. Und die weiteren Folgen dieses Besuchs konnte niemand voraussehen. Bei der diesjährigen Dürre war die Elbe so wasserarm, daß selbst die Flußschiffahrt stockte. Sie war daher mehr als je von der Flut beeinflußt, welche die Abwässer weit über die Stadt hinaus zurückschwemmte. Dank all der Arbeit des neuen Freihafens blieb die Errichtung der Filtrirwerke zurück und der Schaden war trotz seiner Unabsehbarkeit geschehen, ehe man noch recht wußte, wie."

Ich konnte diesen Argumenten gegenüber nur an eines erinnern, an das englische Sprichwort: „Cleanliness is next to Godliness". Gleich nach der Frömmigkeit kommt die Reinlichkeit. Dieses Prinzip, das Festhalten daran hat den Engländern mehr genützt als irgend eine Grundwasser- oder Bazillentheorie. Sie sind eben Praktiker. Auch sie haben Flüsse, die der Ebbe und Flut unterliegen. Deshalb leiten sie ihre städtischen Abwasser in besonderen und gut verschleusten Kanälen bis hinaus ins Meer, London zum Beispiel die seinen bis an die Maplin Sands, und ihr Trinkwasser haben sie meines Wissens aus solchen Flüssen, die zugleich als Kloake dienen, in diesem Jahrhundert nicht mehr entnommen.

Ich will hier noch bemerken, daß über die Einschleppung des spezifischen Choleragiftes noch eine andere Hypothese existirt als die landläufige. In einem Hafen wie dem Hamburger gibt es der Möglichkeiten viele.

Schon am grünen Donnerstag, so berichtet mir ein genauer Kenner der Hamburger Verhältnisse, habe sich der erste Cholerafall begeben, und zwar sei derselbe mit der Anwesenheit der chinesischen Kohlentrimmer auf einem der Woermannschen Orientdampfer in Verbindung gebracht worden. Diese Chinesen verhielten sich der Cholera gegenüber wie wir Europäer gegenüber etwa dem Schnupfen, der ja auch Neulingen, auf den Südseeinseln zum Beispiel, bei erster Bekanntschaft höchst gefährlich wäre. Die Chinesen lebten mit dem Kommabazillus in einer Art von Symbiose, er hülfe ihnen allerlei unmögliche Dinge verdauen. Wohin diese Gelbgesichter kämen, da gäbe es auch die Cholera, und die Abschließung der gelben von der weißen Menschheit sei daher nach wie vor eine Notwendigkeit.

Eine solche Abschließung empfiehlt sich vielleicht aus anderen Gründen. Die soeben erwähnte Theorie macht jedenfalls auf Hamburg nicht den mindesten Eindruck, da dort nicht die Fluß-, sondern die Grundwasserscheu heimisch ist oder wenigstens bis vor kurzem allein maßgebend war. Und ich muß gestehen, daß viele Thatsachen bestehen, welche die Pettenkoferische Anschauung zu bestätigen scheinen. Nur wäre es falsch, daraus zu folgern, daß die seine darum auch die allein richtige sei.

Erstens also ist es auffallend, daß die Cholera in allen höher gelegenen Gebieten, Altona voran, lediglich sporadisch auftrat. Bei den Einunddreißigern in Altona hat sich kein einziger Cholerafall ereignet. Graf Waldersee bewohnt das Kommandantengebäude an der Paille-Maille und merkte von der Cholera nichts. Der angeschwemmte Boden in und an der Elbe, Hammerbrook zum Beispiel, die Sümpfe an der Alster, selbst das vornehme Uhlenhorst und von dort das ganze östliche Gebiet bis zum Berliner Bahnhof und der Spaldingstraße, das sind die Stätten, wo die Seuche die zahlreichsten Opfer forderte. Der Hafen selbst blieb verhältnismäßig verschont und erholte sich zuerst. Diese Immunität der Schiffsbevölkerung und der Hafenanwohner konnte wohl die Ansicht befestigen, daß die Cholera mit dem Trinkwasser aus der Elbe weniger etwas zu thun habe als mit dem Grundwasser.

Man nimmt ja im allgemeinen an, daß auch Altona durch seine Wasserwerke am Süllberg unterhalb Blankenese auf Elbwasser angewiesen sei. Das ist aber nicht ganz richtig. Denn die Wasserentnahme am Süllberg geschieht, wie man mir sagte, aus einer sehr ergiebigen Quelle, die dem Süllberg entspringt und das Elbwasser, was zu Hilfe genommen wird, unterliegt einer sehr effektiven Sandfiltration.

Ich kenne aber einen andern Fall höchst merkwürdiger Immunität bei Leuten, die mit dem Elbwasser in abscheulichster Eindickung tagtäglich in die intimste Berührung kommen.

Die besser situirten Hanseaten bewahren sich nämlich vor den Abominationen des Elbwassers durch Hausfilter. Es sind das eiserne Behälter, welche an die Leitung angeschraubt werden und welche einen Block plastisch poröser Kohle enthalten, der außerdem noch mit granulirter Kohle überdeckt ist. Von diesen Apparaten sind etwa zwanzigtausend in Gebrauch, sie gehören zum festen Inventar besserer Mietswohnungen, obgleich sie selbst nur gemietet werden. Die betreffenden Fabrikanten erneuern dieselben, sobald es irgend gewünscht wird. Der alte Kasten wird dann in der Fabrik vom Unrat geleert und mit frischgeglühtem Kohlenmaterial aufs neue gefüllt. Man sollte nun meinen, daß die Arbeiter, welche diese Ausräumung des konzentrirten Elbwasserschmutzes vornehmen, zu allererst der Seuche hätten zum Opfer fallen müssen. Als ich aber die Bühringsche Fabrik in der Spaldingstraße besuchte, fand ich sämtliche Beteiligte völlig gesund vor, obgleich sie sogar, wie manche andere Leute, aus Trotz das Produkt ihrer Filter trinken. Denn, sagen sie, die Tiere, von denen immer die Rede ist, die Bazillen, kommen durch unsere plastische Kohle nicht durch. Und obwohl sie mitten in der schlimmsten Cholera- und Sumpfgegend wohnten, tranken sie Elbwasser, freilich wohl meist mit Rum.

Gerade an dieser Stelle ging mir aber über den inneren Zusammenhang der Kochschen und Pettenkoferschen Theorie ein Licht auf.

„Herrscht denn," fragte ich, „in dieser Gegend auch Typhus und Wechselfieber besonders vor?"

„Freilich," lautete der Bescheid. „Was hier wohnt, ist meist bleich und elend, gerade wie in Hammerbrook."

„Bleich und elend!"

„Was braucht der Bazillus mehr?"

Ist es nicht am Ende erklärlich, daß gerade auf solchem Sumpfboden, wo das Wechselfieber endemisch ist, auch die Cholera sieghaften Einzug halten muß? Ich kenne Leute in solchen Gegenden, die, ohne sich dessen bewußt zu sein, an einem dauernden Wechselfieber leiden. Sie klagen jahrelang über Unbehagen, Frost, Magenbeschwerden, bis sie durch eine Ortsveränderung darüber belehrt werden, daß sie äußeren Einflüssen, den aus dem Boden aufsteigenden Malariageistern, diesen Zustand verdankten. An anderen Orten, auf Bergen, auf trockenem Terrain, befinden sie sich sehr bald vollkommen wohl und haben es dann nicht mehr nötig, sich mit Chinin und Natron den Magen abzustumpfen.

Seit langen Jahren habe ich solche Fälle beobachtet. Der Sumpfboden zeitigt Fieber, Magenverstimmung und Appetitlosigkeit. Diejenigen Leute aber, die auf solche Weise leiden, sind es gerade, welche die Cholera sich aussucht, in deren Eingeweide der Bazillus ungehinderten Einzug halten kann. Denn im Magen solcher Leidenden wird er nicht verdaut, durch die Salzsäure des Magensaftes nicht getötet. Er findet also einen durch den Sumpfgeist wohl vorbereiteten Boden. Pflegt man doch ahnungsvoll zu sagen: „Das Unglück schleppt seinen Bruder nach sich." So auch hier. Die Pettenkoferschen Miasmen laden den Kochschen Bazillus zu sich ein.

Ich sehe also zwischen der Grund- und der Trinkwassertheorie keinen inneren Widerspruch. Und von diesem Gesichtspunkte aus erscheint mir der in Hamburg fast ärger als die Cholera selbst wütende Streit völlig gegenstandslos.



Nicht einer, sondern beide Gelehrte haben recht. Der gesunde Magen ist die Citadelle der Cholera-Immunität, die, vom Sumpfgifte unterminirt, ihre Widerstandsfähigkeit verliert.

Man muß nur erwägen, daß der Magen dem ganzen Heer der Bazillen, soweit sie nicht durch die Luft sich verbreiten, eine tödliche Quarantäne auferlegt, daß er sie mit Hilfe der Salzsäure des Magensaftes bei geringerer Temperatur als der Siedehitze, aber langsam und sicher zerkocht. Dem schwachen Magen muß man daher durch das künstliche Kochen und unter Umständen mit einer Beimengung von künstlicher Salzsäure zu Hilfe kommen.

Auf die Wirksamkeit des Filters allein aber sollte man sich nicht verlassen. In Hamburg, wo das Leitungswasser in diesem Jahre mehr als je ein Auszug aller lebenden und toten Verunreinigungen genannt werden konnte, hatte der Filter die Arbeit des groben Besens zu verrichten. Kleine Aale, Fischbrut, Algen, Düngerstoffe sammelten sich im Gehäuse über den Kohlenbällen an. Die Bazillen aber dürften die Poren der plastischen Kohle bequem wie Scheunenthore passiren, soweit sie nicht in größeren Kolonien an den gröberen Stoffen haften, die ihnen vermutlich als Nährboden dienen.

Die Hauptsache bei der Reinlichkeit bleibt doch immer die Reinheit des Wassers selbst, und die Voraussetzung dazu ist die Reinheit der Quelle und der Leitung. Und in dieser Beziehung ist man bei uns noch etwas unbefangen. Man ließ zum Beispiel bis vor kurzem in einer mir bekannten Stadt die Spülwasser der öffentlichen Klinik dicht an der Hebestelle der Wasserkunst in den Fluß gelangen und nahm die fast alljährlich grassirenden zymotischen Krankheiten aller Art wie eine Schickung des Himmels hin. Es war ein circulus odiosi, wie er vollkommener auch in Hamburg nicht zu stande gekommen ist. Und dabei stehen in jener Stadt hundert Lehrstühle, wo klassische Weisheit quillt und alle Tage von den herrlichen Aquädukten der Römer die Rede ist. Auch von der Mortalitätsstatistik der modernen Städte habe ich dort gehört und ein Gesetz vernommen, wonach die Sterblichkeitsziffer mit dem Wachstum der Städte abnehme. Es ist freilich wahr. London, die größte Stadt der Welt, hat zugleich eine außerordentlich geringe Mortalität, ich glaube 19 gegen 22 pro mille in Berlin. London verdankt dies aber vornehmlich seiner regen Reinlichkeitspflege, seinen zwanzig Wasserleitungen aus lauteren Quellen, seinem new river, dem durch die Stadt geleiteten, von Gittern und Rasenflächen umhegten, streng bewachten „neuen“ Flusse, der lediglich der Wasserversorgung dient, und vielleicht, last not least, seiner Pflege des Einzelfamilienhauses auf billig erpachtbarem Boden. Daß auch die günstigen Untergrundsverhältnisse damit etwas zu thun haben, soll nicht unerwähnt bleiben. London steht zumeist auf einem undurchlässigen Lehmboden und ist vorzüglich drainirt.

Vielleicht sollte man auch der sehr weitgehenden Fürsorge für die Arbeiterbevölkerung gedenken, die in England eine Rolle spielt, wie bei uns die Fürsorge für eine schlagfertige Armee. Denn England ist in der glücklichen Lage, seine Schlachten auf dem Weltmarkte mit billigen Arbeitserzeugnissen schlagen zu können. Seine Armee ist also thatsächlich eben dieses Heer seiner Arbeiter. Diesem Umstande verdankt es auch seine größere soziale Gesundheit. In einem Lande, wo einzelne Private wie Lord Gardiner eine halbe Million Pfund Sterling hergeben, um die große Anzahl bereits bestehender Arbeitereinzelhäuser noch zu vermehren, gibt es soziale Gegensätze und Spannungen im Sinne des kontinentalen Sozialdemokratismus nicht. Dagegen sind wir noch sehr reich an moralischen Seuchenherden. Und hier fehlt uns ein Pettenkofer und ein Koch, der es sich angelegen sein läßt, auch dafür die Generalursache zu finden. So sehr tief hätte er dieselbe nicht zu suchen. Das Mikroskop hätte er dazu nicht nötig, auch keinen großen Apparat von Gelehrsamkeit. Es genügte dazu ein offenes Auge und ein offenes Herz.

Wespen-, Nadelstiche, Gnomen.

Von

Alfred Friedmann.

Erkenntnis.

Je mehr du dich näherst den Dingen
Je weiter entfernst du sie von dir,
Und will dir gar ihr Besitz gelingen
Dich ekelt, was dir schien als Zier!

Boshaft.

Man lädt recht gerne zu Zeugen ein,
Bei Eheschließungen und Duellen!
Ein toter Mann wird öfter sein
In den ersteren Fällen!

Herr Darwin spricht:

„Die Wesen entwickeln sich durch Anpassungen.
Das Tier trank aus Durst einst, mein Sohn!“
Fürs Trinken gibt's tausend Veranlassungen,
Und der Durst ist eine davon!

Umgekehrt.

Das Leben ist ein Kapital,
So werden wir belehrt!
Doch finden wir mit einemmal
Von ihm uns aufgezehrt!

Vergleichende Zoologie.

Manche politische Kreaturen
Haben chamäleontische Naturen.
Sie wechseln die Farben und wissen nicht, wie!
Das Chamäleon ist eben ein einfältig Vieh!

Taschendieb.

Ein Geschäft, das mancher Betreiber verflucht,
Wenn ihm waren — die Hände gebunden.
Es hat auch manch Wack'rer die Uhr gesucht
Und lediglich — die Kette gefunden.

Hymnus auf die Schwiegermutter.

Wenn nicht die Schwiegermutter wär',
Wo nähmst dein süßes Weib du her?
Sie ist die nützlichste Verwandte
Und deinen Kindern Gouvernante!

Bist du mit deiner Frau im Streite,
Führt Klugheit sie an deine Seite,
Und fällt ihr gar das Sterben ein,
Setzt sie dich noch zum Erben ein.

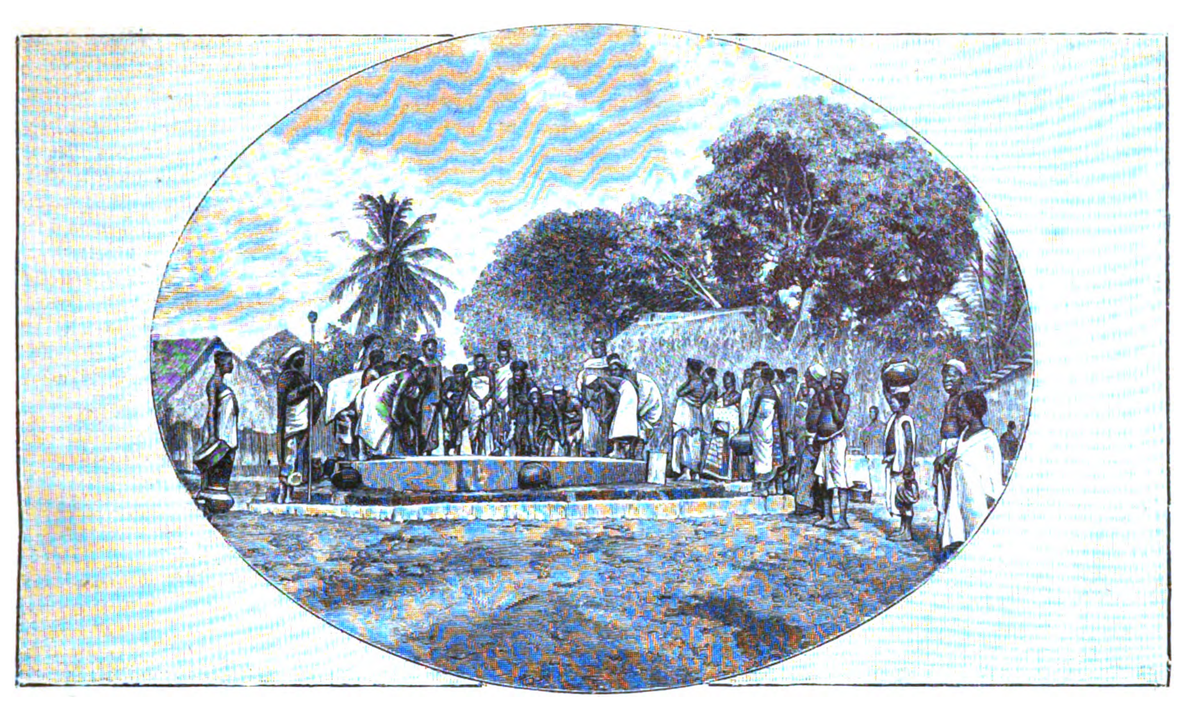


Photographie-Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Cie. in München.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Der erste Schmuck.

Nach dem Gemälde von K. von Bergen.

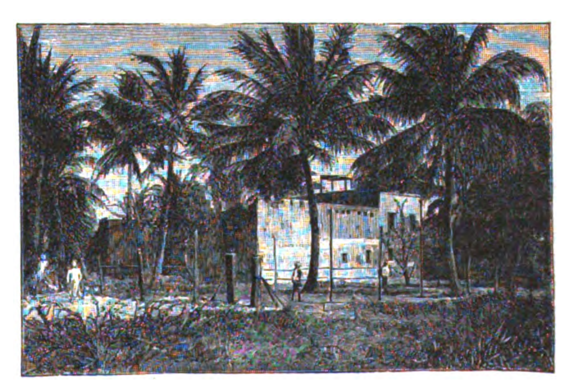


Wasser holende Weiber am Brunnen.

Ein Besuch in Sansibar im März 1890.

Um halb sechs Uhr früh weckte uns das Geräusch der Maschine unseres Dampfers „Amazone", die den Anker aufholte. Ich eilte an Deck. Welch ein herrlicher Sonnenaufgang! Eben begann die hier nur auf Minuten beschränkte Morgendämmerung — und Bild auf Bild entrollte sich, aus dem ein Maler die köstlichsten Farbenzusammenstellungen hätte entnehmen können. Nie habe ich in unseren Breitegraden namentlich die gebrochenen Farbentöne, vor allem violett, so schön und in solchen Abstufungen gesehen wie hier. Auf der westlichen Seite leuchtete der Himmel im klarsten Blau, begrenzt nach unten von der wellenförmigen Linie des Berglandes von Usambara, das die verschiedensten violetten Töne, von weißlich-grauen Wolkenstreifen durchzogen, zeigte. Darunter lag ein im ersten Morgenschimmer smaragdgrün leuchtendes Meer. Auf der andern, der Ostseite, stellte der junge Tag die Hochwacht am Horizonte aus. Zuerst war es ein schmaler, blaßgelber Streifen, der herüberleuchtete, und der dann immer kräftiger und wärmer wurde. Grünlich-gelbe Wolken erhoben sich und verwandelten sich nach und nach in gelbe, rote und rot-goldene, bis endlich der volle warme Strahl der Sonne über den Horizont schoß und neues Leben über die Natur ausgoß. Die Möwe flog hin und wieder und andere Raubvögel streiften über dem Wasser hin und suchten nach Beute; der Nebel stieg und unserem entzückten Auge zeigte sich ein Paradies, die Insel Sansibar! Wir fuhren so dicht an ihr vorüber, daß wir die einzelnen Baumarten dieser großartigen tropischen Vegetation deutlich unterscheiden konnten. Die schlanken, biegsamen Palmen, die mit mächtigen dunkelgrünen Kronen gezierten Mangobäume, Limonen-, Bananen- und Agavenbäume wechselten in bunter Reihenfolge ab. Dabei stieg ein betäubender Duft aus den Nelkenplantagen des Sultans zu uns herüber. Bald erkannten wir in dem hellen Lichte der steigenden Sonne die Rhede von Sansibar. Alle die weißen Häuser, voran der Palast des Sultans Ali ben Said und der von der Firma Siemens und Halske mit elektrischem Licht versehene Leuchtturm, lagen da in blendender Helle, umgeben von herrlichen dunkelgrünen Laubkronen und den majestätischen Palmen. Uns allen schlug das Herz gewaltig, als wir unser Ziel so glänzend vor uns liegen sahen. Noch waren wir im Schauen ganz versunken, da fiel schon der Anker und gleich darauf betrat Major

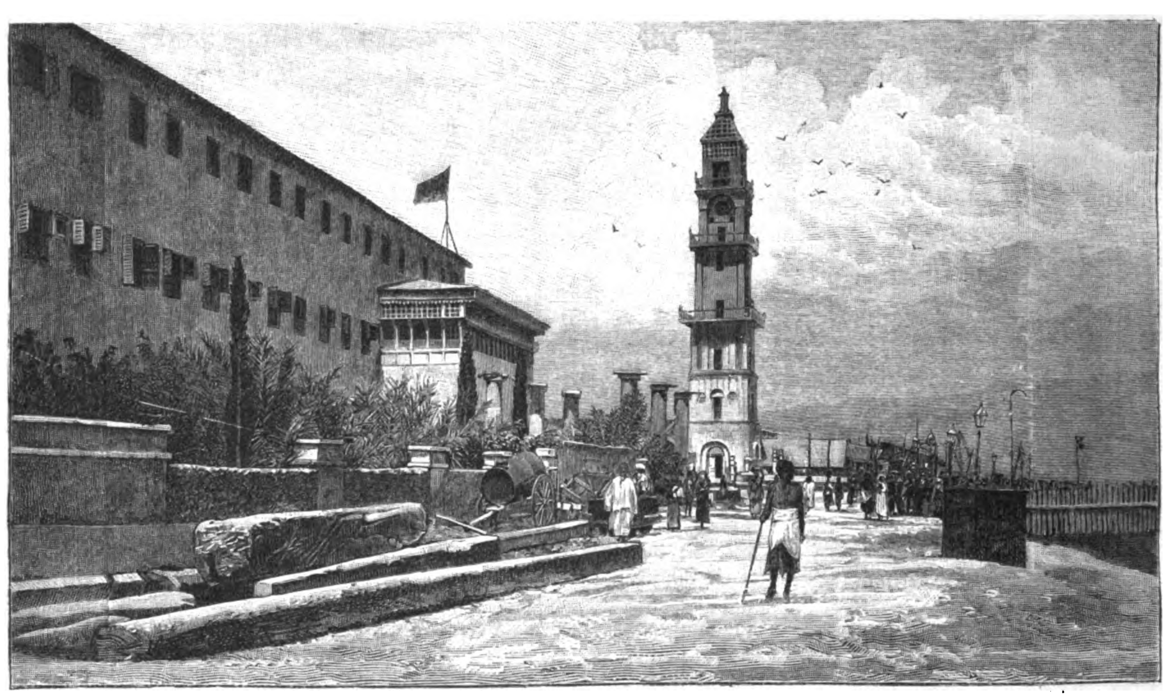
Buschiri.



Sulukaserne bei Bagamoyo.

Wißmann mit seiner Begleitung das Schiff, uns freundlichst zu begrüßen. Major Wißmann ist mehr als mittelgroß, ziemlich breit und hat einen großen, runden Kopf mit kurz geschorenem Haar. Auf seinem Gesichte lagert ein Zug von Gutmütigkeit, während die großen, grau-blauen Augen den Charakterzug der Entschlossenheit und Kühnheit zeigen. In seiner Gig fuhren wir an Land, um dann in das Kommissariatsgebäude zu gehen. Wir liefen auf einem schönen Sandstrand auf und wurden gleich von dreißig bis vierzig schwarzen, halb erwachsenen schreienden Jungen umgeben, die anscheinend unser Gepäck tragen wollten. Ein kräftiger Ruf Wißmanns genügte, die Kerle schweigend und grüßend bei Seite treten zu lassen. Wir wanderten, nachdem die Träger für das Gepäck bestimmt waren, ab und waren gleich ein wenig erstaunt, wie es in einem Paradiese so — schmutzig sein konnte. Das gelobte Land lag so weiß, so glänzend in der Pracht der Morgensonne da; wer hätte gedacht, daß es so etwas bieten würde! Dicht am Strande, noch halb im Wasser, lag ein toter Maskatesel, auf dem Strande selbst eine bereits halb verweste Ziege und in den sogenannten Straßen, die enger als unsere engsten Gassen sind, so viel Schmutz und Unrat, daß man seine Augen beständig über den Weg schweifen lassen mußte.

Vom Wißmannhause, einem zweistöckigen, arabischen Gebäude, in dem die Kommandantur und die Verwaltungsbureaux des Reichskommissariats untergebracht sind, begaben wir uns in Begleitung des Majors zu unserem Generalkonsul. Aus einem Fenster des Generalkonsulats sah Major Wißmann plötzlich einen seiner Dampfer, den „Besuv“, welcher eben von Bagamoyo kam, in die Rhede einlaufen. Durch ein Glas hatte er sofort Emin Pascha an Deck des Dampfers



Harem und Leuchtturm in Sansibar.

erkannt. Es war das erstemal, daß Emin nach seiner Rückkehr aus der Aequatorialprovinz und nach seinem bedauerlichen Unfall in Bagamoyo nach Sansibar kam. Wir sollten die Freude haben, diesen Pionier der Kultur in Afrika hier zuerst begrüßen zu können. Wir eilten an den Strand hinunter, aber noch ehe unser Boot flott gemacht werden konnte, kam Emin bereits in einem andern Boote an Land, mit ihm sein treuer Begleiter und Leidensgefährte, der Italiener Kapitän Casati, und Dr. Stuhlmann, ein junger Naturforscher.

Emin ist kaum mittelgroß und ziemlich mager, hat dunkles, noch ziemlich volles Haar, schwarzen Vollbart und dunkle, lebhafte, freilich sehr kurzsichtige Augen. Das ist das einzige Uebel, über welches er zu jener Zeit zu klagen hatte. Emin, der von seinem Unfall in Bagamoyo vollständig wiederhergestellt ist, was wohl am besten sein neuer Zug in das Innere Afrikas, den er am 4. April dieses Jahres angetreten hat, beweist, ist jetzt fünfzig Jahre alt. Er ist ein stiller Mann, ein Gelehrter mit äußerst verbindlichen und liebenswürdigen Formen. Er ist ganz ein Mann des Friedens, er, der sechzehn Jahre mit Wilden in ihren Ländern gelebt hat, weiß auch am besten, wie mit ihnen verfahren werden muß; und seine großartige Kenntnis von Land und Leuten ist es besonders, die ihn uns für unsere Kolonialbestrebungen so wertvoll macht.

Emin hat bewiesen, wie ernst es ihm mit seiner Aufgabe ist. Kaum ist er hergestellt von seinem Unfall in Bagamoyo, so nimmt er den Wanderstab wieder zur Hand, läßt sein liebliches Töchterchen Feride an der Küste allein zurück und wandert Hunderte von Meilen, mit Entbehrungen und Sorgen kämpfend, um in dem edlen Dienste der Menschheit und seines Vaterlandes zu wirken. Wer hätte es ihm, dem Fünfziger, nach solcher Vergangenheit verdacht, wenn er heimgekommen wäre, sein Leben in beschaulicher Ruhe zu genießen!

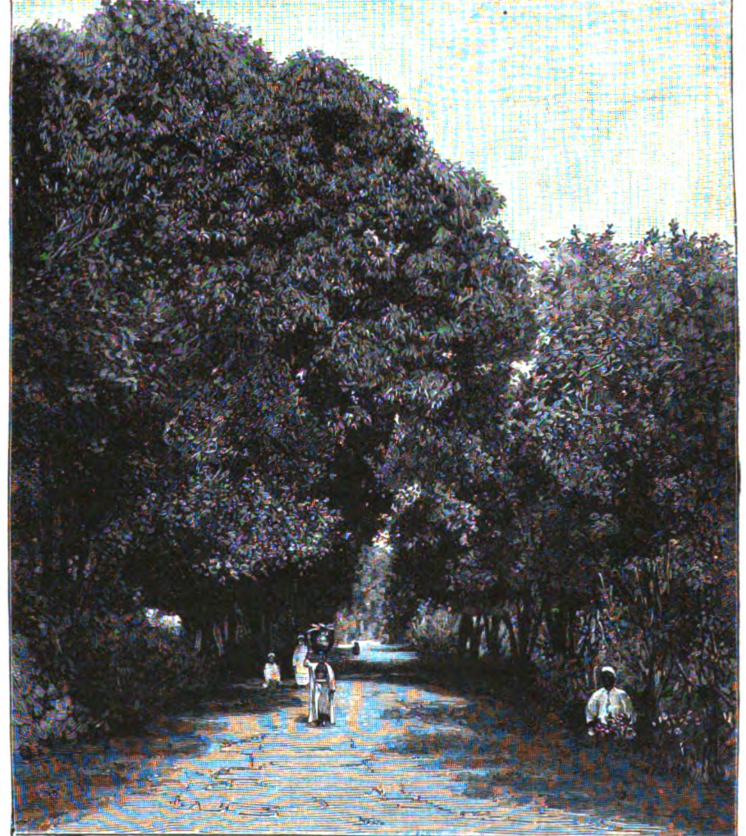
Es war vier Uhr durch, als mich mein Brusai wieder zum Wißmannhause führte. Noch hatte ich in Ostafrika keinen Wagen gesehen, ich war daher begierig, was das für Vehikel sein möchten. Da standen sie schon, zwei schöne Viktoriachaisen, und auf dem Bocke saßen indische Kutscher in schwarzer, mit Gold gestickter Kleidung. Es war der reiche Inder Sewa Hadschi, der sich „das Vergnügen leistete“, uns seine Wagen zur Verfügung zu stellen. Nachdem wir Platz genommen hatten, fuhren die Kutscher ab, ohne daß ihnen gesagt worden wäre, wohin. Das war allerdings auch nicht nötig, denn es gibt nur einen Fahrweg auf Sansibar. Nach wenigen Minuten schon waren wir am Ende der Stadt angelangt, wo die in dem dortigen Fort liegende Sultanswache vor Major Wißmann sofort unter Gewehr trat. Der

aufgeschüttete, ziemlich gute Weg, der auf beiden Seiten mit bedenklich schief stehenden Laternenpfählen, denen sämtlich die Laternen fehlten, eingefaßt war, durchschneidet dort eine Lagune. Letztere ist nur zur Zeit der Flut mit Wasser gefüllt, welche dann stets einige tote, von der Sonne bald zersetzte



Jumbe-Versammlung in Station Tanga.

Tiere mit sich führt. Eine Spazierfahrt oder ein Spaziergang auf diesem einzigen Wege gehört natürlich zu solchen Zeiten nicht zu den Annehmlichkeiten. Auf dem Wege befand sich auch ein schmalspuriges Schienengeleise, welches einmal zur Beförderung von Lokomobilen und Wagen gedient hat. Da das Spielzeug aber nicht lange, nachdem es in Betrieb gestellt war, infolge irgend eines Fehlers nicht arbeiten wollte, so ließ man Lokomobile und Wagen dort, wo sie nicht mehr weiter konnten, stehen, und da stehen sie heute noch. Aber jetzt nahm die herrliche Vegetation unsere Augen gefangen. Ueberall stand die schlanke Kokospalme, die schon Linné die Fürstin unter den Bäumen nennt, vermischt mit den dunkelgrünen Mangobäumen, deren weitschattende Kronen sich vielleicht mit unseren Linden vergleichen lassen, die Pisangbäume (musa) mit ihren gelben, wohlschmeckenden Früchten (Bananen), die trotz ihrer Größe zu zwanzig und dreißig an einem Fruchtstengel saßen, brachten mit ihren sechs bis acht Fuß langen, hellgrünen Blättern dem Auge eine angenehme Abwechslung. Dann kamen andere Palmenarten, von denen wohl die bekannteste die Arekapalme ist, deren Früchte unter dem Namen Betelnüsse bekannt, einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Soll es doch zweihundert Millionen Menschen geben, welche Betel kauen. Wo die Bäume nicht waldund hainartig dicht standen, wurde auch Feldbau getrieben. Vor allem wird dort Maniok gepflanzt, ein Wolfsmilchgewächs, welches fünf Fuß und höher wird, und dessen Frucht eine im Boden liegende längliche Knolle ist. Das Anpflanzen des Maniok ist eben so bequem wie das der dort wachsenden Strauchbohne. Ein Zweig oder ein beliebiges abgebrochenes Stück in den Boden gesteckt gibt bald, ohne daß man sich weiter darum kümmern müßte, eine vollblühende und fruchttragende Pflanze. Da waren auch die ersten Nelkenplantagen. Ihr betäubender Duft verriet sie uns schon lange vorher, ehe sie zu sehen waren. In langen Reihen standen die Nelkenbäume, von denen jeder den pyramidenförmigen Lorbeerbäumen ähnlich sieht, nebeneinander, wie bei uns zu Lande eine Fichtenschonung. Wie reich sie Frucht tragen und wie mühelos das Einernten ist, geht schon daraus hervor, daß der Sultan einen Zoll von fünfunddreißig Prozent auf Nelken gelegt hat, das heißt also, jeder dritte Sack voll Nelken gehört ihm. „Wächst denn das auch alles an der Küste in dem deutschen Interessengebiet?" so wurde ich öfter gefragt. Nein, Nelken wachsen dort nicht, und manches andere auch nicht, oder vielmehr es wächst dort noch nicht, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht gepflanzt wird.



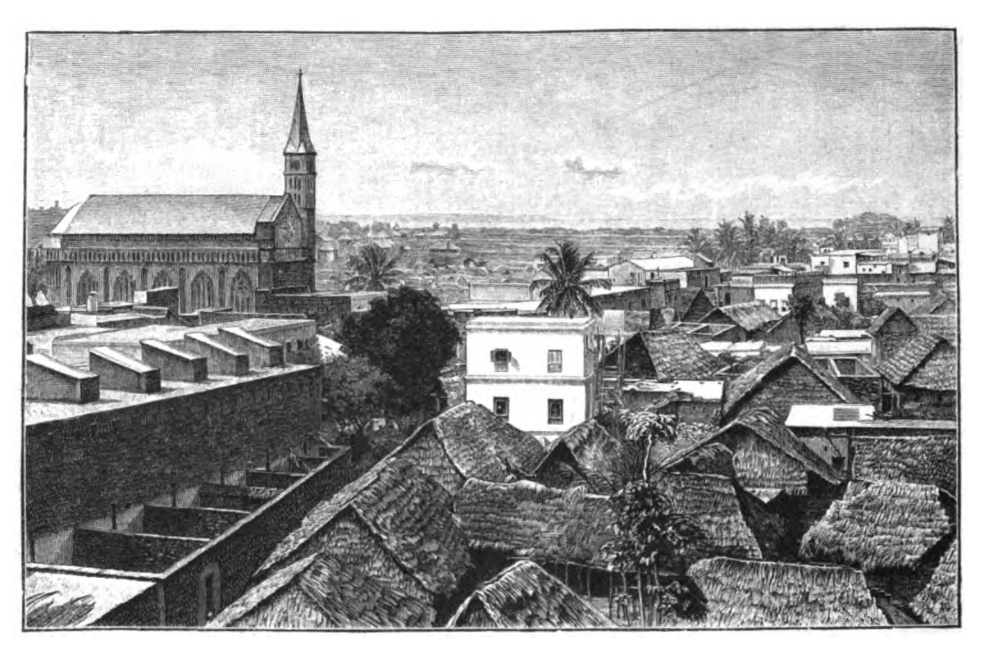
Mangoallee, nach der französischen Hauptstadt Bagamoyo führend.

Daß aber für fast alle tropischen Kulturpflanzen in dem deutsch-ostafrikanischen Interessengebiete ein brauchbarer Boden vorhanden ist, das ist durch wissenschaftliche und praktische Versuche bereits festgestellt. Ich verweise in ersterer Beziehung

auf Doktor Karl Wilhelm Schmidts Aufsatz: „Die Bodenverhältnisse in Ostafrika“ in Petermanns Mitteilungen, Jahrgang 1889, Heft 4, Seite 91 und folgende. Praktische Versuche, wenn auch nur im kleinen, haben wir vor allem den rührigen Missionaren der französischen Missionsstation in Bagamoyo zu verdanken. Der Tabak, welcher in der Plantage Lewa, eine halbe Tagereise von Pangani entfernt, gebaut wurde und dessen Aberntung seinerzeit leider durch den Aufstand verhindert wurde, soll nach dem Urteile von Fachmännern ganz vorzüglich gewesen sein. Ein Beweis dafür ist auch wohl, daß die deutsche Plantagengesellschaft emsig dabei ist, an derselben Stelle die Vorarbeiten für den Tabakbau im großen zu treffen. Auch die dort heute noch wild wachsende Baumwolle, welche der feinsten amerikanischen nichts nachgeben soll, wird vermutlich eine große Zukunft haben.

Auf dem Rückwege kehrten wir in dem deutschen Klubhause ein, welches mit seinen freundlichen, hellen Farben wunderhübsch in einer grünen Palmenpflanzung liegt.

Im Laufe des folgenden Tages besuchte ich die Elfenbein- und Kopalauktion, welche täglich in einer großen, offenen, zum Zollhause der ostafrikanischen Gesellschaft gehörigen Halle abgehalten wird. Die Versteigerer, meist hierfür besonders angestellte Inder, betreiben ihr Amt genau so, wie es hier zu Lande geschieht. Die Elfenbeinzähne, welche durch die Karawanen aus dem Innern Afrikas nach der Küste gebracht werden, werden durch Dhaus nach Sansibar geschafft und in der Zollhalle zum Verkauf niedergelegt. Die kauflustigen Araber und Inder prüfen die Güte des Elfenbeins dadurch, daß sie mit nackten Füßen auf dasselbe treten. Verkauft wird das Elfenbein nach Frasila, ein Frasila ist 35 Pfund,



Englische Missionskirche mit Blick auf die Dörfer.

und der Preis für ein Frasila Elfenbein bewegt sich zwischen 80 bis 160 Rupies (120 bis 240 Mark), je nach der Größe und Güte der Zähne. Kopal ist ein mit der Hand oder mit einem Stock aus der Erde gegrabenes Harz, welches, wie wohl bekannt, meistens zu Lacken verwendet wird. Es wird nicht weit von der Festlandsküste und im Innern sehr viel angetroffen, doch wird die Ausbeutung, was schon die Art des Gewinnes mittelst Hand oder Stock anzeigt, wohl nicht rationell betrieben. Die mit Insekten versehenen Stücke, welche geschliffen gelblich oder weiß wie Bernstein aussehen, werden vielfach zu Schmuckgegenständen verarbeitet. Ein anderer Artikel, welcher auf dem Festlande gewonnen und hier versteigert wird, ist das Kautschuk.

Es war ein buntgemischtes, recht bewegtes Treiben in der Zollhalle. Alle die verschiedenen Volksstämme, die hier in Sansibar und an der Küste wohnen oder sich angesiedelt haben, waren hier bei dem Handel vertreten. Die vornehmsten unter ihnen sind die Araber, von denen in dem ganzen Sultanat Sansibar wohl gegen zehntausend wohnen mögen. Sie sind die eigentlichen Grundbesitzer in Sansibar und an der Küste; die meisten Schambas (Landhäuser mit Grundbesitz) gehören ihnen und werden von ihren zahlreichen Sklaven bebaut. Aber auch Handel treiben sie, namentlich den ganz bedeutenden Karawanenhandel, welcher bis jenseits des Nyassa-, des Tanganyikasees und des Viktoria-Nyanza, also bis in das Gebiet des Kongostaates reicht.

Nicht an Zahl, wohl aber an Geschäftsgewandtheit sind die Inder den Arabern überlegen. Sie sind das eigentliche handeltreibende Element. Kein Geschäft ist ihnen zu klein oder zu schlecht, welches sie nicht ausführten, und es ist oft recht ergötzlich, einem Handelsabschluß bei einem Inder beizuwohnen. Jeder, der einige Zeit dort gelebt hat, weiß, wie sie den Europäer auf jede mögliche Art zu übervorteilen suchen.

Während die Britisch-Inder ausschließlich Handel treiben, nehmen die portugiesischen Inder, dort Goanesen genannt, das Kleingewerbe für sich in Anspruch. Sie sind als Köche, Wäscher, Friseure und als Stewards auf den Schiffen recht gesucht. Ihr Wesen ist bescheiden und unterwürfig, und die kleinen, dünnen, muskellosen Körper scheinen zu zeigen, daß sie keiner bevorzugten Rasse angehören.

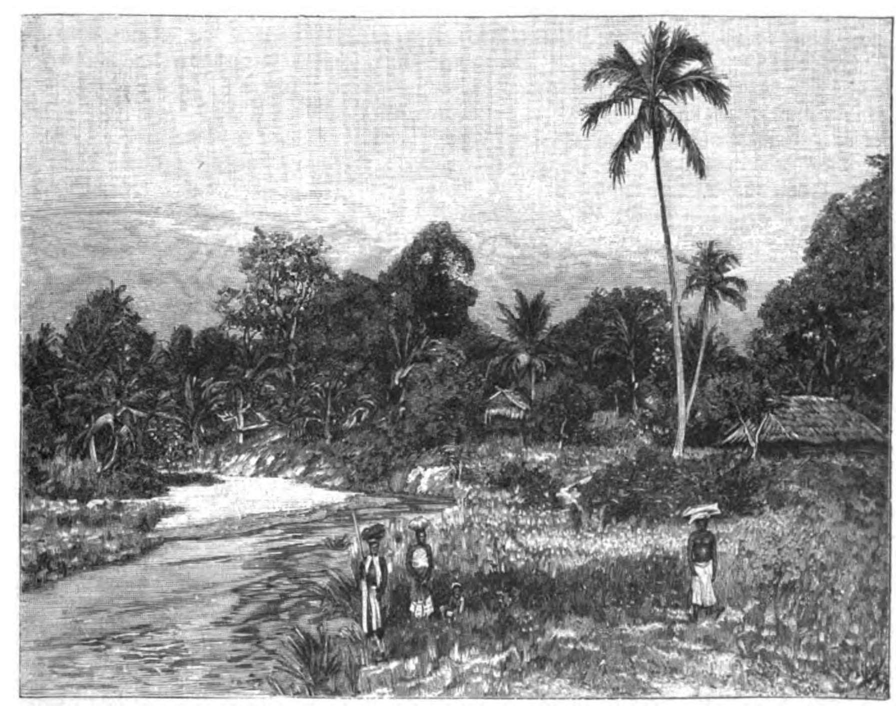
Die größte Bevölkerungsziffer im Sansibarer Sultanat weisen die Suahelineger auf. Ihre Farbe ist kaffeebraun, doch findet man infolge der Vermischung der ursprünglichen Suaheli mit fremden Stämmen viele Farbenabstufungen nach weiß und nach schwarz hin. Die Neger scheren das Kopfhaar — Bart ist nur sehr seltenund dann gering vorhanden — ganz kurz, während die kaffeebraunen Damen die kurzen schwarzen Wollocken sorgfältig flechten und in Reihen abteilen, so daß eine Menge heller und dunkler Streifen auf dem Kopfe entstehen. Ihre Kleidung ist äußerst einfach; allerdings nackt, wie man in Europa oft glaubt, läuft niemand umher, weder in Sansibar noch an der Küste. Die Männer tragen entweder ein weißes,

vom Hals bis zu den Füßen reichendes Hemd, dazu einen roten oder weißen Tarbusch auf dem Kopf und einfache Ledersandalen an den Füßen, oder sie haben nur ein Tuch um die Hüften geschlungen, welches bis zu den Füßen hinabreicht. Die braunen Damen hüllen ihren Leib nur in zwei bunte Tücher, ganz arme, zum Beispiel die Wasserträgerinnen, haben nur eins. Das erste Tuch, welches gewöhnlich

Schauri, Offiziere der deutschen Schutztruppe und Jumbes in Tanga.

zweifarbig ist — rot und weiß oder blau und weiß — umhüllt den Körper vom Ansatz der Brust bis zu den Füßen, das andere wird über eine oder beide Schultern geworfen oder auch als Kopfputz benützt. Das Zeug dazu, welches nur ganz leicht ist, besteht aus mehreren nicht durchgeschnittenen bunten Taschentüchern mit Tierbildern und Arabesken. Ihre Füße sind unbekleidet. Viel thut der Neger und die Negerin für die Pflege der körperlichen Schönheit. Sie baden im allgemeinen täglich zwei- und dreimal, und der Mund mit den schneeweißen Zähnen ist ebenfalls ein Zeichen hierfür. Eine solche Mundpflege, wie sie hier von jedem, alt und jung, getrieben wird, ist bei uns in den breiteren Volksschichten ganz unbekannt. Uebrigens benützen sie statt der Zahnbürste und eines Zahnpulvers ein Stück Zweig eines bestimmten Busches. Dazu kommt besonders bei den Negerinnen der stolze aufrechte Gang, der wohl hauptsächlich von dem Tragen jeglicher Last auf dem Kopfe herrührt. Dabei wissen sie mit den unbekleideten Armen und Händen, namentlich wenn sie das zweite Tuch über die Schulter werfen, ganz anmutige Bewegungen zu machen. Dieser Reiz aber ist vollständig verloren, wenn man sie in eine Art europäische Kleidung steckt, wie dies von den Missionaren geschieht.

Das sind in Kürze die Ereignisse, die sich bei meinem Besuche in Sansibar abspielten, und die kleinen Leiden und Freuden, welche dort das tägliche Leben mit sich bringt.



Scene am Pangani-Fluß.

Georg Ebers' neuestes Werk: „Die Geschichte meines Lebens".

Wiederum ist das heilige Weihnachten gefeiert worden, und wie seit so manchem Jahre in dieser Zeit hat auch diesmal wieder Georg Ebers nicht nur für das gesamte deutsche Volk, sondern für die ganze gebildete Welt eine herrliche Gabe auf den Weihnachtstisch gelegt. Seinen zahlreichen Freunden und Verehrern in der Nähe und in der Ferne erzählt er die hochinteressante Geschichte seines reichen Lebens. Das Dasein des als Dichter und Gelehrten gleich hervorragenden Mannes hat sich stets auf den lichten Höhen der Menschheit bewegt, und wenn auch ihm großer Kummer und schweres Leid dabei nicht erspart sein sollten, ist es doch ein sonniges Bild, das uns in dem elegant ausgestatteten Buche vorgeführt wird. Als genialen Dichter hat die große Gemeinschaft der Gebildeten in allen Weltteilen Ebers schon lange kennen und bewundern gelernt, und als scharfsinniger Gelehrter wird sein Name unter den Leuchten der Wissenschaft genannt. In diesen Blättern tritt er uns aber als Mensch entgegen, und zwar nach manchem Kampf und Irrtum, als ein guter und edler, als ein ausgezeichneter Mensch, den jeder, der dies Buch liest, lieben und verehren muß, wie es alle die thun, die im Leben das Glück hatten, ihm näher zu treten. Von der Geburt an bis in seine Mannesjahre begleiten wir ihn auf seinem Lebenswege und lernen dabei neben seinen eigenen Schicksalen zugleich auch das politische Leben und die leitenden Ideen seiner Zeit sowie eine Menge bedeutender Menschen kennen, mit denen er in Berührung gekommen ist. Einen besonderen Schmuck erhält das interessante Buch noch

durch die Beigabe des Bildes der Mutter des Dichters, einer schönen, hochbegabten Frau, an der er stets mit der größten Liebe und Verehrung hing, wie es so deutlich in seinen eigenen Schilderungen zum Ausdruck kommt. Wir sind überzeugt, daß Ebers seinen vielen, über die ganze Erde zerstreuten Verehrern keine willkommenere Gabe zum Weihnachtsfeste bieten konnte, und glauben auch unseren Lesern eine große Freude zu bereiten, wenn wir einen Abschnitt daraus hier abdrucken: die Schilderung einer Scene aus dem frischen Knabenleben, das ihm in der bekannten Fröbelschen Erziehungsanstalt zu Keilhau in Thüringen mit zu genießen vergönnt war. Dr. **Arthur Schilbach.**

*

Ganz anders, echt und allein keilhauerisch war das große Kriegsspiel, das wir „Bergwacht" nannten, und das zu meinen liebsten Erinnerungen aus jenen Jahren gehört.

Es bedurfte langer Vorbereitungen, und auch diese waren köstlich.

Auf der waldigen Fläche, die sich auf der Höhe des Kolm, eines Berges, der größtenteils der Anstalt gehörte, hinzieht, wurde an Samstagsabenden im Sommer und bei ganz schönem Wetter, Bedingungen, die in Thüringen nicht allzu häufig zusammentreffen, bis in die Nacht hinein Krieg geführt.

Die gesamte Zöglingsschar zerfiel dabei erst in drei, später in vier Abteilungen, von denen jede eine eigene Burg besaß. Nachdem zwei derselben den beiden anderen den Krieg erklärt hatten, wurde so lange gefochten, bis von der einen Partei die Burgen der andern erobert waren. Dies galt für vollbracht, sobald es einem Krieger gelungen war, den Fuß auf den Herd der feindlichen Feste zu stellen.

Der Kampf selbst wurde mit oben abgestumpften Stangen geführt, und als gefangen mußte sich jeder selbst erklären, den die Waffe eines Gegners berührt hatte. Dies, wenn es geschehen war, zuzugestehen, war Ehrenpflicht.

Bald nach unserm Eintritt in die Anstalt wurde, wie gesagt, um alle Kämpfer in Thätigkeit zu halten, zu den drei vorhandenen Abteilungen eine vierte gefügt, und für sie mußte natürlich eine Burg nach dem Muster der anderen erbaut werden. Sie hatte aus einer steinernen bedachten Hütte zu bestehen, in der fünfzehn bis zwanzig Knaben bequem Platz finden und rasten konnten, aus einer starken Mauer, die uns etwa bis an die Stirn deckte und die Vorderseite der Burg im Halbkreise umgab, sowie aus einem großen, altarartigen Herde, der sich in der Mitte des von der Mauer umgebenen halbrunden Platzes erhob.

Diese Feste nun haben wir ganz allein gebaut. Nur unser Lehrer in den Handwerken, der Sapeur, genannt Sabum, dessen ich zu gedenken habe, gab uns hie und da einen Wink. Es galt zuerst, den Riß abstecken und die Fundamente legen, dann die Feldsteine mit Hilfe von Hebeln und eines zweiräderigen Steinwägeleins an Ort und Stelle schaffen, dann sie aufeinanderfügen und die Lücken mit Moos verstopfen, und endlich sie mit Tannenstämmen, die wir selbst schlugen, mit Erde, Moos und Zweigen bedachen.

Was war das für eine Lust!

Welch ein leidenschaftliches Aufbieten der Kraft und Geschicklichkeit muß es dabei zu sehen gegeben haben!

Wie lernten wir dabei so schnell das Lot gebrauchen, visiren, den Stein behauen, die Aexte führen. Und welche Freude, als das Werk gelungen war und wir den eigenen Bau überschauten. Vielleicht wären wir ohne den Sapeur nicht zu stande gekommen, aber jeder glaubte, daß es ihm, wenn er wie Robinson auf eine wüste Insel verschlagen werden sollte, gelingen würde, sich eine eigene Hütte zu bauen.

Sobald diese Burg fertig war, galt es, Vorbereitungen für den bevorstehenden Kampf zu treffen. Die Wände und die Mauer der anderen mußten in stand gesetzt und Uebungen im Stangenfechten vorgenommen werden. Auch das geschah mit der frischesten Lust. Den Kopf des Gegners zu berühren, war verboten, es hat aber doch beim Kampf im dunklen Walde manche kleine Verletzung gegeben. Von größeren weiß ich nichts zu berichten.

Jede der vier Bergwachten hatte ihren Führer. Der Hauptmann der ersten war der Leiter des ganzen Spiels und führte statt der Lanze ein Rapier. Ich empfand es als hohe Ehre, als diese Würde auf mich übertragen wurde. Sie hatte auch zur Folge, daß mein Porträt von dem „alten Unger" in das sogenannte Bergwachtbuch gezeichnet wurde, worin sich schon die Bildnisse all meiner Vorgänger befanden.

In den eigentlichen Sommermonaten richteten sich schon am Donnerstag aller Augen nach oben, um nach dem Wetter zu spähen. War es am Samstag schön, und Barop hatte die Zustimmung gegeben, so gab es großen Jubel in der Anstalt, und die Vormittagsstunden werden den Lehrern wenig Freude verursacht haben. Gleich nach Tisch sorgte jeder für seine Stange und für alles, was sonst zur Bergwacht gehörte. Unter Leitung des Hauptmanns wurden auch die Bündnisse geschlossen. Mit der Koalition, sagen wir der ersten und dritten gegen die zweite und vierte Bergwacht, sollte der Kampf beginnen, und ihm ein anderer der beiden ersten gegen die letzten folgen. Aber dagegen erhob sich Einspruch, und es wurde entschieden, abzuwarten, wem der erste Sieg zufallen werde.

Kurz bevor die Sonne zur Rüste ging, versammelten wir uns im Hofe. Barop hielt eine kleine Ansprache, in der er uns ermahnte, wacker zu kämpfen und vor allem die Gesetze zu halten und uns willig gefangen zu geben, sobald uns die Stange des Gegners berührt. — Dabei versäumte er es nie, uns einzuschärfen, daß wir, wenn das Vaterland einmal des bewaffneten Armes seiner Söhne bedürfe, ebenso freudig in den Kampf ziehen möchten, wie jetzt zu der Bergwacht, die uns zu seiner Verteidigung geschickt machen solle.

Dann setzte sich der Zug in guter Ordnung in Bewegung, und freiwillig spannten sich vier oder sechs Zöglinge vor die Wägelein, welche die Bierfässer den Kolm hinaufzuführen hatten. Mit hellem Gesang stiegen wir aufwärts, und droben warteten unser schon die Frauen mit einem Imbiß. Dann verteilten sich die Streiter, die Feuer wurden auf jedem Herde entzündet, der Kriegsplan des näheren besprochen, einige zum Rekognosziren hinausgeschickt, andere zur Verteidigung der Burg zurückbehalten.

Endlich begann der Kampf. Und was nun im Walde, was im Bereiche der Festen vor sich ging, wie könnt' ich es jemals vergessen! Kein Indianerstamm auf dem Kriegspfade spannt die Sinne schärfer an, um den Feind zu belauern, ihn zu umgehen und zu überraschen. Und das Handgemenge! Welche Freude, wenn es gelungen war, ungesehen aus dem bergenden Dickicht hervorzubrechen und von den Ueberraschten zwei, drei, vier mit der Stange zu treffen, bevor sie an Verteidigung dachten! — Und die schwere Selbstverleugnung, wenn man sich trotz der tapfersten Gegenwehr getroffen fühlte, es einzugestehen und sich als Gefangener fortführen zu lassen.

Der Wald war lebendig geworden.

Stimmen, Rufe überall und ein fünffacher Feuerschein, der das Dunkel durchbrach. Ein fünffacher; denn auch bei den Frauen, die das Abendmahl rüsteten, lohten Flammen dem reinen Himmel entgegen. Bei den Burgen war das Licht am hellsten, erscholl am lautesten das Geschrei der Kämpfer.

Schon ward eine jede belagert.

Da galt es, die für die Angreifer noch unbewachten Stellen erspähen und die Verteidiger beschäftigen, damit ein Kamerad es wagen dürfe, die Mauer zu überspringen und den Fuß auf den Herd zu stellen, da mußte die Besatzung



das Auge offen halten, um dies zu verhindern. Doch die Getroffenen und Gefangenen mehrten, die Zahl der Kampffähigen verminderte sich.

Und was war das?

Ein gellender Jubelruf durchschmetterte die Nachtluft.

Es war einem Streiter gelungen, in die feindliche Burg zu dringen und den Fuß auf den Rand des Herdes zu setzen.

Wär' ich ein Maler, ich wollte den blondlockigen Max von Mühlen, den wir Klothilde riefen, weil er ein Buch besaß, in das seine Schwester Klothilde ihren Namen geschrieben, und weil sein weiß und rotes Gesicht so mädchenhaft hübsch war, ja, ihn wollte ich malen, wie er triumphirend die Lanze schwang und, bestrahlt vom Feuer des Herdes, auf dessen steinernem Bord sein Fuß stand: „Erobert, juchhe! Erobert!" in die Nacht hineinjauchzte. Ich bin ihm als Offizier wieder begegnet, und liest er diese Zeilen, so erinnert er sich wohl der Bergwacht, die ich meine.

Zwei- oder dreimal wiederholte sich die wonnige Lust des Kampfes, und wurde ihm gegen Mitternacht ein Ende bereitet, dann lagerten wir uns, glühend vom Streite und geschwärzt vom Rauche der Herdflammen, auf der Waldwiese um das Feuer der Frauen. Butterbrot mit Fleisch und Käse, harte Eier und andere gute Dinge mundeten herrlich, und dabei kreisten die Becher mit schäumendem Bier. Ein Vaterlandslied und noch eins wurde gesungen, und endlich zog sich jede Bergwacht in ihre Burg zurück und streckte sich auf das Moos aus, um unter der mitgenommenen Decke zu schlafen. Nur zwei gingen als Posten wachhabend auf und nieder, um nach einer halben Stunde abgelöst zu werden, bis das zeitige Frühlicht des Sommersonntags den Osten erhellte.

Da erscholl das „Huup", der Keilhauer Ruf, der uns, wo wir auch sein mochten, zur Anstalt zurückzwang. Ein Choral, der Rückmarsch, ein Bad im Teiche, und endlich die köstlichste Rast, wenn das Glück es fügte, auf den Heuhaufen, die noch nicht eingefahren waren. Aber auch auf dem Bette, das zu meiner eigenen Anlage gehörte, ruhte es sich gut, und man war verständig genug, uns an dem der Bergwacht folgenden Sonntag wie von jeder Arbeit, so auch vom Gang in die Kirche zu dispensiren, wo wir doch nur geschlafen hätten. Dem bloßen Schein zu Gefallen pflegte Barop, der sonst streng auf den Besuch des Gotteshauses hielt, nichts von uns zu fordern.

Wird mir derjenige, der sich in die Freuden dieser Nächte hineinzuversetzen vermag, verdenken, daß mir das alternde Blut schneller durch die Adern rinnt, da ich sie mir ins Gedächtnis rufe?

Und das Bett auf dem Boden meiner eigenen Anlage?

Dies Bett, es war meine eigenste Erfindung. Seine Herstellung erregte ein gewisses Aufsehen unter den Kameraden und Lehrern; ich aber verdanke ihm viele gute Stunden.

Meine eigenen Hände hatten es verfertigt. Es bestand aus Holz und Steinen und war mit einer dicken Moosschicht belegt, die sich am Hauptende in schräger Richtung, um den Kopf angenehm zu stützen, ein wenig erhob. Es sah anderen Betten ähnlich; die Anlagen bedürfen jedoch einer Erklärung, denn sie waren eine Keilhauer Besonderheit, eine Wohlthat, die unsere Leiter den Zöglingen gewährten.

Auf dem der Anstalt zugewandten Abhange desselben Kolm, auf dem unsere Bergwachtburgen standen, in mittlerer Höhe des Berges, war jedem Knaben ein Stück Land angewiesen worden, worauf er erbauen, hacken, graben, pflanzen durfte, was er nur mochte. Sie vererbten sich von einem auf den andern, und Ludos und meine hatten dem Martin und einem andern Zöglinge gehört, der mit ihm die Anstalt verließ.

Was die Vorgänger dort geschaffen hatten, wollte mir indes nicht genügen. Die schöne Waldrebe, die sich um eine Tanne rankte, schonte ich, doch an Stelle eines Blumenbeetes und einer Bank, die ich vorfand, erbaute ich mit Ludo einen Herd und für mich allein das schon erwähnte Bett, das der Bruder indes natürlich mitbenützen durfte.

Auf dem ersteren ward mancherlei gekocht und gebraten, das Bett aber war von der erwähnten Tanne beschattet, und es ruhte sich köstlich darauf. Wie viele Stunden habe ich auf seinem weichen Moospolster verbracht, um zu lesen oder um zu träumen oder mir Dinge auszudenken, Dinge! O, könnt' ich mich ihrer noch genau erinnern, ganz genau, wie ich sie damals aus mir herausspann, oder wie ich sie mir entgegenwachsen und schweben zu sehen meinte, — ich glaube, daß daraus Dichtungen werden würden — Epen und Märchen! . . . Nur mit der Ordnung, der Folge der Begebenheiten, wie ich heute sagen würde: der „Exposition" war es übel bestellt; — indessen . . .

Herr Gott! Wir haben dir wohl auch dafür, wie für so viel anderes, zu danken; aber warum darf man nur einmal jung sein, nur einmal so glückselig, so hochgetragen von den gewaltigen Schwingen einer nimmermüden Einbildungskraft, so leicht mit sich selbst zufrieden, so übervoll von Glauben, Liebe und Hoffnung, so empfänglich für jede Freude und so blind und verschlossen für und vor Sorgen, Bedenken und allem, was den Sonnenschein in der lichten Seele zu trüben oder gar auszulöschen droht.

Du liebes Bett auf meiner Anlage in Keilhau, eigentlich solltest du mich wegen eines Ausspruches des kundigen Barop aus späterer Zeit zu einer bedenklichen Selbstschau veranlassen; denn er sagte doch wohl ohne meines moosigen Ruheplatzes zu gedenken: „Aus der Art und Weise, wie die Zöglinge ihre Anlagen benützen, und aus den Dingen, die sie darauf herstellen, kann ich mit gutem Erfolg auf ihre Sinnesart und ihre Neigungen schließen." Aber du, liebe Bank, solltest dennoch den schönsten Platz in meinem Garten finden, wenn du mir nur in jeder Woche auf ein halbes Stündchen die Träume zurückgeben wolltest, die mich als Vierzehn- und Fünfzehnjährigen auf deinem graugrünen Polster umfingen!

Vor der Stallthüre.

(Hiezu das Bild Seite 335.)

Die Bäuerin sitzt in der warmen Stube bei ihrem Nachmittagskaffee und denkt nicht an die Schafe, die sie über Mittag aus dem Stalle getrieben hat, um sich auf einem schneefreien Fleckchen am Rande des Wäldchens, hinter dem Gehöfte, im Scheine der Wintersonne etwas herumzutummeln und die spärlichen Grashalme abzuweiden. Doch jetzt ist die Sonne untergegangen; es wird empfindlich kalt, besonders für die beiden Lämmer, die sich noch ohne den warmen Pelz ihrer Mütter behelfen müssen. Unter der Führung der Mutterschafe haben die Tiere den Rückweg zum warmen Stalle eingeschlagen und stehen nun geduldig vor der verschlossenen Thüre desselben; nur die jämmerlich frierenden Lämmer sehen nach der Hausthüre des Wohngebäudes zurück und versuchen, die Bäuerin durch ihr Blöken daran zu erinnern, daß auch sie sich nach einem wärmeren Aufenthaltsorte sehnen. Hoffen wir, im Interesse der armen kleinen Geschöpfe, daß die Herrin nicht taub gegen diesen Appell bleibt.

v. B



Vor der Stallthüre.

Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.

Eigenart.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Im Südosten Berlins, in der Köpenickerstraße, steht eine jener Mietskasernen, wie sie, alle auf dieselbe Art gebaut, sich zu Hunderten in der Millionenstadt befinden. Man gelangt von der Straße, an den Kellergeschäften des Unterstockes vorbei, durch eine thorwegartige Hausthür in eine gepflasterte Halle, in der zur Seite, statt des auskunftgebenden Portiers eine schwarze Tafel hängt, auf der die Namen der sämtlichen Bewohner des Häuservierecks, das ein Haus ausmacht, angegeben stehen. Seitwärts in der Flurhalle führen die Vordertreppen hinauf. Geradeaus gelangt man in den vierstöckig umbauten Innenhof. Diesen in schräger Richtung überschreitend, kommt man zu den Hintertreppen der Flügel, die einesteils den vorderen Wohnungen zum zweiten Ausgang dienen, anderenteils zu den Hofwohnungen führen. Es war Ende September und gegen Mittag. Ein ältlicher Mann von gedrungener Gestalt, einfach gekleidet, eine schwere Büchermappe am Riemen umgehängt, überschritt den Innenhof in der Richtung nach links, stieg mühsam die Hintertreppe bis zum zweiten Stock empor und stand dann, ausruhend, still.

Nach rechts ging es in eine bescheidene Hofwohnung, die er inne hatte. Man las an der festen Bretterthür mit dem runden Guckloch auf einem angeklebten Papier: „Xaver Heralsky". Nach links lag die Hinterthür einer eleganten Vorderwohnung, hier stand auf einer goldgeränderten Karte: „Paula Serafine Leginska, Sängerin".

Nachdem der heimkehrende Kolporteur sich etwas erholt hatte, zog er einen Drücker hervor und schloß seine Wohnung auf. Ein schmaler dunkler Gang, in den nur durch die offen stehende, einfensterige Küche zur Rechten etwas Licht fiel, nahm ihn auf; nach wenigen Schritten öffnete er die gerade vor ihm liegende Thür der Wohnstube.

Es war das Zimmer im Innenknie des Flügels, die sogenannte Berliner Stube. Hier hinten erschien sie nicht so saalartig wie in den vorderen Stockwerken, aber immer noch ziemlich geräumig und mit dem bekannten großen Fenster in der Ecke.

Das Gemach war bescheiden ausgestattet, doch deuteten ein paar gediegene Mahagonischränke auf bessere Zeiten zurück. Auf einer Seite verdeckte ein mit Tapete beklebter Schirm Bett und Waschtisch nicht völlig. Am Fenster stand ein mit Büchern und Heften bedeckter Schreibtisch und an diesem saß ein junges Mädchen mit Brille und kurzgeschnittenem Haar, eifrig studirend. Sie hatte dem Eintretenden nur flüchtig zugenickt, die eine Hand unter den Deckel des Buches geschoben, wie um zuzuschlagen, zögerte nun aber gefesselt noch einen Augenblick.

„Wird's bald?" herrschte der Kommende sie an und warf seine Büchermappe so heftig auf den Mitteltisch, wo in bescheidener Weise schon zum Mittagessen gedeckt war, daß die Teller in die Höhe sprangen.

„Ich will das Essen holen, Vater," sagte sie ruhig und verließ das Zimmer.

Er nahm seine Mappe wieder auf, schleppte sie müde über den Fußboden hinter sich her und verließ durch eine andere Thür als die, durch welche er hereingekommen war, das Zimmer, hier betrat er eine schmale, einfensterige Kammer, das Ende seines Bereiches.

Neben den spärlichen Gegenständen der Einrichtung lagen allerorten Bücherhaufen auf dem Fußboden umher, von denen die Luft, obgleich das Fenster offen stand und vollkommene Reinlichkeit herrschte, mit einem eigentümlichen Papier- und Kleistergeruch erfüllt war.

Jetzt beeilte er sich durchaus nicht; er wusch und bürstete sich, schlüpfte in eine lose Jacke und zog grauweiße, offene Filzpantoffeln an, die er zu allen Jahreszeiten im Hause trug, da seine plumpen, sehr platten Füße ihn vom vielen Stehen und Gehen auf dem Pflaster immer schmerzten. Endlich kehrte er in das Wohnzimmer zurück.

Das junge Mädchen nahm von der Gemüseschüssel auf dem Tische den Teller, welchen sie darüber gedeckt hatte, setzte sich und begann vorzulegen.

Heralsky blieb am Tische stehen. „Was fällt Dir ein, Frauenzimmer?" schrie er mit seiner eigentümlich durchdringenden Stimme. „Habe ich Dir schon jesagt, daß ich essen will? Briefe für mich da?"

„Ja, sie liegen auf meinem Schreibtische."

„Konntest mir gleich geben.“ Er setzte sich auf ihren Platz am Fenster und las die Briefe.

Sophie deckte die Schüssel wieder mit des Vaters Teller zu und aß. Er warf ihr durch seine runden, leicht gefärbten Brillengläser mißbilligende Blicke hinüber, sagte aber nichts. Endlich hatte er ausgelesen, steckte die Briefe ein und setzte sich zu ihr.

„Na, was jiebt's, jeschmorte Fliejen in 'ner Jrünspansauce? Solche Delikatessen muß ich nu 'mal futtern,“ er lachte spöttisch auf. „Kalt, wie von ehjestern,“ murrte er. „Ist 'ne miserable Wirtschaft! Freilich, eine Jelehrte, eine Jeprüfte, eine Mamsell von der Schule sieht den Stiefelknecht für 'en Kochlöffel an und schert sich den Kuckuck um mein Behagen.“

„Doch, Vater, das thue ich, und Du weißt recht gut, daß ich von der seligen Mutter alles gelernt habe, was nötig ist.“

Sophie kannte seine grimmige Laune und ließ sich wenig dadurch beirren. Sie wußte auch, daß er oft, wenn er bei Kasse war, in einem Restaurant aß und dann, wenn ihn nicht hungerte, auf das Essen schalt; er hatte das schon zu der Mutter Lebzeiten gethan, die nun bald ein Jahr tot war, und fand keinen Grund, mit der Tochter besser umzugehen. Sie aber mußte sich unsäglich mühen und es sehr geschickt einrichten, um neben dem Unterricht, den sie gab, die Wohnung in Ordnung zu halten und die Küche zu besorgen.

Xaver Heralsky war einer jener Umhergeworfenen, die nirgend recht gedeihen und verbittert auf ihr Leben zurückblicken.

Er hatte als Kaufmann und Kunsthändler — nachdem er durch ein schweres Mißgeschick aus dem Geleise geraten war — in leichtfertiger Weise bankerott gemacht und nachher ohne rechten Mut bald dies, bald das angefangen.

Niemals war ihm der Gedanke aufgestiegen, in sich selbst die Ursache seines Unglücks zu suchen; er schalt auf alles andere, auf Menschen und Umstände. Das eine große Unrecht, welches man ihm einst angethan, welches ihn aus seiner Bahn geschleudert, ihm Besonnenheit, Ausdauer und Zufriedenheit geraubt hatte, war die Ursache von Heralskys zerfahrenem Wesen geworden. Einmal in seinem geschäftlichen und seelischen Gleichgewichte gestört, hatte er dasselbe nie wiederfinden können.

Frau und Kind waren schwer durch ihn geschädigt worden. Er verbrauchte ihr Vermögen in wechselnden Unternehmungen und hing dabei der beständigen Einbildung nach, sein Weib sei die Hauptursache aller jener ihn treffenden Mißerfolge. Ihr gegenüber entlud er daher in unberechenbaren Launen und knabenhaften Ungezogenheiten seinen Grimm und es war eigentlich ein Wunder, daß sie bis zu ihrem letzten Lebenstage bei ihm aushielt.

Nicht allein, daß er den Seinen das Haus unerträglich machte, man wußte auch von ihm, daß er sich mit Dingen befasse, die gesetzlich unzulässig waren. Er besorgte den heimlichen Vertrieb verbotener Schriften, führte dem Hasardspiel unbesonnene junge Leute zu, war Mitglied einer randalirenden Claque und vermittelte schmutzige Geldgeschäfte. So gehörte er zu der Sorte dunkler Ehrenmänner, auf die eine scharfsichtige Polizei ihr Auge geheftet hält und mit der sie Katze und Maus spielt. Bis jetzt war die Maus, Xaver Heralsky, immer schlau und gewandt genug gewesen, sich nicht fassen zu lassen.

Wenn seine Frau trotz allem und allem ihn nicht verließ, so war dies weder eine ratlose Schwäche von ihr gewesen, noch der Mangel einer andern Möglichkeit, sich und ihr Kind zu ernähren. Frau Mathilde besaß einen wohlhabenden Bruder, der unverheiratet war und ihr freistellte, zu ihm zu kommen, wann sie wolle; als sie dies wiederholt ablehnte und erklärte, unter allen Umständen bei Xaver aushalten zu müssen, unterstützte Johannes sie nach Kräften und ermöglichte die Ausbildung der sehr begabten und unter den schwierigen Verhältnissen sich zu einem ernsten, festen Charakter entwickelnden Tochter.

Mathilde war nicht allein eine beharrliche Natur; die treue Ausdauer entsprang ihrer unversieglichen Liebe zu dem Unglücklichen und dem Bewußtsein ihrer unzerreißbaren Zusammengehörigkeit. Sie glaubte immer noch und trotz allem, ihn auf dem abschüssigen Wege halten zu können, und sah es als die Aufgabe ihres Lebens an, den Platz, auf den sie sich einst selbst gestellt hatte, nicht zu verlassen.

Ein Jahr vor ihr starb der hilfreiche Bruder. Aber er hatte die beiden Frauen nicht vergessen. Er setzte seiner Schwester eine Rente von tausend Mark aus und seiner Nichte Sophie sechshundert Mark. Nach dem Tode der Mutter fielen die tausend Mark an die Masse zurück, aus dieser sollte aber Sophie an ihrem dreißigsten Geburtstage neben ihrer lebenslänglichen Rente, ein Kapital von zehntausend Mark erhalten, um — wie der Erblasser schrieb — damit ein Institut begründen oder sonst etwas, ihrem Leben Inhaltgebendes unternehmen zu können. Dringend riet er ihr, dem Vater nichts von dem Gelde zukommen zu lassen.

Diese Klausel, von der Heralsky Kenntnis erhielt, machte ihn wütend und verschärfte den Groll gegen die Seinen.

Als die Mutter fühlte, daß auch ihr Ende nahe, sprach sie mit Sophie über deren Zukunft. Die Tochter hatte eben im Oktobertermin das Lehrerinnenexamen auf dem königlichen Augusta-Seminar bestanden und an einer Privatschule vorläufig bescheidene Stellung gefunden.

„Ich wünsche nicht,“ sagte die Mutter, „daß Du es für Deine Pflicht ansiehst, beim Vater auszuhalten. Vielleicht war es schon von mir nicht ganz recht gegen Dich, daß wir hier geblieben sind. Du hast etwas gelernt, einen Beruf ergriffen, Du mußt ihn frei und unbehindert ausüben; nimm also Deinen Weg, wie Du ihn für richtig erkennst.“

Sophie küßte die bleiche Hand ihrer Mutter. „Es freut mich,“ sagte sie mit der überlegenen Ruhe, die ihr eigen war, „daß Deine und meine Gedanken sich begegnen. Ich habe es immer für Deine Pflicht gehalten, mit Vater Geduld zu haben. So lange er Dich nicht geradezu fortschickte, mußtest Du

bei ihm bleiben, denn Du hattest es gelobt. Ich mußte als Kind mich natürlich fügen. Seit ich das nicht mehr bin, fühle ich mich losgebunden. Es kann die Absicht der Weltordnung nicht sein, gesund aufstrebende Kraft für Abgestorbenes, Verlebtes aufzuopfern. Ich habe mir diesen Vater nicht gewählt. Mein Leben und wie ich es mir gestalten will, ist die Aufgabe, vor welche ich gestellt bin. Wäre, wie Dir gegenüber, die Thatsache kindlicher Zuneigung mit in Rechnung zu ziehen, so würde das Ergebnis ein anderes sein. Gefühlsweichheit spricht hier nicht mit. Sollte ich Dich verlieren, so würde ich über kurz oder lang Berlin verlassen. Sähe ich, daß Vater ohne eine Unterstützung noch mehr herunter kommen würde, so könnte ich ihm einen Teil meiner Rente geben, mehr für ihn zu thun, halte ich mich nicht verpflichtet."

Die Kranke überlief es fröstelnd; sie war einsichtig genug, um die Tochter nicht zu tadeln, ihr nicht von dem verständig gefaßten Lebensplan abzuraten. Sophie sprach ja auch nur aus, was sie selbst gedacht und gewünscht hatte. Das Mädchen war vollkommen berechtigt, sich von solchem Vater abzuwenden und doch — und dennoch, in diesem Augenblicke wurde es der kranken Frau wieder einmal klar, daß ihr Kind sich in dem dürren Boden ihrer Häuslichkeit zu einer kühlen Eigenart ausgebildet habe, die ja bei ihrem künftigen Alleinstehen günstig für sie sein mochte, aber doch eine Einseitigkeit der Verstandesentwicklung auf Kosten des Gefühls bezeugte, worüber sich das weichere Mutterherz betrübte. Es war da ein vollkommen nüchternes Abwägen von Mitteln und Wegen, von Zwecken und Zielen, das bei einem so jungen Geschöpfe befremdete.

Eine besondere Eigentümlichkeit Xaver Heralskys, die ihn in gewisser Hinsicht über Wasser hielt, in anderer Weise aber ihn gefährlicheren Sümpfen zuführte, war die Art, wie er immer noch den Kavalier spielen konnte.

In seiner Häuslichkeit, oder wenn er an den Zahltagen schreiend und anpreisend vor den Thüren der Fabriken für seine bunt ausgestatteten Kolportageromane Käufer suchte, sprach er das platteste Berliner Straßendeutsch und vernachlässigte auch sein Aeußeres. Sobald er übler Laune oder boshaft wurde, verschärften sich seine Worte und Bilder bis zur Gemeinheit. Forderten es aber die Umstände, oder sein Vorteil von ihm, den feinen Mann heraus zu kehren, so stand ihm diese Rolle gar nicht übel zu Gesicht und wurde durch Erscheinung und Sprechweise unterstützt.

Seiner Tochter gegenüber dachte er nicht daran, sich den geringsten Zwang aufzuerlegen. Murrend stand er vom Tische auf, pfiff die Melodie eines Gassenhauers, schob die Hände in die Taschen seiner losen Jacke und schlarrte, mit den weiten, schmutzigweißen Filzschuhen spielend, sie dann und wann fortschleudernd und wieder auffangend, im Zimmer hin und her.

Sophie hatte still abgeräumt, jetzt saß sie auf ihrem Platze am Schreibtische, verfolgte ein paar Minuten sein Gebahren mit ihren ernsten Augen und sagte dann: „Wenn Du Zeit für mich hättest, Vater, so möchte ich Dir etwas mitteilen."

„Sieh 'mal an, die Jnädige sind so jütig! Keene Spur von Ahnung nich, was es jiebt! Aber laß uns man 'mal die Wichtigen 'rausbeißen." Es reizte ihn, daß sie, die stets Schweigsame, zum Plaudern aufgelegt schien.

Er setzte sich rittlings auf einen der derben Rohrstühle, legte beide Arme auf die Lehne, hopste unter großem Gepolter zu ihr heran und schmunzelte: „'ne Erfindung jemacht? Patent auf neue Löschblätter? Wäre weltbewegend!"

„Ich habe auswärts eine Stelle als Erzieherin angenommen und gehe am letzten dieses Monats fort."

Er ruckte plump in die Höhe: „So meuchlings! Majorenn bist Du — zärtliche Bande halten Dich nicht, ha, ha, ha, ha!"

„Nein, von Zärtlichkeit ist allerdings zwischen uns nie die Rede gewesen."

Er wurde fahl vor Aerger, aber er wollte ihr nicht zeigen, daß ihr Fortgehen ihn verdroß, hatte er ihr doch oft genug gesagt, daß sie alles schlecht mache und daß er sie jeden Tag zehnmal zum Kuckuck wünsche.

„Wen denken wir denn mit unserer illüstren Persönlichkeit zu bejlücken? Falls Du aufjelegt sein solltest, mir dies noch anzuvertrauen..." er ließ den einen Filzschuh wie im höchsten Gleichmut auf der Fußspitze tanzen.

„Ich gehe in die Familie des Hofbesitzers Hasenkamp, nach Haidbergen, in der Nähe der Hamburger Bahn."

Heralsky sprang empor. Sein eisengraues, borstiges Haar schien sich noch mehr zu sträuben, das derb geschnittene Gesicht zuckte: „Ich leid' es nicht!" schrie er mit seiner mächtigen Stimme.

Sophie erschrak, was fuhr plötzlich in ihn? Wenn sie auch an Ausbrüche unberechenbarer Launen gewöhnt war, so erregt hatte sie ihn doch selten gesehen.

Er schleuderte den Stuhl von sich, daß er krachend zu Boden fiel und stürzte, halb Unverständliches murmelnd, hin und her: „Mein Fleisch und Blut — unter ihre Fuchtel — soll ihr Brot essen! Soll sich mit ihrer Brut plagen!" Er würgte, knirschte mit den Zähnen, fuhr sich durchs Haar und versuchte sich endlich zu fassen. Nachdem er wieder in den einen verlorenen Pantoffel geschlüpft war, kam er zu seiner Tochter zurück.

Mochte ihm auch ihre Absicht aus besonderen Gründen nicht passen, so erkannte er doch zu rechter Zeit, daß mit ihr schlecht streiten sei und daß er klüger thue, ihr nichts in den Weg zu legen. Vielleicht gewann auch, von einer andern Seite betrachtet, ihr Plan gewissen Reiz für ihn; doch konnte er's nicht lassen auf sie einzufahren: „Was sitzst Du da und machst 'en Paar Ogen wie 'ne dote Jans," spottete er. „In solche Heidentümer willst Du kriechen? Bauersleuten Deine hochtrabende Weisheit auftischen? Jesegnete Mahlzeit für das Verjnüjen! Kannst mir jefälligst for'n Dahler leid thun!"

„Es ist nur für den Anfang, aber kennst Du denn die Familie, Vater?"





Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

„Maria mit dem zarten Jesuskind.“
Nach dem Gemälde von Fritz Roeber.

„Bin alle Jahre ein paarmal da mit Büchern hausiren jegangen."

„Ich glaubte, Du kämst nicht über die nächste Umgegend von Berlin hinaus."

„Ist 'ne Liebhaberei von mir, so 'n Ausflug. Habe ja meinen Jewerbeschein für das ganze Reich." Er lachte sein bitteres, höhnisches Lachen. „Jeder Mensch reitet ein Steckenpferd, und wenn ich's 'ne Liebhaberei nannte, so ist doch von Liebe nichts dabei." Wieder ein unheimlich grelles Auflachen. „Bist Du schon mit Deiner janzen wichtigen Mitteilung zu Ende. Was weißt Du von dem Pack? Wie viele von ihren Bälgern sollst Du unter die Fuchtel kriegen?"

„Den ältesten Jungen geben sie von Haus. Die beiden dann folgenden Mädchen von zehn und zwölf Jahren unterrichte ich. Es scheint aber, als soll ich mich ganz besonders um eine fast erwachsene Schwester der Frau, ein Fräulein Georgine Becker aus Mexiko, kümmern, die von ihrem Vater zu den Verwandten herübergeschickt ist."

„Becker? — Aus Mexiko!" rief Heralsky mit dem Ausdruck eines gereizten Tigers und fuhr auf die Sprecherin zu.

„Nun ja. Es ist eine kleine Stiefschwester von Frau Hasenkamp, etwa sechzehnjährig. Das Mädchen scheint sehr reich, sehr verwöhnt und noch unerzogen zu sein. Möglich, daß ich mit ihr meine Last bekomme. Ich weiß dies alles nur durch den Geistlichen des Dorfes, mit dem ich korrespondirt habe."

Xaver Heralsky hatte sich gefaßt: „Da werde ich Dir bald jütigst 'ene klene Staatsvisite abschtatten und mir die Rosen ansehen, auf die Du jebettet bist."

Die Tochter blickte nachdenklich vor sich nieder. Wenn dieser Mann, den sie Vater nennen mußte, als zudringlicher Kolporteur in das Haus kam, in dem sie Aufnahme gefunden hatte, und man lernte ihre Zusammengehörigkeit kennen, so würde ihres Bleibens dort nicht lange mehr sein, davon war sie fest überzeugt, und es lag ihr doch so sehr daran, in der ersten Stelle ein paar Jahre auszuhalten. Entschlossen sah sie zu ihm auf und sagte:

„Ich möchte ein geschäftliches Abkommen mit Dir treffen. Es wird Dir immer schwer, die Miete aufzubringen; ich bin bereit, Dir die Hälfte meiner Rente, also dreihundert Mark als Beihilfe auszuzahlen, unter der Bedingung, daß Du während meines Dortseins nicht nach Haidbergen kommst."

„Nicht für 'ne klene Million werd' ich mir das verkneifen!" schrie er heraus und blickte dabei fast wie irrsinnig um sich.

Sophie, obgleich gewöhnt an das unberechenbare Sprunghafte seines Wesens, erschrak diesmal doch; sie hatte gemeint, daß er mit beiden Händen zugreifen und froh über ihre Unterstützung sein werde. In ihrer kühl verständigen Weise begann sie, ihm die Sachlage rückhaltslos auseinanderzusetzen, während er wie ein Toller hin und her rannte und sie im Ungewissen war, ob er sie höre und begreife oder nicht. Endlich schienen ihre Worte Eingang bei ihm zu finden. Er blieb vor ihr stehen und sagte mit verschmitztem Lachen: „So 'en dummer Aujust bin ich doch nich, daß ich meinen juten ahnschtändigen Namen da draußen vor die Hühner werfe! Keen Menschenkind ahnt in dem Neste, wo sich die Füchse jute Nacht sagen, daß sie den Heralsky, den Herrn Xaver Heralsky die Ehre haben, vor sich zu sehen. Wie allerorten hier, wo ich als Kolporteur ankomme, bin ich der olle, jemütliche Herr Xaver, der den Leutchen die wunderhübschen, trefflichen, äußerst unterhaltenden, noch nie dajewesenen, schönen Bücher bringt."

Er hatte das alles in einem gellenden, marktschreierischen Ton herausgestoßen, der Sophie verletzte, aber sie hörte das Vorteilhafte für sich sogleich heraus: „Ich bin zufrieden, wenn Du mir versprechen willst, mich auf Hasenkamps Hof nicht zu kennen, falls wir uns dort begegnen sollten, und ich will Dir, wenn Du mir das gelobst, den Mietbeitrag geben."

„Mit dem allerjrößesten Verjnügen!" rief er und machte ihr ein in seinem verlotterten Anzuge seltsam aussehendes Gesellschaftskompliment. „Du kommst durchaus meinen Wünschen entjejen. Meine Vatersehnsucht ist niemals wärmer als Deine kindliche Bejeisterung für meine Reize." Er lachte höhnisch auf und schlarrte in seine Kammer.

Sophie zuckte die mageren Schultern und versenkte sich in ihre Vorbereitung für den Nachmittagsunterricht. Noch bevor sie aufbrach, durchschritt ihr Vater das Zimmer, um auszugehen. Er schien jetzt ein anderer geworden zu sein. Das struppige, eisengraue Haar legte sich gebändigt an seinen starken Kopf. Statt der Brille mit den gefärbten Gläsern trug er einen goldenen Kneifer auf der mächtigen Nase, selbst sein Gesichtsausdruck erschien verfeinert. Sein Anzug war der eines Mannes aus der guten Gesellschaft. Ohne Sophie zu beachten, ging er durch die Stube und verließ seine Wohnung.

Draußen stand er einen Augenblick vor der Karte mit: „Paula Serafine Leginska, Sängerin" still und schmunzelte das Blättchen an. Ja, es war ganz praktisch von der Kleinen, hier außen den Fingerzeig anzuheften. Mochte doch mancher es vorziehen, über die Hintertreppe herauf zu huschen.

Paula Serafine Leginska hieß eigentlich Paulinchen Leggehuhn. Ihre Mutter war eine Grünwarenhändlerin am Alexanderplatz, auf dem die Tochter als naseweises, frühreifes Ding eine Zeit lang sehr bekannt gewesen war. Sie herrschte mit kecker Zunge im Keller der Alten und noch mehr vor demselben auf der Straße.

Ihre hübsche Stimme und ihr frisches, junges Persönchen wurden von einem Gesanglehrer entdeckt, der sich beider bemächtigte und als Entgelt Pauline der Bühne zuführte. Die schwarzäugige Kleine mit dem Stumpfnäschen und den geschmeidigen Bewegungen paßte sehr gut zur Soubrette. Selbstverständlich durfte man von Frau Leggehuhns Tochter keinen vornehmen Anstand erwarten. Sie wurde zuerst am Friedrich-Wilhelmstädtischen Operettentheater Choristin; nachher vertraute man ihr kleine Solopartien an, in denen sie, dank einer eifrigen Claque, großen Beifall fand.

Dem artigen Gesanglehrer waren andere gute Freunde gefolgt, und jetzt wohnte und lebte Paula Serafina in der allerangenehmsten Weise.

Sie sah sogar einmal in der Woche einen Kreis unterhaltungsbedürftiger Herren neben einigen Kolleginnen bei sich. Man musizirte, soupirte, und dann, wenn man sich überzeugt hatte, daß alle Thüren wohl verschlossen waren, wurde Bank aufgelegt und polizeilich verbotenes Hasard gespielt, ein Vergnügen, das bis gegen Morgen zu dauern pflegte, und von dem man unter einigen Vorsichtnahmen fortschlich, um bei den Wächtern der öffentlichen Sicherheit ja keinen Anstoß zu erregen.

Xaver Heralsky trug einen Schlüssel zur Hinterthür der Leginska bei sich; er öffnete und trat ein. In der zunächst gelegenen, offen stehenden Küche saß ein schlumprig aussehendes Zöfchen mit der halben Seite auf dem Tische und löffelte einen kleinen Kochtopf aus; es war Schokolade darin, von der ihr rundes Näschen und ihre Mundwinkel die Spuren zeigten.

„Schmeckt's, Nettchen?“ fragte er.

„Wie sollt' et nich?“ sagte sie und wischte sich die Hand an der roten Kattunbluse ab. „Ich werde doch keene so dumme Pute sind, dat ich für mir nich mitsorgen thue.“

„I bewahre! Schön Nettchen soll keiner für dumm kaufen! Kommst Du 'mal feste unter die Schrubbürste und machst dann die schmachtijen Ojen: wie Veilchen in der Buttersauce, so nimmst Du's gleich mit dem Fräulein auf.“

„Ach, drücken Sie sich doch, Sie oller lackirter Affe Sie!“

Er hielt sich auch nicht länger bei ihr auf, sondern schritt den langen Gang hinunter, der nach vorn führte. Hier klopfte er an die letzte Seitenthür und trat in das Boudoir der Leginska, das heißt in ein bunt ausgestattetes, sehr unordentliches kleines Gemach, in dem die Sängerin, ihre Schokolade schlürfend, auf dem Sofa lag. Ein atemberaubender Dunst von verschiedenen Parfüms, von Puder und verbrauchter Luft schlug ihm entgegen.

Sie war eine hübsche Person mit lebhaften dunklen Augen und krausem, rötlich braunem Haar. Ein sehr vertragener, einst gelblichweißer Schlafrock mit zerrissenen Spitzen und locker hängenden blauen Schleifen, umhüllte ihre volle Gestalt.

„Na, Barönchen,“ lächelte sie und streckte ihm ihre Hand hin, „wat bringen Sie Jutes?“

Er warf etliche Kleidungsstücke von einem Stuhl und setzte sich ihr gegenüber: „Die drei mit verschiedener Handschrift jeschriebenen feinen Billets an den Direktor, in denen man Sie als Carmen zu sehen verlangt, sind abjeschickt.“

„Und wird er drauf 'reinfallen?“

„Es stehen jute Namen darunter.“

„Was weiter?“

„Wie viel Kränze spendiren Sie sich zu morjen abend?“

„J, wo werd' ick denn immer! Der blonde Adolf, Goldsöhnchen, Lieutenant Süßholz und der dicke Philippsohn schworen sämtlich, sie wollen mir welche werfen.“

„Bon. Andere Aufträge?“

„Sie sollten wieder mit Ihrem richtigen Avec auf'n Jimpelfang jehen, Alterchen; so'n würdiger Rentier, wie Sie sind. Sie wissen, das Komite zahlt Ihnen für jeden, den Sie anschleppen und der neu pointirt, 'en schönes Douceurchen.“

„Wollen's versuchen; ist nicht so leicht.“

„Ach, Sie Komödiante, Sie können alles!“

„Und weiter . . .“

„Na, das Souper zum Donnerstag,“ sie tupfte mit einem zerknitterten Spitzentaschentuche ein paar Schokoladenflecke von ihrem crêmefarbenen Kaschmir und rief: „Der Abend muß wieder jottvoll werden!“

„Büffet mit kalter Küche wie's vorigemal?“

„Ja, viel Mayonnaisen und Champagner auf Eis, der reizt und macht Lust zum Wagen.“

Sie plauderten noch eine Weile; als er aufstand, um zu gehen, streckte er ihr die offene Hand hin: „Wir haben zwanzig Mark für die Billetdoux vereinbart, die ich von wegen Carmen an den Direktor jeschrieben habe, also berappen.“

Sie schlug ihn leicht unter die Hand: „Ja, Kuchen! Die jiebt's erst, wenn ich Carmen spiele.“

„Sie wissen, Paulinchen, daß ich Ihnen nichts pumpe.“

„Na, Jünglingeling, keene Bosheit nich!“ Wie sie ihn anlachte und welch drollige Gesichter sie schnitt. „Man immer jut sind, ich werde mich doch mit Vattern nich verzanken!“

Er zuckte grämlich die Achseln, murrte: „Nichts auf der Welt umsonst,“ verließ sie aber, ohne weiter auf die Zahlung zu dringen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Bergens rüsteten zu ihrer Uebersiedlung in die Stadt. Nur noch einmal fand Adelheid Zeit mit ihren Ponies nach Hasenkamps Hof zu fahren; sie konnte Anton nur flüchtig begrüßen und holte Jorja aufs Schloß. Hier blieben die beiden Mädchen neben der Baronin, die es interessirte, Jorja wiederzusehen und zu beobachten.

Josias, sonst unzertrennlich von den Damen, erschien heute nur flüchtig, es bedürfe für die nahe Abreise noch mancher Vorbereitungen und er wolle nur Fräulein Becker Lebewohl sagen. Er sprach förmlich, aber das Auge der Mutter gewahrte, daß er seine Bewegung kaum beherrsche.

„Was ist eigentlich mit Ihnen geschehen, Don Jose!“ fragte Jorja in ihrer kindlichen Offenheit. „Sie sehen ja so abgeblaßt und trübe aus wie ein Schatten Ihrer selbst und waren sonst doch immer unterhaltend und vergnügt.“

Adelheid lachte: „Dies Kompliment hat man meinem Bruder gewiß noch nicht oft gemacht.“

„Ich bedaure, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte er gezwungen, „daß ich Ihnen keinen angenehmeren Eindruck zurücklasse, aber im gegenwärtigen Falle kann ich wirklich Ihren Wünschen nicht entsprechen.“

Er war ja unglaublich steif. „Freuen Sie sich denn gar nicht auf Berlin? Ich denke mir es himmlisch!“

„Sie wissen, daß wir wegen meiner Mutter Gesundheit hingehen und ich besonders meiner Studien halber.“

„Ach, das ist ja alles nicht schlimm, die edle Sennora ist wieder ganz wohl, und wenn das Studiren Sie langweilt, so lassen Sie's und amüsiren sich statt dessen.“

Er lächelte bitter und empfahl sich; die Mutter aber versuchte, als er gegangen war, sein Wesen in ein günstiges Licht zu setzen und herauszulocken, wie Jorja über ihn denke. Das wurde ihr nicht schwer, denn Vorsicht oder Verschlossenheit gab es noch kaum im Herzen der Kleinen.

„Don Jose war immer so reizend,“ rief sie lebhaft, „so artig und freundlich wie möglich, ich habe nie einen liebenswürdigeren Hidalgo gesehen! Noch auf dem Balle, bis ... bis ... ja, bis ihn im Garten so fror, da hat er sich gewiß erkältet.“

Die Baronin nickte: „Sie haben recht, mein Kind, hoffentlich wird er das Leiden bald überwinden.“

Als Jorja heimkehren wollte, was heute früher geschah als sonst, gebot die Baronin ihrer Tochter, die Freundin nicht länger zu begleiten, als bis man Herrn Hasenkamp, der sie ja wieder abholen wolle, getroffen habe. Adelheid versprach es und die Mädchen gingen. Josias ließ sich nicht sehen.

Sie einigten sich, während sie nach Anton ausschauten, wieder darüber, daß sie gar zu gern miteinander tauschen würden, und malten eine der andern aus, wie angenehm ihre Lage sei. Dann sagte Adelheid:

„Wir sind doch rechte Freundinnen geworden, liebe Jorja, wollen wir uns nicht das schwesterliche Du geben, man steht in Deutschland dadurch viel näher.“

„O, gern, liebe Adelheid!“

Die Baroneß umfaßte in ihrer herzhaften Art die Kleinere und wollte sie auf den Mund küssen; diese neigte ihr aber die Stirn entgegen.

„Warum thust Du das?“

Jorja errötete: „Ich bin nicht an den Kuß gewöhnt.“ Sie gingen Arm in Arm und voll Wärme für einander weiter.

Als sie am Parkgitter vorbei waren, kamen sie an ein Feld, wo Kartoffeln ausgenommen wurden. Sie blieben stehen und sahen der Arbeit zu. Eine Reihe von Frauen kniete auf dem Boden und sammelte die Frucht aus dem aufgepflügten Lande, das sie mit den Händen durchwühlten. Schon gefüllte Säcke standen aufgerichtet und ein Mann schritt von einer Arbeiterin zur andern und entleerte ihre Mulden.

„O, wie abscheulich!“ rief Jorja sich schüttelnd, „so in den Schmutz zu greifen!“

„Die liebe Muttererde ist doch kein Schmutz,“ entgegnete Adelheid eifrig. „Ich möchte nichts lieber als da knieen und die nahrhafte Gottesgabe in meinen Korb sammeln. Wie reinlich und lecker die gelben Knollen aus der dunklen Erde hervorsehen und wie man sich freuen muß, wenn man hier und da noch ein Nest findet!“

Während sie so sprachen und ihrem Wege den Rücken wandten, war Anton aus einem Gebüsch hervor und hinter sie getreten. Er hatte die kurze Unterredung angehört und fühlte, wie er seinem ganzen Wesen nach auf Seiten der Baroneß stehe. Jetzt wandten sich die Mädchen und begrüßten ihn.

„Ich muß Ihnen hier Lebewohl sagen, Herr Hasenkamp,“ sprach Adelheid mit leise bebender Stimme. „Uebermorgen reisen wir. Es gibt noch viel zu thun. Meine Mutter kann mich schwer entbehren; sie wünscht, daß ich gleich ins Haus zurückkehre, auch Josias hat nicht mehr Zeit gefunden, uns zu begleiten.“ Sie reichte ihm die Hand.

„Möge es Ihnen wohl gehen, Baroneß. Werden Sie an Georgine schreiben?“ Auch seine Stimme klang unsicher.

„Gern will ich schreiben und auf Nachricht hoffen.“

„Ach ja, liebe Adelheid! Du erzählst mir, wie schön es in Berlin ist! Was wird's von hier zu melden geben? Winter, Kälte, Langeweile!“ Jorja schüttelte sich. „Aber bald kommt mein lieber Vater, und dann will ich ihn bitten, daß wir auch nach Berlin gehen.“

Während ihre kleine Gefährtin plauderte, standen die beiden Abschiednehmenden Hand in Hand und blickten sich in die treuen, vielsagenden Augen. Mehr durften sie sich jetzt noch nicht gewähren und so schieden sie.

Bevor Adelheid in der Allee verschwand, wandte sie sich noch einmal, schwenkte ihr Tuch, und er, der sich eben auch umsah, erwiderte diesen letzten Scheidegruß mit dem Hute. Wie schwer und weh ihnen jetzt beiden ums Herz war! Was würde ihnen das Frühjahr bringen? Sollten sie hoffen oder fürchten?

Noch ein anderes Scheiden veranlaßte bald darauf in Hasenkamps Hause manche Aufregung. Fritz sollte das Elternhaus verlassen und auf die Schule gehen. Auch für Jorja war der Abschied von ihrem treuen Freunde und Gefährten Federigo ein tiefempfundener Kummer.

Der Korbwagen stand angespannt vor der Hausthür. Der Vater saß darauf und hielt die Zügel, er wollte seinen Knaben in das fremde Haus begleiten. Auf dem zweiten Stuhle stand Fritzens Koffer, neben dem der Knecht saß, der den leeren Wagen von der Station zurückfahren sollte.

Der junge Reisende selbst lag noch in den Armen seiner Mutter, die in Thränen zerfloß und sich von ihrem geliebten Aeltesten nicht trennen konnte.

Die Geschwister schluchzten und schrieen laut, alles Gesinde hatte sich versammelt, die Mägde hielten ihre Schürzenzipfel vor den Augen und stießen dann und wann ein leises Geheul aus, die Knechte sahen grimmig darein und verbissen sich die aufsteigende Rührung; sie hatten alle den lebhaften, gefälligen Jungen, der unter ihren Augen aufgewachsen war, besonders gern. Selbst die Hunde drängten sich anteilnehmend herzu.

Jorja lehnte, mit ihrer Betrübnis kämpfend, in der Thür, sie hob dann und wann den Fächer vor die Augen, um ihre Thränen zu verbergen.



Philipp Hasenkamp zog seine Uhr und brummte, es sei nun aber Zeit. Da riß sich Fritz aus den Armen seiner Mutter los und stürzte noch einmal auf Jorja zu. Er umfaßte sie stürmisch und wollte sie auf den Mund küssen. Sie aber erschrak und bot ihm die Wange. Er lief davon, sprang auf den Wagen und fuhr ab.

Die arme Betty stand verstört da, während ihre drei nachbleibenden Kinder sich unter Geschrei an sie klammerten; dann ging alles wieder an die Tagesarbeit.

Jorja war sinnend nachgeblieben. Weshalb hatte sie den guten Jungen, dem sie herzlich zugethan war, nicht auf die Lippen küssen mögen? Es überlief sie etwas wie ein Schauder der Abwehr, wenn sie an die Möglichkeit dachte.

Sie war an gar keine Liebkosung gewöhnt. Die alte Pepa hatte nur gewagt, ihr Hand oder Kleid zu küssen. Miß Carden? Jorja mußte lachen, wenn sie sich die steife Schottin küssend dachte. Und ihr Vater, sie erinnerte sich nur des einen Scheidekusses auf die Stirn. Auch hier hatte kein anderer Mund je ihre Lippen berührt und dabei sollte es bleiben.

Frau Betty war mit dem allmählichen Besinnen — über das ihre schwerfällige Natur nicht hinaus konnte — zu dem Entschlusse gelangt, daß sie doch etwas ausgiebiger für die bald zu erwartende Erzieherin sorgen müsse, als sie es anfänglich beabsichtigt hatte. Ein großes Zimmer neben der Küche, in dem bisher zwei Leinenkoffer und eine Zeugrolle standen, war nach vielen Ueberlegungen geräumt worden. Philipp hatte einen eisernen Ofen setzen und den Raum mit Tapete auskleben lassen und dann war an Hausrat hineingetragen, was sich fand. Bettys Ordnungssinn hatte nachgeholfen und man war der Ehre des Hauses doch auch etwas schuldig! Das Bett stand hinter einem Vorhange, der, auf Bindfaden gezogen, eine Ecke abteilte; durch die beiden mit hellen Kattungardinen verzierten Fenster sah man in den Garten; sogar ein kleines Sofa hatte sich gefunden samt einem starken Tisch, an dem der Unterricht gegeben werden konnte.

Und nun saß endlich die viel besprochene Berliner Gouvernante, frisch von der Station angekommen — ebenso wie damals im Sommer Jorja — im Wohnzimmer mit der Familie am Kaffeetische.

Schlicht, natürlich und unbefangen war Sophie Heralsky in den fremden Kreis eingetreten. Ihr ruhig verständiges Wesen erweckte Vertrauen, und ihre Bescheidenheit und Zurückhaltung wirkten ermutigend selbst auf die verlegene Hausfrau. Da war in dem Wesen des blassen Mädchens auch kein Zug von Vordrängen oder von dem Bestreben, die Meinung über sich günstig zu beeinflussen.

Als Betty sie in ihr Zimmer führte, schien Sophie sehr befriedigt zu sein, und in der That, verglichen mit ihrer halbdunklen Berliner Stube, die als Wohnraum und Durchgang für den polternden Vater diente, war dies hier ein freundliches Gemach. Als Betty mit der Fremden die Wohnstube verlassen hatte, wurden Urteile über die Neuangekommene laut.

„Gar nicht ‚schnodderig‘, wie man sich so 'ne Berlinerin denkt,“ meinte Philipp, „soll ja eigentlich ein Wunder sein, wenn ein Berliner Frauenzimmer bescheiden ist. Unterwegs hat sie auch recht ruhig und vernünftig mit mir gesprochen.“

„Trotz der Brille und dem grauen Kleide sieht sie ganz fein aus,“ meinte Jorja. „Zwischen Donna Sofia und meiner stockigen Miß Carden ist jedenfalls ein himmelweiter Unterschied.“

„Schön, daß sie nicht aufgefliet ist wie gewisse Leute!“ rief das kecke Lottchen, das noch immer gern die kleine Tante neckte.

„Was weißt Du davon?“ sagte Jorja und blies der Stumpfnase den Dampf ihrer Cigarrette ins Gesicht, so daß die Kleine niesen mußte, „Egitte!“ schrie und davon lief.

„Mir scheint auch,“ schloß Anton, der in letzter Zeit ein viel ernsteres Wesen angenommen hatte; „Du kannst froh sein, Philipp, daß die junge Person einen so angenehmen Eindruck macht.“

Abends, als das Hasenkampsche Ehepaar in seinem Schlafzimmer miteinander allein war, sagte der Mann: „Jetzt weiß ich auch, Bettychen, wie Du mit der Frau Superintendentin auseinander kommst. Diese kleine Schulmeistersche ist gerade die Rechte, die Du vorschieben kannst. Laß sie man nach der Pfarre rennen so viel sie will. Du hast's dann nicht nötig. Frau und Ofen gehören ins Haus!“

Betty, die eben das blonde Haar unter ihre Nachtmütze strich, entgegnete erleichtert: „Das ist doch zum wenigsten etwas! Aber sie scheint wirklich ganz nett. Hast Du wohl gesehen wie gut ihr der Kaffee schmeckte und wie unser kleiner Heinrich gleich zutraulich wurde?“

Sophie Heralsky ruhte nun zum erstenmale unter einem fremden Dache und war voraussichtlich für längere Zeit von der peinigenden Gesellschaft ihres Vaters befreit. Sie dankte Gott dafür in einem inbrünstigen Gebet. Sie fühlte, ja sie wußte es schon, hier herrschten Verwandtenliebe und treue Zusammengehörigkeit, hier gab es schlichte, reine Verhältnisse und ein freundliches Miteinanderleben. Wie das der von täglichem Unfrieden Gequälten wohl that!

Sie hoffte, ihr Vater werde den Pakt halten, den sie mit ihm geschlossen hatte. Wenn nicht, wenn er sich's doch herausnahm und ihre Stellung bei diesen harmlosen Menschen erschütterte, so war sie fest entschlossen, ihm nie wieder einen Pfennig von dem ihrigen zu geben. Er wußte das, er kannte sie, und sie glaubte, er werde sich hüten, mit ihr ganz zu brechen.

Außerordentlich rasch gewöhnte Sophie sich an die schlichte Hausordnung, sie konnte den Ansprüchen, die an sie gestellt wurden, leicht genügen und schuf sich eine den Verhältnissen angepaßte Tageseinteilung. Die Mädchen brauchten einen genauen Unterricht in allen Anfangsgründen, da viel vernachlässigt worden war. Den kleinen Heinrich würde sie mehr aus Neigung als aus Pflicht beschäftigen und beaufsichtigen. Ihre schwierigste Aufgabe blieb eine erziehliche Beeinflussung Jorjas.

Die beiden jetzt so nah aufeinander Angewiesenen waren völlig verschiedene Naturen.

Sophie, die Aeltere und Klügere, karg gewöhnt, verschlossen, streng gegen sich und andere, nüchtern und von bestimmten, klar durchdachten Grundsätzen geleitet. Jorja dagegen verzogen, mit dem offenen Vertrauen eines Kindes, dem die ganze Welt entgegenlacht und mit den Ansprüchen, als sei alles Beste nur für sie da, anderseits talentvoll, von poetischem Trieb und Schwung und in ihren Handlungen vom Anreiz des Augenblicks bestimmt und abhängig.

Was die Kenntnisse der kleinen Mexikanerin betrafen, so war Sophie überrascht, wie gewissenhaft die Schottin vorgearbeitet hatte und wie wenig nachzuholen war. In den Sprachen standen Lehrerin und Schülerin sogar fast auf gleicher Stufe.

Die große Verschiedenheit ihrer Begabung und Eigenart ließ Sophie der Jüngeren Wesen noch unberechtigter und unreifer erscheinen als es sachlich beurteilt sein mochte, und die junge Erzieherin beschloß, hauptsächlich durch gute Lektüre und verständige, überzeugende Erörterungen auf die Anvertraute zu wirken.

Ein großer Uebelstand war es, daß Sophie mit den schönen Künsten auf gespanntem Fuße stand. Sie hatte auch aus diesem Grunde mit einer bescheidenen Stelle fürlieb nehmen müssen. Sie besaß weder Gehör und musikalisches Talent noch Blick und Hand zum Zeichnen.

Ueber ihre Vorlagen von Geräten, Häusern und Bäumen lachte Jorja, so unwirklich kam ihr alles vor.

Vielleicht lachte sie auch vor Vergnügen, daß ihr nun doch vermutlich für die kurze Zeit, die sie noch hier sein würde, die angenehme Abwechslung, beim Padre zu zeichnen und zu malen, geschaffen werden müsse.

Endlich kamen die sehnlich erwarteten Briefe von Friedrich Becker aus Virador für die Seinen an. Jorja brach in lauten Jubel aus, schwieg aber betroffen als sie gelesen hatte. Betrübt ließ sie das Blatt sinken.

Ihr Vater schrieb, daß er mit einer Menge von Widerwärtigkeiten zu kämpfen habe, daß sich zum Verkauf der Hacienda und des Rancho keine Gelegenheit biete, und daß er für den Winter noch nicht an sein Hinüberreisen denken könne.

Gegen den Schwiegersohn sprach Becker sich noch eingehender über seine geschäftliche Lage aus, die ihn zwinge dort zu bleiben. Er bat Hasenkamp fernerhin treu für sein kleines, verzogenes Mädchen zu sorgen und alles zu thun, damit sie die Unbilden eines norddeutschen Winters gut überstehe. Jorja solle unter jeder Bedingung dort bleiben, wo er sie in liebevoller Obhut wisse und ihretwegen ruhig sein könne. Sie habe ihm auch sehr vergnügt geschrieben, und er sei froh, daß es ihr dort so gut gefalle. Es freue ihn, daß eine jugendliche Lehrerin und Gefährtin gewonnen sei, und er hoffe, daß Jorja den Winter besonders anwende, ihr hübsches Zeichentalent auszubilden.

Man las diese Briefe gemeinschaftlich unten im Wohnzimmer.

„Warm wollen wir es Dir schon machen, liebes Schorsinchen," sagte Betty freundlich; „den Torf haben wir selbst, damit brauchen wir nicht zu sparen."

„Und da wir nun bestimmt wissen, daß Du hier bleibst," fügte Hasenkamp hinzu, „mußt Du Dir nur gleich Mäntel, Pelzgeschichten und ordentliches Fußzeug kommen lassen. Denn nun hat's ein Ende mit den weißen Kleiderchen und Tanzschuhen. Betty oder Fräulein Heralsky können Dir dabei raten."

Als Philipp sich, eine Zustimmung erwartend, nach seiner kleinen Schwägerin umsah, hatte sie leise das Zimmer verlassen.

Jorja wurde oben in ihrer Stube zum erstenmale vom Heimweh gepackt und geschüttelt. Sie lag in der Sofaecke, hatte den Kopf in die Kissen gedrückt und schluchzte kläglich. O, o, wie sollte sie es hier während des ganzen, langen Winters aushalten?

Ja, sie hatte im Sommer geschrieben, wo ihr alles neu war, daß es ihr hier recht gut gefalle, aber jetzt wurde es schon immer kälter und unfreundlicher und sie fand es abscheulich.

Aber sie durfte den Verwandten nicht zeigen, wie schlimm es ihr zu Mut war, die konnten ja nichts dafür, die thaten ihr nur Liebes und Gutes; es würde undankbar sein und herzlos, wenn sie sich's merken ließ, wie sehr sie sich fortsehnte.

Ob Vergens sie denn nicht einladen würden? Adelheid war ja ihre neue Schwester und Don Jose war ihr Freund. In Berlin mochte es hübsch und unterhaltend sein. Wie sie Adelheid beneidete! Und die machte sich nicht einmal viel aus ihrem Vorzug. Aber wenn sie nicht von selbst darauf kamen, sie um ihren Besuch zu bitten, durfte sie sich nicht dazu drängen.

O, daß ihr Vater auch so lange fortblieb! Mit ihm stand ihr die ganze Welt offen und sie gehörte ja auch nirgend hin wie an seine Seite.

Sophie Heralsky hatte Jorja beobachtet und gesehen, wie enttäuscht und betrübt sie davon geschlichen war. Nach einiger Zeit, die sie der Kleinen für ihren Schmerz gönnte, verließ auch sie das Zimmer, um Jorja oben in ihrer Stube aufzusuchen und wo möglich zu trösten. Jedenfalls konnte die betrübte Seele sich ihr eher öffnen als jemandem von der Familie. Durch eine vertrauliche Aussprache würde Jorja ihr näher treten, und sie den Einfluß gewinnen, den sie suchte.

Als Sophie neben der Treppe stand, kam ihr ein schlanker Mann mit lockigem, braunem Haar und strahlenden, grauen Augen entgegen. Er war durch die hintere Thür, die aus dem Garten ins Haus führte, eingetreten.

Sie hemmte ihre Schritte und blickte zu ihm auf. Als sich die beiden Augenpaare begegneten, wußten sie genau, wen sie vor sich sahen.

Gottfried Engelke hatte die Photographie dieses klugen, eigentümlich geschnittenen Gesichtes oft mit Teilnahme betrachtet.

Sophie vermochte sich keine Rechenschaft darüber zu geben, woher sie ihn mit voller Bestimmtheit erkannte. Sie blieb stehen und er sagte:



„Darf ich mich Ihnen vorstellen, Fräulein Heralsky? Pastor Engelke, Ihr Korrespondent. Es freut mich, daß Sie glücklich angekommen sind.“

Sie grüßte: „Ich bin eigentlich schon in Berufsthätigkeit. Unsere arme Georgine hat eben von ihrem Vater die Nachricht erhalten, daß sein Kommen hinausgeschoben ist, und daß sie noch den ganzen Winter hier bleiben soll. Sie hat sich hinaufgeflüchtet und ist gewiß sehr betrübt. Ich wollte gehen und sie trösten!“

In seinen Augen flammte ein Strahl unwillkürlicher Freude auf, der er aber keine Worte lieh. Er streckte Sophie die Hand hin und sagte: „Das ist recht, Fräulein Heralsky, stehen Sie der armen Kleinen in jeder Not bei!“

Dann gingen sie beide ihren Weg. Sie lief die Treppe hinauf und er betrat das Wohnzimmer der Familie.

Als Jorja der Kommenden ansichtig wurde, richtete sie das verweinte Gesichtchen aus den Kissen auf: „O, Donna Sofia, ich habe es nicht für möglich gehalten, daß mein lieber Vater mich so lange allein lassen würde!“

„Die Enttäuschung ist gewiß schwer für Sie,“ erwiderte die junge Lehrerin mitleidig. „Ich weiß ja schon, daß Sie sich von hier weg sehnen.“

„Wie sollte ich nicht? Ist es hier nicht häßlich, einsam und langweilig? Sie sind ja alle gut gegen mich; sie dürfen es auch nicht wissen, daß ich's hier schrecklich finde, nur Ihnen gestehe ich es. Aber habe ich nicht recht? Sie, die Sie aus der schönen großen Stadt kommen, finden es hier gewiß auch abscheulich?“

„Nein, mich erquickt die Ruhe und der offene, freundliche Verkehr im Hause.“

„Aber die tödliche Langeweile!“

„Dagegen gibt es Mittel.“

„Mittel? Ich habe auch schon von Haschisch und Opium gehört.“

Sophie lachte: „I bewahre, Kind! Meine Mittel sind besser. Eine hübsche, interessante Handarbeit, gute Lektüre, Ausbildung eines Talents. Dabei vergeht die Zeit im Fluge, und dann ist plötzlich der Frühling da und mit ihm Ihr lieber Vater.“

Jorja lächelte schon wieder, sie hoffte so leicht, und die Freude war ihr eigenstes Element.

„Wollen Sie mir helfen, Donna Sofia?“

„Gewiß, ich bin ja dazu hier.“

In diesem Augenblicke wurde die Zimmerthür geöffnet, Betty steckte ihr freundliches Gesicht mit den blanken roten Backen herein; sie kam liebevoll auf Jorja zu, die sich schnell aus ihrer Ecke erhob.

„Der Herr Pastor ist unten, Schwesterchen,“ sagte sie und streichelte die heiße Wange der Betrübten. „Wir haben ja all lange gern gewollt, daß Du 'en bischen bei ihm malen solltest. Na, er will ja auch so gütig sein, aber es wäre doch nett, wenn Du ihn noch selber bätest.“

Jorja errötete und warf den Kopf auf. „Weshalb bitten? Er hat es ja schon längst angeboten.“

Sophie legte sich mit ihrer ruhigen, überzeugenden Stimme ins Mittel:

„Fräulein Becker wünscht den Unterricht, da ist es ja selbstverständlich, daß sie drum bittet.“

Sie nahm Jorjas Hand und führte die Willenlose — die im Grunde froh war, daß man sie aus dem Schmollwinkel, in den sie ihr Kummer getrieben, erlöste — ins Wohnzimmer hinunter.

„Ich bringe Ihnen hier Ihre Schülerin, Herr Pastor,“ sagte Sophie scherzenden Tones. „Eigentlich ist sie ja die meine, aber da ich mich unzulänglich fühle, muß ich um Ihre gütige Unterstützung bitten und Fräulein Becker, die sich große Freude von Ihrem Unterricht verspricht, möchte natürlich gern ihre Bitten mit den meinen vereinigen.“

„Wenn es denn nicht anders geht,“ sagte das trotzige Kind zögernd, „aber Sie dürfen nicht wieder so schlimm sein.“

„Bedingungslos, Fräulein Becker, der Lehrer hat das Recht zu tadeln und wird es ausüben. Gehen Sie darauf ein?“

Sie nickte und er war damit zufrieden; wie verweint und traurig sie aussah! Das arme kleine Ding, er begriff ja, daß sie hier ihr Lebenselement nicht fand, und daß man ihr helfen mußte, den bevorstehenden Winter, von dessen Trostlosigkeit sie sich doch noch keinen rechten Begriff machen konnte, zu ertragen.

Man begann nun das Nähere über die Malstunden festzusetzen. Fräulein Heralsky sollte am Dienstag und Freitag morgen mit ihrer Schülerin nach dem Pfarrhause kommen, wo man das große helle Zimmer für die Kinderlehre immer zur Verfügung hatte. Sophie — von Gottfried ermutigt — wollte auch noch einen Versuch wagen, etwas Zeichentalent bei sich heraus zu bilden.

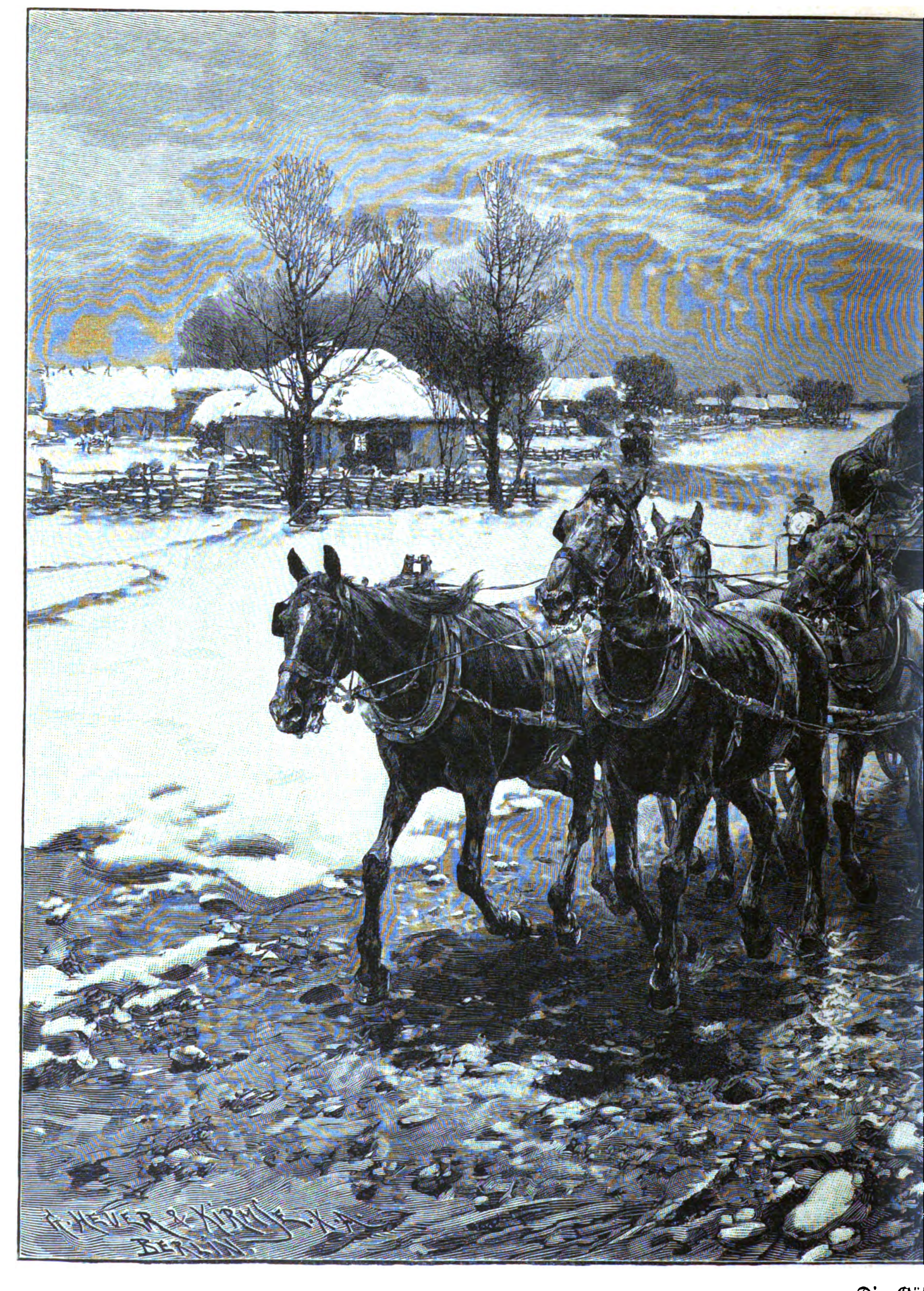
„Gleich morgen will ich nu' auch mit Fräulein Heralsky zur Frau Superintendentin gehen,“ sagte Betty; „entschuldigen Sie man, Herr Pastor, daß wir noch nicht gekommen sind, aber es ist ja immer so schrecklich viel zu thun.“

Sechzehntes Kapitel.

Die Frau Superintendentin empfing Betty mit der jungen Lehrerin in ihrer gnädigsten Laune. Sie hatte Fräulein Heralsky selbst ausgesucht und empfohlen, und daher stand sie ihr von vornherein als Gönnerin gegenüber. Die bescheidene Miene, die unscheinbare Kleidung der Fremden waren auch ganz nach Frau Engelkes Geschmack.

Durch ihren Sohn wußte sie von den Malstunden, die viel weniger nach ihrem Sinne waren. Eins tröstete sie indes, die Erzieherin würde dabei sein, dann ging sie ja die Sache nichts weiter an. Wollte Gottfried seine Zeit mit solchen Dingen vergeuden, so mußte er es vor sich selbst verantworten. Dies Fräulein machte ihr zum Glück den Eindruck, daß alberne Phantastereien in ihrer Gegenwart nicht vorkommen würden.

Betty sprach sich sehr dankbar über des Herrn Pastors gütige Absicht aus. Dann, gewissermaßen als Gegengabe, erfreute sie die gestrenge Frau mit dem Anerbieten, statt ihrer, die sie doch sehr ungeschick: und oft verhindert sei, Fräulein Heralsky als



Die Gä

Nach dem Gemälde vo



...ste kommen!

...on A. Wierusz-Kowalski.

Helferin bei der Arbeitsstunde für die Dorfmädchen anzunehmen.

Sophie sagte, daß sie über den Handunterricht nach der neuesten Art ziemlich Bescheid wisse, und wenn Frau Hasenkamp es erlaube, mit Freuden sich der Frau Superintendentin zur Verfügung stelle.

Am Mittagstische, zu dem der Pastor immer eilig und zerstreut und oft mit leisen Spuren von Oelfarbe an den Händen herunterkam, konnte die Mutter nicht aufhören, Hasenkamps Fräulein zu loben, besonders aber setzte sie Erscheinung und Wesen der Neuangekommenen im Gegensatz zu der kleinen Zierpuppe, dem ausländischen Unkräutchen, in das hellste Licht.

„Leider wirst Du wie die meisten Männer durch ein bißchen Außenseite verblendet," fuhr die alte Dame eifrig fort, — „was sich natürlich für Deinen Stand am wenigsten schickt — nun solltest Du einmal diesem netten, bescheidenen Fräulein Heralsky gegenüber die Augen aufthun und sie mit der Becker vergleichen."

„Zwei so verschiedene Wesen sind gar nicht zu vergleichen."

„Ich möchte doch wissen, weshalb alle Welt für das kokette Ding eine Ausnahmestellung gelten läßt? Sind Einfachheit, Fleiß, Bescheidenheit, Rücksichtnahme auf das Alter nicht Tugenden, die für jede junge Person gelten? Und wo findest Du von allen diesen trefflichen Eigenschaften eine Spur bei der Becker? Sie protzt auf ihres Vaters Geld, sie treibt sich müßig umher und setzt andere für sich in Bewegung; sie ist keck und unartig gegen das Alter, wenn es ihr die Wohlthat erzeigen will, sie zu bessern und herausfordernd gegen die Männer."

Gottfried hütete sich wohl, die Angegriffene zu verteidigen. Er hatte seine Mutter lange durchschaut. Ihre Abneigung gegen Jorja — begründet allerdings durch die große Ungleichheit des Wesens — fand ja die hauptsächlichste Nahrung in seiner Freude an dem reizvollen Geschöpfchen, die er anfänglich, vielleicht allzu lebhaft, geäußert hatte.

Aber welch eine Offenbarung der Schönheit, nach der er hier so lange geschmachtet hatte, war und blieb ihm die Kleine. Wie entzückten ihn ihre offene Natürlichkeit, ihre Unberührtheit, ihre Freude am Schönen, ihr Zartsinn! Konnte nicht bei Jorjas Anlagen noch alles Gute aus ihr werden? Kein Wort davon durfte er aber seiner Mutter sagen, wenn er nicht Oel in das Feuer ihrer Abneigung gießen wollte.

Er erwiderte also trocken, wenn ihr Fräulein Becker nicht gefalle, brauche sie die junge Dame ja nicht zu sehen; weder drängte sie sich ihr auf, noch erlaube er sich, der Mutter die Unzusagende in den Weg zu führen. Das Zimmer drüben sei neutrales Gebiet, wo die beiden Mädchen niemand störend sein würden.

Als nun die erste Zeichenstunde herankam, war Gottfried voll freudiger Spannung. Endlich sollte das Längstersehnte zur Thatsache werden!

Er, der sonst mit jeder hellen Stunde am Tage, die er an der Staffelei zubringen konnte, geizte, fand heute keine Ruhe in seinem Atelier. Zweimal war er schon unten gewesen, um die Tische zurecht zu rücken und nachzusehen, ob die Magd auch den Staub sauber abgewischt und tüchtig geheizt habe, wie er es angeordnet hatte, da das große, unbewohnte Gemach kälter war als die anderen Räume des Hauses. Er gestand sich selbst, daß er besonders auf Jorja Rücksicht genommen habe, die so leicht fröstelte. Er verschwendete sogar seinen Parfüm, weil er ihr empfindliches Näschen kannte.

Jetzt trug er eine kleine Staffelei hinunter und dann ein paar große Mappen, die eine mit Handzeichnungen, die andere mit Oelskizzen. Er legte beide auf den Tisch in der Mitte und begann, seine alten Studien zu ordnen.

Während er noch damit beschäftigt war, sah er seine Schülerinnen auf das Haus zukommen. Er hätte ihnen wie ein Knabe mit lautem Willkommen entgegeneilen mögen, aber er beherrschte sich und öffnete nur die Stubenthür.

„Wie behaglich," sagte Jorja, als sie bei ihm eintrat, und wärmte ihre kleinen Hände an dem braunen Kachelofen.

Dann versammelten sie sich alle um den Tisch und besahen miteinander die Skizzen. Der Maler forderte der Betrachtenden Urteile, die sehr verschieden ausfielen.

Sophie griff trotz allem Zögern, aller Vorsicht fehl. Sie sah weder eine unnatürliche Farbengebung noch eine Verzeichnung und bekannte — da sie zu einer Beurteilung ihrer selbst klug genug war — sie habe bei aller Freude an der Kunst eigentlich keinen Sinn dafür.

Ganz anders Jorja. Unbestechlich war ihr Auge, wo es Schönheit galt. Reine Linien, lebendige, wahre Formen und natürliche Farben erkannte sie mit einer Unmittelbarkeit, die Gottfried in Entzücken setzte.

„O, wie steif, wie gewollt!" rief sie, den Entwurf einer Grablegung Christi betrachtend.

„Was sagen Sie zu der Zeichnung, Fräulein Heralsky?"

„Mir erscheint die Gestalt dieses Engels mit dem Palmenzweige sehr schön."

„Der linke Arm ist ja viel zu lang!" rief Jorja.

Gottfried lächelte; die Kleine hatte recht.

„Und nun diese Heidestudie?"

„Sehr düster," meinte Sophie.

„Aber so ist es!" rief Jorja. „Ich habe solche Birken und seltsam geformte Wachholderbüsche gesehen; man meint, auch im Gewölk den Gewittersturm zu spüren, der sie biegt und zaust und in dem Heidekraute wühlt."

Gottfried erzählte nun den beiden aufmerksam Lauschenden, daß er während seiner Studienjahre in Düsseldorf hauptsächlich biblische Scenen gemalt und seine Zukunft darauf zu gründen gedacht habe. Es sei immer Nachfrage nach erhebendem Bilderschmuck für Kirchen und Kapellen, und mit großer Befriedigung sei er diesen Stoffen nachgegangen.

„Hier ist das plötzlich ganz anders geworden," fuhr er eigentümlich erregt fort. „Die schlichte Natur, in die ich mit schon geöffnetem Auge gestellt



wurde, that es mir an. Der Reiz großer Einfachheit überwältigte alle schablonenhafte, schulmäßige Kunst. Ich lernte wahr sehen und versuchte in stiller, heimlicher Arbeit wiederzugeben, was ich gesehen hatte. Alles angekünstelte Phantasiewerk verschwindet gegenüber den Thatsachen, die Gott vor uns hinstellt. Ich fand hier ein Stück unberührter Natur; keine Pflugschar hat jemals unsere Heideflächen aufgerissen, keines Menschen Hand des Schöpfers Werk verändert. Diese Ursprünglichkeit atmet Gottes Nähe und wirkt künstlerische Begeisterung —"

„Aber ist es hier denn nicht häßlich?" warf Jorja erstaunt ein.

„Dasselbe habe ich mich auch anfänglich gefragt, dann aber immer sicherer mit nein — tausendmal nein geantwortet. Sollte nur in der Fülle, im Reichtum von Farben und Formen, die Schönheit beruhen? Ist nur auf den Höhen des Lebens das Glück zu finden? Die Poesie der Heide besteht in ihrer Schlichtheit, in den verschiedenen Stimmungen und Beleuchtungen, in der Ruhe, die dem Sinne bleibt, jeden Eindruck auf sich wirken zu lassen. Wenn irgendwo, so kann sich hier ein Künstler entwickeln.

Endlich gingen sie nun auch an die Arbeit. Beschämt versicherte Sophie, daß von alle diesen Studien keine leicht genug für ihren ungeschickten Stift sei; endlich wollte sie es mit einem einzelnen Baum versuchen. Hierbei saß sie nun während der Stunde, die ihnen noch bis zur Mittagszeit blieb, voll unermüdlichen Fleißes, sie wischte und zirkelte und zog ihre Linien, aber der Baum wurde immer mehr einem aufgerichteten Besen ähnlicher als einer Eiche.

„Wir müssen es erst mit geradlinigen Vorlagen versuchen, Fräulein Heralsky," meinte Gottfried gutmütig lächelnd.

Jorja hatte sich währenddem keck an das kleine Heidebild im Gewittersturm gewagt. Ihr Stift flog, ihre Augen glänzten und ihre Wangen brannten. Auch sie brachte nichts Lobenswertes zu stande, die Zeit war auch zu kurz gemessen, aber man konnte doch sehen, was sie wollte und daß sie Talent für ihre Aufgabe mitbrachte.

„Lassen Sie sich raten, Fräulein Becker," sagte ihr Lehrer mahnend, „gehen Sie nicht so zuversichtlich vor. Nehmen Sie meine Skizze mit, fangen Sie auf einem frischen Blatte an und versuchen Sie zu Hause ruhig und sorgfältig wie Ihnen die Ausführung gelingt. Werden Sie der Linien und Formen Herr, so wollen wir es in Oel versuchen."

„In Oel!" schrie Jorja und flog empor, „aber das wäre ja herrlich!"

„Ja, ich habe nach dieser Zeichnung eine Oelstudie gemacht und später ein Bild ausgeführt. Es war das erste, was ich nach meinem Herkommen im Frühling malte."

„O, bitte, zeigen Sie mir das!"

„Es steht oben in meinem kleinen Atelier und das ist kein Ort, wo ich Damen empfangen könnte." Dann, als er des Mädchens betrübtes Gesicht sah: „Ich hole das Bild vielleicht später einmal herunter."

Die Zeit drängte, Sophie verließ mit Jorja das Pfarrhaus. Die Kleine war voll Glück und Freude, gleich einem Schatze trug sie die Zeichnung ihres Lehrers in der Hand. „Wie schön war die Stunde, Fräulein Heralsky; ja, Sie haben recht, wenn wir viel zeichnen, wird der Winter erträglicher werden."

Und sie kamen regelmäßig in dem schlichten Schulzimmer zusammen, sie plauderten, zeichneten, besahen, was er vorlegte und lernten sich immer genauer in ihrer verschiedenen Art kennen; lernten immer mehr wie sie auf einander wirkten, waren behaglich, glücklich und genossen wie etwas Unverlierbares, was so gleichmäßig blieb und so regelmäßig wiederkehrte.

Gottfried wurde sich immer mehr bewußt, wie in Jorjas Nähe seine Künstlernatur Befriedigung und Stärkung fand. Er schloß die Augen vor jedem tieferen Blick in sein Herz, weil er sich immer bewußt blieb, daß sie ein Schmetterling sei, den er nicht einfangen könne. Auch Sophie interessirte ihn, sie war so ernst, so zuverlässig, fast wie ein Freund.

Manchmal sang er auch den Mädchen ein Lied am Pianino, und wenn er Jorja dann sehr bat, und wenn sie die Melodie schon öfter gehört hatte, stimmte sie ein. Ihr Gesang war ganz kunstlos, aber sie besaß eine frische Stimme und ein sehr feines Gehör.

Die Novemberstürme brausten über das flache Land, schüttelten die Aeste der alten Eichen auf Hasenkamps Hof, heulten um das hohe Dach des Wohnhauses und fingen sich in den Winkeln und Ecken zwischen Ställen und Scheune. Jetzt war bei leichtem Frost der erste Schnee gefallen, die Kinder trieben sich heute morgen auf dem Hofe umher, formten Schneebälle mit blauroten Händen und warfen sich damit.

Plötzlich unterbrachen sie ihr Spiel, stürmten zum Thore und riefen: „Der Büchermann — der Kalenderonkel!"

Mit der Pforte in der Hand stand da eine den Kindern wohlbekannte Gestalt. Es war ein untersetzter Mann im winterlichen Paletot, die Hosen in derbe Stiefel gesteckt, eine Pelzmütze auf dem eisengrauen Haare, eine dunkle Brille auf der kräftigen Nase und die schwere Büchermappe am Riemen umgehängt.

„Wunderschöne bunte Bilderbücher für artige Kinder!" rief der Mann mit gewaltiger Stimme und ging dann, von den Kleinen umjubelt, in das Haus.

In der Küche stand Sophie Heralsky neben der Anrichte und schnitt Butterbrote für die Kinder. Betty hatte auf einem langen Brett mehrere Hühner vor sich liegen, die sie für den Mittagstisch spickte, deshalb hatte sie auch Sophie gebeten, den Kleinen das zweite Frühstück zu geben. Die Hausfrau lobte eben mit behaglichem Wortschwall ihre diesjährige, wohleingeschlagene Federviehzucht.

Plötzlich schraken beide Frauen auf. Von der offenen Küchenthür her rief eine durchdringende Stimme: „Morjen, meine Damen! Der Herr Xaver ist da! — Neue, treffliche, wunderhübsche, äußerst

unterhaltende, noch nie dajewesene, schöne Bücher! Sehen Sie sich meinen Vorrat an, jeehrte Damen! Etwas für die langen Winterabende, etwas —"

„Entschuldigen Sie, Herr Xaver," sagte Betty und streifte sich vorsichtig mit der nassen Rechten den Aermel ihres Leinenkleides noch etwas mehr in die Höhe, „wir haben aber gerade reichlich viel zu thun. Und nach dem Lesen fragen wir auch nichts, denn abends sind wir schrecklich müde."

„Aber da das schöne Fräulein? Sieht selbst von der Rückseite jelehrt aus."

Sophie hatte sich abgewandt, sie fühlte sich von unaussprechlichen Empfindungen geschüttelt. O, wenn sie hätte entkommen, dieser Lüge und Komödie, die der Mann mit ihr aufführen würde, entrinnen können! Die Kinder drängten aber heran und verlangten ihre Butterbrote, die noch nicht fertig waren, und er stand vor der Thür, durch die sie hätte gehen müssen.

„Unser Fräulein hat mehr Bücher als Sie!" sagte Betty stolz.

Lottchen, die ihr Butterbrot erobert hatte, räumte einen Seitentisch frei, rückte einen Stuhl heran und bat, der Herr Xaver möge sich setzen und die Bilderbücher zeigen, sie wünsche sich eins zum Weihnachten. Er that es und packte unter anpreisenden Worten seine Tasche aus.

Der kleine Heinrich kam heran:

„Soll Tante Fiechen Dich auch ein Butterbrot geben, Mann?" rief er.

„Ja, wenn Sie hungrig sind, wir haben's!" sagte Lotte selbstbewußt.

„So jeehrt ich sein würde," schnarrte der Kolporteur, „wenn Fräulein Fiechens schöne Hände mir ein Bemmchen widmen wollten, so danke ich doch janz erjebenst."

In diesem Augenblicke dachte Sophie die Küche zu verlassen.

„Verschwinden Sie doch nicht mit so 'en verächtlichen Avec, Sie Vortrefflichste!" schrie der Alte ihr nach. Aber sie sollte auch noch nicht zum „Verschwinden" kommen.

Jorja trat ihr entgegen, umfaßte sie, zog sie wieder in die Küche und fragte: „Was gibt's denn hier? Endlich 'mal etwas Amüsantes?"

Sophie mußte dableiben, die Kleine hielt sie fest, und nun standen sie beide neben den Büchern.

Xaver starrte mit großen Augen Jorja an. Er rückte an seiner Brille, und um seinen Mund zuckte es bitter und zornig. Zur Bewunderung hätte er Ursache gehabt, aber diese Empfindung lag ihm offenbar fern.

Das Mädchen sah sehr hübsch aus. Sie trug ein hellblaues Sammetjäckchen mit weißem Pelz besetzt; ihre gelbliche Blässe war frischeren Farben gewichen, und die großen Augen strahlten den Fremden neugierig an.

Diese Augen, diese wohlbekannten hellblauen Augen mit dem eigentümlichen Frageblick und dem innerlichen Lichte, o, wie die ihm aus der Vergangenheit entgegenbrannten. Ja, es waren ganz die Augen ihres Vaters!

Aber er faßte sich, schlug dies und das Buch auf und pries es an.

Jorja kaufte allerlei für die Kinder, die jubelnd damit zur Mutter eilten.

„Hier etwas Wunderschönes für junge Fräuleins," sagte der Alte und hielt Jorja das Titelbild eines Romans hin.

Man sah ein Weib in glänzenden Kleidern und mit fliegendem blondem Haar, auf einem Schimmel reitend, davonsprengen und in der Ferne eine Schar Häscher ihr folgen.

„Die bleiche Gräfin, oder der Kampf um eine Million," rief er: „Sie kommen nicht aus der Spannung 'raus, ein Abenteuer jagt das andere, et is eine riesige Leistung!"

„O, geben Sie, das will ich lesen, das ist gewiß schön!" rief Jorja, nahm das Buch an sich und wollte es bezahlen.

„Sie werden dies nicht kaufen, Georgine," sprach Sophie mit vor Erregung bebender, ernster Stimme, riß den Roman aus des Mädchens Hand und warf ihn auf den Tisch zurück.

Erschrocken und verdrießlich sah Jorja die Erzieherin an, die ihr noch nie so bestimmt entgegengetreten war.

Zornigen Tones verbat sich auch der Kolporteur die Einmischung: „Wer mir mein Jeschäft stört, dem leg' ich das seinige. Leben und leben lassen, allens nach der Ordnung. So 'en Klimbim mit der Tugend und der heiligen Entrüstung jejen meine jroßartigsten Bücher, das is unerlaubt!"

„Ich kann doch nicht immer Kunstgeschichte studiren," murrte Jorja und nahm die bleiche Gräfin wieder zur Hand.

Sophie fühlte sich überwältigt; als jetzt auch der Hausherr mit seinem Bruder hereinkam und bei dem Kolporteur nach den neuesten politischen Broschüren fragte, wandte sie sich ab und entrann scheinbar unbemerkt in ihr Zimmer, wo sie, erschüttert von dem seltsamen Wiedersehen, auf einen Stuhl sank. Aber sie mußte sich sagen, er hatte ihr Abkommen gehalten. Ja, er hatte hier einen besseren Eindruck gemacht, als sie erwarten konnte.

„Wir machen unsern Handel noch," raunte der Alte Jorja zu, während er die Broschüren vorlegte. Die Männer blätterten alsbald gefesselt in den Heftchen und teilten sich Einzelheiten mit. Währenddem flüsterte der Händler mit dem jungen Mädchen:

„Sie haben da ja eine Schlimme. Müssen Sie sich denn in die schicken?"

Jorja warf den Kopf auf: „Sie braucht sich auch nicht in alles, was ich thue, zu mischen."

„Richtig, eine elegante junge Dame wie Sie kann doch den eigenen Weg gehen! Soll'n mal sehen, wie Ihnen meine ‚Jräfin' gefällt!"

Jorja nahm das Buch, bezahlte und besah es. Die Männer guckten in ein Schriftchen über die Kornzölle und tauschten ihre Ansichten aus. Dann reizte sie eine Broschüre: „Marschiren wir Deutschen an der Spitze der Zivilisation?" Philipp bejahte unbedingt, Anton zweifelte, nun erörterten sie die Frage.

Bettys Hühner zischten im Brattopf; die sorgliche

Frau stand daneben und hatte nur Sinn für ihr Gericht, das die Küche mit köstlichem Duft erfüllte.

Die Kinder jubelten am Fenster über die schönen Bilder, die sie in den neuen Büchern fanden. So konnte der Händler unbeachtet mit Jorja weiterplaudern; gedämpften Tons sagte er:

„Dies ist nur der erste Teil. Den zweiten Teil habe ich nicht mit da. Mehrstens sind die Leute ganz weg in die Jeschichte und wollen se partout auslesen. Herkommen mit 'en zweiten Band mag ich nich. Ihre Gestrenge möchte jrob werden."

„Aber wie bekomme ich denn den zweiten Teil?" fragte Jorja enttäuscht und kleinlaut.

Er schien sich ernstlich zu besinnen, endlich fuhr er fort: „Einen Tag bleibe ich noch hier in der Jegend. Weil Sie so ein liebes, schönes Fräulein sind, will ich Ihnen einen jroßen Jefallen thun."

Jorja horchte gespannt.

„Kennen Sie den alten Stall am Wege links von hier nach der Chaussee?"

„Gewiß, er gehört ja meinem Schwager, Señor Hasenkamp."

„Na, da will ich Mittwoch um diese Zeit sein und Ihnen das Buch einhändigen."

Es war solch eine Miene voll Huld, mit der Xaver sein Versprechen gab, daß Jorja nicht umhin konnte, ihm artig zu danken und ihr Erscheinen zu versprechen. Sie that es auch, um dem netten Alten nicht als ein ganz willenloses, abhängiges Kind zu erscheinen. Unbemerkt fortkommen würde sie dann schon.

Am nächsten Tage benützte Jorja jeden einsamen Augenblick zur Lektüre der bleichen Gräfin. Mitten in der Nacht hatte sie endlich den Band ausgelesen. Ihre Pulse flogen und sie war völlig entzückt von dem Gelesenen.

Der Kolporteur hatte geschickt für das phantasievolle Kind gewählt. Es war nichts Verletzendes und Anstößiges in dem Buche. Verfolgte Unschuld, Glanz, Reichtum, Elend, Lebensgefahren.

Die kleine, erregbare Leserin, die nur ihre Märchen- und Schulbücher und einige vorsichtig ausgesuchte Werke der Klassiker kannte, war ganz hingenommen von ihrer Gräfin. Sie ging am andern Tage wie im Traume umher, der Gegenwart entrückt, zerstreut und verändert.

Sophie, die nicht wußte, ob das Buch gekauft war, bemerkte und durchschaute diesen Zustand; sie trug die Entfremdung zwischen sich und dem lieben Wesen wie einen Schabernack, den der Vater ihr gespielt und nur auf sie gemünzt hatte.

Nach ruhiger Ueberlegung war sie zu dem Entschluß gekommen, Jorjas eigenmächtiges Vorgehen unbeachtet zu lassen. Das Mädchen war schon zu erwachsen, zu frei gewöhnt; von Strenge und von Vorwürfen ließ sich wenig Erfolg hoffen. Sophie wollte nicht das Gewonnene aufs Spiel setzen. Sie wollte Jorjas Freundin bleiben, es war die einzige Art, mehr und mehr einen günstigen Einfluß auf das haltlose Kind zu gewinnen.

Die kleine Ungehorsame war weniger klar in ihren Empfindungen. Wenn sie, neben dem Versunkensein in Gräfin Arabellas Leiden, an Sophie dachte oder mit der Gefährtin in Berührung kam, so bemächtigte sich ihrer eine trotzige Verstimmung, ähnlich der, die sie der Carden gegenüber gefühlt hatte.

So wurde der streitige Punkt auf beiderseitigen stillschweigenden Wunsch totgeschwiegen.

Der ersehnte Mittwoch Morgen erschien. Sophie unterrichtete Lottchen und Elise in ihrem Zimmer. Betty hatte wie immer im Haushalte zu wirken, so konnte Jorja ungehindert zu ihrem Stelldichein gehen.

Das Wetter war klar, ein Pfad im Schnee zur Seite des Weges schon festgetreten, so kam die kleine Unternehmungslustige in ihren Pelzstiefelchen gut vorwärts.

Das Herz klopfte ihr doch ein wenig, da sie sich bewußt wurde, daß sie Ungehöriges thue, auch erschien ihr plötzlich die Zumutung des Alten seltsam, aber das Buch, das Buch — sie mußte wissen, ob Arabella aus dem Kerker entkommen und ihre Million wieder erhalten werde! Ihr war, als lasse sie eine Verbündete im Stich, wenn sie sich nicht weiter um das Ergehen ihrer armen, bleichen Gräfin kümmerte.

Der Händler kam Jorja schon in der Nähe des Schuppens entgegen. Ihr schien, als sähe der Mann heute anständiger aus, seine Miene war ernst und gehalten und auch die Sprache weniger sonderbar.

„Ich habe Ihrer viel gedacht, Fräulein Becker," begann er fast feierlich.

Sie stutzte und blickte ihn verwundert an.

„Es jiebt nicht allein in der bleichen Gräfin aus der Vergangenheit herüberragend Jeheimnisse. Sie umweben auch in der Wirklichkeit manches Menschenleben, schlingen seltsame Bande und verknüpfen solche, die sich fremd zu sein glauben."

Jorja sah ihn immer erstaunter an und fragte endlich, was er meine.

„Es ist noch nicht die Zeit jekommen, teures Fräulein, um jewisse Schleier zu lüften. Aber sie wird kommen, diese Zeit! Denken Sie nach über alles, was ich spreche! Wägen Sie jedes Wort. Ein Freund wird Ihnen aus dunklen Hüllen emporblühen, dem bestimmt ist, Einfluß auf Ihr Leben zu gewinnen."

Sie begann sich vor seinen seltsamen Reden, die sie doch wieder unbeschreiblich anzogen, zu fürchten. Er bemerkte es sogleich und mäßigte den pathetischen Ton.

„Hier ist Ihr Buch, Sie werden sehen, welch verschlungene Schicksale, welche seltsame Pfade durch Nacht zum Licht es jiebt. Möge diese Erzählung Sie auf eigene, Ihnen bevorstehende Erfahrungen vorbereiten!"

„Aber Sie machen mich ja ganz bange, Don Xaverio! Wer sollte mir etwas thun, ich bin doch keine Millionengräfin!"

„Sie irren, wenn Sie Uebles fürchten! Im Jejenteil, nur bejlückende Jeheimnisse werde ich Ihnen enthüllen, wenn ich zwischen Weihnachten und Ostern wieder hierherkomme. Bis dahin schweigen Sie zu Ihrem eigenen Besten über alles, was ich Ihnen sagte, und mögen alle juten Jeister Sie umschweben!" Er wandte sich mit dem Anstande des Père noble

in der Komödie und wollte von dannen schreiten. Sie hatte einen Augenblick starr dagestanden, dann rief sie: „Aber Ihr Geld, hier sind die zwei Mark!"

Sie lief ihm nach und händigte ihm die Münzen ein, die er halb abgewandt entgegennahm, dann lüftete er noch einmal ernst seine Pelzmütze und verließ sie.

Auf dem Heimwege war Jorja viel weniger in ihren Gedanken mit der Fortsetzung des Romans beschäftigt, als mit ihren eignen Erlebnissen und mit dem wunderlichen Manne.

Sie war fest überzeugt, daß irgend etwas Wahres seinen Andeutungen zu Grunde liege. Ihre angeregte Phantasie erging sich in den abenteuerlichsten Vermutungen. Sie versuchte, sich jedes Wort, was er gesprochen hatte, zurückzurufen, und glaubte nach und nach immer mehr Eindrücke empfangen zu haben, die sich weit von der Wirklichkeit entfernten.

Selbst der zweite Teil von Arabellas Schicksalen vermochte Jorja in den nächsten Tagen nicht mehr so ausschließlich zu fesseln, wie es gewiß geschehen wäre, wenn Xavers Andeutungen ihr nicht so sehr viel zu denken gegeben hätten.

Der Mann erschien dem weltfremden Kinde, dessen phantastischer Drang nach Nahrung suchte, immer interessanter und bedeutungsvoller. Es schwebte etwas Besonderes über ihr, sie sollte etwas erleben, das war ja wundervoll.

Seine Mahnung, um ihres eigenen Besten willen zu schweigen, hinderte sie, sich gegen Sophie auszusprechen, die geschickt und ihrem Vorsatze getreu, that, als bemerke sie nichts von Jorjas verändertem und zerstreutem Wesen.

Nur in der Malstunde, die Jorja immer mehr beglückte, schüttelte sie ihre Träumerei völlig ab und war die Alte. Keck, begeistert, eifrig und mit stets zunehmendem Geschick bewältigte sie die ihr gestellten Aufgaben.

Wäre dies nicht der Fall gewesen, würde Sophie in ihrer Not mit dem Pastor gesprochen haben, nun aber konnte sie sein eigenes Urteil nicht herausfordern, denn er würde nur erstaunt gesagt haben, daß sie sich irre, wenn sie Jorja für verändert halte.

Sophie holte sich heimlich die bleiche Gräfin von Jorjas Zimmer, las das Buch, fand es aufregend, aber harmlos und begriff nun noch weniger ihrer Schutzbefohlenen Stimmung. Ah, es mußte Heimweh, Langeweile sein!

Sophie sprach mit Jorja von Weihnachten und sann mit ihr auf passende Geschenke und Ueberraschungen. Das fesselte auch die Kleine, es war etwas ganz Neues für sie, aber mehrfach entschlüpfte ihr dabei der Ausruf: „Ach, wenn es doch erst eine Zeit lang nach Weihnachten wäre!"

Gewiß litt sie an Sehnsucht nach ihrem fernen Vater! Sie hoffte auf sein Kommen im Frühjahre, es war ja ganz natürlich, Sophie wollte aber nicht davon reden, um die Unruhe des armen Kindes nicht zu vergrößern. Vielleicht würde Jorja auch einmal Vertrauen fassen und sich gegen die Freundin aussprechen.

Fritz sollte zum Feste kommen, es war dies eine Quelle großer Freude für das ganze Hasenkampsche Haus. Frau Betty leistete Großes im Kuchenbacken und trefflichem Zukochen, und die guten Düfte, die aus Küche und Backstube drangen, erfüllten aller Gemüt mit festlichen Ahnungen.

Jorja hatte durch den Kommissionär ihres Vaters in Hamburg und durch Adelheid von Bergen, mit der sie in lebhaftem Briefwechsel stand, allerlei hübsche Geschenke für die Hausgenossen kommen lassen. Sie hatte auch längst — von Sophies Interesse unterstützt — frühere Kunstfertigkeiten, die Pepa sie in Virador gelehrt, wieder geübt, feines Flechtwerk und hübsche Stickereien angefertigt und davon manche zierliche Kleinigkeit für den Weihnachtstisch hergestellt.

Sophie hatte ihr neckend gesagt, sie wünsche sich ein Kaffeegeschirr und dazu das Versprechen, Jorja wolle — statt der Schokolade, die sie noch immer allein im Bette trank — von nun an mit ihr gemeinschaftlich frühstücken.

Dieser Vorschlag war aber von Jorja sehr ablehnend aufgenommen worden. Sie könne den abscheulichen Kaffee, den es hier gebe, nicht trinken und möge sich auch keinen unbequemen Zwang auferlegen.

Der Morgen des vierundzwanzigsten Dezember brach an. Sophie ging eben über die Diele, um im Wohnzimmer mit der Familie zu frühstücken, als die alte Margrete noch etwas wichtiger als sonst und mit einer weißen Schürze angethan, auf sie zutrat und sagte:

„Mien Frölen läßt Ihnen bitten, Sie möchten 'mal mit mich kommen, lütt Christkind wär' all oben."

Als Sophie die Alte erstaunt ansah, fuhr diese mahnend fort: „Sein Se man bloß nich so verbaast; Frölen Schorsinchen wartet, und was die Lichters sind, die brennen auch man ab."

Sophie begriff nun, daß es auf eine gutgemeinte kleine Vorfeier abgesehen sei, und lief schnell die Treppe hinauf. Als sie die Thür von Jorjas Zimmer öffnete, sah sie zuerst auf der Kommode, die zwischen den Fenstern und unter dem Spiegel stand, einen kleinen Tannenbaum mit brennenden Lichtern sich entgegenglänzen, das Zimmer war in freundlicher Ordnung, wohl durchwärmt und auf dem Tische vor dem Sofa stand alles, was zum eleganten Frühstück gehört.

Jorja selbst kam lächelnd, in einem ihrer hellen Morgenanzüge, auf die Eintretende zu. Sie umarmte Sophie, küßte sie auf die Wange, rief: „Sehen Sie, ich bin doch nicht so schlimm wie Sie denken!" und führte die Ueberraschte an der Hand zum Sofa. Hier mußte sie sich setzen und bestimmen, ob sie Schokolade oder Thee trinken wolle.

Obgleich es zum erstenmale geschah, versah Jorja doch mit natürlicher Anmut das Amt der Wirtin.

Margrete, die besser Bewanderte, die auch den Lichterbaum nach Landesbrauch hergerichtet hatte, ging der jungen Herrin zur Hand und erlaubte sich mitzureden und zum Zulangen zu nötigen. So verbrachten sie alle drei ein behagliches Stündchen.

Dies Zusammensein gefiel Jorja so gut, daß sie Sophie versprach, in Zukunft mit ihr zu frühstücken, und fragte, ob sie das Gerät, das doch ihr gehöre, zu den gemeinschaftlichen Frühstücksstunden herleihen wolle.

Sophie erklärte sich freudig bereit, auf die Nebenbedingung einzugehen.

Am Mittage kam Fritz von der Station. Heller Jubel erfüllte das Haus, an dem alle teilnahmen.

„Was meinst Du, Bettychen," sagte Hasenkamp nach Tisch zu seiner Frau, „soll ich 'mal nach der Pfarre gehen und den Herrn Pastor mit der Frau Mutter zu heutigem Abend einladen. Es ist ihr erster Weihnachten in Haidbergen. Sie sitzen da so allein und wir sind ein ganzes Haus voll und haben die vergnügten Kinder."

„Ja, Philipp, geh man hin. Er gibt ja Schorsine den Unterricht und Essen ist genug da."

„Gelernt wird er wohl auch schon zu morgen haben. Es wäre ja doch zu viel verlangt, wenn einer am Heiligabend über den Büchern sitzen sollte."

So kam es, daß Engelkes den Weihnachtsabend mit auf Hasenkamps Hof verlebten.

Und es war ein hübscher, zwangloser, sehr fröhlicher Abend. Betty hatte nach altem Brauch ihre beste Stube für die Bescherung hergegeben und später bog sich der Tisch im Wohnzimmer unter alle dem Guten, was die Hausfrau daraufsetzte. Man aß und trank, sang Weihnachtslieder, lief wieder über die Diele zu den Geschenken und scherzte harmlos mit den Kindern.

Daß die Frau Superintendentin manchmal einen feierlichen oder gereizten Ton anschlug, daß sie Jorja über die Achsel und Sophie mit vieler Huld ansah, daß auch Anton nicht so munter war, wie man es sonst an ihm kannte, ging heute in der allgemeinen Feststimmung unter.

Jorja stand mit Gottfried unter dem Weihnachtsbaume. „Wie verklärt alles bei der Beleuchtung durch die vielen kleinen Lichter aussieht," sagte sie und blickte glücklich lächelnd zu ihm auf. „Ich sah dies nur in einem deutschen Märchenbuche, aber in Wirklichkeit ist es viel schöner."

„Es ist ein Teil der unserm Vaterlande eigentümlichen Poesie," erwiderte er.

„Und wie gut das hier riecht, ich glaube diesen Duft der Tannenzweige bei der Lichterwärme, das leise Knistern und Flimmern vergißt man nie."

„Ebensowenig den Glanz der strahlenden Augen, das verklärte Lächeln, die jubelnden Kinderstimmen." Er blickte sie an; ihr freudiger und sanfter Ausdruck ließ sie so lieblich erscheinen, wie er sie noch nie gesehen hatte.

„Sie lehren mich erkennen," sprach sie dankbar, „wie viel hier schön ist."

Sophie trat zu den beiden heran und legte den Arm um Jorjas Schulter.

„Ich bin froh," sagte sie herzlich, „daß Sie sich mehr und mehr mit Ihrem Hiersein aussöhnen."

Erfüllt von freudigen Eindrücken, ja in stiller Seligkeit, ging der Pastor mit seiner Mutter durch die Winternacht dem Dorfe zu.

Die Sterne glänzten am frostklaren Himmel und heiliger Weihnachtsfrieden schien mit leisem Fittich über der Erde zu schweben.

Ein Käuzchen schrie in den Eichen des Hofes, ein Hund bellte im Dorfe, sonst herrschte feierliche Stille; das Geräusch des knisternden Schnees unter den Füßen der Dahinschreitenden war der einzige gleichmäßige Laut, den man hörte.

Gottfried fühlte dumpf unter dem Schleier seiner stillen Wonne die Furcht, ein Wort könne ihn aus dem süßen, traumhaften Bann erwecken, in dem er dahinging und die singenden Engelscharen, die er — alle mit Jorjas liebem Kindergesichte — in dem sternenhellen Blau über sich zu sehen glaubte, von dannen scheuchen.

Diese Furcht war mehr als nur ein ahnendes Empfinden; es war die Ueberzeugung, daß sich bei seiner Mutter seit einiger Zeit wieder eine Menge von Unzufriedenheit angesammelt habe, die sich plötzlich und vielleicht nicht ganz ohne Berechtigung, aber Köstliches zerstörend, über seinem Haupte entladen werde.

O, wenn sie ihn nur jetzt schonte, ihm noch eine Weile den gedankenlosen Frieden gönnte, in dem er schwelgte!

Er muß morgen und übermorgen predigen, sagte sich die entschlossene Frau an seiner Seite, ich will ihn also in Ruhe lassen, aber dann — dann — muß ich ihn ernstlich zur Rede stellen.

Sie hatte ihn schon oft getadelt und ihm nie ihre Meinung vorenthalten, er war meist ärgerlich geworden und ihr ausgewichen, jetzt hatte sie aber so viel gegen ihn gesammelt und auf dem Herzen, daß sie ihn wohl endlich zur Einsicht und zur Umkehr zwingen würde.

In den Weihnachtstagen mahnte den jungen Prediger mancher Blick und manches Wort der Mutter, die er seit den Kinderjahren fürchten gelernt, an das drohende Gewitter. Ihre gereizte Stimmung störte ihn, aber er wagte nicht daran zu rühren.

Mochte sie ihn anklagen, er glaubte, daß sie es thun werde, sobald es ihr beliebe, dann war ja der peinlichen Auseinandersetzung nicht mehr zu entrinnen und dann würde er sich zu verteidigen wissen.

Siebenzehntes Kapitel.

Am Tage nach dem Feste war Gottfried mit dem angenehmen Gefühle aufgestanden, daß er heute endlich wieder malen werde. Ein heller Frosttag ohne Sonnenschein begünstigte sein Vorhaben.

Er war zum Frühstück und Choral unten gewesen und hoffte nun, den Morgen ungestört für sich zu haben. Eine lebhafte Sehnsucht erfüllte ihn, das Atelier zu betreten, in dem er am Tage vor dem Feste zuletzt gewesen war.

Er hielt den kleinen Raum noch immer fest verschlossen; es war ihm ein peinlicher Gedanke, seine Mutter könne dort eintreten — sie, die alle Kunst verachtete — und sie könne zwischen seinen Studien, Entwürfen und Bildern umherstöbern.

Es war auch noch ein anderer Grund vorhanden, weshalb sie dort nicht hineindurfte. Ein Lächeln





Fahrt zur Taufe.

Nach dem Gemälde von Hans Bachmann.

umspielte seine Lippen, wenn er an die Gestalt auf seinem längst fertigen, sonnigen Heidebilde dachte, die, wenn sie auch nicht Porträt war, doch eine unverkennbare, liebliche Aehnlichkeit zeigte.

Gottfried nahm aus seinem Schreibtische den Schlüssel zum Atelier, zuvor aber hockte er vor dem großen Kachelofen nieder, um ihn ganz voll zu legen, denn er mußte das kleine Gelaß nebenan mit aus diesem Zimmer erwärmen.

Während er so von den Flammen des Ofens beschienen kniete, hörte er hinter sich die Thür öffnen; er glaubte, es sei die Magd, die komme, ihm etwas auszurichten und sah sich nicht um. Da schlug die Stimme der Mutter an sein Ohr:

„Mich dünkt, Du wirst hier vor Hitze ersticken, wenn Du so viel nachlegst.“

Er sprang auf. Es war sehr ungewöhnlich, daß sie um diese Zeit bei ihm eintrat, sie hatte sonst morgens immer im Haushalte zu thun; er sah sie fragend an.

Die Frau ging auf das ausgesessene Sofa von fuchsig gewordenem schwarzem Wolldamast zu, das schon in ihres Gatten Studirstube gestanden hatte, und setzte sich.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Gottfried,“ sagte sie und wies ihm einen der Rohrstühle an, auf dem er gehorsam ihr gegenüber Platz nahm.

„Obwohl Du mein Hausherr und mein Seelsorger bist,“ begann sie streng, „so bin und bleibe ich doch Deine Mutter, Deine älteste Führerin und Beraterin und als solche komme ich heute zu Dir. Das herrliche Fest, an dem die ganze Christenheit sich um das Liebe und Versöhnung bringende heilige Kind schart, habe ich vorübergehen lassen, ohne Dich zu stören, nun aber ist es Zeit Dich zu mahnen...“

„An was?“ unterbrach er sie mit zusammengezogenen Brauen.

„Daran, daß Du vom Wege der Pflicht abirrst und in die Dornen gerätst!“

„Ich? Was habe ich Deiner Meinung nach versäumt?“

„Alles, denn was man ohne Herz und ohne ganze Hingabe thut, ist für nichts zu rechnen. Du bist kein getreuer Arbeiter im Weinberge des Herrn. Du nimmst Deine beschworenen Pflichten leicht und wendest Deine beste Kraft und Neigung anderen Dingen — überflüssigen Spielereien — zu.“

„Spielereien?“

„Ja, was ist denn Dein Tabrinnenstecken und Farbenverstreichen anderes? Wenn ich hier bei Dir aufräume — da hinein läßt Du ja keine Menschenseele, es mag wüst genug da aussehen — dann finde ich hier immer aufgeschlagene Bücher über die Kunst, nie geistliche Sachen, wie sie Dir doch zukämen, und darum sage ich, daß Du Deine Zeit mit unnützen Dingen, mit Nebensächlichem, mit Spielereien hinbringst.“

„Das ist eine harte Anschuldigung, nachdem ich eben mehrere Tage nur meinem Berufe gelebt habe.“

„Du hast Deinem großen und vielseitigen Berufe nur äußerlich genug gethan, nur so viel, als Du nicht umhin konntest, und es treibt Dich, gesteh es nur...“ sie warf dabei einen verdrießlichen Blick auf die Nebenthür — „baldmöglichst in die alte Lebensweise zurückzukehren.“

„Kann ich meine freie Zeit nicht anwenden wie ich mag? Bin ich ein Sklave? Warum darf ich nicht mein Talent üben, wenn niemand darunter leidet?“

„Ist es möglich, daß Dein Gewissen nicht mehr von Dir verlangt? Fühlst Du nicht, daß Du die Pflichten eines treuen Seelenhirten vernachlässigst? Du hast kein Verhältnis zu den Leuten, ihr seid euch gegenseitig fremd.“

„Was soll ich hier zwischen diesem stumpfen Bauernvolke mehr thun?“

Sie lächelte bitter und überlegen: „Bist Du schon bei Behrboms gewesen. Vor fast acht Tagen ist ihr Wilhelm — der Messerheld vom Tanzboden — aus dem Zuchthause zurückgekehrt; wäre es nicht Deine Pflicht, Dich nach dem verlaufenen Schäflein Deiner Herde umzusehen?“

Er schlug die Augen nieder und schwieg, sie aber fuhr eifrig fort: „Welchen Trost hast Du der jungen Knust gegeben, deren Mann ihr so bald gestorben ist?“

„Ich habe den Toten begleitet und — Gott weiß wie sauer es mir damals geworden — die Leichenrede gehalten, die Frau war dabei.“

„Und das scheint Dir genug? Wann warst Du zuletzt bei der kranken Müllerswitwe?“

„Ich bin ein paarmal bei der lahmen Katrine gewesen, aber sie träumte und verstand mich nicht; was soll ich bei ihr?“

„Sie träumte und war unbesinnlich, weil Du in der Dämmerung kamst; ich habe Dir schon mehrmals gesagt, Du müßtest morgens, wenn's hell ist, hingehen, aber die lichte Tageszeit war Dir zu schade für die alte Person, die wolltest Du Deiner heimlichen Malerei nicht entziehen. Ist es nicht so?“

Er neigte, von der Wahrheit ihrer Worte getroffen, das Haupt. Sie sprach erregt weiter:

„Deine Predigten sind auch nicht so wie sie sein sollten. Hast Du einen Text, den Du so wenden kannst, daß Du der Schönheit einen Hymnus singst, oder der sich auf eine Deiner selbstischen, philosophischen Ideen anwenden läßt, so gerätst Du in Begeisterung, so gibst Du Eigenes, meist aber viel zu Hohes für die schlichten Hörer. Andernfalls machst Du Dir selten die Mühe, eine Predigt auszuarbeiten. Die gestern am zweiten Festtage war von Deinem seligen Vater. Meinst Du, ich hätte sie nicht wiedererkannt?“

„Warum soll ich etwas so Gutes nicht noch einmal zu Ehren bringen?“

„Der dritte und vielleicht schwerste Vorwurf, den ich Dir aufs Gewissen legen muß, betrifft Dein unwürdiges Geliebel mit der kleinen Becker...“

„Mutter!“ er fuhr auf, während jähe Röte seine Stirn überflutete.

„Ja, ja, halt nur still,“ sagte sie böse, „meine alten Augen sehen noch scharf. Wie hast Du mit dem koketten Dinge bei Hasenkamps unterm Lichterbaume gestanden? Das war ja ein Augenmachen, ein Scharmiren hin und her, als wolltet ihr euch gleich in die Arme fallen.“



Sich schwer beherrschend sagte er: „Du siehst in Deiner übertriebenen Abneigung gegen die junge Dame alles vergrößert!"

„Ich sehe nur, und ich weiß, daß es sich für einen ehrbaren Mann, ganz besonders für einen Geistlichen, nicht schickt, zärtliche Blicke mit einem Mädchen zu wechseln, das nie seine Frau werden kann. Denn so klug wirst Du doch selbst sein, daß Du Dir sagst, es ist Unsinn! Erstens wird es der Märchenprinzessin nie einfallen, einen Landpastor zu heiraten und immer hier zu bleiben, wo sie, wie man deutlich sieht, höchst ungern, nur kurze Zeit aushält, und dann wäre es ja für Dich der größte Mißgriff, Dir die verwöhnte, abenteuerlustige Ausländerin — die Cigarren raucht und keinen Stiefen abstricken kann — selbst wenn sie so reich wäre, wie man fabelt, zur Frau zu nehmen."

„Aber wer denkt denn daran!" rief er unwirsch.

„Du solltest, statt Dich mit dem kurzen Stocke zu wehren, lieber einmal in ernster Selbstprüfung mit Dir zu Rate gehen. Ich bin gewiß nicht dagegen, daß Du heiratest. Es gehört sich sogar für Dich und ich lege gern die Last des Haushalts auf junge Schultern. Meinen Platz als treue Beraterin werde ich doch behaupten. Thue nur die Augen auf, Gottfried, neben dem Irrwisch steht eine andere, ein kluges, reifes, bescheidenes und tüchtiges Mädchen, das ich mit Freuden als Schwiegertochter aufnehmen würde . . ."

Er hatte sich abgewandt und lehnte am Fenster, die Magd steckte in diesem Augenblicke den Kopf in die Thür und bat, Frau Superintendentin möge in die Küche kommen.

Die alte Dame erhob sich rot vor Erregung. „Ueberlege Dir's, Gottfried, geh in Dich, mein Sohn, lebe Deinen Pflichten!" mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Bestürzt, verstört, von einem Gedankengewirr durchflutet, blieb der junge Geistliche zurück. In seinen Schläfen pochte es, er lehnte seine glühende Stirn gegen das eisige Fenster und stand da ratlos, fast besinnungslos.

Er hatte gemeint, sein Kampf sei ausgerungen, als er sich der Theologie wieder zugewandt, und nun begleitete ihn der schwere Streit mit sich und seinem Drange, seiner unwiderstehlichen Neigung durch das ganze Leben.

Und dann Jorja; es gab ihm einen Stich ins Herz, wenn er an sie dachte.

Aber seine Mutter hatte recht, ein Zudecken und Sachthingleiten über die innere und äußere Sachlage ging nun nicht länger an. Jetzt, da sein Gewissen wach gerufen war, wäre es eine Sünde gewesen, sich ferner blind zu stellen und ohne ernste Prüfung im selben Geleise weiter zu schlendern.

Er fuhr sich wie ein Verzweifelter mit beiden Händen durch das Haar und ging mehrmals mit hastigen Schritten im Gemach auf und ab.

„Ein Charakter ist ein ernster, wohlausgebildeter Wille," murmelte er. Er wurde sich bewußt, daß er sich seinem Berufe aus freiem Entschluß, wenn auch nach hartem Kampf und nach reifer Ueberlegung zugeschworen habe, daß er ein Nichts, ein elender Mensch mit einem verfehlten Leben sei, wenn er dieser seiner übernommenen Aufgabe sich nicht voll und ganz widme: „Ein elender Prediger, ein elender Maler — ein verpfuschtes Dasein! ‚Du sollst nicht zween Herren dienen!'" sprach er zu sich selbst: „nur ein großer Entschluß kann mich retten!"

Er ging zu seinem Schreibtisch, nahm eine starke Papierschere, schürte das Feuer im Ofen und trat an die Thür des Ateliers, um sie mit dem in seiner Hand bebenden Schlüssel zu öffnen.

„Ich muß alles vernichten — zerschneiden, verbrennen, dann ist's aus!"

Der leidenschaftliche Drang, das Rechte zu thun und die Versuchung aus dem Wege zu räumen, beherrschte ihn völlig.

Aber war damit alles geschehen? Blieb nicht der schwerwiegendste Vorwurf, der einer Liebelei ohne ehrbare Absicht, doch noch auf ihm lasten?

Er sank wieder auf den Stuhl, auf dem er vorhin gesessen hatte, Schlüssel und Schere entfielen seinen Händen, in denen er den schmerzenden Kopf barg.

O, Jorja — Jorja! Aber hatte er es denn nicht immer gewußt, daß er sie nicht in sein Herz schließen dürfe? Daß sie nicht für ihn passe, daß ihre Eigenart sie in die bewegte große Welt ziehe, nicht in sein Heidedorf?

Gewiß, er hatte ja auch nie ernstlich an eine Verbindung mit ihr gedacht oder zu denken gewagt! Aber wurde dadurch nicht gerade seiner Mutter Vorwurf berechtigt?

Wie klar erkannte er nun plötzlich, daß er die süße Kleine liebe, daß sie neben seiner Kunst für ihn das Schönste und Herrlichste in der Welt sei. Und beide mußte er lassen, für alle Zeit meiden — beide.

Ja, es war nicht anders, und nun wollte er sich aufraffen und ans Werk gehen.

Die seit mehreren Tagen verschlossen gehaltene Thür öffnete sich unter seinem Druck. Kalte, erfrischende Luft strömte ihm entgegen, die Helle des vorhanglosen Raumes berührte ihn wohlthuend. Alle die freudigen Empfindungen, mit denen er so oft diese Schwelle überschritten hatte, kamen ihm besänftigend entgegen und flüsterten ihm, gleich kleinen, gaukelnden Genien, ein Willkommen zu.

Aber er durfte sich diesen wohligen Gefühlen, diesen Erinnerungen an seine besten Stunden, nicht überlassen. Er war heute hier um zu handeln — um zu zerstören.

An der Wand vor ihm hing, noch ohne Rahmen, das Bild „Blühende Heide". Er riß es mit heftigem Griff herab und stellte es auf eine leere Staffelei.

Wie streng abgewandt und doch wie unwillkürlich hold ihn das süße Geschöpf da anlächelte. Wie die Sonne auf der Heide lag und das blumige Land verklärte! Warm und wonnig überlief es den Beschauer. Nein, hier konnte er sein Zerstörungswerk nicht beginnen — er konnte es nicht.

Sich wendend, kehrte er zur Staffelei am Fenster,

auf der eine Winterlandschaft stand, ein halbvollendetes Bild und doch wie vielversprechend, welch eine Fernsicht, welch eine Zartheit und Wahrheit in alle diesen feinen Frostgebilden, in der Stimmung des Ganzen!

Ein kalter Morgen im Felde, die bleiche Sonne kämpfte noch mit schweren Dunst- und Nebelmassen, in der Ferne, verschleiert von der mit Eiskristallen gefüllten trüben Luft, die Umrisse eines Kirchturms, einiger niedrigen ländlichen Dächer. Links Bäume von dem zarten Gekräusel des Rauhreifes bedeckt. Vom Dorfe her ein in den Schnee getretener Pfad, auf diesem ein gebücktes Mütterchen mit der Kiepe auf dem Rücken, eine kleine, frostige, kümmerliche Gestalt. Im Vordergrunde bereifte Halme und ein Dornbusch mit ein paar frierenden Vögeln.

Während Gottfried sein Bild ansah, war alles eben Durchlittene weggewischt, nur der Künstler in ihm lebte. Er empfand die Stimmung, mit der er gemalt und die er hatte wiedergeben wollen; er gewahrte, was noch fehlte und es zuckte in seiner Hand, dies und das zu ergänzen, was noch unausgeführt oder nicht ganz harmonisch durchgebildet war.

Er hatte vergessen, daß er die Schere statt des Pinsels in der Hand trug und erhob sie unwillkürlich.

Als er seinen Irrtum erkannte, kam ihm zugleich seine Absicht und was ihn dazu getrieben hatte, ins Bewußtsein zurück. Ein Gefühl von Scham, ein bitteres Lächeln über sich selbst und seine reizbare Natur folgten.

„Vandalismus!“ dachte er. „Ein Knabe, der gezüchtigt wurde, schlägt im blinden Grimm sein Steckenpferd; weshalb soll ich mich an diesen leblosen, unschuldigen Dingen vergreifen, die doch vielleicht dereinst zu jemandes Freude dienen können?“

Noch einmal sah er seine Bilder an, mehrere Minuten, kritisch, versunken, leuchtenden Blicks, darauf ging er zum Fenster und ließ das Rouleau herab; sein Auge schweifte traurig, abschiednehmend durch den verdunkelten Raum, dann kehrte er in sein Studirzimmer zurück, verschloß die Thür des Ateliers und legte die Schlüssel in ein Geheimfach seines Schreibtisches. Er wollte sich so seinen Entschluß, den Nebenraum vorerst nicht zu betreten, bekräftigen.

Auch unter den Büchern räumte er auf und verschloß alle Werke über Kunst und Malerei im Bücherschranke, während er theologische Schriften hervorsuchte und sich zum Lesen zurechtlegte. Dann nahm er Oberrock und Hut und ging hinaus.

Die Bewegung in der frischen, von leichtem Frost geklärten Luft that ihm wohl. Er mußte ein Stück ins Freie hinausgehen, um das Häuschen der alten Müllersfrau zu erreichen.

Aber das war heute ja genau die Beleuchtung wie auf seinem Bilde! Er stand still und studirte. Mit gehobenem Gefühl, mit befreiter Seele nahm er den Reichtum an feinen, gebrochenen, ineinander übergleitenden Farben, den das Emporkämpfen der Sonne aus dem winterlichen Dunst hervorbrachte, in sich auf. Er sah immer noch neue Schattirungen, neue zarte Formen, die der Frost auf Baum und Strauch zauberte. Dies und das mußte noch auf sein Bild.

Sein Bild? Würde es je vollendet werden? Und hatte er nicht alles vergessen, was er jetzt in sich aufnahm, wenn er erst nach langer Zeit eine Stunde fand, in der er mit gutem Gewissen wieder malen konnte?

Er stand vor der Thür der kranken Müllerswitwe, die er gleich aufsuchte, um ja die Zeit zu treffen, die der vom Schlage gelähmten Alten am besten paßte.

Gottfried sah, als er eintrat, eine Nachbarin vor Katrinens Bett. Beide waren in lebhaftem Geplauder, er hörte sogar die Kranke lachen.

Die Frauen empfingen ihn mit schuldiger Ehrerbietung, er mußte auf dem Stuhle vor dem Bette Platz nehmen, während die Freundin am Kopfende ihm gegenüber stand.

Zuerst erkundigte sich Gottfried, so teilnehmend er es in seiner erregten Stimmung vermochte, nach dem Befinden der Alten, dann begann er ihr Trost zuzusprechen, sie zur Geduld zu mahnen und endlich betete er für sie. Er fühlte, wie dies ihm selbst wohl that, wie es ihn sammelte, erhob und mit sich und seinen Entschlüssen versöhnte.

Als er schwieg, sagte die Kranke: „Allen Dankes wert, Herr Pastor. Aber so 'en guten Kaffee wie da, als Sie mit Ihre liebe Frau und die Kinders in unsere Mühle kamen, kann ich Sie nu' nich mehr geben. Und darum — nehmen Sie's nicht vor ungut — mag ich auch von Sie keine Predigt haben. Das schenirt einen doch.“

Die Nachbarin schlug leise die Hände zusammen, verdrehte die Augen und gab auf alle Weise ihre Mißbilligung zu verstehen. „Aber, Katrine,“ sagte sie eifrig, „dies is ja man bloß der junge Herr Pastor, nich unser alter, der schon lange tot ist. Und Herr Pastor Engelke predigt Dich gewiß ganz gern 'mal ohne Kaffee 'was vor.“

Gottfried versicherte, daß es seine Berufspflicht sei, und daß er entschieden für Kaffee danke.

Die Alte aber wurde unruhig und erklärte eigensinnig, sie lasse sich nicht lumpen, sie könne es auch jetzt wohl noch; wenn er wieder bei ihr predigen wolle, müsse er Kaffee mit Luffen haben und sie sei auch noch gar nicht so schlimm, daß man sie auf den Tod vorbereiten müsse.

In zwiespältiger Empfindung verließ er das Haus. Hatte er der Kranken wohlgethan? War es ihm gelungen, sie durch seinen religiösen Zuspruch zu erheben? Er fürchtete: nein!

Als er in die Nähe von Knusts Hof kam, in dem die junge Witwe wohnte, sah er vor sich einen Mann in die Behausung gehen, und erkannte den jüngeren, unverheirateten Bruder des Schmieds. Die Hausthür war etwas offen geblieben; als Gottfried herantrat, gewahrte er auf der Diele ein Paar, das sich umschlungen hielt. Hier brauchte er also keinen Trost mehr zu spenden, er kam zu spät, die damals untröstliche Witwe hatte sich schon getröstet.

Nun lenkte er seine Schritte nach dem Behrbomschen Gehöft. Als er auf die Diele trat, an deren Ende nach alter, niedersächsischer Weise der Herd lag, sah er den Bauern und seine Frau vor



Ein fröhl

Nach dem Gemäld



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

...cher Anfang.

...) von Vihari Sandor.

sich. Er saß mit der kurzen Tabakspfeife zur Seite des Feuers, sie rührte in einem Kessel. Der Mann stand auf und kam ihm mit etwas erstauntem Gesichte in steifer Ehrfurcht entgegen.

Gottfried fragte nach seinem Sohn Wilhelm, der ja vor dem Feste zurückgekehrt sei.

Der Mann erwiderte: Wilm sei zweimal mit ihnen allen zur Kirche gewesen. Er sei nicht schlecht, das brauche der Herr Pastor nicht zu denken. Jetzt habe er da drüben im Oldenburgischen einen guten Dienst gefunden und sei heute früh dahingemacht.

Ob der Herr Pastor sich nicht setzen wolle, meinte die Frau und rückte einen binsenbeflochtenen Armstuhl heran.

Gottfried setzte sich und wagte es noch einmal, den Namen Wilhelms zu nennen; da wandte sich die Mutter entrüstet zu ihm:

„Hei is ümmer en guden Jungen wesen, Herr Pastor," sagte sie eifrig, „und wegen die Schlägerei hat er seinen Teil weg, so 'was kann 'en Besten überkommen, und darum braucht 'en noch keiner nich 'ne Predigt zu halten."

„Ich wollte mich nur nach ihm und seinen weiteren Plänen umsehen," sagte Gottfried begütigend.

Auf dem Heimwege überlegte er, daß vielleicht seine Mißerfolge weder ihm selbst noch seiner Mutter zur Last zu legen seien. Sie hatten beide das Rechte und Gute gewollt. Entweder prüfte ihn Gott auf seinen Eifer, seine Ausdauer, oder ihn traf die Strafe dafür, daß er bisher so saumselig gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfmaschinenkräfte und Menschenkräfte.

Es sind nunmehr etwas über hundert Jahre verflossen, seit zum erstenmale das Dampfpferd auf dem Arbeitsfelde erschien, um die bis dahin ziemlich ausschließlich thätigen Menschen- und Tierkräfte zu unterstützen oder zu ersetzen. Mit diesem Eingreifen des Dampfes in die allgemeine Arbeitsthätigkeit hat sich nun in überraschend kurzer Zeit eine so großartige Umwälzung auf industriellem und technischem Gebiete vollzogen, wie solche in keiner Epoche der Vergangenheit zu konstatiren ist. Die Einführung der Dampfmaschine in die Kulturwelt hat höchstens nur eine Analogie in Bezug auf die allgemeine Umgestaltung aller bis dahin gefestigt erscheinenden Verhältnisse, in der Entdeckung von Amerika. Beides sind Thaten von weltgeschichtlicher Bedeutung gewesen, Errungenschaften, die für unabsehbare Zeiten Epoche machten in der Entwicklung der Menschheit. Die Dampfmaschine ist heute ein absolut unentbehrliches Kulturelement, ohne welches die menschliche Gesellschaft nicht mehr bestehen könnte und welches in seiner Thätigkeit nur abgelöst werden kann von einer noch billigeren, bequemeren und allgemeineren Arbeits- oder Kraftquelle. Daran ist, was die Allgemeinheit betrifft, vorläufig aber noch nicht zu denken, denn die Kraft, welche berufen erscheint, dereinst die schweren Arbeitsleistungen das Dampfes zu übernehmen, nämlich die Elektrizität, ist heute nur erst in verhältnismäßig beschränktem Maße in den Dienst der Allgemeinheit getreten und dabei bedarf sie noch meist der Dampfkraft als Erzeugerin der elektrischen Ströme. Erst wenn der unerschöpflich scheinende oder wenigstens in England bereits dem Erschöpftsein wirklich nahe gerückte Reichtum der Erde an Steinkohlen dahingeschwunden sein wird, ist die Herrschaft der Dampfkraft ebenfalls zu Ende, aber auf absehbare Zeit hinaus kann im allgemeinen davon noch keine Rede sein.

Noch ist die Dampfkraft im Aufblühen begriffen, noch nimmt die Zahl der arbeitenden Dampfpferde ununterbrochen zu und es ist interessant, eine Zusammenstellung der Dampfmaschinenkräfte, welche in den Kulturstaaten wirken, kennen zu lernen. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich der englische Statistiker Mulhall unterzogen und eine Aufstellung der im Jahre 1888 thätigen Dampfmaschinenkräfte gegeben. In Pferdekräften ausgedrückt besaß damals Großbritannien 9,200,000 Dampfpferdekräfte, Deutschland 6,200,000, Frankreich 4,520,000, Rußland 2,240,000, Oesterreich 2,150,000, Italien 830,000, Belgien 810,000, Spanien 740,000, Schweden 300,000, die Schweiz 290,000, Norwegen 180,000, Dänemark 150,000, Portugal 80,000, die übrigen europäischen Länder zusammen 600,000, das macht für ganz Europa 28,610,000 Dampfpferdekräfte. Dem gegenüber verfügen die Vereinigten Staaten allein über 14,400,000, also über mehr als die Hälfte von ganz Europa. Für alle Kolonien und sonstigen Staaten der Welt schätzt Mulhall die gesamte Dampfkraft auf 7,120,000 Pferdekraft. Sonach waren auf der ganzen Erde im Jahre 1888 mehr als 50 Millionen Dampfpferdekräfte im Betrieb gewesen.

Unter einer Pferdekraft versteht man in der Technik diejenige Kraft, welche im stande ist, in jeder Sekunde ein Gewicht von 75 Kilogramm um 1 Meter zu heben. Die wirkliche durchschnittliche Kraft eines Pferdes vermag diese Leistung nicht auszuführen, mindestens würden die Kräfte von etwa drei Pferden erforderlich sein, um längere Zeit hindurch diese Arbeit zu leisten. Anderseits kann man annehmen, daß die Arbeitskraft eines Pferdes so groß ist als die mechanische Arbeitskraft von sieben Menschen. Die oben berechneten 50 Millionen Dampfpferdekräfte entsprechen daher den mechanischen Arbeitsleistungen von mehr als 1000 Millionen Menschen.

Sehen wir uns jetzt die Bevölkerungsziffer der Länder an, in welchen die Dampfmaschine hauptsächlich arbeitet. Wir haben da zunächst Europa mit 330 Millionen Einwohnern, dann Amerika mit 80 Millionen, und wenn wir die übrigen Staaten nach dem Verhältnis ihrer Dampfpferdekräfte zu jenen Europas und Amerikas und ihre Bevölkerung normiren, so würden noch über 70 Millionen Menschen zuzuzählen sein, so daß zusammen 480 Millionen Menschen von der Arbeit der Dampfmaschine Nutzen haben. Die Kulturnationen haben also durch diese Maschinen ihre normale mechanische Arbeitskraft auf das Dreifache vermehrt, oder mit anderen Worten, es wird durch Zuhilfenahme dieser Maschinen heute so viel mechanische Arbeit geleistet, als die dreifache Menschenzahl leisten würde. Zweifellos ist dadurch eine ungeheure Arbeitsentlastung der Menschen eingetreten, daneben aber auch eine Arbeitsentlastung für die Tiere.

Nur 10 Millionen Dampfpferdekräfte gehören feststehenden Maschinen an, dagegen nehmen die Eisenbahnen volle 32 Millionen und die Dampfschiffe 8 Millionen für sich. Das Gesamtgewicht der Güter, welche 1888 auf der ganzen Erde befördert wurden, beziffert sich auf 28,600 Millionen Zentner, welche durch Eisenbahnen verfrachtet wurden und etwa 3000 Millionen Zentner, welche von Schiffen transportirt wurden, doch sind in letzterer Ziffer auch die Transporte durch Segelschiffe mit enthalten. Die Hauptmasse der verfrachteten Güter besteht aus Kohlen, nämlich 26,2 Prozent, dann folgt Holz mit 17,3 Prozent und dann erst Getreide mit 9,3 Prozent. Eisen ist nur mit 3,2, Zucker mit 1,8 und Baumwolle mit 1 Prozent an dieser Masse beteiligt. Man sieht aus diesen Angaben, daß die Massenartikel im Weltverkehr gerade diejenigen sind, welche die Natur nicht mehr ersetzt (wie die Kohle) oder nur langsam

und im Verlauf vieler Jahre (wie das Holz). Beider aber bedarf die Menschheit in genügendem Maß, um die Maschinenkraft zu erhalten. Die Dampfmaschinenkraft arbeitet also rastlos, um die Menschheit auch physisch auf ihrer Höhe zu erhalten und so sehen wir denn hier einen großen Kreislauf sich vollziehen, den die menschliche Intelligenz in Bewegung erhält zum Wohle des Ganzen wie seiner einzelnen Teile.

Dr. R.

Prinzessin Therese von Bayern.

Die bayrische Akademie der Wissenschaften hat unlängst die Prinzessin Therese, die einzige Tochter des Prinz-Regenten von Bayern, zum Ehrenmitglied ernannt und dadurch den wissenschaftlichen Bestrebungen und Verdiensten der erlauchten Schriftstellerin eine seltene Anerkennung zu teil werden lassen.

Prinzessin Therese von Bayern, die Tochter des Prinzen Luitpold und seiner verstorbenen Gemahlin Auguste Ferdinande von Toskana, Erzherzogin von Oesterreich, wurde am 12. November 1850 geboren. Im Jahre 1864, wenige Wochen nach dem Tode des edlen Königs Maximilian II., verlor Prinz Luitpold seine Gemahlin, eine durch hohe Vorzüge des Geistes, Charakters und Herzens ausgezeichnete Fürstin, Gattin und Mutter. Was dieser Verlust für die prinzliche Familie bedeutete, ersieht man am besten aus dem Lebens- u. Charakterbilde, das „Therese von Bayer*“ — dies ist der Schriftstellername der Prinzessin Therese — veröffentlicht hat im „Neuen Illustrirten Vaterländischen Ehrenbuch“, herausgegeben von Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach. Prinzessin Therese stand beim Tode ihrer Mutter erst im vierzehnten Jahre, aber ihr Geist und Wesen hatte durch die allzufrüh Geschiedene tiefe, unauslöschliche Eindrücke empfangen, ihre von der Mutter sorgfältig überwachte Erziehung hatte bereits Anlagen und Eigenschaften entwickelt, die im spätern Leben edle Früchte tragen sollten. In ihrer Tante, der verwitweten Königin Maria, fand sie eine zweite Mutter, der sie wie eine rechte Tochter alle Liebe reichlich vergolten hat. Die junge Prinzessin zeigte von Jugend auf viel Wißbegierde und Lerneifer und eine entschiedene Vorliebe für naturwissenschaftliche Disziplinen, sowie ein außerordentliches Sprachtalent. Als zweite Muttersprache lernte sie von den Lippen der Mutter das Italienische, durch Unterricht sehr bald das Französische und Englische. Später eignete sich die Prinzessin die Sprachen der meisten Länder an, die sie bereiste, so daß sie außer den genannten Sprachen noch des Spanischen, Portugiesischen, Dänischen, Schwedischen, Holländischen, Tschechischen, Russischen, Neugriechischen in hohem Grade mächtig ist. Die beiden größeren Werke, die der Feder der gelehrten Prinzessin entstammen und deren wissenschaftlicher Wert durch den Akt der bayrischen Akademie offiziell anerkannt wird, verdanken ihre Entstehung den verschiedenen wissenschaftlichen Reisen, welche die hohe Dame stets in strengstem Inkognito machte. Sie führen die Titel: „Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland, von Therese von Bayer*“. — „Ueber den Polarkreis, von Therese von Bayer*“. Das erstere Werk erschien 1885 und ist der Königin-Mutter Maria gewidmet, während das letztere, fast durchweg mit eigenhändigen Zeichnungen der Prinzessin ausgestattet, 1889 herauskam. Beide Reisewerke enthalten eine Fülle wissenschaftlicher Beobachtungen und Ergebnisse auf den Gebieten der Erd-, Pflanzen-, Tier- und Völkerkunde, besprechen gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen, Volksleben, Sitten und Gebräuche, und schildern anschaulich die wechselnden Naturscenen. Wenn Prinzessin Therese, mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute beladen, in ihre bayrische Heimat zurückkehrt, so führt sie ein zurückgezogenes Leben, fördert künstlerische und wissenschaftliche Institute, ersetzt ihrem erlauchten greisen Vater die Hausfrau und thut in der Stille viel Gutes.



Prinzessin Therese von Bayern.

Fahrt zur Taufe im Berner Oberland.

(Hiezu das Bild Seite 375.)

Dichter Schnee liegt auf den Bergen rings umher; alle Wege und Stege, die selbst während der guten Jahreszeit nicht zu den bequemsten gehören, sind verweht und scheinen fast unpassirbar zu sein. Für die Bergbewohner jedoch, die seit der frühesten Jugendzeit an solches Wetter gewöhnt sind, hat das nichts zu bedeuten, und so steht auch heute vor dem tief im Schnee vergrabenen Hause der große, feste Handschlitten. In ihrem Feiertagsstaate hat die junge Frau darin Platz genommen; auf ihrem Schoße ruht, in blendend weiße Linnen eingehüllt, ein junger Weltbürger, ihr Erstgeborener. Vorsichtig hat sie das schützende Tuch von dem dicken, gesunden Gesichtchen weggenommen, um der Schwester ihren kleinen Liebling noch einmal zu zeigen. Das junge Mädchen blickt lächelnd auf den sanft Schlummernden nieder und hält eine warme Decke in der Hand, um vorsorglich Mutter und Kind darin einzuhüllen. Der junge Ehemann, der eben aus dem Hause getreten ist, befestigt mit freudig strahlendem Gesicht eine kleine Blume im Knopfloch zu Ehren seines Stammhalters, der heute die heilige Taufe empfangen soll. Jetzt ist alles zur Abfahrt bereit, und rasch geht es bergab dem fernen Kirchlein zu. Kräftig muß sich der junge Bursche, der den Schlitten leitet, gegen die nachdrängende Last des Gefährtes stemmen, denn hier gilt es nicht zu ziehen,

sondern nur zu hemmen. Der erste Gang, den das junge Menschenkind in den Armen der fürsorgenden Mutter in die Welt hinaus unternimmt, ist ein rauher, rauh und von mancherlei Gefahren bedroht, wie das ganze Leben der abgehärteten Söhne der Berge.

Vorstadt-Tragödie.

(Hiezu das Bild Seite 391.)

Der Hausherr vom „goldenen Birn"haus ist nicht leicht aus seinem Gleichmut zu bringen; aber heute war er wütend und verstieg sich sogar so weit, seiner Gattin, die ihm unbegreiflicherweise ziemlich kleinlaut standhielt, in energischer Weise die „Leviten" zu lesen.

„Da hat m'r's," sagte er und durchmaß mit ungeduldigen Schritten das Zimmer, „weil ihr Weiber glei immer da seids mit'n Verdächtigen und weil ma den Gedanken in euch net einibringen kann, daß a Dienstbot, so lang ma kane Beweise gegen ihn hat, dasselbe Recht auf Achtung ihrer Ehre und ihres redlichen Namens hat, wie a Prinzessin. Jetzt is die Blamage fertig. Das arme Madl hat das anzige, was ihr das Schicksal lassen hat, ihren ehrlichen Namen, verlor'n und wird ihn auch nie mehr ganz zurückkrieg'n. An Stein hätt's erbarmen können, wie s' vor Dir auf den Knie'n herumg'rutscht is und ihre Unschuld beteuert hat. Ich hätt' g'schworn drauf, daß das Madl das Geld net g'stohln hat. Wann ich mich aber g'rührt hätt', das Maul hätt' i seg'n mög'n. Is das auch schon ein Beweis, daß man sechs Zehnerbanknoten in ihrem Koffer g'funden hat, die wie Deine Zehner ausg'schaut hab'n, weil eben ein Zehner dem andern gleichschaut. War das Madl net immer sparsam, is s' ein einzigsmal aus'gangen, hat s' ein' Liebhaber g'habt? Und wann das alles net g'wesen wär', müßt' s' deshalb glei a Diebin sein, weil Dir Dein Wirtschaftsgeld abgeht? Jetzt hast es; jetzt werd'n Dir dieselben Leut', die Dir zug'red't hab'n, Du sollst die Anzeige bei der Polizei machen, den Vorwurf nicht erspar'n, daß Du eine leichtsinnige und hartherzige Person bist. Und warum das alles? Weil die ‚gnä' Frau' von jeher schlampert und vergeßlich war."

„Du, das bitt' ich mir aus," sagte die Frau, indem sie versuchte, sich aus ihrer gedrückten Stimmung herauszureißen.

„Ja, schlampert und vergeßlich bist, den Vorwurf kannst noch hundertmal hören. Das ist eben das merkwürdige, daß Du das nicht weißt. Und wenn Du ein' Tag zehnmal was verlegst, so is Dein erster Gedanken net: ‚Ich bin halt ein Schlampertatsch', sondern: ‚Der oder der muß mir's g'stohl'n hab'n.' Und jetzt machst wieder a traurige Erfahrung und glaubst es wieder net. Hätt'st gleich im Kalender nachg'schaut, so hätt'st auch das Geld gleich g'funden und mir wär' der Verdruß und der Aerger erspart 'blieb'n."

„No, no," wagte die Gattin etwas kleinlaut einzuwenden, „es wird do wieder gut z'machen sein. I schenk' ihr halt das blautupfte Kladl und den roten Spenser, aus dem die Wetti drausg'wachsen is, und morg'n soll s' halt wieder eintreten bei mir; werd'n d' Leut' gleich seh'n, daß nix g'scheh'n is."

„Na, ja, mit so an Fetzen macht ma all's wieder gut," brummte der Gatte. „Du bild'st D'r am End' gar no ein, sie soll D'r dafür d' Hand küssen un dankbar sein dafür, daß D' ihr die Ehr' abg'schnitten hast."

„I bitt' Dich, red net immer so daher, als ob so a Madl a Kavaliersehre hätt'. Die nehmen dö G'schicht' net so tragisch. Es war halt a Mißverständnis. Soll i mir deshalb 'n Kopf 'runterreißen oder 's Madl am End' gar um Verzeihung bitten? Laß mi jetzt in Ruh'," setzte sie hinzu, nachdem sie sich, um Recht zu behalten, in eine gereizte Stimmung geredet hatte. „Du machst an' ja ganz verwirrt mit Deine übertriebenen Ansichten. Zu dumm, daß man so lang über so a Kleinigkeit red't." Damit rauschte sie zur Thüre hinaus, und der Fall schien erledigt.

Er war es aber nicht. Ein paar Stunden vorher — es war noch in aller Frühe — kam ein Wachmann in das Haus zum „Auge Gottes" und erkundigte sich beim Hausmeister um eine gewisse Anna Lechner. Dieser teilte ihm mit, daß die Gesuchte seit zwei Tagen bei ihrer ehemaligen Nachbarin, der Frau Kögel, einquartiert sei. Zum großen Erstaunen erfuhr der Hausmeister, daß sie dringend verdächtig sei, einen Diebstahl bei ihrer Herrschaft ausgeführt zu haben, und deshalb in Verwahrungshaft genommen werden müsse. Die Frau Hausmeisterin hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Nachricht der Madame Brunner, welche eben mit der Milch und den Semmeln zurückkehrte, mitzuteilen. Das hörte auch die Frau Greislerin und schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Na, wer hätt' sich das von der Netti denkt! War immer so a braves Madl und unlängst hat s' m'r erst erzählt, wie ihr' Mutter g'storb'n is, hat s' ihr am Totenbett no schwör'n müassen, immer brav und ehrlich z'bleib'n, damit s' im Grab a Ruah hat; denn das muß ma den Lechnerischen nachsagen," fügte sie mit einer ihrem sonstigen Wesen fremden Objektivität hinzu, „denen Leuten hat ka Mensch 'was Böses nachiag'n können. Mühselig und kümmerlich hab'n sie sich durchbracht und lieber a trocken's Brot g'essen, als an' Kreuzer Schulden g'macht. Da kann ma alsdann net sag'n, daß das böse Beispiel von die Eltern schuld war."

„Mir is nur um den armen Bruder leid," setzte die Zwirnhändlerin, die auch dazu gekommen war, hinzu. „Daß der die Schand' derleben muß."

„Was hat das Madl trieb'n um ihr' Mutter," sagte Frau Brunner. „Jeden freien Tag is s' am Friedhof g'laufen und a Kreuzerl hat s' ihr setzen lassen und ka Blumenstöckl war ihr z' teuer für 's Grab von ihrer Mutter. Und jetzt thut s' ihr im Grab no die Schand' an."

„Na, und i laß mir's halt net nehmen," versetzte die Zwirnhändlerin, „sie muß do a leichtsinnigs Tuch g'wesen sein. Wann sich amal die Polizei drein mischt, muß schon 'was dran sein."

„I bin nur neugierig, was s' für a G'sicht macht, wenn s' wegg'führt wird," bemerkte die Greislerin.

„Das wart' ich a noch ab," sprach Frau Brunner, „obwohl mir derweil der Kaffeesud übergeht; aber so 'was sieht ma net alle Tag."

Der weibliche Areopag hätte sicherlich noch den Stab über das Mädchen gebrochen, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das ihren menschenfreundlichen Absichten ein plötzliches Ende bereitet hätte.

Sie hörten nämlich den Hausmeister im Hofe mit schreckerfülltem Tone rufen: „Was thun S' denn, san S' g'scheit", und gleich darauf ertönte ein dumpfer Fall, wie wenn ein schwerer Körper auf das Steinpflaster des Hofes auffiele.

Bestürzt eilten die Hausleute herzu und sahen einen leblosen Körper auf den Steinplatten, zerschmettert in seinem Blute liegen. Der Hausmeister war über die Selbstmörderin gebeugt, erhob sich aber gleich wieder und sagte zu den Umstehenden: „Maustot! Und ich hab' s' no g'sehn, wie sie sich über die Fensterbrüstung g'schwungen hat, und der Wachmann wollt' s' no z'rückhalten und i ruf' voller Angst: ‚Was thun S' denn?' — da war's aber schon g'schehn."

„Marand Josef, die Netti!" jammerte Frau Brunner, „na, dös brave Kind! Hat nix Gut's in ihr'm Leb'n g'habt, und alle Leut' hab'n s' gern g'habt weg'n ihr'n Hamur und weg'n ihrer Gutigkeit, und jetzt muß s' so a traurig's End' nehmen."

„Da sieht ma doch deutlich," versetzte die Zwirnhändlerin, „daß das Madl unschuldig war; denn a leichtsinnigs Madl thut so 'was net."

„Freilich, das G'fühl ihrer Unschuld," sagte der Herr



Vorstadt=

Nach dem Gemälde



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

...Tragödie.

...von J. Schikaneder.

Greisler, „und der Gedanken an die Schand', die ſ' den Ihrigen anthut, hat ſ' in Tod trieb'n."

„Die ſaubere Hausfrau hat jetzt an' Denkzettel für ihr Lebzeit, wenn ſ' überhaupt a Herz und a G'wiſſen in Leib hat. Aber ſolche Leut' ſchütteln das ab wie der Hund die Flöh'," ſagte Frau Brunner.

„Macht nix, macht nix," erwiderte die Greislerin, „ſo 'was wird am' do hamzahlt, früher oder ſpäter. I hätt' ka ruhige Stund' mehr in mein Leb'n; denn i thät' immer zittern, daß mir das an meine Kinder vergolten wird."

„Na, dö arme Netti! Laß gehn, jetzt haſt es überſtanden. Wer weiß, zu was 's gut is. Mancher Menſch hat eh' nix Gut's im Leben zum erwarten."

„Jetzt wird ſ' ihr a ſchöne Leich' machen laſſen, die Bisguen, die Xantippen!" ſagte Frau Brunner. „Aber das leiden wir net! Da verſetz' i lieber mein' Strohſack, eh' i das zugib. Mir geb'n a jede 'was her. Gelt'n S', Frau Nachbarin? Das hat ſie ſich um uns verdient, die Netterl und ihr armes Mutterl, daß m'r ihr die letzte Ehr' erweiſen."

„Was, aner Hausfrau 'was ſchenken," geiferte die Zwirnhändlerin, „daß ſie ſich noch in Buckel vollachet! Sie ſoll nur zahlen, dö herzloſe Perſon. A ſchön's Kranzerl kriegt ſ' von uns, da gib i gern 'was her dazu und meine Heiligenbildln leg' i a eini ins Trücherl und Blümerln und a wachſernes Kreuz, daß ſ' wie an' Engel ausſchaun muß. Net anrühr'n," ſagte ſie zum Herrn Greisler, der hinzugetreten war, „bis die Kommiſſion kommt, ſonſt hätt'n m'r den größten Verdruß."

V. Chiavacci.

Im Panoptikum.

(Hiezu das Bild Seite 407.)

Der griechiſche Name „Panoptikum" bedeutet in der deutſchen Ueberſetzung ein Inſtitut, in dem man „Alles" ſehen kann und die modernen Schauſtellungen dieſer Art machen dem betreffenden Namen alle Ehre. Sie entſtanden aus den Wachsfigurenkabinetten, die im vorigen Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht zu haben ſchienen und jetzt wieder neu auflebten. Wenn aber in den Panopticis auch heut noch die, möglichſt getreu nach dem Leben modellirte, Wachsfigur eine gar wichtige Rolle ſpielt, ſo treten doch mit gleicher Berechtigung noch andere Gegenſtände auf, die das Intereſſe des Beſchauers feſſeln.

Ein ſolches Inſtitut iſt heute nicht nur eine Sammlung von Wachsfiguren, ſondern auch von Raritäten und Kurioſitäten aller Art, von hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, von Andenken an berühmte Männer und Zeitepochen, von Bildern, Modellen, ethnographiſchen Gruppen, Dioramen, Panoramen, von Beleuchtungseffekten, Irrgärten, ſtilvollen Kneipzimmern und ſo weiter in infinitum. Außerdem werden den Beſuchern noch muſikaliſche Genüſſe von Spieldoſen, Orcheſtrions, Damenorcheſtern, Zigeunerkapellen und anderen „wilden" Völkerſchaften geboten und Ausſtellungen von Rieſen, Zwergen, Zauberkünſtlern, Mißgeburten und ganzen Karawanen exotiſcher Männlein und Weiblein dienen als Extraanlockungsmittel für das große Publikum, das heute verwöhnter iſt als je in unſerem Jahrhundert und welches insbeſondere in den großen Städten ſo blaſirt geworden iſt, daß man ihm kaum noch „imponiren" kann. Die Panoptika üben doch noch durch ihre Verſchiedenheit und Abwechslung eine große Anziehungskraft auf alle Schichten der Bevölkerung aus und in unſerem Bilde finden Leſerin und Leſer nicht nur eine Probe von der Verſchiedenartigkeit der ausgeſtellten Gegenſtände, ſondern auch von den Eindrücken, die bei den verſchiedenen Kategorien der Beſucher zu finden ſind.

A. O. Kl.

Ein fröhlicher Anfang.

(Hiezu eine Kunſtbeilage.)

Am 2. Januar iſt's. Die Dächer weiß, eine dünne Schneeſchicht auf der Erde, der Himmel blaßgrau, nah, verſchleiert, als könnte es jeden Augenblick wieder ſchneien oder — ſonnenhell werden. In Nagy-Szöny iſt jetzt alles daheim, aber doch ſchon aus den Betten. Die Marktweiber ſitzen auf dem Platz, an den Fenſtern oder unter den Thüren ſtehen die Bauern, ihr Morgenpfeifchen ſchmauchend, die Frauen gehen zum Einkauf oder zur Arbeit, Singer Mozis und Epſtein Gyulay packen Gänſe in Poſtkiſtchen (auch koſchere) und Fräulein Erzſi, die Wirtſchafterin Seiner Hochwürden, fährt bereits im Zweigeſpann nach der Stadt.

Da kommt es plötzlich fiedelnd und flötend die Straße herauf — ganz feierlich, als ob ein vornehmer Herr begrüßt oder begleitet würde — und dann auf einmal wieder luſtig — ſo luſtig, daß es doch wohl kein vornehmer Herr ſein kann.

's iſt auch keiner, 's iſt nur der „Dorflump", der Antalffy Bela, der jetzt wieder abzieht, hinaus in die Welt, auf irgend eine Pußta, wo er Pferde füttert, reitet, kutſchirt. Denn das verſteht er, wenn er auch ein Lump iſt, und ſo findet er immer wieder eine Stelle. Seitdem ſie ihm ſein Häuschen verkauft haben, muß er ja 'was verdienen, aber daheim dulden ſie ihn nicht und ſo muß er eben hinaus.

Warum ſie ihm daheim keine Arbeit geben wollen? Er iſt eben der „Dorflump!" Er wäre ſonſt ja gewiß daheim geblieben, und wenn er ein paar Gulden im Sack hat, zieht es ihn immer wieder nach Nagy-Szöny.

's iſt eigentlich nicht Heimweh und 's iſt auch nicht die Erzſi. Nur ärgern will er ſie, die Nagy-Szönyer, und deshalb kommt er heim, ſo oft er ein paar Gulden im Sack hat und das hat er auch zum Sylveſterabend gethan.

Er iſt kein ſchlechter Kerl, ſonſt wär' er ja vielleicht unter die Räuber gegangen, was noch immer ein Handwerk iſt, das ſeinen Mann nährt. Aber er hat das Zeug nicht dazu, und ſo zündet er ihnen auch kein Haus an, ſchlägt keinen nieder, wirft keinem die Fenſter ein.

Nur ärgern will er ſie und er weiß, daß es ſie ärgert, wenn ſie ihn nur ſehen, und noch mehr ärgert, wenn er Geld hat und luſtig iſt.

Sonderbar iſt es ja, daß ſie ſich ärgern, denn wenn er nicht immer ſo luſtig geweſen wäre, dann hätte der Singer Mozis nicht die ſchönen Felder und der Ferencſik Gabriel, der Schwiegervater vom Herrn Stuhlrichter, nicht das ſchöne Häuschen und der Epſtein Gyulay nicht den ſchönen Weingarten und die Erzſi nicht die ſchöne Stelle bei Seiner Hochwürden.

Sonderbar iſt es, aber ſie ärgern ſich alle, und wenn er da iſt, geht keiner ins Wirtshaus, und wenn er durch die Straße geht, verſchwinden ſie alle ſchnell vom Fenſter oder in ihren Thüren. Nur die armen Weiber und die armen Bauern im Schafspelz, die gehen ihm nicht aus dem Weg, die ſehen ihm lächelnd nach oder nicken ihm gar freundlich zu.

Und dann die armen Muſikanten! Für die gibt es immer gute Tage, wenn der Antalffy Bela daheim iſt. Da ſpringen die Gulden nur ſo, und nicht bloß im Wirtshaus läßt er ſich aufſpielen, auch durch die Straßen müſſen ſie ihn begleiten, juſt, als ob er ein großer Herr wäre, und nicht der „Dorflump".

Jetzt iſt Neujahr vorüber und die Gulden ſind fort, aber ein fröhlicher Anfang war's doch! Und ſo zieht er wieder hinaus auf die Pußta, wo er nur der Antalffy Bela iſt und nicht der „Dorflump". „Weil's dort nicht ſo viele Lumpen gibt" . . . ſo ſagt er.

E. Peſchkau.



Freising.

Freising.

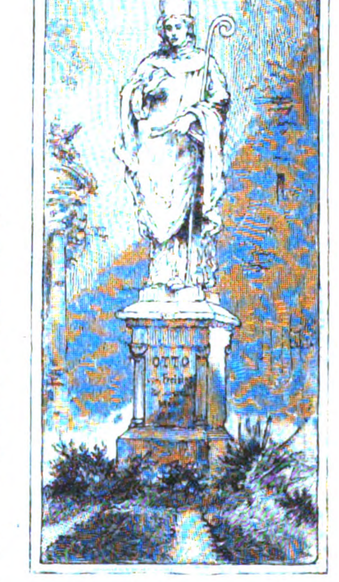
Einige Meilen seitab von München liegt ein wenig besuchtes Städtchen, Freising, die alte Bischofsresidenz. Und doch lohnt ein Besuch. Noch stehen eine Menge interessanter Reste seiner glanzvollen Vergangenheit.

Wer seine Hauptstraße hinunter geht, wird manch schwarzen Gestalten im Priesterrock begegnen — Zöglingen des Priesterseminars, die letzten Reste seiner einstigen Herrlichkeit, und lustigen, ausgelassenen jungen Männern, die Freising den Anstrich einer kleinen Universität geben — Freisings jüngster Glanz, dem materialistischen Zuge der Zeit entsprechend — die Zöglinge der Brauerschule Weihenstephan.



Burgthor zum Domhof.

Der Eindruck des Landstädtchens würde durch nichts gestört, schauten nicht vom steilen Domberg herab, die grauen, ernsten Türme, die alten Befestigungen, die weitläufigen Gebäude als Zeugen der alten Freisinger fürstbischöflichen Herrlichkeit.



Statue Bischof Otto des Großen im Domhof.

Freisings Geschichte reicht bis ins Dunkel vorhistorischer Zeiten zurück. Da stand unter dem Schatten alter Eichen auf dem jetzigen Domberg ein Heiligtum der Göttermutter Freya und schirmte weithin das fruchtbare Thal der rauschenden blaugrünen Isar, bis das welterobernde Kreuz seine Schatten auch in diese Einsamkeit warf. Im Jahre 270 kam der heilige Maximilian, predigte das Christentum, zerstörte das Heiligtum der Göttermutter und verwandelte ihren Tempel in eine Kirche der heiligen Mutter Gottes. Zwar fegten die Stürme der Völkerwanderung dieselbe wieder weg und auch eine spätere Neugründung derselben durch den heiligen Rupert verfiel in den Wirren jener wilden Zeiten und doch erhob sich das Marienkirchlein immer wieder aus Schutt und Asche. Im siebenten Jahrhundert finden wir neben ihm auf dem Domberg eine feste Burg der bajuvarischen Herzoge. Herzog Grimoald, der den heiligen Vater gebeten hatte, einen Oberhirten für seine Gemeinden zu senden und dem derselbe den durch seine außerordentliche Frömmigkeit hervorragenden heiligen Corbinian als Bischof sandte, empfing denselben mit allem Gepränge und schenkte nach kurzer Zeit der heiligen Mutter Gotteskirche den Domberg und kaufte auch auf Corbinians Wunsch Güter in Tirol, welche bis in die jüngsten Zeiten im Besitz der Domkirche zu Freising verblieben und legte so

den Grund zur Größe und der Macht der Diöcese Freising. — Als der heilige Corbinian am 8. September 730 starb, verordnete er, daß seine Gebeine in Mais in der Kirche des heiligen Valentin beerdigt würden. Aber die Freisinger, welche sich auch im Tode nicht von ihrem Bischof trennen wollten, mißachteten sein Gebot und wurden erst durch vierzigtägige schreckliche Regengüsse bewogen, seinen letzten Willen zu erfüllen. Vierzig Jahre später ließ Aribo, der vierte Bischof von Freising, die Reliquien des heiligen Corbinian unter großem Gepränge nach Freising zurückbringen und in einem herrlichen Schreine in der Domkirche aufbewahren. Aribo vollendete die Domkirche, eine dreischiffige Basilika, die aber schon unter Bischof Waldo (883 bis 906) nebst den meisten Urkunden niederbrannte. Der Bischof wandte sich behufs Wiedererbauung an den Kaiser, Ludwig das Kind. Der Kaiser schenkte am 30. September 903 Föhring samt Grund und Boden und Dienstleuten an die Marienkirche zu Freising. Durch diese Geschenke in stand gesetzt, konnte Waldo den Dom prächtiger wieder aufbauen und statt der einfachen Holzplafonds einen prachtvollen mit Goldkassetirung anbringen lassen.

Den Höhepunkt politischer Macht und Größe erreichte das Bistum unter Otto I., dem Großen. Er wurde am 5. Dezember 1109 als Sohn des heiligen Leopold, Markgrafen von Oesterreich, eines Babenbergers und Agnes', Tochter Heinrichs IV., geboren. Er war ein Halbbruder Kaiser Konrads III., Oheim Barbarossas und durch die Ehe seines Bruders Heinrich mit der byzantinischen Kaiserfamilie verschwägert. So den höchsten Machthabern verwandt, bewirkte sein mächtiger Einfluß die Versöhnung Barbarossas mit Hadrian IV., die zwischen Welfen und

Weihen-Stephan.

Marktplatz.

Babenbergern. Besonders groß ist er als Geschichtsschreiber. Eine Chronik von Erschaffung der Welt bis 1146 ist sein bedeutendstes Werk. Andere Werke von ihm, zwei Bücher über die Thaten Barbarossas, wurden erst nach seinem Tode vom Domherrn Ragensin vollendet.

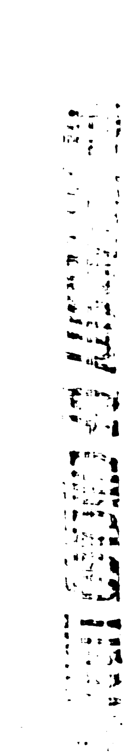
Otto starb am 22. September 1158. Im Domhof steht seine Statue von Kaspar Zumbusch. Sie wurde am 19. November 1857 enthüllt. (Siehe Bild). Unter seinem Nachfolger Albert (1158 bis 1184) zerstörte eine Feuersbrunst, welche am östlichen Domberg am Morgen des Palmsonntags, 5. April 1189, ausbrach — Domkirche, Residenz und den größten Teil der Stadt. Durch reichliche Beiträge Barbarossas und seiner Gemahlin Beatrix, welche zum Dank hiefür am inneren Portal der Domkirche abgebildet sind, konnte er den Dom neu aufbauen, so wie er der Hauptsache nach heute noch besteht. Doch schien es, als während des Neubaues ein Blitzstrahl die kaum gethane Arbeit wieder vernichtete und zugleich das Kloster Neustift, welches erst vor zwanzig Jahren gegründet war, in Flammen aufging, als ob Gott der Neubau nicht genehm wäre.

Die Arbeit stockte und niemand wollte weiter bauen. Doch der Bischof griff wie ein Tagelöhner persönlich zu und durch dies Beispiel angeeifert zogen Tausende aus allen Ständen, betend und singend, Wagen mit Baumaterialien den steilen Domberg hinan. Die neue Kirche wurde größer und erhielt den zweiten Turm (190 Fuß hoch). Schöne Steinmetzarbeiten am inneren Portal und in der Gruft zeugen noch heute von der damaligen Pracht. 1472 wurde in Freising ein Kunstwerk ersten Ranges angefertigt, eine hölzerne Monstranz von prachtvoller gotischer Arbeit, 4 Fuß 7 Zoll hoch. Sie verblieb bis heutigen Tages bei der Kirche, weil sie bei der Säkularisation, ein Beweis des damaligen Kunstverständnisses auf vierundzwanzig Kreuzer geschätzt wurde und deshalb der Kirche gelassen wurde.

1634 brandschatzte Gustav Adolf die Stadt um 30,000 Goldgulden, 4000 Eimer Weins, alles Bier und etliche tausend Scheffel Getreides.



Freising: Der Domberg. (Seite 397.)
Nach einer Originalzeichnung von H. Nisle.



Nachdem die Schweden noch Stadt und Residenz geplündert, zogen sie ab, und die Kaiserlichen, welche folgten, nahmen, was übrig war, so daß eine schreckliche Hungersnot entstand. 1674 errichtete Albert Sigismund die Mariensäule. Sie bildet die Hauptzierde des Freisinger Marktplatzes (siehe Bild) und steht heute noch.

Unter Johannes Franz Ecker Freiherrn von Kapfing und Lichtenegg (1695 bis 1727) feierte 1724 Freising sein tausendjähriges Jubiläum. Schon als Domdekan hatte er den 278 Fuß hohen Pfarrturm von St. Georg (siehe Bild, Marktplatz) erbauen und mit Glocken von Schelchshorn in Regensburg versehen lassen, außerdem hatte er in florentinischem Stil die Kirche von Neustift erbauen lassen.

Zur Feier des tausendjährigen Jubiläums ließ er die Domkirche im Geschmack seiner Zeit durch die Brüder Kosmas und Aegidius Asam renoviren.

Doch die letzte Stunde des fürstbischöflichen Glanzes hatte geschlagen. Am 23. August 1802 rückten sechsundfünfzig Mann vom kurfürstlichen bayrischen Leibregiment unter Lieutenant Röckl in Freising ein und nahmen von der Stadt und dem Bistum im Namen des Kurfürsten Besitz. Damit war die Säkularisation Freisings vollzogen.

Infolge der Säkularisation hörte Freising auf, eine bischöfliche Stadt zu sein. Das Fürstbistum hatte 15 Quadratmeilen Umfang und 27,000 Einwohner. Die Besitzungen in Oesterreich und Tirol fielen an Salzburg.

Mit Lothar Anselm (1821 bis 1846) beginnt dann die Reihe der Erzbischöfe von München-Freising, welche in München ihren Sitz haben.

Den Ruhm der alten Domschule suchen das Klerikalseminar (1826 eröffnet), Studienanstalt und Lyceum aufrecht zu erhalten, und die Errichtung der staatlichen Brauerei Weihenstephan und der Brauerschule, welche Zöglinge aus allen Weltteilen zählt, bringt neues Leben in die vereinsamte Stadt.

H. Nisle.

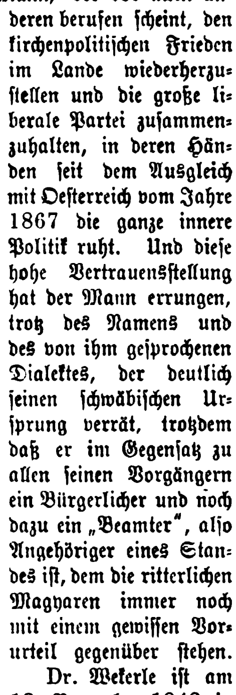
Ausfahrt der Fischerboote.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Wir befinden uns auf dem Hafendamm von Nieuport. Es ist ein schöner Herbstmorgen, und die Sonne vergoldet mit ihren Strahlen die Kämme der leicht erregten Wogen. Am Strande herrscht buntes Leben und Treiben, denn die Fischerboote bereiten sich zur Ausfahrt vor. In der Ferne fahren heimkehrende Boote ein, während im Vordergrund ein Boot ausfährt und bei dem Westwind gezwungen ist, sich an einem Tau herausschleppen zu lassen, um nicht unter der Wucht des Westwindes auf den andern Hafendamm anzufahren. Es ist gewöhnlich die Frau des Patrons des Bootes, die das Schlepptau mit den nötigen „Zugkräften“ versieht und selbst die Tête hält. Nach gethaner Arbeit bekommt jeder Mitzieher oder jede Mitzieherin einen Sou.

Der ungarische Ministerpräsident Wekerle.

In dem neu ernannten ungarischen Ministerpräsidenten Dr. Wekerle begrüßt Ungarn den Mann, der vor allen anderen berufen scheint, den kirchenpolitischen Frieden im Lande wiederherzustellen und die große liberale Partei zusammenzuhalten, in deren Händen seit dem Ausgleich mit Oesterreich vom Jahre 1867 die ganze innere Politik ruht. Und diese hohe Vertrauensstellung hat der Mann errungen, trotz des Namens und des von ihm gesprochenen Dialektes, der deutlich seinen schwäbischen Ursprung verrät, trotzdem daß er im Gegensatz zu allen seinen Vorgängern ein Bürgerlicher und noch dazu ein „Beamter“, also Angehöriger eines Standes ist, dem die ritterlichen Magyaren immer noch mit einem gewissen Vorurteil gegenüber stehen.





Dr. Wekerle.

Dr. Wekerle ist am 12. November 1848 in Moor als Sohn eines aus Schwaben eingewanderten Wirtschaftsbeamten des Grafen Lamberg geboren. Er besuchte das Gymnasium in Stuhlweißenburg, wo er unter anderen den gegenwärtigen Fürstprimas Vaszary zum Lehrer hatte, auf den er seinerzeit bei der Primaswahl die Aufmerksamkeit des Kabinets lenkte, wie Vaszary wiederum eben jetzt seinen früheren Schüler beim Kaiser Franz Josef empfohlen haben soll. Nach Beendigung des Rechtsstudiums in Budapest trat er 1870 ins Finanzministerium ein und habilitirte sich an der Universität für Finanzkunde und Verwaltungsrecht. Er soll es dem Unterrichtsminister Trefort lange verübelt haben, daß derselbe ihn nicht zum ordentlichen Professor ernannte. Dafür wurde er unter Finanzminister Graf Szapary schon 1884 Ministerialrat, 1886 Staatssekretär im Finanzministerium, 1889 Finanzminister im Kabinet Tisza, als der er die Konversion der Eisenbahn- und Grundentlastungsanlehen beendigte, die sogenannte Regalienablösung und die Schanksteuerreform durchführte, die Finanzadministration reorganisirte, das große Werk der Steuerreform unternahm und sich in erster Reihe um die Lösung der Währungsfrage verdient machte. Als Hersteller der Valuta ist er heute wohl der beliebteste Mann Ungarns. Dr. Wekerle vereinigt mit großem Wissen und unermüdlicher Arbeitskraft eine bedeutende parlamentarische Gewandtheit und weiß seine Gegner oft ebenso leicht durch schlagenden Witz als durch wissenschaftliche Gründe zu entwaffnen.

Ernst Schuch.

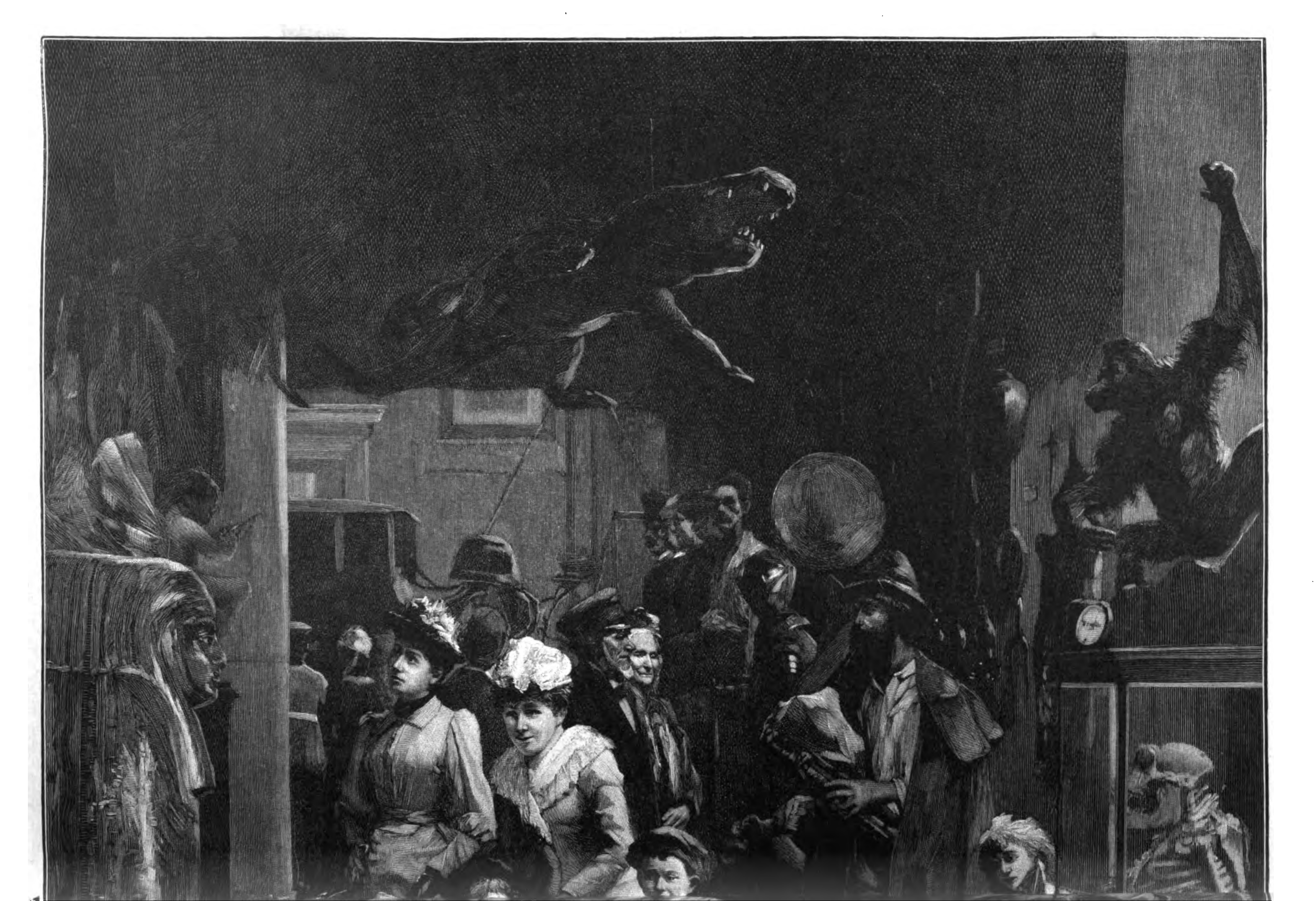
Aus früher Kindheit Tagen ist mir ein lieblich Märchen erinnerlich, in welchem des langen und breiten von einem hohen, prächtigen Feenpalaste die Rede war, dessen goldene Kuppel weit hinaus in die weite Landschaft im hellen Sonnenschein erstrahlte, und bei Mondenschein dem einsamen Wanderer den Weg zu einem gastfreundlichen Asyl zeigte. Alle Herrlichkeiten dieser Welt waren in diesem Zauberpalast vereinigt; meine Amme erzählte mir so manches Schöne von diesem Schlosse; da gab es marmorne Säle, silberne Stühle mit goldenen Knäufen, kostbare Teppiche, aus dem fernen Persien geholt, Zwerge in kleidsame Seidengewänder gehüllt; da gab es Marställe der Zierden Arabiens voll, einen Musiksaal, in dem alle Instrumente von selbst zu spielen begannen, wenn ein Fremder eintrat; eine Bildergalerie, alle Meister aufweisend, eine unerschöpfliche Rüstkammer, in der so mancher Goldharnisch, mit Edelsteinen ausgelegt, glitzerte, ein in Felsen gehauenes Bad, von dem Dufte Schiras' erfüllt, blauseidene Ruhebetten umfingen den müden Wanderer, ihm süße Ruhe darbietend und Sphärengesänge umschwebender Nymphen sangen ihn in Schlaf... Mit welch großen Augen lauschte ich als Kind jener phantasiereichen Freundin, welche mit ihrem Finger durch die Luft fuhr, um mir im nächsten Augenblick alle diese Herrlichkeiten vorzuzaubern, und wie sehr beneidete das Bübchen von sechs Jahren den glücklichen Besitzer dieses Zauberpalastes ... Diese Kinder-Erinnerung durchschwirrte meinen Sinn, als ich, von Ernst Schuch geführt, die Räumlichkeiten der Dresdener Oper in Augenschein nahm. Stolz zeigte mir dieser geniale Meister den prächtigen Semperschen Bau, darauf hinweisend, mit was für Eifer man durch lange Jahre thätig war, um aus dieser Bühne einen Musentempel zu schaffen, dem ich so schnell keinen zweiten an künstlerischer Bedeutung an die Seite stellen kann, da er in seiner Weise mustergiltig dasteht.

Zwei Dezennien sind es nun, daß jener merkwürdige Mann am Ausbau seines grandiosen Werkes gearbeitet hat, um die Dresdener Oper zu einer der hervorragendsten Bühnen zu gestalten, so daß ich auf das allgemeine Interesse unserer Leser rechnen darf, wenn ich in kurzen Umrissen ein schlichtes Bild seiner Laufbahn entwerfe.

Ernst Schuch ist als der Sohn begüterter Eltern am 23. Mai 1848 im grünen Steiermark, und zwar in Graz, geboren. Von frühester Jugend an fühlte er sich zur Musik hingezogen und brachte es auch zu nicht geringer Virtuosität im Klavierspielen, so daß er als Kind in Freundeskreisen vielen Beifall fand. Nachdem er in Graz die Gymnasialstudien absolvirt und mit vorzüglichem Erfolge maturirt hatte, bezog er die Universität, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Fleißig verfolgte er die Vorlesungen der Professoren, nie bei einem Vortrage fehlend. Während andere Kollegen ihre freie Zeit mit Kneipereien aller Sorten totschlugen, saß Ernst Schuch, weit entfernt von diesem Vorbilde, in seinem einsamen Stübchen vor seinem Liebling, dem Klavier, dem er gar wundersame Töne zu entlocken wußte. Aus jener Zeit rühren reizende kleine Kompositionen her, welche jedoch Ernst Schuch mit Argusaugen hütet, und die wohl leider niemals das Licht der Oeffentlichkeit erblicken werden. Es sind dies Lieder, Gesänge, Balladen und viele andere Kompositionen, welche Meister Schuch sorgsam verschlossen als seine „Jugendsünden“ betrachtet. Ernst Schuch fühlte sich als echte Künstlernatur zu gleich gestimmten Seelen hingezogen und verkehrte in seiner Studienzeit sehr viel mit bedeutenden Künstlern und Musikern. Eines Tages saß er mit einer erlesenen Schar im „Hotel zum weißen Roß“ auf der Taborstraße, als Direktor Lobe atemlos eintrat und Ernst Schuch fragte, ob er nicht die Adresse eines guten Begleiters wisse, der einer Sängerin eine Arie auf dem Pianoforte begleiten könnte, da er dringend eines solchen benötige. Da keiner der Anwesenden von einem eben disponiblen Accompagnateur wußte, erbot sich Schuch „auszuhelfen“ — wie er sich selbst ausdrückte. Die Probe nahm in der Nachbarschaft ihren Anfang. Schon die ersten Takte auf dem Flügel, welche Schuch mit dem ihm eigenen sammetweichen Anschlag ertönen ließ, fesselten die Aufmerksamkeit Direktor Lobes; die Sängerin sang ... aber Direktor Lobe hörte gar nicht auf ihren Vortrag ... er verfolgte mit hohem Interesse das Klavierspiel Ernst Schuchs und riet ihm, das kanonische Recht und die Pandekten aufzugeben, um sich der Bühne zuzuwenden. Nur wenige Monate noch hatte Schuch zu thun, um sich mit den Geheimnissen des Contrapunktes auf das genaueste vertraut zu machen. Als 20jähriger Jüngling betrat er seine Laufbahn als Kapellmeister des Stadttheaters zu Würzburg. Mit 22 Jahren ging er nach Basel in gleiche Stellung, woselbst er mit Impresario B. Pollini zusammentraf, der zu jener Zeit mit einem italienischen Künstlerensemble Deutschland bereiste. Der findige Impresario wußte den jungen Schuch zu bewegen, sich als Dirigent seinem Ensemble anzuschließen. Nach einigen Tournées, welche seinen Namen

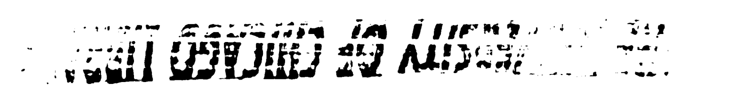


Ernst Schuch.



Im Panoptikum.

Nach dem Gemälde von Albert Heise.



begründeten und ihm große Ehren einbrachten, machte ihm der leider so früh verstorbene Intendant der königlich sächsischen Hoftheater, Herr Graf Platen, den Vorschlag, dauerndes Engagement in Dresden anzunehmen. Ernst Schuch unterzeichnete 1872 seinen Vertrag mit Dresden; im Jahre 1873 wurde er königlich sächsischer Kapellmeister, dann Hofrat, in welcher Stellung er im Jahre 1875 sich mit der Kammersängerin Clementine Schuch-Proska vermählte. Nach Platens Ableben wurde er zum königlich sächsischen Generalmusikdirektor ernannt, in welcher Stellung er augenblicklich einer der gefeiertsten Dirigenten Deutschlands ist.

Wenn es einen Kapellmeister gibt, der alle Stilarten beherrscht, der heute einen Nibelungencyclus, morgen eine „Lucia", übermorgen eine Neunte Symphonie mit gleicher Virtuosität stilvoll zu dirigiren weiß, so ist dies Ernst Schuch.

Seinen letzten Triumph hatte Ernst Schuch mit der Oper „Sizilianische Bauernehre" (Cavalleria Rusticana), welcher in der ganzen Welt ein mächtig widerhallendes Echo fand; von den schneebedeckten Gletschern Norwegens bis hinab nach dem heißen Palermo, wo die „Goldorangen glühn", von der Themse Strand bis hinauf nach St. Petersburg, vom Ebro bis nach Konstantinopel las man von dem Triumphe eines deutschen Dirigenten, der einzig in dieser Weise dasteht und dazu berufen ist, der musikalischen Welt noch so manche angenehme und staunenswerte Ueberraschung zu machen.

Emile Dürer.

Die großen Kaiserjagden.

Von

Heinrich Hacke.

(Hiezu die Bilder Seite 415 und 417.)

Wenn der Novembersturm durch die Föhren rauscht, dann ist die Zeit gekommen, wo in den weiten königlichen Forsten der Abschuß des überständigen Wildes durch Seine Majestät den Kaiser und seine hohen Jagdgäste beginnt. In den Wäldern der Göhrde, bei Springe, bei Ohlau und Königs-Wusterhausen, überall erscheint der kaiserliche Jagdherr zu frischem, fröhlichem Jagen. Die großen, weit über 120,000 Morgen umfassenden Forsten bei Letzlingen aber sind in der Regel zur Abhaltung der ersten Kaiserjagden auserſehen.

Schon lange vorher wird das Wild in die abgestellten Jagen eingetrieben und verbleibt die letzten Tage vor den Jagden in den besonders dazu hergerichteten Wildkammern, hintereinander gelegene, mit drei Meter hohem Zeug abgegrenzte Räume; für Schwarzwild werden die Kammern aus starken Pfählen gezimmert. Da tummeln sich nun die stolzen, jagdbaren Hirsche, die Rehe und das Damwild in scheuer Bangigkeit hin und her und lassen oft den herrlichen Mais, der ihnen als Henkersmahlzeit gegönnt ist, unbeachtet. Und vor den Kammern zieht sich auf viele Hunderte von Metern hin eine etwa hundert Schritt breite Wildbahn, welche durch Zeug oder Netze oder durch die sogenannten „Lappen" abgestellt ist. „Durch diese Gasse müssen sie kommen", und daher befinden sich die Stände der hohen Jagdgäste an der Innenseite derselben. Die Stände gleichen Hütten; aus Tannenzweigen sind sie hergestellt und verbergen den Schützen vor dem Auge des vorbeibrechenden Wildes.

Die Jagdtage, Festtage für die Bevölkerung, sind endlich angebrochen. Jahr für Jahr winden die Letzlinger ihre Guirlanden und Kränze, schmücken sich die „weißgewaschenen" Jungfrauen des Ortes mit Blumen und Bändern, ihrem kaiserlichen Herrn einen huldigenden Empfang zu bereiten.

Und in dem altersgrauen, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden, zwischen düsteren Baumriesen gelegenen Jagdschloß, dessen hohe Mauerumwallung der glatte Wasserspiegel des Schloßgrabens treulich wiedergibt, wird es auch lebendig. Lustig knisterndes Kaminfeuer löst die starre Kälte von den meterdicken Wänden, und in der Küche walten königliche Mundköche ihres lieblich duftenden Amtes. In den Schenken des Dorfes geht es hoch her. Zu den im Quartier liegenden Forstbeamten gesellen sich ein Dutzend Gendarmen, welche während der Jagden die weiten Jagdgründe abzusperren haben, die Beamten des königlichen Marstalles, der große Troß der Jäger und Beamten der Jagdgäste, die vielen Zuschauer, welche von nah und fern herbeigeeilt sind, an dem fröhlichen Treiben teilzunehmen.

Abends nach der Ankunft versammelt Seine Majestät der Kaiser die geladenen Gäste in dem traulichen, mit vielen Jagdtrophäen geschmückten Speisesaal um sich. Nach dem einfachen Abendbrot aber zieht sich der Monarch zurück, um noch zu arbeiten. Mit dem Abendzuge ist wohl gar ein Offizier vom reitenden Feldjägercorps aus Petersburg, Wien oder Konstantinopel mit wichtigen Nachrichten angelangt, die Postkuriere schleppen große wohlverschlossene Mappen an, der Telegraph und das Telephon arbeiten, und mit dem auswärtigen Amt stellt ein eigens angelangter Chiffreur aus dem Chiffrirbureau die Verbindung her, indem er die rätselhafte Zeichensprache entziffert.

Auch die treuen, stets im Dienst sich befindenden Gehilfen sind zur Stelle; ohne sie reist der Kaiser nicht. Es sind vor allen der Chef des Militärkabinets, General der Infanterie von Hahnke, der Chef des Zivilkabinets, Wirklicher Geheimer Rat von Lucanus, der Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg, der Hausmarschall Freiherr von Lynker und mehrere Flügeladjutanten. Wenn um zehn Uhr abends des Jägers Jagdhorn zur Ruhe mahnt, auf daß man am kommenden Morgen wohlgerüstet sei zu fröhlichem Jagen, so gilt diese Mahnung kaum dem kaiserlichen Jagdherrn; erst muß die Arbeit vollendet sein. Und wie der Kaiser des Abends der letzte zu Bett ist, so finden wir ihn des Morgens auch als ersten auf, um am Schreibtisch zu arbeiten.

Ist auch die Ausfahrt zur Jagd auf acht Uhr angesetzt, oft wird es neun, bevor die Arbeit vollendet ist und die unten auf dem Hofe unmutig stampfenden edlen Rappen hinausjagen können in den herrlichen, herbstlich gelbgefärbten Wald.

In offener Jagdkalesche sitzt der Kaiser neben dem höchsten seiner Jagdgäste, und in endlos langer Reihe folgt Wagen auf Wagen, mit den Schützen, Jägern und dem Jagdgerät. So geht es anderthalb Stunden lang durch prächtige Waldpartien, bis man das eingestellte Jagdrevier erreicht hat. Hier empfängt der Förstertroß den erlauchten Jagdherrn in schmetternder Fanfare mit dem Fürstengruß.

Vor Beginn der Jagd begrüßt der Kaiser sämtliche geladene Herren, und dann eilt ein jeder auf den für ihn bestimmten Stand, je nach Rang und Geburt näher oder weiter ab von den Wildkammern, dem Ausgangspunkt des Jagdgetriebes.

Zwei Leibjäger mit je zwei Doppelbüchsen treten mit dem Kaiser in den Stand. Schnell wird in Anschlaghöhe quer vor dem Eingang eine Latte festgeschraubt; sie dient dem Kaiser als Auflager, wenn die Büchse zu schwer wird, denn zu schießen gibt es auf den Hofjagden sehr viel. Da ertönt durch des Waldes Stille ein langgezogenes Signal. Des Jägers Wangen färben sich röter, die Pulse jagen schneller. Die Jagd beginnt. Ein Horridoruf erschallt — ein Peitschenknall — ein Hussa, Hussaa! — und daher schnellt in flüchtigen hohen Sätzen das flüchtige Wild, welches dem sicheren Tode geweiht ist.

Allmälich wird das Schießen seltener, endlich ist der letzte Schuß verhallt, die Kammern sind leer. Das Signal „Gewehr in Ruh" erschallt, die Schützen treten aus ihren Ständen. Der kaiserliche Jagdherr eilt von einem Stück Wild zum anderen, er muß sehen, wie und wo die Kugeln getroffen haben.

Unter fröhlichem Geplauder begibt sich dann die ganze Jagdgesellschaft zu dem geräumigen Jagdzelt, wo ein einfaches, aber kräftiges Frühstück die Jäger zu neuem Jagen stärkt; es gibt Suppe, dann Gemüse und Fleisch — Erbsen und Linsen werden auch nicht verschmäht — und dazu ein Becher Warmbier, das ist alles. Dann geht's zu neuem Jagen.

Unser erstes Bild stellt den Moment dar, wo nach Abblasen der Jagd unser Kaiser das von seiner Hand erlegte und zur Strecke gebrachte Schwarzwild besichtigt und einem prächtigen Keiler von dem Leibjäger die „Gewehre" ausbrechen läßt. Der Kaiser trägt die Walduniform seiner Forstbeamten und den Hirschfänger, mit welchem er schon so oft ein Stück Schwarzwild abgefangen hat. In weitem Bogen umstehen die hohen Jagdgäste den kaiserlichen Herrn. Da sehen wir Seine Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, Ihre Hoheiten die Herzoge Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, von Anhalt, von Sachsen-Altenburg, den Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg, den Minister Freiherrn von Lucius und den Oberstallmeister von Rauch, den früheren General-Inspekteur der Jäger und Schützen Grafen Finck von Finkenstein, den Leibarzt Generalarzt Dr. Leuthold, den General von Wedel, den Flügeladjutanten Major von Hülsen, den früheren Oberhofmarschall von Liebenau, den Grafen v. d. Asseburg-Meisdorf und viele andere.

Auf unserem zweiten Bilde verweilt Seine Majestät der Kaiser vor einem Keiler, den Seine Hoheit der Herzog von Anhalt erlegt hat; froher Jagdmut leuchtet aus den Augen des Kaisers. Der Herzog hat den linken Arm gehoben und zeigt auf sich selbst, er ist der glückliche Schütze. Um den Kaiser sehen wir noch versammelt: den Prinzen Friedrich Leopold, dicht hinter dem Monarchen den Vize-Oberjägermeister vom Dienst, Excellenz Freiherr von Heintze, weiter links den Oberforstmeister von Kalitsch-Magdeburg, neben diesem den Chef des Generalstabes der Armee, Graf von Waldersee, ein sowohl bei den Kaiserjagden wie im Anschlage „nie fehlender" Jagdgast des Kaisers, und auf dem rechten Flügel der Schwager des Kaisers, der Herzog Ernst Günther.

Es sei noch erwähnt, daß des Kaisers Büchsen schier unfehlbar sind. Die liebste Jagdart ist ihm die Pirsch auf Hochwild. Hierbei trägt der Leibjäger einen langen Stock, an welchem zahlreiche Einschnitte das Resultat der Pirschgänge aufweisen. Kommt der Kaiser zum Schuß, so streckt der Leibjäger den rechten Arm mit dem Stock aus, den letzteren fest auf die Erde aufsetzend. Den unbeweglichen Arm des Jägers benützt der Kaiser zum Auflegen der Büchse. Anders dagegen handhabt der Monarch die Doppelflinte auf der niederen Jagd. Hierbei schießt er stets freihändig, meist nur mit dem rechten Arm die Flinte haltend.

Stundenlang wird so das Jagdgelände durchstreift, rechts und links geht ein Leibjäger mit je zwei Doppelflinten, die der Kaiser gar oft abschießt.

Oft schon gab der kaiserliche Herr in wenigen Minuten sechzig bis siebenzig Schüsse ab, ohne auch nur einmal zu fehlen; ja manchmal waren so viel Doubletten zu verzeichnen, daß die Stückzahl des erlegten Wildes die Schußzahl noch um zehn Prozent überstieg. — Zum Schluß sei noch des köstlichen Getränkes gedacht, welches auf den Kaiserjagden von den königlichen Mundköchen Wehlisch und Delaquis zubereitet wird. Sie nehmen für vier Personen zwei Flaschen Weißbier, kochen es mit Zucker, eine halbe Zitronenschale, etwas ganzem Zimmet und Ingwer auf; dann schlagen sie acht bis zwölf Eigelb aus, gießen eine halbe Flasche guten Rheinwein, je nach „Gutdünken" Madeira und Rum hinzu, mischen das alles unter tüchtigem Umrühren mit dem Weißbier zusammen und lassen es leicht aufkochen. Dann wird das „Bräu" durch ein Sieb gegossen und noch ein Stück Butter hinzugethan. Dann ist's endlich fertig.

Der Tempel der Vesta und der Tempel der Fortuna Virilis in Rom.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Im Laufe der Jahrhunderte waren im alten Rom eine unendliche Menge von größeren und kleineren Tempeln entstanden; aber nur von den wenigsten sind noch Ueberreste vorhanden. Zu den besser erhaltenen gehört der Vestatempel, welcher der hochverehrten altitalienischen Göttin des Herdfeuers und der Ansässigkeit geweiht war. Ihr Tempel bildete in Stadt und Staat den heiligen Mittelpunkt der bürgerlichen Gesellschaft. In dem Tempel loderte das ewige Feuer, dessen Unterhaltung den hochangesehenen Vestalinnen anvertraut war. Sie waren die Haustöchter des römischen Volkes, die das schöne Recht der Gnade und des sacralen Schutzes besaßen. Wehe der Unglücklichen, durch deren Nachlässigkeit das heilige Feuer erlosch. Sie büßte ihr Vergehen mit blutigen Geißelhieben auf den entblößten Rücken. An dem Feste der Herdgöttin, welches im Juni gefeiert wurde, wallfahrteten die Matronen Roms mit nackten Füßen zum Vestatempel, um an dem Gemeindeherde in einfachen Schüsseln Speiseopfer darzubringen, und die Müller und Bäcker hatten ihren größten Feiertag zur Erinnerung an die gute alte Zeit, wo jeder Hausstand auf dem Herde sein eigenes Brot bereitete.

In dem Tempel der Fortuna Virilis, die in der Kaiserzeit nach Ovid die Bedeutung als Frauenglück bei Männern erhielt, wurde die Bildsäule der Fortuna, der Göttin des Zufalls, sowohl des Glückes als des Unglückes, auch als Orakel befragt. S.

Italiens Streitkräfte zu Lande und zur See.

Von

Alfred Ruhemann.

I.

Das Heer.

Der Soldatenstand bildet auf der apenninischen Halbinsel den bedeutsamsten Träger der Zivilisation und der Kultur. Der Bauernsohn, der junge Handwerker der großen Küste wachsen in halber Wildheit und Freiheit auf; sie sind zumeist selbst der geringsten Schulbildung bar. Der Schulbesuch ist obligatorisch, aber nur zu leicht entziehen sich, namentlich auf dem Lande, die Eltern der Verpflichtung, ihre Kinder in die Schule zu senden oder sie so lange dort zu belassen, bis die Sprößlinge über die Anfangsgründe des Abc hinaus sind. Wo nährt das Volk in Italien den Trieb zur körperlichen Reinlichkeit bei den Kindern? Nirgends. Und so macht in der That und im wahren Sinne des Wortes erst die Dienstzeit die jungen Burschen, die das Los getroffen, zu Menschen. Sie lernen anständige Manieren, sie lernen lesen und schreiben, und von ihren Fortschritten in diesen beiden Elementar-Unterrichtsgegenständen hängt in erster Linie ihre Beförderung in die höheren Rangstufen eines Korporale, eines Foriere, eines Sergeante, eines Brigadiere und Maresciallos ab. Und dieser halbwilde Mensch wird sehr bald und ohne besondere Fuchtel ein guter, brauchbarer Soldat. Selten nur hört man von Vergehen gemeiner Soldaten gegen die Disziplin und gegen die Vorgesetzten, noch seltener von einer Fahnenflucht. Man wird von einem Italiener nicht die Straffheit des deutschen Soldaten erwarten, aber zweifellos würde er sich im Ernst-



Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein. Graf von Waldersee. Oberforstmeister von Kalitsch. Vize-Oberjägermeister Exc. Frhr. von Heintze. Kaiser Wilhelm. Herzog zu Anhalt. Prinz Friedrich Leopold.

Eine Jagd in Letzlingen. Nach einer Photographie von M. Ziesler in Berlin. (Seite 411.)



Eine Jagd in Letzlingen: Kaiser Wilhelm besichtigt die Strecke.

Nach einer Photographie von M. Ziesler in Berlin.

falle mit derselben Hingebung und Opferfreudigkeit schlagen wie dieser.

Der junge Bursche aus dem Volke hat auch durchaus keinen Grund, über seine Dienstzeit zu murren. Wer weiß, ob er es in seinem späteren Zivilverhältnisse je wieder so gut haben wird als beim „Kommiß". Zu Hause hat er durch Monate kein Fleisch zu sehen bekommen. Polenta und Brot, Brot und Polenta nebst Obst und Grünzeug war seine tägliche Nahrung. Beim Militär hat er des Morgens seinen Kaffee oder Wein, täglich sein Quantum gutes Fleisch — 250 Gramm —, täglich 750 Gramm ausgezeichnetes Graubrot und zehn Centesimi bare Löhnung. Er wohnt in gesunden Räumen und an häufigem Urlaub bei gutem Betragen fehlt es auch nicht. Im Dienst allerdings wird er nicht geschont, er muß tüchtig lernen und exerzieren. Er leistet aber auch etwas. Man erhält von einer marschirenden Kolonne des italienischen Heeres den Eindruck, daß man es durchaus mit keiner Paradetruppe zu thun hat. Der Schritt ist ungleichmäßig und die einzelnen Staffeln bilden keine geraden Linien, sondern stumpfe und spitze Winkel. Die Befehle werden schlaff ausgeführt, und auch die Einheitlichkeit in der Uniformirung läßt stark zu wünschen übrig. Und doch gewinnt man die Ueberzeugung, als ob diese kleinen, aber sehnigen, gut genährten Leute, trotz ihrer schweren Bepackung — wie unbeholfen ist nicht der lange, blaue, geschlossene Tuchrock, dessen Schöße auf dem Marsche frackartig zurückgeschlagen werden — auf dem Marsche und im Felde Außerordentliches hinsichtlich ihrer Ausdauer zu leisten vermögen.

Italiens Ausgaben für Militärzwecke betrugen in den letzten Jahren ungefähr 280 Millionen. Unter dem jetzigen Ministerium Giolitti aber ist ein für allemale bestimmt worden, daß die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben für das Heer und die Verwaltung 246 Millionen für die Folge nicht überschreiten sollten. Die diensttauglichen Bürger sind bis zum 31. Dezember des Jahres militärpflichtig, in welchem sie ihr 39. Lebensjahr vollenden. Die gesamte Kriegsmacht zerfällt in drei große Kreise: das stehende Heer, das erste Aufgebot (Milizia mobile) und die Landwehr (Milizia territoriale). Die Insel Sardinien besitzt außerdem eine Spezialmiliz. Die neu Auszuhebenden zerfallen in drei Kategorien. Die Ziehung des Loses bestimmt die numerische Reihenfolge der Diensttauglichen der ersten Kategorie, deren Kontingent vom Gesetze bestimmt wird. In diesem Herbste standen zum Beispiel 180,000 Mann unter den Waffen, wozu ungefähr 15,000 zu einer vierzehntägigen Uebung eingezogene Reservisten kamen. Zur zweiten Kategorie werden die Ueberschüssigen der ersten gezählt und in die dritte kommen diejenigen, welche durch gewisse Familienverhältnisse das Recht auf möglichste Befreiung vom Militärdienste genießen. Die Gesamtstärke des stehenden Heeres Italiens beträgt ungefähr 850,000 Mann. Dienst thun sollten eigentlich Jahr für Jahr 240,000 Mann; doch wie wir aus obiger Ziffer von 180,000 gesehen haben, zu welcher allerdings die Reservisten kommen, wird die Friedensstärke und zwar lediglich der durchaus notwendigen Ersparnisse halber, nie erreicht. Die Kriegsstärke der Wehrmacht Italiens zu Lande kann mit 2,850,000 Mann angenommen werden.

Die augenblicklichen Streitfragen der militärischen und nicht militärischen Theoretiker des Landes drehen sich um folgende Ecksteine der ganzen militärischen Organisation des Landes. Zunächst will man die gegenwärtig vorhandenen zwölf Armeecorps auf zehn beschränken, ohne jedoch damit ihre Schlagfertigkeit zu verringern. Man drängt ferner auf weitere Herabsetzung des stehenden Heeres und die Einführung der zweijährigen Dienstpflicht. Die Gegner der jetzigen Militärlasten Italiens bedienen sich mit Vorliebe einer Statistik, die ergibt, daß im Jahre 1864/65 das Verhältnis der Gesamteinnahmen der verschiedenen Staaten zu den Militärausgaben das folgende war: Oesterreich-Ungarn 38; Preußen 28, Italien 22, Frankreich 19 Prozent; im Jahre 1888/89 dagegen: Italien 14, Frankreich 13, Deutschland 11, Oesterreich-Ungarn 10 Prozent. Jene Widersacher aber vergessen, daß Italien ganz besonders große Anstrengungen hat machen müssen, um nach der Eroberung von Rom in die Reihe der übrigen europäischen Großmächte treten zu können. Sie übersehen ferner eine andere Statistik, die nämlich beweist, daß in Frankreich der einzelne Bürger weit mehr zur Erhaltung des Heeres beiträgt als in Italien, wo allerdings das einzelne Individuum noch belasteter ist als in Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Um mit der Statistik zu schließen, so kann man auf Grund der Bilanzen des Jahres 1888/89 die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben für Militär und Marine im Verhältnis zu den Einnahmen des Staates wie folgt annehmen: Frankreich 29,87; Italien 26,70; Deutschland 19,72 und Oesterreich-Ungarn 14,89 Prozent.

Es sieht mit den Grenzbefestigungen in den Alpen gegen Frankreich und die Schweiz und in der Po-Ebene gegen Oesterreich nicht besonders aus. Einen Offensivvorstoß würde Italien unter heutigen Verhältnissen kaum wagen dürfen. Zur Defensive aber gehört besonders das Vorhandensein einer numerisch genügenden, ausgebildeten Kavallerie. In diesem Punkte aber ist Italien besonders schwach und seine Schwäche würde noch des weiteren hervortreten, sobald die Beschränkung der zwölf Armeecorps auf zehn vorgenommen werden würde. Für einen Gebirgskrieg ist Italien dagegen besser ausgerüstet. Es besitzt bekanntlich die Alpenjäger, deren Lob in allen Landen gesungen wird, und zwar sieben Regimenter, die in 22 Bataillone eingeteilt sind. Die Alpenjäger wurden im Jahre 1872 und zwar zuerst nur in der Stärke von 15 Compagnien geschaffen; heute zählen sie deren 75. Sie werden ausschließlich aus Bergbewohnern rekrutirt, die Mannschaften kennen sozusagen jeden Stein ihres Geländes, denn nicht wenige unter ihnen haben vor ihrer Einkleidung das Pascherhandwerk betrieben. Es sind kecke Leute, für den Plänkler- und Einzelnkampf wie geboren, und sie können zweifellos einem durch die Alpenpässe eindringenden Heere, unterstützt von einer brauchbaren Artillerie — 9 Batterien Bergartillerie besitzt Italien — fürchterlich werden. Verwegener allerdings sehen die Bersaglieri aus, jene Mustertruppe, die nicht wenig stolz auf ihre große geschichtliche Vergangenheit ist. Sie sind das einzige Corps in aller Welt, das im Laufschritte marschirt. Ihr Schritt beträgt 86 Centimeter, doch wächst beim eiligen Marschiren das Ausgreifen der Füße wesentlich. Zwölf Bersaglieri-Regimenter zu je 12 Compagnien enthält Italiens stehendes Heer. Es sind von ihnen im In- und Auslande genug Anekdoten und Fabeln im Umlaufe. So erzählt man, daß im Jahre 1850 diese Kinder des Generals Lamarmora, und zwar das in Genua stehende Bataillon, in sieben Stunden 60 Kilometer zurücklegten. Neueren Datums ist die noch ziemlich unbekannte Thatsache, daß im Jahre 1884 der damalige Kriegsminister einen Dauermarsch eines Kavallerieregimentes und eines Bataillons Bersaglieri befahl, um die Widerstandsfähigkeit beider Truppengattungen zu erproben. Nach wenigen Tagen gefiel es den Bersaglieri nicht mehr, hinter der Kavallerie herzuziehen. Sie machten nunmehr so starke Etappen, daß dem Kriegsminister angst und bange um ihre Gesundheit wurde und er die Probe abbrechen ließ. Die dritte Mustertruppe Italiens sind die königlichen Karabinieri, 11 Territoriallegionen und 1 Schülerlegion stark. Sie haben ein eigenes Kommando und eine eigene Verwaltung und ihre Offiziere genießen bei der Beförderung besondere Vorrechte. Diese, etwas theatralisch aufgeputzte Truppe — wer kennt nicht die stets zu zweien durch die Straßen wandernden, stattlichen Männer in ihren

schwarzen, silberbortirten, rotpassepoilirten Fracks mit dem Dreimaster auf den Köpfen, Fangschnüren und hohen roten Büschen auf den Hüten — versieht auf dem Lande und in der Stadt ausschließlich den Polizeidienst, und als Wächter der öffentlichen Sicherheit sind sie, namentlich auf dem Lande, in den einsamen Distrikten Siziliens und Sardiens, aber auch vor den Thoren Roms, unvergleichlich und unersetzbar.

Ich möchte schließlich noch einen Ueberblick über die Einteilung des stehenden Heeres geben. Es besteht dasselbe aus 96 Linien- und 12 Bersaglieri-, 24 Kavallerieregimentern, 24 Feldartillerie-, 1 reitenden, 1 Bergartillerie- und 5 Festungsartillerieregimentern, wozu noch 5 Compagnien Artillerie-Arbeiter und 1 Compagnie Artillerie-Veteranen kommen; 4 Pionier- und Trainregimentern.

In diesem Jahre haben zum erstenmale die großen Manöver mit einer Mobilmachung des ersten Aufgebots (Milizia mobile) stattgefunden. Der Ausfall der Manöver war besser, als man erwartet hatte; leider aber war die gewollte Kriegsstärke der Regimenter, wie üblich, nicht erreicht worden. Und hier muß auf einen Umstand aufmerksam gemacht werden, der im Kriegsfalle die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen würde. Das italienische Heer besitzt sonder Frage ein ausgezeichnetes Offiziercorps, das nach deutschem Muster geschult ist und taktisch völlig durchgebildete Stabs- und Linienoffiziere hervorbringt. Im Falle einer Mobilisirung aber würde ein großer Mangel an dienstfähigen, geschulten Reserveoffizieren so offenbar werden, daß unter Umständen die ganze Mobilisirung darunter leiden würde.

In diesen Grundzügen bewegt sich das Bild des heutigen italienischen Heeres, dessen Organisation einer Neuerung entgegensieht, die, unter allen Umständen gefährlich, leicht alles, was mit großen Opfern errungen wurde, von heute zu morgen wieder verderben kann. Im Augenblick der Beendigung des vorstehenden Artikels erfahre ich jedoch, daß der Kriegsminister Pellour fest entschlossen ist, von der Einteilung des stehenden Heeres in zwölf Corps nicht abzuweichen.

II.

Die Flotte.

Die gegenwärtige italienische Kriegsflotte ist noch ziemlich jungen Datums. Ihre heutige Neugestaltung, die sie auch auf einen offensiven Seekrieg vorbereiten sollte, beginnt erst mit dem Jahre 1877. Während Italien vorher das Hauptgewicht darauf legte, eine starke Flotte zur Verteidigung der Küsten, zum Schutze der Handelsfahrzeuge und der Uferstädte zu besitzen, bereitete es sich von dem genannten Jahre an vor, auch über einige Angriffsgeschwader verfügen zu können, die es mit der Seemacht jedes anderen Staates bezüglich der Wehrfähigkeit, Schnelligkeit und der Geschützausrüstung aufnehmen sollten. Und so begann zunächst mit dem Bau der Panzer „Duilio“ und „Dandolo“, denen die „Italia“ und der „Lepanto“, später der „Morosini“ und der „Andrea Doria“, neuerdings der „Re Umberto“ und „Colombo“ folgten, die Entstehung einer Kriegsflotte, deren materieller Wert zweifellos ist und von allen anderen seefahrenden Staaten bereitwilligst anerkannt wird.

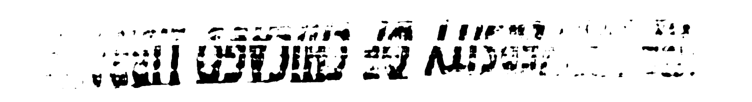
Nichts destoweniger war zu überschwenglich das Lob, welches ein französischer Flottenoffizier nach den Festtagen in Genua abgab, woselbst sich bekanntlich im September die schwimmenden Vertreter der Mächte ein friedliches Stelldichein zu Ehren des großen Columbus gegeben hatten. Jenes Prahlen des Franzosen mit der unbesiegbaren Macht der italienischen Flotte galt zweifellos nur dem Wunsche, Frankreich zu weiteren Rüstungen zur See anzuspornen. Es ist gewagt, behaupten zu wollen, daß Frankreich von 300 Kriegsfahrzeugen nur 50 brauchbare besitzt, während von Italiens 220 Schiffen 200 sehr wohl kriegstauglich seien; daß die 200 brauchbaren Schiffe Italiens weit mehr zur Verteidigung der Küsten leisten können als Englands 500. Italienische Flottenoffiziere haben deshalb auch sofort und mit vollem Rechte auf das Gefährliche solcher Uebertreibungen aufmerksam gemacht. Sie haben davor gewarnt, sich durch diese Lobhudeleien etwa nicht einschläfern zu lassen, sondern auf dem guten Wege zu bleiben, den der verstorbene Admiral Acton zuerst betrat und auf welchem ihm heute noch die Minister Brin, der große Schiffsingenieur, und der augenblickliche Marineminister Saint-Bon folgen: das heißt, das Studium der vollendetsten Schiffskörper des Auslandes, von dessen neuesten Fortschritten auf dem Gebiete des Seewesens fortzusetzen, ihm das Beste zu entnehmen und dieses Beste nach eigenen Erfahrungen noch zu verbessern. Das ist eine sehr schöne Vornahme. Sie verliert aber unverzüglich an Wert, sobald, wie es in Italien leider der Fall ist, das Geld nicht vorhanden ist, um so schnell bauen zu können, daß nach neuesten Systemen gebaute Schiffskörper des Auslandes den in der Errichtung begriffenen Panzer oder die noch nicht armirte Korvette Italiens nicht überholen und übertreffen können. Und durch den Mangel an außerordentlichen Fonds leidet die italienische Marine an folgenden Schäden, die bei dem ersten feindlichen Zusammenstoße offenbar werden, um so offenbarer, wenn dieser Zusammenstoß mit einem feindlichen Geschwader einen für Italien ungünstigen Ausgang nehmen sollte. Trotz der augenblicklich 107 Millionen jährlich betragenden Ausgaben für die Flotte ist Italien nicht im stande, sich eine Seereserve zu schaffen, die für das erste Liniengeschwader, zu welchem also Schiffe wie die „Italia“, der „Duilio“, der „Dandolo“, der „Lepanto“, die „Sardegna“, der „Doria“, der „Re Umberto“, der „Lauria“ und der „Morosini“ zählen, einen Ersatz und eine Stütze böten. Die Panzer, welche bereits vor dem Jahre 1877, als dem Jahre der beginnenden Neugestaltung der italienischen Flotte, vorhanden waren, wie der „Castelfidardo“, der „San Martino“, der „Affondatore“, entsprechen nicht mehr den Anforderungen neuzeitiger Angriffsschlachtschiffe. Ein zweiter, ebenso bedenklicher Schaden entspringt aus der Besorgnis, daß der Vorrat an Kohlen im Falle eines Krieges bei weitem nicht den Bedürfnissen der Flotte entspricht und daß aus der durch diesen Mangel herbeigeführten Verlangsamung der Fahrt eine große Gefahr für die Fahrzeuge erwächst.

Die Bilanz des Marineministeriums betrug im Jahre 1883 57,169,619 Lire; Italien verausgabt also heute fast das Doppelte für das Seewesen. Es waren zu Anfang des Jahres 1885 an kriegstauglichen Fahrzeugen jeder Art im Dienst 94 Schiffe. Die Kriegsflotte des Jahres 1889 zählte, einschließlich der im Bau begriffenen und der noch zu bauenden Fahrzeuge, 285 Schiffe mit einem aktiven Personale von 1043 Offizieren und 17,207 Mann. Der ausgerüsteten, seefertigen Fahrzeuge gab es 252, die einen Tonnengehalt von 242,368 und einen Wert von 368 Millionen Lire darstellten. Das heutige, diensttaugliche, italienische Geschwader enthält 285 Fahrzeuge für den Seekrieg und die Küstenverteidigung, darunter 18 Panzer, 33 Kreuzer und 130 Torpedofahrzeuge. An Transportschiffen hat die „Navigazione Generale Italiana“ und die Schiffsgesellschaft „La Veloce“ je vier Fahrzeuge im Falle des Bedarfes zu stellen. Die Marineverwaltung hat bereits seit dem Beginn der achtziger Jahre ihr Augenmerk darauf gerichtet, daß bei der Erbauung von Dampfern der privaten Schiffsgesellschaften ihre Verwendung für Truppen- und Materialtransporte, für die Unterstützung der Kreuzer möglichst berücksichtigt werde. Sie hat Prämien ausgesetzt und allerlei Vergütungen in Aussicht gestellt, damit die private Spekulation und Schiffsbaukunst sich getrieben fühlt, den Passagier- und Frachtdampfern das möglichste Maß an Schnelligkeit und Ladefähigkeit zu geben.



Gestellter Keiler.

Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.



Der große Wert der italienischen Panzer für das Seegefecht besteht — und ein Vergleich der internationalen Geschwader bei Gelegenheit der Feste in Genua hat diese Thatsache abermals bestätigt — in ihrer flachen, die Wasserlinie nicht weit überragenden Bauart und in ihrer vortrefflichen Armirung mit 100 Tonnsgeschützen in drehbaren Panzertürmen. Die „Italia" — ein Kriegsfahrzeug, wie es keine andere Nation im Augenblick besitzt — führt deren vier, außer 18 Hinterladern von 15 Centimetern und Revolvergeschützen. Sie sind im stande, 55 Meter über der Wasserfläche und auf ein 3000 Meter entferntes, 450 Meter über dem Meeresspiegel gelegenes Fort zu feuern. Diese neuen Panzer haben vier Maschinen von 9000 Pferdekraften, und ihre größte Schnelligkeit beträgt 17 Meilen in der Stunde. Sie können einen Vorrat an Kohlen von ungefähr 3700 Tonns schleppen. Von im Auslande lebenden Italienern ist schon oft beklagt worden, daß sich die italienische Flotte nur selten im Auslande zeige. Von fachmännischer Seite ist daraufhin mit Recht erwiesen worden, daß die italienische Kriegsflotte nur sehr wenige Schiffe besitzt, die längere Zeit in ausländischen Gewässern zubringen können, ohne Schaden an ihren Rümpfen und Kielen zu nehmen. Die „Italia" und der kürzlich in Venedig vom Stapel gelaufene, umgebaute „Colombo" haben hölzerne Kiele. Die übrigen Panzer und Kreuzer haben Metallrümpfe und Kiele und würden unendlich, trotz Anwendung des besten Firnisses, unter den unvermeidlichen Inkrustirungen leiden, welche das Wasser der Ozeane schon nach wenigen Monaten hervorzubringen beginnt. Die „Italia" von den italienischen Küsten zu entfernen, wäre eine große Thorheit, der „Colombo" aber ist nur ein Kreuzer, in seiner neuen Gestalt allerdings der stattlichste und bestbewaffnete der italienischen Flotte.

Hieran anknüpfend, muß etwas über die einheimische Schiffsbaukunst gesagt werden, welches Italien nur zum Lobe gereichen kann. Die beiden, besonders den ausländischen Dienst versehenden Panzer „Bausan" und „Dogali" sind ausländischer Herkunft. Die ersten italienischen Torpedoboote neueren Datums entstammten den Schichauschen Werken in Elbing. Die kürzlich vom Stapel gelaufenen und noch im Bau befindlichen Fahrzeuge jeder Gattung sind, bis auf wenige Maschinenteile, vollständig Erzeugnisse einheimischer Industrie. Die königliche Marine verfügt über die trefflichen Arsenale von Spezia, Venedig, Neapel und Genua; doch um der einheimischen Industrie einen Aufschwung und einen Verdienst zu geben, werden viele privaten Werften beschäftigt und diese leisten in der That Mustergiltiges. Der Lieferant der großen Geschütze ist das Neapeler Haus Armstrong.

Die Befestigung der Küsten Italiens macht nur langsame Fortschritte, immerhin ist eine Neugestaltung derselben im Flusse. Für die gegenwärtigen Jahre hat die italienische Regierung ihr Augenmerk namentlich auf die Befestigung der Insel Maddalena, an der Nordküste Sardiniens, angesichts Korsikas, gerichtet. Diese Insel ist ein strategischer Punkt erster Ordnung. Der Ausbau ihrer Befestigungen war es namentlich, der den Franzosen den erwünschten Vorwand gab, Bizerta in Tunis in einen Kriegshafen zu verwandeln, um von dort aus Sizilien zu bedrohen.

Die Italiener gelten im allgemeinen als keine großen Seehelden. Und dennoch muß der militärische Geist, der unter den Mannschaften der italienischen Kriegsfahrzeuge herrscht, als ein guter bezeichnet werden. Das Offiziercorps der Flotte leistet zweifellos Außerordentliches. Der Dienst auf den Schiffen ist wohl ein etwas nachsichtiger, doch sind die Mannschaften gut geschult. Die Sauberkeit, des Seemannes höchste Zierde, läßt vielleicht etwas zu wünschen übrig. Man glaubt im allgemeinen, daß das prächtige Material der Kriegsfahrzeuge Italiens eine bessere Abwartung verdient und zur Erhaltung notwendig hat.

Im großen und ganzen hat Italien recht, stolz zu sein auf eine Marine, die in kurzer Zeit mit verhältnismäßig geringen Mitteln geschaffen ist. Es wäre zu wünschen, daß das Land nicht allzusehr den Stimmen Glauben und Vertrauen schenkt, welche auch auf diesem, des regelmäßigen Ausbaues noch sehr bedürftigen Felde an sehr unrichtiger Stelle sparen wollen.

Vor dem Vesper.

(Hiezu das Bild Seite 439.)

Die Mutter macht Besorgungen in der benachbarten Stadt, der Vater ist auf seinem Kahn im Hafen beschäftigt — schon seit Stunden haben die Mädchen ihr Reich für sich allein gehabt, aber sie sind zu selbständig und tüchtig erzogen, um auch nur einen Augenblick ihre Freiheit zu mißbrauchen. Das älteste hat, mit den Füßen auf dem „Feuerstübchen" — denn es ist ein rauher Novembertag und das Wetter feucht und kalt — alte Wäsche ausgebessert; die jüngeren sind mit dem Auftrage der Mutter, ein Bund Wolle abzuwickeln, bald fertig geworden und haben dann einen Teil ihrer Schularbeiten gemacht. Jetzt hat es vier Uhr geschlagen, es ist Zeit zum Vespern und ein halbes Stündchen der Muße gekommen. Das jüngste der Mädchen greift nach dem geliebten Bilderbuch, um es zum hundertstenmal durchzublättern und den Schwestern daraus zu erzählen, das mittlere deckt den Tisch und das älteste hat inzwischen den Thee bereitet und trägt ihn aus der Küche ins Zimmer. Bald sitzen sie heiter plaudernd vor den gefüllten Tassen und lassen sich ihr mit Butter bestrichenes Brot wohl schmecken. Ein Hauch des Behagens, der inneren und äußeren Gesundheit liegt über ihren Gesichtern, den das ganze freundliche Stübchen mit den binsengeflochtenen Stühlen, der braunen Holzdecke und den sauberen, mit Kacheln belegten Wänden harmonisch wiederspiegelt. **Th.**

Aphorismen.

Von

Konrad Timm.

Ein Gesagtes zurücknehmen, bedeutet in den meisten Fällen nichts anderes, als eine mißliebige Wahrheit durch eine angenehme Lüge wieder gut machen.

*

Schäbig egoistische Naturen offenbaren sich am deutlichsten in ihrer ganzen armseligen Engherzigkeit, wenn es gilt, einen begangenen Irrtum einzugestehen.

*

Manche Menschen glauben, wenn sie nur einen Fehler bereuen, ihn wieder gut gemacht zu haben.

*

Daß es Herbst ward, begreifen wir in schönen Jahren erst dann, wenn allgemach der erste Schnee zu fallen beginnt. Noch schwerer begreifen wir es in jenem Kreislauf der Jahreszeiten — den wir alle nur einmal erleben.

*

Mißlingt dir ein ernstes Streben, das du an die Erreichung eines Zieles gesetzt, so wird dir jeder warmherzige Mensch sein wahres Mitleid zollen. Doch wenn sich der Mißerfolg an deine Ferse heftet und all dein Ringen und Streben vergeblich macht, so werden auch die besten gar schnell zu der Ueberzeugung kommen, du habest es wohl nicht besser verdient.

Begräbnisbräuche der Urbewohner Europas.

Von

Eduard Grosse.

Die liebevolle Verehrung, welche wir gegen unsere Toten hegen, war bereits den vorgeschichtlichen Bewohnern unseres Landes eigen und läßt sich an den Grabstätten und Begräbnisbräuchen bis in jenen weitentlegenen Zeitraum verfolgen, den wir die jüngere Steinzeit nennen. Ob allerdings in der noch weiter zurückliegenden älteren Steinzeit, in welcher der Mensch mit dem längst ausgestorbenen Mammut, dem Höhlenbären und wollhaarigen Rhinoceros zusammen in Europa lebte, in welchem die Eiszeit ihr Ende noch nicht erreicht hatte und die Gletscher noch tief an den Bergen herabhingen, ob in jener weitentlegenen Zeit die Urmenschen bereits eine ähnliche Verehrung gegen ihre Toten hegten, ist nicht zu sagen und kann sogar mit einigem Grunde bezweifelt werden. Da alle Forschungen zu der Annahme führen, daß die Menschen bei ihrem ersten Auftreten in Europa geistig tief standen, so dürfen wir kaum erwarten, bei den ältesten Steinzeitmenschen ausgeprägte Begräbnisbräuche oder einen religiösen Totenkultus vorzufinden.



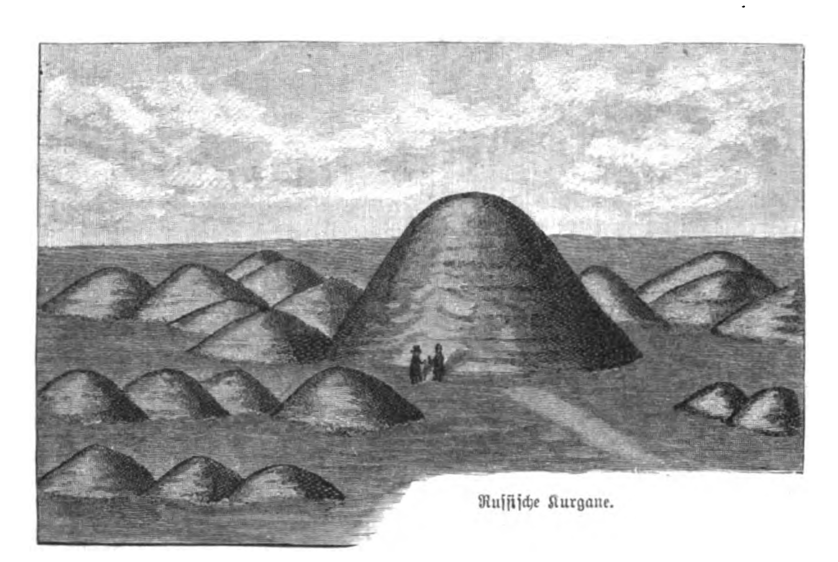
Steinkreis, zu einem Grabe gehörend.

Gehen wir indessen aus dieser grauesten Vorzeit in die immer noch nebelhafte jüngere Steinzeit über, so stoßen wir bereits auf unzweideutige Zeugen der Leichenbestattung. Zunächst in verschiedenen Höhlenfunden, welche aus Skeletten bestehen, die von Menschen herstammen, welche in den Höhlen ihren Begräbnisplatz fanden. Noch später finden wir künstliche Grabstätten, von Menschenhand aufgeworfene Hügel, die unter dem Namen „Riesengräber“, „Hünengräber“, „Tumuli“ oder „Kurgane“ ziemlich allgemein bekannt sind. Dieser Grabstätten gibt es eine Unzahl. Europa, ein Teil Asiens, Teile Amerikas und Afrikas sind mit ihnen übersät. Viele derselben sind noch als Grabhügel erkenntlich, noch mehrere sind durch den Pflug und die Hacke des Landmanns umgewühlt und dem Erdboden gleich gemacht. Der Landmann selbst ahnt nicht, daß er mit seiner Pflugschar Furchen über zerfallene Gräber, über uralte Totenurnen, über ganze Begräbnisplätze zieht, und nur dann und wann führt der Zufall zur Entdeckung einiger jener vorhistorischen Gräber.

Die noch erhaltenen Hügel sind meist klein oder doch mäßig hoch, oft mit einem Kreise aufrechtstehender Steine umgeben, die mit den Enden in die Erde gesetzt sind und die rundliche Begräbnisstätte einschließen, wie dies vorstehende Abbildung eines Steinkreises erkennen läßt. Daneben gibt es aber auch Grabhügel, welche eine erstaunliche Höhe erreichen und gleich niedrigen Bergen bis zu zweihundert Fuß in die Luft ragen, zum Beispiel die großen Grabhügel bei Upsala, der Grabhügel bei Silbury Hill in Großbritannien, welcher hundertundsiebenzig Fuß hoch ist, sowie noch andere. Und unter den Hügeln ruhen die Gebeine von Menschen, die in einer Zeit lebten, von welcher uns keine Chronik, kein geschriebenes Wort Nachricht gibt, von welcher wir nicht viel wissen würden, redeten nicht uralte Bauten, übriggebliebene Geräte und besonders die Gräber, ihr Inhalt und die Toten selbst zu uns. Die Archäologen graben die Gebeine und beigegebenen Waffen, Werkzeuge und Geräte aus und bilden sich nach dem Grabinhalte ein Urteil über Sitten und Leben der Urbewohner unseres Landes. Hätten also die vorgeschichtlichen Menschen ihre Toten nicht pietätsvoll begraben und ihnen nicht Waffen und Hausgeräte mitgegeben, so würde unsere Kenntnis von der vorhistorischen Zeit ohne Zweifel lückenhafter sein, da gerade die Gräber Hauptfundstätten sind und sichere Spuren vom einstigen Leben in ihren Tiefen bergen. Ihre Heiligkeit und die Pietät, welche selbst rohe Völker von der Zerstörung der Grabstätten abgehalten, bewahrte sie vor Vernichtung und ließ ihren Inhalt unberührt auf unsere Zeit kommen.

Die Sitte und Art des Bestattens der Toten ist ohne Zweifel auf die jeweilige Religionsanschauung, den jeweiligen Unsterblichkeitsglauben der Lebenden zurückzuführen. Das eine Volk begräbt seine Toten, das andere verbrennt sie zu Asche, ein drittes läßt sie von Tieren verzehren, und jedes begründet die Ursache seiner Handlungsweise in seiner religiösen Anschauung. Alle Völker, die an eine Auferstehung des fleischlichen Leibes nach dem Tode glauben, werden besorgt sein, die Gestorbenen möglichst unbeschädigt einzugraben und im Grabe zu erhalten, denn der Körper soll nach ihrem Glauben auferstehen; ist er aber nicht mehr vorhanden, so wird diese Auferstehung nicht stattfinden können. Die alten Aegypter gingen bekanntlich in ihrer Sorge um die Erhaltung des Körpers am weitesten, sie balsamirten die Toten ein und bestatteten sie in möglichst sicher gelegenen Räumen. Völker, welche diesem grobmaterialistischen Auf-

erstehungsglauben nicht anhängen, welche annehmen, daß sich nach dem Tode die Seele vom Körper trennt und nur der geistige Teil des Menschen zum Fortleben bestimmt ist, werden ihre Toten unbedenklich verbrennen. In diesen Vorstellungen vom Fortleben nach dem Tode haben wir vielfach die Ursache der üblichen Begräbnisbräuche zu suchen, sie erklären uns manches, was sonst unerklärlich sein würde, sie gestatten uns auch einige Schlüsse auf die Religionsanschauungen der Menschen, welche Europa in der vorgeschichtlichen Zeit bewohnten.

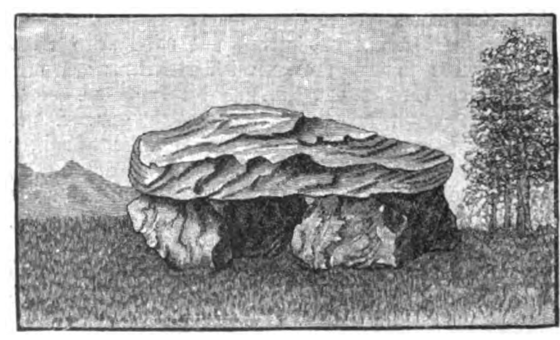

Russische Kurgane.

Unter vorgeschichtlicher Zeit versteht man jenen Zeitraum, der tiefer in die Vergangenheit zurückreicht als die Begebenheiten der Weltgeschichte, von dem also keine schriftlichen Ueberlieferungen mehr erzählen. Mit bestimmten Jahreszahlen kann in jener nebelhaften Vergangenheit natürlich nicht gerechnet werden, man zieht nur noch Grenzlinien, welche große Zeiträume bestimmen und spricht demnach von einer Bronzezeit, in welcher man noch kein Eisen kannte und an Stelle desselben Bronzegegenstände benützte, und von einer Steinzeit, in welcher auch die Bronze unbekannt war und Waffen und Werkzeuge aus harten Steinarten gefertigt wurden. Daß die aus Steinen gefertigten Werkzeuge nicht annähernd so brauchbar und leistungsfähig sein konnten wie Metallwerkzeuge, liegt auf der Hand, und die Arbeiten, welche die Steinzeitmenschen mit ihnen verrichteten, erregen daher unser gerechtes Erstaunen.

Aus der ältesten Steinzeit sind bis jetzt noch keine eigentlichen Gräber mit aufgeschütteten Hügeln bekannt, dagegen kommen solche aus der jüngeren Steinzeit häufig vor. Dieselben haben verschiedene Größe, da sich die Höhe und der Umfang des Grabhügels ohne Zweifel nach dem Stande und Rang richtete, den der Begrabene im Leben eingenommen hatte. Häuptlinge und angesehene Krieger wurden unter umfangreichen Hügeln begraben, unbedeutende Personen unter kleinen Hügeln, die sich oft kaum merklich über die Erde erheben. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß wir die Grabhügel nicht mehr so vor uns haben, wie sie zur Zeit ihrer Aufschüttung aussahen; denn Sturm, Regen und Ueberschwemmungen machten in der langen Zeit ihren Einfluß geltend und trugen von den Hügeln mehr oder weniger Erdreich ab. Ferner wurden manche Hügel wiederholt als Begräbnisplatz benützt, jüngere Generationen setzten darin ihre Leichen bei und schütteten dabei nochmals Erde auf, und so kommt es vor, daß in einem Grabhügel zu oberst oder an der Seite eine Leiche aus der Bronzezeit und auf dem Boden eine solche aus der Steinzeit beerdigt ist.

Vertiefte Gräber nach jetzigem Brauch machte man früher in der Regel nicht, sondern man legte oder setzte die Leiche auf die Erdoberfläche, umbaute sie mit Steinen und schüttete dann einen Hügel über dieselbe auf. Ebenso benützte man keine Särge aus Holz, deren Anfertigung selbst in der rohesten Weise den Steinzeitmenschen mit ihren primitiven Werkzeugen wohl auch kaum möglich gewesen sein würde. Man begreift schon kaum, wie sie es ermöglichten, ohne Winden die schweren Steinblöcke zu heben und ohne Hacke und Schaufel die mächtigen Grabhügel aufzuschütten. Diese Arbeit ist ohne Zweifel von ganzen Stämmen verrichtet worden und Hunderte von Händen waren thätig, die Erde und Steine herbeizuschleppen und auf den Grabhügel zu häufen. Je einflußreicher und berühmter der Verstorbene war, desto mehr Leidtragende und Neugierige fanden sich zum Begräbnis ein, wie dies noch heut der Fall ist. Die nächsten Verwandten statteten wahrscheinlich die Leiche aus, sie gaben ihr die gewünschte Stellung auf dem zum Grabe bestimmten Platz, erbauten aus Steinen den Dolmen oder die Grabkammer, und dann begann, wie die vielen Knochen und Kohlenspuren beweisen, der Leichenschmaus, an dem wahrscheinlich alle Anwesenden teilnahmen. War der Schmaus beendet, so machten sich die Anwesenden an das Aufschütten des Hügels; jeder schleppte Erde herbei, und je zahlreicher die Gesellschaft war, desto höher wurde der Hügel aufgeschüttet, da viele Hände auch viel leisten konnten. In einigen großen Grabhügeln ist die Erde augenscheinlich mit Wasser begossen und dann festgestampft worden. Beim Oeffnen zeigte sie sich fest wie Stein und mußte mit Brechstangen abgesprengt werden. Das ist besonders bei jüngeren russischen Kurganen der Fall, von denen unsere Abbildung einen großen mit umliegenden kleinen zeigt. Der große Kurgan enthielt vierzehn Skelette, viele Schmucksachen und Waffen und hatte eine Höhe von fünfunddreißig Fuß, einen großen Durchmesser von siebenzig und einen kleinen Durchmesser von sechsunddreißig Fuß.

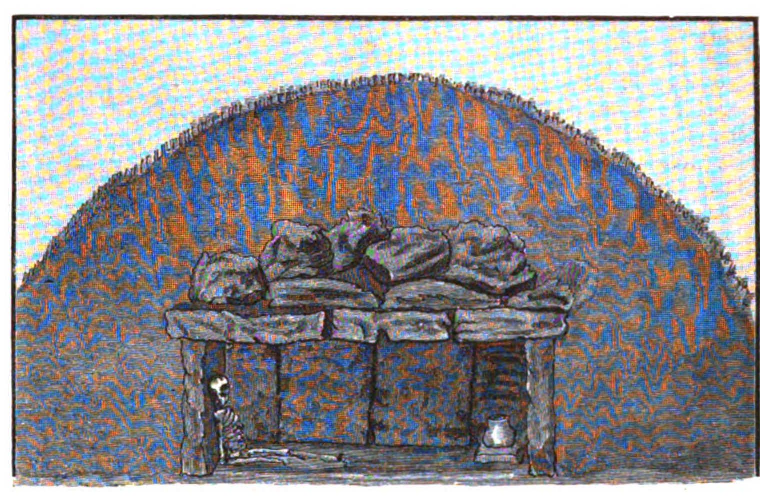
Den Verstorbenen gab man, wie dies noch jetzt bei wilden Stämmen üblich ist, alles mit ins Grab, was ihnen im Leben wert und lieb gewesen war. Den Mann begrub man mit seinen Waffen, die Frau mit ihrem Schmuck, auch setzte man zuweilen noch einige Gefässe mit Lebensmitteln in das Grab, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß dieselben dem Verstorbenen auf seiner Reise in das Jenseits nützlich sein würden. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß mitunter dem gestorbenen Krieger sein Reitpferd,



Dolmen.

selbst Sklaven, vielleicht auch die Lieblingsfrau geopfert und mit in das Grab gegeben wurde. Oft findet sich in großen Grabhügeln, in welchen reiche, hochstehende Personen beerdigt sind, eine reiche Ausbeute an Schmucksachen, besonders in Hügeln, die aus der Eisenzeit stammen. So fand man zum Beispiel in dem großen Grabhügel Kouloba unweit Kertsch das Skelett eines vornehmen Mannes sowie die Gebeine seiner Frau, seines Dieners und eines Pferdes, daneben eine große Anzahl wertvoller Waffen, Gold- und Schmucksachen. Unter diesem Grabe lag ein zweites, welches noch mehr Wertsachen enthielt und dem angeblich goldene Kostbarkeiten im Gewicht von hundertundzwanzig Pfund entnommen wurden.

Die meisten Gräber, die aus der Steinzeit stammen, enthalten unverbrannte Leichen, die überwiegend in sitzender oder hockender Stellung beerdigt sind. In manchen Gräbern befindet sich nur ein Skelett, in anderen Grabhügeln, besonders den geräumigen, aus Steinen erbauten Ganggräbern, trifft man die Ueberreste mehrerer Steinzeitmenschen an. Diese hocken dann, mit dem Rücken angelehnt, längs den Wänden der Steinkammer, die Kniee gegen die Brust gezogen, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, mit den Händen das Gesicht bedeckend. Neben ihnen liegen Steinwaffen, Schmucksachen aus Knochen, mitunter stehen auch irdene Geschirre aus ungebranntem Thon auf dem Boden, die wahrscheinlich ursprünglich mit Lebensmitteln gefüllt waren. Metallgegenstände fehlen in diesen Gräbern natürlich gänzlich, da diese — wie schon erwähnt — in der uralten Steinzeit noch nicht bekannt waren. Nun ist man der Meinung, daß die eigentümliche hockende Stellung den Leichen durch eine umständliche Behandlung, durch Entfernen aller Fleischteile und sorgfältiges Trocknen der am Skelett verbliebenen Gelenkbänder gegeben sei. Man nimmt an, das Fleisch sei durch Abschälen, vielleicht auch durch Kochen von den Knochen entfernt worden, und mit diesem abscheulichen Brauch haben unsere Urvorfahren vielleicht den noch abscheulicheren verbunden, das Fleisch ihrer Väter und Verwandten mit Schaffleisch vermischt beim Leichenschmaus zu verzehren, geleitet von dem Aberglauben, damit die guten Eigenschaften des Toten ihrem eigenen Körper einzuverleiben. Vervollständigt man diese Leichenbehandlung noch durch die dargebrachten blutigen Opfer, unter denen allen Anzeichen nach auch Menschenopfer vorkamen, so erhält

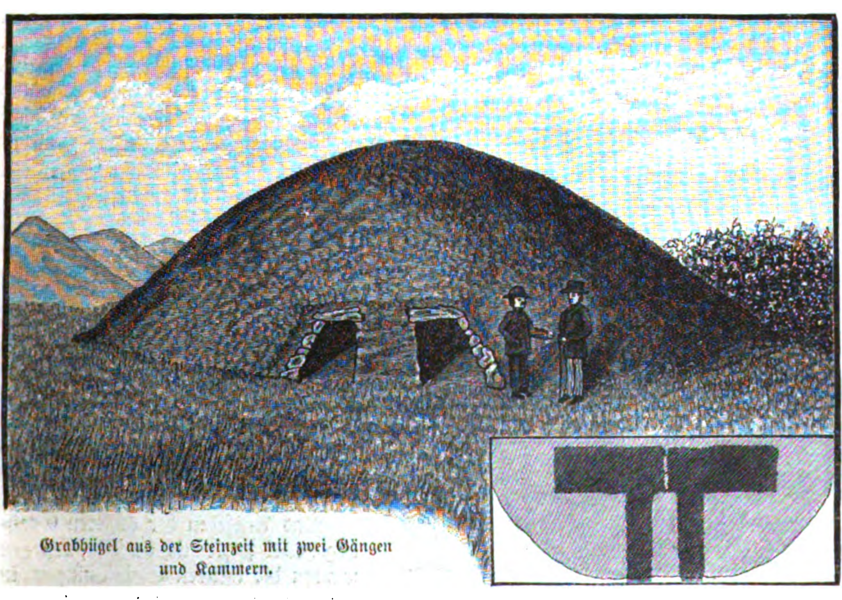


Durchschnitt eines Grabhügels aus der Steinzeit.

man ein grauenhaftes Bild von den Begräbnisbräuchen der Steinzeitmenschen.

Man hat viele Grabhügel aus der Steinzeit geöffnet und das Innere derselben untersucht. Meist findet man die noch vorhandenen, aber dem Verfall nahen Gebeine der Begrabenen von mächtigen Steinen umgeben, die entweder kastenartig, oder gegen einander geneigt, oder auch in Form einer umfangreicheren Grabkammer aufgestellt sind. Die Steinblöcke haben in der Regel ein bedeutendes Gewicht, so daß nicht selten acht bis zehn Mann an einem solchen Steine zu tragen haben, woher auch der volkstümliche Name Riesen- oder Hünengräber seinen Ursprung hat.

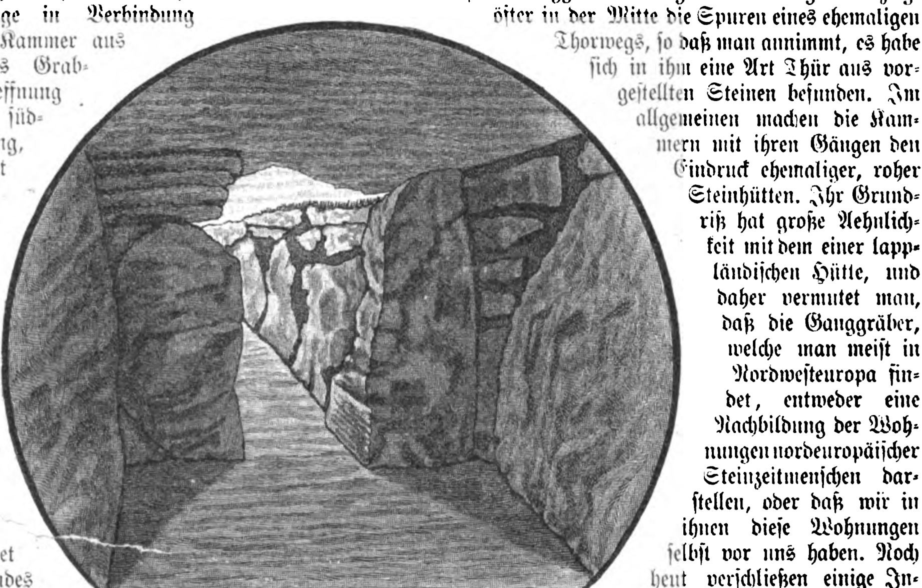
Die einfachsten Steingräber sind die sogenannten „Dolmen", welche hauptsächlich im nordwestlichen Europa, weniger dagegen im östlichen angetroffen werden. Sie bestehen aus mächtigen, unbehauenen Blöcken, von denen einige aufrecht stehende als Stütze dienen und ein großer, darüber gelegter Stein die Decke bildet. Viele dieser Dolmen stehen jetzt frei auf der Erdoberfläche, doch ist man der Meinung, daß sie ursprünglich alle mit wenigen Ausnahmen mit einem Erdhügel überschüttet waren, die Erde jedoch im Laufe der langen Zeit durch Wasser fortgeschwemmt wurde. Neben den Dolmen findet man auch regelrechter gebaute Steinkisten oder Kammern, die fast immer mit Erde bedeckt sind und in denen das Skelett, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, ähnlich hockt, wie oben beschrieben, oder auch so sitzt, wie dies unser bildlich dargestellter Durchschnitt eines Grabhügels aus der Steinzeit



Grabhügel aus der Steinzeit mit zwei Gängen und Kammern.

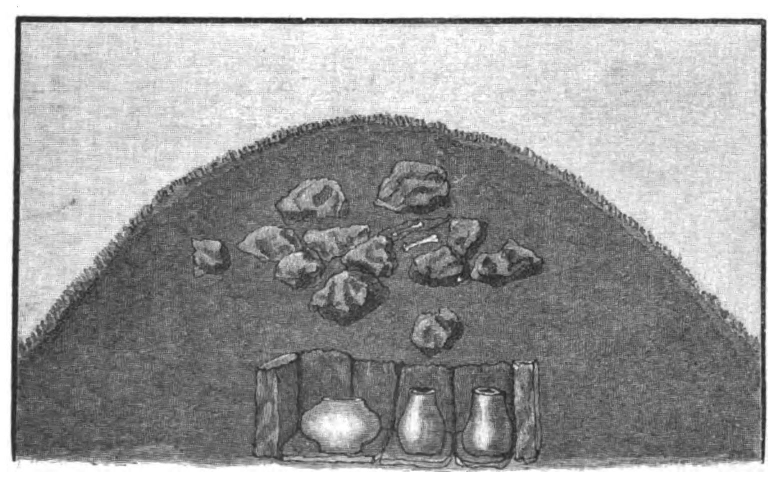
Grundriß der Grabkammern.

erkennen läßt. — Die wichtigsten und meistbesprochenen Gräber aus der Steinzeit sind die sogenannten „Ganggräber“, an welche die Archäologen Vermutungen weittragender Art knüpfen. Dieselben bestehen aus Grabhügeln, welche in ihrem Innern eine oder auch mitunter zwei größere Steinkammern bergen, die mit einem schmalen, aus unbehauenen Steinen erbauten Gange in Verbindung stehen, welcher von der Kammer aus nach der Außenseite des Grabhügels führt. Die Oeffnung des Ganges ist stets in südlicher oder östlicher Richtung, und von hier aus gelangt man, wenn die Gangöffnung durch Abgraben der aufgeschütteten Erde freigelegt ist, in das Innere des Grabhügels nach der Kammer, in welcher die Verstorbenen sitzend oder hockend bestattet wurden. Einen Grabhügel mit zwei Gängen und zwei Steinkammern, welcher von dänischen Archäologen geöffnet, beschrieben und mehrfach abgebildet wurde, zeigt vorstehendes Bild. Der beigezeichnete, rechts unten befindliche Grundriß der Grabkammern läßt erkennen, wie die Gänge in die länglichen Kammern einmünden. Die Kammern sind in der Regel ziemlich geräumig, entweder viereckig oder länglichrund, besitzen einen Umfang von mitunter fünfzehn Meter und eine Höhe von nahezu Manneslänge. Daneben kommen aber auch kleinere Kammern vor. Die Wände bestehen aus mauerartig aufgestellten Steinblöcken, deren Zwischenräume an den Verbindungsspalten mit kleinen Steinen ausgefüllt sind, und auch das Dach ist durch aufgelegte Steinplatten hergestellt. An der einen Seite befindet sich der durch aufrechtstehende Blöcke verengte Ausgang, von dem aus sich der schmale, durch zwei Mauern gebildete Gang nach außen zu fortsetzt. Unser oberes Bild zeigt den Ausgang einer Grabkammer, die von Doktor Thurnam in der „Archaeologia“ beschrieben wurde. Ueber der Kammer erhob sich ein länglicher Hügel von acht Fuß Höhe, dreihundertundsechsunddreißig Fuß Länge und vierzig bis fünfundsiebenzig Fuß Breite. In der Kammer fand man zwischen Kreidegeröll eine Anzahl Tierknochen, Feuersteinwerkzeuge, Thonscherben von anscheinend fünfzig Gefäßen und die Gebeine von vier Menschen.


Der Ausgang einer Grabkammer.

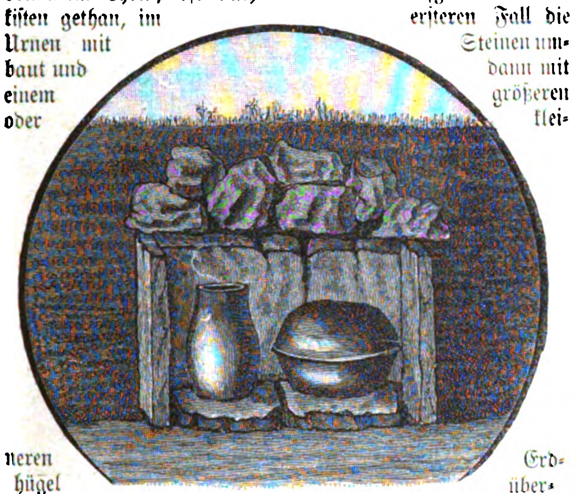
Der Gang, welcher aus der Kammer führt, ist bei den meisten Ganggräbern einige Meter lang und zeigt öfter in der Mitte die Spuren eines ehemaligen Thorwegs, so daß man annimmt, es habe sich in ihm eine Art Thür aus vorgestellten Steinen befunden. Im allgemeinen machen die Kammern mit ihren Gängen den Eindruck ehemaliger, roher Steinhütten. Ihr Grundriß hat große Aehnlichkeit mit dem einer lappländischen Hütte, und daher vermutet man, daß die Ganggräber, welche man meist in Nordwesteuropa findet, entweder eine Nachbildung der Wohnungen nordeuropäischer Steinzeitmenschen darstellen, oder daß wir in ihnen diese Wohnungen selbst vor uns haben. Noch heut verschließen einige Indianerstämme die Hütte, in welcher der Besitzer gestorben ist und auch zugleich begraben wird, und betreten sie niemals wieder. Aehnlich verfuhren wohl auch die vorgeschichtlichen Bewohner Nordeuropas und benützten die Steinhütte zugleich als Grabmal des gestorbenen Besitzers. Die Leiche ward an die Wand gesetzt, alles Eigentum, welches dem Toten im Leben gehört hatte, in der Hütte gelassen und diese dann mit einem großen Erdhügel überschüttet. Starben weitere Mitglieder der Familie, so wurde der Gang wieder freigelegt und der Verstorbene zu dem bereits Begrabenen beigesetzt. Sollte diese Vermutung richtig sein, so hätten wir in den Ganggräbern zugleich die Wohnungen oder doch die Nachbildung der Wohnungen von Menschen vor uns, welche Europa zu einer Zeit besiedelten, als man noch keine Metallwerkzeuge kannte, als man sich notdürftig mit gespitzten und geschärften Feuersteinwerkzeugen behalf, einer Zeit, welche Tausende von Jahren zurückliegt.

Zu Ende der Steinzeit, als man die Bronze kennen und bearbeiten lernte, kommen allmälich mehr Grabhügel vor, welche die Asche verbrannter Leichen enthalten, und es scheint, als wäre damals eine religiöse Wandlung vor sich gegangen. In der ersten Zeit des Auftretens der Bronze findet man noch öfter, in der späteren Bronzezeit aber nur noch selten in sitzender Stellung beerdigte Leichen, meist sind sie verbrannt und nur die Asche ist in Urnen beigesetzt, neben welchen sich oft noch verschiedene Bronzegeräte vorfinden. Die Sitte der Leichenverbrennung kam wahrscheinlich von Asien nach Europa und ist vielleicht auf das Eindringen östlicher Völkerschaften zurückzuführen.


Durchschnitt eines Grabes aus der Bronzezeit.

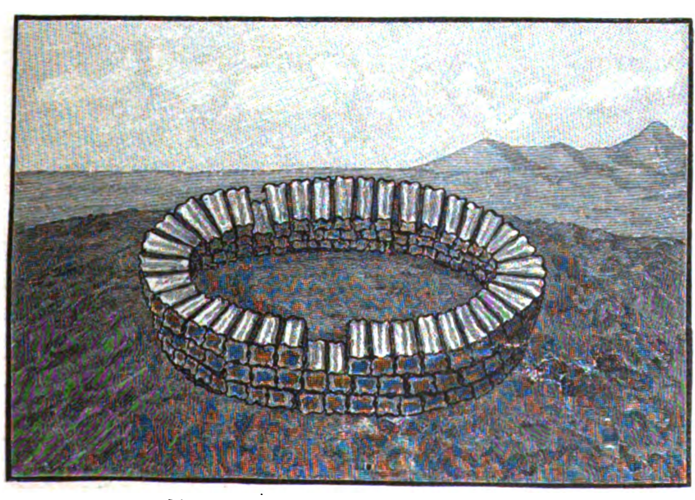
Das Aussehen der äußeren Grabhügel blieb so ziemlich dasselbe, dagegen wurden die inneren Steinsetzungen in der Regel nicht mehr mit so riesigen

Steinblöcken ausgeführt. War die Leiche verbrannt, so wurde die Asche nebst etwaigen Knochenüberresten gesammelt, beides in mehr oder minder schön gearbeitete Urnen aus ungebranntem Thon, oft auch nur in aufgebaute Steinkisten gethan, im ersteren Fall die Urnen mit Steinen umbaut und dann mit einem größeren oder kleineren Erdhügel überschüttet. Die Steine wurden, wie aus nebenstehenden Bildern ersichtlich ist, teils in viereckiger, teils in sechseckiger oder auch in runder Form um die Urnen herumgebaut, mitunter blieben sie auch weg und die Urnen wurden unmittelbar mit Erde umschüttet. Meist findet man neben der großen Aschenurne noch kleine Gefäße mit Lebensmitteln, dazu auch Trink- und Räucherschalen und auf den Boden gelegte Bronzewaffen und Schmucksachen. In der späten Bronzezeit, welche sich der Eisenzeit nähert, nimmt die Zahl der Urnen zu, die Größe der Steinumrahmungen dagegen im allgemeinen ab. Vielfach liegen die Urnengräber nahe aneinander und bilden förmliche Begräbnisplätze, unter denen sich einige von großem Umfang befinden, deren Gräberzahl auf mehr als tausend geschätzt wird.



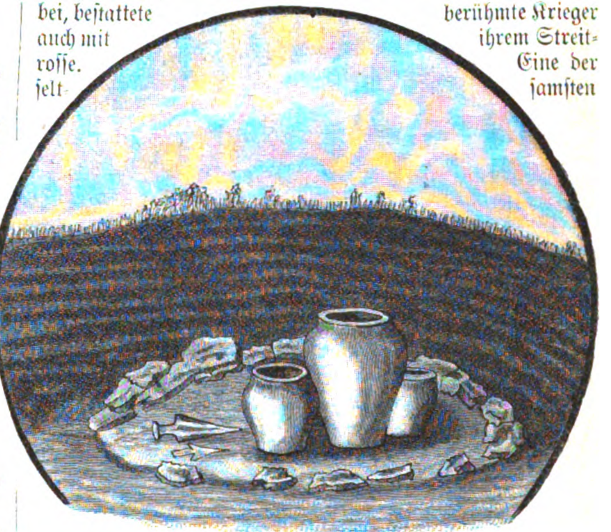
Durchschnitt eines Grabes aus der Bronzezeit.

Das Verbrennen der Leichen geschah auf Oefen, welche aus Lehm oder Thon in Form langer, schmaler Erhöhungen erbaut waren und von denen sich oft Spuren in der Nähe von Urnengräbern befinden. Eine merkwürdige Art solcher Oefen, wahrscheinlich aus späterer Zeit stammend, entdeckte man im Sommer 1876 bei Kroszyna in Lithauen. Dieselben sind aus rund gesetzten Hohlziegeln aufgebaut und zeigen in gut erhaltenem oder rekonstruirtem Zustande die ungefähre Gestalt, welche untenstehendes Bild wiedergibt. Eine kolorirte Zeichnung der aufgefundenen Ofenbestandteile befindet sich im archäologischen Museum zu Krakau. In einem der Oefen wurden Pferdeknochen nebst Kohlen gefunden, und obgleich man über ihre Bestimmung noch nicht ganz klar ist, meint man doch annehmen zu können, daß sie zur Leichenverbrennung dienten, da sie von den bekannten Opferaltären in der Form gänzlich abweichen.



Ofen, vermutlich zur Leichenverbrennung dienend.

Die Sitte der Leichenverbrennung erhielt sich bis in späte Zeit, und noch Tacitus erzählt von den Germanen, daß sie ihre Leichen zugleich mit dem Schmuck und den Waffen mitunter auch dem Streitroß verbrannten und die Asche mit einem Grabhügel überschütteten. Mit dem allmählichen Aufhören der Bronzezeit und dem Anbruch des Eisenzeitalters mehren sich wieder die Gräber mit unverbrannten Leichenresten, die indes nicht mehr in hockender oder sitzender Stellung gefunden werden, sondern ausgestreckt auf dem Rücken liegend. Wie früher, so gab man den Toten auch jetzt noch Schmucksachen und Waffen bei, bestattete berühmte Krieger auch mit ihrem Streitrosse. Eine der seltsamsten Leichenbestattungen ist diejenige des gewaltigen Gotenkönigs Alarich, welcher von seinen Kriegern im Flußbette des abgeleiteten und nach dem Grabschluß wieder zugeleiteten Busento mit allen seinen Waffen und mit seinem Lieblingspferde begraben wurde. Dieselbe bildete indessen eine Ausnahme. Meist schüttete man über der begrabenen Leiche genau wie früher je nach dem Stande einen größeren oder kleineren Grabhügel auf, der nicht selten zur Bestattung mehrerer Leichen benützt wurde. Noch im achten Jahrhundert wurde König Harald Hildetand, welcher nach der Sage in der Schlacht von Braavalla gefallen war, auf seinen Streitwagen gelegt und mit demselben unter einem großen Grabhügel begraben. Alle Edlen warfen dem König zu Ehren ihren Schmuck und ihre Waffen in die Grabkammer, bevor diese überschüttet ward. Ebenso wurden der König Gorm und die Königin Thyra, welche um 950 zu Jellinge in Dänemark starben, unter Grabhügeln beerdigt. Auch der Brauch, alte Grabhügel durch wiederholtes Aufschütten als Begräbnisplätze Verstorbener zu benützen, erstreckte sich noch bis in die Zeit Karls des Großen. Erst mit der Ausbreitung des Christentums wurde es üblich, die Leichen in



Freigelegtes Grab aus der Bronzezeit.



Vor dem

Nach dem Gemälde



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Vesper.

von G. H. Ritter.

Holz- oder Metallsärgen zu beerdigen und vertiefte Gräber nach heutiger Sitte herzustellen. Und wie lange wird sich dieser Brauch wohl noch erhalten? Wer kann das sagen! Der Grund und Boden wird immer kostbarer, die Beerdigung der Leichen bringt bei unserer Volksdichtigkeit besonders in Großstädten immer mehr Unzuträglichkeiten mit sich, und so dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher man aus Rücksichten verschiedener Art wieder allgemeiner zur Leichenverbrennung übergehen und die Reste der Verstorbenen in Urnen aufbewahren wird.

Hubmeiers Jagdl.

Jagd-Humoreske

von

Anton von Perfall.

Herbst! In fahlen gelben Tönen steht das Wort für die meisten Menschen geschrieben. Phantasiebegabten rascheln welke Blätter darüber hin, Schwermütigen grinst wohl gar das häßliche Gespenst des Todes aus der Wölbung des O, in der Dichterbrust wühlt es allen Weltschmerz auf, nur einer Sorte erscheint es in lustiger Buntschrift wie ein Harlekinsscherz — dem Jäger! Da schlüpft, schleicht, springt und purzelt es in tollem Durcheinander, durch, um und über die purpurroten, gelben und grünen Buchstaben, Hirsch und Reh, Fuchs und Has, Marder und Dachs und sie selbst, die ewig steifen, hochmütigen Philister verlieren ihre Contenance und kommen ins Wanken und Tanzen vor dem fröhlichen Hussa, Hundsgebell, Hörnerschall und Büchsenknall.

Ich kramte gestern lange unter dem Stoß Jagdeinladungen umher, die auf meinem Schreibtisch lagen, fast jedes Datum war vertreten, ja, wenn auf der andern Seite nicht ein Turm von Arbeit aufgehäuft wäre, der seine finstern Schatten warf über das so köstlich herbstlich duftende Häuschen!!

Da hieß es sorgfältige Wahl treffen.

Ein bärenhäutiger Germane, der in opernhafter Attitude sieghaft den Fuß auf einen gefällten Riesenhirsch stemmt und die Einladung zur Hasenjagd in alle Winde bläst — Herr Kommerzienrat S . . . gibt sich die Ehre —

Weg damit! — Ein kokettes Mädchen in braunen Gamaschen, über welche ein höchst weidmännisches rotes Röckchen gaukelt, ein Flintchen über der Schulter, reicht mir mit verführerischem Lächeln ein Kärtchen — Herr Bankier S . . . gibt sich die Ehre — weiter!

Ein lustiger Bruder mit gemütlichem Schmerbäuchlein und verhältnismäßig gefülltem Rucksack, aus dessen Oeffnungen gekreuzt wie Rehläufe vier Flaschenhälse herausgucken — das ist schon verlockender! — zur engeren Wahl!

Ein schlichtes Weidmannsheil, eichlaubumkränzt — noch besser!

Die Schrift ist mir bekannt, — wie enges Stangenholz, so steif und stachlig; anstatt rasch meine Neugierde zu befriedigen, zerbrach ich mir nach gemeinsamer Sitte einige Minuten den Kopf über den Schreiber, roch sogar zuvor daran — nach Pulver, Blei, Wild, so kam es mir vor, wie ein alter Rucksack — das wäre schon das rechte Parfüm!

Erst nach vergeblicher Anwendung alles Scharfsinns öffnete ich.

Euer Gnaden! Wenn's Ihnen grad a Freud machen thät, den 14. Oktober an mein Jagdl teilzunehmen, so sind's freundlich dazu eingeladen. Dem Gunterholz und dem Dachsberg gang's an — Sie wissen's schon — net grad vürnehm aber a net schlecht, meinat ich. Ein paar Dutzend Hasen, etliche Böck, und Füchs so Luader grad gennag. Schnepfen san a da, mein gnädiger Herr Graf aber net, weil er im Bad is, von wegen sein bösen Reißen, wenn Ihnen das nix machen thut, fehlen darf trotzdem nix — Bier hab' i Franziskaner b'stellt.

Euer Gnaden ehrfurchtsvoll

ergebenster gräflicher Förster

Hubmeier."

Die Wahl war getroffen! Da winkte der Humor, dieses seltene, köstliche Wild!

Ich war bei Graf N . . . wiederholt zur Jagd geladen und beneidete oft die nicht salonfähige Jagdgesellschaft, deren fröhliches Treiben aus dem idyllischen Försterhaus bis tief in die Nacht hinein gar verführerisch herübertönte in das Schloß, in welchem um zehn Uhr bereits das letzte Licht erlosch.

Um sechs Uhr früh ging der Zug, — eine Stunde Fahrzeit. Wenn man auch abends zuvor alles säuberlich geordnet, bis man „alle sieben Zwetschgen", wie der oft rätselhafte Volksmund spricht, beisammen hat, dauert es doch länger, als man glaubt. Ob die Patronen langen? Man hat oft einen unglaublichen Anlauf, rasch wird noch ein Dutzend gestopft. — Dann, welches Gewehr? Wer die Wahl, hat auch die Qual! Das hält die Schrote besser zusammen, das andere hat einen besseren Brand — dann die Fourage! Magda hat ein förmliches kaltes Buffet errichtet in meinem Zimmer — und zuletzt dieser entsetzliche Kampf mit dem Objekt, wie Fr. Vischer dieses furchtbare Ringen nennt, mit der sich ewig verwickelnden Hundsleine am Rucksack, dem boshaft sich umkippenden Riemenzeug, den unbotmäßigen Schuhriemen, kurz, ich kam gerade noch recht. — Dachselgekneiff, schallendes Gelächter und eine Rauchwolke, welche zu einem Coupé dritter Klasse herausquoll, ließen mich nicht zweifeln, wo ich einzusteigen hatte.

Unter Geknurr und dem Schmerzensgeheul eines getretenen Dachsel zwängte ich mich in das überfüllte, von Gewehren starrende Coupé, in dem eine augenblickliche, der weidmännischen Abschätzung des neuen Ankömmlings gewidmete Stille eintrat.

„Die Herren fahren wohl nach G . . .. zum Förster Hubmeier?"

„Das is g'wiß, alle zum Hubmeier!" erwiderte ein behäbiger Dicker mir gegenüber, der eben das erste Gansviertel mit einem handfesten Knicker behandelte und dabei mit seinen energischen Armbewegungen seinen langen, schmächtigen Nachbarn zwang, sich förmlich in sich selbst zu verkriechen.

Vorstellung war nicht nötig nach dem Jagdkoment, der hier herrschte; außerdem kamen mir die meisten Gesichter bekannt vor, sei es von „Oberländer" oder dem vortrefflichen Hayder her oder von früheren jagdlichen Zusammentreffen. Daß der alte Hubmeier mit größter Vorsicht seine Stadtgäste wählte, im Feuer erprobte Gesellen, die auch am „Abend", um den es dem Alten stets am meisten zu thun war, in jeder Beziehung ihren Mann stellten, das wußte ich im voraus. Ich glaubte auch bald die verschiedenen Rollen erraten zu haben, die der Schlaue den einzelnen zugeteilt, als er die Einladungen schrieb.

Mein behäbiges vis-à-vis mit dem lustig aufgedrehten Schnurrbärtchen über der vollen Lippe und den gutmütig kleinen Aeuglein hatte sich gewiß die Frau Försterin verschrieben, als Herold ihrer berühmten Leberknödeln. Der Lange daneben mit seinem Falkenblick unter den buschigen Augenbrauen, der verwetterten lederartigen Haut, ein Büchsenmacher, vom Schießstand her mir bekannt, war wohl für



den engsten Fuchsriegel bestimmt. Der blonde Germane dort am Fenster in wasserdichten Loden, einen stattlichen Gemsbart auf dem Oberländerhut, hatte das gewisse Schnadahüpflgesicht und richtig, ich hatte mich nicht verrechnet, neben ihm in der Ecke lehnte eine Zither in grünem Futteral. Ein anderer mit martialischem Schnurrbart, Adlernase, das Hütl schneidig auf der Seite, der sich durch meinen Eintritt in der Erzählung einer ungeheuerlichen Jagdgeschichte nicht stören ließ und jeden Augenblick das linke Auge zudrückte, war wohl ein vortrefflicher Jagdlateiner, während der harmlose Schläfer in der andern Ecke mit den über dem Leib gekreuzten Händen, dem nichts weniger als Mordlust hinter den rötlichen Lidern schlummerte, für einen verlorenen Posten im Bogen vortrefflich geeignet schien, welchen Förster Hubmeier nie mit der Versicherung anzuweisen versäumte, daß über den Ruckwechsel nix aufsteht.

Dichter Nebel verzögerte den anbrechenden Tag, die Wetterprognosen begannen. „D'Sonn verdruckt 'hn schon," meinte der Dicke, eifrig mit seinem Frühstück beschäftigt.

„Zu lauter Wasser," setzte der Blonde hinzu, während der Büchsenmacher mit fatalistischem Stirnrunzeln behauptete, daß es dem Hubmeier seine Jagden ja immer verregne — und der Jagdlateiner erklärte, gerade der Nebel sei ihm recht, da habe man doch Gelegenheit, sich als Schütze zu zeigen. Als der Büchsenmacher ärgerlich erwiderte, er wisse doch auch, was schießen heißt, gab er wirklich eine tolle Nebelgeschichte, natürlich eigenes Erlebnis, zum besten.

„Herr Niedermeier," wandte er sich am Schluß bei allgemeiner Glaubenslosigkeit an den Dicken, „Sie kennen mich, habe ich je gelogen?"

„Na, warum soll's nit möglich sein? Auf der Jagd lernt man nie aus," erwiderte dieser, jeder Erregung sichtlich feind. Er hatte eben seinen Schmaus beendet und reichte den Gansknochen dem längst darauf lauernden Dackel zu seinen Füßen.

Da erhob sich unbändiger Lärm, unter allen Sitzen fletschte es hervor, schwarze, braune Köpfe! Ueber den Dachsel stürzte ein gedrungener Hühnerhund — man zog die Beine, sprang auf die Sitze, schlug mit den Peitschen in den Knäuel. „Waldl, herein!" „Feldmann, kusch!" Der Büchsenmacher that einen gellenden Pfiff, der Schläfer fuhr entsetzt auf, an einen Zusammenstoß denkend. Dann löste sich plötzlich die ganze Verwirrung in fröhlichste Laune und der Sieger klapperte am Boden mit dem Knochen.

Der Vorfall gab Gelegenheit auf Hundedressur einige interessante Streiflichter zu werfen. Unterdessen hielt der Zug auf unserer Station.

Ein Jagdgehilfe empfing die Gäste, seiner Aussage nach war „grad a Viertelstündl zum Treffen". Der Dicke hatte recht behalten, die Sonne hatte ihn wirklich verdruckt, den Nebel, ihre siegreichen Strahlen trieben ihr funkelndes Spiel in dem Tau der Stoppelfelder und herbstlichen Wiesen, nur an den Waldsäumen hingen noch da und dort lang gestreckte, langsam zerfließende Schleier. Die roten Buchen glühten auf im Frühsonnenschein, die tautriefenden Fichtenboschen blitzten von ungezählten Diamanten an Spinnfäden gereiht, ein köstlicher Weingeruch stieg auf vom gefallenen Laub.

Die Viertelstunde kannte ich; obwohl der lange Büchsenmacher mit Riesenschritten voreilte, währte es doch eine ganze Stunde.

Da stand er da, mitten in der schnurgeraden Landstraße durch den Forst, mit gespreizten Beinen — der Hubmeier! „Ja Herrgott! Türkenelement! Wo bleibt's denn so lang? Treiber, macht's, daß weiter kommt's! Nehmt's die Hunde an die Lein' und rührt's euch, macht's Maul auf für euer Geld. — Grüß Gott, grüß Gott!" erwiderte er eilig unsere Begrüßung. „Ja, meine Herren," wandte er sich dann an eine Gruppe, welche sich im Walde gelagert hatte und im eifrigen Gespräche gar keine Miene machte, sich zu erheben — gräfliche Beamte, Verwalter, Forstleute — „jetzt müssen's Ihnen schon erheben, wenn's mitthun wollen! — Hab's Ihnen ja g'schrieben, g'rad a Privatjagdl," sagte er eilfertig zu mir.

Die kleinen grauen Augen blitzten thatkräftig, der schneeweiße Kaiserbart leuchtete förmlich aus dem dunkelbraunen verwetterten Antlitz.

Jetzt war er im Amt, das wußte jeder, da hieß es pariren wie ein Hühnerhund und mit jedem Brocken vorlieb nehmen, den er einem hinwarf.

Unter seinem Vorantritt ging es vorwärts, man wagte es kaum zu flüstern, die wütenden Blicke Hubmeiers fürchtend, die jeden, wer er auch sein mochte, unnachsichtlich trafen, der sich gegen sein Reglement verging. Der lange Büchsenmacher wich nicht von seiner Seite.

Eine fast quadratische Fichtendickung, mit einer Seite sich an das offene Feld lehnend, bildete den ersten Trieb.

„G'rad a Hasenbögerl, meine Herren, könnt aber a Bock auch anspringen — wer a Geiß schießt, der kennt mi — und a bisl aufpassen auf sein Nebenschützen, net gar a so umanad spritzen — und d' Hund, meine Herrn, d' Hund — net glei schießen, wenn's Haar seg'n."

Unter diesen unerschöpflichen Mahnungen und Drohungen ging das Anstellen der Schützen vor sich. Mich behielt er zuletzt. „Lassen's sie nur amol ordentli ausknall'n, es kommt scho no besser."

Dann ging's an die Treiber, die mit Hurra — Dax — Dax, Ratschengeklapper und Hundegekneif in tadelloser Linie vorwärts marschirten. Doch Hubmeier war nie zufrieden, er bemerkte jede kleinste Lücke und jedes Schwanken der Linie.

„Auf was wart's D' denn, Jakl? — weiter auf dem rechten Flügel! — Himmel und alle Nationen! Wart, i werd Dir Schwammerl brocken, Lausbub!"

Klatsch, klatsch — hurra, Dax, Dax — bang! Der erste Schuß! zehnfach anschwellendes Geheul der Treiber! — obacht! — Tiro! — bäng — bäng! Ui Dax — Dax — aho! aho! Wau — wau! bäng! Die Hölle ist los — einige vorn abgeblitzte Langohren fallen mir zur Beute — dann ein Signal und der Lärm verstummt — der Trieb ist aus.

Von dem Versammlungsplatz schallt mir schon Hubmeiers Stimme entgegen: „Sieben Hasen und dreißig Schuß! Net übel' Wenn's so weiter machen woll'n —"

Der Renommist mit dem Schnurrbart erklärt ihm vergebens die noch nie dagewesenen Umstände, unter denen er drei Hasen und einen Fuchs gefehlt, während der Büchsenmacher mit einer Berserkermiene wortlos drei Hasen zu den übrigen wirft.

„Weiter — weiter! Jetzt bitt' ich mir a Ruh aus, jetzt kommt der Hauptfuchsbogen," eiferte Hubmeier und fort ging's lautlos durch den Hochwald. Ein Dakl kläffte noch unverdrossen im verlassenen Bogen. Hubmeier hob drohend mit verbissenem Grimme die Faust nach der Richtung und beutelte einen Buben, nur um seinen Zorn auszulassen.

Die Treiber schlichen lautlos fort wie Indianer, das geheimnisvolle „Tiket" lag vor uns, man flüsterte nur noch erstickt.

„Herr Niedermeier, da bleiben's!" wandte sich der Förster an den Dicken, „aber i bitt, net wieder papierln." Die Backen zum Zerspringen gefüllt, schwor er mit einem Blick völlige Enthaltsamkeit.

Jedem gab er eine gute Mahnung, jedem ließ er ein Stück Hoffnung zurück — Erwartung auf allen Gesichtern.

Mich behielt er zuletzt. „Kennen's Ihnen aus?" sagte er pfiffig schmunzelnd, als er mich auf einen idealen Fuchsriegel stellte, wo die Dickung fast die nächste berührte, nur einen schmalen Zwischenraum lassend.

Der Förster war kaum einen Büchsenschuß weit gegangen,

da raschelte es schon im dürren Laub. Ich kannte den Takt! Vorsichtig, langsam aufgefahren, daß kein Lichtblitz ihn blendet — da trabt er schon daher auf dem „Riegel“ mit dem gewissen verschmitzten Lächeln über sein Abstehlen — da kracht der erste Schuß — im Rauch bricht er zusammen regungslos, die schneeweiße Rutenquaste zittert noch, jetzt beginnt von neuem der lustige Tanz! Der friedliche Wald erzittert von dem Gelärm und die Jagdlust zieht ein in das Herz.

Die einzelnen Schüsse ganz am Anfang gelten alle Reineke — da saust schon ein Abgeprallter durch das Stangenholz — bei meinem Nebenmanne knallt's, ich sehe nur noch ein Aufdrehen der Rute und höre einen derben Fluch — der Büchsenmacher war's! Ein Dakel jagt gerade auf mich zu, jeden Augenblick müssen die Boschen sich öffnen — Reh, dem Laute nach, bald vor, bald zurück — jetzt kracht's und knistert's schon dicht vor mir — dann wieder plötzliche Stille — es will die Dickung nicht verlassen — es hofft und zieht den Wind ein, mir unsichtbar, doch der Dakl gibt nicht nach — endlich bricht es durch, den Hals gestreckt, den Aeser heraus, mit glänzenden Augen, das braune Gehörn so zurückgelegt, daß ich es kaum erkenne. — Im Rauch überschlägt es sich und über ihn weg in tollem Eifer mit fliegendem Behänge stürzt der kläffende Dakl.

„Tiro! Obacht, a Fuchs! Oho! Oho! Himmeldonner — — da her, Buabn!“ der Alte.

„Laßt d' Hund aus, um Gottes willen, d' Hund!“ ruft ein Uebereifriger, der wohl einen Rehbock angeplänkelt.

Auf allen Seiten knallt es lustig darauf los — der Gipfelpunkt ist erreicht! Hasen rennen kopflos durcheinander, überspringen sich, Rehe stehen ratlos umher, prallen zurück, wagen den Durchbruch und kehren dann doch wieder in die Gefahr zurück.

Der Bogen gab eine stattliche Strecke, der Dicke schleppte atemlos einen Kapitalbock daher und sogar der harmlose Schläfer schüttelte grimmig ein Häschen, daß der Schweiß umherspritzte, nur der Renommist mit dem Schnurrbart störte mit einem Kitzbock die gute Laune Hubmeiers; obwohl dieser beteuerte, das sei ein Fall, der ihm noch nie vorgekommen, wurde er tüchtig abgekanzelt. Knödelbogen gab es keine bei Hubmeier; „zuerst d' Jagd, nachher Essen und Trinken,“ war sein Wahlspruch. Keinen Augenblick verließ ihn der Ernst, seinen kleinen grauen Augen entging nichts, jeder Befehl, jede Anordnung stimmte — da gab es noch Feldbögen und Filzen, Hasen-, Fuchs- und Schnepfenbögerl.

Um vier Uhr ertönte das Hallali. Es war wirklich genug des Mordens und der Wald sehnte sich nach Frieden. Alles eilte mit knurrendem Magen an den Versammlungsplatz — — das war ja nicht mehr der Hubmeier — dieses joviale Gesicht — diese gutmütigen Augen, dieses herzliche Lachen — die qualmende Pfeife.

„So, jetzt sag' i eigentlich erst grüß Gott, meine Herren! Gut haben's Ihre Sach' g'macht — i gratulir' allerseits und wenn i ein oder den andern a bisl scharf anlassen hab' — nix für ungut — net wahr — i bin ja der Hubmeier und d' Frau wird's glei wieder gut machen, denk' i.“

Die Ansprache wurde mit Hallo und allseitig herzlichem Lachen begrüßt, besonders der Passus mit der Frau erweckte in allen sehnsüchtige Gefühle.

Das Schloß lag dicht vor uns, mit seinen geschlossenen Läden nicht sehr anheimelnd, um so mehr das rebenumrankte Försterhaus, aus welchem uns köstlicher Bratenduft, Geschirrgerassel und das himmlische Geräusch des Anzapfens entgegendrang, und an der Schwelle stand auch schon Frau Hubmeier, die stattliche Försterin mit dem behäbigen Lächeln, das Antlitz vom Herdfeuer gerötet, und aus der Küche tönte eine silberhelle Stimme: „Soll i noch ein Dutzend einlegen, Mutter, weil's so lang ausbleiben?“

„Nur einlegen, Reserl — sie schaug'n hübsch hungrig her,“ rief die Försterin zurück, „gibt ja ehnder kein Ruh, der Hubmeier!“

Köstliche Erinnerung, Universalmittel für Appetitlosigkeit, diese andächtige Erwartung in der Försterstube, dieser rührende Empfang der blondgezöpften Resel mit der ersten Fracht Knödel und Wildbret! Dieser herrliche, von keinem Zwang beeinträchtigte Genuß! Diese feierliche Stille und dann der köstliche Anstich, die kaleidoskopartige Schilderung der Erlebnisse, die Lebhaftigkeit der Bilder und draußen vor der Thür die stattliche Strecke, dieses Raubtiervergnügen an dem Anblick des gefällten Wildes, das Wühlen in dem weichen Pelzwerk des Fuchses, des Dachses, das Gewichtprüfen und Schußerklären!

Ich hatte mich nicht getäuscht in der Rollenverteilung Hubmeiers; die schönste aber hatte er selbst übernommen, die des liebenswürdigen herzlichen Wirtes, der die Stunden würzt, das blonde blauäugige Reserl und die stattliche Frau Försterin, deren weibliche Würde jede Ausartung männlichen ungebundenen Humors mit feinem Sinn verhinderte.

Und meine Rolle? — „Könntens net über'n Hubmeier sei Jagdl amal a bisl was schreiben?“ flüsterte mir der Alte gelegentlich ins Ohr, „so schwarz auf weiß meine Füchs und Rehböck — das wär' a G'spaß!“

„Und Deine Grobheiten,“ ergänzte die Försterin, welche die Worte des Alten vernommen, „sonst kennt Dich ja kein Mensch.“

„Und wenn's sein muß, liegt a nix dran,“ erwiderte er. „Wer a Jaga ist, wird's begreifen und wer keiner is — no! den geht der Hubmeier überhaupt nix an.“

Hundeversteuerung.

(Hiezu das Bild Seite 455.)

In jedem Jahre müssen in den meisten Städten die Hunde bei dem Hundesteueramte angemeldet werden und persönlich ihre Aufwartung machen. Da kommt es denn häufig zu recht ergötzlichen Scenen, die freilich mitunter wohl zu blutigen Kämpfen zwischen den feindlichen Rassen ausarten. Auf dem in unserer Illustration veranschaulichten Hundesteueramte geht die Sache indes sehr friedlich ab; zwar scheint der große Köter im Vordergrunde nicht übel Lust zu haben, dem kleinen Schoßhündchen zu Leibe zu gehen, das sich zitternd und ängstlich an den Fuß seines Herrn anschmiegt, doch wird er von den kräftigen Armen der Magd zurückgehalten und am Unheilstiften verhindert. Jenes junge Mädchen zeigt dem sachverständigen Tierarzte ihren sorgfältig in ein Tuch gehüllten kleinen Liebling, mit der Versicherung, daß „Bijou“ noch nicht sechs Wochen alt und daher steuerfrei sei, doch der gewissenhafte Tierarzt überzeugt sich durch genaue Besichtigung des kleinen „Viecherls“ von der Richtigkeit dieser Angabe, wobei er von dem Teckel auf den Armen des danebenstehenden Knaben mißtrauisch beobachtet wird. Die übrigen Scenen am Eingange bedürfen wohl keiner Erläuterung. v. P.

Spruch.

Die Freunde hatten mich zu sehr verwöhnt.
Ein strenger Feind, der keine That beschönt,
Ließ mich zuerst in meinem Inneren lesen.
So ist der Feind mein bester Freund gewesen.





Ausfahrt d…
Nach ei… Originalzeic…



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

…er Fischerboote.

…ichnung vo… …dor Weber.



Straße in Oetz.

Bilder aus Oetz.

Das Oetzthal, unstreitig das schönste aller Thäler Tirols, zweigt sich vom Innthal in der Richtung nach Süden ab; staffelförmig nach und nach steigend, verliert es sich nach einer Länge von sechzehn Stunden in der Gletscherregion.

Vor der Eröffnung der Innsbruck-Bregenzer-Bahn bildeten wohl Maler und unverheiratete Touristen die Mehrzahl seiner Besucher. Eine ziemlich lange Postfahrt durch das oft recht heiße Innthal mochte nicht zu den Annehmlichkeiten zählen. Jetzt haben wir's bequemer; der Zug hält an der Station Oetzthal und wir besteigen einen der dort für die Weiterbeförderung der Reisenden bereitstehenden Stellwagen.

Zunächst verspricht das Thal, ähnlich dem Zillerthal, wenig. Auf einer Kunststraße, bei deren Anlage man mit den Schuttmassen rechnen mußte, welche die reißende Ache in Vorzeiten angeschwemmt hat, fahren wir ziemlich lange im Zickzack, bis wir in das eigentliche Thal gelangen. Dank den sicheren Wagenlenkern und den des Wegs gewohnten Pferden können wir, ohne Grausen zu verspüren, die wasserreiche Ache tief unter uns toben sehen und hören; und wir empfinden einen Vorgeschmack der uns erwartenden Herrlichkeiten beim Passiren des Weilers Eben mit seinem prachtvollen Wasserfall. Wir schenken ihm heute nur einen kurzen Blick, ohne Aufenthalt geht's weiter bergauf und bergab, und nicht lange, so liegt Oetz, der Hauptort des Thals, welches alle seine Reize hier wahrhaft verschwenderisch angehäuft hat, vor uns. Auf die gewaltige Masse des Achenkogels, hinter welchem die fast senkrecht ins Thal fallende Engelswand noch sichtbar ist, heftet sich zunächst das Auge, um dann nach links hinüberzugleiten auf die weißen Häuser des Dorfes und seine Kirche, welche mit ihrem schlanken Turm von einem Felsenvorsprung herab ins Thal schaut. Hier wollen wir verweilen und uns Land und Leute betrachten.

Ein ernster Zug geht durch die Oetzthäler. Für Neuerungen nicht leicht zugänglich und die Scholle nicht gern verlassend, stehen sie treu zum Vaterland und der engern Heimat; ohne zu grübeln, fügen sie sich willig der Macht ihres Glaubens. Harte Arbeit um den Lebensunterhalt und Kampf mit den Naturgewalten ist das Los dieser Braven. Noch hoch oben an der Berglehne wohnen Leute auf ihren einsamen Gehöften, ihre steilen Getreide- und Maisfelder bebauend und trotz kärglicher Nahrung auf ihren Köpfen bedeutende Lasten von Bergheu in die Scheunen tragend.

Unten im Thal, welches durch den gewaltigen, breit hingelagerten Tschürgant gegen kalte Nordwinde geschützt ist, herrscht allerdings eine außerordentliche Fruchtbarkeit, die sich durch die üppigsten Mais- und Flachsfelder und saftige Wiesen bekundet, aber die Flur ist doch nur klein und zum Teil in steter Gefahr, durch die bei andauerndem Regen oder Gewittergüssen in den Bergschluchten sich ablösenden Erd-, Sand- und Steinmassen verschüttet und dadurch für unabsehbare Zeit unfruchtbar zu werden. Diese Art Lawinen, dort Muhren genannt, sind überhaupt eine uralte Klage für das ganze Oetzthal. Brach doch im August des Jahres 1850 eine solche Muhre plötzlich über das Dorf Oetz herein, Häuser zermalmend, andere bis in den ersten Stock in Sand und Stein begrabend und sieben Menschen tötend.

Wasserreich ist das Oetzer Thal; überall stürzen Gebirgswasser, die in den oberen Hängen der Berge wie Silberfäden glitzern, zu Thal und ihre treibende Kraft erleidet vielfache Benützung. Schon auf den Höhen trifft man hier und da eine Mühle einfachster Art, bestimmt, das dort oben geerntete Getreide zu mahlen.

Unter den zahlreichen Spaziergängen in die Umgebung von Oetz dürfen wir den nach der reichsprudelnden Kohlstettquelle nicht versäumen. Auf wildem Gebirgspfade, unter Lärchen und Tannen und zwischen Felstrümmern gelangen wir dahin. Den Rückweg nehmen wir über den von starren, himmelanstrebenden Felswänden eingefaßten und von Tannen umrauschten Piburger See. Während hundert Meter tiefer im Thal die Ache unheimlich braust und schäumt, empfängt uns hier ein Bild des tiefsten Friedens. Spiegelglatt liegt der grüne See da und ladet uns ein, in seine Flut zu tauchen. Von ergreifendem Zauber ist das Bild, wenn kurz vor Sonnenuntergang der See sich schon in Dämmerung zu hüllen beginnt und die letzten Strahlen der Sonne den Gipfel des Achenkogels vergolden. Dann aber ist es in Anbetracht der Unebenheiten der Waldwege auch hohe Zeit, dem Dorfe wieder zuzueilen. Dort am gedeckten Tisch überlassen wir uns der

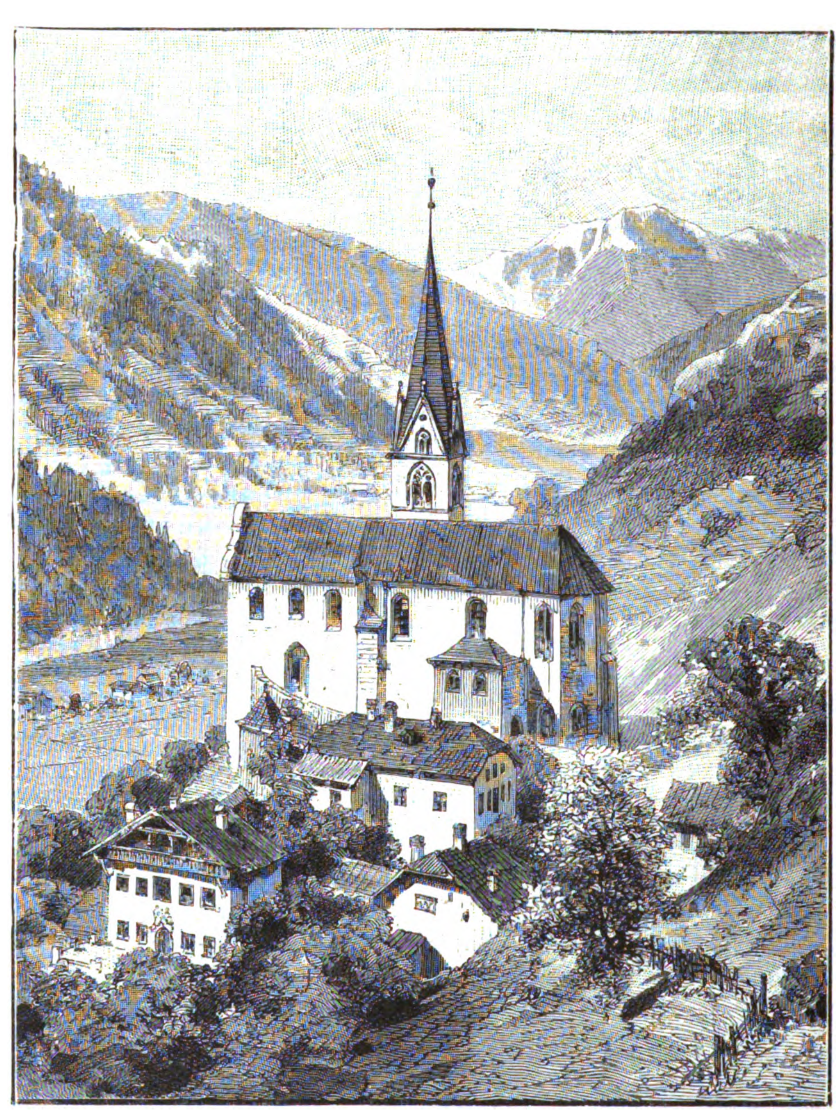
ferneren Fürsorge unseres Wirtes. Und wer von den Oetzthalreisenden kennt ihn nicht, den Gan Tobi Haid, den echten Sohn seines Landes und den besten Wirt auf dem Erdenrund.

Unsere Brennmaterialien.

Von

Hugo Marggraff.

In der Voraussetzung, gnädige Frau, daß Ihnen einige Winke zur selbsteigenen Beantwortung der Frage: „Wie sollen die Brennmaterialien beschaffen sein und verwendet werden?" nicht unerwünscht kommen dürften, erlaube ich mir, hier das Wissenswerteste aus der Brennmaterialienkunde zu erzählen, freilich ohne besondere Rücksichtnahme auf die hundertfältigen Ofenkonstruktionen; diese gehören ins Kapitel der Heiztechnik, über das wir ein andermal plaudern wollen. Es gibt natürliche und künstliche Brennmaterialien; zu jenen zählen Holz, Torf, Braunkohle, Steinkohle und Erdöl, zu diesen Holzkohle, Coaks, Briquettes oder Kohlenziegel und Leuchtgas. Alle aber sind chemisch zusammengesetzt aus 50 bis 82 Prozent Kohlenstoff, 43 bis 13 Prozent Sauerstoff, 6 bis 5 Prozent Wasserstoff und etwa 1 Prozent Stickstoff, wozu sich noch ein mehr oder minder hoher Gehalt an Wasser und mineralischen, unverbrennlichen Teilen oder Asche gesellt. Kohlenstoff und Wasserstoff sind die verbrennenden und Wärme entwickelnden Teile, ersterer verbrennt zu Kohlensäure und Kohlenoxydgas, letzterer zu Wasser. Der zur Verbrennung unbedingt nötige Sauerstoff wird von der Luft geliefert. Je mehr flüchtige, brennbare Teile ein Heizstoff enthält, desto größer ist seine „Entzündbarkeit", von welcher aber die „Brennbarkeit", sowie die „Flammbarkeit" wohl zu unterscheiden ist, je mehr entzündbar ein Körper ist, desto feuergefährlicher wird er. Die größte „Heizkraft" besitzen oder — was dasselbe heißt — mit der größten Hitze verbrennen Holzkohle, Steinkohle und Coaks, mit der geringsten Hitze das Holz; die Verbrennungstemperatur steigt, wie leicht erklärlich, je trockener und aschenärmer der Brennstoff ist und je mehr Luft dem Feuer zugeführt wird. Mit der Heizkraft darf nicht die „Brennkraft" oder der theoretische Heizeffekt verwechselt werden, das ist jene Wärmemenge beziehungsweise jene Anzahl von Wärmeeinheiten (Kalorien), welche ein Kilogramm Brennstoff überhaupt zu entwickeln vermag. „Kalorie" ist aber die zur Erhöhung der Temperatur eines Kilogramms Wasser um 1 Grad Celsius erforderliche Wärmemenge. Hiernach entwickelt zum Beispiel ein Kilogramm Steinkohle 7500, Coaks 6500, Braunkohle 4500, lufttrockener Torf 3000 und Holz 2800 Kalorien; zur Verdampfung von einem Kilo Wasser sind 640 Kalorien nötig. Worin beruht das Wesen des Verbrennungsprozesses? Jedes kleinste Partikelchen eines Heizstoffes muß sich erst unter der hohen Temperatur in Gas verwandeln, ehe es verbrennen kann, es besteht jener Prozeß mithin aus zwei getrennten Vorgängen, dem Vergasen des Brennstoffes und dem Verbrennen der Gase. Bei unseren gewöhnlichen Ofenanlagen erfolgen diese beiden Prozesse gleichzeitig neben einander, leider jedoch so, daß die Vergasung des Brennstoffs stets äußerst ungenügend ist und infolge der Mitführung von Wärme, sowie unverbrannter Teile (Rauch und Ruß) durch die im Schornstein abziehenden Feuergase niemals mehr als ein Fünftel, meist nur ein Zehntel der Brennkraft des verwendeten Heizstoffes ausgenützt werden. Der Rauch und eine rötliche, lange Flamme deuten immer auf unvollständige Verbrennung, während die Flamme bei sehr guter Verbrennung weiß, bei ganz vollständiger bläulich-grün und kurz erscheint. Bei unzulänglichem Luftzutritt verbrennt die Kohle zu Kohlenoxydgas,



Oetz. (Seite 449.)



Eiburger See. (Seite 449.)



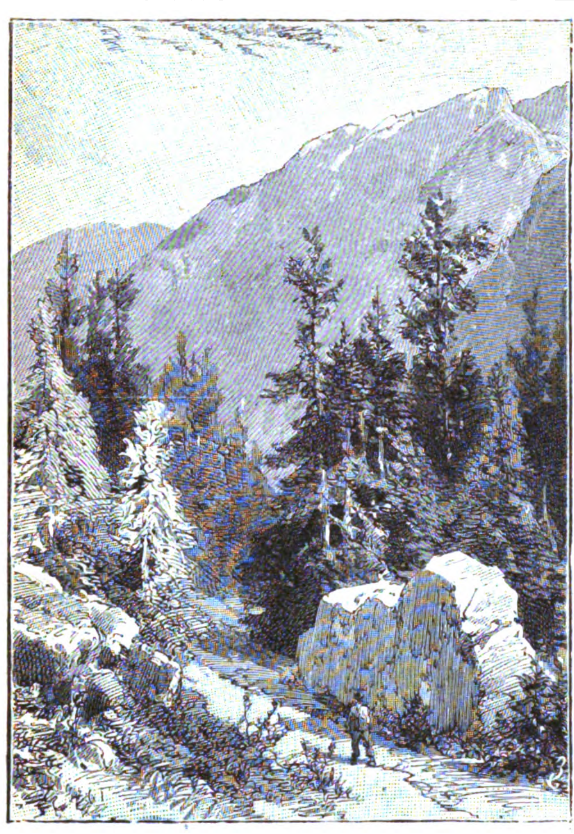
Hundeverste[...]

Originalzeichnung von



terung.

Franz Amling.


Weg nach der Kohlstettquelle. (Seite 449.)

das eingeatmet sehr giftig wirkt (Kohlendunst); nur zu häufig sind die Fälle von Betäubungen, selbst Tötungen schlafender Menschen, wenn die — gesetzlich zu verbietende — Ofenklappe unrichtig gehandhabt wurde!

Nach diesen einleitenden Worten will ich nun, geehrteste Leserin, zur Betrachtung der einzelnen Brennmaterialien, zunächst des Brennholzes, übergehen.

Das **Brennholz** kommt als Scheitholz, Prügelholz und als Reisig zur Verwendung, letzteres erzeugt fast doppelt soviel Asche und dient gleich den leicht entzündlichen und leicht brennbaren Stoffen, wie Torf, Hobelspäne, Tannenzapfen, Stroh und so weiter, hauptsächlich bloß zum Anheizen. Die Weichhölzer der Weide, Erle, Birke, Pappel, Linde, Kastanie und der Nadelbäume sind brennbarer als die Harthölzer der Esche, Ulme, Buche und Eiche. Die Holzasche besteht aus Kali, Kalk, Natron, Magnesia und anderen mineralischen Stoffen, welche dem Boden durch die Wurzeln entzogen wurden und zur Ernährung des Baumes gedient haben. Der Aschengehalt aller Holzarten beträgt durchschnittlich $1^1/_2$ Prozent, gleichwohl ist der praktische Heizwert der Hölzer ein sehr verschiedener.

Das Holz der Tanne, Fichte, Kiefer und Lärche entzündet am schnellsten und brennt seines Harzgehaltes wegen mit langer, prasselnder Flamme am leichtesten fort, brennt aber auch rasch nieder, raucht stark mit reichlichem Rußabsatz, es ist deshalb mehr zu Grundfeuer geeignet. Wenig Rauch und Funken gibt trotz lebhafter Flamme das Birken- und Buchenholz; gut ziehende Oefen verlangt das Holz der Pappel, Erle, Eiche und Ulme. Die Eiche liefert übrigens ihres Lohgehaltes halber einen schlechten Brennstoff, wobei ich einschalten möchte, daß die Asche vom Eichenholz ebensowenig als jene von Torf, Trestern, Lohkäse oder Braunkohle bei der Wäsche benützt werden darf. Das unbedingt beste und ungeachtet höheren Preises auch wohlfeilste Brennholz ist und bleibt das Buchenholz, welches äußerst lebhaft und gleichmäßig brennt und schöne Kohle gibt, ohne zu prasseln und unangenehm zu rauchen.

Beim Einkauf des Brennholzes ist darauf zu achten, daß es hinreichend abgelagert, ganz trocken und fest geschlichtet, (geklaftert) sei; bei geradem Scheitholze kann man zwei Fünftel, bei Stockholz vier Fünftel der Holzmasse als leeren Zwischenraum annehmen. Gutes, trockenes Holz muß beim Anklopfen klingen, es darf nicht dumpf tönen, auch keine Stockflecken, Schimmel, große Poren oder schwammige Stellen zeigen. Sogenanntes ersticktes Holz, das voll kleiner, schwarzer Pünktchen ist und beim Spalten in kurze Stücke abbricht, gibt gar keine Flamme und Hitze. Feuchtes und frisch gefälltes Holz gibt ungleich weniger Hitze als trockenes, insbesondere enthält das zur Saftzeit, also im Frühjahre gefällte Holz bis zur Hälfte seines Gewichtes Wasser. Nach etwa einjährigem Lagern unter Dach hat ein solches Holz nur noch ein Fünftel Wasser und heißt dann „lufttrocken“. Selbst das gesündeste Brennholz braucht in der Holzkammer Luftzug und soll in entrindetem und klein gespaltenem Zustande möglichst lang trocken, jedoch abseits von geheizten Räumen gelagert werden, was vornehmlich für das geflößte oder Triftholz gilt, das längere Zeit hindurch Wasser geschluckt und dadurch bis zu 20 Prozent seiner Heizkraft eingebüßt hat.

Hinsichtlich der Herdfeuerung empfiehlt sich für Speisen, die starkes und schnelles Feuer bedürfen, Tannen- oder Birkenholz, und für solche, die bloß ruhiges Feuer brauchen, Buchenholz, während sich für langsames Sieden auch Torf und Braunkohle eignen.

Der **Torf**, das jüngste Glied der fossilen Brennstoffe,


Aus Habichen. (Seite 449.)

wird noch in vielen Gegenden Deutschlands, am Fuß des bayrischen Gebirges wie in den nördlichen Tiefebenen, fast ausschließlich zur Ofenheizung benützt. Er ist ein in Mooren unter Luftabschluß erzeugtes, mehr oder minder dichtes Gemenge von teilweise verwesten Sumpfpflanzen, Humus und mineralischen Stoffen, wie Thon, Kalk, Eisenoxyd. Die Torflager sind oft sehr ausgedehnt und bis zu 12 Meter mächtig. Die obersten, leichtesten Torfschichten eines Moores heißen Fasertorf, die untersten, schwersten und reifsten Specktorf, welcher keine Pflanzenreste mehr erkennen läßt; dazwischen befindet sich der halbreife braune Torf. Je nach der Art der Gewinnung unterscheidet man Stechtorf, Streichtorf, Baggertorf und Preß- oder Maschinentorf.

Zwischen Torf und Torf besteht, sowohl im Aussehen als in der Güte, ein himmelweiter Unterschied! Es schwankt der Kohlenstoffgehalt von 30 bis 60 Prozent, der Wassergehalt von 20 bis 40 Prozent und der Aschengehalt gar von 2 bis 50 Prozent. Der Torf ist dadurch, daß oft die allerschlechtesten Sorten in den Handel kamen, sehr in Mißkredit gefallen. Den besten Brenntorf liefern Hochmoore ohne Wasserbedeckung oder Wasserzufluß, solcher hat am wenigsten mineralische Teile. Ein wirklich guter, lufttrockener Torf soll höchstens 7 Prozent Asche und 20 Prozent Wasser enthalten; durch längeres Lagern wird der Wassergehalt noch geringer. Ob eine Torfsorte gut ist, vermag die Hausfrau daran zu erkennen, daß die beim Verbrennen zurückbleibende Asche lichtgelb oder weiß und leicht ist, indes eine stark gelb gefärbte, schwere, erdige Asche, namentlich wenn sie die ursprüngliche Form der Torfstücke beibehält, als schlechtes Kennzeichen gilt. Beim Ankauf achte man darauf, daß der Torf mit feinen Wurzeln durchwachsen, hart und schwärzlich sei; der tiefschwarze und schwere, durch und durch gleichmäßig dichte Torf ist wegen seines Reichtums an erdigen Teilen nicht viel wert.

Torf ist ein leichtes Brennmaterial, das mit kurzer Flamme und dichtem Rauche verbrennt. Ungeachtet der geringeren Heizkraft und trotz der namhaften Asche und Feuchtigkeit, wodurch der Torf meist hinter dem Holze und den übrigen Brennstoffen zurücksteht, bietet er doch gerade für Zimmerheizung da, wo er billig zu haben ist, den Vorteil einer gleichförmigen, mäßigen und auf größeren Raum sich verbreitenden Wärme; Oefen mit lebhaftem Zuge erwärmen zudem schneller durch Torfbrand als durch Holzbrand.

Mehr Vorzüge als Hand- oder Stichtorf besitzt der durch Kneten, Mischen und Trocknen des nassen Torfes mittelst Maschinen hergestellte Maschinentorf, fälschlich „Preßtorf" genannt, obwohl der Torf keineswegs durch starken Druck verdichtet wird. Durch die maschinelle Bearbeitung des Rohtorfes hat sich in den letzten zehn Jahren eine namhafte Torfindustrie entwickelt, zum Beispiel in Feilenbach südlich von Aibling (Oberbayern). Der Maschinentorf ähnelt der Braunkohle, ist hart wie Stein, glänzt äußerlich wie polirtes Holz, ist dicht, fest und fast doppelt so schwer wie Stichtorf. Sein Wassergehalt beträgt nur noch 10 bis 20 Prozent, seine Heizkraft kommt jener eines guten Buchenholzes gleich, so daß er recht wohl mit Holz und Kohle konkurriren kann. Leider sind die Vorzüge des Maschinentorfes immer noch nicht gebührend gewürdigt.

Nun zu den **Kohlen**! Die Braun- und Steinkohlen kommen in den Handel als „Stückkohlen", von Handgröße bis zu Blöcken, als „Mittelkohlen" und als „Nußkohlen", welche aus meist nußgroßen Stückchen bestehen. Beim Ankauf ist streng zu beachten, daß die Kohlen ja nicht zu viel wertlosen, bei der Sortirung, das heißt beim Sieben, übrig gebliebenen Kohlenstaub oder Grus führen, der insbesondere in Füllöfen, die von oben nach unten brennen, nachteilig wirkt. Je größer das Korn, desto höher ist auch der Preis der Kohle; letzterer steht übrigens gewöhnlich am höchsten in den Monaten Oktober und November.

Die Braunkohle, das Mittelglied zwischen Torf und Steinkohle, ist ein durch feuchte Verwesung unter hohem Erddrucke verändertes Holz, wobei dessen Zersetzung weiter als beim Torf und weniger als bei der Steinkohle gedieh. Für Heizzwecke eignen sich folgende Sorten: der hellbraune, holzähnliche Lignit (Faserkohle), dessen Lager häufig ganze wohlerhaltene Baumstämme in Menge führen; die dunkelbraune, schieferige, gemeine Braunkohle mit muscheligem und wachsartig glänzendem Bruche, welche jedoch bei längerem Lagern an der Luft Risse bekommt und allmälich in kleinere Stücke zerfällt; die seltenere, aber auch beste, schwarze und glänzende Pechkohle mit steinartigem Bruche ohne jede Holzstruktur, der Steinkohle am ähnlichsten; endlich die erdige Braunkohle (Moorkohle), die allerdings nur zur Fabrikation von Briquettes taugt. Die Braunkohle enthält 35 bis 50 Prozent Kohlenstoff und 2 bis 10 Prozent Asche (meist Sand und Gips); gleich dem Torf eignet sie sich sehr gut zur Zimmerheizung, weil sie bei langsamer Verbrennung eine gleichmäßige, milde Wärme erzeugt. Da sie direkt aus der Grube gewöhnlich viel Feuchtigkeit besitzt, so ist es rätlich, sie vor dem Gebrauch erst einige Zeit an der Luft austrocknen zu lassen. Von der Steinkohle unterscheidet sich die Braunkohle durch die mehr braune Farbe, die selten fehlende deutliche Holzstruktur und den scharfen, torfähnlichen Geruch beim Brennen. Sie entzündet schwerer und flammt weniger als Holz; der billigere Lignit im besondern brennt zwar ziemlich lebhaft, verlangt jedoch kräftigen Luftzug. 12 Zentner beste Braunkohle heizen so viel als ein Klafter, das heißt 3 Raummeter Buchenscheitholz, und 9 Zentner so viel als 1 Klafter Fichtenholz. Böhmen, Sachsen, Bayern und Hessen bergen die Hauptlagerstätten der Braunkohle. Vorzugsweise beliebt ist die aschenarme sogenannte Durer Salonkohle des nordwestböhmischen Braunkohlenbeckens für Kachel- und Füllöfen; dieselbe brennt langsam, stetig, fast geruchlos, mit geringer Rauch- und Rußbildung und hinterläßt nur Asche, keine Schlacken. Der Preis dieser Sorte steht niedriger als jener der Steinkohlen.

Bei den Steinkohlen ist die Zersetzung des Holzes seit der Urzeit unserer Erde am weitesten vorgeschritten, namentlich hat sich der Gehalt an Sauerstoff und Wasserstoff verflüchtigt, so daß der Kohlenstoffgehalt 75 bis 95 Prozent ausmacht. Kieselerde und Thon verursachen einen Aschengehalt von 5 bis 8 Prozent; nur ganz schlechte Steinkohlen enthalten reichlicher Asche, Schlacken und Feuchtigkeit. Man teilt die Steinkohlen nach ihrer chemischen Natur ein in die wasserstoffarmen mageren, in die wasserstoffreichen fetten (bituminösen) und in die sauerstoffreichen trockenen; nach ihrem Verhalten im Feuer hingegen in die Sandkohlen, welche rissig werden oder zu sandartigem Rückstande zerfallen, in die Backkohlen (Schmiedekohlen), welche sich aufblähen und zu metallglänzender poröser Schlacke zusammenschmelzen, und in die Sinterkohlen, welche erweichen und zusammensintern, ohne daß die Schlacke schmilzt.

Zur Bereitung von Leuchtgas und Coaks eignet sich besonders die fette Backkohle, für Hausbrand dagegen die trockene Sandkohle mit langer, rauchender Flamme, die magere, allerdings schwer entzündliche anthracitische Kohle mit kurzer, blauer, kaum rauchender Flamme, sowie die Sinterkohle mit stark rauchender Flamme. Der Anthracit, die älteste und kohlenstoffreichste Steinkohle, brennt sehr langsam, wenngleich mit enormer Hitzentwicklung, taugt aber nicht für gewöhnliche Zimmeröfen, weil er zu kräftigen Luftzug erfordert.

Die Güte der Steinkohle ist schwer beim Einkauf, hingegen am besten im eigenen Ofen zu erproben. Im allgemeinen sollen gute Sorten tiefschwarz glänzend, nicht schmierig sein und beim Brennen möglichst wenig Schlacke oder Asche hinterlassen; ein Gehalt von goldglänzendem Schwefelkiese ist für Ofenfeuerung von geringem Belang,



Sylvester in München: Zur Mette in der Theatinerkirche.
Originalzeichnung von P. Bauer.

auch ist es nur Vorurteil, wenn die Hausfrau glaubt, durch Anfeuchten oder Bespritzen der Kohlen mit Wasser deren Heizkraft steigern zu können, da ja gegenteils durch die Verdampfung des Wassers unfehlbar Wärme verloren geht. Einen hohen Heizeffekt besitzt die leicht entzündliche, mit heller Flamme ohne viel Rauch brennende Ruhrkohle (sogenannte Eßkohle), welcher freilich eine namhafte Menge Grus eigentümlich ist, der die Lebhaftigkeit der Verbrennung herabdrückt und für Füllöfen, welche von oben nach unten brennen, nicht taugt. Für die niedlichen eisernen Ritschen Patentfüllöfen eignet sich vorzüglich die billige oberbayrische „Würfelkohle“, für die eleganten und gut ziehenden amerikanischen und für die Löhnholdtschen Regulirfüllöfen, sowie für die Zentralheizungen namentlich die rheinische Anthracitnußkohle (zum Beispiel jene von Oberhausen), welche zwar teurer ist als die übrigen Handelskohlen, aber bei nur kleiner Flamme eine intensive Hitze gibt. Beim etwaigen Ankaufe kleiner Kohlenpartien nach Raummaß möge der Käufer berücksichtigen, daß „aufgestürzte“ Steinkohle ungefähr zwei Fünftel leere Zwischenräume enthält.

Um nunmehr auf die künstlichen Brennmaterialien überzugehen, will ich im Anschluß an die Steinkohle zuvörderst von den leichten, porösen und sehr kohlenstoffreichen Coaks sprechen. Der Coak ist eine durch künstliche Zersetzung verkohlte, bitumenfrei und dadurch porös gemachte Steinkohle und wird bei der Fabrikation des Leuchtgases aus fetten Backkohlen als Nebenprodukt (Gascoak) gewonnen, auch in eigenen Coaksöfen gewerbsmäßig bereitet. Die naturgemäß in den Coaks zurückbleibenden unverbrennlichen Stoffe werden manchmal durch Sortiren und Waschen teilweis entfernt.

Da bei der Vercoakung die Kohle Wasser, Teer und Gase verliert, so läßt sich mit demselben Gewichtsteil eine intensive Hitze in verhältnismäßig kleinem Raum erzielen; außerdem brennt der Coak, dank seiner Befreiung von allen unangenehm riechenden Stoffen, ebenso ohne Geruch, als ohne Flamme und Rauch. Coak ist ziemlich schwer entzündbar und benötigt zum Fortbrennen starken Luftzug. In der Neuzeit werden jedoch prächtig „ziehende“ Kachelöfen, eiserne und thönerne Füllöfen gebaut, welche, sobald deren Feuerraum eine feuerfeste Chamottefütterung erhält, sich vortrefflich zu Coakheizung, namentlich für Gascoak, eignen; ein Verschlacken des Rostes tritt hier niemals ein. Coakheizung ist die ausgiebigste Heizung, die man hat, weniger ratsam freilich für kleine Zimmer, weil sie eine zu kräftige, und wegen der unbedingt nötigen starken Luftzufuhr schwer regulirbare Hitze erzeugt.

Man kann annehmen, daß 8 bis 9 Gewichtsteile Coaks so viel leisten als 9 bis 10 Teile Steinkohle, und daß die Hausfrau, insoferne der Preis zum Beispiel eines Zentners Steinkohle und Coak annähernd gleich ist, mit dem Coak billiger fährt, wobei zu erwähnen bleibt, daß Coak zweieinhalbmal leichter wiegt als die gleiche Raummenge Steinkohle und daher beim Heizen ein entsprechend größeres Quantum Coak verschürt werden muß.

Guter Coak darf nicht leicht zerkrümeln, er muß fest sein, beim Anschlagen klingen, ein silbergraues, metallglänzendes, aber ja nicht in Regenbogenfarben schillerndes Aussehen haben; er darf keinen Schmutz, keine Steine und keine großen Blasenräume enthalten und beim Brennen nur Asche, keine Schlacke hinterlassen. Schwarze Flecke deuten auf einen Gehalt von Schwefeleisen. Im Durchschnitt wiegt ein Hektoliter Coaks 35 Kilo. Ihrer Porosität wegen saugen Coaks bis zu 20 Prozent ihres Gewichtes an Wasser auf, weshalb sie vor Nässe und feuchter Lagerung zu schützen sind. Selbstverständlich wird man diesen Brennstoff stets am billigsten aus einer benachbarten Gasfabrik beziehen.

Nur zu ganz besonderen Zwecken, wie zu Löt-, Schmiede- und Bügelfeuer, zum Heizen von Kohlenbügeleisen, dient heutzutage die Holzkohle, welche im Altertum, namentlich bei den Römern, als die Feuerung mit fossilen Kohlen noch unbekannt war, eine große Rolle bei der Heizung von Wohn- und Baderäumen spielte. Der Vollständigkeit halber möchte ich dieses zwar kostspielige, jedoch große Hitze ohne Flamme und Rauch, gebende Brennmaterial nicht übergehen. Man gewinnt dasselbe in den Kohlenmeilern durch Erhitzen von Holz unter Luftabschluß, wobei nach zwei bis fünf Wochen das schädliche Wasser sowie der Sauerstoff aus dem Holze entfernt wird und nur der eigentliche Brennstoff zurückbleibt, so daß auch das Gewicht der Holzkohle kaum den vierten Teil des ursprünglichen Holzes beträgt. Der Bezug größerer Mengen Holzkohle erheischt insoferne Vorsicht, als dieselbe ungemein viel Wasser, ohne äußerlich feucht zu erscheinen, aufzunehmen vermag und dann minderwertiger wird. Die Holzkohle ist, weil sie — einmal in Glut versetzt — ruhig und ohne Aufsicht zu bedürfen, fortbrennt, das ausersehene Heizmaterial für die Füllöfen in den Eisenbahnwagen und bildet den Hauptbestandteil der ebenfalls zur Coupéheizung dienenden sogenannten Preßkohlen, welche durch Vermischen feingemahlener Holzkohle mit Stärkekleister, Dextrin, Mehl oder anderen Bindemitteln unter Zusatz von etwas Kalisalpeter und Pressen der Masse zu Ziegelform hergestellt werden; jeder Kohlenziegel wird zum Schutze gegen Feuchtigkeit in Papier verpackt. Solche Preßkohlen sind leicht entzündbar, brennen gleichmäßig, ohne Funkensprühen und Qualm, fort, verlangen aber absolut trockene Aufbewahrung.

Ein im Verhältnis zu seinem mäßigen Handelspreis sehr guter und auch häufig für Ofenheizung angewandter Heizstoff ist die nach Art der Holzkohle durch starkes Erhitzen des Torfes (am besten des Preßtorfes) unter Luftabschluß in Meilern oder besonderen Oefen gewonnene Torfkohle, welche langsam brennt, das Feuer gut unterhält und ausgiebige Hitze erzeugt, ohne dabei den üblen Geruch des Torfbrandes zu entwickeln.

Verschiedener Vorzüge halber erfreuen sich seit einigen Jahren die sogenannten Briquettes der Gunst der Hausfrauen und Dienstboten. Dieses, zum Beispiel in Berlin, vorherrschend für Haushaltungen benützte Brennmaterial wird auf sehr verschiedene Weise mittelst Zerkleinern, Anfeuchten, starkem Pressen, Formen und Trocknen von Kohlenklein, allerlei Abfällen von Steinkohle, Braunkohle, Coaks, Torf, gebrauchter Lohe u. s. w. in kaltem Zustande, mit oder ohne Bindemittel, hergestellt — eine lukrative industrielle Verwertung von Abfallstoffen, die ehedem mißachtet verloren gingen! Als Bindemittel wählt man fetten Lehm, noch besser organische, also mitverbrennende Substanzen, wie Gasteer, Pech, Kartoffelmehl, Seetang, Asphalt. Die aus erdiger Braunkohle gepreßten Briquettes enthalten kein Bindemittel, das Kohlenpulver wird einfach angefeuchtet und in Formen gestrichen, ebenso bedarf das Pulver der Backkohle keines Zusatzes, es wird nach Bessemers Verfahren lediglich erhitzt und komprimirt (sogenannte Brennsteine). Mitunter wird die in kaltem Zustande mit Teer oder Pech vermengte Abfallmasse nach dem Pressen in Muffelöfen verkohlt, auch die sogenannte Pariser Kohle ist ein Gemisch aller möglichen verbrennbaren Stoffe, welches mit Teer verrührt, geformt und in verschlossenen Gefäßen geglüht, mithin vercoakt wurde. Die künstlichen Stückkohlen oder Peras gewinnt man durch Schmelzen von „klarer“ (das heißt brockenförmiger) Stein- oder Braunkohle mit heißem Teer und Pressen dieser breiigen Masse; bei dazu kommender Vercoakung solcher Kohlenziegel entsteht die sogenannte Patentkohle. Die mit lehmigem Bindemittel bereiteten Briquettes sind zum Heizen nicht besonders vorteilhaft; vortreffliche Briquettes hingegen geben die Abfälle der Ruhrkohle, und es beläuft sich deren Fabrikation zur Lokomotivfeuerung allein in Deutschland auf jährlich etwa zwei Millionen Zentner.

Zur Beurteilung der Güte und zur Behandlung der Briquettes im allgemeinen sei noch gesagt, daß brauchbare Sorten weder beim Versand noch im Feuer zerfallen dürfen, auch verlangen sie enge Roste, trockene Aufbewahrung, Verwendung in ganzen Stücken und ja keine Störung der glühenden Stücke im Ofen durch den Schürhaken, weil sonst dieselben halbverbrannt in den Aschenkasten fallen würden. Für Küchenherde gewähren Briquettes, gerade so wie Steinkohlen und Coaks, eine weit billigere Feuerung als Holz, vorausgesetzt, daß der Herd überhaupt für die eben genannten Brennmaterialien eingerichtet ist.

Verehrte Hausfrau! Die Reihe der zu unmittelbarer Heizung tauglichen Brennmaterialien ist mit den bisher betrachteten festen eigentlich noch nicht erschöpft, denn es gibt auch flüssige und gasförmige Heizstoffe; zu jenen zählen die schwereren, zäheren Mineralöle, insbesondere das Petroleum, welches jedoch für Zimmerfeuerung ebensowenig taugt als das nach dem patentirten Verfahren eines russischen Chemikers in feste Form gebrachte ungereinigte Erdöl. Wohl aber stehen die regulirbaren, leicht zu transportirenden und weder durch Geruch noch durch Rußbildung belästigenden Petroleumkochherde in großer Beliebtheit, da sie heute in allen Größen, bis zu 16 Petroleumflammen, angefertigt werden und thatsächlich allen Ansprüchen genügen.

Von den gasförmigen Heizstoffen gelangt das Leuchtgas, allerdings nur in Wohnungen der bemittelten Klassen, wo Gasleitungen bestehen, mehr und mehr in Aufnahme. Wasserdampf und Heißluft können hier keine Berücksichtigung finden, ebenso nicht das sogenannte Wassergas (bezüglich Heizung vielleicht ein Zukunftskonkurrent des Leuchtgases), welches durch Zersetzung von Wasserdampf mittelst glühender Kohlen entsteht, fast geruchlos und mit schwacher Flamme verbrennt, halb so billig zu gewinnen ist, aber kein so weitverzweigtes Röhrensystem erlaubt als das Leuchtgas. Dieses hauptsächlich aus Kohlenwasserstoff bestehende Gas gewährt eine in hohem Grade saubere, leicht regulirbare, bequeme und gänzlich gefahrlose Feuerung. Je nach der Konstruktion des Brenners verbrennt das Leuchtgas entweder unter Vermischung mit etwa dem gleichen Raumteil Luft mit blaugrüner, nicht leuchtender, oder mit kleiner, leuchtender Flamme, ohne jegliche Rußbildung; die rauchlosen, unsichtbaren Verbrennungsprodukte können unbedenklich direkt in den Wohn- oder Küchenraum entweichen.

Ein weiterer Vorzug der Gasfeuerung besteht in ihrer jederzeitigen Gebrauchsfähigkeit, denn man braucht ja nur den Gashahnen zu öffnen und das Gas anzuzünden. Es ist dies insbesondere in allen den Fällen von Wert, wo es sich um vorübergehende Benützung des Gasfeuers für kleinere Badeöfen, Koch- und Bügelapparate, Rechauds und dergleichen oder zur Heizung mäßig großer Zimmer handelt.

Bei Gasfeuerung ist die Köchin oder der Dienstbote der lästigen Arbeit des Reinigens der Herde und Oefen von Asche und Schlacke, des Herbeiholens und Nachschürens des Brennmaterials enthoben. Transportable Gasapparate können meist durch Gummischläuche mit der Gasleitung verbunden werden. Das Kochen auf Gasherden kommt nicht teurer zu stehen als die gewöhnliche Herdfeuerung, am billigsten stellt sich die Gasheizung für kleinere Koch-, Brat- und Bügelapparate, und für 15 Pfennig läßt sich mittelst der sogenannten Wasserstrombadeöfen in Zeit einer Viertelstunde ein warmes Bad mit temperirter Douche bereiten.

Ich schließe hiemit meine Ausführungen mit dem Wunsche, daß dieser oder jener Wink Ihnen, meine Gnädige, bei Ihrer Thätigkeit am häuslichen Herd und Ofen von Nutzen sein möge.

Sylvesterabend in München.

(Hiezu das Bild Seite 224.)

Die breite Ludwigsstraße hinunter fegt der scharfe Wind und treibt den Schnee nach dem Odeonsplatze und der Feldherrnhalle zu. Es ist noch zu früh am Abende, um zu den Bällen, fröhlichen Vereinigungen, gemütlichen Gesellschaften und dergleichen mehr sich zu begeben, an denen es in dem lebenslustigen München am Sylvesterabende nicht fehlt. Doch nicht allein auf Vergnügen und Belustigung ist der Sinn der Münchener gerichtet, für die Mehrzahl derselben gilt es als heilige Pflicht, am letzten Tage des Jahres noch einmal die Kirchen zu besuchen und der Sylvestermette beizuwohnen. Geht ihnen doch der Hof darin mit dem besten Beispiele voran und erscheint vollzählig an jenem Abende zu der Mette in der Michaeliskirche und in der Theatinerkirche, den beiden schönen Hofkirchen der Residenz an der Isar.

Am erhabensten ist diese Mette am Sylvesterabend in dem herrlichen Dome der Frauenkirche, wo der Erzbischof die ganze Geistlichkeit um sich versammelt hat und der Singchor die heilige Handlung mit seinem meisterhaften Gesange begleitet.

Unsere Illustration stellt einen Teil des weiten Odeonsplatzes, das Eckhaus der Briennerstraße und die kuppelgeschmückte Theatinerkirche dar. v. B.

Alte Geschichten.

Von
Hermine Dimer, geb. Hillern.

Die Glockenklänge dringen
Hell durch die Neujahrsnacht,
Bei ihren ernsten Tönen
Vergess'nes Leid erwacht.

Wir saßen einst im Kreise
In fröhlicher Tafelrund,
Das neue Jahr zu grüßen,
Erwartend die zwölfte Stund'!

Wir beide nebeneinander,
Wir saßen wie im Traum,
Wir trugen im Herzen die Liebe
Und wußten es selber kaum.

Wir sahen uns in die Augen,
Wir waren so still beglückt,
Wir fühlten ahnend den Zauber
Der uns das Herz berückt.

Die Gläser klangen zusammen,
Man jubelte, lachte, sang.
Dein Glas vor allen andern
Zuerst an meines klang.

Die Gläser klangen zusammen,
Das tönte so hell und klar —
Wir nahmen die alte Liebe
Hinüber ins neue Jahr.

Du aber zogst in die Ferne,
Ich blieb allein zurück,
Dir blühte im fremden Lande
Ein neues Liebesglück.

Die Glockentöne klingen,
Ich weine bitterlich —
Es mischt' in ihr Geläute
Ein Ton der Liebe sich.



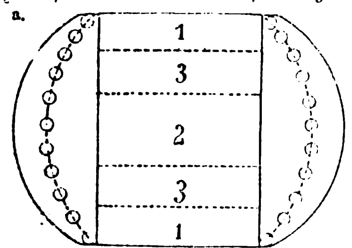
Dieser Abschnitt, den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet, will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen. Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, geeignete Mitteilungen mit Dank verwendet.

Unter uns.

Seidenes Bonbonkästchen.

Auf ein Stück Seidenzeug in der Form von Figur a zugeschnitten, wird ein viereckiges Stück Pappendeckel (Pappe) gelegt, der so, wie es in der Zeichnung ersichtlich ist, gefaltet sein muß, damit er ein Kästchen bildet. Dann wird er mit der Seide durch Stifte so verbunden, daß er unverrückt daran bleibt. Hierauf wird darüber als Ausfütterung ein

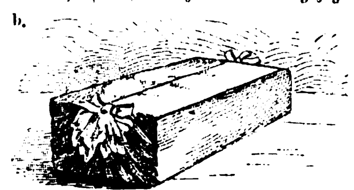
a.



1 = Halber Deckel; 2 = Boden; 3 = Seite.

Stoff von derselben Form und Größe, wie der Seidenüberzug gelegt, der eine zu dem Seidenüberzug angenehm kontrastirende Farbe haben soll. Die kleinen Ringe oder Seidenschleifen können in der angedeuteten Weise entweder zwischen dem Seidenüberzuge und der Ausfütterung, oder auf letztere angebracht werden, nachdem sie an ihre Stelle befestigt ist. Hierbei muß darauf geachtet werden, daß der Mittelring in der Rundung gerade so weit von dem Rande des Pappendeckels entfernt ist, als die Breite des Seitenstückes beträgt. Durch jede Reihe von Ringen oder Schleifen sollen zwei Bänder gezogen

b.



werden; wobei das Ende des einen Bandes an einer Seite und das Ende des andern an der andern Seite befestigt werden müssen. Wenn dann diese Bänder nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gezogen werden, wird sich ein Kästchen bilden, wie es in Figur b dargestellt ist, wobei die kontrastirende Farbe der Ausführung sich in den zusammengezogenen Falten zeigt. Ein solches Kästchen kann selbstverständlich auch zu anderen Zwecken als zu einem Behälter für Bonbons benützt werden. **A. D.**

Wachsauflagen.

Das angenehmste und sauberste Modellirmaterial für Damenhände ist unstreitig das Wachs, denn es ist weich und gehorsam und stets arbeitsfertig. Wohl eignet es sich nicht wie Thon zu ganzen Gefäßen, doch ist es sehr hübsch, 1) zu Auflageblumen, 2) zur Herstellung kleiner Reliefs auf Porzellan, Thon, Glas, Holz und Steingut. Bei den ersteren hat man, gänzlich der Natur folgend, die Blume mit den Fingern Teil für Teil oder im ganzen nicht zu dünn geformt, mit dem Modellirholz hier und da ein wenig nachgeholfen, wo ein feinerer Knick, eine feinere Biegung vorhanden war und hierauf auf dem bereits mit Malerei dekorirten Gegenstande festgedrückt. Die hier zur Anschauung beigegebenen Stiefmütterchen erhielten außerdem zur Stütze und Erhöhung noch Wachskügelchen, die natürlich gänzlich unsichtbar sind. Das Andrücken der Blumen muß sehr gut und vorsichtig gemacht werden, weil die abgefallenen Teile — sind sie erst einmal bemalt — eine solche Manipulation später nicht mehr aushalten würden. Sie werden — und dies härtet das weiche Material beträchtlich! — mit Emaillefarbe überzogen, nach dem Trocknen mit Oelfarben



retouchirt, abermals getrocknet und lackirt. Wenngleich sich nicht leugnen läßt, daß derartige Pflanzen, wenn gut ausgeführt, auf à la greque bemalten Vasen und Dosen ungemein anmutig wirken können, auch sinnig in Zusammenstellung mit passenden Landschaftsbildern, mit Figuren oder Porträts, die in irgend einer erinnerungsreichen Beziehung zu den betreffenden Blüten stehen, so läßt doch die reliefartige Ausführung eine regelmäßigere und stilvollere Anordnung zu und liegt außerdem dem Gefäß noch fester und dauerhafter an. Nur die dem Auge zunächst liegenden Blatt- und Blütenteile erscheinen gewölbt, der Natur ähnlich, jedoch ohne sehr merkliche Ablösung von dem Gefäße, die zurückgehenden Teile liegen flach auf und verkürzen sich nach den Gesetzen der Perspektive, um sich allmälich mit der Oberfläche des Geschirres zu nivelliren. Sie werden in ihrem Zurücktreten ebenso durch die gebrochene Farbe unterstützt, wie die vorderen Teile durch eine frische und reine Farbe im Hervortreten. Rokokoornamente, Akanthusblätter &c. &c. macht man möglichst massiv oder mit Wachsunterlagen und arbeitet sie — bereits dem Gefäße angedrückt — mit dem Modellirholz feiner aus. Vorteilhaft für diese Art Arbeiten ist es, den Geschirren einen Grund von Emaillefarbe zu geben und die Farbe gegen die Reliefs hin reichlich verlaufen zu lassen, da die Arbeit dann so recht wie aus einem Gusse erscheint. Nicht nur naturalistische Farben, sondern auch mattes und glänzendes Gold auf hellem Blau, Rosa und Crême sind zu empfehlen. Wenn die Wachsblumen auch keinen starken Druck und die unmittelbare Nähe lodernden Kaminfeuers aushalten, so sind sie doch auch wieder nicht so leicht zerbrechlich, wie die Porzellanblumen, welche sie nachahmen, und mühelos mit einem weichen Pinsel oder Bürstchen zu reinigen. **P. D.**

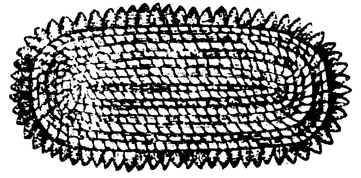
Die Patent-Gummifüße.

Die Patent-Gummifüße für Stühle, Tische und dergleichen, von Karl Weil, Eisenach in Thüringen, bestehen aus einem konischen Stück Gummi, dessen Elastizität dem Drucke angepaßt ist, den es auszuhalten hat. Dasselbe ist in einen aus Metall massiv gegossenen Ring gefaßt, in welchem sich drei Oeffnungen befinden, die zum Einschlagen von Stiften dienen. Die Befestigung der Gummiplatten erfolgt also in sehr einfacher und dauerhafter Weise an den Füßen von Stühlen, Tischen und dergleichen. Die damit ausgerüsteten Gegenstände, besonders Stühle, stehen auch auf unebenem Boden, sobald sie belastet sind, fest, und das Nachgeben des Stuhles erweckt beim Niedersetzen das Gefühl, als sei er gepolstert. Stühle werden durch die Patent-Gummifüße in ihren Zapfen geschont, halten daher entsprechend länger, und sind beim raschen Niedersetzen gegen das Zerreißen der Rohrsitze geschützt. Gewichste oder mit Oelfarbe gestrichene Fußböden, auch Teppiche oder sonstige Fußbodenbelage erleiden durch die Gummifüße keine Beschädigung. Als Hauptvorzug darf jedoch betrachtet werden, daß die Patent-Gummifüße das lästige Geräusch, welches beim Fortrücken von Stühlen und Tischen entsteht, vollkommen beseitigen. Gegenüber diesen Vorteilen und der äußerst soliden und gediegenen Ausführung ist der Preis von 85 Pfennig pro Satz (4 Stück, zum Anschlagen fertig) ein sehr niederer zu nennen.

Geflochtene Teppiche.

Seiner Billigkeit und Haltbarkeit wegen ist ein kleiner Teppich zu empfehlen, der aus Tuchkanten geflochten wird. Dieselben sind bei jedem Schneider und Herrenkleidergeschäft (das Pfund zu 30 Pfennig) erhältlich. Das Geflecht ist sehr einfach und durch nachstehende Abbildung leicht verständlich. Mit zwei Streifen, etwa in schwarz und grau, beginnen wir, immer die rechte Schlinge durch die linke und die linke durch die rechte schiebend und dann gleichmäßig anziehend. 11 Meter Geflecht geben einen etwa 88 Centimeter langen und 58 Centimeter breiten Teppich, der durch die ringsherum gesetzten, zugespitzt geschnittenen Tuchproben (ebenfalls in Schneidergeschäften zu haben), noch bedeutend größer erscheint. In welcher Weise das Geflecht auf ein Stück starker Sackleinwand von





innen heraus aufgenäht und die Zacken mit bunter Wolle umstochen sind, ist ersichtlich. Zwei Pfund Tuchkanten genügen vollkommen zu einem Teppich in angegebener Größe. Zwei kleinere lassen sich mit drei Pfund herstellen. **B. L.**

Das patentirte Triumphkostüm.

Wir leben in der Zeit auf dem Gebiet der Reformkostüme. Die neueste Erfindung ist ein modernes Damenkostüm, dessen Schnitt ohne jede Nadelarbeit, nur durch einfache Handgriffe beim Anziehen, fünf verschiedene Toiletten ergibt. Als der geschätzte Besitz der


Conrad Kiesel pxt.



Photographie von Franz Hanfstängl Kunstverlag in München.

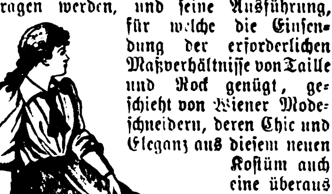
Felicita.

Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel.

Hessischen Zentral-Loden-Manufaktur in München sind die Modelle zu dieser Reformtoilette in England und Nord-Amerika unter dem Namen Münchener Triumph-Loden-Kostüm schnell zu großem Erfolge gekommen. Der Erfinder hat sich die Aufgabe gestellt, der eleganten und dabei praktischen Frau ein modernes Kostüm zu geben, das ihr, je nach dem Schnitt und der Zusammensetzung seiner einzelnen Teile, ermöglicht, in fünf verschiedenen Anzügen zu erscheinen, und den Witterungsbewegungen aller Jahreszeiten zu entsprechen. Darnach wäre das Triumphkostüm das Idealkostüm für die auf Reisen befindliche Dame für den vielbemängelten Handkoffer der Rundreisebillets, eine Genugthuung für den traditionellen Ehemannsseufzer über den unvermeidlichen Train und die Schneiderrechnungen der Damen, bevor sie auf Reisen gehen. Es ergibt sich ein Hauskleid — zu leichter Bluse getragen den luftigsten Sommeranzug — zwei Promenaden-Anzüge fürs Frühjahr in verschiedenen Schnittformen, einen warmen, geschlossenen Straßen-Anzug für den Winter, der Plaid und Mantel überflüssig macht, und ein praktisches Touristenkostüm für Fußwanderungen, Bergpartien und sommerliche Ausflüge. Es kann mit oder ohne Korsett getragen werden, und seine Ausführung, für welche die Einsendung der erforderlichen Maßverhältnisse von Taille und Rock genügt, geschieht von Wiener Modeschneidern, deren Chic und Eleganz aus diesem neuen Kostüm auch eine überaus elegante Erscheinung gemacht haben. Mit mehr oder weniger schwerem Seidenfutter erhält seine sonstige, auf jeden Besatz verzichtende, Einfachheit einen sehr vornehmen Anstrich. Also, das neueste Reformkleid ist eins für alle Jahreszeiten, ein Haus-, ein Promenaden-, ein Reisekleid, ein Kleid, dessen moderne Umänderung in einen veränderten Schnitt, ohne Mithilfe eines Nähstiches, in wenigen Sekunden durch einfache Handgriffe der Damen bewirkt werden kann, ein Kleid, das von massiver, amerikanischer Propaganda: „Weg mit eurem Schneider" genannt werden könnte — das Idealkleid für große Reisen und kleine Koffer, für Neigung zu mäßigem Wechsel in der Toilette und praktischer Einschränkung ihrer Kosten. J. v. S.


Promenaden-Anzug.


Reise-Anzug. Straßen-Anzug.


Kostümrock mit Bluse.


Kostüm für Herbst und Winter.

Zur Wildbretzeit.

Bei Wildbret denkt man an einen untadelhaften, herrlichen Braten, aber oft muß man sich überzeugen, daß es auch Stücke gibt, die unserem Gaumen nicht behagen. Zum Beispiel ein altes Rebhuhn, nicht richtig zubereitet, schmeckt gewiß nicht gut. In erster Linie soll man gar kein altes Huhn kaufen, man kennt es ja leicht an den dunklen Füßen und dem schwarzen Schnabel. Hat man aber doch solch ein Altertum zuzubereiten, so ist es sehr gut und macht das Huhn wirklich mürbe und zart, wenn man es zwei Tage vor dem Gebrauche mit siedendem Essig übergießt und es in demselben liegen läßt bis zur Verwendung. So ist es mit Wildenten, die ihre Lebenszeit sehr oft in Moorgegenden zubringen und dann einen thranigen, fettlichen Geschmack haben. Um das zu verhüten, steckt man in die Ente, wenn sie gerupft und ausgenommen ist, einige Stückchen glühende Holzkohlen und nimmt dieselben erst heraus, ehe man die Ente bratet. Und nun noch einen Vorteil, um bei einem Hasen den häiernden Beigeschmack zu vertreiben. Dieser stellt sich gewöhnlich um Weihnachten, wenn es nicht recht kalt ist, bei älteren Hasen ein. Das verhütet man nun, wenn man den abgezogenen Hasen mit kochendem Wasser übergießt, ihn fünf Minuten darin liegen läßt und dann denselben, wie gewöhnlich, in Essig richtet. A. S.

Ueber die Aufstellung der Gewächse in den Wohnräumen.

Zur effektvollen Aufstellung von Pflanzen in Wohnräumen gehört ebensoviel Geschmack wie zum Binden eines schönen Bouquets oder Kranzes. Wenn die Pflanzen die richtige Stellung im Zimmer haben, so gedeihen sie und sehen besser aus, als wenn das Gegenteil der Fall ist. Im Gewächshause erhalten die Pflanzen meist von allen Seiten Licht, nicht aber im Zimmer, wo es stets einseitig eindringt. Licht ist indes das erste Erfordernis für die Pflanzen, ohne dieses kein Gedeihen derselben. Es müssen daher die weichholzigen Gewächse so nahe wie möglich ans Fenster gestellt werden. Kehrt man allwöchentlich wenigstens einmal eine andere Seite der Pflanzen dem Lichte zu, so werden sie nicht einseitig. Hartblätterige Gewächse, wie beispielsweise Palmen, Epheu, Ficus, können übrigens auf jedem hellen Platz des Zimmers aufgestellt werden; natürlich muß man sie mit Untersetzern (Untertassen) versehen, damit das ablaufende Wasser den Boden, beziehungsweise Teppich nicht verdirbt. Zur Aufnahme von kleinen Pflanzen, welche nahe am Licht stehen müssen, eignen sich Jardinièren von Naturholz oder von Metall ganz vorzüglich. Man stellt eine größere Pflanze in die Mitte derselben und reiht die kleinen Gewächse ringsum geschmackvoll an. Die Schlinggewächse soll man nicht an häßliches Gitterwerk oder über kugelförmige Geflechte ziehen, sondern sie aus den Hängekörben oder Ampeln auf natürliche Weise ranken lassen. Figur 1 zeigt einen sehr hübschen „Pflanzenträger" für die Mauer, auf welcher man eine passende Blattpflanze, wie Begonia, Ficus, Dracaena, Isolepis, stellen kann. Als Zentrumspflanze fürs Fenster oder für den Blumentisch ist Dracaena, Ficus, Yucca ꝛc. geeignet. Zur Einfassung der Fensterpflanzen eignet sich nichts besser als kleine „Saftpflanzen" (Fettpflanzen) in Töpfen, wie Echeveria globosa — secunda — Californica, Sempervivum oder Echinocactus Eyriesi. Zu gleichem Zweck geeignet ist auch Isolepis gracilis mit Festuca glauca abwechselnd gestellt. Wenn Ständer von Draht oder Weidengeflecht zur Aufnahme von Pflanzen verwendet werden, so müssen diese mit Zinkeinsätzen versehen werden, damit das abfließende Wasser den Fußboden nicht benäßt. Braun gefirnißte Weidenkörbe


Fig. 1.

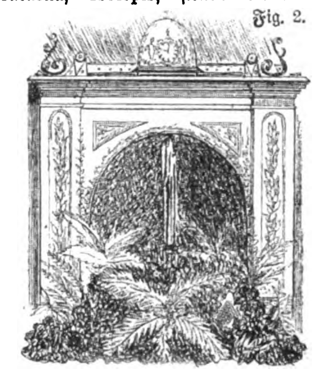
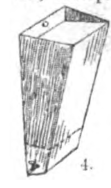

Fig. 2.


Fig. 3.


4.

sind geeignete Behälter für Topfpflanzen, nur müssen sie so hoch sein, daß man die Töpfe darin nicht sieht. Die Oberfläche der letzteren bedeckt man mit Moos. Die Form der Körbe sowie der Blumentische ist

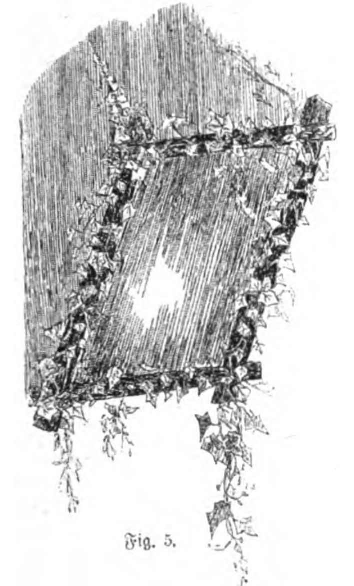


Fig. 5.

gleichgiltig, nur soll die Farbe derselben weich und neutral sein; sie soll sich womöglich der Färbung anderer Zimmergerätschaften anschließen. Kamine können während des Sommers mit Farnkräutern und Schlingpflanzen sowie mit Springbrunnen versehen werden. Figur 2. Da der Epheu auch im Schatten wächst, so kann er als Schlingpflanze rund um ein Sofa oder Ruhebett in Verbindung mit anderen Pflanzen verwendet werden. Figur 3. Soll der Epheu zur Bekleidung von Spiegel- oder Bilderrahmen dienen, so pflanze man ihn in einen keilförmigen Behälter von Zink, Figur 4, und hänge diesen auf einen Nagel an die

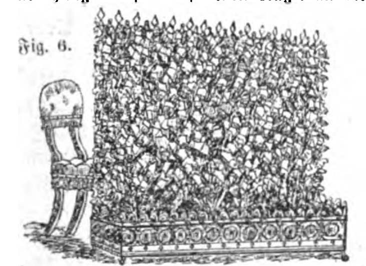


Fig. 6.

Mauer unter den Rahmen. Figur 5 zeigt einen mit Epheu berankten Spiegel. Befindet sich an der Außenmauer der Wohnung zufällig Epheu, so wird es nicht schwer sein, einige Ranken davon im Bogen ins Zimmer zu ziehen und zu benützen.

Ueberwinterung der Laubfrösche u. a. Kriechtiere in der Häuslichkeit.

Bis vor kurzem konnte man wohl selbst in gebildeten Familien, zumal bei den weiblichen Angehörigen und den Kindern, fast allenthalben unüberwindliche Abscheu und geradezu Furcht vor allen Kriechtieren finden. Sogar mehr oder minder abergläubische oder doch irrige Vorstellungen knüpften sich nicht allein an die „giftigen" Kröten, an die „stechenden" Schlangen, an die „anblasende" Natter und andere mehr, sondern selbst in den Naturgeschichten fand man die ernste Warnung vor allem, was da kreucht auf Erden. Lange Jahre hindurch hat ein rastloses Bildungs- und Aufklärungsstreben gegen solchen Unsinn angekämpft, aber nur sehr langsam haben klarere, richtigere Anschauungen sich verbreitet und noch heutzutage gibt es wohl recht viele Menschen, welche es nicht wissen oder doch nicht daran glauben wollen, daß alle unsere Schlangen bis auf eine einzige, die Kreuzotter, keineswegs „giftiges Gewürm", sondern im Gegenteil, durch Vernichtung von Mäusen und anderem, sehr nützliche Tiere sind. Am wirksamsten zur Aufklärung auf diesem Wissensgebiet hat die auch hier ungemein regsam sich entwickelnde Liebhaberei für die Reptilien als Stubentiere beigetragen. Die Haltung und Verpflegung aller Kriechtiere in der Häuslichkeit ist übrigens eine überaus einfache, mühe- und kostenlose. Um diese Pfleglinge aber im besten Wohlsein und bei voller Lebensfähigkeit zu erhalten, ist es allerdings, ebenso wie bei den höherstehenden Vögeln und Säugetieren, notwendig, sie nach ihrem ganzen Wesen hin, insbesondere nach ihren Bedürfnissen, genau zu kennen. Die einzige, indessen nicht bedeutsame Schwierigkeit, verursacht ihre Ueberwinterung. Für dieselbe gibt es zwei Wege. Entweder man befolgt den naturgemäßen darin, daß man die Molche, Frösche, Kröten, Eidechsen, Schlangen, ihrer Lebensweise im Freien gemäß, zur kälteren Jahreszeit hin sich verkriechen läßt und den Käfig, also das Terrarium, an einen kalten Ort, jedoch so hinstellt, daß die Temperatur der Luft niemals unter den Gefrierpunkt sinkt (also am besten in einen Keller), oder man beläßt den Behälter ruhig im warmen Zimmer, in welchem Fall man dann aber die betreffenden Tiere mit entsprechendem Futter versorgen muß. Dies ist freilich nicht leicht, aber auch nicht zu schwer. Zunächst sucht man zum Winter hin so viele Futtertiere als irgend möglich zu erlangen, vor allem Stubenfliegen, besonders Brummer, dann sogenannte Sprengel, die kleinen Feldheuschrecken, mancherlei Käfer, selbst nackte Raupen und andere mehr, aber möglichst solche Kerbtiere, die sich zum Winter hin verkriechen, ohne zu sterben, oder sich verpuppen. Ferner bemüht man sich, eine gute Fangstätte für die bekannten Schwaben zu ermitteln, in einer Bäckerei und so weiter. Im weitern aber richtet man sich gleich bei Zeiten einen ergiebigen Mehlwurmstopf ein. Mit allen diesen Hilfsmitteln, namentlich den beiden letzteren, ist es möglich, sämtliche Kriechtiere, insbesondere auch die kostbaren fremdländischen, wie südliche Eidechsen, Molche und andere glücklich zu überwintern. In Betreff der Schildkröten muß man beachten, daß die auf dem Lande lebenden vorzugsweise Pflanzenfresser sind und sich mit allerlei Grünem: Salat, Doldenrieschen, Resedakraut und so weiter, auch Semmel in Milch gut erhalten lassen, während die Wasserschildkröten als Fleischfresser kleine Fische oder in Ermangelung derer geschabtes rohes Rindfleisch bekommen, an welches letztere man übrigens auch die Molche und selbst die größeren Frösche gut gewöhnen kann. Dr. K. R.

Seife als Desinfektionsmittel.

Zu den gleichsam handlichsten, immer in der Häuslichkeit vorhandenen und daher auch wertvollsten Schutzmitteln vor Ansteckung mit der scheußlichen Seuche gehört offenbar die Seife im allgemeinen und die Kaliseife, weiche oder Schmierseife, noch bekannter unter dem Namen schwarze oder grüne Seife, im besonderen. Diese Kaliseife ist daher auch in den obrigkeitlichen Bekanntmachungen unter den vorgeschriebenen Desinfektionsmitteln mitgezählt worden, ja, sie verdient mehr Empfehlung als fast alle übrigen Desinfektionsmittel, und sie empfiehlt sich auch ganz von selber, da sie einerseits besser als manches andere, wie zum Beispiel das heiße Wasser angewendet werden kann, und da sie einerseits weder lästig riecht, wie Chlorkalk und Karbolsäure, noch die zerstörenden, bezw. ätzenden Eigenschaften dieser, sowie fast aller anderen Desinfektionsmittel hat. In dankenswerter Weise macht nun aber Herr Apotheker K. Kohlmeyer, Besitzer der Bellealliancеapotheke in Berlin, in der Zeitung „Die Post" darauf aufmerksam, daß die meiste im Handel gebräuchliche Kaliseife der Fälschung unterliegt, indem sie dem Unfug der sogenannten Füllung ausgesetzt ist. Solche Füllungen bestehen aus Kartoffelmehlkleister, Wasserglas in Pottaschеauflösung, Leim und anderen Stoffen, auch unter Zusatz von Chlorkaliumauflösung, und der Unfug damit wird so weit getrieben, daß aus einhundert Teilen guter Seife zweihundert bis wohl gar zweihundertundfünfzig Teile verkäuflicher Seife hergestellt werden. Solche Seife kann natürlich in der vorgeschriebenen Auflösung von drei Teilen in hundert Teilen Wasser keineswegs mehr desinfizirend wirken, sondern im Gegenteil, der darin befindliche Kartoffelstärkekleister, Leim und anderes bilden die ergiebigsten Ueberträger für alle etwaigen Infektionsstoffe. Herr Kohlmeyer gibt in Folgendem nach dem „Deutschen Arzneimittelbuch" eine Anleitung zur Selbstprüfung der Seife an: Wenn 5 Gramm Schmierseife in 10 Kubikcentimeter warmem Wasser aufgelöst und ein Raumteil der erkalteten Auflösung mit einem Raumteil Weingeist gemischt werden, so muß die Auflösung klar bleiben und nach Zusatz von 2 Tropfen Salzsäure darf sie einen flockigen Niederschlag nicht abscheiden, wenn die Seife gut ist. Immerhin wird eine gebildete, intelligente Hausfrau diesen Versuch selbst machen und die in ihrer Häuslichkeit zum Verbrauch kommende Seife also selbst prüfen können. Aber da dergleichen Maßnahmen für die vielbeschäftigte Hausfrau doch immerhin zu umständlich sind, so schlage ich Folgendes vor. Erstens kaufe man, wie der erwähnte Fachmann dringend empfiehlt, zum Zweck der Desinfektion nur ausdrücklich als rein bezeichnete Seife, zweitens hüte man sich durchaus vor jeder billigen Schmierseife und drittens schicke man hin und wieder eine Probe von verkäuflicher, stark verdächtiger Seife nach dem polizeilichen Gesundheitsamt zur Untersuchung, damit von dort aus auch die einfachen und harmlosen und insbesondere die armen Leute vor dem Gebrauch schlechter Seife gewarnt werden.

Dr. K. R.

Schuhe für Glatteis.

Schon viel Unglück hat das Ausgleiten bei Glatteis gebracht; deshalb ist es ratsam, über das Schuhwerk ein paar Filzsohlenschuhe zu ziehen. Diese werden mit schwarzer Strickwolle gearbeitet, indem 15 Maschen



aufgeschlagen werden und immer in die mit elfte Masche dreimal gehäkelt wird. Die Rieschen entstehen dadurch, daß man nicht wie gewöhnlich in die vorderen, sondern in die hinteren Maschen der Reihen sticht. 2 Reihen bilden ein Rieschen und 20 Rieschen werden auf diese Weise gehäkelt. Alsdann wird nur mit 30 Maschen weiter gearbeitet, so lange bis der Schuh die nötige Weite hat. Dieses um den Fuß herumführende Stück häkelt man von links an die andere Seite des Vorderblattes, so daß die Mitte von letzterem eine heraussstehende Spitze bildet. Diese wird, wie ersichtlich, umgeklappt, oben herum ein Zug von Stäbchen und Luftmaschen gehäkelt und ein Band durchgezogen. Filzsohlen, auf welche zuletzt der Schuh genäht wird, erhält man bei Schuhmachern und anderswo. B. L.



Das Scheffeldenkmal in Karlsruhe.

Bald nach Josef Viktor von Scheffels Tode ließ eine große Zahl angesehener Persönlichkeiten einen Aufruf ergehen, in welchem alle Verehrer des Dichters aufgefordert wurden, für ein in der badischen Residenzstadt, der Geburtsstadt Scheffels, zu errichtendes Denkmal Beiträge zu leisten. Der Aufruf fand lebhaften Anklang. Der greise Kaiser Wilhelm I., der Großherzog und die Großherzogin von Baden, verschiedene andere deutsche Fürsten, Städte, Körperschaften und Privatpersonen aus dem deutschen Reich, aus Oesterreich, ja selbst Deutsche in Nordamerika beteiligten sich mit Beiträgen, so daß nach verhältnismäßig kurzer Zeit dem Bildhauer Hermann Volz, Professor an der Karlsruher Kunstschule, der Auftrag erteilt werden konnte, das Denkmal auszuführen. Nun ist es vollendet und am 19. November 1892 feierlich enthüllt worden.

Es fand seine Aufstellung auf dem Kunstschulplatze, inmitten freundlicher Anlagen, von geschmackvollen Häusern im Villenstil umgeben. Auf einem Sockel aus weißem karrarischem Marmor erhebt sich die überlebensgroße, durch Porträtähnlichkeit ausgezeichnete Büste des Dichters aus Bronze. Den Sockel schmücken graziöse Verzierungen und zwei Reliefs, Scenen aus „Ekkehard“ darstellend: die zwei großen Momente der Erzählung, da die Liebe beginnt und da sie in Jammer endet, den Augenblick, da der junge Mönch das herrliche fürstliche Weib über des Klosters Schwelle trägt und die Stunde des Elends, da die stolze Frau den Liebe Begehrenden herrisch zurückweist und ihren Knechten preisgibt. An den Sockel gelehnt sitzt eine prächtige Frauengestalt, Scheffels Muse, die mit der einen Hand in die Saiten einer Leier greift, mit



Nach einer Photographie von O. Suck in Karlsruhe i. B.

Das Scheffeldenkmal in Karlsruhe.

der andern in einem Folianten blättert, umgeben von zwei reizenden Putten, deren eine von dem gespannten Bogen einen Pfeil abschießt, die andere eine beerenreiche Traube darbietet. Darüber sehen wir den Namen „Scheffel" und des Dichters Wappen, eine Taube mit dem Oelzweig.

Wie die Büste sind auch alle übrigen Bestandteile des Denkmals außer dem Sockel aus Bronze. Zu dem Denkmal führen Stufen aus geschliffenem Granit empor. Der Guß desselben erfolgte in der Erzgießerei Friedrichshagen bei Berlin. Die gesamten Herstellungskosten belaufen sich auf einundvierzigtausend Mark. Ueber den Meister, dem das in allen Teilen wohlgelungene Scheffeldenkmal seine Entstehung verdankt, hat in Nr. 34 des 58. Bandes dieser Zeitschrift Otto Baisch eingehende Mitteilungen gemacht. Wir wiederholen hier daraus, daß Professor Hermann Volz, geboren in Karlsruhe am 31. März 1847, bereits eine Reihe hervorragender plastischer Werke geschaffen hat, von denen wir an dieser Stelle nur die Kriegerdenkmale in Karlsruhe und Hannover und das Denkmal Emanuel Geibels in Lübeck hervorheben wollen. Zu lebhaftem Bedauern der Karlsruher Kunstfreunde wird sein preisgekröntes Modell eines Denkmals für Kaiser Wilhelm I. in Karlsruhe nicht zur Ausführung kommen. Um so mehr darf man sich freuen, daß die badische Residenzstadt durch sein Scheffeldenkmal eine hervorragende Zierde gewonnen hat.

Der Gesamteindruck des Kunstwerkes ist ein überaus harmonischer und vornehmer. Ganz besonders dürfen aber die durch Feinheit und Grazie der Komposition und die meisterhafte Behandlung der Architektur ausgezeichneten Reliefs Anspruch auf allgemeine Beachtung erheben. Sie gehören zum Besten, was die moderne Plastik hervorgebracht hat.

Der Enthüllung des Denkmals ging ein Festakt im Museumssaale voraus, bei dem Michael Bernays in formvollendeter Rede die Stellung des Dichters in der deutschen Literatur kennzeichnete und das Hoforchester unter Mottls Leitung Kompositionen von Beethoven und Richard Wagner vortrug. Einem Fackelzug, den am Abend die Studirenden der technischen Hochschule darbrachten, folgte ein Bankett in der städtischen Festhalle, bei dem mit Reden und Gesangsvorträgen das Andenken des Dichters gefeiert wurde.

Das Robert Mayer-Denkmal in Heilbronn.

Am 25. November fand zu Heilbronn die feierliche Enthüllung des Denkmals statt, welches die dankbare Stadt ihrem größten Sohne, dem Entdecker der beiden die Welt der Technik umwälzenden Gesetze von der Erhaltung der Kraft und von der Maßeinheit zwischen Wärme und Bewegung, dem scharfsinnigen Gelehrten Robert Mayer, errichtet hat. Trotz des trüben Wetters hatte sich auf dem Marktplatze, an dem das Denkmal seinen Standort gefunden hat, sowie in den anstoßenden Straßen, deren Gebäude mit Flaggen reich geschmückt waren, eine dichtgedrängte Menschenmenge zusammengefunden. Professor Dürr-Heilbronn hielt die Festrede, in der er betonte, daß der heutige Tag ein Tag der Ehre und Freude für Heilbronn sei, und schloß mit einer kurzen Charakteristik des wissenschaftlichen Wirkens Mayers.



Nach einer Photographie von H. Schuler in Heilbronn.

Das Robert Mayer-Denkmal in Heilbronn.

Darauf fiel die Hülle, und das prächtige Denkmal, welches einen außerordentlich günstigen Standort hat, zeigte sich den Augen des Volkes.

Professor Dürr übergab es als Vorsitzender des Ausschusses in den Besitz und in die Obhut der Stadt, in deren Namen der Stadtvorstand Kommerzienrat Hauck mit warmen Worten den Dank und die Genugthuung über das vollendete Werk, sowie die Hoffnung aussprach, Heilbronns Jugend möge diesem Vorbilde nachstreben. Nachdem dann noch eine Anzahl Kränze am Fuße des Denkmals niedergelegt worden waren, schloß die erhebende Feier, deren

weihevolle Stimmung noch durch den Vortrag von stimmungsvollen Chorgesängen mit Instrumentalbegleitung erhöht wurde. Der Entwurf des Denkmals stammt vom Professor E. von Vilmann; ausgeführt wurde es von W. Stotz in Stuttgart.

Neujahrsparole im Berliner Zeughause.

(Hiezu das Bild Seite 485.)

Der 1. Januar jeden Jahres ist ein Tag, wie er der Berliner Bevölkerung gefällt, da kann sie ihre Schaulust so recht befriedigen. Tausende von Menschen füllen denn auch die Straße unter den Linden, den Schloßplatz und den Lustgarten. Besonders erregen die prächtigen Equipagen der Botschafter mit ihrem zopfigen Aufputz und den reichen Livreen der Kutscher und Bedienten bei der Auffahrt zur Gratulationscour im Schloß die Neugierde der Menge. Nun aber um 1 Uhr mittags erscheint der Kaiser selbst zu Fuß vom Schlosse her, lebhaft begrüßt von der Volksmenge, die sich freut, auf diese Weise ihre Gratulation dem Kaiser zum Neujahrsfest darbringen zu können. Er begibt sich in die Ruhmeshalle und betritt den Lichthof, wo ihn die gesamte Generalität und die Offiziercorps aller in Berlin garnisonirender Regimenter zur Ausgabe der Parole erwarten. Die Ruhmeshalle ist das alte von Schlüter erbaute Zeughaus, welches heute durch die Zugänglichkeit seiner sehenswerten Sammlungen von Waffen, Geschützen, Ausrüstungsstücken und Fahnen, durch die reiche Ausschmückung mit großen Gemälden unserer ersten Künstler und Bildwerken der besten Bildhauer zu einer Kunstschöpfung ersten Ranges erhoben worden ist. Hier im Lichthofe fesseln namentlich die Masken sterbender Krieger von Schlüter und die Statue der Borussia von Begas das Interesse des Beschauers.

Nachdem der Kaiser die Glückwünsche der Generale entgegengenommen, wendet er sich bei seinem Rundgange an die vor ihren Offiziercorps stehenden Regimentskommandeure, jeden derselben durch Händedruck und einige huldvolle Worte auszeichnend.

Dann erfolgt durch einen Adjutanten die Ausgabe der Parole, und das anwesende Musikcorps spielt einige Musikstücke, während sich der Kaiser unter den brausenden Hurras der Volksmenge entfernt und die Offiziere noch einige Zeit in zwangloser Haltung hier verweilen.

E. H.

Werner von Siemens.





Am Abend des 6. Dezember ist in Berlin der berühmte Physiker und Elektrotechniker Geheimer Rat Dr. Werner von Siemens im Alter von sechsundsiebenzig Jahren nach kurzem Krankenlager an einer Lungenentzündung gestorben. Mit ihm ist nicht nur einer der größten Gelehrten unserer Tage, sondern zugleich einer der Männer dahin geschieden, von denen die umfassendsten Wirkungen auf das äußere Leben der Menschen ausgegangen sind. Ernst Werner von Siemens wurde am 13. Dezember 1816 in Lenthe bei Hannover geboren. Mit achtzehn Jahren trat er zu Magdeburg in die preußische Artillerie ein, besuchte seit 1835 die Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin und wurde 1838 Artillerieoffizier. Bis 1850 blieb er aktiv und zeichnete sich schon in dieser Zeit durch verschiedene Erfindungen und Neukonstruktionen aus. 1841 nahm er das erste Patent auf galvanische Versilberung und Vergoldung und konstruirte auch einen Differenzialregulator für Dampfmaschinen und Wasserräder. 1843 legte er im Kieler Hafen die ersten unterseeischen Minen mit elektrischer Zündung an und baute als Kommandant der Festung Friedrichsort die Batterien zum Schutze des Eckernförder Hafens. Nachdem er 1844 zur Artilleriewerkstätte in Berlin kommandirt worden, wandte er sich mit Vorliebe der elektromagnetischen Telegraphie zu und wurde 1847 der Kommission für Einführung der elektrischen Telegraphen in Preußen beigegeben. Im Winter 1848/49 legte er im Auftrage der Regierung die unterirdischen Telegraphenlinien von Berlin nach Frankfurt und Aachen an. Nach seinem Scheiden aus der Armee trat er in die schon 1847 mit dem Mechaniker Halske in Berlin errichtete Telegraphenbauanstalt, die im Laufe der Jahre hauptsächlich durch seine geniale Thätigkeit einen Weltruf erlangte und aus der die wichtigsten Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete hervorgegangen sind. Die Fabrik baute 1849 und 1850 verschiedene Telegraphenanlagen in Norddeutschland und 1853 das russische Telegraphennetz, an dessen Einrichtung der Verstorbene den hervorragendsten Anteil nahm, wie aus seinen erst vor wenigen Tagen erschienen, hochinteressanten Lebenserinnerungen deutlich zu ersehen ist. Aus dem in London und Woolwich betriebenen Zweiggeschäfte gingen allein sechs Kabel zwischen Europa und Amerika hervor. Außerdem bestehen noch in St. Petersburg, in Tiflis und in Wien Zweigniederlassungen unter verschiedenen Mitgliedern der Familie. Zahlreiche Ehrenbezeugungen wurden dem genialen Chef des Hauses bei seinen Lebzeiten erwiesen. Bei Gelegenheit des Jubiläums der Berliner





Neujahrsparole im Hofe des Zeughauses in Berlin im Beisein des Kaisers Wilhelm.

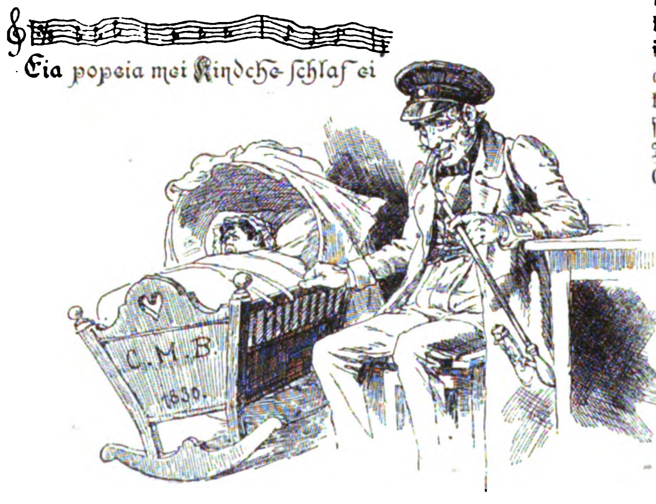
Nach einer Skizze von E. Hosang.



Universität wurde er zum Dr. phil. ernannt und 1874 zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1888 ehrte ihn der Kaiser durch die Verleihung des Adels.

Seinen Namen hat der Verstorbene auch noch unsterblich gemacht durch die großartige Schenkung von 500,000 Mark an das Deutsche Reich zur Gründung der physikalisch-technischen Reichsanstalt. Allgemein bekannt ist auch der hervorragende Anteil, den Werner von Siemens an der elektrischen Ausstellung in Frankfurt a. M. genommen hat. Unter den genialen Erfindern und bahnbrechenden Geistern der Neuzeit wird der Name des nunmehr Verewigten stets in erster Linie genannt werden, und welche Neuerungen auch noch später auf elektrotechnischem Gebiete der nimmer rastende Forschungstrieb zeitigen wird, sie werden sich alle aufbauen auf den grundlegenden Erfindungen und Forschungen Werner von Siemens, den jeder Deutsche mit gerechtfertigtem, hohem Stolze als Landsmann bezeichnen wird.

S.—



dann gehn mer aach noch Summerich zum Äppelwei!

Die Wandmalereien im Ratskeller zu Wiesbaden.

Zwei Sätze sind es, die dem herrlichen Bau, welcher auf dem Platze zwischen der Kirche und dem königlichen Schlosse in der schönen Bäderstadt Wiesbaden stolz sich erhebt, auf die Stirne geschrieben sind: „Ich bin ein deutsches Rathaus“ und „Wir können's machen!“ In der That zeigt der Palast ebenso unverkennbar seinen Zweck und Bestimmung, als er Zeugnis davon gibt, was der deutsche Bürgersmann zu leisten vermag, wenn sein Lokalpatriotismus angeregt ist. Das erstere ehrt den Baumeister Professor Hauberrisser in München, das andere den Bauherrn, den Wiesbadener Bürger. Würdig kann sich dieses Bauwerk in die historisch-ehrwürdige Gesellschaft seiner berühmtesten Vorfahren und Vorbilder stellen, gegen manches derselben wohl noch hervorragend, denn seine prächtige altdeutsche Gewandung beengt nirgends den inneren Organismus: Luft und Licht strömen, wie es unsere Zeit erfordert, frisch und fröhlich durch alle seine hohen, heiteren Räume. So ist denn dem Geiste der hehren Stadtväter kein Dämpfer aufgesetzt, frei kann er seine Schwingen entfalten und seine Weisheit leuchten lassen, erhellend Gegenwart und Zukunft. Aber alles Irdische unterliegt der Abnützung, auch der kräftigste Geist ermattet in angestrengter Thätigkeit und bedarf der Auffrischung. Und da hat der sorgliche Geist des Erbauers nach dem Vorbild unserer weisen Aelterväter einen kühlen, anheimelnden Ort geschaffen, in welchem diese Erfrischung bequem und angenehm stattfinden kann — den Ratskeller. Ein lauschiges Plätzchen, ein kühler, guter Trunk, und — zur Erholung des Geistes von den Strapazen verantwortungsvoller, trockener Debatten — eine heitere, phantasievolle Umgebung. Wer in diesen Hallen sitzt, der ist nicht einsam und wenn keine zweite lebende Seele darin sitzt; es fehlt ihm nicht an Unterhaltung, denn alle Wände sprechen, deklamiren, reißen Witze, lachen und singen durcheinander. Heitere leuchtende Farben befriedigen das Auge, fröhliche Sentenzen, poetische Sprüche das Gemüt. Kein Wunder, wenn die Sitzungen hierunten den in den Sälen oben an Länge nichts nachgeben.

Sechs Monate — vom März bis Ende August — haben die beiden Maler K. Kögler und H. Schlitt dazu gebraucht, die Aufgabe zu lösen.

Bei dem Reichtum und



der Mannigfaltigkeit der Bilder und Ideen ist anzunehmen, daß dem beliebten Künstlerhang zur Bummelei während dieser Zeit wohl wenig Rechnung getragen wurde. Die Malereien wurden nach Vorschrift des Chemikers A. Keim in München mit Caseïnfarben auf die mit einem bestimmten Grund versehenen Wände gemalt. Leider waren diese nicht vollständig ausgetrocknet, es schlugen auf ihrer Oberfläche Salze aus und hüllten die meisten Bilder mehr oder weniger in einen undurchsichtigen, mehligen Staub, der ihre Wirkung teils stark beeinträchtigte, teils vollständig aufhob. Mit heißem Wasser abgeschwemmt, verloren sich die Salze zum großen Teil und werden nach dem Ausspruch Keims nach mehrmaliger Wiederholung vollständig verschwinden, eine Aussicht, die von allen, welche den Keller liebgewonnen haben, und deren Zahl ist groß, mit Freuden begrüßt werden wird.

Zwei Jahre sind es nun, seit die Bacchus- und Gambrinusquellen hier fließen. Am 4. Oktober 1890 wurden bei einer festlichen Eröffnung die funkelnagelneuen Räume zum erstenmale unter Dampf gesetzt. Seit jenem denkwürdigen Abend, an welchem dem glücklicherweise nicht blutarmen Rebengott fürchterlich zu Ader gelassen wurde, sind sie schon recht niedlich angeraucht worden, und die alten Römer, die möglicherweise noch darunter ihrer Urständ harren, werden höchst wahrscheinlich wenig mehr zum Schlafen gekommen sein.

Denn das Leben, welches sich an dieser Stätte entwickelte, findet man nur noch an den feuchtesten Stellen Deutschlands: dem Hofbräuhaus in München und anderen. Das hat nun naturgemäß nach dem ersten, aber ungewöhnlich lang anhaltenden Sturm nachgelassen und sich in ein normaleres Kommen und Gehen umgewandelt, aber die vielbestrittene Lebensfähigkeit ist bewiesen und für die Dauer gesichert.

Im Verlage von Gebrüder Petmecky in Wiesbaden ist unter dem Titel „Die Wandmalereien im Ratskeller zu Wiesbaden“ ein Band erschienen, den wir unseren Lesern angelegentlichst empfehlen können. Die Mehrzahl dieser Wandmalereien rührt von der Hand unseres langjährigen Mitarbeiters Kaspar Kögler her, dessen Bilder und Skizzen sich wegen ihres frischen Humors, ihrer hübschen, korrekten Ausführung stets des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen gehabt haben. Wie wunderhübsch ist zum Beispiel gleich das Bild





auf Seite 4 und 5 mit der Willkommen bietenden Unterschrift:

Gott zum Gruß geehrter Gast!
Laß in diesen heiteren Hallen
Dir's so lange wohlgefallen
Als du Durst und Späne hast.

Das Buch ist wirklich ein Schatzkästlein von einer Menge solcher heiteren, feucht-fröhlichen Skizzen und Reime.

Sieben Jahresanfänge.

Aus der Geschichte des Neujahrstages

von

C. Falkenhorst.

Vor hundert Jahren brausten über Frankreich die Stürme der großen Revolution. Es wurde so vieles gestürzt: der Thron und der Altar — und auch die alte Zeitrechnung mußte daran. Am 5. Oktober 1793 führte der Nationalkonvent einen neuen französisch-republikanischen Kalender ein. Die Monate erhielten neue Namen, wie Weinlese-, Nebel- und Reifmonat; die Wochen wurden durch Dekaden ersetzt, die alten Tagesbezeichnungen durch Primidi, Duodi, Tridi und so weiter. Und selbst der Jahresanfang wurde verschoben; der 1. Januar wurde als Neujahrstag gestürzt; das republikanische Jahr begann mit der Herbstnachttaggleiche, oder nach unserer Zeitrechnung am 22. September. Die neue Epoche war laut dem Dekret des Konvents vom 22. September 1792 an zu datiren, aber sie blieb nicht lange in Kraft; schon im Jahre 1805 wurde der republikanische Kalender auf Befehl Napoleons aufgehoben und vom 1. Januar 1806 richtete sich Frankreich wieder nach dem Gregorianischen Kalender.

Der hundertjährige Gedenktag der kurzlebigen revolutionären Zeitrechnung bringt uns die Thatsache in Erinnerung, daß der 22. September nicht der erste

Gegner unseres Neujahrstages war, daß in früheren Zeiten schon fünf andere Tage mit ihm um die Ehre, an der Spitze des Jahres zu stehen, gestritten haben.

Die Würde des Neujahrstages erhielt der 1. Januar von Julius Cäsar. Die römischen Oberpriester hatten den Kalender in arge Verwirrung gebracht; Julius Cäsar reformirte ihn, setzte den Anfang seines ersten Jahres auf den Neumond nach der Wintersonnenwende des Jahres 46 vor Christo und nannte diesen Tag den 1. Januar, während im vorcäsarischen Rom der Neujahrstag auf den 1. März fiel.

Die heidnischen Römer feierten den Jahresanfang mit lauten, ausgelassenen Festen, einer Erweiterung der Saturnalien, und an diesem wüsten Treiben nahmen die ersten Christen Anstoß, die den ersten Tag des neubegonnenen Jahres „in Fasten und Trauer für die Heiden" zu verbringen pflegten. Als sie später zur Macht gelangten, suchten sie den heidnischen Kalender zu verdrängen und so kam es, daß man an verschiedenen Orten das neue Jahr zu verschiedenen Tagen anfangen ließ, und die Verwirrung war keineswegs gering, da man im Mittelalter, den ersten Januar eingerechnet, sechs verschiedene Jahresanfänge hatte.

Der 1. März, der vorcäsarische Jahresanfang, wurde von den Christen schon im fünften Jahrhundert angenommen; einen Ausschlag für diese Wahl mag wohl die Thatsache gegeben haben, daß der jüdische Monat Nisan, in welchen das Passahfest fiel, der erste im Jahre war. Dieser Neujahrstag fand aber keinen besonderen Anklang, in Frankreich verschwand er schon im achten Jahrhundert; nur die Republik Venedig blieb dem 1. März treu und fing mit ihm das Jahr an bis zu ihrem Untergange.

Größere Ausbreitung als Neujahrstag erlangte der 25. März. Es ist dies der Tag der Mariä Verkündigung.

Als im Mittelalter der Marienkultus immer mehr zunahm, entschlossen sich viele gern, den Neujahrstag auf einen Marientag zu setzen. Man nannte diese Zeitrechnung Marienjahr; es war namentlich in Italien verbreitet, in Deutschland aber nur in den Diözesen Trier und Köln gebräuchlich.

Andere nahmen Ostern, und zwar die Vesper des Charsonnabends, in welcher die Osterkerze geweiht wird, zum Jahresanfang. Das nach diesem Anfang laufende Jahr war ebenso unpraktisch wie unser Schuljahr, das auch zu Ostern beginnt und mit Ostern schließt und bald kürzer, bald länger ist, aber wie unsere Schule mit ihm auskommt, so fanden sich auch viele Städte in Deutschland und in Frankreich in dem Osternjahre zurecht.

Die Christen im fernen Osten setzten den Jahresanfang auf den 1. September, und von Byzanz wanderte dann dieser Neujahrstag nach Italien, wo er eine Zeit lang in Mode war.

In diesem Wirrwar der Jahresanfänge hielten sich die meisten Deutschen an die Sitte ihrer Vorväter. Weihnachten und Neujahr fielen bei ihnen zusammen; denn sie setzten den Neujahrstag auf den 25. Dezember, auf die Wintersonnenwendnacht, die schon den alten Germanen als Jahresanfang galt.

In Deutschland kam erst im fünfzehnten Jahrhundert der 1. Januar als Neujahrstag zur allgemeineren Geltung. Erst die Einführung des Gregorianischen Kalenders, der seit 1582 nach und nach von den europäischen Völkern bis auf die Russen und Griechen angenommen wurde, ließ die verschiedenen Jahresanfänge verschwinden und verhalf dem 1. Januar zum vollständigen Sieg. Immerhin galt beispielsweise in England noch bis zum Jahre 1752 der 25. März als der Neujahrstag.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Wichtige Urkunden des ältesten Christentums wurden durch die französische archäologische Mission in Aegypten ahnungslos zu Tage gefördert und durch Professor Harnack in Berlin in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung zuerst erkannt und gewürdigt. Es handelt sich um drei Stücke: 1) Die Offenbarung Petri, ein der kanonischen Johannesapokalypse entsprechendes Buch. 2) Das Evangelium Petri, eine den jetzigen vier Evangelien ähnliche Erzählung vom Leben Christi. Diese beiden Schriften liegen jetzt zum größeren Teile gedruckt vor. 3) Beträchtliche Bruchstücke des Buches Henoch, einer gleichfalls prophetischen Schrift, die bei den ältesten Christen in hohem Ansehen stand, deren Ursprung aber nicht aufgeklärt ist. Bisher waren aus den neu aufgefundenen Büchern nur einzelne Sätze und abgerissene Bruchstücke bei den Kirchenvätern bekannt. Daß sie jetzt mehr oder weniger vollständig bekannt werden, ist von der höchsten Bedeutung für die Erforschung der innern Geschichte des ältesten Christentums, ganz besonders aber für die Beurteilung des Neuen Testaments.

Ein französischer Erfinder hat an einem gewöhnlichen Bleistift eine kleine Glühlampe angebracht, zum Gebrauch für Reporter, Stenographen und andere, die in der Nacht Aufzeichnungen zu machen haben. Die Batterie wird in der Tasche mitgeführt; die Drähte gehen den Aermel entlang.

Zu Berchtesgaden in der Franziskanerkirche wurden unter der Tünche der Wände interessante Malereien entdeckt, die der Frührenaissance angehören. Es ergab sich, daß einst die ganze Kirche ausgemalt war. Besser erhalten sind aber nur einige Heiligenfiguren, die aus Ranken hervorwachsen.

Ein echter buddhistischer Gottesdienst hat im Pariser Museum Guimet stattgefunden. Zwei japanische Bonzen von der Sinsin-Sekte, die als Kaplane mit einem japanischen Kriegsschiffe nach Frankreich gekommen waren, besuchten Paris, wo sie in dem genannten Religionsmuseum alle Gewänder und Geräte vorfanden, die zu einem regelrechten buddhistischen Gottesdienste gehören Sie erbaten und erhielten die Erlaubnis zur Abhaltung eines solchen in dem Museum, wo sie, zu Ehren des Stifters ihrer Sekte, die Hau-on-kan genannte buddhistische Zeremonie, abhielten. Die Sekte besitzt 19,195 Tempel und 17,176 Priester. Die anwesenden Europäer waren geradezu verblüfft von der großen Uebereinstimmung der buddhistischen mit den katholischen Zeremonien beim Gottesdienst, den ähnlichen Gewändern, Rosenkränzen, der Liturgie, Kniebeugungen und so weiter. Ueber diese wissenschaftlich längst bekannte Thatsache entspann sich in der Pariser anthropologischen Gesellschaft eine durch mehrere Sitzungen fortgeführte Unterredung über den Zusammenhang der (älteren) buddhistischen Zeremonien mit den (jüngeren) katholischen beim Gottesdienste.

Einen Fund von höchstem Kunstwerte, ein Bild von Peter Pourbus (1510—83), dem großartigen Portätisten, hat Professor Brandt in Brüssel gemacht. Der Dargestellte ist der erste Bischof von Brügge, Petrus Curtius (Pieter de Corte) (1492—1567). Die Echtheit des Werkes ist durch die langwierigen Nachforschungen des Professors Brandt jedem Zweifel entrückt.

Der bayrische Maximilianorden, eine der höchsten und geschätztesten Auszeichnungen, die Gelehrten und Künstlern zu teil werden kann, wurde jüngst verliehen an: Dr. Cornelius, Professor der Geschichte an der Universität zu München; Dr. Auwers, Professor der Astronomie in Berlin; Dr. Leuckart, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Leipzig; Dr. v. Sandberger, Professor der Mineralogie in Würzburg; Max Bruch, Professor der k. Hochschule für Musik in Berlin; Dr. Wilhelm Hertz, Professor der Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in München; Rudolf Seitz, Professor der Akademie der bildenden Künste in München.

Im Goethearchiv zu Weimar wurden mehr als hundert ungedruckter Xenien von Goethe und Schiller aufgefunden. Prof. Erich Schmidt in Berlin bearbeitet den interessanten Fund und nimmt die Xenien mit Erläuterungen in seine Goetheausgabe auf.

Wegen gewerbsmäßiger Gemäldefälschungen wurde der Antwerpener Kunsthändler Jean Defordt zu 14 Monaten Gefängnis verurteilt. Defordt ließ seit Jahren von jungen Antwerpener Malern berühmte und seltene Bilder kopiren, mit den Unterschriften von Diaz, Rubens, Ruiz, Steen, Franz Hals, de Verlat und de Braekeleer versehen und als Originalgemälde

zu ungeheueren Preisen an Privatpersonen verkaufen. Der Angeklagte hatte sogar eine Anzahl unbemittelter Maler bei sich zu Hause, die gegen freie Kost und Wohnung ausschließlich für ihn und nach seinen Angaben arbeiten mußten. Durch ein besonderes chemisches Verfahren wußte Desfordt den Bildern den Anschein hohen Alters zu geben. Die Nachahmungen waren oftmals so gelungen, daß nicht nur Laien, sondern auch Fachleute, Direktoren von Gemäldesammlungen und dergleichen des öfteren von dem Fälscher geprellt wurden.

Im Jahre 1884 gelang es den Offizieren Renard und Krebs, die in der französischen Luftschifferschule zu Meudon thätig waren, den lenkbaren Luftballon „La France" zu bauen. Derselbe wurde von einem elektrischen Motor getrieben und besaß eine Eigengeschwindigkeit von 6—7 Meter in der Sekunde, konnte also selbst gegen schwache Winde nur mit Mühe vordringen. Nachdem man einige Probefahrten angestellt hatte, verlautete in der letzten Zeit nichts Neues über die „France". Kapitän Renard hat aber inzwischen weiter gearbeitet, er suchte einen neuen, möglichst leichten und doch möglichst leistungsfähigen Motor zu bauen. Er sah von der Elektrizität ab und wandte sich dem Petroleum zu. Petroleummotore werden schon seit langer Zeit benützt, aber die gewöhnlichen, die man zur Fortbewegung von Droschken, Fahrstühlen und dergleichen empfiehlt, können im Ballon nicht gut aufgestellt werden; sie sind zur Fortbewegung auf Erden bestimmt und darum schwerfällig, wie die Vierfüßler im Vergleich zu den leichtbeschwingten Vögeln. Die leichtesten der bekannten Petroleummotore wiegen etwa 200 Kilogramm auf je eine Pferdekraft, die sie erzeugen. Das lenkbare Luftschiff erfordert leichtere Maschinen; nun, Kapitän Renard hat das Gewicht seines neuen Motors auf 50 Kilogramm für jede erzeugte Pferdekraft verringert. Sein Motor liefert 45 Pferdestärken und wiegt insgesamt 1400 Kilogramm. Die Einzelheiten seiner Konstruktion werden natürlich geheim gehalten, es verlautet nur, daß er dem Ballon während 8—10 Stunden eine Eigengeschwindigkeit von 11 Meter in der Sekunde verleihen wird; der Ballon würde also bei völlig windstillem Wetter in einer Stunde aus eigener Kraft um etwa 39 Kilometer vorwärts kommen und er könnte noch gegen einen Wind von 10 Meter Geschwindigkeit ankämpfen, das heißt gegen einen Wind, der als „frisch" bezeichnet wird und kleinere Zweige der Bäume bewegt. Der Petroleummotor soll aber nicht an den Ballon „La France" angebracht werden; man baut in Meudon einen neuen Ballon, der größer ist; er wird eine spindelförmige Gestaltung erhalten, 70 Meter lang sein und in seiner größten Höhe einen Durchmesser von 12 Meter besitzen; er soll 3500 Kubikmeter fassen. Man will ihn „Le Général-Meusnier" taufen, und im Frühjahr werden die Probefahrten stattfinden. Im Frühjahr wird wohl auch in Berlin der Luftballon, zu dessen Bau der deutsche Kaiser 50,000 Mark bewilligt hat, zur höchsten Höhe emporsteigen, um meteorologische Beobachtungen im Wolkenreich zu ermöglichen. Das nächste Frühjahr wird also für die Freunde der Aeronautik besonders wichtig werden. Aber wie verschieden wird der Charakter der Luftfahrten in Berlin und Paris sein! An der Spree wird man offenkundig die Wissenschaft zu fördern suchen, an der Seine die Einzelheiten der Fahrten geheim halten, denn „Le Général-Meusnier" steht im Dienste des Mars; Frankreich rüstet auf allen Gebieten und nach allen Richtungen hin.

Die älteste und größte Großloge der Welt ist die Großloge von England. Es gehören zu derselben gegenwärtig 2014 Logen, und diese verteilen sich mit 387 im Distrikt der Hauptstadt, 1183 in den Provinzen Englands, 12 auf den englischen Kanal-Inseln, 3 bei der Armee und 430 in den Kolonien und fremden Ländern.

Bildende Künste.

Für das „Achilleion", das Schloß, das sich Kaiserin Elisabeth von Oesterreich auf Korfu erbauen ließ, malt der Wiener Maler Fr. Matsch ein riesiges Wandgemälde, das eine gewaltige Scene aus der Ilias darstellt: Achilleus schleift den Leichnam Hektors durchs Blachfeld vor Troja. Das kolossale Bild, dessen Länge mehr als 8 Meter, dessen Höhe gegen 4 Meter beträgt, wird im nächsten Frühjahr an den Ort seiner Bestimmung abgehen.

Bühne.

Ludwig Ganghofers vieraktiges Schauspiel „Auf der Höhe", welches am 26. November zum erstenmale am Deutschen Volkstheater in Wien aufgeführt wurde, spielt gleich manchen anderen modernen Dramen in der Familie und der Fabrik eines Großindustriellen. Die Arbeiterfrage wird vielfach berührt und in der Hauptperson — dem Compagnon des Fabrikanten — ein rücksichtsloser Egoist geschildert, der in der Verfolgung seiner Ziele vor dem Verbrechen nicht zurückscheut. Die Darstellung hielt sich „auf der Höhe" des Sensationsstückes, das einen lebhaften, doch nicht ganz unbestrittenen Erfolg errang.

Denkmäler.

Karl Friedrich Gauß und Wilhelm Weber, Jahrzehnte hindurch Zierden der Göttinger Hochschule, haben bekanntlich große Entdeckungen auf den Gebieten des Magnetismus und der Elektrizität gemacht. Die populärste Frucht ihres Zusammenwirkens war die Errichtung des ersten, zum Verkehr in die Ferne wirklich geeigneten Telegraphen. Diesen beiden großen Gelehrten soll ein Denkmal errichtet werden; der soeben erschienene Aufruf, der zu Beiträgen einladet, ist von mehr als dreihundert Gelehrten des In- und Auslandes unterzeichnet.

Der Hauptbegründer der Wollwarenindustrie, Christian Zimmermann, erhielt in Apolda ein Denkmal. Das vom Bildhauer Ernst Paul in Dresden geschaffene Werk stellt ihn in der Tracht der Biedermeierzeit dar.

Feste und Versammlungen.

Am 26. und 27. November 1892 fand die Jahres-Versammlung des Vereins deutscher Freimaurer in Chemnitz unter dem Vorsitz von Emil Rittershaus aus Barmen statt.

Gestorben.

Bellon, Elise Albert, verw. Roesler, früher eine gefeierte Solotänzerin u. Mimikerin, 73 Jahre alt, am 8. Nov., in Paris.

Bertole-Viale, Ettore, k. ital. General und ehemaliger Kriegsminister, am 13. November, in Turin.

Brigl, Bernhard, namhafter Buch- und Zeitungsverleger, Eigentümer der „Tägl. Rundschau", 61 Jahre alt, am 29. November, in Berlin.

Brückner, Gotthold, Prof., berühmter Theater-Dekorationsmaler, 48 Jahre alt, am 11. November, in Coburg.

Czajkowski, von, Alfons, Ritter, Gutsbesitzer in Dusanow bei Przemyslany in Galizien, Mitglied des österr. Reichsrats und des galizischen Landtags, am 1. Dezember, in Wien.

Dumont, Mgr., früher Bischof von Tournai in Belgien, spielte während des belgischen Kulturkampfes eine hervorragende Rolle und wurde vom Papste seines Amtes entsetzt, weil er zu der liberalen Regierung hielt, Ende November, in Villers-Perrin.

Eltzbacher, Moritz, ältester Teilhaber des Bankhauses L. Eltzbacher u. Cie in Köln, nahm in den kaufmännischen u. industriellen Kreisen des Rheinlandes eine hervorragende Stellung ein, 66 Jahre alt, am 30. November, in Bonn.

Feder, v., Gottfried, Dr., Präsident a. D. des k. bayr. Verwaltungsgerichtshofes, früher Mitglied des bayr. Landtags und des deutschen Reichstags, 86 Jahre alt, am 12. Nov., in München.

Friedinger, Dr., langjähriger Direktor der Landesgebär- u. Findelanstalt, trefflicher Arzt, dessen Spezialität das Impfwesen war, 71 Jahre alt, am 18. November, in Wien.

Gould, Jay, Präsident der Union Pacific Bahn und der Missouri Pacific Bahn, einer der bedeutendsten Geldmänner und Eisenbahnkönige der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, am 2. Dezember, in New-York.

Hagen, Ludwig, Professor, k. preuß. Geh. Oberbaurat und vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, am 19. November, in Berlin.

Iversen, Axel, Prof. der Chirurgie am Gemeindehospital in Kopenhagen, hervorragender Vertreter seines Faches, am 22. November, in Kopenhagen.

Kljuschnikow, Viktor Petrowitsch, bekannter russischer Schriftsteller, 51 Jahre alt, am 20. November, in St. Petersburg.

Krug, Karl, der 1859 den ersten Versuch des Weinbaus in Kalifornien machte und auf seinem Weingut einen trefflichen Wein erzeugte, 67 Jahre alt, am 31. Oktober, zu St. Helena bei Napa in Kalifornien.

Lavigerie, Karl Martine Allemand, Kardinal u. Erzbischof von Algier u. Karthago, 67 Jahre alt, am 26. Nov., in Algier.

Löscher, Hermann, k. ital. Hofbuchhändler, der Gründer der drei großen Verlags- und Sortimentsgeschäfte in Turin, Florenz und Rom, 61 Jahre alt, am 22. November, in Turin.

Madai, von, Guido, k. preuß. Wirkl. Geheimerat, früherer Polizeipräsident von Berlin, 82 Jahre alt, am 24. November, in Homburg v. d. H.

Meyer, Fr. Hermann, Bibliothekar des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, 68 Jahre alt, am 11. November, in Leipzig.

Müllerklein, Bernhard, Oekonomierat, als Obstbaumzüchter in weiten Kreisen des In- und Auslandes bekannt, am 25. November, in Karlstadt in Unterfranken.

Neeb, Philipp, Jakob, k. u. k. Forstmeister i. P., hochverdient um die wissenschaftliche Erforschung des Landes Tirol, sowie im histor. u. archäologischen Fach sehr bewandert, 87 Jahre alt, am 14. November, in Bozen.

Nordeck zur Rabenau, v., Ferdinand, Freiherr, großherzoglich hess. Oberstallmeister, Kammerherr u. Oberst à la suite der Kavallerie, 55 Jahre alt, am 23. November, auf einem Rheindampfer bei Gernsheim.

Offermann, Theodor, Baron, hervorragender mährischer Großindustrieller, hochverdient um die Hebung der Brünner Tuchfabrikation, 70 Jahre alt, am 15. November, in Brünn.

Pacoret di San Bon, S., k. ital. Marineminister, Vizeadmiral und Senator, am 26. November, in Rom.

Parry, Robert, berühmter wallisischer Barde, 88 Jahre alt, Mitte November, in Ludlow, Salop.

Petersen, Karl, Dr., erster Bürgermeister der Freien Stadt Hamburg, 83 Jahre alt, am 14. November, in Hamburg.

Ransonnet von Villez, Freiherr, Karl, k. u. k. Geh. Rat u. vormaliger Vizepräsident des k. u. k. Obersten Rechnungshofes, 90 Jahre alt, am 25. November, in Wien.

Rütgers, Guido, bedeutender Großindustrieller, der österr. Chef der bekannten deutschen Teerproduktenfirma, der in Oesterreich die Imprägnirung von Eisenbahnschwellen einführte, 59 Jahre alt, am 15. November, in Ybbs an der Donau.

Sacher, Eduard, bekannter Wiener Hotelier, der sich in gastronomischen Kreisen einen Weltruf erworben hat, 49 Jahre alt, am 22. November, in Wien.

Spencer-Churchill, George Charles, achter Herzog von Marlborough, 48 Jahre alt, am 8. November, im Blenheim-Palast bei Woodstock, Oxford.

Streintz, Heinrich, Dr., Prof. der mathematischen Physik an der Universität Graz, 44 Jahre alt, am 11. Nov., in Graz.

Tauber, J., dän. Folkethings-Abgeordneter, Leiter der „Sorö Amtstidende“, 65 Jahre alt, am 24. Oktober, in Kopenhagen.

Wieseler, Friedrich, Dr., k. preuß. Geh. Regierungsrat, Prof. der Archäologie an der Universität Göttingen, 81 Jahre alt, am 5. Dezember, in Göttingen.

Wolff, Otto, Dr., ehemaliger Chefredakteur der „Ostsee-Zeitung“, einer der bewährtesten und begabtesten Vorkämpfer der Handelsfreiheit, am 13. November, in Stettin.

Literatur.

Im Verlag der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München erschien: „Frauengestalten aus deutschen Fürstenhäusern“ von Anna Freund. Dieses, mit dem Porträt der Königin Luise von Preußen geschmückte Werk behandelt in lichtvoller, anmutender Darstellung den Lebensgang zwölf edler Fürstinnen und dürfte sich ganz besonders zur Lektüre von Deutschlands Frauen und Töchtern eignen.

Eine böse Zunge ist es, aber eine geistreiche böse Zunge, die uns in den vielbesprochenen „Memoiren der Markgräfin von Bayreuth“ über alle möglichen Personen und Vorgänge des vorigen Jahrhunderts berichtet. Und wer hätte als eifriger Zuhörer nicht stets ein gut Teil Bosheit gern in den Kauf genommen und verziehen, wenn sie mit so viel Geist einhergeht und sich Geltung schafft! Für diese Duldsamkeit sind eben die vorliegenden Memoiren der scharfzüngigen Schwester Friedrichs des Großen ein sprechender Beweis. Erlebt doch die bei H. Barsdorf in Leipzig erschienene deutsche Ausgabe dieser Denkblätter eine Auflage über die andere. Der uns vorliegenden neunten, die mit dem charakteristischen Bildnis der Verfasserin geschmückt und durch eine biographische Skizze über ihre letzten, in den Memoiren nicht beschriebenen Lebensjahre ergänzt ist, wird sicherlich in nicht sehr langer Zeit die zehnte folgen.

Im Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin erschien „Franz Dingelstedt“, Blätter aus seinem Nachlaß, mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg. Wie kein anderer war der feinfühlige Julius Rodenberg, der als treuer Landsmann dem „kosmopolitischen Nachtwächter“ nahe stand, berufen, die Biographie Franz Dingelstedts zu schreiben. Wenn auch Rodenberg in seiner bescheidenen, prunklosen Art sich zu geben, diese Erinnerungen an Franz Dingelstedt nicht als eigentliche Biographie gewürdigt wissen will, so wird man doch in diesem prächtigen Werke, das eine über das Grab hinausdauernde Freundschaft gezeitigt, den Lebensgang Franz Dingelstedts von den Tagen der ersten Kindheit an in so anschaulicher und lebensvoller Weise gezeichnet finden, wie es kaum in dem ebenso weitläufigen als nüchternen Rahmen einer Biographie möglich gewesen wäre. Hier spricht der Freund vom Freunde, schildert ihn, wie er gewesen, in seiner ganzen Menschlichkeit und, ohne seine Fehler zu beschönigen, weiß er die glänzenden Eigenschaften des ehemaligen Leiters des Wiener Burgtheaters in das richtige Licht zu setzen. Das Werk Rodenbergs gewährt einen ungetrübten Genuß, dem sich kein Literaturfreund entziehen sollte.

Im Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottländer in Breslau, erschien in zweiter Auflage „Fünfzig Jahre im Dienste des nationalen Gedankens“, Aufsätze und Reden von Karl Biedermann. Neben dem persönlichen Interesse, welches diese Schrift durch die Veranschaulichung der fünfzigjährigen Thätigkeit ihres Verfassers als Publizist und Parlamentarier für seine Freunde und Gesinnungsgenossen haben dürfte, enthält sie auch ein sachliches, indem sie die verschiedenen Phasen, die der nationale Gedanke in den letzten fünfzig Jahren durchlaufen hat, vergegenwärtigt, und zwar nicht bloß, wie des Verfassers „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte“, zu dem sie eine Art von Nachtrag bildet, in Form der Erzählung, sondern in der Form der lebendigen Rede in Wort und Schrift.

Abermals publizirt die Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig einige neue Bände ihrer so beliebten illustrirten Katechismen: Der „Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte“ von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem gibt in der klaren und leichtfaßlichen Form des Katechismus eine Anleitung, sich die in den Kreisen der Gebildeten unerläßlichen Formen zu erwerben. — Ein umfassendes Handbuch des erziehlichen Arbeitsunterrichts bietet Dr. Woldemar Götze in seinem „Katechismus des Knabenhandarbeits-Unterrichts“. Es ist dies eine, wenn auch kurzgefaßte, so doch eingehende und zusammenhängende Erörterung aller wichtigen Gesichtspunkte, wie die Darstellung des Wesens der erziehlichen Handarbeit, der Gründe für und der Einwände gegen sie, ihrer historischen Entwicklung, der praktischen Ausgestaltung der ihr zu Grunde liegenden Idee, also die Erwägungen über Schüler und Lehrer, über die Arbeitsfächer und die Arbeitsgegenstände, über Materialien, Werkzeuge und die Einrichtung der Werkstätten, die Beziehungen der Handarbeit zu anderen Unterrichtsfächern, ihre Stellung an verschiedenen Schulen und Erziehungsanstalten und so weiter. — Der „Katechismus für Bergsteiger, Gebirgstouristen, Alpenreisende“ von Julius Meurer bezweckt, dem in den letzten Jahren so bedeutend angewachsenen Reisepublikum in den Gebirgsländern eine kleine Anleitung zu geben, in welcher Weise der Alpenfahrer von seiner Reise den bestmöglichen Erfolg und die thunlichst größte Annehmlichkeit ziehen kann. Besondere Berücksichtigung ist dabei dem Gebirgstouristen, der schon tiefer in die Thäler und höher ins Alpenland eindringt, zu teil geworden, und in eingehendster Weise sind die Bedürfnisse und das Gebahren des Alpinisten und Hochtouristen in Erwägung gezogen worden.

Einen überaus wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit bietet das im Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin erschienene Werk: „1888 bis 1891. Soziale Briefe aus Berlin“, mit besonderer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen von Otto von Leixner. In 35 Briefen, die ursprünglich in der „Kölnischen Zeitung“ erschienen, schildert der Verfasser die sozialen Verhältnisse der Reichshauptstadt in der Gegenwart. Otto von Leixner hat sich nach Kräften bemüht, gerecht zu sein und weder nach oben noch nach unten zu schmeicheln. Wir erhalten treffliche Momentbilder aus dem sozialen Leben Berlins, dessen treue Wiedergabe in keiner Weise angezweifelt werden kann. Die Abschnitte, in denen die Sozialdemokratie und die Verhältnisse der handarbeitenden Stände behandelt werden, bilden den Schwerpunkt der „Sozialen Briefe“, die auf dem Boden jener Sozialreform stehen, die in den letzten Zeiten Kaiser Wilhelms I. eingeleitet wurde und von unserem jetzigen Herrscher mit warmer

Begeisterung und festem Willen mit Hilfe des Volkes weiter geführt wird. Das ausgezeichnete, die vitalen Interessen der unmittelbarsten Gegenwart berührende Werk darf des Erfolges sicher sein.

In seinen „Kulturgeschichtlichen Skizzen" erklärt sich O. Henne am Rhyn gegen eine einseitig darwinistische Behandlung der Kulturgeschichte, gesteht aber gleichzeitig zu, daß die Frage: „Woher kommt die Menschheit?" auch heute noch eine offene sei, und daß wir noch nicht über den schönen Gedanken des Verfassers der Genesis hinaus wären, daß Gott dem ersten Menschen seinen Atem einblies. Die „Kulturgeschichtlichen Skizzen" O. Henne am Rhyns umfassen einen überaus reichen Inhalt, der in geschmackvollster Form geboten wird. Ganz besonders läßt der Autor der Entwicklung des religiösen Bewußtseins mit Recht eine eingehende Würdigung zu teil werden.

Im Verlag des Literarischen Instituts von Dr. M. Huttler, Konrad Fischer (Verlagsabteilung) in München erschien: „Der Einfluß der Luft auf den Menschen" mit einem Anhange: Ueber die Wahl der Gesundbrunnen von Professor Dr. med. **Hegewald** in Meiningen. Diese trefflich geschriebene kleine Schrift behandelt in sachkundigster Weise den hervorragenden Einfluß der Luft auf den Menschen. Es sind kurze Artikel, die in alphabetischer Reihenfolge die verschiedenen Beziehungen der Luft in leichtfaßlicher Weise erörtern. Das Werk darf allen, die es mit der Erhaltung ihrer Gesundheit ernst nehmen, warm empfohlen werden.

Im Selbstverlag des Verfassers und in Kommission von Cranston und Stowe in Cincinnati erschien: „Denkwürdigkeiten aus der Neuen Welt", ein Beitrag zum vierhundertjährigen Jubiläum der Entdeckung Amerikas von **W. Fotsch**, zwei Bände. Dieses Buch bringt zum vierhundertjährigen Jubiläum der Entdeckung der Neuen Welt (1892) in überaus fesselnder Schilderung den Lebensabriß des berühmten Genuesen Columbus, des Cortez und Pizarro, sowie ihrer Nachfolger. Die Geschichte dieser „Denkwürdigkeiten" fassen einen Zeitraum in sich von der Entdeckung Amerikas bis zur Ausmerzung der Sklaverei in der Neuen Welt und markiren den Uebergang des menschlichen Geschlechts vom Zustand der Sklaverei zur Freiheit.

Von dem Lieferungswerke „Geschichte des deutschen Volkes" von **G. Dittmar** (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung) liegen nun auch die Lieferungen 7 bis 10 vor und ist damit der zweite Band dieses trefflichen Werkes zum Abschluß gebracht, der die Geschichte Deutschlands bis zum westfälischen Frieden führt. Daß der Verfasser neben der Darstellung der rein geschichtlichen Ereignisse auch die Kulturgeschichte des deutschen Volkes in hervorragender Weise berücksichtigt, gereicht diesem Werke zu ganz besonderem Vorteil.

Unter dem Titel „Skizzen aus dem heutigen Volksleben" hat **Fritz Anders** im Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig eine Sammlung von Aufsätzen herausgegeben, die im Laufe des letzten Jahrzehnts in den „Grenzboten" veröffentlicht wurden. Es sind dies porträtähnliche Bilder aus der Gegenwart, bei deren Entwurf dem Autor ursprünglich die Absicht vorschwebte, die staatlichen und sozialen Verhältnisse, sowie die Wirkung der gegenwärtigen Gesetzgebung an konkreten Dingen und Personen zu zeigen.

Ein hochbedeutendes Werk ist im Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin unter dem Titel „Nautische Rückblicke" von Vizeadmiral **Batsch** erschienen. In den drei Abteilungen: 1. Reformen im Seekrieg, Kriegskauffahrer und Seemanöver, 2. Zur Marinegeschichte und 3. Deutsches Meer und Ostsee, behandelt der Autor eine Reihe der wichtigsten Fragen auf dem Gebiete der Kriegsnautik in meisterhafter Form und einer auch dem Laien wohlverständlichen Weise. Ueber Reformen im Seekrieg hat Vizeadmiral Batsch seine eigene, wohlbegründete Meinung; er sagt hierüber: „Die grundlegenden Gesetze, die man erwartet, ohne in den Erwartungen befriedigt zu werden, sind nur phantastischer Art; die wirklichen und giltigen Gesetze — giltig auf alle Zeiten — sie sind längst vorhanden, und man kommt allmälich zu der Erkenntnis, daß sie sich nicht so leicht ändern." Aus dem reichen Inhalt des Werkes wollen wir noch den Aufsatz: „Helgoland fest oder — sicher?" hervorheben, in welchem Vizeadmiral Batsch zwar nicht für die Befestigung der Insel eintritt, wohl aber der Ansicht ist, daß ihr diejenige Sicherheit zu verleihen sei, welche den Besitz verbürgt.

Im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien erschien „Neugriechischer Sprachführer", Konversations-Wörterbuch von Prof. Joh. K. **Mitsotakis**. Zwischen der neugriechischen Umgangs- und Schriftsprache macht sich eine immer bedeutender werdende Abweichung geltend. Selbstverständlich ist der vorliegende Neugriechische Sprachführer nur in der Umgangssprache abgefaßt. Doch hat der Autor, da sich der Gebildete nicht selten auch feinerer, gewählterer Ausdrücke bedient, das Volk andererseits oft sehr gewöhnliche, zum Teil dem Türkischen oder Italienischen entlehnte Wendungen einflicht, auch die gebräuchlichsten jener feineren und dieser gewöhnlichen Wörter angeführt. Da in allen türkischen Seestädten das Neugriechische die vorherrschende Umgangssprache ist, wird der vorliegende Sprachführer nicht nur denen, welche Griechenland selbst bereisen, sondern auch denen, welche die Türkei besuchen, gute Dienste erweisen.

Im Verlag von Wilhelm Baensch in Berlin erschien „Geschichte und Geographie der deutschen Eisenbahnen von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart 1890", bearbeitet nach Originalquellen als Lehr- und Prüfungsbuch für die deutschen Eisenbahnbeamten, als Handbuch für Börseninteressenten, Kapitalisten und Eisenbahnunternehmer, sowie als Hilfsbuch zum Studium für jedermann von **Arthur von Mayer**, Eisenbahnstationsvorsteher I. Klasse a. D., zwei Bände. Das Werk ist eine, auf den Ursprung zurückgehende und in alle integrirenden Teile eingreifende Eisenbahngeschichte ersten Ranges. Nebst der allgemeinen, in großen Zügen geschriebenen Eisenbahngeschichte Deutschlands als Reich und jedes deutschen Staates, nach Ländergrenzen gruppirt, enthält das Werk die Monographie jeder einzelnen, in Deutschland bestandenen oder noch bestehenden Eisenbahn samt allen Fusionen. Aber auch die Eisenbahngeographie, die Entwicklung der deutschen Eisenbahnpolitik und namentlich die Finanzgeschichte des deutschen Eisenbahnwesens werden in Mayers Eisenbahngeschichte, teils in dem allgemeinen, teils in dem besonderen Teile so vorgeführt, daß alle im Titel des Buches aufgeführten Eisenbahninteressenten das von jedem Gewünschte darin finden.

Das Städtchen Weinsberg mit seiner vielbesuchten, romantischen Burgruine ist durch Justinus Kerner weltbekannt und berühmt geworden und die Dichter aus nahen und fernen Landen und so viele andere Ritter des Geistes haben im gastlichen Kernerhause in gutem Weinsberger Wein Begeisterung getrunken und das Lob Weinsbergs verbreitet. Da darf denn wohl auch eine kleine, anspruchslose Schrift, die im Verlag von J. Stern in Heilbronn erschien, bei allen Freunden des altberühmten Städtchens auf freundliche Anteilnahme rechnen. Dieselbe führt den Titel: „Ein steinernes Album oder Namen und Inschriften auf der Burg Weibertreu nebst vielem andern, was schön und nützlich zu lesen", geschrieben und in Druck gegeben vom Vorstand des Frauenvereins in Weinsberg.

Im Selbstverlag des Verfassers in Rostock i. M. erschien: „Lehrbuch für Stotternde", eine Handreichung für Anstalten und Lehrer und zum Selbstgebrauch, mit Erläuterungen herausgegeben von **Fr. Kreutzer**, Lehrer in Rostock i. M. Diese Schrift will nicht die Quelle des Stotterns erforschen und aufdecken, sondern an seinem Teile helfen, daß der Sprachleidende von seinem Uebel befreit werde. Auf die Theorie wird nur soweit Rücksicht genommen, als es für die richtige und verständige Ausführung der Uebungen erforderlich ist.

Im Verlag von Wilhelm Braumüller in Wien erschien: „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt" von **Ernst Brücke**, emer. Professor der Physiologie an der Wiener Universität und ehemaligem Lehrer der Anatomie an der Akademie der Künste in Berlin, mit 29 Holzschnitten von Hermann Paar. Dieses für Künstler und Kunstfreunde bestimmte Werk erörtert die Ursachen des Verfalles der bildenden Künste und kämpft gegen die Verwilderung in der Darstellung der menschlichen Gestalt.

In Ernst Günthers Verlag in Leipzig erschien: „Stoffwirkung in Lebewesen", Grundgesetzliches für Lebenslehre und Lebenspraxis von Dr. med. **Gustav Jaeger**, Professor a. D. Diese Schrift, die inhaltlich nichts anderes bringt als das, was Professor Jaeger seit 13 Jahren in Wort und Schrift lehrte und praktisch ausübt, bildet einen grundlegenden Leitfaden auf einem Gebiet, dem sich nach langer Vernachlässigung die allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt.

Im Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig erschien: als viertes Heft der „Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins": „Deutsches Namenbüchlein", ein Hausbuch zur Mehrung des Verständnisses unserer heimischen Vornamen und zur Förderung deutscher Namengebung bearbeitet von **Ferdinand Schull**. Diese Sammlung umfaßt Namen, die ursprünglich teils den einzelnen deutschen Stämmen (Bayern, Franken, Alemannen, Goten, Sachsen), zum größeren Teile aber allen Deutschen eigentümlich waren.

In vierter Auflage erschien im Verlag der Schwabacherschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart: „Martha-Dienst und Maria-Sinn", ein Leitstern auf dem Lebenswege für konfirmirte Töchter aller Stände von Bertha Mathé geb. Hüssell. Diese kleine, treffliche Schrift ist ein treuer Ratgeber für die konfirmirte Tochter bei ihrem Eintritt ins Leben, der sich in echt christlicher Weise über den Beruf der Jungfrau und ihre Pflichten verbreitet.

In Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig erschien: „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern", Heft 84, 85. „Uhlands Dramen und Dramenentwürfe", erläutert von Heinrich Düntzer. Um den lange mit Staub bedeckten Dramatiker Ludwig Uhland zur verdienten Anerkennung zu bringen, hat Heinrich Düntzer diesen Band in seine „Erläuterungen" aufgenommen. Mit gewohnter Gründlichkeit wird der Autor dieser pietätvollen Aufgabe gerecht und sein Streben, die sämtlichen Dramen, Entwürfe und Bruchstücke Uhlands, mit besonderer Berücksichtigung der in der Gedichtsammlung von Uhland selbst gegebenen, so viel als möglich ins Licht zu setzen, dürfte allenthalben mit Beifall aufgenommen werden.

Im Verlag von Bernhard Friedrich Voigt in Weimar erschien: „G. Engelmanns neuer Volksbriefsteller", ein praktischer Beirat im bürgerlich-ländlichen Briefstil, sowie bei Abfassung von Annoncen und Gesuchen, wie im Verkehr mit Behörden, vierte vollständig neu bearbeitete Auflage von Karl Cassau, Mittelschullehrer zu Lüneburg. In diesem Buch ist ausdrücklich der bürgerlich-ländliche Gesellschaftskreis ins Auge gefaßt; diesem aber bietet das Werk auch in allen Fällen, selbst da, wo man in Sachen der Unfallversicherung, der Krankenkassen, wie der Alters- und Invaliditätsversorgung zur Feder greifen muß, Muster und Anleitung zum schriftlichen Verkehr in guter und reicher Auswahl dar.

Ein treffliches Werk, das allen Müttern und Hausfrauen nicht warm genug empfohlen werden kann, ist im Verlag von Ernst Keils Nachfolger in Leipzig erschienen unter dem Titel: „Das Buch von der gesunden und praktischen Wohnung" von D. Falkenhorst, mit Illustrationen. Das Werk setzt sich aus 10 Heften zusammen, welche die folgenden Titel führen: 1. Unsere unsichtbaren Feinde, 2. Luft und Licht in der Wohnung, 3. Küche und Gesundheit, 4. die Kinderstube, 5. das Bad im Hause, 6. das Bett und das Schlafzimmer, 7. die Heizung, 8. die Wohnung als Erholungsstätte, 9. die Hausapotheke und 10. das Krankenzimmer. Jedes dieser leichtfaßlich geschriebenen Hefte bietet den deutschen Hausfrauen eine reiche Fülle von praktischen Winken zur Einrichtung ihres Heims.

Im Verlag der Arbeitsstube (Eugen Twietmeyer) in Leipzig erschien in dreizehnter Auflage „Der Beruf der Jungfrau", eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben, mit einem Anhange: Albumblätter für stille Stunden von Henriette Davidis. Dieses empfehlenswerte Werk, das uns in geschmackvoller Ausstattung vorliegt, stellt sich die Aufgabe, der Jungfrau Mittel und Wege zu weisen, die sie auf ihren künftigen Lebensberuf in praktischer Beziehung vorbereiten. Aber auch der höheren Lebenspflichten, der moralischen und religiösen Seite ihrer Wirksamkeit ist gedacht worden, nicht minder der Regeln des Anstandes und der Gesetze der guten Sitte im geselligen Verkehr, auf deren strenge Beobachtung die Frau mehr noch als der Mann angewiesen ist.

Von der in A. Hartlebens Verlag in Wien, Pest und Leipzig erscheinenden illustrirten Ausgabe von „P. K. Roseggers Ausgewählte Werke" mit 900 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer sind nun auch die Lieferungen 57—115 verausgabt und ist damit das prächtige Werk zum Abschluß gebracht worden. Diese letzten Lieferungen umfassen die Bände 3—6 der „Ausgewählten Werke" und weisen folgenden Inhalt auf: „Die Angler in ihren Wald- und Dorfgestalten", „Das Volksleben in Steiermark", „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen", „Jakob der Letzte", „Martin der Mann", „Allerhand Leute", „Dorfsünden", „Feierabende", „Sonntagsruhe", „Aufsätze über Kinder und ihre Erziehung" und „Wahrzeichen". Die Verlagshandlung hat dieser illustrirten Ausgabe ein überaus kostbares Gewand gegeben, die Illustrationen besitzen künstlerischen Wert und so wird wohl auch das Heer der Freunde des gemütstiefen Dichters, der wie kein anderer Land und Leute seiner Heimat zu schildern versteht, auch durch die „Ausgewählten Werke" eine entschiedene Bereicherung erfahren.

Ein Roman, der trotz seiner etwas durchsichtigen Handlung infolge seiner teils blendenden Charakteristik eine höhere Rangstellung beanspruchen darf, ist unter dem Titel „Onkel August", Roman in zwei Bänden von F. Peters, im Verlag von Karl Reißner in Leipzig erschienen. Der Titelheld dieses Romans, ein alter reicher Gutsbesitzer, der sich von der Bewirtschaftung seiner Güter zurückgezogen hat und seine armen Verwandten tyrannisirt, ist zwar nur eine Episode, aber eine so meisterhaft ausgeführte Episode, daß man dem Autor hinsichtlich der Schöpfung dieses Charakters aufrichtig gratuliren kann.

Im Verlag von Julius Baedeker in Leipzig erschien: „Der alte Harkort", ein westfälisches Lebens- und Zeitbild von L. Berger (Witten), M. d. A., mit dem Bildnis Harkorts und Abbildungen seiner Grabstätte und des Harkort-Denkmals, Volksausgabe (der Reinertrag ist zur Unterstützung notleidender Lehrerwitwen bestimmt). Dieses trefflich geschriebene Werk bietet nicht nur eine Biographie des „Alten Harkort", der im Kampfe um die wirtschaftliche und politische Entwicklung seiner Heimat in vorderster Reihe gestanden, sondern gleichzeitig auch ein Stück Kulturgeschichte der „roten Erde". Der Schwiegersohn des Verstorbenen hat in diesem Werke dem „alten Harkort", dem großen Volksmann, ein Denkmal errichtet dauerhafter als Erz.

Unter dem Titel „Meine Raritätenbude" hat E. M. Vacano im Verlag von Braun & Schneider in München eine zwar kleine, aber ausgewählte Sammlung novellistischer Skizzen herausgegeben, die das liebenswürdige Erzählertalent des kürzlich verschiedenen Dichters in das beste Licht setzen.

Im Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn erschien: „Goliath" von F. W. Weber, fünfte bis zwölfte Auflage. Dieses in fließenden Jamben geschriebene Epos schildert das Erdenringen eines Nordlandbauers Olaf, der ob seiner Körperstärke allgemein Goliath genannt wird. Die einfache Handlung des Epos wird durch eine blühende Diktion belebt.

Im Verlag von Levy & Müller in Stuttgart erschien: „Famos!" Der neue Vereinshumorist, eine fortlaufende Sammlung von humoristischen Vorträgen und Aufführungen für eine oder mehrere Personen (Damen und Herren) mit faßlicher Anleitung zum wirksamen Vortrage sowie praktischen Winken für Regie, Kostüm, Maske, Dekoration und Requisiten herausgegeben von Paul Rüthling, königl. württemb. Hofschauspieler a. D. Heft 1—6. In diesen Heften wird eine stattliche Sammlung zündender Deklamationen und Vorträge geboten, die in geselligen Vereinen des Erfolges sicher sein dürften. In jedem Hefte finden im „Briefkasten" die Anfragen und Wünsche der Abonnenten seitens des Herausgebers Beantwortung.

Im Verlag von M. Wilckens in Eisenach erschien: „Geist und Wesen der deutschen Sprache" von Georg Heß, eingeleitet durch eine kurze Lebensbeschreibung des Verfassers von Dr. Karl Heinrich Keck, Gymnasialdirektor a. D. Der Anfangs dieses Jahres verstorbene Direktor des königl. Gymnasiums zu Erfurt, Georg Heß, weist in dieser Abhandlung mit wohlthuender Wärme, doch zugleich leuchtender Klarheit nach, daß der deutschen Sprache vor allen lebenden in demselben Maße der Vorrang gebührt wie der griechischen vor den Sprachen des Altertums.

Im Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig erschien: „Duell-Codex" von Gustav Hergsell, mit sieben Tafeln. Dieses Werk hat sich die Aufgabe gestellt, allen jenen, die durch die Umstände gezwungen werden, sich zu einer bewaffneten Begegnung zu stellen, als Richtschnur darüber zu dienen, wozu sie berechtigt oder verpflichtet sind, andererseits aber alle jene, die durch das Vertrauen berufen werden, bei dem Kampfe als Sekundanten zu interveniren, aber wenig Erfahrung bei Vorgängen in Ehrenangelegenheiten haben, zu lehren, daß es mitunter in ihrer Macht steht, die Chancen bei vollkommener Wahrung der Ehre des zu Vertretenden zu verringern, wenn nicht gänzlich hintanzuhalten. Das Werk dürfte daher allen Offizieren des Beurlaubtenstandes in allen Fällen, wo sie den Rat eines älteren Kameraden nicht einholen können, ein willkommener Behelf sein.

Im Verlag von Julius Hoffmann erscheint in fünfzehn Lieferungen „Die deutschen Bildsäulen-Denkmale des XIX. Jahrhunderts" von Baurat H. Maertens. Die beiden bis jetzt vorliegenden Lieferungen dieses nationalen Prachtwerkes zeichnen sich durch vornehme Ausstattung aus. Jede Lieferung enthält vier Abbildungen von Denkmalen in vorzüglichem Lichtdruck. Der jede Tafel begleitende Text gibt, neben einem kurzen Lebensabriß der durch die Bildsäulen gefeierten Männer, Auskunft über Größenverhältnisse, Material, Aufstellungsweise und Kosten der betreffenden Denkmale. Wie aus dem Prospekte ersichtlich ist, werden die bedeutendsten deutschen Männer unseres Jahrhunderts in diesem Werke vereinigt sein, und somit wird das Ganze ein wertvolles Gesamtbild der kulturgeschichtlichen Bedeutung und der politischen

Erstarkung unseres Vaterlandes geben, wie es schöner nicht gedacht werden kann.

Im Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf ist ein höchst originelles Buch erschienen „Geheimes Tagebuch von Christoph Columbus“, von ihm selbst geschrieben und mit Zeichnungen versehen auf der ersten Entdeckungsreise 1492 nach Westindien, aufgefischt von C. M. Seyppel. Im Jahre 1892 ist in Amerika die 400jährige Jubelfeier der Entdeckung der neuen Welt mit festlichem Gepränge begangen worden. Diesen Umstand hat sich der durch seine ägyptischen Humoresken wohlbekannte Düsseldorfer Dichter und Maler C. M. Seyppel zu nütze gemacht und an das Faktum anknüpfend, daß Columbus nach Entdeckung der neuen Welt auf der Rückreise sein geheimes Tagebuch in einer wasserdichten Tonne in den Schoß des Meeres versenkt habe, eine Humoreske herausgegeben, wie sie origineller kaum gedacht werden kann. Die äußere Ausstattung dieses launigen, trefflich illustrirten Werkes ist eine geradezu überraschende; denn sie nimmt vor allem darauf Bezug, daß das geheime Tagebuch beinahe 400 Jahre auf dem Grunde des Meeres gelegen haben muß.

In A. Hartlebens Verlag in Wien, Pest und Leipzig erschien in achter, vollständig umgearbeiteter Auflage Martin Webskys „Lustfeuerwerkskunst“, eine leichtfaßliche, bewährte Anleitung zur Anfertigung von Lustfeuerwerken, nach den hinterlassenen Papieren des Autors umgearbeitet und erweitert von Tassilo Giesl v. Gieslingen, k. u. k. Oberlieutenant, Feuerwerksmeister. Alle Werke über Lustfeuerwerkerei litten bisher an dem Fehler, daß dem Schießpulver als wichtigstem Bestandteil der Feuerwerksstücke keine universale Aufmerksamkeit geschenkt wurde und insbesondere die bedeutende Verschiedenheit desselben in den verschiedenen Ländern, sowie in den mannigfaltigen Gattungen und Arten unberücksichtigt blieb. Es wird daher in diesem Buche gezeigt, wie einfach man im stande ist, mit einem für irgend eine Pulvergattung richtigen Rezepte auch dann Erfolge zu erzielen, wenn das zur Verwendung gelangende Pulver wesentlich verschiedene Eigenschaften besitzt.

Die Blüten, welche die deutsche Lyrik der Gegenwart hervorzaubert, sind zum Teil recht farblos, zum Teil vom Frost getroffen und in der Entwicklung zurück geblieben. Ja, es gilt hier das Wort Platens: „Selten zeigt sich Einer, welchem jeder Puls wie Feuer schlägt, weil ihn die Natur als ihren Liebling auf den Händen trägt“. Einem solchen Lyriker begegnen wir heute, obwohl er uns schon längst, wenn auch auf anderem Gebiete, bekannt und lieb geworden ist, nämlich Friedrich Spielhagen, der soeben im Verlag von Staackmann einen Band „Gedichte“ veröffentlicht hat, der trotz des schlichten Titels, das beste umfaßt, was in jüngster Zeit auf dem Gebiet der Lyrik in Erscheinung sprang. Gedankenvoll und formenschön, dabei von einer Innigkeit des Empfindens, wie sie nur dem gottbegnadeten Dichter zur Verfügung steht, wandelt Friedrich Spielhagen auch in seinen Gedichten durchaus eigene Pfade, ein weihevoller Sänger der Liebe, der deren Macht und Tücke in zaubervollen Weisen schildert. Die gewaltige Zahl begeisterter Freunde, die der große Romandichter auf epischem Gebiete errungen, wird durch seine Lyrik zweifelsohne noch eine bedeutende Bereicherung erfahren.

Im Verlag von Adolf Bonz u. Cie. in Stuttgart erschien: „Aus Heimat und Fremde“, Lieder und Gedichte von Josef Viktor von Scheffel. Diese, aus dem Nachlasse des Dichters von seinem Sohn veröffentlichten Gedichte bieten eine vollkommene Ergänzung der Werke Josef Viktor von Scheffels. Die Sammlung zerfällt in die Abschnitte: Jugendgedichte, Trompeterlieder, Italienisches, Widmungen, Verschiedenes und Gedenksprüche. Wenn auch den Gelegenheitsgedichten, welche in diese Sammlung mit aufgenommen wurden, wie der Herausgeber selbst zugibt, ein hoher poetischer Wert nicht beizulegen ist, so enthält das Bändchen doch eine ganz stattliche Anzahl wertvoller Gesänge, wie die „Trompeterlieder“ und auch in dem Abschnitt „Verschiedenes“ ist manch echter Scheffel enthalten. — Im gleichen Verlage erschien: „Gedichte“ von Josefine Scheffel, der Mutter des Dichters, die sich ebensowohl durch Wohllaut wie Formvollendung auszeichnen. Bescheiden sagt die Dichterin von ihren Liedern:

„Spielend nur im Heimatthale
Hat die Muse mich gelehrt,
Daß ein Kern in reiner Schale
Doppelt des Genusses wert.

Aber nie ruh'n meine Klänge
Auf der Regel festem Grund,
Sie sind flüchtige Gesänge
In des Alpenhirten Mund.“

Zu den formgewandtesten und gedankentiefsten Dichtern der Gegenwart gehört unstreitig Maurice Reinhold von Stern, von dem abermals eine neue Gabe „Ausgewählte Gedichte“ (E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig) vorliegt. Diese ausgewählten Gedichte enthalten das Beste, was wir bisher der Muse Maurice Reinhold von Sterns verdanken und es ist dies nicht wenig. Den neueren Gedichten nach zu urteilen, scheint es, als wenn der Dichter sich jetzt selbst gefunden hätte und wir wünschen ihm aufrichtig Glück dazu.

„Das Buch des Herzens“ nennt Edwin Bormann neue Dichtungen, die er im Selbstverlag herausgegeben hat und wohl selten entspricht der Inhalt eines Buches so sehr dem Titel, wie in dieser Gedichtsammlung Bormanns, die thatsächliche echte Klänge des Herzens in die Welt hinaustönt.

Im Verlag von Rud. Bechtold u. Cie. in Wiesbaden erschien: „Gedichte“ von Otto Weddigen, Gesamtausgabe, mit dem Bildnisse des Dichters, zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Diese, vielfach „nach berühmten Mustern“ anempfundenen Gedichte sind zwar bezüglich der Form leidlich gelungen, bewegen sich aber fast durchweg in den hergebrachten, ausgetretenen Geleisen.

Bilder in Versen und Träumereien gab Graf Emerich v. Stadion unter dem Titel „Frauenblumen“ im Verlag von J. Haulers Buchhandlung in Wien heraus, die sich durch blühende Diktion und Formgewandtheit auszeichnen.

Eine „Fabrikshygiene“, Darstellung der neuesten Vorrichtungen und Einrichtungen für Arbeiterschutz und Wohlfahrt nach den neuesten Erfahrungen, den einschlägigen Gesetzen und Verordnungen, der einschlägigen Statistik in Deutschland und Oesterreich hat Prof. Max Kraft im Verlag von Spielhagen und Schurich in Wien herausgegeben. Der Herausgeber dieses, durch zahlreiche Abbildungen erläuterten Werkes hat sich in einer zehnjährigen, mit Gefahren verbundenen technischen Praxis mit der heute so vielfach genannten und gepflegten Sicherheit und Wohlfahrt der Arbeiter zu einer Zeit praktisch beschäftigt, als diese Begriffe selbst den maßgebenden Faktoren noch ganz fern gelegen waren. Bis jetzt liegt der, aus zwei starken Hälften bestehende, erste Band abgeschlossen vor. Das Werk soll ein Handbuch für alle diejenigen Industriellen oder Gewerbetreibenden sein, denen das Wohl ihrer Arbeiter am Herzen liegt und einen vollen Ueberblick über all das bieten, was auf dem ganzen Gebiete der Sicherheit und Wohlfahrt der Arbeiter in neuester Zeit durchgeführt, projektirt oder in Erfahrung gebracht wurde. Dieser hohen Bestimmung wird das treffliche Werk in jeder Hinsicht gerecht.

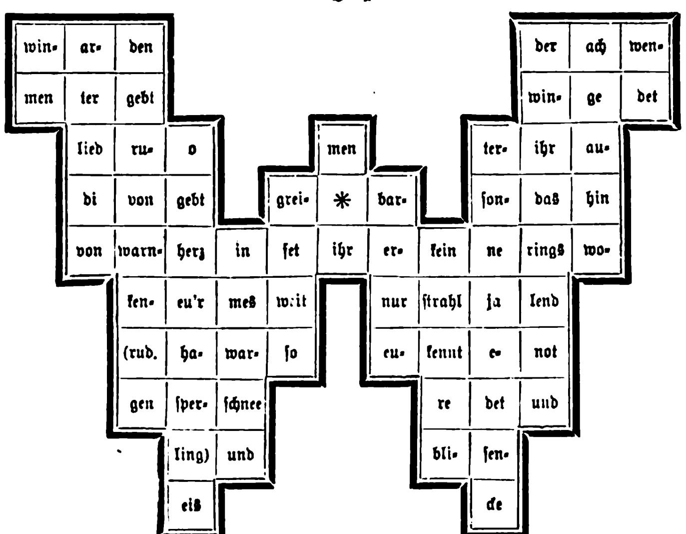
Zu veranschaulichen, wie sich das deutsche Frauenleben in der deutschen Dichtung alter und neuer Zeit ab- und wiederspiegelt, ist der Zweck einer im Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg unter dem Titel „Deutsches Frauenleben im deutschen Liede“ erschienenen Anthologie von Robert König. Es ist dabei nicht auf eine literar-historisch erschöpfende Darstellung abgesehen, sondern auf eine Blütenlese des Charakteristischsten, was deutsche Dichter von deutschen Frauen gesagt und gesungen haben. Das in typographischer Hinsicht prächtig ausgestattete Werk zerfällt in die Abschnitte: Deutsches Frauenleben in Mythologie und Sage, ihren Wiederspiegelungen und Nachklängen, Deutsches Frauenleben in der Geschichte und Ueberlieferung unseres Volkes, Deutsches Frauenleben in der Dichtung des Mittelalters und ihren modernen Nachklängen und deutsches Frauenleben im Liede der Neuzeit.

Ein durchaus eigenartiges Buch, das von jedem Musikfreund willkommen geheißen werden dürfte, erschien im Verlag der Verlags-Anstalt Urania in Berlin unter dem Titel „Der Opernführer“, ein Textbuch der Textbücher, bearbeitet von W. Lackowitz. Der Zweck dieses Opernführers ist, einen Ersatz für die verschiedenartigen Textbücher zu schaffen und allen denen als gewissenhafter Führer zu dienen, die sich über den Verlauf der Oper orientiren wollen. Der Opernführer bringt von 135 Opern älteren und neuesten Datums den Gang der Handlung in ihren wesentlichsten Momenten, so daß man sich in wenigen Minuten des Lesens ein vollkommen klares Bild von dem machen kann, was in jedem Akte des betreffenden Werkes vorgeht. Ein Personenverzeichnis bei jedem Werke, Angabe der Stimmencharaktere, Ort und Datum der ersten Aufführungen, sowie biographische Mitteilungen über die Komponisten und Textdichter dürften nebenbei gewiß willkommen geheißen werden.

Unter dem verheißungsvollen Titel „Wenn man jung ist!“ hat Balduin Groller in E. Piersons Verlag in Dresden und Leipzig drei neue Novellen herausgegeben, die äußerst stimmungsvoll gehalten sind.

Für müßige Stunden.

Winter-Königspromenade.



Rätsel.

Es lockt dich die erste mit kühlendem Schatten
Zur heißen, zur glühenden Sommerzeit,
Dort kannst du erfrischen die Glieder, die matten,
In würziger Waldluft, auf grünenden Matten,
Vom lästigen Zwange der Großstadt befreit.
Dann läßt du der letzten drückende Schwüle;
Wie wird in der ersten erfrischende Kühle,
Beim süßen Nichtsthun, beim fröhlichen Spiele,
Der Blick dir so helle, die Brust dir so weit.

Doch kehrt sich das Wetter mit grimmen Geberden,
Weht stürmisch der Wind, liegt alles verschneit,
In sicherer letzten du lachst der Beschwerden;
Kann deinem Geiste Erholung doch werden
An traulicher Stätte, den Musen geweiht.
Dort zeigt dir das Ganze im Banne der Töne
Die Allmacht der Liebe in blendender Schöne,
Wie Götter sie selbst mit den Menschen versöhne,
Die ihnen zu Dienst und zu Liebe bereit.

Auflösung des Rätsels Seite 245:
Der Schlagbaum.

Neujahrs-Bilderrätsel.



Logogriph.

Auf lustigen Bergen, auf felsigen Höhn
Kannst du mich im Schmucke der Blumen oft sehn.
Und stellst du am Kopfe ein Zeichen mir hin
Ein gesuchter Bewohner der Flüsse ich bin.
Dann vorn noch ein Zeichen, als heiliger Sang
Werd' ich schon gesungen Jahrtausende lang.
Ein Zeichen gestrichen, dann nenn' ich den Mann,
Der als Opfer gefallen dem welschen Tyrann.
Dazu noch ein Zeichen am Schluß, und es kennt
Ein jeder als Sinnbild mich vom Orient.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 246:

Bei jedem Zeichen ist aus dessen Bedeutungsnamen derjenige Buchstabe zu nehmen, d. h. abzulesen, den die unter dem Zeichen stehende Zahl angibt; z. B. bei Zeichen: Warm (2) = a, bei Nebel (5) = l und so fort. Bei dem Pfeil unten (P) ist anzufangen und in der Pfeilrichtung fortzulesen. Das Resultat ist die Bauernregel: Paulus hell und klar, bringt ein gutes Jahr.

Logogriph.

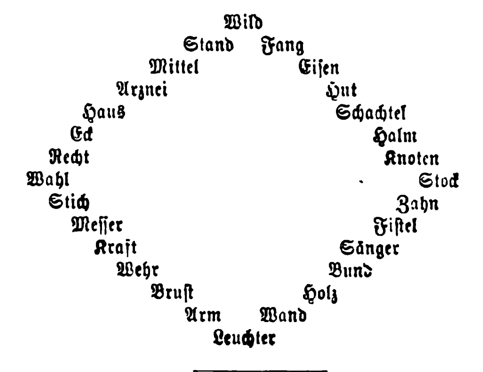
Wechselst du mich, um zu einen
Dich für immer deinem Liebsten traut,
Wirst du nimmermehr wohl scheinen,
Was ich werd', verlier' ich einen Laut.

Anagramm.

Fast alle Färbungen zeigt der Stein, und nicht minder verschieden
Wird er verwandt und geschätzt, aber am liebsten gesehn,
Wenn er an funkelnder Glut wetteifert mit strahlenden Augen,
Feuer, gebettet auf Schnee, Nacken und Armen zum Schmuck.
Werden die Zeichen versetzt, so wechselt des Wortes Bedeutung,
Das sich auf wichtiges hier, dort auf gering'res bezieht.
Gibt's einen Posten im Staat, von vielen begehrt und umstritten,
Ehrgeiz und Streben ein Ziel, wird es mit Stolz wohl begrüßt,
Aber wie hoch klopft das Herz in seligem Jubel der Jungfrau,
Wenn es die Hoffnungen krönt, die sie im stillen genährt!

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Kettengliedrätsels Seite 247:



Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 246:
Damenschneider.

Bilderrätsel.

Rätsel.

Ich bekleide den Priester, bei gottesdienstlicher Handlung
Steht er segnend an mir, stellst ein Zeichen du um.

Rätsel.

Zwei deutsche Flüßchen, unscheinbar und klein,
Die schließen in sich einen dritten ein,
Nachdem von dem ersteren du das Haupt
Und von dem zweiten den Fuß hast geraubt.
Doch wenn beider Namen ganz man vereint,
Eine kleine öst'reichische Stadt dann erscheint.
Von Bergen umgeben und an einem See,
Und wer es nicht glaubt, geh selbst hin und seh.

Ergänzungsrätsel.

„Also, merken Sie es wohl, meine Damen," dozirte der Mythologie-Professor in der obersten Klasse eines Mädchenpensionates; „Aurora nannte man die Göttin der Morgenröte in —, — — in Athen". — „O, wie langweilig diese mythologischen Belehrungen sind!" flüsterte Mariechen ihrer Nachbarin ins Ohr; „möchte er uns lieber von dem Raub der Helena und von — — — Liebesabenteuern erzählen!"

Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 243:

San Sie (Sind Sie) a Mediciner oder a Jurist oder gar a Parra (Pfarrer), Sie da?

Auflösung des Rätsels Seite 244:

Hero, Nero.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 245:

Frage nicht, was andre machen,
Achte deiner eigenen Sachen.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 245:

Liest man von der linken oberen Ecke an nach rechts um das Viereck herum die ober den arabischen Zeichen stehenden Buchstaben in der Weise ab, daß zuerst die Zeichen, bei welchem ein Punkt, dann die mit zwei Punkten, dann die mit einem Strichlein quer, dann mit zwei solchen und zuletzt die mit einem Ringelchen abliest, so erhält man die Sentenz (aus dem Italienischen): 1) Sparsamkeit 2) ist 3) eine 4) große 5) Ernte.

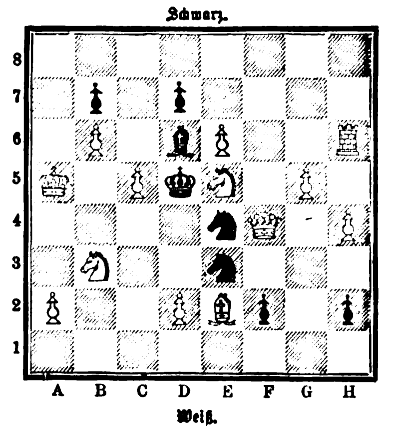
Auflösung des Rätsels Seite 246:

Meerleuchten.

Schach. (Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe 23. Von A. C. Studd.

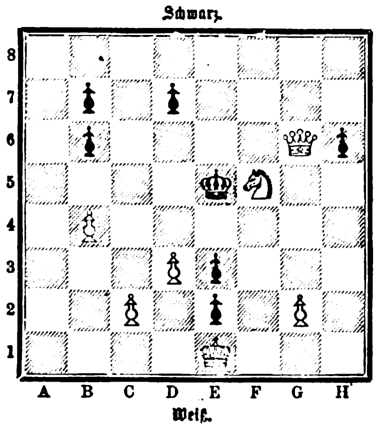
Preisgekrönt in einem nordischen Problemturnier.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Aufgabe 24. Von J. Hane in Berlin.

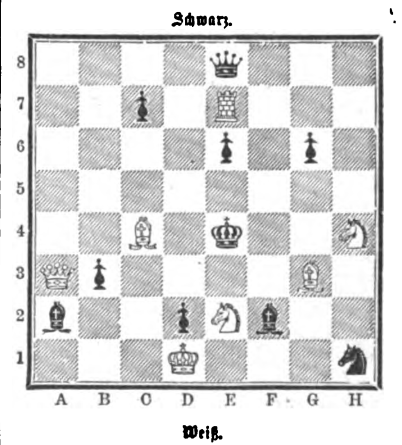
Aus dem Problemturnier des Deutschen Schachbundes.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Aufgabe 25. Von Mendez da Costa.

Erster Preis im Problemturnier des „Holländischen Schachbundes".



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 20 S. 247:

Weiß.
1) S. C 3 — B 1.
Schwarz.
1) Beliebig.
Weiß.
2) D., T. oder S. Matt.

Auflösung der Aufgabe 21 S. 248:

Weiß.
1) T. E 8 — F 8.
Schwarz.
1) S. D 4 n. E 6.
Weiß.
2) D. D 3 — F 5 †.
Schwarz.
2) K. F 6 n. F 5.
Weiß.
3) T. F 8 n. F 7 Matt.

(Auf 1) . . . 1) K. F 6 — E 7; 2) D. D 3 n. H 7 ꝛc.; auf 1) . . . 1) K. F 6 n. E 6; 2) D. D 3 — E 4 †; auf 1) . . . 1) K. F 6 — G 7; 2) T. F 8 n. F 7 † ꝛc.

Auflösung der Aufgabe 22 S. 248:

Weiß.
1) S. B 6 — C 4 Drohung 2 T. E 6 — E 3 und 3 D Matt.
Schwarz.
1) S. G 1 — E 2.
Weiß.
2) T. E 6 — E 4 †
Schwarz.
2) D 5 n. E 4 oder K. D 4 — D 3.
Weiß.
3) D. F 5 n. D 7 oder T. E 4 — F 4 Matt.
A) Weiß.
1) . . . .
Schwarz.
1) T. D 7 — C 7 (E 7 — F 7, D 6).
Weiß.
2) D. F 5 — E 4 †.
Schwarz.
2) D 5 n. E 4.
Weiß.
3) T. E 6 — D 6 Matt.

(Auf 1) . . . 1) L. E 1 — D 2 (F 2); 2) S. C 4 — E 5 ꝛc.; auf 1) . . . . . 1) S. G 1 — F 3; 2) T. E 6 — E 3 ꝛc.)

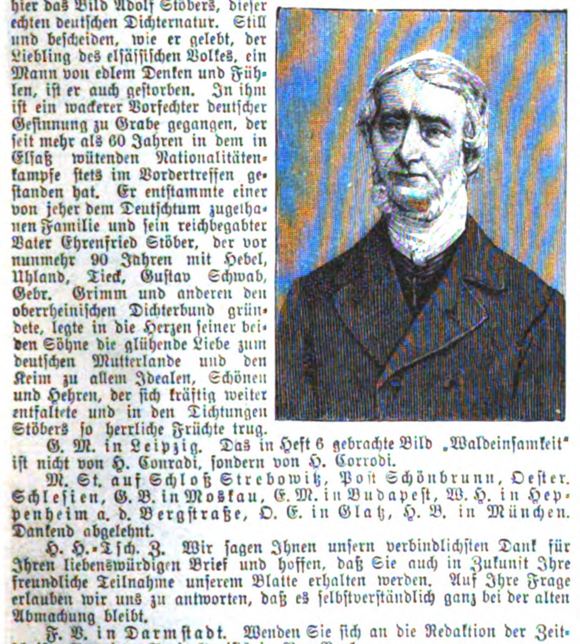


EHRE SEI GOTT IN DER HÖHE FRIEDE auf ERDEN
Für Pantoffel
IN AFRICA
HECTOR'S Christbescheerung
IN GALA!
NICOLAUS
WEIHNACHTEN im WALDE
Grosse Weihnachts PARADE.
BRENDAMOUR
E. Unger

Briefmappe.

Elise Sch. in Leipzig. Als einen ganz besonders hübschen Schmuck für den Weihnachtsbaum empfehlen wir Ihnen den von der Firma Louis Wertheim in Frankfurt a. M.-Bornheim in Handel gebrachten „Unverbrennbaren Schnee". Ein damit geschmückter, angezündeter Christbaum erstrahlt im natürlich glitzernden Winterkleide, so täuschend, daß der Effekt, namentlich bei Kindern, ein ganz gewaltiger ist. Der Schnee besteht zum größten Teile aus feinstcardirter canadischer Asbestfaser, der durch Zusatz von Glimmer und anderen mineralischen Stoffen das Aussehen von wirklichem Schnee verliehen wird, und ist gänzlich unverbrennbar und gefahrlos, da selbst die direkte Berührung der Flamme nicht im stande ist, die zarte Faser zu entzünden oder auch nur ins Glimmen zu bringen.

Dr. A. L. in Dresden. Ihrem Wunsche zu entsprechen bringen wir hier das Bild Adolf Stöbers, dieser echten deutschen Dichternatur. Still und bescheiden, wie er gelebt, der Liebling des elsässischen Volkes, ein Mann von edlem Denken und Fühlen, ist er auch gestorben. In ihm ist ein wackerer Vorfechter deutscher Gesinnung zu Grabe gegangen, der seit mehr als 60 Jahren in dem in Elsaß wütenden Nationalitätenkampfe stets im Vordertreffen gestanden hat. Er entstammte einer von jeher dem Deutschtum zugethanen Familie und sein reichbegabter Vater Ehrenfried Stöber, der vor nunmehr 90 Jahren mit Hebel, Uhland, Tieck, Gustav Schwab, Gebr. Grimm und anderen den oberrheinischen Dichterbund gründete, legte in die Herzen seiner beiden Söhne die glühende Liebe zum deutschen Mutterlande und den Keim zu allem Idealen, Schönen und Hehren, der sich kräftig weiter entfaltete und in den Dichtungen Stöbers so herrliche Früchte trug.



G. M. in Leipzig. Das in Heft 6 gebrachte Bild „Waldeinsamkeit" ist nicht von H. Conradi, sondern von H. Corrodi.

M. St. auf Schloß Strebowitz, Post Schönbrunn, Oester. Schlesien, G. B. in Moskau, E. M. in Budapest, W. H. in Heppenheim a. d. Bergstraße, O. E. in Glatz, H. B. in München. Dankend abgelehnt.

H. H.-Tsch. Z. Wir sagen Ihnen unsern verbindlichsten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief und hoffen, daß Sie auch in Zukunft Ihre freundliche Teilnahme unserem Blatte erhalten werden. Auf Ihre Frage erlauben wir uns zu antworten, daß es selbstverständlich ganz bei der alten Abmachung bleibt.

F. B. in Darmstadt. Wenden Sie sich an die Redaktion der Zeitschrift „American Agriculturist" in New-York.

„Abonnent in Südamerika". Deutsche Grammatik von Daniel Sanders.

Fr. Keller in Pilsen. Das Chaptalisiren des Weines, ein von dem französischen Minister Chaptal eingeführtes Verfahren der Weinverbesserung, besteht darin, daß man in einem zu sauren Moste den Ueberschuß an freier Säure durch Zusatz von Marmorstaub (kohlensaurer Kalk) abstumpft und dann reinen Rohrzucker zusetzt, dessen Menge sich nach dem Zuckergehalt des Mostes und dem zu erzielenden Alkoholgehalt richtet. Das Chaptalisiren eignet sich in erster Linie für Bouquetweine und ist vorzugsweise in Frankreich zur Herstellung der edlen Burgunderweine in Gebrauch. Das Petiotisiren, welches durch den burgundischen Gutsbesitzer Petiot eingeführt wurde, hat eine Vergrößerung der Weinausbeute zum Zweck und besteht darin, daß man nach dem Ablassen des Jungweines die zurückbleibenden Treber mit Zuckerlösung übergießt und zum zweitenmal der Gärung überläßt. Dies wird eventuell noch mehrmals wiederholt, wodurch eine Vermehrung des ursprünglichen Weines um mehrere hundert Prozent erzielt wird. Gegen das Petiotisiren, das vorzugsweise in Frankreich ausgeübt wird, läßt sich nichts einwenden, wenn reiner Zucker verwendet und die petiotischen Weine als solche bezeichnet werden.

M. L. in Bozen. Der höchste Schornstein des Kontinents und Europas soll in Freiberg in Sachsen (den Habsrückner fiskalischen Schmelzhütten gehörig) sein (Höhe: 140 Meter); dann folgen der von Port Dumder bei Glasgow (138), der der Bleihütte Mechernich bei Aachen (134), der von St. Rollex. Glasgow (132,7), wonach erst der in Stolberg bei Aachen mit 122,15 Meter käme.

E. R. in Schwiebus. Darüber kann Ihnen jede Papierhandlung Auskunft erteilen.

Dr. A. H. in Elberfeld. Nach der Fraktionsliste des Deutschen Reichstages werden die Parteien in nachstehender Stärke erscheinen: Deutsch-Konservative 66, Reichspartei 18, Zentrum 107, Polen 16, Nationalliberale 42, Deutschfreisinnige 67, Volkspartei 10, Sozialdemokraten 36, bei keiner Fraktion 30, zusammen 392. Erledigt sind 5 Mandate.

H. K. in Großdorf bei Braunau in Böhmen. Der deutsche Kaiser gehört dem evang.-lutherischen Glauben an.

Deutscher in Moskau. Brief weiter befördert.

Hessischer Rittergutsbesitzer. Wenn Ihnen die Bereitung und Parathaltung eines der Mittel, welche in unserem Aufsatze in Heft 4, Seite 963, „Schnelllöschwesen im Hause" angegeben sind, zu viel Umstände macht, so beziehen Sie dieselben besser in fertigem Zustand. Die Feuerlöschmasse von Gg. Müller, „z. Rehleseiler", in Kaufbeuren verdient alle Anerkennung.

Baronin Th. v. P. in Marburg in Steiermark. Das Rubenicek'sche Verfahren zur Metallisirung des Holzes besteht darin, daß man das Holz zunächst mehrere Stunden in einer kaustischen Alkalilauge bei 60 bis 70 Grad C. liegen läßt und dann mit einer Kalkhydratlösung übergießt, der man nach 24 bis 36stündiger Einwirkung eine konzentrirte gemischte Lösung aus Aetznatron und Schwefel zusetzt. In dieser Auflösung bleibt das Holz bei einer Temperatur von 30 bis 40 Grad C. etwa 48 Stunden und wird dann $1^1/_2$ bis 2 Tage in eine Lösung von essigsaurem Blei eingetaucht. Das so behandelte Holz wird nun bei mäßiger Temperatur allmälich getrocknet und vermittelst eines Polirwerkes abgerieben, wobei es einen vollkommen metallischen Glanz erhält, der durch Abglätten mit Blei- und Zinkplättchen und zuletzt mit Glas noch erhöht wird.

„Emmerich". Wenn es nicht die allergewöhnlichsten Marken sind, wenden Sie sich an eine der vielen Briefmarkenhandlungen, zum Beispiel Gebrüder Senf in Leipzig.

Dr. J. B. in Zichydorf. Wenden Sie sich um Auskunft an Herrn A. v. der Becke-Klüchtzner in Baden-Baden oder an Hefners Heraldisches Bureau in München.

H. sen. in Neckarau bei Mannheim. Wir sind schon seit zwei Jahren von diesen astronomischen Berichten abgekommen, da jeder astronomische Kalender eine bessere Uebersicht gibt.

Fritz v. N. in Aachen. Nach der letzten Volkszählung von 1890 beträgt die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika 62,622,250 Seelen, wovon 32,067,880 männlich und 30,554,370 weiblich, 53,372,703 im Inlande und 9,249,547 im Auslande geboren, 54,983,890 Weiße und 7,638,360 Farbige sind. In Städten, das heißt in Ortschaften mit und über 8000 Einwohner leben 18,235,670 Köpfe. Die größte Stadt ist New-York mit 1,515,301 Einwohnern, dann folgt Chicago mit 1,099,850 Einwohnern. Im Durchschnitt wohnen auf jedem Quadratkilometer nur 8 Menschen.

Mania v. P. in Tiflis. Als sehr empfehlenswertes und gediegenes Buch in dieser Beziehung können wir Ihnen das schon in vierter Auflage im Verlage der Expedition des „Deutschen Hausfreundes" in Hamburg erschienene Werk „Auf biblischen Pfaden" von C. Rinck nennen. Es enthält sehr anschaulich geschriebene und mit vielen trefflichen Illustrationen versehene Reisebilder aus Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei. In seiner geschmackvollen Ausstattung eignet es sich ganz besonders auch als schöne Weihnachts- und Erinnerungsgabe für solche, die schon das Glück hatten, jene berühmten Stätten einer fernen Kultur aufzusuchen.

Louise Emmel in P. Den Brief haben wir dem Verfasser des Artikels übermittelt; das Geld an den Absender in Frankfurt zurückgehen lassen.

Martin H. in Görz. Die Volksetymologie erklärt den Namen der Stadt Altona als „All zu nah", nämlich an Hamburg, mit welcher Stadt es fast zusammenhängt. Altona wird bereits 1547 urkundlich erwähnt, und kam 1640 an die dänischen Könige aus dem Hause Holstein-Glücksburg. 1664 erhielt der Ort vom König Friedrich III. Stadtrechte und stand namentlich im 18. Jahrhundert durch Schiffsbau und Handel in hoher Blüte. Seit 1866 gehört die Stadt zu Preußen.

Richtige Lösungen sandten ein: H. Z. und A. B. in Chalet Viktoria in der Schweiz. Alice F. in Hamburg. „Maus und Mucki, die Ueberglücklichen" in Hamburg. Minna Treibert in Verona. Teresina in Paris. Erich Freund in Bukarest. Jg. Keller in Wien. „Tante Minchen" in Meißen. Joh. P. Stoppel in Hamburg. Amaranth Wagner in Wyandotte, N.-A. Viktoria Picek in Prag. Marfa Dressel in Andorra la Vieja. „Fräulein Disputax" in Stuhr in Oldenburg. „Mutter Anna" in St. Petersburg. Amalie von Kaler in Burgau in Steiermark. „Tristan und Isolde" in Nimes. Antonie Sporer in Lipovlja. John G. Bering in Singapore. Frederica Polah Mulder in s'Gravenhage in Holland. „Elfriede" in Darmstadt. Clemens Leo Rohl in Neuwied. „Sein Eigen" in Marbach. Kamill Heller in Innsbruck-Wilten. Mack von Czer in Karlsbad. Klara Fallgatter in Waldenburg in Sachsen. Anna v. Kr. in Riga. A. v. Lublan in Budapest. Wanda von Rex in Athen. „Maria Magdalena" in Athen. Elise Lang in Frankfurt a. M. Helene Schmidt in Bolkenhain in Schlesien. Martha Filbert in Antwerpen. Ida Kremer in Robschütz bei Meißen. Anna Mirus in Christiania. Henriette Helbling-Tschudy in Zürich. Michael Zinz in Velsö-Viso in Ungarn. „Gouvernante" in Barcelona. Frieda M. in Karlsruhe. Pia Delonge in Konstanz a. B. Mania v. P. in Tiflis. „Seerose" im Palermo. „Mascotte" in Kairo.

Gesundheitspflege.

M. Ohrt. Burlington. Besten Dank für Ihre Mitteilungen. Weiteren Berichten über diese Anstalten sehen wir gerne entgegen.

E. Frei, Zürich. Ihren Zwecken dürfte am besten das Werk von Dr. Clasen entsprechen: „Die Haut und das Haar". Erschienen im Verlag von D. Gundert in Stuttgart und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

J. P. in L... Desgleichen. Sie finden in diesem Buche die verschiedensten Haarfärbemittel angegeben.

E. F. Scholz. Das Piperazin ist wohl schon in jeder Apotheke zu haben und kann Ihnen von jedem Arzt verordnet werden. Dr. Schm.

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Wilhelm Wetter in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Der Eisenwurm.

Roman

von

Robert Byr.

(Fortsetzung.)

„Aber nein, ich denke nur, ein augenblicklicher Unmut spricht aus Ihnen," sagte der Graf. „Kommen Sie, die Musik wird Sie zerstreuen."

„Nein, nein, sie wühlt alles noch tiefer auf," begegnete er der Aufforderung, die zum Teil nur an ihn ergangen war, das Zwiegespräch zu beenden. So leise das Geflüster auch gewesen, ward doch die Gräfin davon gestört und sie hatte sich umgesehen. Das veranlaßte aber ihren Gatten nur, seine Stimme noch mehr zu dämpfen, doch ersetzte, was sie dabei an Ton einbüßte, reichlich der gesteigerte Ausdruck.

„O, lassen Sie mich sprechen, verwehren Sie es mir nicht! Es thut mir so wohl, daß ich es endlich einmal darf. Glauben Sie denn nicht, daß sich der Drang dazu bis zum unabweislichen Bedürfnis steigern kann, daß man es schließlich hinausschreien möchte vor Zorn und Schmerz? Und welche Erleichterung, wenn man reden kann! Gönnen Sie mir dieselbe nicht? Nein, Sie werden nicht so strenge sein gegen mich; ich weiß, Sie haben ein warmes Herz, es schlägt mir wohlwollend entgegen, es ist ja voll unermeßlicher Güte. Und dann, wer weiß, wenn sich die Gelegenheit wieder ergibt; so lassen Sie mich alles sagen!"

„Aber hier ist doch kein Beichtstuhl," wendete sie noch immer im Versuch zu scherzen ein.

„Der ist überall, wo eine Seele die andere versteht und milde aufnimmt."

Sie senkte den Kopf. Es war nicht schwer zu ahnen, daß der Graf von seiner Ehe sprechen wollte und sich in ihr nicht glücklich fühlte. Er hatte sie, wie alle Welt wußte, nur geschlossen, um seinen bedrängten Verhältnissen abzuhelfen; das war in seiner Lage ganz begreiflich. Sein Vater hatte ihm nur ein halbverfallenes Schloß in den Bergen hinterlassen, das einzige von den Schulden nicht aufgezehrte Besitztum der einst so stolzen Grafen von Casalta, deren Geschlecht jetzt diesseits der Alpen auszusterben drohte und der letzte Sprößling wäre gezwungen gewesen, es zu verkaufen, nachdem er seinen Posten bei der Gesandtschaft in Rom verlassen mußte, wenn er nicht einen Ausweg gefunden hätte. Die Gesellschaft war damals, vor wenigen Jahren, durch die Nachricht seiner Vermählung mit der Tochter eines reichen Gewerkers überrascht worden. Die Mesalliance befremdete am Ende nicht, es war nichts Seltenes daran, manch anderer hatte dasselbe gethan und Graf Casalta, mit vielen Familien in freundschaftlicher, ja zumeist auch verwandtschaftlicher Beziehung, fand für seine junge Frau auch nicht allzuschwer Aufnahme in der Gesellschaft. Doch bald war alles darüber einig, daß die Gatten wenig zu einander paßten.

Man hörte zwar niemals von einem Zwist, man bewunderte sogar, wie aufmerksam und rücksichtsvoll der Graf sich seiner Frau gegenüber verhielt, aber niemand zweifelte, daß es nicht ihr Verdienst war, daß sie an ihn nicht hinanreichte und dem nicht entsprach, was ihre Stellung voraussetzte an der Seite dieses interessanten, liebenswürdigen und überall angesehenen Kavaliers. Man hatte alles vergessen, was über sein Vorleben Ungünstiges im Umlauf gewesen und schob, wenn sich ab und zu ein Anlaß zur Verstimmung zeigen wollte, endgiltig der Frau die Schuld zu.

Wenn jedermann so urteilte, weshalb hätte Olga dies allgemeine Gefühl nicht teilen sollen? Sie hatte ja heute wieder die deutliche Empfindung gehabt, daß dem Grafen, wenn er es unter dem Zwang der Umstände auch selbst erwählt hatte, kein glückliches Los gefallen war, aber seine Auslassungen kamen ihr doch unerwartet, nie hatte sie daran gedacht, daß er gerade sie gewissermaßen zu seiner Vertrauten machen wolle. Ihre Worte drückten all ihr Mitgefühl aus, als sie weich und bedauernd sagte: „Kann ich Ihnen denn helfen?"

Es klang wie eine Ablehnung, sie verweigerte ihm aber doch nicht das Gehör, da er sich nicht daran kehrte und in seinen Mitteilungen fortfuhr. Nur zur scherzhaften Feststellung einer Schranke hielt sie den ausgebreiteten Fächer zwischen sich und ihn, er konnte dies ja als Zeichen nehmen, zu schweigen, und wenn er nicht schwieg, so vertraten die dünnen Stäbchen und Blätter des Spielzeuges das ernste Gitter, durch das dem Belasteten die Beichte abgenommen wird. Hinter demselben lauschte sie aber doch mit all der natürlichen Neugierde des

Weibes und einer leicht erklärlichen Spannung dem ihr aufgedrungenen Bekenntnisse.

„Ich will ja nicht andere anklagen," begann es leise, leise und im Tone der Ergebung. „All das Unerträgliche ist meine eigene Schuld, ich nehme sie ganz auf mich, selbst wenn ich vielleicht manches zu meiner Rechtfertigung anführen könnte; aber macht das Bewußtsein, mit eigener Hand sein Lebensglück zerstört zu haben, die Sache besser? Umgekehrt, man verwünscht sich selbst, man hat nicht einmal die Genugthuung, die Last abwälzen und einen andern verantwortlich machen zu können. Man muß sich immer, immer selber zurufen: ‚Thor du, was verlangst du? Hast du dich nicht selber eingemauert, dir selbst die Ketten angeschmiedet?' Und glauben Sie mir, Olga, das ist das Härteste." Das Knirschen seiner Zähne unterbrach diese Betrachtungen, dann fuhr er lebhafter, eindringlicher fort: „Monate, Jahre können dahingehen, ohne daß man das so recht fühlt, es bohrt und wühlt nur ganz im stillen in der Brust herum. Man nimmt sein Schicksal wie es ist und sucht sich in dasselbe zu finden, so gut es geht. Aber einmal kommt ein Tag, wo der Druck plötzlich zu schwer, der Schmerz übermächtig wird, und man in der Verzweiflung meint, das Eisen zerbrechen zu müssen, koste es was es wolle. Mag es meinetwegen noch tiefer ins Fleisch schneiden, bis aufs Blut! Ja, der Moment ist unausbleiblich, ich weiß es jetzt, wo ich mir nicht länger vorlügen kann, er werde nie kommen, ich sei gewappnet dagegen und mein Leben abgeschlossen. — Sehen Sie, es sitzt einer im tiefen Kerker und vermißt das Licht, die Freude, die Welt gar nicht mehr, er hat sich an die trübselige Dämmerung gewöhnt, aber eines Morgens ist irgendwo eine Ritze entstanden, ein Stein aus der Decke gefallen, oder ein Lichtstrahl erhellt wie durch ein Wunder das düstere Gefängnis, der einsam Brütende sieht auf, er wendet, erst geblendet, die erblödeten Augen ab, dann aber erfaßt ihn doch eine geheimnisvolle Sehnsucht und er sieht wieder hin und erblickt mit einemmale die aufgehende Sonne. Da kommt's wie mit einem Schlag. Alles, alles ist anders geworden, die Ruhe dahin, die Entsagung, der dumpfe Gedankenschlaf. Es reißen die Schleier und die Seele ist urplötzlich wach. Eine Feuerflut geht durch alle Adern und im inbrünstigen Verlangen nach der Freiheit, nach dem Leben springt man auf, man möchte dem Lichtstrahl zujauchzen und sich vor die Sonne hinstürzen auf die Kniee in Vergötterung und Anbetung. Ja, man springt auf und rüttelt an den Stäben und will die Thür sprengen, und wenn sie sich nicht rühren wollen, nicht nachgeben, dann ist's wahrhaftig kein Wunder, wenn einer mit dem Kopf gegen die Mauer rennt, ob dieser dabei auch in Trümmer geht."

Sie unterbrach ihn nicht, aber eine jähe Bewegung ihrer Schultern verriet die seltsame Erregung, welche sie bei der wilden Steigerung der Rede allmälich erfaßt hatte. Dies heiße Raunen beunruhigte sie und hielt sie zugleich befangen, jetzt fühlte sie auch jenen glühenden Hauch, der wieder ihren Hals und ihr Ohr streifte, wie wenn der Föhnwind schwer und betäubend durch die Thäler zieht.

Und noch leidenschaftlicher setzte der Flüsternde unter dem Schutze des Fächers seine Beichte fort.

„So ist's, genau so. Nennen Sie mich einen Wahnsinnigen, wenn Sie das Verständnis dafür nicht haben. Aber nein, es lebt ja in Ihnen, Sie wissen, was ich leide, Sie wissen, was mich mit so unsäglicher Sehnsucht erfüllt, denn die Sonne dringt nicht nur in die Kerker ein, auch in die Menschenbrust, sie erhellt auch dort die verschattetsten Winkel, vor ihr kann sich nichts verbergen und sie weiß alles. O Sonne, herrliche Sonne, welche Seligkeit muß es sein, sich von ihrer Glut verzehren zu lassen. Soll ich Ihnen sagen, Olga, wer meine Sonne ist?"

Der Fächer rauschte zu.

„Das darf ich nicht hören," sagte sie rasch und nur um sich aus der Verwirrung zu retten, in die sie das fast unvermittelt hervorbrechende Geständnis nach der überschwenglichen Einleitung versetzte. „Ich kann ja gar nicht acht geben, wenn Sie sprechen." In dem verfinsterten Raum war die Röte nicht zu erkennen, die ihr der versengende Atem ins Antlitz getrieben, doch aber wandte sie dasselbe von dem plötzlich so gefährlich werdenden Beichtkinde ab.

„Meine Sonne sind —"

„Still doch!" Ein Schlag ihres Fächers schnitt das entscheidende Wort ab, dann wies er nach der Bühne: „Dort geht sie eben auf. Stören Sie die prachtvolle Arie doch nicht!"

Und der Befehl fand Gehorsam. Was hätte Graf Casalta in diesem Momente auch noch beifügen sollen, den Eindruck zu erhöhen. Es genügte der erzielte zunächst, über den ihn die halb in Strenge, halb im Scherze erfolgte Auferlegung augenblicklichen Schweigens nicht täuschen konnte. Die schlanke, kleine Hexe war nur geschickt durch ein Schlupfloch entwichen, aber das Lied, das er ihr gesungen, summte gewiß weiter in ihren Ohren, in so lauten Jubeltönen Carmen auch ihren Morgengruß in die Berge hinausschmetterte.

Es fiel kein Wort mehr zwischen ihnen bis zum Ende des Aktes, beide schienen ganz in die Musik und das Spiel auf der Bühne vertieft, und als der Schuß gefallen war und der Vorhang sich senkte, Lärm und Lust das Haus wieder erfüllte, da fand sich keine Gelegenheit, das abgebrochene Gespräch neuerdings anzuknüpfen. Die Gräfin selbst war es, die es nicht mehr dazu kommen ließ. Auch sie rief mit der Menge und klatschte Beifall, aber sie erhob sich zugleich und traf Anstalten, die Loge zu verlassen und in die ihrige zurückzukehren. Nun hätten sie lange genug hospitirt und anderen Besuchern den Platz weggenommen, die den Genuß an der Oper wenigstens nicht stören würden, wie ihr Mann.

„Er hat so gar keinen Sinn für Musik, während ich mich in Musik auflösen möchte. Sie haben sich wohl auch über ihn zu beklagen, liebes Fräulein, aber wenn er Sie langweilte, wäre es eben an Ihnen gewesen, ihn zur Ruhe zu weisen."

„Das ist auch geschehen," erwiderte Olga rasch und mit schelmischem Lachen, das aber diesmal nur

erzwungen war, um das Unbehagen zu verbergen, welches ihr der ziemlich unverhüllte Tadel, sowie der Blick verursachte, den Graf Camillo in ihre Augen versenkte, als wolle er in den Tiefen ihrer Seele die Antwort auf die Frage suchen, ob er sie in der That gelangweilt.

Die Gräfin beschleunigte ihren Aufbruch. Noch einige Verabredungen wurden mit Baronin Hallwitz getroffen, dann zog sich das Ehepaar zurück.

Es stieß unmittelbar vor der Thüre auf dem engen Gange mit dem jungen Jägeroffizier zusammen, der zuvor in der Hofloge gesessen.

„Holla, Reinold, wohin?“ rief ihn der Graf an. „Komm mit uns!“

„Bedaure, habe da drinnen etwas auszurichten. Gräfin sind doch wohl auf? Köstlich, die Lucca, nicht wahr? Brillant konservirt! Bedaure wirklich.“

„Also auf später! Wir sehen uns doch heute noch!“ Und der Graf setzte, seine Frau am Arme, den Weg fort, während diese ihm spöttisch zuflüsterte:

„Für Ablösung wäre also gesorgt. Es thut mir recht leid, daß ich Dich der angenehmen Unterhaltung entreißen muß, aber die hätte jetzt doch ein Ende genommen.“

„Ich bin Dir sehr dankbar,“ lautete die etwas apathische Erwiderung, aus der es eben nicht schwer war, die Ironie herauszuhören. „Jetzt kann ich mich doch ganz Dir widmen. Du weißt, mein Schatz, ich bin am liebsten mit Dir allein.“

Unterdessen war der junge Offizier in die Loge getreten und daselbst von der Baronin mit einem herzlichen „Guten Abend, Baron Toberau!“ empfangen worden. „Ich hatte wirklich für heute auf Sie nicht mehr gerechnet,“ setzte sie hinzu. „Sie hatten ja Hofdienst.“

„Der Hofdienst ist zu Ende,
Frei heb' ich meine Hände,
Und stell' nun hier mich ein,
Den Damen sie zu weihn.“

„Er improvisirt schon wieder, o heiliger Apollo!“ lachte die Baronin auf, und wie sie that Olga.

„Das wird wohl in ein Opernlibretto gehören,“ meinte sie.

„Der Geist steckt an, wer kann da widerstehen!
Fühl' ich in mir des Götteratems Wehen,
Dann muß ich Armer mich gereimt ergehen,“

deklamirte er und auch er lachte mit dabei. Es ließ seinem frischen Gesichte gut, das gar nicht für den Ausdruck des Ernstes geschaffen schien. Er richtete seine von Frohsinn und Neckerei funkelnden Augen auf Olga, die nun wieder ihren ursprünglichen Sitz eingenommen hatte und darnach auf die Baronin, deren drohende Hand er durch einen Kuß besänftigte und ließ sich dann auf dem früher von der Gräfin innegehabten Sitz, ihn um einen Schritt zurückziehend, zwischen den beiden Damen nieder, zu denen er so, leicht vorgeneigt, mit der Duldung gewöhnten heitern Dreistigkeit eines allgemeinen Lieblings, sprach.

„Hoheit haben mir soeben beim Wegfahren ausdrücklich aufgetragen,“ rapportirte er scheinbar ganz ernsthaft. „Ja, was hat man mir denn eigentlich aufgetragen? Wahrhaftig, die Fülle meiner Obliegenheiten ist sinnverwirrend, und mein Gedächtnis wird ganz durchgescheuert — richtig! Es wurde mir aufgetragen, mich noch recht gut zu amüsiren.“

„Und das berichten Sie mir?“ rief die Baronin.

„Gewiß, ich muß doch meine Beglaubigung vorweisen. Meine Pflicht ist, diesen hohen Auftrag wie jeden andern getreulich auszuführen, und dazu wüßte ich, auf Ehre, kein geeigneteres Lokal, als gerade diese Loge, in welcher ich mich denn, gehorsamst zurückkehrend, eingestellt habe.“

„O, Sie Schmeichler!“

„Ist das nicht meine Profession? Bin ich nicht ein Schranze? Aber bei Gott, Baronin, diesmal ist's Ernst.“ Er legte beteuernd die Hand auf die Brust:

„Wenn's einen gibt, der's ehrlich meint,
Dann bin wohl ich es, wie es scheint.“

„Nun, das ist allerdings die Wahrheit — ‚wie es scheint.‘ Spitzbube!“

„Diese Kränkung mir, Baronin? Nicht wahr, Fräulein Olga, Sie halten mich für keinen? Wäre ich einer, ich hätte mehr Glück. Ich bin viel zu harmlos für diese Welt. Stellen Sie meinen Ruf wieder her, Fräulein Olga. Bitte, bin ich ein Spitzbube?“

„Nein, nur — eine Plaudertasche.“

„O Himmel, ich, der mit sieben Siegeln verschlossene Verwahrungsschrank der tiefsten Geheimnisse meiner hohen Herrschaften. Ich schweige.“

„Das halten Sie nicht aus und wir könnten es auch gar nicht brauchen,“ nahm wieder die Baronin das Wort. „Wir haben doch nur Sie. Ich bringe da den hübschesten Lockvogel mit und zähle auf ein ganzes Defilé von Courmachern und nun haben wir's den langen Abend nur auf einen gebracht.“

„Aber dafür welch ausgesuchtes Exemplar. Ich erbiete mich, eine ganze Schar zu ersetzen.“

Er blieb dabei gegen die Baronin gewendet, die sich in ihrer gesicherten, mütterlichen Art und Weise solch gewagte Scherze wohl erlauben durfte und bemerkte so das Erröten des Mädchens nicht, welches sich bei demselben lebhaft der Worte erinnerte, die es vor wenigen Minuten erst anhören hatte müssen.

„Die Herren lassen uns wirklich im Stich,“ fuhr die Baronin fort, sich zu beklagen. „Vor allem ist es nicht schön, daß Ihr Bruder uns ganz vernachlässigt. Da sitzt er unten und dreht sich nicht einmal um. Hast Du ihn nicht bemerkt, Olga?“

„So? — er sitzt da?“

Die gedehnte, fast wie leises Erstaunen ausdrückende Gegenfrage verriet wirklich nicht, daß Olgas Opernglas soeben erst, wie schon einigemale des Abends, gerade auf den bezeichneten Sitz gerichtet gewesen.

„Ach, Fritz ist so ein sonderbarer Kauz,“ warf Baron Toberau hin.

„Er thut, als hätte er uns gar nicht gesehen und wüßte den Weg nicht hieher. Warum kommt er denn nicht herauf?“

„Sie fragen, Baronin? Aus Grundsatz. Den Sitz da unten hat er gekauft und nun will er ihn auch ausnützen, das ist Konsequenz.“

„Warum spotten Sie denn über ihn?" fragte Olga mit leisem Vorwurf.

„Ich, spotten? Aber, mein Fräulein! Es ist ja die reinste Bewunderung, die aus mir spricht," beteuerte er und seine Miene ließ wirklich an seine Aufrichtigkeit glauben. „Soll ich denn seine guten Eigenschaften nicht schätzen können, weil ich sie selbst leider nicht teile. Wir sind eben aus ganz verschiedenem Wachs geformt, er aus Bienenwachs — ich aus Schmetterlingswachs."

„Das gibt es ja gar nicht," fiel die Baronin ein.

„Nicht? Ich meinte — aber warum sollte es denn keines geben — es könnte es doch wenigstens. Also der Vergleich ist schlecht und er war doch so gut angelegt — die Bienen mit ihrem Fleiß, ihrer Häuslichkeit, ihrer Anhänglichkeit an das Altehrwürdige, Hergebrachte, der künstlerischen Anlagen, dem strengen Formsinn, die Zuverlässigkeit und Gediegenheit durch und durch, na — und dann das Widerspiel —"

„Die Schmetterlingsnatur, die brauchen Sie uns nicht erst zu schildern."

„Ich verstehe, Baronin. Aber nur so weit Schmetterling, als man den Frühling, den Sonnenschein, die Blumen liebt. Doch von mir ist ja nicht die Rede, sondern von meinem Bruder. Es gibt keinen Menschen, den ich höher stellte als ihn, er ist ein Mann wie aus einem Guß — ja, aber aus einem etwas harten Guß. Der Ernst, die Willenskraft, die Charakterstärke können doch auch zu weit getrieben werden, möchte ich behaupten, ohne Kompromisse läßt sich einmal unter den heutigen Menschen nicht leben. Aber davon will er nichts hören. In dem vom Winde leicht gebeugten Jungwald ist er eine alte, übriggebliebene, den Nachwuchs hochüberragende Ueiche, die läßt man ehrerbietig stehen, als Zierde, bis sie einmal der Blitz fällt."

„Aber ist es denn nicht schöner, so zu fallen, als unter der Axt des Holzhauers?" fragte Olga, die aufmerksam zugehört, jetzt leuchtenden Auges. Es äußerte sich der echte schwärmerische Aufschwung eines poetisch angelegten Mädchengemütes, doch war demselben der Anstoß eigentlich von der warmen Schilderung gegeben, in welcher der junge Offizier eine ganz andere als die an ihm gewohnte Tonart angeschlagen. Sie hatte auch die Baronin in Verwunderung gesetzt, was sie ihm denn auch sagte:

„Sie sind ja ganz begeistert, dessen hätte ich Sie gar nicht fähig gehalten."

„Aha! so wird man unterschätzt!" rief er gekränkt nickend und damit bewegte er sich auch schon wieder in seiner drolligen Weise, und als müsse er so rasch als möglich den Eindruck verwischen, dessen er sich zu schämen schien, drehte er bramarbasirend seinen weichen, dunkelbraunen Schnurrbart und bespöttelte sich selbst. „Uebrigens ist das nur so eine Ausnahmestimmung. Begeisterung ist unter den Eigenschaften eines gediegenen Kammerherrn nur im allerhöchsten Dienst vorgeschrieben. Ich begreife auch nicht, wie ich mich hineingeredet, denn eigentlich war Fritz gar nicht artig gegen die Damen. Sie haben recht, seine Widerborstigkeit verdiente, daß Sie ihn ignoriren — total ignoriren. Oder — soll ich ihn heraufrufen, Fräulein Olga?"

Er wandte sich an diese mit einem komischen Blinzeln, welches sie aber keineswegs in Verlegenheit brachte; im Gegenteile, mit einem Tonfall und einer Miene absoluter Gleichgiltigkeit, die nichts mehr von dem lebhaften Interesse, mit dem sie vorhin zugehört, gewahr werden ließ, antwortete sie, leicht die Achseln zuckend: „Meinetwegen gewiß nicht."

„Schade! Das würde ihn vielleicht seinen Grundsätzen untreu gemacht haben."

„Und wenn das denn doch nicht der Fall gewesen wäre?"

„O, dann! Dann hätte ich ihn mit Gewalt herbeigeschleppt, lebendig oder tot. Sie wissen ja, auf Bären ist Schußgeld ausgesetzt."

„Baron Reinold ein Bärenjäger? Köstlich!" neckte ihn Olga auflachend. „Sie jagen wohl nur solche, die sich anbinden lassen."

„Erlauben Sie, das ist ja eben die größte Heldenthat," verteidigte er sich. „Mehr bringt Jung-Siegfried auch nicht zu stande." Und mit seiner wohlklingenden Stimme sang er halblaut:

„Aus dem Busche kam ein Bär,
Der hörte mir brummend zu;
Er gefiel mir besser als du.
Doch bess're wohl fänd' ich noch.
Mit dem zähen Baste
Zäumt' ich ihn da,
Dich, Schelm, nach dem Schwerte zu fragen . . ."

Sein Trällern wurde von Baronin Hallwitz unterbrochen.

„Ich bitte mir aus, heute keinen Wagner. Wir sind bei Bizet geladen, der könnte es übelnehmen."

„Verzeihung, Verzeihung! Ich verkrieche mich schon. Schweigend schwing' ich das Schwert."

Und er langte nach dem Fächer, den Olga auf die Logenbrüstung gelegt hatte und versteckte sich, ihn auseinanderfaltend, hinter demselben. Doch hatte er damit die Eigentümerin sichtlich erschreckt.

„Nehmen Sie sich in acht!" rief sie besorgt. „Wenn Sie mir ihn zerbrechen —"

„Dann stifte ich einen neuen."

„Nein, nein! Bitte doch!"

Er sah ihre ausgestreckte Hand, zog aber gerade darum den Fächer in boshaftem Spiel zurück, indem er ihn tiefsinnig zu betrachten sich den Anschein gab.

„Ist er denn so unersetzlich? Sie legen wohl Wert auf das bißchen Schnee, unter dem Ihnen mein Bruder die paar Bäume und Hütten im Mondschein hingepinselt. Ich — ich widme Ihnen eine ganze Nordpolreise!"

Sie sah ein wenig verlegen aus, war aber sofort schlagfertig zur Hand.

„O, ich bedarf keiner größern Abkühlung mehr."

„Und wohl auch Sie nicht, Baron Doberau," setzte die Baronin, ergötzt durch die muntere Abfertigung, hinzu.

„Das ist Meuchelmord, Fräulein Olga," beklagte sich der, auf dessen Kosten gelacht wurde, pathetischen Tones. „Da haben Sie das vergiftete Schwert.

„Mag der Himmel ihr vergeben,
Die mich traf ins tiefste Leben."

Vielleicht wäre das lustige Gefecht zwischen den beiden noch weiter gegangen, aber die Einleitung zum vierten Akte machte ihm ein Ende. Der Zuschauerraum verdunkelte sich wieder, Gräfin Casalta wurde damit auch die Gelegenheit entzogen, aus der Entfernung eine jener „Plänkeleien" weiter zu verfolgen, die sie dem heitern Mädchen zum Vorwurfe machte, und an deren im ganzen immerhin harmlosen Verlauf sie wohl zumeist nur deshalb Anstoß nahm, weil ihr von der Natur die Gabe dazu versagt war.

Der junge Offizier nahm sie auch nicht wieder auf, und wenn er schon ab und zu etwas zu flüstern hatte, so war es höchstens eine spaßhafte Bemerkung über die Pferde der Piccadores, das gemalte Publikum der Arena oder den Toreador, den er einen famosen, beneidenswerten Kerl nannte, die aber höchstens ein verhaltenes Kichern erregte, und keineswegs darauf berechnet war, aus dem heimlich zugetragenen Funken ein sengendes Feuer anzufachen, wie das aufregende Liebesraunen des früheren Besuchers.

Dieser saß jetzt drüben still und in sich versunken; kaum daß er während des ganzen Aufzuges ein oder zweimal herübersah, seine Blicke schienen aufmerksam dem Vorgange auf den Brettern zu folgen und auch nur ein einziges Wort entfiel ihm, als seine Frau beim Tode der leichtfertigen Zigeunerin ihrem entrüsteten Gefühle in dem verdammenden Urteil Ausdruck gab: „Recht so! Jeder Carmen sollte es so ergehen!"

Er blickte wie aus tiefen Träumen auf und sagte zusammenschaudernd: „Rauschen!"

Die Antwort paßte wohl nicht ganz, aber sie wurde verschlungen von mächtigem Rauschen, von dem Beifallssturm, der nunmehr losbrach und kein Ende nehmen wollte mit seinem Donnergetöse und Blumenregen.

Drittes Kapitel.

Eine Viertelstunde nach Beendigung des Theaters saß Baron Doberau in dem anheimelnden Speisezimmer des altbekannten und wohlangesehenen Gasthauses „Zum Elefanten" am Murplatz. Er hatte die Damen nach Schluß der Vorstellung noch bis an den Wagen begleitet, in dem Baronin Hallwitz ihre Schutzbefohlene nach Hause brachte, und war dann in der ausströmenden Menge, die schönen Frauen an sich vorüberziehen lassend und nach allen Seiten Grüße tauschend, die ein Zeugnis dafür lieferten, wie weitverbreitet seine Bekanntschaft, wie allgemein die Beliebtheit des schmucken und liebenswürdigen Offiziers in der höheren Gesellschaft der guten Stadt Graz war, so lange stehen geblieben, bis endlich mit den letzten Nachzüglern auch sein Bruder erschien. Er wußte schon, daß er ihn, der das pöbelhafte Drängen und sich Schiebenlassen so sehr im Argen hatte, nicht früher erwarten durfte, gab darum auch keine Ungeduld zu erkennen, unterfing aber doch mit einiger Lebhaftigkeit seinen Arm und zwang ihn so zu einem etwas rascheren Schritt, welcher der Gemessenheit, die jede Bewegung des andern charakterisirte, nicht ganz entsprach und ihm auch nicht behagte, denn er hatte gefragt:

„Fürchtest Du denn zu verhungern?"

„Ich fühle in der That kannibalischen Appetit."

„Das ist noch kein Grund, zu rennen wie Schneidergesellen."

Der Verweis hatte zwar nur Lachen hervorgerufen, aber doch seinen Zweck erreicht. Sie strebten in langsamem Tempo ihrem Abendessen zu.

Der Unterschied, welcher sich schon in diesem kleinen Widerstreit der Temperamente äußerte, war nicht der einzige. Wie sie früher neben einander einhergingen, wie sie jetzt am Tische einander gegenüber saßen, hätte niemand sie auf den ersten Blick für Brüder genommen. Man mußte näher hinsehen, um eine Aehnlichkeit, einen Familienzug in den beiden Gesichtern zu entdecken, was vielleicht schon in der verschiedenen Anordnung von Haar und Bart, welchen Fritz Doberau, nur am Kinn ausrasirt, sonst Lippe und Wange vollständig bedeckend, nach dem Muster seines allerhöchsten Kriegsherrn zu tragen, für eine Art Loyalitätspflicht hielt. Dadurch erschien jeder Zug ernster, sogar strenger, was nur der wohlwollende Ausdruck seiner ruhig und fest blickenden Augen milderte.

Es waren beide einnehmende Erscheinungen, aber Reinold hatte die Jugend für sich, die helle Jägeruniform saß seinem etwas kleineren, dafür aber auch schlankeren, elastischen Leibe besser als seinem Bruder der an und für sich schon weniger kleidsam ins Auge fallende dunkle Waffenrock der Infanterie. Jeder trug die drei Sterne des Hauptmanns auf dem Kragen, wie die goldene Kämmererschlinge an der Hüfte, aber bei Reinold überraschte der früh erworbene Grad, während sein Bruder jedermann den martialischen Eindruck eines gesetzten älteren Offiziers machte, und es hörte sich ganz selbstverständlich an, wenn Reinold ihn gewohnheitsgemäß den „Alten" nannte, obgleich er mit seinen achtundzwanzig Jahren nur deren sechs weniger zählte als dieser. Wesen und Aussehen sind aber viel bestimmender für die Abschätzung des Alters als das Datum der Geburt.

Und als ob sie nicht dieselbe Mutter zur Welt gebracht und erzogen hätte, trat diese Gegensätzlichkeit fast in jeder Lebensäußerung bis ins kleinste hervor. Reinold hatte sich sofort ein ausgiebiges Beefsteak mit allerlei Zuthaten bestellt und einen Spitzkelch schäumenden Bieres geleert, während Fritz noch bedächtig die Speisekarte durchging, man hätte wetten mögen, mit dem prüfenden Blick mehr die Preisliste als das in seinem eingebürgerten Kauderwelsch halb unverständliche Namensverzeichnis entlang gleitend, um endlich in wohlerwogener Wahl kalten Schinken und ein Glas gewöhnlichen steirischen Landweins zu bestellen.

„Eigentlich habe ich kein rechtes Bedürfnis," erklärte er vielleicht nicht ganz ohne beschönigende Absicht betreffs seiner Frugalität. „Ich kehrte nur mit ein, um Dir Gesellschaft zu leisten."

„Um so schöner, lieber Alter, aber ich begreife nicht, wie Du vier Akte Oper aushalten kannst, ohne Dich ganz ausgedörrt und im Stande zu fühlen, einen halben Ochsen, wenn es sein muß, ungebraten zu verschlingen."

„Und ich begreife nicht, wie man sich das Ausklingen eines Kunstgenusses so banausisch durchkreuzen mag. Sei derselbe irgend welcher Art immer, ob ich ein gutes Buch lese, edle Musik höre oder ein schönes Bild gesehen habe, es zieht mich für eine Weile von allen irdischen Bedürfnissen ab."

„Man sagt, das soll bei Dir sogar nach einem gelungenen Exerzieren der Fall sein," spöttelte Reinold gutmütig.

Der Bruder fiel ihm, ohne sich empfindlich zu zeigen, gelassen in die Rede:

„Ein Soldat darf den Dienst wohl zum mindesten nicht weniger ernst nehmen als die Kunst. Das halte ich mir vor. Bei Dir aber müßte der Spruch anders heißen."

„Sei nicht bös," fiel der Beschämte rasch und in weicher Abbitte ein. „Du weißt ja, wie ich's meine, Alter. Ich muß meine schlechten Witze machen, sonst verkümmere ich."

Fritz zog seine Hand unter der seines Bruders wieder ruhig fort, nachdem er diese flüchtig gedrückt, ohne daß sich seine Miene verändert hätte. Er war kein Freund solcher Weichherzigkeit und meinte, die Liebe zu seinem Bruder in anderer Weise bewähren zu müssen. Deshalb ging er auch nicht sofort von dem angeregten Thema ab.

„Du nimmst eben beides gleich leicht," hielt er dem Jüngeren vor. „Ich kann Dir die Unannehmlichkeit nicht ersparen, wieder hören zu müssen, was ich Dir schon mehr als einmal gesagt. Das Glück hat es gewollt, daß Deine bestechenden Eigenschaften Dir eine Stellung verschafft haben —"

„Also besitze ich doch auch einige gute," unterbrach Reinold den Sprecher fröhlich, jedoch nicht in voller natürlicher Freiheit.

„Ich bin gerecht gegen Dich, aber eben darum kann ich auch über Deine üblen nicht hinweggehen," entgegnete dieser und fuhr dann fort: „Das mußt Du Dir von Deinem Bruder schon gefallen lassen. Immerhin besser, als wenn die Welt von Dir sagen würde: ‚Ein Blender'. Und siehst Du, dazu kann es kommen, wenn Du den Lockungen, welche mit eben dieser Stellung verbunden sind, nicht Widerstand leistest. Sie könnte Dir gefährlich werden und dann wäre es eigentlich kein Glück gewesen, was Du als eine Erlösung aus Dir nicht behagenden Verhältnissen betrachtet hast. Vergiß nie, daß Du heute oder morgen wieder in dieselben zurückkehren wirst. Du kannst nicht Dein ganzes Leben als Kammerherr verbringen, so ehrenhaft eine solche Verwendung auch ist. Dein Beruf ist der des Soldaten, und da Du auf ihn angewiesen bist, mußt Du doppelt darauf bedacht sein, Dir ein festes Piedestal in demselben zu erhalten. Und wenn er nicht hinreicht, Dein Leben ganz auszufüllen, was ja nicht jedem vergönnt ist, so hast Du die Kunst, um Deine beschäftigungslosen Stunden nutzbringend auszufüllen, und Deine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn Du Deine entschiedenen Anlagen mehr kultivirst, so wird Dir gerade die Musik Genüsse verschaffen, die Dich manche Entbehrung vergessen lassen und Dir ein reiches Dasein voll innerer Genugthuung verbürgen."

„Ach Gott, ich wollte lieber körperlich eine reiche Existenz genießen!" seufzte Reinold mit einer komischen Miene, welche jedoch die tiefere Verstimmung nicht ganz zu karikiren vermochte. „Ich fürchte, es wird mir nie gelingen, mich bei Trommelschall und Klaviergeklimper vollkommen glücklich zu fühlen. Ich habe ja gar keine weitgehenden Wünsche und mache mir nichts aus dem Marschallstab. Im Gegenteil, ich wäre schon ganz zufrieden mit der vorgeschriebenen Ehrerbietung, die man meinen drei Sternen erweist, denn ich bin im Grunde eine ganz bescheidene Natur. Mein Ideal wäre, ein kleines, gutbewirtschaftetes Gut zu haben, meinen Acker zu bestellen, meine Hasen zu jagen, meine Forellen zu fischen, mich von meiner kleinen Frau verwöhnen zu lassen, meine Buben reiten zu lehren und ab und zu, wenn es einem zu Hause gar zu schläfrig wird, zu den Nachbarn oder in die nächste Stadt zu fahren und ein paar Stunden zu verschwatzen. Ganz patriarchalisch, siehst Du! Du blickst mich zweifelhaft an und schüttelst den Kopf. Es ist aber doch so. Nur zeigt sich durchaus keine Aussicht, das Ideal zu verwirklichen und ich darf also meine Neigung dafür gar nicht aufkommen lassen."

„Du mit Deinen gesellschaftlichen Gaben —"

„Aha, Du meinst, mein bißchen Tanzen, Plaudern, Walzerspielen sei nur eben gut genug für den Salon."

„Nein, das meine ich nicht, sonst hätte ich Dir nicht geraten, die Kunst ernster zu nehmen."

„Ernster? Ja, soll ich denn Musiklehrer werden? Wenn ich allenfalls einen hochstrebenden Tenor hätte oder einen phänomenal tiefgründigen Baß — ein Stern an der großen Oper — Hohe-C-Gage — Gastspiele in Bayreuth, in Amerika, à la bonne heure. Aber leider hat mich noch kein Intendant entdeckt. Oder was meinst Du, soll ich mein dichterisches Talent ausbilden? Vielleicht könnte ich ein Buch schreiben, irgend etwas Sensationelles mit so ein paar hundert Auflagen à la Zola. Soll ich einen Verleger suchen?"

Fritz lächelte nicht, er wiegte nur leise den Kopf, aber es drückte sich darin ein unverkennbarer Tadel aus.

„Uebertreibung, meinst Du?" fuhr Fritz' Bruder fort. „Aber mir ist es wahrhaftig Ernst. Siehst Du, wenn ich in Deiner Lage wäre — warum verkaufst Du Deine Bilder nicht? Du könntest bequem den Säbel an den Nagel hängen."

„Das will ich aber nicht," entgegnete Fritz jetzt mit Nachdruck, und seine Stimme mäßigend, doch mit vollem entschiedenem Klang führte er seine Weigerung eingehender aus. „Ich bin kein Maler, und wäre nicht Offizier geworden, hätte ich beabsichtigt, Maler zu werden und vom Erlöse meiner Bilder zu leben. Derlei geziemt unsereinem nicht."

„Aber wer in der Welt findet daran etwas Anstößiges? Jeder Mensch, wer er auch sei, läßt sich für seine Leistungen entlohnen. Ist es denn bei uns Offizieren etwas anderes."

„Ja, es ist etwas anderes," antwortete Fritz bestimmt. „Was wir vermögen und leisten, das weihen wir dem Staat, der großen Gemeinschaft.

Ich bedaure nur, daß ich es nicht in höherem Maße vermag."

„Du?"

„Ja wohl. Ich wäre stolz, wenn ich so viel gelernt hätte, um im Generalstabe dienen zu können; nicht um rascher hinaufzukommen, sondern weil ich Gelegenheit hätte, den Anforderungen besser zu entsprechen, die wir an uns stellen müssen, wenn wir unsern Rang behaupten und unserer Vorfahren würdig bleiben wollen."

Sein Zuhörer sah ein wenig betreten auf seinen Teller nieder und machte sich sehr eifrig mit dem eben gebrachten Beefsteak zu schaffen.

„Vielleicht hast Du recht," sagte er nebenher. „Ich will nicht dagegen streiten, wenn ich auch sonst nicht ganz Deiner Ansicht bin, wenigstens was die Verwertung der Arbeit betrifft. Ich weiß doch, daß ich nicht Anstand nehmen würde, mit meinem Talente Geld zu verdienen."

„Mir widerstrebt es," warf der Aeltere kurz hin.

„Hätte ich nur eins," beharrte Reinold. „Aber meine Talentchen, du lieber Gott, die sind eben gut genug, mir und etwa noch einem oder dem andern zuweilen ein Vergnügen zu machen. Am Ende ist die Kunst auch zu nichts anderem da. Schmuck des Lebens, Zeitvertreib, wenn dasselbe gerade nichts Besseres bietet."

„Wenn Du die Kunst nicht ehrst und für sie empfindest, warum bist Du denn heute sitzen geblieben in der Loge, als der Zwischenakt vorüber und das Geplauder zu Ende war?"

Die Frage entriß Reinold für einen Moment seiner angenehmen Beschäftigung, welcher er mit einer Emsigkeit oblag, die einen augenfälligen Beweis für das thatsächliche Vorhandensein eines ganz gesunden Hungers lieferte, sie verscheuchte aber auch vollständig alle ernsten Gedanken.

„Aha!" rief er ergötzlich überrascht. „Das hast Du also bemerkt."

„Nun ja."

„Demnach scheinst auch Du nicht ganz in der Kunst aufgegangen zu sein und Dich doch umgesehen zu haben."

„Warum soll ich's leugnen?"

„Und Du machst mir Vorwürfe? Ich bin eben gestrandet. Aber wenn Du wußtest, wie und wo, warum bist Du denn selbst dem gastlichen Ufer so ferne geblieben? Man hat es Dir sehr übel genommen, daß Du nicht kamst."

„So?"

„Nicht nur die Baronin, kann ich Dir sagen, auch Olga."

„So."

„Gerade ihre angenommene Gleichgiltigkeit verriet es und dann die rührende Sorge um Deinen von mir gefährdeten Fächer."

„So."

Diesmal klang das einsilbige Wörtchen weniger kalt und knapp, und Fritz war es jetzt, der mit seinem Schinken und Brot viel mehr zu thun hatte, als eigentlich gerechtfertigt war. Es fiel sogar ein Stückchen Aspik auf das blendend weiße Tischtuch, worüber der sonst an die größte Genauigkeit in allen Verrichtungen Gewöhnte sichtlich auf sich selbst ungehalten wurde.

Reinold lächelte pfiffig.

„Das ist Dir alles wohl ganz gleichgiltig," äußerte er. „Aber besonders freundlich war es nicht von Dir. Warum bliebst Du denn inkognito und ließest Dich nicht auf ein Viertelstündchen sehen, wenn Du schon im Theater warst, wo Du ohnedem ein seltener Gast bist?"

„Weil ich — nun ja, weil ich es so für richtig halte."

„Da bist Du aber doch einmal inkonsequent, denn immer dachtest Du nicht so."

„Es lagen auch nicht immer die gleichen Umstände vor."

„Du willst also die letzten Mienen auffliegen lassen, die scheinbare Gleichgiltigkeit ist ja das erprobteste Mittel, Interesse zu wecken und aufs äußerste zu steigern. Sieh da, ich ertappe meinen Alten auf einer kleinen Koketterie. Er demaskirt die großen Belagerungsbatterien."

Ernst, beinah düster starrte der Geneckte vor sich hin auf den Teller, welchen er, fast ohne etwas davon zu nehmen, zurückgeschoben hatte. Die Scherzreden vermochten ihn weder zu erheitern, noch zu verwirren oder zu verstimmen.

„Im Gegenteil," sagte er ruhig, doch mit etwas hart klingender Stimme, „ich ziehe sie zurück."

„Du schwenkst ab?" Es malte sich das lebhafteste Erstaunen in Reinolds Antlitz.

„Muß ich denn nicht? Ich habe es Dir ja schon angedeutet."

„Ach ja, in einer mißmutigen Stunde. Was sagt man da nicht alles. Heut' ist das Weltende da und morgen gibt's wieder hellsten Sonnenschein. Das kennt man. Man boudirt, man meidet sich, man ist total zerfallen und dann ein Blick, ein Lächeln, — da sitzt Herkules wieder zu Omphales allerniedlichsten Füßchen und spinnt rosige Seide. Solche Ausbrüche muß man nicht buchstäblich nehmen."

„Hast Du diese Erfahrung bei mir gemacht?"

Reinold sah nun doch aufmerksamer zu. Des Bruders unveränderlicher Ernst machte ihn betroffen.

„Es ist wahr, bei Dir — bei Dir ist alles so anders —"

„Nun also."

„Du willst Deinen Plan wirklich fallen lassen?"

„Ich muß wohl, da ich ihn für undurchführbar erkannt."

„Weil Onkel Felix sich wieder erholt hat? Wie lange kann denn das dauern und er legt sich hin und nimmt Abschied für immer. Dann fällt Graßlitz doch an Dich. Es bleibt Dir sicher — im Notfall kann man ja darauf hin —"

„Etwa Schulden machen?" fiel jetzt Fritz strenge ein und sah seinen Bruder so vorwurfsvoll an, daß dieser beschämt vor diesem Richterblicke die Augen niederschlug. „Auf den Tod eines Verwandten rechnen, eines Menschen, der ein Sonderling sein mag, uns aber doch unleugbar Wohlthaten erwiesen hat, denn er ist es ja, der uns den Zuschuß aus-



geworfen — ob nun groß oder klein, darauf kommt es nicht an — dem wir also dankbar sein müssen? Nein, das kann Dein Ernst nicht sein. Du sagst es eben so unbedacht. Uebrigens nicht nur nach dieser Seite hin wäre das ein Unrecht, auch nach der andern. Ich halte es wenigstens für unverantwortlich, ein anderes Wesen in ein ungewisses Los mit hinein zu ziehen. Es könnte Jahre, ein Jahrzehnt dauern und ich bin gewiß weit entfernt, dem Onkel nicht auch noch darüber hinaus ein frohes Leben zu gönnen — ich will nur sagen, die ungesicherte, beengte Lage könnte sich in die Länge ziehen, ja, es ist möglich, daß Wechselfälle eintreten, die alle Berechnung zerstören und das auf Sand gebaute Heim würde — — Kurz und gut, strafbar wäre es, das Vertrauen eines Mädchens so zu täuschen, die Unerfahrenheit zu mißbrauchen, die nicht weiß, welche Anforderungen das Leben stellt. Der Mann muß es wissen und daran denken! Und dann ist da noch etwas anderes."

„Du bist eben die Gewissenhaftigkeit selbst. Ob sie Dir aber in diesem Falle jemand dankt —"

„Das frägt es sich gar nicht. Hier handelt es sich um eine Pflicht."

„Ich meine eben, ob sie die auch begreift."

„Die Pflicht — die Pflicht überhaupt! Das ist es ja."

„Was? Das andere?"

Fritz blieb zuerst die Antwort schuldig. Er stützte den Kopf in die Hand, nahm dann das Messer, legte es wieder hin, that das gleiche mit dem Glase und zerkrümelte das Brot. Niemand als sein Bruder, der ihn so genau kannte, vermochte besser aus all den Anzeichen zu ermessen, welche Selbstüberwindung es den Verschlossenen kostete, auf diesen Gegenstand noch weiter einzugehen. Er ließ ihm Zeit und that, sich an die Auswahl einer Cigarre machend, als erwarte er keine Mitteilung mehr. Und gerade darum kam sie, zaudernd und gedämpften Tons, aber doch unumwunden, in voller brüderlicher Aufrichtigkeit.

„Ich habe mich geprüft," gestand Fritz, „und bin zur Ueberzeugung gekommen, daß es doch kein gut thun würde, wenn auch sonst alles günstig läge. Es genügt nicht ein flüchtiges Wohlgefallen, um das Glück der Ehe zu begründen, — auch selbst nicht ein tieferes. Man muß einander auch achten können; was sage ich? Achtung und Vertrauen sind die ersten unerläßlichsten Grundfesten, auf die man bauen muß."

„Davon bist Du doch von jedermann gewiß."

„Aber sie!"

„Erlaube mir, lieber Alter," fiel Reinold durch das fortgeblasene Rauchwölkchen lächelnd ein, „Achtung? Sprichst Du denn von Deinem Feldwebel? Ein Kind, ein liebliches, fröhliches Kind, dessen Unbefangenheit und sprühendes Leben bezaubern, von dem man sich spielend fortziehen läßt, weil man nicht widerstreben kann. Ein Feenkind!"

Fritz nickte.

„So ist's," stimmte er bei, nur hatte seine Stimme wieder einen harten Klang, der sich verschärfte, als er fortfuhr: „Aber die Gattin, welche ihrem Mann würdig zur Seite zu stehen berufen ist, soll kein Kind sein, sondern ein seelenvolles, klardenkendes Weib. Sieh Dir Olga an und sage mir, was ist ihr Charakter: Hat sie überhaupt ein Verständnis für das, was ihn ausmacht? Ist Verlaß auf sie? Stetigkeit, Ernst, Willensfestigkeit, wo sind sie? Das tändelt und flattert in die Welt hinein ohne Halt, ohne Gedanken an die Zukunft. Du nennst sie ein Kind, und wie ein solches greift sie nach jedem Spielzeug, es freut sie, was ihr gefällt. Was ist es aber, was ihr gefällt? Und auf wie lange? Heute dies, morgen jenes; vielleicht ist es immer nur der Spiegel, in dem sie sich selber sieht. Wer ihn ihr vorhält, den lächelt sie an — Dich, mich, einen jeden!"

Reinold hatte ihm schmunzelnd zugehört.

„Du scheinst mir an einem weitverbreiteten Uebel zu leiden, Alter," bemerkte er spöttisch, „Du bist eifersüchtig."

„Vielleicht hätte ich die Anlage dafür, möglich," gab der andere zu. „Das ist aber nicht Ursache meiner Entscheidung; sie ist die Frucht der objektivsten Betrachtung. Ich und sie, wir sind zu verschiedene Naturen, wir würden uns nie verstehen. Ich bezweifle, daß sie es überhaupt versuchen würde, weiß ich doch gar nicht, ob sie mich mehr leiden kann, als irgend einen andern."

„Das weißt Du noch nicht?" fuhr Reinold überrascht auf. „Und ich dachte — Ja, aber dazu bedarf es doch bloß einer Frage."

„Ich werde sie nicht stellen. Ich darf nicht, ich — will nicht!"

Reinold schüttelte den Kopf. Wenn sein Bruder mit solchem Tone sprach, dann war er unerschütterlich. Und warum sollte man denn auch am Ende an solchem Entschlusse rütteln. Wer das gedacht hätte!

„Also nicht! Aus, ganz aus!" stimmte er bei. Ein keckes Lächeln huschte plötzlich über seine Lippen. „Wahrlich, da hätte ich gute Lust, aufopfernd Deinen Rückzug zu decken und mich dabei selbst ein wenig vorzudrängen."

„Reinold!" rief ihn der Bruder strafend an.

„Ja, warum denn nicht?"

„Was hast Du für Absichten?"

„Hat man denn immer gleich Absichten, wenn einem ein Mädel gefällt? Und das thut sie, thut sie ganz unbestreitbar. Sie gefällt mir ganz außerordentlich. Sie ist hübscher als alle und man unterhält sich so gut mit ihr. An weiteres denke ich vorläufig nicht."

„Und Du glaubst das sei genug? Wer garantirt Dir denn, daß auch sie an weiter nichts denkt, wenn sich ein netter junger Mann wie Du um ihre Gunst bewirbt? Und wenn sie nun mehr dahinter suchte? Wenn sie sich Hoffnung machte? Könntest Du sie erfüllen?"

„Man müßte es doch erst darauf ankommen lassen," lautete die ausweichende Erwiderung.

„Ja, bist Du denn in einer anderen Lage als ich, was die materielle Grundlage betrifft. Ich fürchte eher —"

„Allerdings, das ist freilich fatal.“

„Und ändert sich Dir gegenüber ihr Wesen?“

„Ach, weißt Du, gerade das zieht mich an. Alles, was Du bedenklich findest, erscheint mir reizend. Wir beide würden, glaube ich, ausgezeichnet zu einander passen. Ein prächtig eingefahrenes Juckerpaar!“ Er schwenkte vergnügt die Cigarre in einer Weise, als hätte er statt ihrer eine Peitsche in der Hand, daß sein Bruder sich unwillig zurücklehnte.

„Du sprichst doch leichtfertig über alle Maßen,“ ließ er sich in unverhohlenem Tadel aus. „Wenn man Dich nicht kennt, muß man glauben, Du seiest der gemüts- und gedankenärmste Mensch der Welt. Du könntest — Du könntest ein Sportsman sein.“

Reinold kam nicht zur Erwiderung, die aber nach all den zuckenden Spottlichtern auf seinem fröhlichen Gesichte doch kaum nach dem Geschmacke des Bruders ausgefallen wäre, dessen Brauen sich noch unwirscher zusammenzogen, als der Anruf einer bekannten Stimme an sein Ohr schlug.

„Ah, da findet man ja noch Menschen, meine Ahnung hat mich nicht betrogen.“

Sein Blick fiel auf Graf Casalta, der eben eingetreten war und geradeswegs auf den Tisch zukam, sie nochmals lebhaft begrüßte, rechts und links die Hand schüttelte, sich vom Kellner aus dem Pelze schälen ließ und dann alle Anstalten traf, um sich als dritter am gleichen Tische niederzusetzen.

„Ich habe es zu Hause nicht ausgehalten,“ erklärte er unterdessen gesprächig sein Erscheinen. „Meine Frau hat Migräne, das Souper war geschmacklos, der Kellerschlüssel verlegt, die Einsamkeit unerträglich. Menschen, Menschen!“

„Diogenes sei uns willkommen,
Er kommt laternenlos geschwommen,
Und hat uns dennoch wahrgenommen“

versifizirte Reinold allsobald, in dem beim Eintreffen des neuen Genossen erst wieder der in Gesellschaft des nüchternen Bruders eingeschlummerte poetische Drang erwachte.

„So eine Art magnetische Witterung. Aber wen haben wir denn noch da? Laßt sehen! Ach, Freisheim und Sellenberg!“

Graf Casalta hatte das Monocle mit seinem Foulardtuche abgewischt und, sich umblickend, die anwesenden Gäste gemustert. Auf einen Augenblick entschuldigte er sich, er müßte doch „guten Tag“ sagen, stand wieder auf und eilte, ohne sich um den mit der Speisekarte seine Befehle erwartenden Kellner zu kümmern, in die entgegengesetzte Fensterecke des Saales, wo er den beiden Bekannten die Hand schüttelte und einige Worte mit ihnen wechselte.

„Wie unangenehm!“ bemerkte Fritz, der früher, ganz ungleich seinem Bruder, des Neuangekommenen Begrüßung zwar sehr höflich, aber auch sehr zurückhaltend erwidert hatte. „In der That unangenehm, diese Störung!“

„Gerade jetzt,“ fiel Reinold ironisch ein, „wo Du Dich sogar zu Komplimenten versteigst, unsere angenehme Unterhaltung noch mehr zu würzen.“

„Ich wußte nicht, daß sie Dir nicht gefiel. Du hättest es sagen sollen. Ich wäre schon früher gegangen.“

„So sei doch nicht so empfindlich,“ rief Reinold betreten aus, als er sah, wie sein Bruder die Geldtasche zog. „Du wirst doch nicht — das wäre ja geradezu demonstrativ.“

„Mag er's dafür nehmen!“

„Aber was hast Du gegen ihn?“

„Mir ist er unsympathisch.“

„Hat er Dir denn schon Anlaß gegeben?“

„Er ist einmal nicht mein Mann, und mir will es, aufrichtig gestanden, gar nicht gefallen, daß ich Dich so viel in seiner Gesellschaft sehe.“

„‚Mir thut es in der Seele weh‘. Gretchen zu Faust. Aber ich versichere Dich, Du thust ihm unrecht. Er ist kein Mephisto. Ich kann Dir beweisen, daß er sich mir als ein treuer Freund erwiesen hat — bei einer Gelegenheit, wo es — Mit einem Wort, ich bin ihm aufs tiefste verpflichtet und — wenn Du schon nicht um Deiner selbst willen bleiben magst, thu's mir zu liebe, Alter! Wenigstens noch ein weilchen!“

Der verlegenen Bitte vermochte Fritz nicht zu widerstehen, es überraschte ihn zwar deren Dringlichkeit, aber nach den so dunkel angedeuteten Beziehungen zu fragen, blieb ihm keine Zeit, denn der Graf, welcher noch in das Nebenzimmer gegangen war und einige der dort um einen größeren Tisch vereinigten Dragoneroffiziere begrüßt hatte, kehrte eben wieder zurück.

Derselbe war offenbar in der erregtesten Laune, wenigstens insoferne ihm dies die apathisch-ironische Grundstimmung seines Wesens zu zeigen erlaubte. Ob dabei mehr diese oder jene das künstlich angeeignete Element sei, ließ sich schwer entscheiden. Während er sich auf seinen Platz zwischen den beiden Brüdern niedersetzte, nickte er dem neuerdings herbeigeeilten Kellner auf eine zugeflüsterte Frage zu und schob die schon zum Ueberdruß vorgehaltene Speisekarte fort.

„Natürlich Moët. Wie Sie nur zweifeln mögen, Josef! Ach, nichts, ich habe wirklich zu gar nichts Lust, aber Cigarretten! Die Herren haben wohl schon soupirt,“ wendete er sich jetzt an seine Tischgenossen. „Und so ganz allein, solid und sittsam wie der Klausner. Ohne Damen? Nach einer Oper, wie Carmen? La petite gamine! Zu meiner Zeit hätte man nicht verfehlt, sie mit zu Gast zu bitten. Was seid ihr für Kavaliere!“

„Vom strengen Ritterorden,“ versetzte Reinold launig.

„Es scheint, mit dem Gelübde der Keuschheit und Enthaltsamkeit wird es wirklich sehr genau genommen,“ spöttelte der Graf. Er hatte damit Fritz im Auge, welcher seine Hand auf das auch für ihn hingestellte Glas legte, das der Kellner, einem Wink des Bestellers gehorchend, eben aus der in aller Eile entkorkten Flasche füllen wollte. „Warum denn nicht? Nur zu!“ nötigte er, über die mit der Gewohnheit, immer bei einer Sorte zu bleiben, begründeten Weigerung hinweggehend. „Sekt kann man jederzeit trinken. Wenigstens echten. Nur unser landesübliches Plagiat macht Kopfweh.“

„Wenn man sich den Kopf zerbricht, wo man das Geld dafür hernehmen soll," scherzte Reinold.

„Ueberlaß das anderen. Komm und trinke!" rief der Graf, seinen Kelch hebend. „Ich will heute nichts von Kopfzerbrechen wissen. Nichts will ich denken, gar nichts! Es lebe die Gedankenlosigkeit!"

„Bravo! Einmal eine angenehme Abwechslung nach den gewöhnlich so geistreichen Toasten," stimmte Reinold bei und stieß heiter an.

Auch sein Bruder war genötigt gewesen, wollte er nicht unhöflich sein, mitzutrinken, so wenig Behagen er daran fand. Ganz im stillen bestellte er aber nunmehr ebenfalls dieselbe Marke. Es widerstrebte ihm, sich von jemand bewirten zu lassen, dem er nicht verpflichtet sein mochte und dem Revanche zu geben sich ein andermal vielleicht nicht Gelegenheit fand. Außerdem hatte er das Bedürfnis, sich die Freiheit seines Urteils zu wahren und, abhold dem Schmarotzertum, das ungescheut hinterrücks diejenigen verlästert, von denen es sich doch schmunzelnd zu Gaste laden läßt, suchte er fast demonstrativ — wie sein Bruder es nannte — das Verhältnis richtig zu stellen, in welchem jene Freiheit ihm ungeschmälert erhalten blieb. Es konnte das nicht so ganz unbemerkt hingehen, die Schroffheit fühlte sich heraus und eine leichte Spannung war damit zwischen den beiden Nachbarn hergestellt, die sich auch durch Reinolds vermittelnde Bemühungen nicht mehr ausgleichen lassen wollte. Er vermochte es kaum, den Bruder aus seinem Schweigen und zur Beteiligung an dem Gespräch über Bälle, Theater, Jagden, Pferde und allerlei kleine Neuigkeiten zu bringen. Der Hof- und Stadtklatsch hatte zu wenig Reiz für den ernstdenkenden Mann, um so mehr Gefallen fanden die anderen beiden daran. Sie plauderten und der Wein belebte ihre Zungen immer mehr. Der Graf trank viel und hastig und nötigte Reinold, sich immer wieder einzuschenken, und dieser widerstand der Lockung nicht, wenn er auch nicht ganz gleichen Schritt hielt. Sein Humor perlte dabei wie die Kohlensäure im Glase, dem süßen Tropfen mengten sich bei ihm ebenfalls prikelnde Lebensgeister, doch zugleich auch melancholische Mahnungen bei, und einmal, als seine Blicke wieder auf den aus dem Eise hervorschauenden goldblinkenden Flaschenhals fielen, konnte er die dichterische Anwandlung nicht unterdrücken und deklamirte fast wehmütig:

„Gold, Gold, flüssiges Gold!
Muß ich helfen es vernichten?
Es verfliegt zu Schaum, ein Traum.
Wär's nicht schöner, wenn der Traum
Sich zu Golde wollt' verdichten?"

Der gereimte Seufzer mißfiel dem Bruder, doch ließ er es bei einem stummen Kopfschütteln bewenden. Graf Casalta aber hatte diesmal auch kein billigendes Wort.

„Solche sentimentale Betrachtungen sind Deiner unwürdig," sagte er. „Du hast ja Dein Schicksal in der Hand. Gibt es denn nicht reiche Mädchen genug auf der Welt, die sich glücklich schätzen würden, einen Kerl wie Dich zu angeln und Baronin Doberau zu werden?"

„Nun, vielleicht schreib' ich mich noch einmal aus," spöttelte Reinold und der Graf fiel ein:

„In der Zeitung zwischen bestem Kakao und altem Cognac."

Doch ohne auf ihn zu achten, hatte Fritz schon den Zeigefinger gegen Reinold erhoben und brach unmutig sein Schweigen.

„Das wirst Du nicht!"

Es lag etwas ungemein Bestimmtes in seinem Worte, daß es sich fast wie ein Befehl anhörte, den jedoch der jüngere ernst zu nehmen nicht viel Lust zu haben schien.

„Ja, was bleibt einem armen Edelmann am Ende übrig?" meinte er achselzuckend und der Graf stand ihm bei.

„Man muß mit dem Strome schwimmen."

„Was übrig bleibt?" erwiderte Fritz, ohne sich auch diesmal an den dritten zu kehren, aufs nachdrücklichste. „Mit Ehren bestehen!"

Bei diesem Ausspruch senkte der Gemahnte etwas unsicher den Blick, sein Gesinnungsgenosse dagegen, dessen Stirn ein Schatten verdunkelte und dessen Gesicht einen hochmütigen Ausdruck annahm, lehnte sich steif zurück und nicht nur seine Haltung, auch seine Stimme schien verwandelt, als er sich leiser als bisher, aber in beinahe feindselig scharfem Ton an Fritz wandte.

„Erlauben Sie! Halten Sie eine Geldheirat für unehrenhaft? Ein solches Vorurteil in unserem Zeitalter —"

„Ich wüßte nicht, daß ich zu Ihnen gesprochen, Graf," lautete die gemessene Entgegnung. Sie klang nicht gerade wie eine Entschuldigung, aber Graf Casalta zog es vor, sie für eine solche zu halten.

„O, ich bin auch weit entfernt, derlei persönlich zu nehmen," murmelte er mit ironischem Lächeln, scheinbar gleichgiltig nach einer frischen Cigarrette greifend. „Das sind Ansichtssachen."

„Meine Antwort galt der Frage meines Bruders," fuhr Fritz fort, indem er sich auch diesem wieder zukehrte. „Was uns übrig bleibt? Ich denke: die Arbeit."

„Damit schwimmen Sie allerdings erst recht im Strome der Zeit. Unsere Väter haben anders gedacht," ließ der Graf, sein Lächeln bis zum Hohne steigernd, einfließen.

Und Reinold sah den Bruder erstaunt an.

„Das sagst Du?" rief er. „Du, der doch eben erst seine Abneigung gegen die Verwertung —"

„Das habe ich nicht gesagt," fiel ihm Fritz jedoch ins Wort. „Es wundert mich, daß Du mich mißverstanden haben sollst und daß es da noch einer Erklärung bedarf. Ist denn der Begriff Arbeit so eng gezogen? Der Offizier, der Beamte, der Oekonom, der Minister, der Monarch selbst vor allen arbeitet ja doch auch. Es kommt nur auf das Feld an, das man für seine Thätigkeit wählt oder sich zuteilen läßt, und auf den Zweck. Es darf dies nicht der persönliche Gewinn sein."

„Das sehe ich nicht ein," nahm der Graf den Widerspruch auf. „Wenn schon Arbeit, dann auch Gewinn. Warum nicht Gewinn? Den haben doch



selbst unsere Ahnen nicht verschmäht. Nur haben sie es verstanden, sich nicht selbst darnach zu bücken, sie haben fremde Hände damit betraut. Und das ist es doch, was uns — vom Blute abgesehen, auf das man sich ja heutzutage gar nicht mehr berufen darf — recht eigentlich von Gevatter Handschuhmacher, vom Bourgois und Proletarier unterscheidet: daß wir andere arbeiten lassen. Höchst notwendiges Material, tüchtige Staatsbürger, achtungswerte Menschen, das gebe ich ganz gerne zu, aber enfin — keine Kavaliere."

„Kavaliere!" wiederholte Fritz in ganz anderer Weise. Er hatte den Grafen in seiner überlegen nachlässigen Beweisführung nicht unterbrochen, die Ungeduld, mit der er ihn angehört, der Widerwille gegen diese Auffassung gaben sich jedoch nunmehr in einer für sein ruhiges, gehaltenes Wesen fast hitzigen Zurechtweisung kund. „Sie gebrauchen das Wort zum zweitenmale in einem Sinne, dem ich nicht zuzustimmen vermag. In meinen Augen bezeichnet es den Hüter idealer Ideen, den Verteidiger einer edleren Weltanschauung gegen die sich heranwälzende Flut der Verrohung, den Ritter, der seine Rüstung und Waffen spiegelblank erhalten soll, trotz der ätzenden Einflüsse der Skeptik und Sophistik, zum Kampfe gegen die entfesselten niedrigen menschlichen Leidenschaften. Leider fehlt so vielen diese Erkenntnis."

„Ja, es hat eben nicht jeder die Neigung zum Don Quijote."

Der kühle Spott empörte Fritz und in seinem ehrlichen Eifer wendete er sich noch unmittelbarer gegen seinen Nachbar.

„Allerdings, Pflichtgefühl und Selbstverleugnung sind nicht jedermanns Sache. Es ist viel bequemer, zu jenen zu gehören, die glauben, daß Wohlleben und der Sport die einzige eines Kavaliers würdige Beschäftigung seien, ihr Vermögen verschleudern in Wetten, Spielen und einem übertriebenen Luxus, bis sie ruinirt sind und sich darüber noch beklagen. Mitleid soll man ihnen zuwenden? Nein, Verachtung verdienen sie. Jeder der dabei zu Schaden kommt, fügt einen noch größeren unserem Stande, unserer Sache zu. Er untergräbt ihn, er schwächt sie!"

„Und so auch stärkt er sie, indem er sich selbst wieder aufrichtet. Das ist also eines jeden Aufgabe. Vollkommen Ihrer Meinung, Baron Doberau."

Die einigermaßen ironisch klingende, gezwungene Ausdeutung, mit welcher sich Graf Casalta dem geradezu auf ihn gezielten Vorstoße entzog und die allzu scharfe Spitze abbog, verblüffte zwar seinen Gegner nicht, aber sie ließ ihn die Gefahr des geschickt abgewendeten Zusammenstoßes erkennen, was zur Folge hatte, daß er sich bezwang und mit Rücksicht auf den Bruder auch seine Sprache mäßigte. Die Gemeinschaft der Gesinnung jedoch konnte er nicht unabgelehnt lassen.

„Ich möchte wünschen, daß meine Meinung überall richtig aufgefaßt und geteilt würde," sagte er. „Dann ließe sich noch auf eine Beschwörung des hereinbrechenden Unheils hoffen. Der Zersetzung, welche die ganze Gesellschaft zu ergreifen scheint, wenigstens so lange als möglich steuern, daß sie nicht um sich greift, die Kultur und alles, was die Menschheit gebaut und erworben, zerfresse, dazu müssen wir selbst Hand anlegen; da genügt es nicht, sie fatalistisch in den Sack zu stecken oder zu warten, daß man ‚für uns arbeite'. Wir müssen uns selber oben erhalten oder untergehen!"

„Das ist ja ohnehin alles Irdischen Los," warf der Graf lachend hin. „Sterben muß jeder, muß alles, und kommt es — nun gut! Fin de siècle! Aber sollen wir darum bis dahin nicht leben? Erst recht!"

„Und was das Leben beut, genießen;
Laß darum Champagner fließen! . . ."

stimmte Reinold, der ohnedem schon etwas mehr, als ihm zuträglich war, getrunken, jubelnd ein, indem er dem Freunde sein leeres Glas hinhielt. „Nein, sich Sorgen machen und mit Weltuntergangsgedanken quälen, das überlasse ich den Sternguckern und Politikern. Da wäre es ja fast besser noch, Trappist zu werden."

„Nein, dazu fehlt Dir der Glaube," sprach Fritz hart sein Urteil. „Er mangelt, wie es scheint, bald der ganzen Welt. Sie glaubt nicht einmal mehr an sich selbst."

Er erhob sich, legte seinen Säbel um und schlüpfte nun rasch in den Paletot, um so bald als möglich fortzukommen. Beinahe hätte er ob der Eile seine Zeche vergessen und er berichtigte sie erst, nachdem er sich schon mit kurzem Gruße empfohlen hatte.

Sein Bruder hätte den Zürnenden nun freilich gern zurückgehalten, aber er war doch schon zu weit von den übermütigen Geistern des einschmeichelnden Weines in den ewig blauen Aether emporgewirbelt, um dazu einen ernstlichen Versuch zu machen oder sich dem Fortgehenden gar anzuschließen. Er begnügte sich, ihm nach dem flüchtigen, kaum erwiderten Händedrucke doch noch herzlich zuzunicken.

„Ein unausstehlicher Pedant, Du verzeihst mir schon." Das war die wenig wohlwollende Nachrede aus des Grafen Munde.

„Ja, etwas pedantisch ist er," stimmte Reinold zu, jedoch nicht rückhaltslos. „Aber so ganz unrecht hat er am Ende nicht."

„Was, bist Du angesteckt? Willst Du auch langweilig werden?"

„Weißt Du, was der Alte sagt —"

„Na, warum gehst Du denn nicht in ein Kloster?"

„Die Vokation — siehst Du, der Alte meint's auch — die Vokation ist nicht da. So lange es noch hübsche Mädel gibt —"

„Die man leben lassen kann —"

„Und lieben, lieben, Freund!"

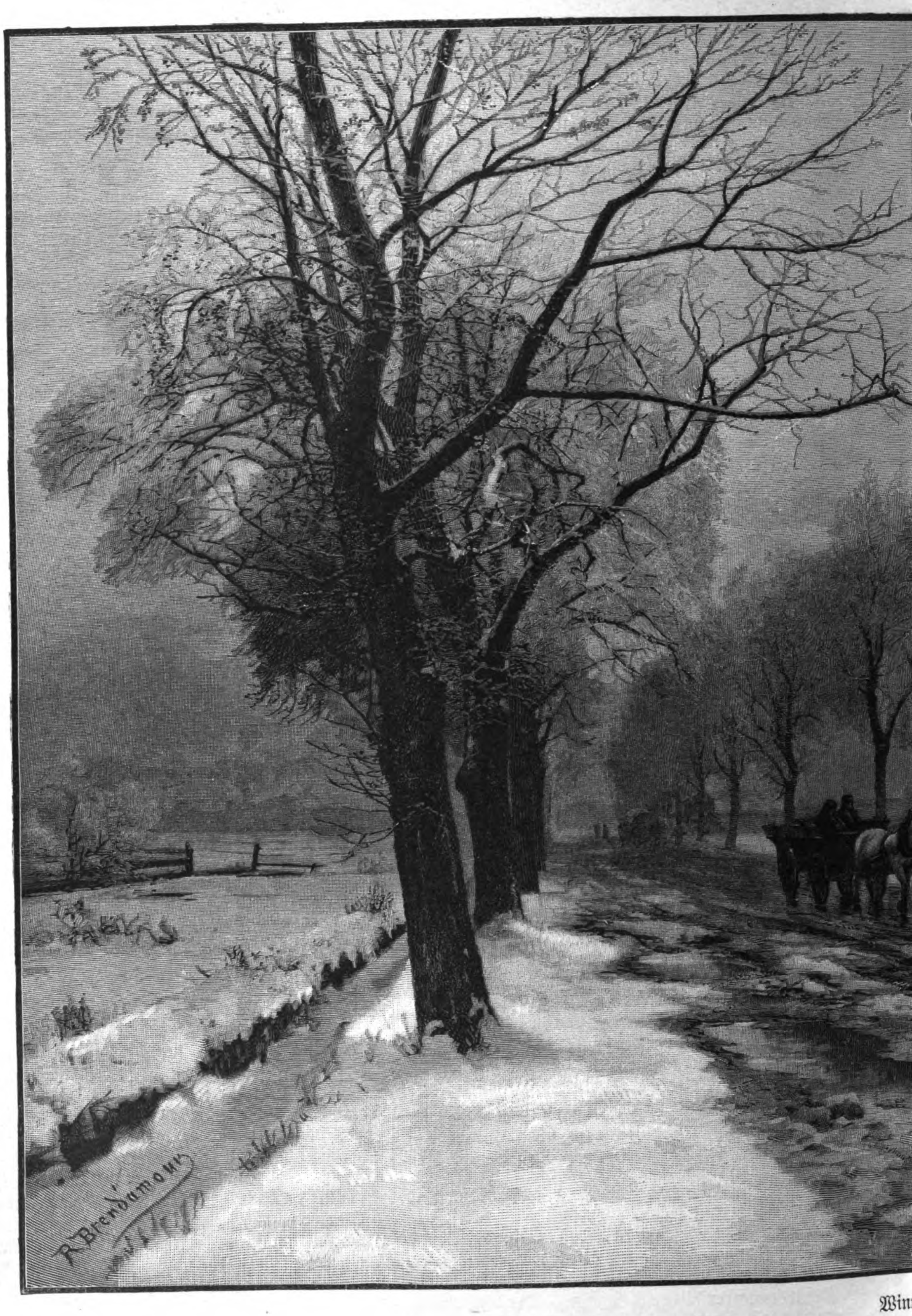
„Läßt man die Welt laufen, wie sie läuft, hält sich auf der Sonnenseite und kriecht nicht in den Schatten hinüber. Fort mit den Nachtgedanken!"

Reinold stieß an den ihm entgegengehaltenen Kelch und das feine Klingen begleitete sein gedämpftes Trällern:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was doch nicht zu ändern ist."

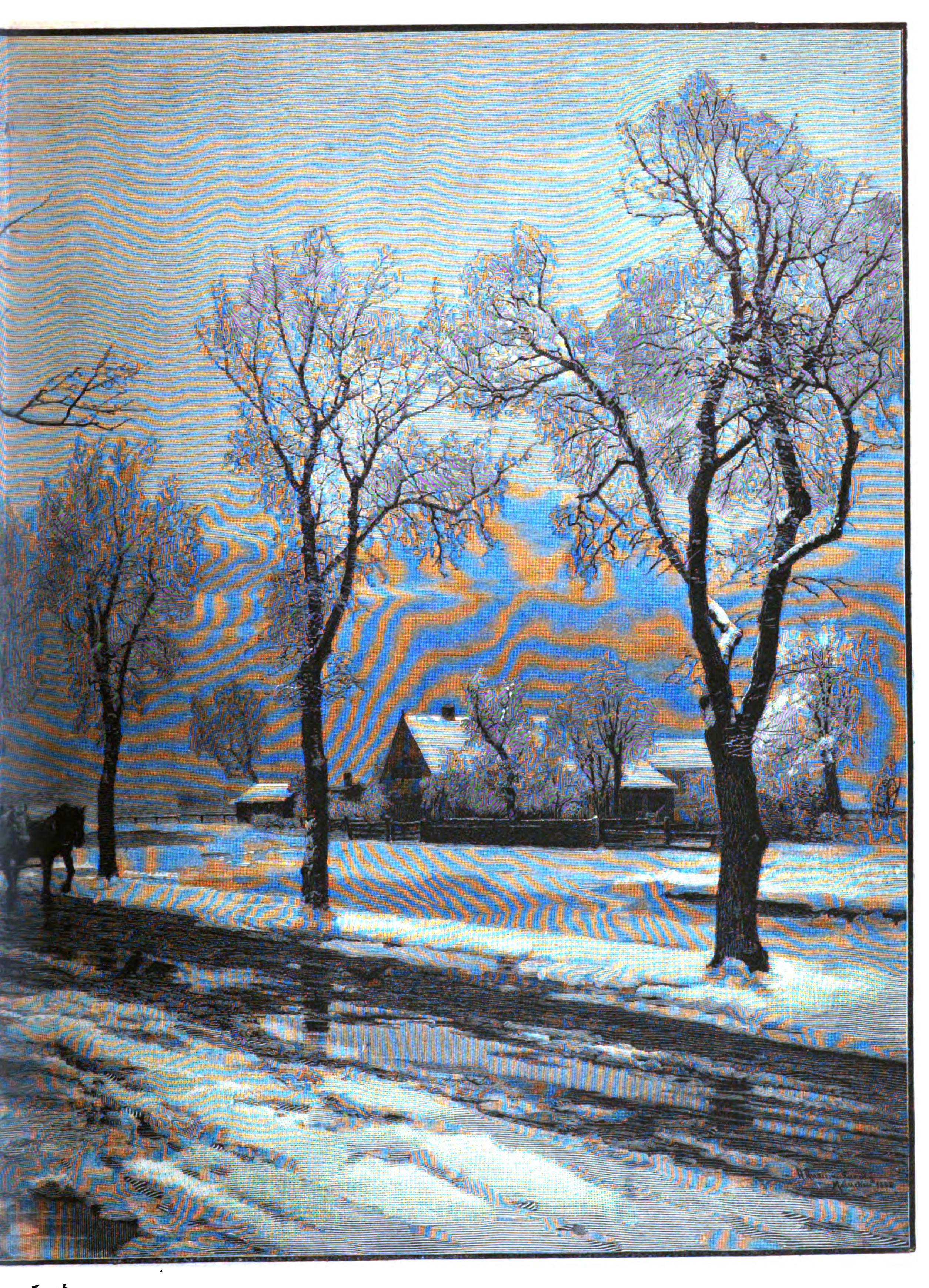
Und es währte noch eine geraume Weile, ehe er an den Aufbruch dachte. Die beiden Herren, welche





Win

Nach dem Gemälde v



…erabend.
…on A. Andersen-Lundby.

der Graf bei seinem Eintritte begrüßt, hatten ihre Gesellschaft ebenfalls verloren und siedelten nun über, daß sich eine fröhliche Tafelrunde bildete. Als sich schließlich Reinold denn doch erinnerte, des andern Morgens frühzeitig dienstliche Anordnungen treffen zu müssen, erhoben sich auch die übrigen drei. Sie wollten noch in einem Kaffeehause drüben in der Stadt einbrechen. Doch weiter als bis zur Brücke kam das Kleeblatt nicht. Da blieb mit einemmale der Graf mitten im Gespräche stehen.

Der Mond war Sieger geblieben im Kampfe mit dem Nebel und glitzerte unten in einem langen Streifen auf den Wellen des Flusses. Ihr Murmeln und Plätschern war in der stillen Nacht eigentümlich laut vernehmbar, doch nur einer von der heitern Gesellschaft horchte darauf. Sein Lachen verstummte, sein Antlitz verzerrte sich.

„Dies unerträgliche Rauschen!" stieß Graf Casalta zwischen den aufeinandergebissenen Zähnen hervor. Er knirschte, stampfte den Boden und wandte sich blitzschnell um. „Gute Nacht! Ich bleibe noch bei den Dragonern!" rief er den Verwunderten zu, und eilte auf dem Weg, den er gekommen, zurück.

Viertes Kapitel.

Es war schon ziemlich spät am andern Morgen, als Graf Casalta zum Frühstück erschien. Nur seine müden Augenlider verrieten, daß er spät nach Hause gekommen war, seine immer blasse Gesichtsfarbe, sowie seine Haltung, welche, wie es die Mode von einem eleganten jungen Mann erheischt, etwas nachlässig, aber doch in einzelnen Bewegungen voll Schnellkraft und Gewandtheit war, ließen nichts von einer Abspannung erkennen. Auch seine Miene zeigte ein freundliches Lächeln, mit dem er seine Gattin begrüßte, die bereits am Tische saß, der mit Eiern, Butter und kaltem Fleische besetzt war und vor dem Sitze der Hausfrau einen großen kupfernen Samowar trug, in dem das Wasser leise sang.

Das Gemach war überhaupt ein überaus behagliches, aus allerlei buntem Tand, alten Lackmöbeln, Kissen und Teppichen, Bambusstühlen und kostbaren Gerätschaften nach etwas bizarrem Geschmack zusammengebautes Nest, in dem sich Gräfin Mietzi, noch eigens durch einen chinesischen Wandschirm vor jedem Zuglüftchen geschützt, wie ein frierendes, mauserndes Vöglein duckte. Sie saß auf einem niedern Lehnstuhl, einen zweiten neben sich, auf welchen man, offenbar in Eile, Albums, Ständer und anderes Spielzeug, um auf dem Tische Raum zu schaffen, übertragen hatte, und hielt eins von den Morgenblättern in Händen, das aber bei dem ohnehin matten und durch die schweren Vorhänge bis auf einen sehr schwach durch die gestickten Fensterblenden dringenden Schein völlig ausgeschlossenen Tageslichte wohl nur mit Mühe zu entziffern sein mochte.

Sie ließ jetzt die Zeitung in den Schoß fallen und streckte dem Eintretenden langsam die Hand entgegen.

„Hast Du schon gelesen?" fragte sie, ehe sie seinen Morgengruß noch erwidert.

„Ich bin eben erst aufgestanden und dann — die leidige Politik interessirt mich gar nicht. Wie hast Du geschlafen, Kind?"

Er stand neben ihr, streichelte ihre Hand und neigte sich herab, um sie auf die Stirn zu küssen, wobei er mit dem obersten Rockknopf an der Gummischnur ihres Kneifers hängen blieb und ihr denselben, als er sich wieder erhob, von dem Näschen schnellte, was ihr einen kleinen Schmerzensruf entriß.

„Aber so gib doch acht!" warf sie ihm unmutig vor. „Du thust mir ja weh und zerbrichst das Glas."

Nicht im mindesten zerknirscht, strich er sich lächelnd über das bärtige Kinn.

„Das Unglück ist ja nicht geschehen," bemerkte er, ohne an eine Entschuldigung zu denken. „Warum trägst Du das abscheuliche Ding? Es entstellt Dich nur und Du weißt, daß ich am liebsten ohne Zwischenmittel in Deine schönen blauen Augen blicke."

Sie waren zwar mehr grau als blau, diese nur mit einiger Umgehung der Wahrheit schön zu nennenden Augen, aber welche junge Frau ließe sich durch eine kleine Schmeichelei nicht leicht versöhnen. Es war auch nur noch ein erkünsteltes Schmollen, in dem sie ihm erwiderte, das sei bloß ein Vorwand, weil er wisse, daß sie kurzsichtig sei und er sich lieber nicht in die Karten sehen lasse. Daß sie ihm nun nochmals selbst die Stirn bot, war schon ein Zeichen, wie wenig ernst der Vorhalt gemeint sei.

„In die Karten?" fragte er lächelnd.

„Leugne es nur nicht. Ich weiß alles."

Wie ein Ruck ging es durch seinen Körper und er richtete sich mit einem plötzlich sehr ernst gewordenen Gesichte auf.

„Aus der Zeitung?" fragte er rasch.

Die Gräfin hatte nicht unrecht, mit Hilfe ihres Augenglases hätte sie gewiß den Ausdruck peinlicher Betroffenheit bemerkt; so entging ihr derselbe und sie wiegte, auf den vermeintlichen Scherz eingehend, ein wenig neckend den Kopf.

„In den Zeitungen steht so etwas wohl nicht. Man erfährt aber auch auf anderen Wegen, wie viel Uhr es war, als der leichtsinnige Herr Gemahl nach Hause kam. Gesteh es nur, Du hast wieder gespielt. Oder warst Du noch auf schlimmeren Wegen? Du!"

„Närrchen!" beschwichtigte er sie, selbst durch die Wendung beruhigt. „Wenn Du die Doberaus, Freisheim und Sellenberg frägst, so werden sie Dir bestätigen, daß ich ganz solide zuerst mit ihnen und dann mit den Dragoneroffizieren zusammengesessen bin. Soll ich Dir Zeugen bringen?"

„Also der ältere Doberau war auch dabei? Nun, dann will ich Dir glauben, Camillo."

„Ja, der schwerfällige Patron springt über keinen Zaun," spottete der Graf; er wendete sich und nahm den Platz gegenüber seiner Frau ein. Indessen hatte er es aber auch für gut befunden, einen etwas weniger tändelnden Ton anzuschlagen. Ohne Nachdruck, den er in seiner Redeweise im allgemeinen verschmähte, aber dafür in einer um so eindringlicheren, abfälligen Art gab er ihr seine Mißbilligung über das ihm schon wiederholt lästig gewordene

Spionirsystem, das sie betrieb, kund. „Wenn Du es übrigens wünschest, von meiner Heimkunft immer genau unterrichtet zu sein, meine liebe Mietzi, so will ich eine elektrische Leitung anbringen lassen, welche einen Wecker auf Deinem Nachttischchen auslöst; es wird dann doch nicht nötig sein, daß sich Deine Kammerkatze den Schlaf entzieht, um mir aufzulauern."

„Es wäre gar nicht zu viel, wenn Du selbst kämst, mir Gute Nacht zu sagen," erwiderte sie spitz. Die Art solcher Zurechtweisungen, wie er sie in der Gewohnheit hatte, ließ keine Beschämung aufkommen, sondern stachelte sie nur, und statt Reue stellte sich bei diesem empfindlichen, mehr noch kurzdenkenden als kurzsichtigen verzogenen Kinde regelmäßig Verstimmung ein. Seine rücksichtsvoll klingende, aber doch ironische Rechtfertigung, sie hätte sich ja selbst mit der Angabe, daß sie sich unwohl fühle und schlafen wolle, zurückgezogen und ihn verabschiedet, hatte denn auch keine andere Wirkung, als daß sie von dem ungleichen Kampfe, in dem sie sich doch nicht besiegt erklären wollte, absprang, eine leidende Miene annahm und seufzend die Stirn in die Hand stützte.

„Was hast Du, Herz?" fragte er mit aller zarten Aufmerksamkeit für das Ei, welches er eben aufklopfte.

„Ach, ich bin auch jetzt noch nicht gesund," klagte sie „Aber dem schenkst Du natürlich nicht die geringste Beachtung. Es ist Dir nicht einmal aufgefallen, daß ich hier bei mir serviren ließ. Drüben ist es so kalt, so unbehaglich. Der Nebel draußen macht einen auch ganz melancholisch; mich friert, ich muß ein Fieber in mir haben. Ist es denn nicht auch ganz natürlich, wenn alles auf einen einstürmt. Du trinkst Deinen Thee und ißt und thust, als ob gar nichts wäre, ja, Du stichelst noch herzlos an mir herum, statt Mitleid mit mir zu haben."

„Tröstet es Dich, wenn Du mich nicht essen siehst, will ich sofort aufhören und mein Frühstück im Restaurant nehmen. Ich bin zu jedem Opfer bereit."

„Und mich allein lassen? Das sieht Dir ganz gleich."

„Nur zu Deinem Besten. Solche Mißstimmungen sind am schnellsten in der Einsamkeit behoben. Ungestörte Ruhe, ein bißchen anregende Lektüre."

„Ach, diese Zeitungen! Es ist nicht wert, daß man sie liest."

„Das sage ich schon lange."

„Denke Dir nur, wie sie über die Lucca sprechen!" rief die eben noch halb Ersterbende ganz aufgeregt. „Man merke doch nachgerade die Abnahme ihrer Stimme, was selbst die bewundernswert kunstvolle Behandlung derselben nicht verbergen könne — diese perfid verzuckerte Pille — und überhaupt habe die Darstellung zu wünschen übrig gelassen. Don Jose ein hölzerner Soldat aus der Spielzeugschachtel —"

„Ah, wirklich, eine grausame Kritik — es muß Dich tief verletzt haben."

Gräfin Mietzi nahm es nicht wahr, daß sich ihr Mann lustig über sie mache und in voller Genugthuung, ein Verständnis ihrer Gefühle bei ihm zu finden, nickte sie ihm zu.

„Ja, ich war empört. Wenn man derlei liest, ist einem der ganze Tag verdorben. Alles wird begeifert und vergiftet. Und dann — auch die Geschichte mit der Christl."

„Was ist's mit ihr," horchte Graf Camillo auf, als dieser Name so nebenher fiel.

„Nun, die steht auch darin."

Mit seinem Appetit, den bisher nichts zu stören vermocht, war es nun doch plötzlich zu Ende. Rascher, als es sich mit seiner sonst zur Schau getragenen überlegenen Gelassenheit vertrug, der in der Welt nichts einer besonderen Beeiferung wert erschien, erhob er sich und griff nach dem Blatte, das seine Frau im Unmut auf den Tisch geschoben. Er trat hinter sie ans Fenster und überflog die Spalten, um die Stelle ausfindig zu machen. Es zitterte das Blatt in seiner Hand, während er den kurzen Artikel las, der „Lebensmüde" überschrieben, die bezügliche Nachricht brachte.

„Gestern abend wurde wieder eine Leiche aus der Mur gezogen. Es war die eines jungen Mädchens vom Lande, das schon oberhalb der Brücken ins Wasser gestürzt und längere Zeit darin gelegen sein muß, denn das Leben war bereits völlig erloschen, als der Körper an der Albrechtsbrücke, wo er hängen blieb, bemerkt wurde. Ob hier ein Selbstmord oder ein Unglücksfall vorliegt, muß dahingestellt bleiben, doch ist es wahrscheinlich wieder ein Opfer leichtgläubigen Vertrauens und getäuschter Liebe. Christiane P. ist sehr schön gewesen und dies war wohl ihr Verderben. Ein Verbrechen scheint ausgeschlossen, es sei denn eines von jenen, die nach den Satzungen unserer Gesellschaft vor dem irdischen Richterstuhle straflos ausgehen. Die Unglückliche wurde sofort nach der Entdeckung ins allgemeine Krankenhaus gebracht, von wo die Bestattung, wie uns zugeht, morgen stattfindet."

Die Pause dauerte so lange, daß Graf Camillo, der den Artikel mit fliegender Hast durchlaufen hatte, ihn wohl wiederholt gelesen haben konnte und seine Frau endlich ungeduldig wurde.

„Nicht wahr, recht langweilig?" fragte sie schließlich.

„Was?" fuhr der Graf, wie auf seinen eigenen Gedanken ertappt, auf.

„Nun, daß man gar nichts weiß. Keine Enthüllungen. Und ich war doch gespannt."

„Ja, das ist recht rücksichtslos von diesen Zeitungsschreibern. Sie sollten sich schon mehr Mühe geben, die Neugierde zu befriedigen; es kommt ihnen ja sonst nicht darauf an, alles zu durchwühlen und die intimsten Familienangelegenheiten aufzudecken, wenn sie ihren Lesern nur irgend einen recht pikanten Skandal auftischen können."

Das beißende Aufziehen war diesmal in einen so ungewohnten Ton der Entrüstung umgeschlagen, daß die junge Frau ihren Gatten, der nun wieder auf seinen Platz zurückkehrte, erstaunt und betroffen ansah.

„Ich begreife Dich nicht," sagte sie weinerlich.



„Du hast doch sonst keinen Widerwillen gegen derartige Indiskretionen."

„Und ich begreife Dich nicht," fuhr er ihr ungeduldig ins Wort, „das ist ja ein wahrer Hang für Sensationen."

„Ist denn mein Interesse für das arme Mädchen nicht natürlich? Ich habe Christl seit Jahren gekannt, sie ist zu uns gekommen, für uns zu nähen, wir haben miteinander musizirt, und als sie so unbegreiflich verschwand —"

„Warst Du die erste, einen Stein auf sie zu werfen."

Der Vorwurf brachte die Thränen vollends zum Ausbruch.

„Ich? — Soll es eine ehrsame Frau vielleicht billigen, wenn — Aber Du nimmst natürlich Partei gegen mich. Du verstehst mich nie und hast immer an mir zu tadeln. Wenn ich es vorher ahnen hätte können, daß Du mich nur meines Vermögens wegen —"

„Ach, quäle uns beide doch nicht mit solchen Ausgeburten Deiner Phantasie," schnitt er ihre Klage ab. Er bereute, hingerissen von einer momentanen Erregung, zu weit gegangen zu sein. Was sollte eine Scene, ja nur eine jener unangenehmen Spannungen in der Enge der häuslichen Gemeinschaft hier in der Stadt, wo sie noch gewissermaßen unter der Ueberwachung eines fortwährend auf sie gerichteten, oft recht unbequem werdenden Auges lebten? So sehr er auf seine Frau herabsah, war er doch gezwungen, sie zu schonen, da sie zu unabhängig gestellt war, um ihm nicht in einer ihrer unberechenbaren Anwandlungen einmal ernste Unannehmlichkeiten bereiten zu können. Es wäre ja Thorheit gewesen, wegen kleiner Mißhelligkeiten die Gefahr dauernder Entfremdung heraufzubeschwören, und von allen anderen verdrießlichen Folgen abgesehen, der Skandalsucht anderer ein prickelndes Schauspiel zu geben. Solche Ungeschicklichkeit mußte man jenen Leuten überlassen, die in dem Wahne stehen, es sei Pflicht, sich in die übernommene Rolle, die man einmal in der Welt spielen will, auch ganz und gar hineinzuleben. Derartige Entgleisungen waren keineswegs nach seinem Geschmack und mit ein wenig Geschick und Takt ließen sie sich ja auch leicht vermeiden.

Aus dem Tone etwas unmutiger, doch aber wohlwollender Zurechtweisung gelang es ihm auch jetzt, gewandt zu liebevollen, ja selbst schmeichelnden Zureden überzugehen und die reizbaren Nerven zu beschwichtigen, wenn auch die erlittene Kränkung sich nicht sofort verwischen ließ. Versöhnt zwar, aber noch schmollend, entzog sich die ihrem Temperamente nach ohnedem etwas kühle Frau sogar seiner Zärtlichkeit und als er sie scherzhaft mahnte, sich ihrer Verstimmung nicht allzu sehr hinzugeben, sie müsse schön sein heute abend auf dem Balle, antwortete sie, es sei noch gar nicht gewiß, daß sie gehe, sie habe sehr wenig Lust dazu.

„Du kannst mich entschuldigen und bist um so freier."

„Wie Du meinst," entgegnete er und zündete sich mit einer empörenden Gleichgiltigkeit, die ihrem Entschlusse im stillen rasch eine entgegengesetzte Wendung gab, eine Cigarre an. Erst hinterher folgte die Frage: „Genirt es Dich nicht? Rauchst Du nicht selbst?"

„Nein, heute nicht," schlug sie die dargebotene Büchse aus, indem sie zugleich aufstand. „Aber laß Dich nicht stören. — Ich bin zu angegriffen. Man müßte ja ein gefühlloser Mensch sein, um derartige Erschütterungen nicht zu empfinden."

Langsam verließ sie das Gemach, in welchem ihr Gatte, der seinen stark mit Rum versetzten Thee noch nicht ausgetrunken hatte, zurückblieb. Er griff, sobald er allein war, unwillkürlich nach der Zeitung, die er doch eben erst weggelegt, er konnte dem Drange nicht widerstehen, die Stelle abermals zu lesen. Und dann sah er hastig auch in den anderen Blättern nach, ob darin nicht etwa Ausführlicheres stehe, und nickte befriedigt, als er den Fall noch oberflächlicher verzeichnet fand. Aber plötzlich horchte er auf, aus dem nächsten Zimmer klangen durch die Portière die Töne eines Klaviers, von denen er offenbar peinlich berührt war, denn sein Mund verzerrte sich ganz und die zurückgezogenen Lippen ließen die aufeinandergebissenen Zähne sehen, als ob ein falscher Griff sein empfindliches Ohr verletzt hätte. Und doch war das Spiel, wenn auch nicht gerade brillant, immerhin korrekt und brachte die einfache Melodie, die keine besondere Kunst erforderte, mit leidlichem Ausdrucke zu Gehör.

„Kannst Du denn nicht lieber einen Polka klimpern, als dies larmoyante Stück?" rief er von seinem Sitze aus ins andere Zimmer hinüber. „Ich bitte Dich, hör auf!"

Aber war es, daß seine Frau die Charakterisirung ihrer Kunstfertigkeit verletzend fand und dadurch gereizt wurde, erst recht ihrem eigenen Geschmacke zu folgen, oder wollte sie sich nicht so gebieterisch aus ihrer Stimmung reißen lassen, sie blieb dabei, das angefangene Lied fortzusetzen, ja, die Melodie nach deren Abschluß abermals aufzunehmen.

Er stieß die Tasse von sich, daß das Löffelchen klirrte, sprang auf und verließ ebenfalls das Gemach, doch nicht, um etwa seiner Gattin zu folgen, sondern durch die entgegengesetzte Thür.

Indem er den Korridor kreuzte, kam er an Konrad vorüber. Er war schon einige Schritte weiter, als es ihm plötzlich beifiel, sich umzukehren.

„Nichts für mich abgegeben worden?" fragte er.

Der Diener verneinte. Nur die Post, erklärte er, die er wie gewöhnlich auf den Schreibtisch gelegt. Es war dies schon lange üblich so im Hause, auf einen Befehl des Grafen hin, dem es nicht zugesagt hatte, daß die junge Frau gleich in der ersten Zeit nach der Hochzeit eine etwas übergroße Neugierde für die auf dem Frühstückstische seiner harrenden Korrespondenz zeigte.

Er ging auch heute, beim Eintritt in sein Zimmer, gewohnheitsmäßig auf den großen Schreibtisch zu, der nicht recht zu der üppigen, an einen türkischen Kiosk erinnernden Einrichtung dieses Rauchwinkelchens passen wollte, dafür aber auch schon durch sein

bloßes ernstes Dasein den Verdacht, als könne hier nur träges Nichtsthun wohnen, ferne hielt. Ein Blick genügte, in dem dort aufgeschichteten Einlauf das gewöhnliche Sammelsurium von Vermählungs- und Traueranzeigen, Offerten verkaufslustiger Pferdehändler und Wagenbauer, Einladungen zu gemeinnützigen Versammlungen, Vereinsmitteilungen und dergleichen zu mustern, an deren genaueres Studium zu gehen er nicht die geringste Lust hatte. Er schob es beiseite, um Raum zu gewinnen für einen Stoß neuer Werke, welche sein Buchhändler zur Ansicht vorgelegt und da fand sich denn auch manches Interessante: kostbar illustrirte Jagderlebnisse eines hohen Herrn, die Abbildungen einer berühmten Waffensammlung, welche Anlaß gaben, einzelne Photographien mit den seltensten Stücken der über dem Kamin angebrachten und auf dem Teppichfelde an der Wand zusammengestellten Trophäe zu vergleichen, mehrere Bücher über Forstwesen und Landwirtschaft, die man allenfalls als Zeugen ernsthafter Beschäftigung auf dem dadurch an Ansehen noch gewinnenden Schreibtisch aufgestapelt liegen lassen konnte, endlich die letzten Ausgaben der Bibliothèque Charpentier in Paris, das allerneueste vom Verfasser der Rougon-Maquarts in Begleitung der jüngsten Romane von Maupassant.

„Auch die lassen nach, aber man kann sie immerhin durchblättern!“ Und er machte sich daran, doch ohne rechte Ruhe dabei zu finden. Er warf die Bücher weg und sprang von dem breiten Diwan auf, der sich an zwei Seiten der Wand hinzog, schritt nachdenklich auf und ab, betrachtete seine Nägel, zuletzt trat er vor einen dunklen Holzrahmen, nahe der einen Fensternische, in welchem sich das Bild einer steirischen Bauernhochzeit befand. Der Zug bewegte sich langsam und jubilirend die steilen ausgetretenen Stufen eines Dorfkirchleins in den Bergen herab, die Musikanten im Vordergrunde schon halb um die Wendung des Weges. Man konnte nichts Lebensvolleres sehen. Nur erst wenn man genauer hinblickte, fiel hie und da ein Widerspruch gegen die Naturtreue ins Auge, eine zu fein geformte Hand, ein zu zierlicher Fuß, eine zu schlanke Gestalt, wie vor allen anderen gleich die der Braut. Es war eben die Aufnahme eines der lebenden Bilder, die vor wenig Wochen erst zur Einleitung eines maskirten Balles gestellt worden, und diese Gruppe in Landestracht hatte dabei den meisten Beifall gefunden. Die Teilnehmer an derselben waren aber auch so glücklich gewählt, daß sie selbst in dieser farblosen Abbildung noch überaus wirksam blieb. Die schämige, glückliche Braut war das Entzücken aller gewesen, unter all den anderen gerade auch nicht üblen Dirndln stach Olga durch Liebreiz heraus; es schien förmlich ein Strahlenkranz von ihr auszugehen und wer hätte den glücklichen, mit Jauchzen seinen Hut schwenkenden Bräutigam neben ihr besser darzustellen vermocht als Reinold Doberau. Auch die Baronin Hallwitz war da als Brautmutter in behäbiger Ehrbarkeit noch ein paar Stufen höher, und zwischen den Zeugen und Burschen zeigte sich auch Graf Camillo. Er stand etwas seitwärts, den Hut mit dem Gamsbart tief in die Stirn gerückt, auf sein Gewehr gestützt, mit dem sich an dem Freudenschießen der anderen Burschen zu beteiligen er trotzig verweigerte. Der finstere Blick, voll Groll und Eifersucht, erzählte eine ganze Geschichte von dem abgewiesenen, rachebrütenden Nebenbuhler. Der Kontrast zu dem lachend hellen Gesichte des neueingesegneten Ehemannes hätte nicht eindringlicher zur Anschauung gebracht werden können, und war überaus wirksam.

Und auch jetzt flammte in des Grafen Augen derselbe leidenschaftlich verzehrende Blick, gleich jenem des Jägers dort im Bilde, auf die schöne Braut gerichtet, und eine geraume Weile vermochte er ihn nicht loszureißen, dann fiel derselbe sinnend auf das Fenster, vor dem draußen der Nebel wie ein weißes Laken hing.

Dies häßliche Tauwetter! Das war sonst die Zeit, um die man sich draußen auf dem Eise des Hilmerteiches traf. Ein Föhnstoß hatte dem heitern, häufige Begegnungen, unauffällige Annäherungen und gelegentliche Absonderungen fast mehr als der Tanz begünstigenden Treiben ein jähes Ende bereitet. Aber war denn jetzt nicht die Stunde, wo die Damen ihre Einkäufe, ihre Promenaden zu machen pflegten? Der günstige Zufall konnte wohl ein Zusammentreffen herbeiführen und war's auch bloß ein flüchtiges Wiedersehen und Begrüßen.

„Konrad, die Braunen vor den Kutschirphaëton.“

„Die Frau Gräfin wollen auch ausfahren,“ meldete der durch die Klingel herbeigerufene Diener, „und haben das Coupé bestellt.“

„Sie kann ja die Schimmel nehmen. Schnell!“

Der Diener zauderte noch.

„Entschuldigen, Herr Graf, der Briefträger ist wiedergekommen und wartet auf das Rezepisse.“

Der Graf wußte nichts davon. Konrad erklärte, den rekommandirten Brief — einen Stadtbrief — zu dem übrigen Einlauf gelegt zu haben. Es wurde gesucht, und richtig fand sich derselbe mit dem eingeklemmten Empfangsschein unter der Schreibmappe, wohin er beim Fortschieben der übrigen Post zufällig geraten war. Wie vom Blitze getroffen stand der Graf, als er desselben ansichtig wurde.

Lange hielt seine Bestürzung nicht vor, er bemeisterte sie, aber die Unterschrift der Bestätigung verriet in ihren seltsam zerrissenen, fast unleserlichen Zügen, wie unsicher die Hand war, welche die Feder geführt.

Der Schreck zuckte noch in der seinen, als sie, kaum daß der Diener fortgeeilt war, nach dem Brief langte. Und sie ergriff ihn auch nicht, sondern umklammerte zunächst die Tischplatte.

Graf Camillo mußte sich halten, er schwankte, ein Schwindel hatte ihn erfaßt, wie wenn ein Gespenst vor ihm aufgetaucht wäre, starrte er die unheimliche Sendung an, in deren Aufschrift er sofort die Hand erkannte — eine kalte, nasse Hand, die sich aus dem rauschenden Wasser nach ihm emporstreckte, als wolle sie auch ihn hinabziehen in die feuchte Tiefe.

Er glitt auf seinen Sitz, jetzt erst kehrte der Herzschlag wieder und nun zuckten die Finger in

fieberischer Hast nach dieser Botschaft. Thörichte Angst, die einen Augenblick wähnen konnte, daß sie aus dem Jenseits komme! Zu welch sinnlosen Vorspiegelungen sich die gereizte Einbildungskraft doch verirren konnte! Aber was barg dieser sich so steif anfühlende Brief? Ein Riß und aus dem Umschlage fiel eine Photographie. Diejenige, welche er gestern nachts vergeblich in dem umgestürzten Nähmuchen gesucht — seine eigene.

Mit einem Gefühl der Befriedigung legte er sie zur Seite und jetzt entfaltete er rasch das beigefügte Schreiben.

Die erste Aufschrift „Lieber Camillo" war mehrfach durchstrichen, eine zweite stand darunter: „Herr Graf!", und in etwas großen, aber nicht ungeübten Zügen ging es weiter:

„Ich habe Ihnen eigentlich nichts mehr zu sagen; nach dem, was wir jetzt miteinander gesprochen, bleibt mir nur noch eins zu thun übrig und das wird geschehen, und davon werden Sie auch schon so hören. Aber ich möchte nur, daß Sie sich darüber keine Vorwürfe machen, denn ich sehe ja ein, daß Sie es so gut mit mir gemeint haben als es geht, und daß ich es auch nicht schlechter gehabt hätte als so viele hundert arme Mädeln, die ins Unglück geraten sind. Glauben Sie darum ja nicht, daß ich alle Schuld auf Sie wälze. Ich hätte ja noch immer umkehren können, damals, wo ich in die Stadt hineingelockt worden bin, wenn ich nicht selber so einfältig und schwach und willenlos gewesen wäre, meinen Widerstand aufzugeben.

„Jetzt aber kann ich nimmermehr zurück. Ich thäte mich zu Tod' schämen, unter den Augen der lieben, guten, armen Mutter und all der Leute. Und mein Bruder müßt' mich ja anspucken, wie ich ihn kenne. Dagegen nach Wien und dort alles abwarten und mich hernach verkriechen in irgend einem Winkel und nimmermehr wissen, wo ich hingehöre und was ich soll, das kann ich halt auch nicht. Und am besten ist es darum, ich mache Schicht und es ist aus, ganz und gar alles aus. Schicken Sie darum das Geld nicht. Ich mag's nicht und ich brauch's nicht mehr.

„Ihnen aber schicke ich das Bild, zerreißen mag ich's nicht und mitnehmen auch nicht, man könnte es finden und es soll's niemand wissen —" Nun kam wieder eine durchstrichene Stelle, die gelautet hatte, „wer mich so weit gebracht;" statt derselben aber war nun eine andere, jeder Anklage sich begebende Wendung angefügt, „wie es gegangen ist. Seien Sie ganz ohne Sorgen, jede Zeile habe ich verbrannt, damit kein Mensch auf Ihr Geheimnis kommt. Ich hab's niemand verraten und jetzt wird's wohl noch besser behütet bleiben.

„O Gott! — o Gott! — Nein, ich will nimmer — wie viel hab' ich gebetet, und jetzt nützt es ja doch nichts mehr. Der liebe Herrgott wird mir meine Sünden verzeihen und ich verzeih' Ihnen — ja, wahr und wahrhaftig aus ganzer Seele.

„Ich geh' jetzt und gib das noch auf die Post, damit es sicher in Ihre Hände kommt, und dann — O, Du mein armes, liebes Mutterl, der Himmel tröste Dich und verlaß Dich nicht!"

Die letzte Zeile war zum Teil verwischt. Hatten es die versagenden Hände gethan, auf denen ein todmüdes Haupt geruht?

Eine Unterschrift war nicht vorhanden, aber ganz unten am Rande der letzten Seite stand hastig hingekritzelt: „Sie werden schon wissen, von wem das kommt."

Ein tiefer Atemzug hob des Lesers Brust, das ganze Zimmer schien demselben heller geworden, war ja der tiefe Schatten hinweggezogen, der seit gestern trotz aller Versuche, ihn zu verscheuchen, sich immer wieder auf ihn herabgesenkt. Keine Bewegung der Reue oder auch nur der Rührung über dies selbstlose Zartgefühl, das aus jeder Zeile, aus der ganzen Handlungsweise dieses armen, unglücklichen Mädchens sprach, dessen Großmut und stumme Dulderschaft es weit über die niederen Schichten erhob, aus denen es hervorgegangen, kein wehmutsvoller Gedanken an dies von ihm in egoistischer Genußsucht und herzloser Gleichgiltigkeit vernichtete Leben kam in ihm auf, nur das Gefühl der Erleichterung machte sich geltend. Mit befriedigtem Nicken legte er den Brief weg, wie etwa die Absage einer ihm lästig gewordenen Einladung.

Doch schnell griff er wieder darnach, erfaßt von einer nachträglich aufzuckenden Unruhe. Wie, wenn dieser auf jede Anklage verzichtende Brief durch Zufall in unrechte Hände gefallen wäre? Mußte er nicht zur allerschwersten werden? Dies gefährliche Blatt Papier sollte keinen Schaden mehr anrichten! So rasch, als könnte jeder Augenblick Verzugs einen solchen noch herbeiführen, trug er dasselbe zum Kamin und warf es auf die züngelnde Glut und in unwillkürlicher Regung ließ er auch sein eigenes Bildnis folgen, wie wenn damit die ganze Vergangenheit in Asche zerfiele.

Und er beglückwünschte sich selbst zu dem kurzen Verfahren, denn noch hatte die auflodernde Flamme nicht das letzte Restchen verzehrt, als die Thür geöffnet wurde und seine Frau lebhaften Schrittes hereinkam.

Sie war zur Ausfahrt gerüstet mit kurzem Pelz und Kapothütchen und mit dem veränderten Anzuge schien auch ihre Stimmung sich gewandelt zu haben.

„Ich habe mich doch besonnen. Die Schneiderin war da, das Kleid wird fertig," verkündete sie in freudiger Aufregung, ohne sich daran zu kehren, daß sie dabei den eigentlichen Grund ihrer früheren Mißstimmung verriet. „Ich will mir nur noch ein paar Federtuffs ins Haar aussuchen und sonst einige Kleinigkeiten kaufen, die man doch am besten selber besorgt. Willst Du mit? Ach, nein, ich weiß schon, das langweilt euch. Uebrigens kann ich vielleicht auch ein oder zwei Visiten abmachen. Also gebe ich Dich großmütig frei bis zum Diner, aber zuerst begleitest Du mich doch auch auf einen Sprung zu Großmama, Guten Morgen zu sagen. Du weißt, sie hält darauf. Und wenn ich allein komme, fragt sie mich immer nach Dir ..."

„Und es ist sicherer, daß Du nicht über mich klagst, wenn ich dabei bin," nahm er, im Gefühl



seiner Erlösung aus der Unsicherheit, wirklich heiter ihr halbes Geständnis auf. Er haftete nicht einmal bei einem Vergleiche zwischen jener der Vergessenheit übergebenen Verlassenen und seiner Gattin, die soeben sich ihrer „Großmut" gerühmt.

Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit bot er ihr den Arm und so stiegen sie die Treppe hinab. Die Großmutter wohnte im ersten Stocke. Das Haus gehörte ihr und sie hatte von jeher ein Absteigequartier in demselben, das sie auch beibehielt, als sich ihre Enkelin verheiratete und das ganze zweite Stockwerk mit wirklicher Verschwendung für das junge Ehepaar eingerichtet wurde. Sie hatte das einzige Kind ihres früh verstorbenen Sohnes aufgezogen und hing mit verdoppelter Liebe an demselben. So wollte sie denn auch so viel als thunlich in dessen Nähe bleiben und teilte nun regelmäßig deren Winteraufenthalt in der Stadt wenigstens auf einige Monate; aber den Raum beengen wollte sie, wie sie sagte, denen da oben nicht; wenn man ein Haus mache, müsse es auch geräumig sein, daß man Gäste empfangen könne, und unter die gehöre sie einmal doch nicht. Eine Frau Gradinger sei kein Aufputz für den Salon der Gräfin Casalta und eine alte Großmutter müsse überdies ihre Ruhe haben. So begnügte sie sich denn mit ihren, der großen vermieteten Wohnung abgesparten paar Zimmern, in denen sie still und zurückgezogen hauste.

„Ich will es Dir jetzt nur sagen," flüsterte die junge Frau noch knapp bevor sie unten eintraten, ihrem Manne zu, „damit Du mich nicht länger in dem kränkenden Verdacht des Spionirens hast, wer mir Dein spätes Nachhausekommen verriet: Großmama. Sie hat heute früh nachgesehen, wie es mir geht, weil man ihr gesagt hatte, ich sei unwohl. Du stiegst wohl etwas geräuschvoll die Treppe hinau; sie schläft so schlecht."

„Und hört so gut," fügte er sarkastisch hinzu. Vielleicht wäre er auf diese vertrauliche Mitteilung umgekehrt, doch war es dazu schon zu spät, denn die Gräfin stand bereits in der von dem Stubenmädchen geöffneten Thür.

„Du siehst, Großmama, es ist wieder alles in Ordnung," rief sie auf die ihr entgegentönende, verwunderte Frage: ‚Du gehst aus?' und eilte auf die alte Frau zu, die in einem großgeblumten dunklen Kleide auf einem hölzernen Lehnstuhle — einen anderen, verweichlichenden, mit Kissen ausgestatteten gönnte sie sich nur, wenn sie krank war — bolzgerade wie ein Pensionsfräulein vor einem aufgeschlagenen Pulte saß, das mit allerlei großen Büchern und einem dicken Pack Schriften belegt war. Unter ihrem schwarzen Häubchen sahen glattgestrichene weiße Scheitel heraus, die sich aber zu den noch dunklen Brauen, den rosigen Wangen und den scharfblickenden klaren Augen wie ein Anachronismus ausnahmen.

Jetzt allerdings hatten dieselben etwas ungemein Freundliches und ein verklärendes, zärtliches Lächeln begrüßte das geliebte Enkelkind.

„Da kannst Du ja gleich Herrn Helmauf Guten Tag sagen, Mietzi," sagte die Großmutter auf den neben ihr Stehenden weisend. „Und wenn ihr vielleicht Aufträge für Hohenhaus habt. Der Direktor geht heute wieder zurück nach Eisenhütten. Wir werden doch bis zum Mittagessen fertig, oder nicht?"

„Gewiß, Frau Gradinger," gab der mit den letzten Worten Angerufene die erwartete Bestätigung. Er war ein ernster, gutaussehender Mann, wohl erst wenig über die Mitte der dreißig, aber in seiner ruhigen, vertrauenerweckenden Art fast den Eindruck gesetzteren Alters machend. Vielleicht mochte eine gewisse Ungewandtheit der Bewegungen dazu beitragen, wie sie sich auch jetzt in der Verbeugung, mit der er die Hand der Gräfin entgegennahm, zeigte, und der er sich nach dem fast jünglinghaften Erröten zu schließen, sicherlich auch bewußt war.

Während er der sich erkundigenden Gräfin über allerlei Rede und Antwort stand, hatte auch Graf Camillo die Großmama begrüßt und selbst das aufmerksamste Auge hätte seinem galanten Handkusse und seinen teilnahmsvollen Fragen nach dem Befinden auch nicht die leiseste Schattirung seiner ironisirenden Nachlässigkeit abgelauscht. Er war ganz liebevoller Sohn, die Rücksicht und Ehrerbietung selbst.

„Sie haben die Christl ja auch gekannt und waren gestern mit dabei, wie mir die Mietzi erzählt. Was sagen Sie dazu?"

Mit diesen Worten kreuzte sie seine Ansprache. Seine Stirn faltete sich leicht. Sollte denn diese nunmehr begrabene Erinnerung immer wieder aufgerüttelt werden.

„Ach ja — ja wohl — es ist allerdings traurig," äußerte er in dem leeren Tone konventionellen Beileids.

„Mir thut sie leid," sagte Frau Gradinger in aufrichtigem Bedauern, wenn auch mit der durch manchen überlebten Schmerz schwer erworbenen Ruhe des Greisenalters. „Sie war ein braves, fleißiges Mädel und ich habe darum auch nichts dagegen gehabt, wenn sich das Kind," damit bezeichnete sie ihre Enkelin, „mit ihr abgegeben hat. Alles hätte ich geglaubt, nur das nicht. Aber so ein dummes Ding geht in die Schlinge, es weiß gar nicht, wie's kommt. Schau, Mietzi, Du könntest mir einen Gefallen thun."

„Gern, Großmama. Was befiehlst Du?"

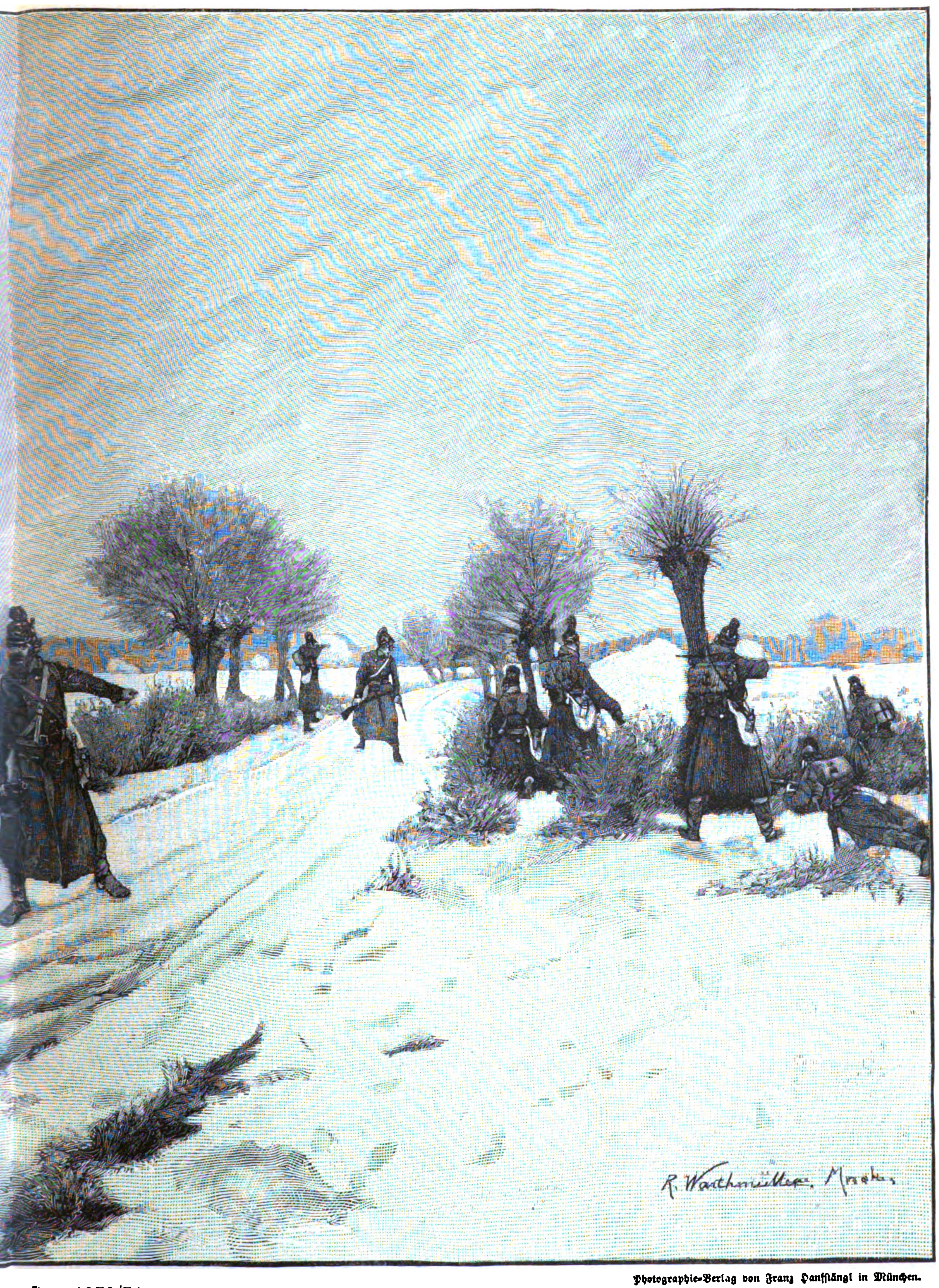
„Du hast vorhin ein Lied gespielt. Ich hab' es da herunter gehört," sie deutete auf die Zimmerdecke. „Es hat mich eine ordentliche Sehnsucht ergriffen, ich habe gemeint, ich sei in Eisenhütten draußen. Ich möchte das Lied ordentlich hören, nicht nur so ein paar Töne, die verloren herunter klingen. Und dann taugt auch das Klavier nicht dafür, da gehört einmal die Zither dazu. Die Deine liegt noch dort auf der Kommode seit dem letztenmal, das sind jetzt schon Wochen her. Aber natürlich nur wenn Du Zeit hast — ich will Dich nicht zurückhalten — Du bist am Ausgehen. Ein bißchen werdet ihr euch doch herzusetzen?"

„Damit wir Dir den Schlaf nicht davontragen, das ist ja selbstverständlich. Aber vielleicht etwas anderes. Camillo kann das Lied nicht leiden."

„Nicht leiden? Seit wann? Ist's wahr, Herr

Bei den Vor

Nach dem Gemälde v



Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

…orposten 1870/71.

…von Robert Warthmüller.

Graf? Ich weiß doch noch, daß Sie im Sommer ganz gern zugehört haben, wenn die Christl es sang. Von ihr hat's ja das Kind, wie das Zitherspielen erst gelernt. Ist's Ihnen seither verleidet? Das ist kurios."

Der Graf warf unmutig den Kopf zur Seite, er wich auch dem Blicke der alten Frau, der ihm etwas Forschendes zu haben schien, aus, hütete sich dabei jedoch wohl, in seinen Worten etwas von dem inneren Widerwillen durchschimmern zu lassen. Im Gegenteile, versicherte er, seine Frau habe vollkommen falsch aufgefaßt, man sei nur manchmal eben nicht in der Stimmung, sentimentale Musik zu hören und er teile ganz die Ansicht der lieben Großmama. Volkslieder, zumal solche aus den Alpenländern, die paßten nicht aufs Klavier, sie verlören all ihren originellen Reiz dadurch, das habe er nur nicht ausgesprochen, jedoch eigentlich gemeint.

Die alte Dame nickte dem Anschmiegsamen zu, der sich jetzt resignirt an das zweite Fenster zurückzog, um wenigstens seine Miene nicht fortwährend überwachen zu müssen.

Mittlerweile hatte der Direktor dienstfertig das Instrument herbeigeholt und aus dem Futteral genommen. Die Gräfin, welche nur ihren Pelz geöffnet, doch nicht abgelegt hatte, nahm hinter dem Tisch auf dem Sofa Platz, brachte die Saiten mit derselben Flüchtigkeit, die schon das auf dem Kopfe behaltene Hütchen kennzeichnete, in ungefähre Stimmung und begann nach kurzem Präludium zu singen:

„Dort beim See, da drunt',
Wo der tiafste Grund,
Hat a Bleamerl blüat,
Gar so zart und liab.
Hab' mer denkt, bei miar,
's war' mei' schönste Ziar,
Hab' mi nieder g'hockt
Und 's Bleamerl brockt."

„Auch das noch!" murmelte der Graf mit unwilliger Bewegung als der Gesang begann, aber weiter regte er sich nicht, nur klang es ab und zu wie ein leises Knirschen, wenn die dünne Stimme zuweilen absetzte. Seine Frau hatte dessen jedoch kein acht und fuhr nach ein paar Zwischentakten fort:

„Wiar i 's z'haus hab' 'tragen
Fangt's gleich an zu klagen,
Schaut mi traurig an,
M'ant, „was hast davon?
Kann hiazt nimma blüahn,
Muß mei Freud' verliarn
Thuat mir gar so weh,
G'hör' nur zum See."

„I will sorg'n für Di,
Wennst nur blüahst für mi,
Will Di trag'n mit Lust
An der treuen Brust."
Aber weg is g'we'n,
's hat net leb'n mög'n,
's hat si g'sehnt vor Weh
Zum tiafen See.

Das einfache, schwermütige Volkslied, soviel der Vortrag auch zu wünschen ließ, hatte, zumal durch die Beziehung, welche es heute auf den eben besprochenen Todesfall gewann, alle traurig gestimmt; nur Graf Camillo, durch die Qual, welche er über sich ergehen lassen mußte, gereizt, vermochte sich nicht zu enthalten, eine spöttische Bemerkung über den seltenen Genuß hinzuwerfen, dem man aber nunmehr ein Ende machen wolle.

„Hab' ich's nicht gesagt, daß ihm das Lied mißfällt!" berief sich die Künstlerin auf ihre Mitteilung.

„Ach nein," warf er lächelnd ein. „Es wurden mir nur die Zähne dabei etwas lang."

Die Großmutter schüttelte den Kopf, wollte aber dann nicht parteiisch scheinen.

„Ja, die Christl hat das freilich ganz anders gesungen," sagte sie; „die Mietzi besitzt nicht die tiefe, volle Stimme."

„Sie ist dafür eindringlicher und die bewundernswert kunstvolle Behandlung läßt die Kraft auch nicht einmal vermissen."

Die Ironie war verständlich genug, wenn auch nur die Gräfin das Citat aus der Zeitung heraus hörte.

„Du bist abscheulich!" rief sie und schob heftig die Zither von sich, welche unter der Mißhandlung einen klagenden Ton von sich gab. „Abscheulich! Ich werde nie mehr singen. Nie mehr!"

Sie sprang auf und lief in das nächste Zimmer. Die Großmutter wollte ihr folgen, um sie zu beruhigen, da kam aber das Stubenmädchen herein und meldete ihrer Herrin leise etwas, worauf diese sich an den Direktor wendete.

„Sehen Sie zu, Helmauf, was er will."

„Er verlangt ausdrücklich zur gnädigen Frau," wiederholte nun das Mädchen. Das bestimmte Frau Gradinger und indem sie ihren Platz wieder einnahm, gab sie Befehl, den Harrenden hereinzulassen.

„Kann er denn schon Nachricht haben von dem Tod seiner Schwester?" fragte sie den Direktor. „Er war doch in Eisenhütten als Sie es verließen?"

Herr Helmauf bejahte, doch nur zerstreut. Er, der vorher mitleidsvoll der gekränkt fliehenden jungen Frau die Hand entgegengestreckt, als wolle er sie zurückhalten, sah nun dem Grafen nach, der ihr jetzt, nachdem er bei der Anmeldung des Einlaßsuchenden betroffen aufgeblickt, schleunig folgte, wie sich denken ließ, die Zürnende zu versöhnen.

Indessen that sich die Thür auf und ein nicht eben großer, aber kräftig gewachsener Mann trat ein, der in seinen ländlichen Sonntagskleidern gar nicht übel ausgesehen hätte, wären die Linien in seinem bleichen, etwas gedunsenen Gesichte nicht alle wie mit Schatten nachgezeichnet gewesen, als hätte sich jahrelang Kohlenstaub in die Vertiefungen und die durch die Hitze an den Schmelzfeuern ausgedehnten Poren gelagert. Das und der finstere Ausdruck seiner Miene legten ihm scheinbar ein Jahrzehnt zu, obwohl er in der That kaum fünfundzwanzig zählen mochte. Mit hartem Blick und zwischen die Schultern gedrücktem, vorgeneigtem Kopf trat er ins Zimmer und versuchte so etwas wie eine Verbeugung, zu der seinem Willen aber vielleicht mehr die Unterwürfigkeit als seinen Gliedern die Geschmeidigkeit fehlte.

Es war ein kurzes, unwirsches „Grüß Gott!" das er dabei bot.

Auch bei der alten Frau zeigte sich keine übermäßige Freundlichkeit, als sie ihn gelassen fragte:

„Was bringt Euch her, Franz?"

„Das wissen die Frau Gradinger ohnehin," lautete die verstockte Antwort.

„Wenigstens kann ich mir's denken, die Christl..."

„Ja, die Christl," sagte er, und es klang fast wie ein Murren; „draußen liegt's auf dem Schragen im Leichenhaus, zersägt und zerschnitten wie ein gemetzgertes Stück Vieh. Unser einer darf ja nicht einmal als ein Ganzes ins Grab, wenn eins im Spital stirbt, oder gar wie das arme, elendige Ding unter der Murbrücke. Ein Selbstmord heißt's, da muß man nachschauen, ob sie wahnsinnig war oder nicht — als ob es darauf ankäme! Aber warum sie den Selbstmord begangen hat, darnach fragt niemand."

„Weil sie Gott vergessen hat und ihre Pflicht auf Erden," gab Frau Gradinger mit einer Strenge zur Antwort, die herb abstach gegen ihre mitleidsvollen Aeußerungen kurz vorher.

„Ah so!" stieß der Bursche scharf hervor und warf den Kopf in die Höhe. „Gesagt ist das leicht. Aber wer hilft denn, wenn die Pflicht einem gar zu schwer wird? Etwa Gott oder gar die Menschen? Keiner! Von denen wenigstens keiner, die es könnten, und weil sie's nicht thun, grad schuld sind an allem Elend und Unheil."

Er sprach zwar im Dialekt, doch mit einer gewissen Abschwächung desselben, die erkennen ließ, daß er nicht immer hier in der Steiermark, sondern in Gegenden norddeutscher Zunge gelebt, auch drückte er sich ganz gut und weit gewandter aus, als dies sonst dem Bauer oder dem ländlichen Arbeiter eigen ist. Frau Gradinger hatte unwillig zugehört.

„Das sind so Redensarten," mißbilligte sie seine Worte. „Redensarten, die Ihr von euren Aposteln da draußen lernt, und jetzt hier wie etwas Besonderes, Ausländisches im Munde führt. Um mir die vorzubringen, seid Ihr doch nicht hereingekommen in die Stadt."

„Nein, deswegen just nicht," gab er gedämpfter zu und dann erzählte er. „Gestern abends ist ein Telegramm gekommen und ein Bote hat es eigens von Eisenerz zu uns hinübertragen müssen. Von der Polizei war's. Die Christl sei verunglückt. Hart war's. Die Mutter hätt' es niedergeschlagen, daß sie selber dran gestorben wäre. Gehört ohnedem nicht viel dazu mehr. So haben wir ihr gar nichts gesagt, der Vetter wird's ihr schon so stad stad beibringen. Aber ich hab' mich aufgesetzt und bin die Nacht durch auf der Eisenbahn hereingefahren. Einer von uns sollte doch da sein, hat man mir nachher hier gesagt. Ob die arme Dirn etwas hinterlassen hat — natürlich, damit man die Steuer darauf legen kann — ob ich sagen könnte, wie es hergegangen ist, haben sie wissen wollen, und wer schuld daran sei. Ja, das möcht' ich halt selber gern wissen, gar zu gern! Und darum frag' ich noch einmal bei Ihnen nach, Frau Gradinger."

„Und ich kann Euch nur sagen, was ich Euch schon vor Monaten, gleich bei der ersten Anfrage, geantwortet habe. Es war alles nur eine Spiegelfechterei, eine Lüge."

„So? Der Brief."

„Eine Erfindung, nichts weiter."

„Aber die Mutter weiß doch ganz genau..."

„Eure Mutter ist nicht zurechnungsfähig und sie glaubt, was man ihr sagt. Wo ist denn dieser Brief?"

„Ja, wenn ich ihn hätte, glauben Sie nicht, daß er schon vor Gericht läge? Aber da war er, das ist so gewiß, wie daß ich da hier steh'. Meine Schwester kenn' ich. Nie und nimmer wär' sie fortgegangen von der Mutter, die sie so brav gepflegt hat, wenn nicht Ihr Brief gekommen wäre, daß Sie krank sind und eine Aushilfe brauchen und daß die Christl doch um Himmels willen kommen soll, sobald als möglich, es sollt' ihr Schaden nicht sein und ihr Heiratsgut könnte sie damit verdienen. Das war im November."

„Was sagt Ihr: mein Brief?" wies ihn Frau Gradinger empört ab. „Ich habe diesen Brief nicht geschrieben. Nicht im November und auch früher oder später nicht — nie."

„Waren Sie damals nicht krank?" fragte er mit zähem Mißtrauen.

„Allerdings."

„Stimmt also."

„Aber nicht, was Eure Schwester betrifft. Ich habe ihrer nicht bedurft, ich habe gar nicht an sie gedacht, sie nicht verlangt, nicht gerufen, nicht gesehen. Ihr werdet mir doch glauben, wenn ich's Euch versichere."

„Ah, das schon. Alle Achtung!" gab er mit einem gewissen widerwilligen Respekt zu, beharrte aber andererseits auf seiner Frage. „Wer hat denn nachher den Brief geschrieben?"

„Das müßt Ihr die Tote fragen."

„Ja, wenn die reden könnt'."

„Eine Abmachung war es, weiter nichts, Eure Mutter zu täuschen. Ein Vorwand zum Fortgehen."

„So?" grollte er auf. „Ein Vorwand, eine Erfindung, eine Abmachung von ihr. Gelogen soll sie auch noch haben, die gute Haut, getäuscht und betrogen! Das, Frau Gradinger, das kommt nicht aus gutem Herzen, daß ich es Ihnen sage."

„Mäßigen Sie sich, Prokaschnigg!" mischte sich der bis jetzt stumm gebliebene Direktor ein, da er sah, daß nicht nur der aufgebrachte Bursche daran war, sich zu übernehmen, sondern auch der Gesichtsausdruck der alten Frau immer härter wurde, wie der Blick aus ihren Augen. Aber auf das erregte Gemüt hatte seine Mahnung keinen Einfluß mehr.

„Ach was, mäßigen! Hab' ich etwa keinen Grund, so zu reden wie ich rede? Soll ich's etwa geduldig hinnehmen, wenn man meine eigene Schwester eine Lügnerin schimpft. Als ob's noch nicht genug daran wäre, was an ihr gethan worden ist! Verlockt, verdorben, umgebracht hat man sie, in Schand' und Tod gestürzt, aber das ist eine Kleinigkeit, nur wenn's ein vornehmes Mädel trifft, wird ein Geschrei daraus gemacht, als ob die Welt unterging'. So eine Bauerndirn, so ein Arbeitermädel, die können zu Grund gehen, denen kräht kein Hahn nach; ist ja ihr Los auf Erden. Wozu sind wir denn da, als verachtet, geknechtet, verkauft, ausgebeutet und ausgesogen zu werden!"

„Sauge ich Euch aus? Habe ich Euch ausgebeutet?“ fuhr Frau Gradinger in die Höhe. „Verhungert wäret Ihr, wenn nicht ich Euch jahrelang Brot gegeben hätte in schlimmer Zeit aus meinem eigenen Säckel.“

„Durch wen ist er denn vorher gefüllt worden, als durch die Sklavenarbeit?“ warf er mit höhnischem Trotz hin.

„Alteriren Sie sich nicht, Frau Gradinger,“ bat der Direktor, doch auch hier ohne Erfolg.

„Lassen Sie mich! Dem Burschen da will ich meine Meinung sagen!“ wies sie ihn ab und schob dabei seine Hand weg. Dann richtete sie sich hoch auf, wie eine Herrscherin, die Gehorsam gewöhnt ist und den rebellischen Unterthan schon mit dem Blicke zerschmettert. Seit beinahe vier Jahrzehnten war ja ihr Wille in dem kleinen Reiche, das sie mit Milde und Gerechtigkeit, mit Geschick und Klugheit regierte, nahezu unumschränkt gewesen. „Weißt Du, was Du bist? Kein Sklave, wie Du Dich nennst; ich habe nie Sklaven gehalten. Ein frecher, undankbarer Mensch bist Du, denn wenn ich nach dem Tode Deines Vaters nicht für euch gesorgt hätte, wärst Du verkommen, Du wie Deine Schwester, die mir es auch gelohnt hat, daß ich mich euer angenommen und euch mehr lernen ließ als die anderen, indem sie meinen Namen zu ihrem unsauberen Unternehmen mißbrauchte. Ich hatte es gut mit Dir vor, Du solltest höher hinaufkommen und was bist Du geworden mit Deiner Anstelligkeit und Deinen versprechenden Fähigkeiten? Was hab' ich mir gezogen in Dir? Einen Dorn im Fleische! Unzufrieden bist Du gewesen mit Deiner Stelle, mit Gott und der Welt und bist fortgewandert, hast Dich in fremdem Land umsehen wollen, unter den deutschen Gewerkschaften, was weiß ich, vielleicht im Schlaraffenland. Das aber gibt's nicht und kann's nicht geben, und weil Du's nirgends besser gefunden hast, und Dir wohl auch der Boden unter den Füßen zu heiß geworden sein mag da draußen, bist Du endlich abgeschunden und zerlumpt wieder heimgekommen, eine schöne Weihnachtsbescherung für uns alle. Gut thun, meinte ich, würdest Du jetzt und habe Dich aus Mitleid wieder aufgenommen. Und zum Dank dafür hetzest Du mir meine Arbeiter auf, daß sie bald aufsässig werden wie die draußen in Vordernberg, in Leoben und überall. Bei mir hat noch keiner gestreikt, gottlob, aber Dein Verdienst ist es nicht, Du hast schon lange Dein Eisen im Feuer, kommst nur mit dem Schüren nicht rasch genug vom Fleck. Da paßt Dir's gut und möchtest wohl jetzt auf diese Weise etwas erpressen, weil es auf die andere nicht gleich geht?“

„Frau Gradinger, das laß ich mir nicht gefallen!“ brauste der so heftig Angegriffene auf.

„So geh! Geh, wohin es Dir beliebt! Bei mir ist kein Platz mehr für Dich. Ich brauche keinen Aufwiegler.“

Der Bursche lachte in bitterem Groll auf bei dieser jähen Entlassung.

„O, ich geh' ja schon! Mit meiner Arbeit find' ich überall Platz, da hat's keine Not. Aber das sag' ich Ihnen, ob ich da bin oder nicht, erspart bleibt auch Ihnen nicht, was die anderen Arbeitsgeber erfahren. Man hat die Frau Gradinger geachtet und verehrt, aber wann man genau hinsieht, grad nur, weil man's seit Menschendenken so gewohnt ist und weil man halt dumm war bis jetzt und geglaubt hat, sich bedanken zu müssen für etwas, was wie eine Wohlthat, wie ein Geschenk gegeben, doch weiter nichts als eine kleine Abtragung war auf die große ausständige Schuld. Aber die Zeit ist um, dem Dummsten geht am End' ein Licht auf und die Schuld wird eingetrieben von allen; da gibt's nachher keine Ausnahme, das sag' ich Ihnen!“

„Nehmen Sie sich in acht! Die Prophezeiung könnte Ihnen teuer zu stehen kommen,“ warnte Direktor Helmauf in nachdrücklichem Ernst. „Gehen Sie! Sie hören ja, daß Sie entlassen sind.“

Aus der kochenden Brust aber mußte erst alles heraus, was dieselbe zu zersprengen drohte.

„Das wäre also die Antwort auf meine Frage?“ stieß er voll heißen Ingrimms hervor. „Na ja, ist ja auch recht! Wo aber der Brief hergekommen, das werd' ich schon erfahren. Und den Hund, der meiner Schwester das angethan, den erschlag' ich und wenn's ein Fürst ist! Die ganze blutsaugerische Faulenzerkaste verdient's nicht anders, als daß man die ganze Welt ausreinigt von dieser Giftpest!“

Eine scharfe, metallisch klingende Stimme wurde jetzt plötzlich laut.

„Genug jetzt! Zu viel schon! Hinaus!“

Es war Graf Camillo, eine Weile bereits stand er mit seiner Frau, welche die Neugierde und staunender Unwillen herbeigetrieben, unter der Thüre des nächsten Zimmers. Die Ueberraschung und Entrüstung schien den Zwist ausgelöscht und beide wieder vereinigt zu haben, denn sie nickte befriedigt und aneifernd, als sie ihren Gatten jetzt mit energischer Geberde auf den noch immer mit drohend erhobener Faust Dastehenden zutreten sah, wiewohl ihr das Herz im nächsten Momente zitterte bei dem Gedanken an einen möglichen Kampf.

Ein solcher stand aber nicht zu befürchten. Das Erscheinen eines weiteren Zeugen der Unterredung, dessen Anwesenheit der erbitterte Mann nicht geahnt hatte, lenkte seine Gedanken ab. Die Verblüffung währte allerdings nicht lange, doch hatte sie ihn zum Verstummen gebracht und es klang ganz anders als er mißtrauischen Blickes den Grafen musterte und mürrisch die Frage hinwarf:

„So? Wer befiehlt denn da? Geht Sie's vielleicht an?“

„Hinaus!“ herrschte ihm der Graf nochmals zu. „Da kommt so ein Kerl herein, beleidigt eine Dame, schlägt einen Lärm, als ob er in einem Bauernwirtshause wäre und hält sozialistische Brandreden. Was untersteht er sich? Sie werden sich entfernen, sofort! Oder — bei Gott — ich werfe Sie eigenhändig hinaus und lasse Sie noch obendrein arretiren wegen Bruchs des Hausrechts!“

„Na, das wollen wir schon noch prestiren,“ gab der Bursche, der seinen Gegner verächtlich maß, höhnisch zurück. „Mit Ihnen nähm' ich's allenfalls



noch auf. Aber ich geh' — ich geh'. Von der Polizei will ich nichts. Wir wissen schon, mit wem die es haltet. Von der will ich nichts. Es wird sich schon ein anderer Weg finden."

Mit einem tückischen Blick auf den Grafen drückte er sich zur Thüre hinaus, auf die derselbe mit ausgestrecktem Arme wies.

Nun eilte auch die Gräfin zu der alten Frau, die mit nachlassenden Kräften auf ihren Sitz zurücksank.

„O, Großmama, es war fürchterlich! Ich bin ganz außer mir! Wie glücklich, daß Camillo da war und ein Ende machte."

Frau Gradinger streckte mit mattem Lächeln dem Manne ihrer Enkelin die Hand hin.

„Ich muß Ihnen danken, Graf," sagte sie, wurde aber von ihm sofort unterbrochen.

„Man muß dem Gesindel nur imponiren," warf er geringschätzig hin, „und es verkriecht sich wie ein durchgepeitschter Jagdhund. Ich sage es immer, daß Ihr die Leute verhätschelt. Aber es hat Sie doch nicht zu sehr aufgeregt, Ihrer Gesundheit geschadet? Ich wäre untröstlich."

Frau Gradinger beruhigte ihn, der sich in so liebenswürdiger Weise und fast angelegentlicher als die mit Stolz auf ihren Gatten blickende Enkelin um ihr Wohl bekümmerte. Sie selbst drängte nun auch beide, sich nicht länger aufhalten zu lassen und ihre eigene Zeit sei jetzt von Geschäften in Anspruch genommen, dann wünschte sie ihnen recht viel Vergnügen und das Kind solle sich nur noch abends vor dem Wegfahren in der neuen Toilette ansehen lassen. Sie küßte die Enkelin auf die Stirn und lehnte sich dann müde in ihren Sessel zurück. Der Rückschlag auf die heftige Bewegung des Blutes machte sich dem nicht mehr jugendlich geschmeidigen Organismus fühlbar.

Der Direktor hatte wie früher den aufschwellenden Zorn in den hochgefärbten Wangen, jetzt das jähe Weichen der Röte beobachtet und brachte still und rasch Wasser und dann ein paar Tropfen starken Weines herbei, die denn auch das Herz wieder zu größerer Thätigkeit anregten.

„Bah, es ist gar nichts," sagte sie, als die Erschlaffung wieder gewichen war. „Ich habe mich nur geärgert über diesen Burschen."

Der Direktor nickte.

„Er war eben aufgeregt — und Sie auch, Frau Gradinger," sagte er. Sie hatte ihn wohl verstanden.

„Ja, wer immer Ihren klaren, ruhigen Kopf hätte, Helmauf," meinte sie in offenbarer Unzufriedenheit mit sich selbst.

„Klar ist der Ihre schon, auch gescheit, fast..."

„Aber heiß, zu heiß. Das geht nicht mehr in der heutigen Zeit. Ach, Helmauf, manchmal denke ich, ich möchte ausspannen!" Es war etwas so Seltenes, dieser Seufzer, bei der energischen Frau, daß der Direktor sie verwundert ansah und kopfschüttelnd eine Einwendung machen wollte. Sie ließ ihn jedoch nicht dazu kommen und sprach weiter. „Ich habe nie von einer Verwandlung unseres Werks in ein Aktienunternehmen etwas wissen wollen, aber — wenn keine Kinder kommen, für wen? Der Graf wird es doch nie übernehmen, dem fehlt das Zeug dazu, wenn er selbst möchte. Uebrigens," ein Lächeln spielte dabei um die wieder frischgeröteten Lippen, „übrigens, er kann wirklich recht nett sein. Wie ritterlich hat er sich meiner angenommen. Da merkt man denn doch gleich den Kavalier. Es ist 'was Eigenes! Immer will's mir freilich nicht gefallen, und ich fürchte — ich fürchte, auch der Mietzi nicht. Eine glückliche Frau sieht anders aus. Ein und das anderemal hab' ich fast gedacht, es wäre besser gewesen, Sie — nun ja, warum soll ich's nicht sagen? — Sie hätten den Mut gehabt — zu reden."

„Frau Gradinger!" murmelte er gesenkten Kopfes.

„Ja, ja, und uns zwei Frauensleut' wäre die Eitelkeit nicht zu Kopf gestiegen. Also, in Gottes Namen an die Arbeit!"

Fünftes Kapitel.

Nicht ohne Grund hatte Gräfin Mietzi dem Ballkleide eine solche Bedeutung beigemessen, daß ihre ganze Laune, ja ihre Gesundheit von dem Fertigwerden desselben abhing. Es war in der That eine Staatsrobe, bestimmt den Neid der anderen Damen zu erwecken, wahrhaft prachtvoll, viel zu prachtvoll für die gebotene Gelegenheit, denn es handelte sich ja um weiter nichts, als um einen kleinen Thé dansant bei Hallwitz', die damit mehr der jungen, tanzlustigen Welt ein Vergnügen zu bereiten, als ihre gesellschaftliche Verpflichtung für den Winter abzuthun bestrebt waren. Man wußte es ja, es war da ein bißchen eng; dem beschränkten Raum entsprechend, mußten auch die Einladungen eingeschränkt werden. Die Scharen der Würdenträger, die eigentlich nur ihres Titels wegen bei den öffentlichen Bällen die Hauptrollen spielen, waren hier fast gänzlich ausgeschlossen, man fand sich knapp zusammengedrängt, man wurde nicht mit großem Pomp empfangen, man bekam nicht eben die teuersten Weine und die kostbarsten Leckerbissen, mit der Etikette wurde es nicht sehr genau genommen, aber man unterhielt sich vortrefflich dabei. Die Hausleute wußten es ihren Gästen sehr angenehm zu machen, alle Steifheit und Langeweile blieb verbannt. Das war nun allerdings nicht der Schauplatz, der sich zur Toilettenentfaltung eignete und die große Schleppe aus meergrünem Seidenbrokat mit den Silberstickereien, welche Gräfin Mietzi in stolzer Genugthuung hinter sich her zog, war mehr als einmal arg gefährdet.

Man lachte darüber, man fand die Schaustellung von so viel Luxus am unrechten Platze, geschmacklos, im Geflüster wurde hie und da ein Wort laut: „Industriellenball" — „Silberbergwerk" — „Erzadel" — aber wenn eins derselben auch an das Ohr der Gräfin schlug, machte es ihr bei allem stillen Verdruß doch auch Freude, da sie es dem bloßen Neide zuschrieb, den der kostbare Stoff ihres Anzuges und der reiche Schmuck desselben erregte. Großmama war davon entzückt gewesen und daß ihr Gatte fast noch im letzten Momente, als er sie so erblickte, umkehren wollte und erst nach einem kleinen Zwist achselzuckend zu ihr in den Wagen

stieg, das änderte an ihrer Ueberzeugung nichts, denn er hatte natürlich ja immer etwas auszusetzen an ihr.

Der Umstand allein, daß sich fast niemand fand, der sich in ihre Tanzkarte einzutragen begehrte, störte einigermaßen den Triumph, den sie zu feiern meinte. Weit davon entfernt, das Unpassende ihrer Erscheinung einzugestehen, hielt sie sich zuletzt für das Opfer einer Verschwörung, schob dieselbe den mißgünstigen, intriguirenden Damen zu und war zuletzt fast haltlos und weinerlich geworden, daß sie vielleicht ihren Gatten aufgesucht und zum Nachhausefahren gedrängt hätte, wenn sie von der Hausfrau, die mit ihrer Isolirtheit Mitleid fühlte, nicht aufgelesen worden wäre.

Wie all der jungen Leute ihres Bekanntenkreises, nahm sich die Baronin ihrer mütterlich an. Es müsse ja jemand da sein, dieselben zu erziehen, meinte sie, und das sei gerade so die rechte Aufgabe christlicher Barmherzigkeit für sie, die ihr auch mehr zusage, als etwa der Vorsitz in irgend einem Wohlthätigkeitsverein, für den sich ohnehin eine ganze Schar würdiger Anwärterinnen fände, indes ihr Lieblingsfach eigentlich zurzeit gar nicht besetzt sei.

Sie nahm die junge Frau kurzweg unter dem Arm und führte sie in den kleinen Salon zum Theetisch.

„Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir," forderte sie dieselbe freundlich, wenn auch ein wenig im Befehlshabertone auf, den sich aber jedermann gerne von ihr gefallen ließ, weil man ihr gutes Herz kannte und ihren günstigen Einfluß in der Gesellschaft wohl zu schätzen wußte. „Da, Schatz; mit dem gleißenden Ungetüm, das Sie hinter sich herziehen, können Sie doch nicht walzen. Ein bewundernswertes Muster. Auch die Perlen und Brillanten, welche Sie da vorne am Ausschnitte tragen, sind sehr schön, nur etwas zu auffallend. Sie stellen alles in Schatten; aber, mein Herz, wir sind ja nicht in Paris. Sagen Sie mir, wie sind Sie denn darauf gekommen, sich für unser bescheidenes Fest so großartig herauszuputzen? Das beschämt mich ja förmlich, daß ich nur einen so einfachen Rahmen für ein solch blendendes Bild zu bieten vermag." (Fortsetzung folgt.)

Johannistrieb.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

„Alter schützt vor Thorheit nicht." Dieses alte, gute, deutsche Sprichwort findet durch unser Bild eine treffliche Illustration. Die beiden jugendlichen Mädchengestalten betrachten mit spöttisch lächelnden Blicken den alten verliebten Gecken, der mit komisch steifer Verbeugung der Auserwählten seines ewig jugendlichen und impressionablen Herzens einen kleinen Strauß überreicht, dessen mit Vorbedacht ausgewählte Blumen der Angebeteten seine heißen Gefühle verdolmetschen sollen. Lange hat er schon das schöne Mädchen umschwärmt, ohne den Mut zu haben, ihm näher zu treten. Davon hielt ihn besonders die unzertrennliche Freundin der Königin seines Herzens ab, aus deren Augen ihn bei jeder Begegnung ein neckischer Kobold anzuschauen schien, und das war ihm natürlich sehr unbequem. Da er aber niemals das Glück hatte, sein Ideal allein zu treffen, so nahm er endlich allen seinen Mut zusammen, und so sehen wir ihn denn vor der Herrlichsten von allen stehen, unbekümmert um das mokante Lächeln, welches die Lippen der unbequemen Freundin umspielt. Sie möchte dem verliebten Alten am liebsten lachend zurufen:

„Mit der schlauen Liebe kosen
Darf man nicht am Krückenstab.
Nur der Jugend blühen Rosen,
Nur die Jugend pflückt sie ab."

S.

Bei den Vorposten.

(Hiezu das Bild Seite 321.)

Der Winterfeldzug gegen die französische Loire- und Westarmee hat ein unverwelkliches Lorbeerreis in den Ruhmeskranz der bayrischen Armee geflochten. Nach dem tapfersten Ringen bei Coulmiers und in den folgenden Gefechten, in denen es die Bayern allein mit der französischen Uebermacht aufnehmen mußten, bis die Truppen des Prinzen Friedrich Karl ihnen zu Hilfe kamen, folgten die furchtbaren Strapazen gewaltiger Märsche, Entbehrungen aller Art bei ungewöhnlich rauher Winterkälte und der fast täglichen Gefechte mit den Franzosen.

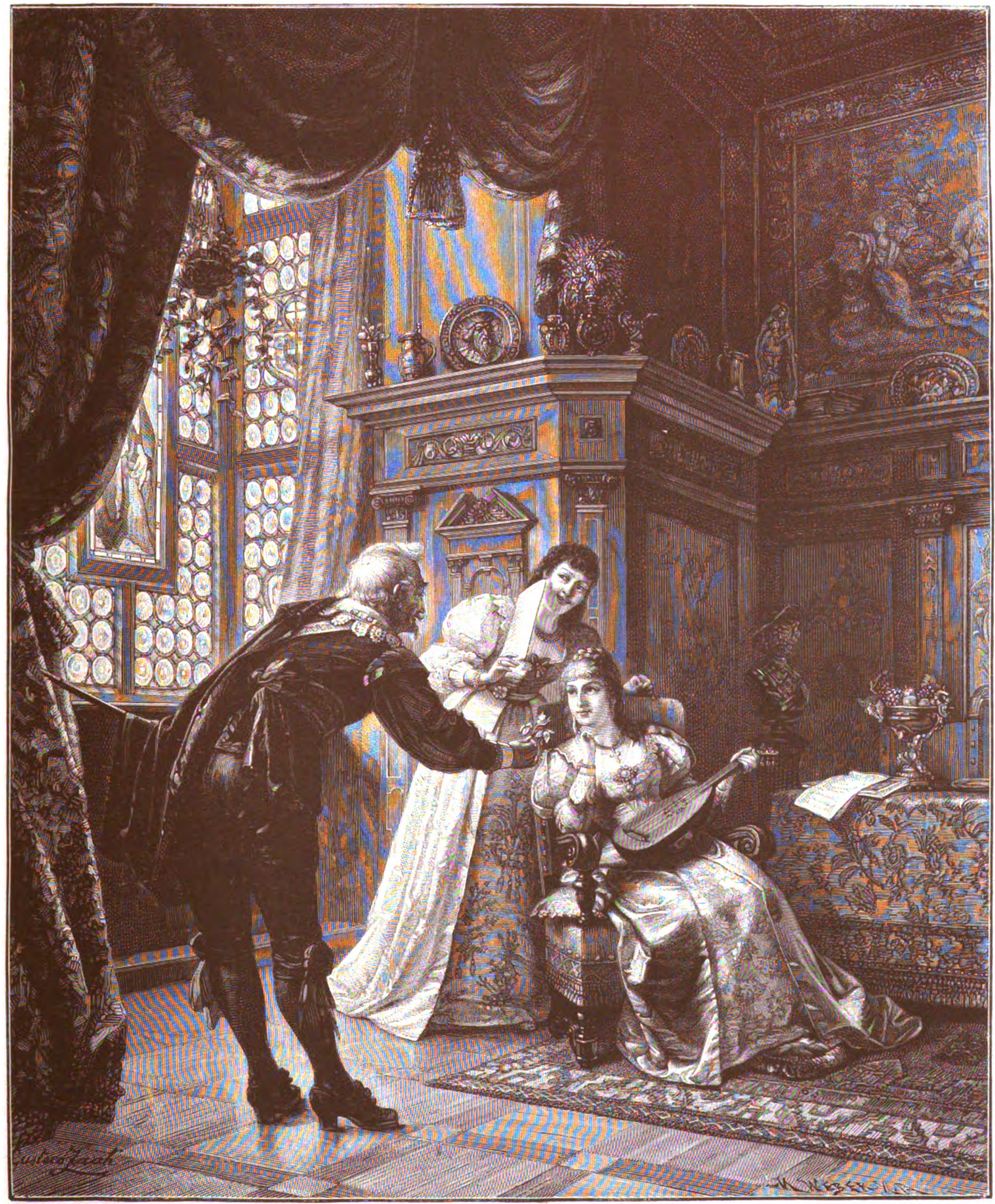
Wie oft mußten die Feldwachen ohne Feuer auf dem Schnee die Nächte durchkampiren, und brach dann der trübe Wintermorgen endlich an, so mußten die deutschen Vorposten sich fast regelmäßig mit den französischen herumknallen.

Unsere Illustration zeigt ein solches Vorpostengefecht zwischen bayrischen Jägern und einer Abteilung französischer Infanterie, die einen lang sich hinziehenden Waldrand besetzt hält und sich anschickt, aus demselben hervorzubrechen. Der Offizier der Feldwache hat nach der rückwärts stehenden Repli Meldung gemacht, worauf der dieselbe befehligende Hauptmann vorgerückt ist und sich nun mit einem Signalhornisten direkt in die Feuerlinie begeben hat, um den Feind genauer zu beobachten. Der aus der vordersten Linie zurückkehrende Oberjäger stattet soeben seinen Rapport ab, während die hinter den Weidenstämmen sich deckenden Jäger ein lebhaftes, wohlgezieltes Feuer auf die vorrückenden Franzosen unterhalten. Daß die Chassepots der letzteren mindestens ebensoweit tragen, wie die Büchsen der Jäger, beweist der links im Vordergrunde liegende Körper des Gefallenen. v. B.

Das goldene Bischofsjubiläum Leos XIII.

Am 19. Februar 1893 sind es fünfzig Jahre, daß das dermalige Oberhaupt der katholischen Kirche, Papst Leo XIII., die bischöfliche Würde innehat. Diese seltene Feier, welche von seiten der katholischen Welt mit bedeutenden Kundgebungen kirchlicher und weltlicher Art begangen wird, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf den genannten Senior aller europäischen Souveräne, der gegenwärtig in seinem 83. Jahre steht (geboren zu Carpineto 2. März 1810). Die Thatsache, daß der jetzige Papst schon in seinem 33. Lebensjahre und in seinem 6. Priesterjahre zur Bischofswürde erhoben worden ist, läßt in unseren Zeiten, wo man den Nepotismus in Rom nicht mehr kennt, einen Schluß auf seine Tüchtigkeit und seine Fähigkeiten ziehen. Graf Joachim Vinzenz Pecci hatte denn auch seine 19 Jahre umfassende Studienlaufbahn mit stets gleichbleibenden glänzenden Erfolgen durchmessen. Durch eine eminente Sprachkenntnis und Gewandheit — Papst Leo XIII. ist heute unbestritten der beste Lateiner der Welt und seine lateinischen Dichtungen und Epigramme (gesammelt und herausgegeben) gehören zum Vorzüglichsten dieser Art — legte er den Grund seiner allseitigen Bildung; in den Naturwissenschaften, Chemie, Physik, Mathematik, erhielt er die ersten Preise von weltbekannten römischen





Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Johannistrieb.

Nach dem Gemälde von G. Zaal.

Professoren. Fast sieben Jahre studirte er Philosophie und Theologie, wurde mit 22 Jahren Doktor der Theologie, verlegte sich hierauf fünf Jahre lang auf das Rechtsstudium und wurde zum Doctor utriusque juris mit 27 Jahren rite promovirt, sodaß er nun in seltener Weise wissenschaftlich für sein Leben ausgebildet war. Zugleich ernannte ihn Papst Gregor XVI., da er sich dem höheren Verwaltungs- und diplomatischen Fach der katholischen Kirche zu widmen entschloß, wozu ihm Adelsstand und feinste Umgangsformen noch mehr den Weg bahnten, zu seinem Hausprälaten und verwendete ihn als Referendar, Hilfsarbeiter und so weiter circa 3/4 Jahre lang bei den höchsten kirchlichen Kommissionen. Mit dem Empfang der Priesterweihe am letzten Tage des Jahres 1837 schloß die gesamte Studien- und Vorbereitungszeit des jetzigen Papstes ab.

Nun folgten (von 1838 bis 1846) acht Jahre des praktischen Dienstes in der Verwaltung und Diplomatie. Anfang 1838 kam er als Legat (Gouverneur) in die ganz vom Neapolitanischen umschlossene Kirchenstaats-Enklave Benevent, die wegen des dort herrschenden Briganten- und Schmugglertums geradezu der Schrecken des Südens war. Der achtundzwanzigjährige Graf Pecci aber, in der Vollkraft seines Lebens, schaffte mit der ehernen Konsequenz und Unbeugsamkeit des Juristen und mit der Promptheit und Furchtlosigkeit des Soldaten, der vom Vater her in ihm steckte, in kurzer Zeit Ordnung; die Schmuggler verzogen sich und die manchen adeligen Brigantenführer ergaben sich. Durch die rasch aufeinanderfolgenden Maßregeln der Steuererleichterung, der Hebung des Ackerbaues, der Anlegung von Straßen nach den Hauptmarktplätzen der Umgegend und der industriellen Belebung veränderte er das Ländchen gründlich und machte sich für immer bei dem Volke einen Namen. Drei Jahre nachher kam er in die zehnfach größere Provinz Perugia als Legat, wo er sich so beliebt machte, daß, als einige Jahre nachher der Bischof starb (Pecci war unterdessen schon zum Nuntius befördert) die sämtlichen Behörden den Papst ersuchten, den früheren Gouverneur ihnen zum Bischof zu geben, was Pius IX. zusagte unter der Bedingung, daß Nuntius Pecci selbst einwillige. Dieser war unterdessen, seit Anfang 1843, zum Nuntius für Belgien ernannt worden. Als Vertreter des Papstes in diesem Amte mußte er die Bischofswürde besitzen, und so wurde er sofort zum Titular-Erzbischof von Damiette ernannt und am 19. Februar 1843 durch den Staatssekretär, Kardinal Lambruschini, konsekrirt. Der neue Erzbischof war noch nicht 33 Jahre alt. Das ist der Anlaß der Jubelfeier. Als Nuntius weilte Pecci bis Ende 1845 in Belgien, wo er sich des politisch liberalen Leopold I. persönliche Zuneigung in vollem Maße erwarb, so daß dieser ihn, als Pecci auf die Anfrage Pius IX., ob er das Bistum Perugia wolle, bejahend geantwortet hatte, mit einem außerordentlich warmen persönlichen Empfehlungsschreiben und seinem höchsten Orden entließ. Hatte Nuntius Pecci schon Anfangs 1845 die Städte Aachen, Köln, Mainz und Trier besucht, so machte er, gestützt auf die wärmsten Empfehlungen der belgischen Königsfamilie, besonders der Königin, seine Heimreise über England, wo er einen Monat weilte, und Frankreich, wo er in Paris mehrere Wochen sich aufhielt. Königin Viktoria mit Gemahl und Louis Philipp mit Familie empfingen den Nuntius wiederholt sehr ehrenvoll.

Er blieb volle zweiunddreißig Jahre auf dem einfachen Bischofssitz zu Perugia, von 1846 bis 1878. Die Annahme des letzteren war durchaus kein Avancement für den im vollen Aufflug begriffenen kirchlichen Diplomaten, der zudem schon den Titel eines Erzbischofs besaß und in kurzem den Kardinalshut erhoffen durfte. Aber er hatte wahrgenommen, daß der Papst ihn für Perugia wünsche, und so erklärte er sich sofort bereit zum Rücktritt von der bisherigen Laufbahn und zum Eintritt in die höhere Seelsorge: ein Beweis der ans Wunderbare grenzenden Organisation der katholischen Kirche und zugleich der persönlichen Selbstlosigkeit des Nuntius Pecci. Als Bischof von Perugia waltete er still, aber unermüdlich seines Amtes und hat besonders auch auf dem Gebiete der praktischen Nächstenliebe ganz Bedeutendes geleistet. In die zweite Hälfte seines Episkopats fiel die Occupation des Kirchenstaats durch Piemont; Bischof Pecci von Perugia war es, welcher in diesen schwierigen Zeiten an der Spitze des mittelitalienischen Episkopats die betreffenden Proteste, Manifeste, die Schreiben an Viktor Emanuel persönlich verfaßte und vertrat, und für seine eminente Klugheit und seinen Takt ist beweiskräftig, daß er in jenen sechzehn Jahren nur einmal vor Gericht zu erscheinen hatte, um glänzend freigesprochen heimzukehren. Hatte vielleicht Pius IX. den Bischof Pecci anfangs zu wenig erkannt, so wurde er später, je länger, je mehr, ihm geneigt. Im Jahre 1853, zehn Jahre nach der Bischofsweihe, ernannte er ihn zum Kardinal. Anno 1857 besuchte er ihn persönlich in Perugia, später bot er ihm den zu Rom zählenden Bischofssitz Frascati an, damit Pecci, der immer nötiger in Rom wurde, stets bei der Hand wäre — dieses lehnte er indessen ab — und anno 1877 übertrug ihm Pius IX. den höchsten persönlichen Vertrauensposten im Vatikan, indem er ihn zum Camerlengo der Kirche ernannte, der zugleich im Fall der Erledigung des heiligen Stuhls der Stellvertreter des Papstes ist. Ein halbes Jahr darauf war Pius tot, und Kardinal Joachim Pecci bestieg als Leo XIII. den päpstlichen Thron, 20. Februar 1878.

Als Papst steht er nun im fünfzehnten Jahre an der Spitze der katholischen Christenheit, und jetzt schon steht fest, daß er in der Geschichte dieser Kirche einen höchst ehrenvollen Platz einnehmen wird. Zwei Dinge charakterisiren seine amtliche Thätigkeit: einmal seine Encykliken, die großen Rundschreiben an die gesamte katholische Kirche, in welchen Leo XIII. in klassischer Sprache und großen Zügen die sämtlichen unsere Gegenwart bewegenden Hauptfragen von seinem Standpunkt aus behandelt. Darunter stehen die beiden Encykliken über Anarchismus und Kommunismus und über soziale Ordnung im christlichen Sinn obenan. Sodann zeichnet sich das Pontifikat auch aus durch seinen außerordentlich lebhaften und allseitigen diplomatischen Verkehr und dessen Erfolge zum friedlichen Auskommen von Kirche und Staat. Hierin zeigt sich der frühere Nuntius. Unter ihm ist der deutsche Kulturkampf beigelegt worden. Das größte Kompliment erhielt der Papst für seine diplomatische Befähigung durch den Fürsten Bismarck, als dieser ihm das Schiedsrichteramt im Streit mit Spanien um die Karoleninseln antrug.

Im persönlichen Umgang ist er vollendet freundlich und liebenswürdig gegen jeden ohne Unterschied; hat er doch mehr denn eine Stunde mit E. Wolff, dem afrikan. Berichterstatter des Berliner Tageblatts, geplaudert; seine Untergebenen aber wissen noch von der unbeugsamen Gerechtigkeit und von den oft nicht geringen Anforderungen an ihre Arbeitskraft zu erzählen, besonders seine Sekretäre. Die strengste Ordnung, gepaart mit Sparsamkeit, herrscht, wie vielleicht nie in solchem Grade, im Vatikan, seit Leos XIII. Thronbesteigung.

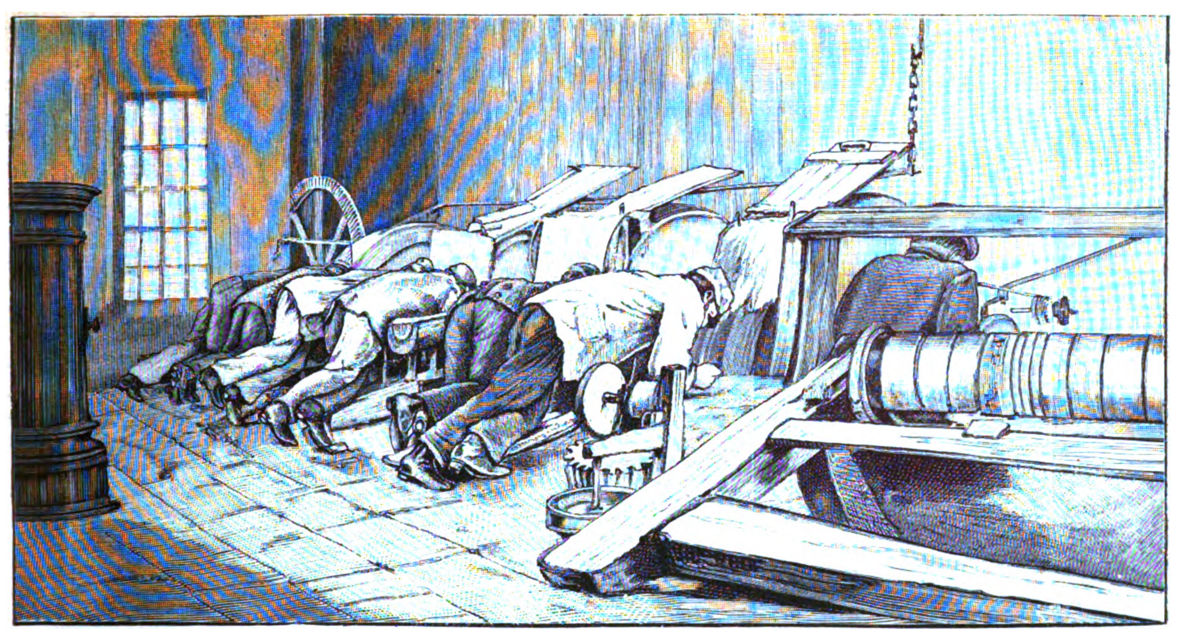
Daneben ist er ein Fürst in seinen Geschenken, so an die, welche er auszeichnet, wie an die, welche er unterstützt, und der letzteren werden es auch in Italien immer mehr. So warf er zur Cholerazeit in Rom gegen eine halbe Million Franken aus; daß die Regierung seinen Plan, in der Nähe des Vatikans ein Choleraspital zu errichten, als unzulässig erklärte, entkräftet nicht die edle Absicht. Für Kunst und Wissenschaft hegt der Papst hohe Sorge; unser Landsmann, der Maler Professor Seitz, ist sein erklärter Liebling, und daß er zum Kardinal-Archivar gleichfalls den Deutschen Hergenröther ernannte, ist bekannt. Zwei andere Deutsche nehmen die folgenden höchsten Stellen an der vatikanischen Bibliothek ein; für die Benützung der letzteren hat Leo XIII. neue Statuten im liberalsten Sinn gegeben, so daß jeder ohne Unterschied der Nation und Konfession dort arbeiten kann. Wer das gegenwärtige Oberhaupt

der katholischen Kirche persönlich oder auch näher aus seinem Wirken kennen lernte, wird, wessen politischer und konfessioneller Richtung er auch sei, ihn für einen Kirchenfürsten im edelsten Sinn, einen ganzen Mann, eine vornehme Erscheinung, einen der größten Kenner seiner Zeit und ein leuchtendes persönliches Vorbild seiner Untergebenen halten müssen, und jeder wird

Papst Leo XIII.

es begreifen, daß unter solchen Umständen das Bischofsjubiläum Leos XIII. in der katholischen Welt mit aufrichtiger und allgemeiner Teilnahme begangen wird.

Unser Porträt ist nach der letzten photographischen Aufnahme gefertigt, in Wirklichkeit der letzten, denn Leo XIII. hat nach dieser Sitzung erklärt, daß er von jetzt ab keinem Photographen mehr eine Sitzung gewähren werde. K.



Schleifer von Achat- und Halbedelsteinen.

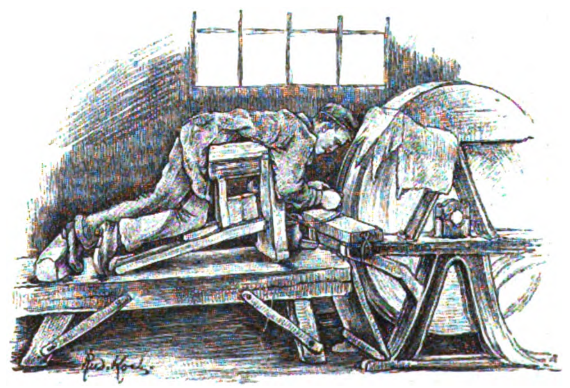
Oberstein und seine Industrie.

Von

Dr. P. Saul.

Wenn dem Reisenden, der auf einer Station nach heißer, staubiger Fahrt einen Labetrunk verlangt, ein Servirbrett mit allerliebsten Achatschmucksachen anstatt des ersehnten Reben- oder Gerstensaftes gereicht wird, wie ich das in Oberstein gesehen habe, mag ihn ein Gefühl der Enttäuschung beschleichen. Er tröste sich mit jenem Araber, der, dem Verschmachten nahe, in der Wüste einen Sack fand, mit kostbaren Perlen gefüllt anstatt mit labenden Datteln. Und wenn er nicht zu materiell veranlagt ist, wird er an der Herrlichkeit der Natur, die sich vor seinen Augen aufthut, reichlichen Ersatz finden. Denn Oberstein ist, ob wir nun flußaufwärts oder flußabwärts kommen, die Krone des herrlichen Nahethales und vereinigt in sich alle Reize romantisch-idyllischer Schönheit. Ein Flüßchen, durch das enge Thal sich schlängelnd, auf den steilen Ufern malerische Häusergruppen tragend, gewaltige, schroff abfallende Felsen, deren Häupter von Burgtrümmern gekrönt sind, dann wieder sanft anstrebende Hügel und schattige Waldesthäler. Und mitten in dem einen Felsen, der drohend über dem Städtchen hängt, in einer Nische die Felsenkirche, ein weithin schauendes Wahrzeichen Obersteins. Man kann lange suchen, bis man ein Bild von solcher Bewegtheit und Lebendigkeit der Zeichnung und doch wieder von so ruhig-friedlicher Schönheit findet; die scharfen Umrisse der Felspartien verlieren sich in unmerklichem Uebergang in die weichen Töne der umgebenden Landschaft.

Gerade vom Bahnhofe Oberstein aus bietet sich ein überraschender Anblick. Zur Linken das grüne Idarthal; bewaldete Hügel leiten das Auge zu dem stattlichen, doch nur mäßig ansteigenden Hügel mit dem sogenannten neuen Schloß. Eine Feuersbrunst verwandelte im Jahre 1855 die mächtige, im dreizehnten Jahrhundert erbaute Burg in eine Ruine, deren riesige, schwärzlich-graue Mauern noch von entschwundener Herrlichkeit künden. Dann weiter rechts, steil aus dem Thale aufsteigend und mit lotrechtem Abfall nach der Nahe zu, ragt oder vielmehr hängt über dem Städtchen der etwa hundert Meter hohe Felsen, dessen Gipfel die Trümmer der alten Burg der Grafen von Thun und Oberstein trägt. Sie ist vermutlich im elften Jahrhundert gebaut; heute sind nur spärliche Mauer- und Turmreste vorhanden. In einer tiefen Höhlung dieses Felsens, und zwar ungefähr in der Mitte seiner Höhe, steht die Felsenkirche. Auch ihre erste Entstehung soll in den Anfang dieses Jahrtausends fallen; allem Anschein

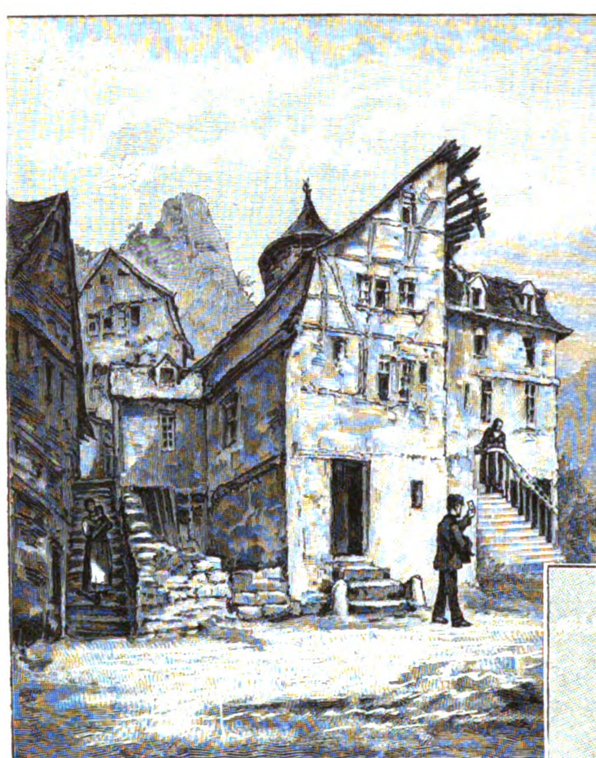


Achatschleifer.

nach ward sie, wie einige in ihr angebrachte Jahreszahlen darthun, im Jahre 1482 wieder hergestellt.

Rechts von der jäh aufsteigenden Felsenmasse mit dem Schloß und der Felsenkirche erhebt sich ein dritter Berg. Von ihm hat sich in grauer Vorzeit eine riesige Felswand

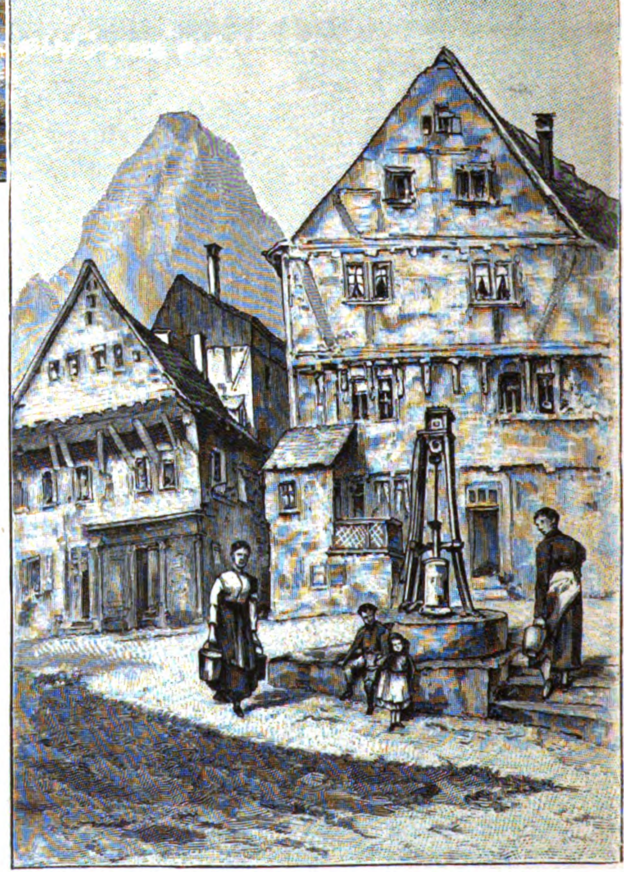
gelöst und ist in das Thal hinabgestürzt; unter dem gefallenen Felsen aber, der einen engen, dreieckigen Raum zwischen seiner Spitze und der Gebirgswand offen läßt, hat in prometheischer Keckheit eine Familie ein Häuschen sich aufgebaut und ihr Heim darin aufgeschlagen.



Das Gebück.

In geognostischer Beziehung ist die Gegend von besonderm Interesse. Es finden sich dort meilenweit gewaltige Ablagerungen von Melaphyr, einem bräunlichschwarzen und grauen, massigen, meist sehr feinkörnigen, nahezu dicht erscheinenden Silikatgestein. In den Felsen dieses Gesteines aber und vorzüglich da, wo es sich in mehr oder weniger verwittertem Zustande befindet, lagern in sehr regelmäßiger Verbreitung die unter dem Namen Achat bekannten Halbedelsteine, ein streifenweise gesondertes Gemenge quarziger Mineralien, als Chalcedon, Carneol, Amethyst, Jaspis, Hornstein und Kristall. Es werden von den Geologen zwei äußere Formen unterschieden: die kugel- oder birnförmigen Mandeln, die die wertvollsten Steine enthalten, und jene Achate, die sich zwischen die Melaphyrschichten lagern. Die Entstehung der Achate ist vielfach Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung gewesen. Man hielt sie früher für Kongelationsgesteine, die sich entweder aus Thonerde verdichtet, oder aus Kalkerde — vorzugsweise Kreide — erzeugt hätten, oder auch für ein Gemenge aus Thonerde, Kalkerde und kittendem, beziehungsweise färbendem Eisen. Die von den Plutonisten angenommene Bildung auf feuerflüssigem Wege erscheint schon durch die Veränderungen widerlegt, denen der der Hitze ausgesetzte Achat unterliegt. Heutzutage ist die von Forschern wie Lasius, J. Nöggerath, von Buch, Kenngott und anderen vertretene Ansicht maßgebend, daß die beiden Modifikationen der Kieselsäure, Bergkristall und Feuerstein, auf nassem Wege und gleichzeitig mit der Verwitterung des Melaphyrs fortschreitend, die Mandeln gebildet haben. Die Mandeln sind Ausfüllungsmassen von den innerhalb des zähflüssigen Gesteins durch Gase oder Dämpfe aufgeblähten Blasenräumen. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Prozeß näher einzugehen, bemerkt sei nur, daß die von neptunistischer Seite (so von Gustav Bischof) vertretene Ansicht, es sei der Achat durch Eindringen kalten Wassers in die Hohlräume entstanden, ebenfalls als überwunden gilt; man nimmt vielmehr an, daß das mit aufgelöster Kieselerde geschwängerte heiße Wasser die Blasenräume nach und nach erfüllt und den Achat erzeugt habe.

Der Leser möge mir diese trockene Abschweifung verzeihen. Aber der Achat spielt eine so wesentliche Rolle in dem Leben unseres schönen Städtchens, daß wir uns etwas näher mit ihm beschäftigen müssen. Denn dieser idyllische Ort, der wie geschaffen zum Träumen und Dichten scheint, ist eine der stolzesten Stätten deutscher Kunstfertigkeit und deutschen Gewerbfleißes. Mehr als heute, wo schlimme Geschäftskonjunkturen, Konkurrenz des Auslandes, hohe Zölle und veränderte Geschmacksrichtung ihren ungünstigen Einfluß ausüben, war Oberstein mit Idar und den benachbarten kleineren, teils zum oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld, teils zur preußischen Rheinprovinz gehörigen Ortschaften in früheren Zeiten ein Weltindustrieplatz. Hier hat die Achatschleiferei die technische Ausbildung und den Umfang gewonnen, die jede fremde Wettbewerbung aus dem Felde zu schlagen im stande war. Und wenn auch die Verhältnisse heute nicht so liegen, wie wohl zu wünschen wäre, nimmt die Obersteiner Halbedelsteinindustrie, zumal nachdem neben ihr eine Reihe



Alte Häuser.

verwandter, sie teilweise ergänzender Gewerbe sich herausgebildet hat, einen durchaus beachtenswerten Platz in dem weiten Rahmen unserer nationalen Arbeit ein. Und gerade ganz besonders im Auslande ist das der Fall, wo diese Industrie, wenn auch mit schweren Opfern und unter der Ungunst der Verhältnisse leidend, ihren Platz bisher zu behaupten gewußt hat.

Weit hinauf ins Altertum reichen die Nachrichten über die erste Anwendung des Achats. Die Bibel, Herodot, Theophrast,

Blick auf die katholische Kirche.

Plinius und andere Schriftsteller wissen von den geschliffenen Halbedelsteinen dieser Familie zu erzählen; Aegypter, Griechen, Römer verstanden sich auf das Schleifen. Die Technik scheint schon in frühester Zeit eine der heutigen ganz ähnliche gewesen zu sein, denn schon bei den Aegyptern war das Schleifen mit Splittern und Pulver von Diamant und Schmirgel, mit Hilfe des Rades, in Gebrauch. Homer erwähnt zweimal, in der Ilias und in der Odyssee, „dreiäugige, mühsam gearbeitete Ohrgehänge", die Lange für Achate hält, und Plinius weiß bereits, daß gewisse Gemmen von Achat (Cochlides) sieben Tage und sieben Nächte in Honig gelegt wurden, angeblich um sie zu reinigen. In Wirklichkeit handelt es sich hierbei um das von den Steinschneidern früherer Zeit sorgfältig gehütete Geheimnis der Achatfärbung, die heute noch mittelst Honigs vorgenommen wird. In Deutschland selbst und speziell in der Obersteiner Gegend ist die Achatindustrie gleichfalls sehr alt; jedenfalls älter als die beglaubigten Nachrichten reichen. Vielleicht haben Lange und G. A. Nöggerath Recht, wenn sie die Stelle des Nibelungenliedes:

> „Hagene der starke der leite über bein
> ein vil liehtez wâfen ûz dez Knopfe erschein
> ein vil liehter jaspes, grüner danne ein gras,
> wol erkand es Kriemhilt, daz ez ê Sîfrides was"

dahin deuten, daß Balmung, Siegfrieds Schwert, das sein Mörder sich angeeignet hatte, mit einem Jaspisknopf Obersteiner Arbeit geziert war; es spricht für diese Vermutung immerhin die Thatsache, daß der Schauplatz des Nibelungenliedes in unmittelbarer Nähe des Achatindustriegebietes gelegen ist. Allerdings wird erst 1544 eine Schleifmühle in Oberstein erwähnt; urkundlich nachweisbar sind aber schon 1454 Achatschleifereien im benachbarten St. Wendel. Im Jahre 1497 erließen die Herren von Oberstein ein Verbot, auf „Cazedeiner" (Chalcedone) zu graben. Im Jahre 1544 werden schon einzelne Schleifmühlen im Bezirke Birkenfeld als verfallen bezeichnet. Auch die heute nicht mehr in Betrieb befindlichen Gruben lassen ihrer Tiefe wegen, die oft fünf- bis sechshundert Fuß beträgt, auf ein sehr hohes Alter schließen. Nach der dem Nahegebiete eigenen, sonst nicht üblichen Art des Schleifens zu urteilen, ist die Industrie dort selbständig erwachsen, nicht importirt worden. Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurden Rock- und Hemdenknöpfe, Degengriffe, Rosenkränze und Kreuze und überhaupt einfachere Gegenstände angefertigt; später kamen Vasen, Dosen hinzu. Einen regen Aufschwung aber nahm die Industrie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo zuerst geschliffene Achate in Silber und Tombak gefaßt wurden; so war es ermöglicht, die Steine in viel reicherem Maße zu verwenden als früher. Die mit dem Fassen in Metall beschäftigten Personen wurden Goldschmiede genannt; später hat sich die bijouterie fausse, wie das von ihnen betriebene Gewerbe bezeichnet wurde, zu einem sehr bedeutenden, selbständigen Erwerbszweige entwickelt und beschäftigt sich heute teilweise mit der Erzeugung reiner Metallwaren. In den Kriegen mit Frankreich sank die Industrie, die übrigens auch noch unter den Einfuhrverboten mancher Staaten zu leiden hatte; sie erholte sich erst wieder, als das Fürstentum Birkenfeld nach Beseitigung der französischen Herrschaft an Oldenburg gefallen war. Aber während im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der Verbrauch ungemein stieg, drohte der Achatgräberei die Quelle zu versiegen: die Ausbeute der Gruben im Nahegebiete deckte den vorhandenen Bedarf nicht mehr. Da kam die Kunde aus dem fernen Westen, daß Idarer, die nach Brasilien ausgewandert waren, am Uruguay herrliche Achatmandeln gefunden hätten. Die Nachricht fand Bestätigung und bald wurden bedeutende Mengen von schönem Achat brasilianischer Herkunft eingeführt. Schon im Jahre 1819 war ebenfalls durch einen Idarer Handelsmann einem römischen Steinschneider, der mit ihm in Paris im Schuldgefängnis saß, das Geheimnis des Steinfärbens entlockt worden, das nun bald Gemeingut der ganzen Industrie wurde. Zum Zwecke des Schwarz- oder Graufärbens werden die Steine in verdünnten Honig gelegt und mäßig erwärmt, nachher aber in Schwefelsäure gebracht und ebenfalls einer mäßigen Hitze ausgesetzt. Diese Umstände trugen dazu bei, die Achatschleiferei und die verwandten Gewerbe auf eine hohe Stufe der Leistungsfähigkeit zu erheben.

Der gefallene Felsen mit Fuhrs Hütte bei Oberstein.



Oberstein a. N.
Originalzeichnung von A. Koch.



Photographie-Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Cie. in München. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Rettung von eingeschneitem Wild.

Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.

Den besten Einblick in die gesamte Achatindustrie gewinnen wir, wenn wir die den verschiedenen Fabrikationszweigen dienenden Werkstätten durchwandern. Wer die Gelegenheit dazu hat, sollte sie nicht versäumen, denn ein solcher Gang ist außerordentlich lohnend und wird von den Besitzern auch freundlich gestattet. Sehen wir uns zunächst eine Schleifmühle an, wie deren eine unser Bild zeigt. Die Schleifsteine werden meist durch unterschlächtige Wasserräder getrieben; die Bewegung wird jetzt meist mittelst Riemens auf die Welle der Steine geleitet. Nachdem der Steinschneider oder Säger die Mandeln mit Diamantstaub oder Bohrer in kleinere Stücke geschnitten — die minderwertige Ware wird bloß mit dem Hammer zugerichtet — werden diese vom Achatschleifer zu allen möglichen Artikeln verarbeitet. Auf den Schleifsteinen sind die nötigen Erhöhungen und Vertiefungen angebracht. Der Hohlschleifer schleift auf kleinen Steinen Vasen, Schalen und Teller. Aus unserer Illustration kann sich der Leser einen Begriff von der Mühseligkeit der Schleifarbeit machen. Die Schleifer liegen in gekrümmt horizontaler Stellung auf langen, ausgehöhlten, hölzernen Blöcken; das Gesicht befindet sich unmittelbar vor dem rotirenden Schleifstein, während sie, um die Wucht des nach vorn drängenden Körpers zu erhöhen, die Füße gegen einen Holzpflock stemmen. Diese nicht bequeme und wohl auch die Gesundheit nicht gerade fördernde Lage ist notwendig, damit der Arbeiter den Schliff mit den Augen genau verfolgen kann. Außer den eigentlichen Achatschleifern sind noch die sogenannten Lapidäre thätig, die in den größeren Etablissements die anderen Halbedelsteine bearbeiten und sich dazu der Schleifmaschinen mit horizontal laufenden Scheiben, wie bei der Diamantschleiferei, bedienen. Die Achatbohrer versehen die geschliffenen Gegenstände mit Löchern; das Bohren geschieht mit Diamantstücken oder mit Messingröhren und Diamantstaub. Die Steingraveure endlich befassen sich mit dem Hoch- und Tiefschneiden der verschiedenen Halbedelsteine und benützen hiezu die Gravirmaschine, die mit dem Fuße getreten wird, falls nicht Gasmotor oder Dampf in Anwendung kommt. Von den bedeutendern Firmen mögen hier die folgenden, die durchweg maschinellen Betrieb (Dampf oder Gas) haben, genannt sein: Die Edelstein- und Halbedelsteinschleifereien von Philipp Hahn & Cie. und von August Veeck, die Steinschleiferei und Graviranstalt von Hermann Wild, sämtlich in Idar, und die Edelstein- und Halbedelsteinschleiferei von Hermann Stern in Oberstein. Neben der Achat- ist auch die eigentliche Edelsteinschleiferei von erheblicher Bedeutung; Saphir und Smaragd, Rubin, Topas, Opale, Aquamarin, Granaten und andere werden geschliffen, um nachher von den Juwelieren für Schmuckgegenstände verwandt zu werden.

Die bijouterie fausse stellt alle möglichen Gegenstände her, insbesondere ist die Uhrkettenfabrikation zu außerordentlichem Umfang gediehen. Von Metallen kommen vorzugsweise in Anwendung Tombak, ein Gemisch von Kupfer und Messing, ferner Nickel, Neusilber, aber auch in Gold und Silber wird gearbeitet. Es werden teils Steinartikel in Metall gefaßt, teils reine Metallwaren hergestellt. Das Fassen der Steine liegt den sogenannten Fassern ob; die Tombakschmiede und Estampeure stellen das Metall her, walzen es und ziehen es zu Draht, auch fertigen sie mit der Prägemaschine die zu den Schmuckgegenständen gehörigen Formen und verkaufen diese an die Goldschmiede. Sie sind fast sämtlich selbst Metallgraveure und stellen deshalb ihre Stanzen selbst her, anderenfalls bleibt das besonderen Stahlgraveuren überlassen. Firmen von erster Bedeutung sind die Uhrkettenfabriken von Peter Hermann, Gottlieb und Wagner, Leopold Keller Sohn, Jakob Bengel, ferner die Fabrik von Bijouterien, gepreßten Artikeln, verbunden mit Estamperie und Rohstoffabrik von Gebrüder Schmidt, sämtlich in Oberstein, dann die Urkettenfabrik von Biegel in Idar. Wie schon bemerkt, ist die Goldschmiede-Industrie in Anlehnung an die Achatschleiferei entstanden; aber sie hat sich zu selbständiger Bedeutung entwickelt und während die Zahl der Schleifer, Bohrer und Steingraveure seit 1877 im Sinken begriffen ist, haben Goldschmiede und Stahlgraveure sich vermehrt. Sowohl die Achatschleifereien als die Kettenfabriken haben ihr Hauptabsatzgebiet im Auslande: in Nordamerika, das neuerdings durch hohe Zölle und eigene Fabrikation die Konkurrenz erschwert, in Italien und Spanien, in Aegypten und im Sudan, in Indien und so weiter. Nach Nordafrika gehen Massen von Amuletten und mohammedanischen Rosenkränzen; erstere sind cylinderförmig, wie die altbabylonischen Talismane, oder herzförmig, ähnlich den von den alten Aegyptern getragenen Skarabäen, oder auch walzenförmig. Wie im Altertum werden nämlich noch heute dem Achat verschiedene heilende und schützende Eigenschaften zugeschrieben; das Amulett bringt seinem Träger Gesundheit, Kraft, Reichtum und Glück.

Leider ist die gegenwärtige Lage der Oberstein-Idarer Industrie keine glänzende. Der Geschmack des Tages hat sich vom Achatschmuck abgewandt und man trifft die hübschen und kunstfertig gearbeiteten Sachen fast nur in Bädern, wo einige Spezialitäten gangbar sind; im übrigen ist die Industrie vorwiegend auf den Absatz im Ausland angewiesen, was naturgemäß die Stetigkeit ihrer Entwicklung beeinträchtigen muß. Doch die Mode wechselt und so kann auch einmal der Tag anbrechen, wo diese alte und tüchtige deutsche Industrie im Inlande selbst wieder nach Verdienst gewürdigt wird.

Im Interesse der tüchtigen und gewerbsfleißigen Bevölkerung wollen wir hoffen, daß diese Besserung recht bald kommen und von recht langer Dauer sein möge.

Rettung von eingeschneitem Wild.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Wer die Bewegungen des Hochwildes, sein flugähnliches Ueberfallen breiter Gestelle oder hoher Zäune, seine weiten Fluchten nur im schneefreien Reviere beobachtet hat, der wird dessen Widerstandskraft gegen die Unbilden des Winters leicht überschätzen, wie umgekehrt derjenige, dem die Straßenpolizei der Städte Schnee und Eis allmorgendlich säuberlich aus den Füßen räumt, diese Unbilden selbst zu unterschätzen geneigt ist. Ein Winter im Gebirge, ohnedies von meist halbjähriger Dauer, vernichtet einen ganz erheblichen Prozentsatz des Wildes und zwar keineswegs nur der zarteren Rehe und Kälber, sondern auch des härteren alten Rot- und Gemswildes. Metertief liegt schon der Altschnee, alles zur Aesung dienende Gesträuche und alle weichrindigen Gebüsche begrabend, und noch immer wirbeln die weißen Flocken nieder; einige Stunden intensiver Besonnung oder ein lauer Föhn haben seine Oberfläche getaut, aber nächtlicher Frost ließ diese zum Harsch erstarren, der nun wie scharfes Glas die Läufe des nach Nahrung umherziehenden Wildes zerschneidet, so daß es oft vorzieht, resignirt niedergethan, das Verenden durch Kälte und Erschöpfung ruhig zu erwarten. Solchen Jammer zu lindern, haben sich eisenfeste, warmherzige und pflichttreue Männer vom tiefer gelegenen Forsthause aufgemacht. Auf ihren Rücken bringen sie mühselig Lasten von Kleeheu, Kastanien, Salz und so weiter ins Revier, sie fällen knospenreiche Bäume und bahnen nach Möglichkeit Steige zu solchen Fütterungen. Denn in diesen Höhen sind die eigenen müden Beine die Schneepflüge. Aller Jagdheiligen Segen lohne euch diese Barmherzigkeit! Dankbar erkennt das Wild solche Pflege an und kennt bald seine Pfleger, auf deren Pfiff oder Ruf man in manchem herrschaftlichen Gehege Hunderte von Hirschen und Tieren begierig herbeitrollen sehen mag. **C. M. Berg.**

Wintersonne.

Erzählung
von
Wolfgang Alexander Meyer.

Es war ein garstiger Novembertag. Der Wind heulte durch die Straßen, der Regen schlug an die Fensterscheiben, im Zimmer wollte es trotz des großen Amerikaners nicht recht warm werden; es war ein Wetter, bei dem man ungeduldig die Nacht herbeisehnt, um sich die Decke recht fest über die Ohren zu ziehen und all die Rauigkeit da draußen zu verschlafen.

Georg hatte seinen Lehnstuhl nahe an den Ofen gerückt und schaute sinnend in die rote Glut. Es mußten freundliche Träume sein, die ihn umfangen hielten, denn das ernste Mannesantlitz leuchtete in einem stillen Lächeln auf und die Falten, mit denen sich fünfzig Lebensjahre auf diese hohe Stirne eingezeichnet hatten, schienen fast geschwunden.

Plötzlich durchfuhr ihn ein jäher Schreck. Wie hatte er auch das vergessen können! An allerlei Tand, der ihr vielleicht ganz gleichgiltig war, hatte er gedacht und ihre Lieblingsblumen hatte er vergessen. Veilchen! Da half nun nichts, trotz Sturm und Regen mußte er noch einmal hinaus; die Veilchen durften morgen nicht fehlen. Und kein Sträußchen durfte es sein, nein, ein großer, schöner Strauß, als wär's im März, als wär's im Lenz. Wofür lebten wir denn im Zeitalter der Telegraphen und Telephone, wenn das nicht möglich sein sollte?

Wie er auf der Straße war, der Regen ihm ins Gesicht schlug und der Wind ihm den Hut vom Kopfe riß, da hatte er für alles nur ein fröhliches Lachen. Und am meisten lachte er über sich selbst, daß ihn, den würdigen Hofrat und Professor, das alles so wenig kümmerte, als wäre er ein junger Student, — und nur, damit ein feines Näschen sich morgen früh in einen Veilchenstrauß vergraben könne! Ganz wie damals!

Damals! Das waren nun fast dreißig Jahre her, als er für die schöne Elisabeth nicht nur durch Regen und Sturm lief, sondern auch mit Lebensgefahr über Mauern kletterte, um ihr einen Strauß als Morgengruß in den Garten zu stellen und sogar das staatsrechtliche Seminar bei ihrem gestrengen Vater schwänzte, um ihr bei ihrem Gang zur Klavierstunde begegnen zu können. Und jetzt war er selbst ordentlicher Professor für Staats- und Völkerrecht und lief wieder durch Regen und Wind für ein junges schwarzäugiges Mädchen, und das war ihre jüngste Tochter.

Das hätte er sich damals nicht träumen lassen, als der erzürnte Herr Hofrat den faulen Studiosus, „aus dem nie etwas werden würde“, höchst unsanft vor die Thüre setzte, weil er die unglaubliche Dreistigkeit gehabt hatte, um Elisabeths Hand anzuhalten. Damals hatte er gedacht, nun sei es zu Ende mit ihm, und er hatte den Lauf der Pistole, vor der so oft andere gezittert hatten, gegen sich selbst gerichtet, aber er hatte den Mut nicht gefunden, sie abzudrücken, das hatte er sich schon damals gestanden.

Und da er nicht den Mut zum Sterben hatte, da mußte er es eben wieder mit dem Leben versuchen; und es glückte ihm mit dem Versuch. Er begann zu arbeiten, und was er nie geglaubt hätte, er gewann Freude an der Arbeit. Nicht nur am Gelingen, das ihm bei seinen Gaben nicht allzu schwer wurde, sondern an der stillen, redlichen Arbeit selbst. Und unter ihrem heilenden Balsam vernarbten endlich auch die alten Wunden.

Denn er hatte ihr Bild lange im Herzen getragen und der Hoffnung gelebt, sie noch zu erringen. Auch Elisabeth hatte den Jugendgeliebten nicht sogleich aufgegeben, sie hatte auf ihn warten, ihm treu bleiben wollen. Als aber Jahr um Jahr verging und er immer noch fern blieb, weil er immer noch nicht fest auf eigenen Füßen stand, da verblaßte sein Bild mehr und mehr in ihrer Erinnerung und endlich reichte sie, dem Drängen der Eltern folgend, dem ernsten Manne die Hand, der ihr ein freundliches, trauliches Heim bereitet hatte, in dem dann auch ihr ein reines, volles Glück erblüht war in ihren Kindern.

Und als dann der Tod den um viele Jahre älteren Gatten abgerufen, hatte sie ehrlich um den Redlichen getrauert, aber in dem Besitz ihrer Kinder einen reichen Trost gefunden, der ihre Freude am Leben täglich mehrte. Dann waren die Kinder herangewachsen und hinausgegangen in die Welt. Da begann sie sich einsamer zu fühlen, und da stiegen Erinnerungen an vergangene Tage wieder in ihr auf und es zog sie mächtig hin nach der alten Vaterstadt. So war es gekommen, daß sie mit dem jüngsten Kinde, ihrem Ebenbilde, aus der Residenz in die Universitätsstadt übergesiedelt war, wo sie Georg wiederfand, der ihres Vaters Lehramt inne hatte.

Sie hatten sich seit jenen Jugendtagen nicht mehr gesehen, aber sie waren Freunde geblieben oder vielmehr Freunde geworden, nachdem sie beide eingesehen, daß es damals so besser gewesen war. Und nun waren sie wieder seit vielen Jahren fast täglich beisammen und sprachen von alten Zeiten.

Sie war trotz ihrer Schönheit doch eine alte Frau geworden, er aber stand noch in der vollen Blüte der Männlichkeit. Da war es denn kein Wunder, daß sich, anfangs unbemerkt, ein Band von der Vergangenheit zur Gegenwart hinüber zu

schlingen begann und daß die Augen der Mutter in freudigem Glanze strahlten, wenn sie den Jugendfreund mit der Tochter in lebhaftem Gespräche stehen sah.

Als sie Georg die erste leise Andeutung darüber machte, was sie sich in ihm vollziehen sah, da war er ernstlich erschrocken und hatte es nicht wahrhaben wollen, aber schließlich konnte er es weder vor sich, noch vor der Freundin verbergen, er mußte eingestehen, daß in seinem winterlichen Herzen leuchtend und wärmend eine neue Sonne aufgegangen war. Das Abbild der Jugendgeliebten hatte in ihm neues Leben und neues Lieben wachgerufen und es umfing ihn wieder jener schönste Traum, der einem sterblichen Menschen zu träumen vergönnt ist.

Daß dieser Traum Wirklichkeit werden sollte, daran wollte er in Stunden bangen Zweifels nicht recht glauben, aber die Freundin scherzte ihm die Zweifel aus dem Herzen, indem sie meinte, wenn ihre Tochter, wie er behaupte, der Mutter in allen Stücken gliche, so müsse sie doch auch einen alten Mann heiraten, und nachdem er den unglücklichen Jüngling gespielt, habe er auf die Rolle des glücklichen Alten das vollste Anrecht.

Aber auch in ernsten Gesprächen suchte sie seine Bedenken zu verscheuchen, und da Else ihm gegenüber täglich vertraulicher wurde, wandelte sich schließlich in ihm der Zweifel an seinem Glücke in sieghaften Glauben und er selbst wurde wieder zum Jüngling durch die verjüngende Zaubermacht der Liebe.

Das schoß ihm alles in wildem Durcheinander durch den Kopf, als er durch die einsamen Straßen eilte, bis er den Blumenladen erreicht hatte. Dann machte er seine Bestellung. Es traf sich glücklich, daß man am andern Morgen eine Sendung Veilchen aus Nizza erwartete, so daß er den gewünschten Strauß erhalten sollte. Fröhlich darüber, daß auch diese Ueberraschung ihm gelingen würde, trat er den Heimweg an.

„Sie wird morgen eine große Freude haben," dachte er bei sich, „deine kleine Else. Sie wird glücklich sein, und du wirst es erst recht sein, wenn du sie im Arme hältst als deine süße Braut."

Und dann mußte er über sich selbst lächeln und über seine kindische Eifersucht, in der er gefürchtet hatte, sein eigener Neffe könne sein Rivale werden. Der gute Hans mit seinen dreiundzwanzig Jahren, dem der Examenschweiß noch auf der Stirne stand! Ja, seine Eifersucht hatte ihn sogar so weit gebracht, daß er ungroßmütig geworden war und den guten Jungen in seiner letzten Geldverlegenheit hatte sitzen lassen. Er hatte das zwar sehr moralisch damit begründet, daß der fabelhafte Leichtsinn des Jungen eine gehörige Lektion verdiene, aber wenn er ehrlich sein wollte, so mußte er sich doch eingestehen, daß er dem leichtsinnigen Patron doch wieder geholfen hätte, wenn dieser sich nicht herausgenommen, auch seinerseits die schöne Else begehrenswert zu finden. Da war es denn eine angenehme Rache, ihn seine knabenhafte Unselbständigkeit recht deutlich fühlen zu lassen.

Das war wirklich nicht schön, das mußte unter allen Umständen wieder gut gemacht werden, und da war er ja auch schon an Hansens Wohnung. Der Junge war zu Hause, die Fenster waren erleuchtet, da mußte er doch einmal hinauf, um sich durch ein gutes Werk die morgige Festfreude recht zu verdienen.

Hans war nicht wenig erstaunt, den Onkel noch zu so später Stunde bei sich zu sehen, und der Onkel nicht weniger, Hans bei einer ganz ungewohnten Arbeit zu finden, beim Ordnen seiner Papiere. Doch war ihm das nicht unerwünscht, denn so kam er am schnellsten auf sein Thema. Es war da so manches Papier, das der gute Hans zu „ordnen" nicht im stande war und das er dem Onkel gern überließ, denn der berühmte Neffe, der es ausschlägt, sich von seinem Onkel die Schulden bezahlen zu lassen, war unser Hans nicht.

Die Zahl der Papiere, deren „Ordnung" der Onkel übernehmen durfte, war schon eine recht stattliche, aber Hans, der heute ganz ausnahmsweise ordnungsliebend war, ging noch ins Schlafzimmer, um verschiedene Rocktaschen zu durchsuchen, in denen sich noch dieser oder jener vergessene Zettel vorfinden könnte. Während Hans suchte, machte sich der Onkel daran, die Rechnungen durchzusehen. Hie und da zog sich seine Stirn etwas in Falten, aber die leichten Wolken zerstreuten sich bald wieder; er war zu glücklich, um den Cato spielen zu können. So sah er sich denn die Summen nur flüchtig an, staunte zwar, als er die vierte gewichtige Schneiderrechnung entdeckte, und fand zum erstenmal, daß Hans für einen jungen, unbesoldeten Referendar wirklich auffallend gut gekleidet ging. Er beruhigte sich aber auch über diesen Punkt und war eben im Begriff, den ganzen Packen in seine Rocktasche zu stecken, als er bemerkte, daß er ein offenbar nicht zu den Rechnungen gehöriges Blatt vom Tische aufgenommen hatte. Es war ein goldgeränderteș Kärtchen, wie es Damen zu kurzen Mitteilungen zu benützen pflegen.

Der gute Hans hatte also auch seine zarten Beziehungen. Daher seine Eleganz mit ihren finanziellen Folgen.

Aber was war denn das? Georg griff an seine Stirn. Diese Handschrift! Sollte es möglich sein? Else? Er mußte Gewißheit haben und er that zum erstenmale, was er oft genug als eine Dienstbotengemeinheit gebrandmarkt hatte, er las einen fremden Brief. Es waren wenige Zeilen, aber sie gaben ihm völlige Gewißheit:

„Liebster Herzens-Hans!

„Komm morgen ganz früh, so früh wie möglich. Ich will morgen Mama alles sagen, wenn sie, wie gewöhnlich, mich mit einem Geburtstagskuß aufweckt. Dann kann sie mir nichts abschlagen. Wenn dann der gute Onkel kommt, der immer mein erster Gratulant ist, dann soll er mir schon doppelt Glück wünschen können. Komm also recht früh zu Deiner glücklichen Braut."

Die Karte entfiel seinen Händen und mit einem dumpfen Stöhnen ließ er sich in einen Stuhl fallen.

Dahin! Dahin!



„Der gute Onkel!“ Ja, ja, der gute Onkel, der gerade gut genug ist zum Gratuliren und zum Schulden bezahlen, der gute alte Herr! Was könnte er auch sonst noch beanspruchen, der „gute Onkel“!

Er faßte sich gewaltsam, denn Hans betrat soeben wieder das Zimmer.

„Ich habe nichts mehr finden können, lieber Onkel, es muß wirklich alles sein,“ sagte er.

„Mir scheint es wohl auch genug. Aber laß nur gut sein. Sei nicht bange. Du weißt, Dein Onkel nimmt sein Wort nicht zurück. Ich will mir nur die Zettel da genauer ansehen und überlegen, wie wir die Sache am besten glatt machen. Wenn man — aber lassen wir das bis morgen. Gute Nacht, Hans.“

Er verließ eilig das Zimmer, den Dank und Gruß des Neffen überhörend.

Draußen war es immer stürmischer geworden und der Regen schlug ihm ins Gesicht. Das that ihm wohl; der Sturm da draußen, das war ja nur ein Kinderspiel gegen den Orkan, der in seinem Herzen raste.

Er eilte die leeren Straßen auf und ab, als suchte er einem Verfolger zu entfliehen, und es war tief in der Nacht, als er bis auf die Haut durchnäßt seine Wohnung wieder betrat. Ruhe fand er aber auch hier nicht. Der Schlag hatte ihn zu plötzlich, zu unerwartet getroffen.

Nach langen, mühevollen Irrfahrten, geäfft durch manche Fata Morgana, hatte er sich endlich einen Schatz errungen, der seines Lebens Krone sein sollte. Er steuerte dem heimischen Gestade zu, da, schon im Angesicht des ersehnten Hafens, streift ein junger Korsar sein Fahrzeug, raubt ihm in jugendlicher Kühnheit das Kleinod von seiner Seite und führt es wieder hinaus auf das hohe Meer des Lebens, für ihn unerreichbar.

„Das letzte! Das letzte!“ Das sprach er immer vor sich hin, kaum wissend, was er sagte.

Das letztemal hatte sich ihm das Glück gezeigt und auch diesesmal hatte es ihn genarrt. Nun gab es für ihn nicht einmal ein Irrlicht mehr, nur noch eine dumpfe, dunkle, schmutzige Nacht, wie sie da draußen auf der Straße herrschte. Der Tag und die Sonne gehörten der Jugend.

Endlich machte die Natur auch an ihm ihre Rechte geltend und er verfiel, noch völlig angekleidet, so, wie er im Lehnstuhl saß, in einen tiefen Schlaf.

Er erwachte durch den schrillen Ton der Hausglocke. Erschreckt fuhr er aus dem Sessel empor. Die Lampe brannte noch, aber es mußte sehr spät sein, denn das Oel ging auf die Neige. Er sah nach der Uhr sie zeigte auf neun.

Neun Uhr? Es konnte doch unmöglich schon Morgen sein? Dann hätte er ja die ganze Nacht im Stuhle zugebracht. Und doch! Wann war er denn gestern nach Hause gekommen? Ja, wann? Er faßte nach seiner Stirne. War das alles vielleicht doch nur ein wirrer Traum gewesen, was ihm durch den Kopf schoß, oder war es Wirklichkeit? Er konnte sich selbst nicht zurecht finden.

Es fröstelte ihn, da wurde er erst gewahr, daß seine Kleider ganz durchnäßt waren, und ein Blick auf seinen übel zugerichteten Anzug überzeugte ihn, daß er nicht geträumt hatte, daß er wirklich den größten Teil der Nacht durch Sturm und Regen gewandert, gerast war, um zu überwinden, zu vergessen.

Dann mußte es also wirklich schon Morgen sein — der Morgen ihres Geburtstages.

Wie hatte er sich auf diesen Morgen gefreut, sich nach ihm gesehnt, — und nun.

„Nun heißt es nur eines, alter Kamerad: nichts merken lassen,“ sagte er zu sich selbst. „Die letzte Niederlage — es ist nicht die ruhmvollste — muß mit Anstand getragen werden. Darum werden wir uns wohl zunächst damit befassen müssen, wenigstens den äußeren Menschen etwas in Ordnung zu bringen. In diesem Aufzuge kann man wohl schwerlich Gratulationsbesuche machen, am allerwenigsten bei einer jungen — Braut.“

Das Wort wollte ihm nicht über die Lippen. Ein Schauer überlief ihn, als dächte er an eine große Gefahr, der er eben entronnen. Hastig ergriff er die Lampe und schritt dem Schlafzimmer zu. Er mußte an dem großen Wandspiegel vorbei und warf unwillkürlich einen flüchtigen Blick hinein.

Um ein Haar hätte er die Lampe fallen lassen, so war er erschrocken. Wer war dieser alte Mann, der ihn aus dem Glase anstarrte? Mit wirrem, in die Stirne fallendem Haar, mit müden Augen und hohlen Wangen. Das war freilich kein Freier für eine holde achtzehnjährige Mädchenknospe. Er lachte bitter auf. Wenn sie ihn jetzt sähe, so sähe, er wäre ihr nicht einmal mehr der „liebe“ Onkel.

Er wandte sich rasch vom Spiegel weg und betrat das Schlafzimmer. Auch hier waren die Läden geschlossen und es herrschte trotz der vorgerückten Stunde noch tiefe Dunkelheit. Er trat an das Fenster, öffnete es, stieß die Läden zurück und war im nächsten Augenblick geblendet von der Lichtflut, die ihm entgegenströmte. Er bedeckte die Augen mit der Hand und konnte sie nur langsam wieder von dem Gesicht entfernen.

Da gewahrte er die Ursache dieser Lichtfülle. Eine schimmernde weiße Decke breitete sich über Gärten und Dächer so weit das Auge reichte, und der frisch gefallene Schnee leuchtete doppelt im Glanze der aufgehenden Wintersonne.

Lange stand er sinnend da und betrachtete diese alltägliche Erscheinung, die ihn heute so wunderbar berührte. Wo gestern noch ein Orkan gebraust hatte, war jetzt tiefe Stille, wo der Herbst noch in letzter, verzweifelter Gegenwehr sich zu behaupten gesucht hatte, selbstsüchtig nur an sich und seine Existenz denkend, ohne sich des Schmutzes zu schämen, den er in diesem fruchtlosen Kampfe aufwühlte, war jetzt mit seinem stillen, friedlichen Walten der Winter eingezogen und hatte mit seinem weißen Mantel alle Pfützen und Lachen, all den widrigen Schmutz zugedeckt und die Natur war zu wunschloser Ruhe eingegangen und droben am blauen Himmel hielt in heiterem Lächeln die Sonne ihre Wacht.

„Wintersonne!“ sprach er leise vor sich hin. „Trotz alledem — Winter!

„Auch du mußt dich darein finden und mußt



Holzauktion.

Originalzeichnung von A. Wagner.

ihm noch dankbar sein, dem strahlenden Mantel, der alle deine Blößen und Schäden zudeckt und dich mit königlicher Würde umkleidet. Du kannst nicht mehr erwärmen, so leuchte doch wenigstens, strahle im reinen Lichte, so lange es dir vergönnt ist."

Als der Gärtnerbursche den Veilchenstrauß brachte, sorgfältig in Seidenpapier eingehüllt, da flog noch einmal ein bitteres Lächeln über sein Gesicht. „Der Verlobungsstrauß!" Aber auch das überwand er und dann galt es den schwersten Gang, — zu ihr.

Er hatte noch nie so lange Zeit gebraucht, um den kurzen Weg zum Hause der Freundin zurückzulegen, als heute. Als er schon vor der Hausthüre stand, zauderte er noch; es war ihm zu Mute wie einem Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wird, dessen Fuß bei jedem Schritt zögert, weil er immer noch auf den Boten mit dem weißen Tuche hofft, der ihm die Begnadigung verkündet.

Endlich griff er nach dem Glockenzuge, da wurde die Hausthüre hastig aufgerissen, und sein Neffe Hans stürzte mit verstörtem Gesicht und ohne ihn zu erkennen, an ihm vorüber.

„Hans," rief er erschrocken und dann, als der Neffe sich zu ihm wandte und er sein halb schmerzerfülltes, halb verlegenes Gesicht sah, mußte er wieder lächeln, denn er erriet den Zusammenhang.

„Hans," fragte er, nicht ohne einen leisen Anflug von Spott, „Hans, willst Du denn schon wieder fort? Bist Du da oben schon fertig?"

Hansens Gesicht wurde noch verlegener und er stotterte ein paar unverständliche Worte.

„Hans," begann Georg von neuem, „Hans, ich glaube, Du hast mir gestern eine Rechnung doch nicht gebeichtet und diesmal eine, die Du einkassiren möchtest. Das war nicht hübsch von Dir, mein Junge, vor allen Dingen aber war es nicht praktisch, denn es gibt auch noch andere Leute, die ohne Deinen alten Onkel keine Rechnungen bezahlen können. Na, mache nur nicht ein so verzweifeltes Gesicht und gehe wieder hinauf zu Deiner Else, ich werde sehen, ob wir nicht auch diese Rechnung in Ordnung bringen können."

„Onkel, Du selbst willst —"

„Na, laß nur die Redensarten und mache, daß Du hinauf kommst zu Deiner Braut, da wird ohnehin ein kleiner Zuspruch nötig sein. Marsch!"

Hans stürmte die Treppe wieder hinauf, Georg kam langsam hinterher. Er trat, ohne anzuklopfen, in das Boudoir der Freundin, die, in tiefes Nachdenken versunken, sein Kommen nicht bemerkt hatte. Erst als er vor ihr stand, blickte sie erschreckt auf. Er reichte ihr mit stummem Gruß die Hand, ließ sich auf einen Sessel nieder und nach einer kurzen Pause begann er:

„Meine liebe Freundin, wir haben wieder einmal eine Dummheit gemacht. Bitte, protestiren Sie nicht, wir haben eine gemacht, und da ich abermals die Kosten zu tragen habe, nehme ich mir die Freiheit, es klar und deutlich auszusprechen.

„Sie sind wieder schuld daran, just wie das erstemal. Der Unterschied ist nur der, daß die Dummheit vor dreißig Jahren eine erlaubte war, ich möchte fast sagen eine gebotene, während sie heute eine durchaus verbotene ist, und ich bin Jurist genug, um nicht gegen das Naturrecht zu freveln, wenn diese Disziplin auch nicht mein Fach ist.

„Ich meine, wir haben das Unrecht, das man seinerzeit an uns begangen hat, zu tief, zu bitter empfunden als daß wir heute im stande sein sollten, das gleiche Unrecht an unseren Kindern zu begehen, — ich wenigstens kann es nicht.

„Sehen Sie die Wintersonne da draußen. Sie hat wohl Licht genug, um die weiße Schneedecke in blendendem Schimmer erstrahlen zu lassen, die Kraft aber, die Erde mit Rosen zu schmücken, verlor sie.

„Diese, Ihnen vielleicht etwas hausbacken erscheinende Naturphilosophie ist mir heute morgen, als ich aus dem Fenster sah, in Kopf und Herz eingezogen, und ich werde sie nicht wieder los.

„Und nun wollen wir eine alte Rechnung ausgleichen. Ich bin Ihnen noch eine Enttäuschung schuldig. Erschrecken Sie nicht, sie ist nicht so groß wie die, die ich Ihnen seinerzeit zu danken hatte; aber ich bin heute versöhnlich gestimmt und will mich mit wenigem begnügen — ich bitte um die Hand Ihrer Tochter für meinen Neffen Hans."

„Georg," antwortete sie mit thränenerstickter Stimme, „sollen Sie zum zweitenmale Ihr Lebensglück zum Opfer bringen?"

„Ich sehe, daß es Ihnen nahe geht, liebe Freundin, Sie haben sich jedenfalls auf den stattlichen Schwiegersohn gefreut und sind betrübt, daß sich der Hofrat und Professor in einen einfachen Referendar verwandelt, aber ich kann Ihnen diese Enttäuschung nicht ersparen, das bin ich mir und Ihnen schuldig.

„Und nun lassen Sie die Kinder nicht zu lange warten, sie werden sich inzwischen zwar auch ohne unsern elterlichen Segen nicht zu Tode gegrämt haben, aber es gehört nun doch einmal dazu."

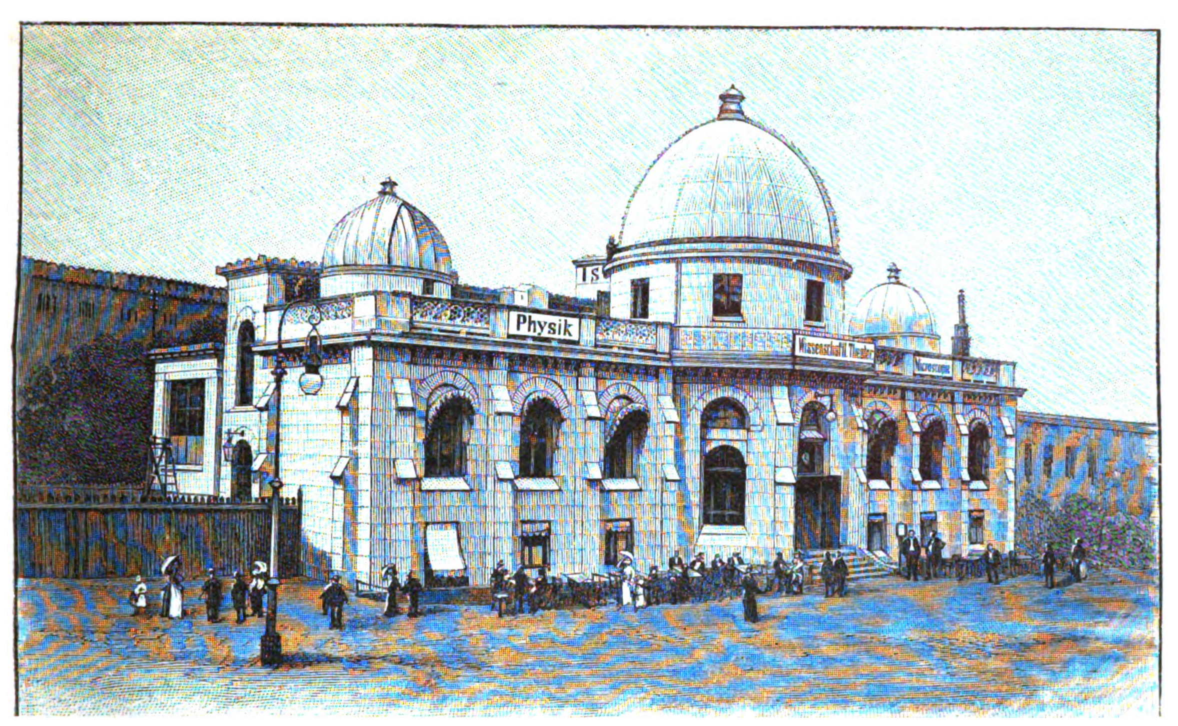
Er öffnete die Thüre zum Nebenzimmer und rief hinein: „Nun, Hans, jetzt ist auch das letzte Deiner Papiere in Ordnung, nun könnt ihr kommen." Jubelnd stürmten die beiden seligen jungen Leute in das Boudoir, Else flog Georg an den Hals und küßte ihn in kindlichster Unbefangenheit auf den Mund.

Einen Augenblick wollten ihm die Sinne schwinden bei dem warmen Kusse dieser jungfräulichen Lippen, dann aber, schnell gefaßt, wehrte er sie sanft ab, küßte sie auf die Stirne und sagte:

„Nicht so stürmisch, mein Herzenskind, Du hast einen alten, ehrwürdigen Onkel vor Dir. Und nun laß Dir von ganzem Herzen Glück wünschen — ich bin doch hoffentlich der erste Gratulant?"

„Ja," sagte sie unbefangen, „ganz, wie ich es mir gewünscht habe. Ach, und die herrlichen Veilchen! Du denkst auch an alles, Du lieber, guter Onkel. Daran hat nicht einmal Hans gedacht."

„Laß nur gut sein, mein Kind, der wird für die Rosen sorgen. Die Veilchen stammen von einer guten alten Dame, die Deinem Hans noch recht lange unbekannt bleiben wird; sie sind das Brautgeschenk der Wintersonne."



Ansicht des Urania-Theaters.

Die Urania zu Berlin als ein Abbild des Kosmos.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer,

Direktor der Urania.

Entsprechend der Aufgabe, ein Gesamtbild der Natur darzubieten, umfaßt unser Institut, die Urania zu Berlin, die größte und die kleinste Welt zugleich. Es ist nicht nur eine Sternwarte, in welcher man die Eigenschaften und Bewegungen fernster Himmelskörper überblickt, sondern auch ein physikalisches und mikroskopisches Museum und sogar ein Naturalienkabinet, zwar in kleinem Umfange, da es in dieser Beziehung selbstverständlich nicht mit den großen Staatsinstituten konkurriren konnte und wollte, sondern nur einige Spezimen von Organismen aufweisen sollte, welche für irgend einen Entwicklungsgedanken charakteristisch und auffällig sind. Endlich zeigt unser naturwissenschaftliches Theater das Nacheinander der Naturerscheinungen; es verbindet wieder die in den übrigen Abteilungen der Anstalt gesondert erhaltenen Begriffe zu einem gemeinsamen Bilde, es läßt unsere Blicke sich in die Vergangenheit der Weltschöpfung vertiefen oder führt uns auf eingebildeten Reisen durch die Tiefen des Universums, um hier mehr mit geistigem Auge zu sehen, was dem leiblichen Auge am Fernrohr wegen der Unvollkommenheit unserer Sinne und der optischen Werkzeuge oder auch einfach wegen schlechten Wetters wahrzunehmen nicht gelingt. Auch seltene Erscheinungen auf der Erde und im Luftkreise, das geschichtete Erdinnere, interessante und schwer zugängliche Landschaften der Erdoberfläche, wie beispielsweise die fürchterlichen Canons des Colorado River, entrollen sich hier bei erläuternden Vorträgen dem Zuschauer.

Demgemäß zergliedert sich die wissenschaftliche Thätigkeit unserer Anstalt in vier Hauptabteilungen, die astronomische, physikalische, mikroskopische und die des wissenschaftlichen Theaters, welche letztere allen drei vorangehenden gleichzeitig dient, und es mag hier noch nebenbei bemerkt werden, daß zur ganzen Ausdehnung der Veranstaltungen der Urania diesen vier Abteilungen noch drei hinzugefügt werden müssen, welche uns im folgenden nicht wesentlich interessiren, nämlich die für Präzisionsmechanik, die der kaufmännischen Verwaltung und endlich die Abteilung unserer naturwissenschaftlichen illustrirten Monatsschrift „Himmel und Erde". Jeder Abteilung steht ein fachmännisch völlig durchgebildeter Leiter vor, dem gewöhnlich noch einige wissenschaftliche Hilfsbeamte und mehrere Diener zuerteilt worden sind, so daß das ganze Institut einige vierzig Beamte und Diener aufweist. Dieses nur zur flüchtigen Orientirung über die äußere Organisation.

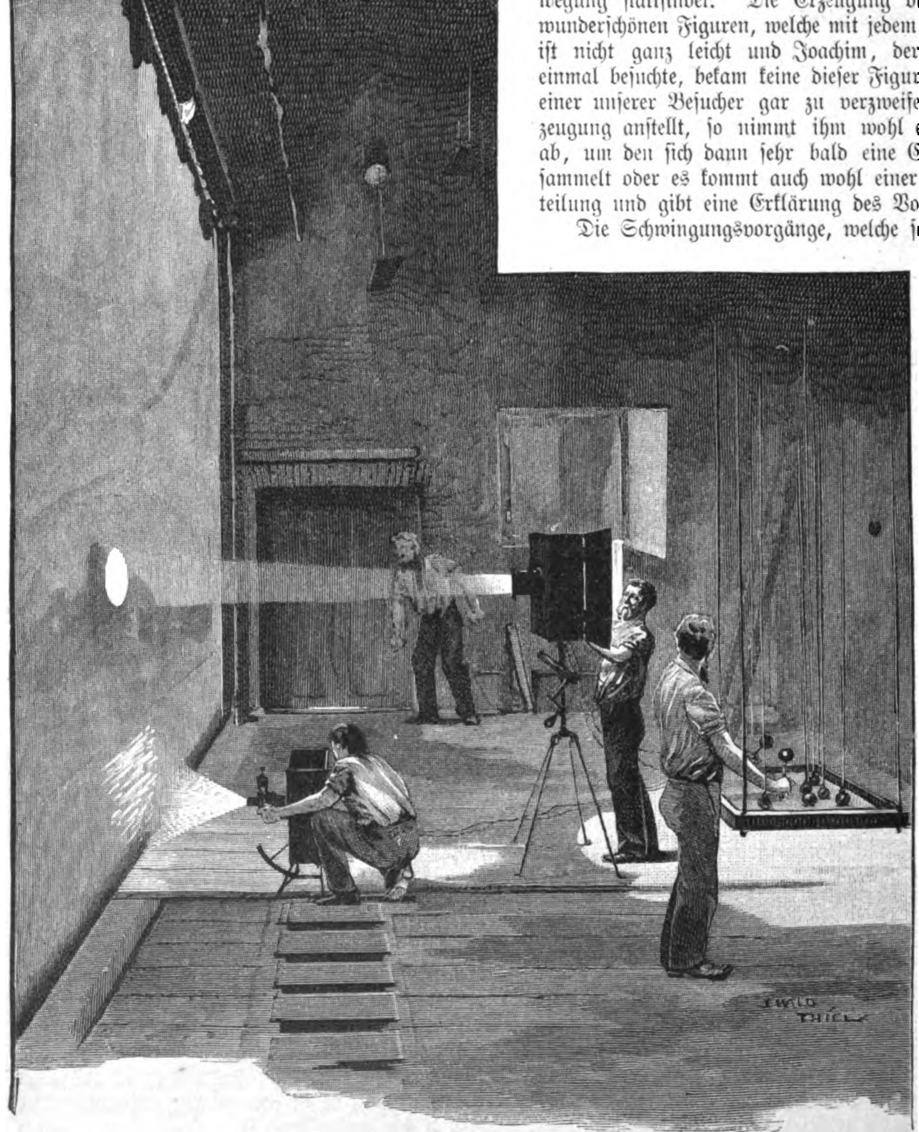
Was die geistige Durchführung der Idee, ein anschauliches, eindrucksvolles Bild der Naturerscheinungen dem Laien vorzuführen, betrifft, so muß hier von vornherein betont werden, daß ich bei Nennung der einzelnen Abteilungen, nur um eine ganz vage Idee von ihrem Wirken zu geben, von einer Sternwarte, von einem physikalischen und mikroskopischen Museum und einem Naturalienkabinet reden mußte, während in der That diese Sammlungen von dem, was man bisher darunter verstand, verschieden sind. Vergleichspunkte sind für unser Institut in anderen bestehenden Anstalten vorläufig nicht zu finden; das Ganze ist aus einer neuen Idee entsprungen, es ist ein neuartiges Produkt einer neuen Zeit, und ich werde deshalb einige Schwierigkeiten haben, eine klare Vorstellung von seiner Thätigkeit und den

zweifellos nachhaltigen und lebhaften Eindrücken zu geben, welche der Besuch unserer Anstalt auf alle Kreise der Bevölkerung ohne Ausnahme ausübt. Wir haben die höchsten Spitzen der Gesellschaft, von unserem Kaiser und den übrigen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses beginnend, zu unseren dankbaren Besuchern zu zählen, ebenso wie alle namhaften Gelehrten und hervorragendsten Techniker und Erfinder, welche Berlin besuchten, stets zu uns gekommen sind. Ich nenne hier namentlich Edison, welcher in Begleitung von Werner und Friedrich von Siemens mehrere Stunden in unserer Anstalt zubrachte und uns zum Danke für die lebhaften Eindrücke, welche er bei uns empfing, zwei Exemplare seines Phonographen schenkte. Aber auch ebenso lebhaft ist das Interesse für uns in dem geistigen und gesellschaftlichen Mittelstande, sowie selbst in den untersten Schichten der Bevölkerung zu erkennen. Wir haben seinerzeit Arbeitervereinen Sonntags morgens acht Uhr Vorträge gehalten und niemals so volle Häuser gesehen als gerade bei dieser Gelegenheit während eines ganzen Winters. Wir verdanken diese Erfolge ohne Zweifel allein der lebendigen Darstellungsform und namentlich dem neuen Gedanken, die Vorrichtungen unserer Anstalt derart zu gestalten, daß das Publikum an ihnen selbst ohne Schaden anzurichten, und mit sicherem Erfolge experimentiren kann. Ich will nun an einzelnen speziellen Fällen darthun, wie wir unsere Ziele zu erreichen suchten und wie sich die einzelnen Erscheinungen wieder dem Gesamtbilde der Natur einreihen lassen.

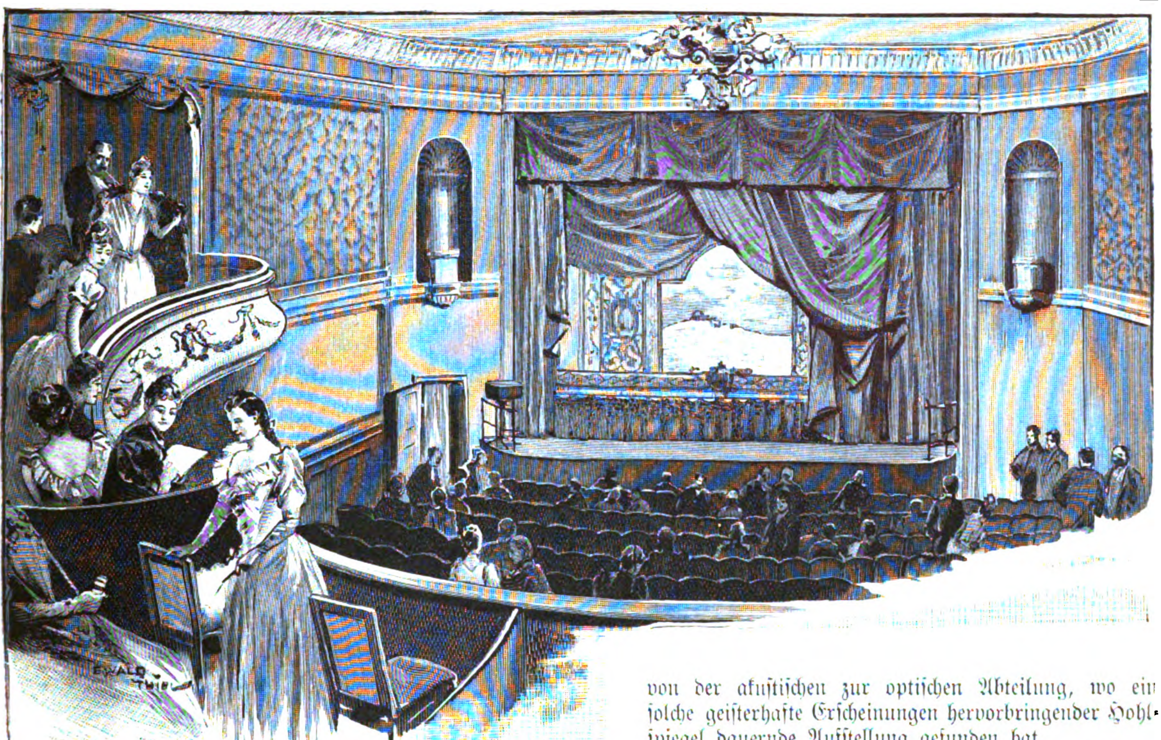
Betreten wir das Institut von einem der beiden Eingänge aus und begeben wir uns, den Theaterraum zunächst beiseite lassend, durch den Korridor in den sogenannten Physiksaal. Hier sind die Apparate und Instrumente mit Zahlen versehen, die uns den rechten Weg weisen. Wir wollen gleich bei Nummer eins stehen bleiben. Wir sehen da auf einem kleinen Tische drei Metallplatten so fest geschraubt, daß sie sich bei gewisser Berührung frei bewegen und durch ihre Schwingungen Töne erzeugen können. In der That sehen wir, wie hier namentlich die liebe Jugend, mit Fiedelbogen bewaffnet, geschäftig ist, um bei oft herzzerreißenden Tönen die berühmten Chladnischen Klangfiguren zu erzeugen. Man bestreut die Platten mit Sand, so daß ihre Bewegungen dann, welche bekanntlich die Ursache des Tönens sind, gleichzeitig den losen Sand in Bewegung setzen. Davon wird dieser hinweggetrieben und bleibt nur da liegen, wo in sogenannten Knotenpunkten und Linien keine Bewegung stattfindet. Die Erzeugung dieser so entstehenden, teils wunderschönen Figuren, welche mit jedem Tone der Platten wechseln, ist nicht ganz leicht und Joachim, der Geigerkönig, welcher uns einmal besuchte, bekam keine dieser Figuren zu stande. Wenn nun einer unserer Besucher gar zu verzweifelte Versuche zu deren Erzeugung anstellt, so nimmt ihm wohl einer der Diener die Mühe ab, um den sich dann sehr bald eine Corona von Zuschauern ansammelt oder es kommt auch wohl einer der Hilfsphysiker der Abteilung und gibt eine Erklärung des Vorgangs.

Die Schwingungsvorgänge, welche so weite Gebiete der Naturerscheinungen erklären, werden hier am deutlichsten und sichtbarsten vorgeführt, und es gehört daher dieser Apparat an die Spitze aller übrigen.

Ihm folgt ein anderer Apparat mit einer Orgelpfeife, welche einen der tiefsten Töne erzeugt und durch gewisse Resonatoren zeigt, wie in diesen tiefen Ton zugleich höhere sich einmischen, welche die Klangfarbe desselben erzeugen. Eine nun folgende Reihe von Stimmgabeln führt uns bis an die letzten Grenzen der Tonempfindung, bis zu den höchsten hörbaren Tönen, welche durch einige vierzigtausend Schwingungen in einer Sekunde erzeugt werden. Hier kann man die Individualität der Sinnesorgane konstatiren, da die allerhöchsten dieser Töne schon nicht mehr von allen Menschen gleichzeitig wahrgenommen werden, namentlich ältere Ohren stumpfen sich gegen diese Empfindung ab; wir



Mondschein. Wasserspiegelung. — Hinter den Coulissen. — Donnerrollen.



Theater.

gelangen hier an die Grenze zwischen Schall und Wärme.

Was nun die Vorführung frappanter Erscheinungen aus dem Gebiete der Wärme anbetrifft, so ist es uns bis jetzt nicht gelungen, Apparate zu konstruiren, durch welche betreffende Experimente vom Publikum selbst jederzeit ausgeführt werden könnten. Hier müssen deshalb die Vorträge im wissenschaftlichen Theater oder auch kleinere Experimentalvorträge, welche gelegentlich in einem andern Raume unserer Anstalt gehalten werden, nachhelfen. Da werden unter anderen die hochinteressanten Versuche mit flüssiger Kohlensäure gemacht, durch welche so tiefe Kältegrade erzeugt werden, daß es zum Staunen des Publikums gelingt, damit Quecksilber im Innern eines rotglühenden Tiegels zu einem schmiedbaren, harten Metallklumpen gefrieren zu lassen. Dann werden auch Versuche angestellt, welche die Gleichartigkeit der Strahlungsgesetze für Schall, Wärme, Licht und selbst Elektrizität darthun. An zwei riesigen Hohlspiegeln wird das sogenannte Ohr des Dionys nachgeahmt, durch welches, wie die Sage geht, der Tyrann die leisesten Gespräche seiner Gefangenen, die er in einem elliptischen Gewölbe eingeschlossen hielt, belauschte. In dem Brennpunkte des einen Hohlspiegels wird eine Taschenuhr angebracht, welche man in dem Brennpunkte des anderen Spiegels, der in sechs bis acht Meter Entfernung aufgestellt ist, ticken hört, als ob sich die Uhr direkt an unserem Ohr befände. Dasselbe Experiment wird dann in Bezug auf die Wärmewellen gemacht; an die Stelle der Uhr hängt man eine glühende Kugel, wodurch im andern Spiegel ein entzündlicher Gegenstand sofort aufflammt; dann mit den Lichtstrahlen. Ein Gegenstand in einem Brennpunkte aufgestellt, erscheint im anderen so plastisch und greifbar, daß man bestürzt ist, wenn die Hand an dieser Stelle durch die leere Luft fährt.

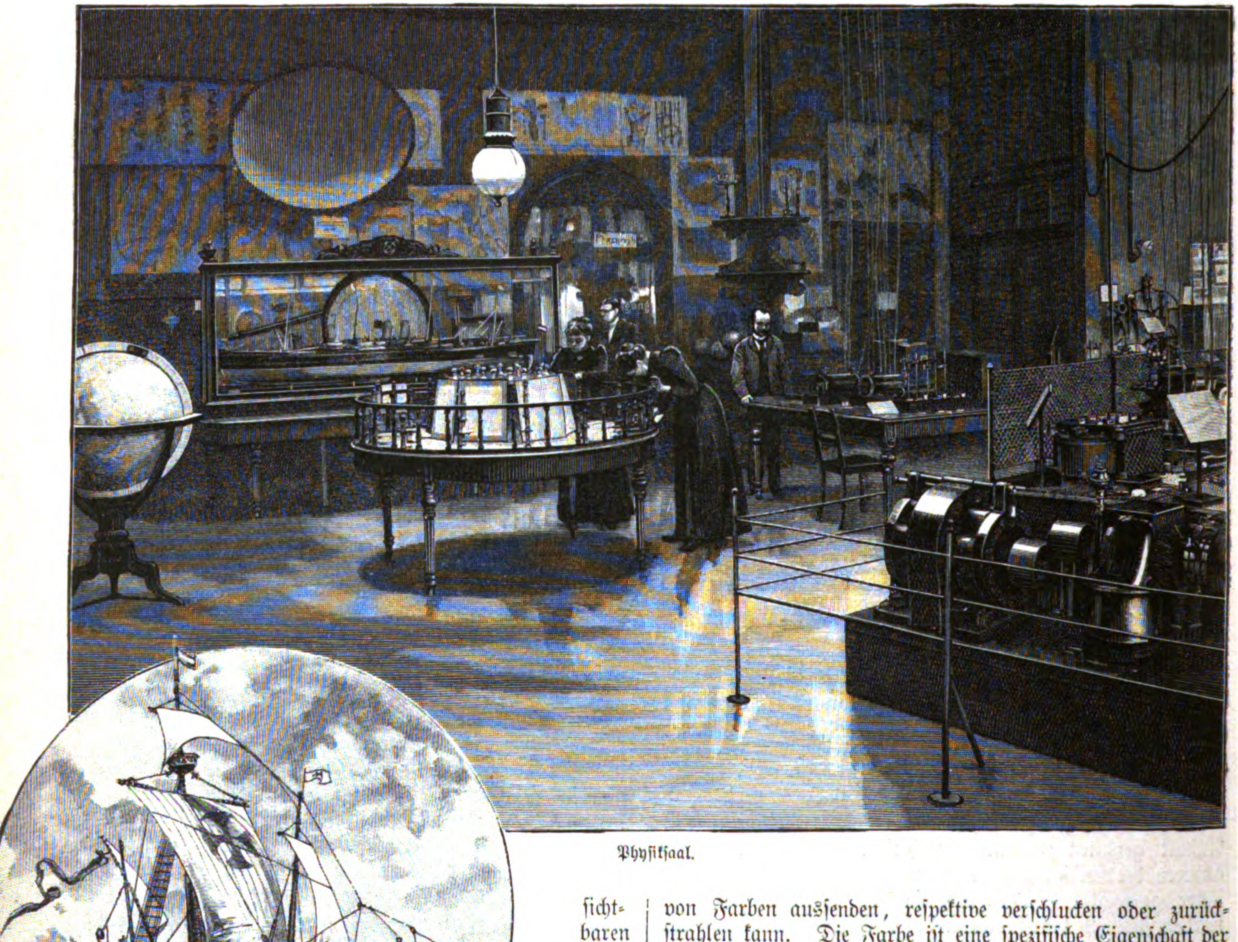
Dieses Experiment führt uns unmittelbar in den Physiksaal wieder zurück. Wir machen damit einen großen Sprung von der akustischen zur optischen Abteilung, wo ein solche geisterhafte Erscheinungen hervorbringender Hohlspiegel dauernde Aufstellung gefunden hat.

Diesen Spiegelwirkungen reihen sich zunächst einige Apparate an, welche auf praktische Anwendung unserer optischen Gesetze zurückführen. Da ist zunächst eine camera **obscura**, wie sie der Photograph benützt, in ihren Wirkungen erklärt durch einige bewegliche Glaslinsen von verschiedener Form. Es folgen Modelle eines kurzsichtigen und weitsichtigen Auges mit klarer Demonstration der Brillenwirkung, Stereoskope und ihre Erklärung und weiter eine Reihe von Apparaten, welche sich mit dem sogenannten polarisirten Lichte beschäftigen.

Diese letztere immer noch in manchen Punkten geheimnisvolle Erscheinung des polarisirten Lichtes schien bis vor kurzem in ihrer Verwickeltheit durchaus nur von theoretischem Interesse, aber auch hier zeigte es sich wieder, daß eben nichts in der Natur ohne Anwendung bleibt und auch andererseits der Mensch alle Naturvorgänge für sich praktisch verwenden lernt. Das sogenannte Sacharimeter leistet seit einigen Jahren der Zuckerindustrie wesentliche Dienste, seine Wirkung beruht ausschließlich auf dieser Polarisation des Lichtes. Es ist nicht meine Aufgabe, hier näher darauf einzugehen, aber es mag doch angedeutet werden, daß kaum eine Erscheinung deutlicher von der wellenförmigen Fortpflanzungsbewegung des Lichtes reden kann und auch nichts sonst mit größerer Anschaulichkeit die eigenartige maschen- oder gitterförmige Struktur der uns umgebenden materiellen Körper verrät. Die Polarisationserscheinungen treten nur bei gewissen Kristallen hervor und die wunderbare Gestaltungskraft der Kristalle, welche unter allen Umständen immer wieder dieselbe Form für denselben Stoff hervorbringt, beweist wohl schon ohne weiteres, daß in den Kristallen die kleinsten Materieteilchen in ganz bestimmter geometrischer Ordnung gruppirt sein müssen, aus welcher eben diese Kristallform hervorgeht. Aus den Erscheinungen der Polarisation des Lichtes geht nun hervor, daß die polarisirenden Kristalle gitterförmige Schichten oder gewissermaßen parallele Wände aufweisen müssen, so daß in einer gewissen Richtung das Licht hindurchgehen kann, während es aufgehalten wird, wenn man dem Kristall eine Wendung gibt, so daß nun die Wandflächen den Lichtwellen entgegenstehen.

Weiter wandernd, verlassen wir das mehr theoretische

Betrachtungen eröffnende Gebiet des polarisirten Lichtes und gelangen in die in so vielseitiger Richtung hochinteressante Abteilung der Spektroskopie. Zunächst zeigt einer der hier aufgestellten Apparate, wie der weißglühende Streifen einer elektrischen Lampe sich darin in ein Farbenband auflöst, in eine Art Lichtoktave, welche vom tiefsten Rot durch die bekannten Regenbogenfarben hindurch bis zum letzten verschwindenden Hauche violetten Lichtes hinführt. Das Auge, bekanntlich in Bezug auf sein Unterscheidungsvermögen sehr verschiedenartiger Wellengeschwindigkeiten um vieles unvollkommener als das Ohr, sieht nur eine Oktave von einer bestimmten Wellenlänge des Rot bis zu der noch einmal so geschwinden Bewegung des Violett, während das Ohr durch eine ganze Reihe von Oktaven hindurch Wellengeschwindigkeiten von neun Schwingungen in der Sekunde bis zu einigen vierzigtausend unterscheidet. Aber innerhalb dieser einzigen

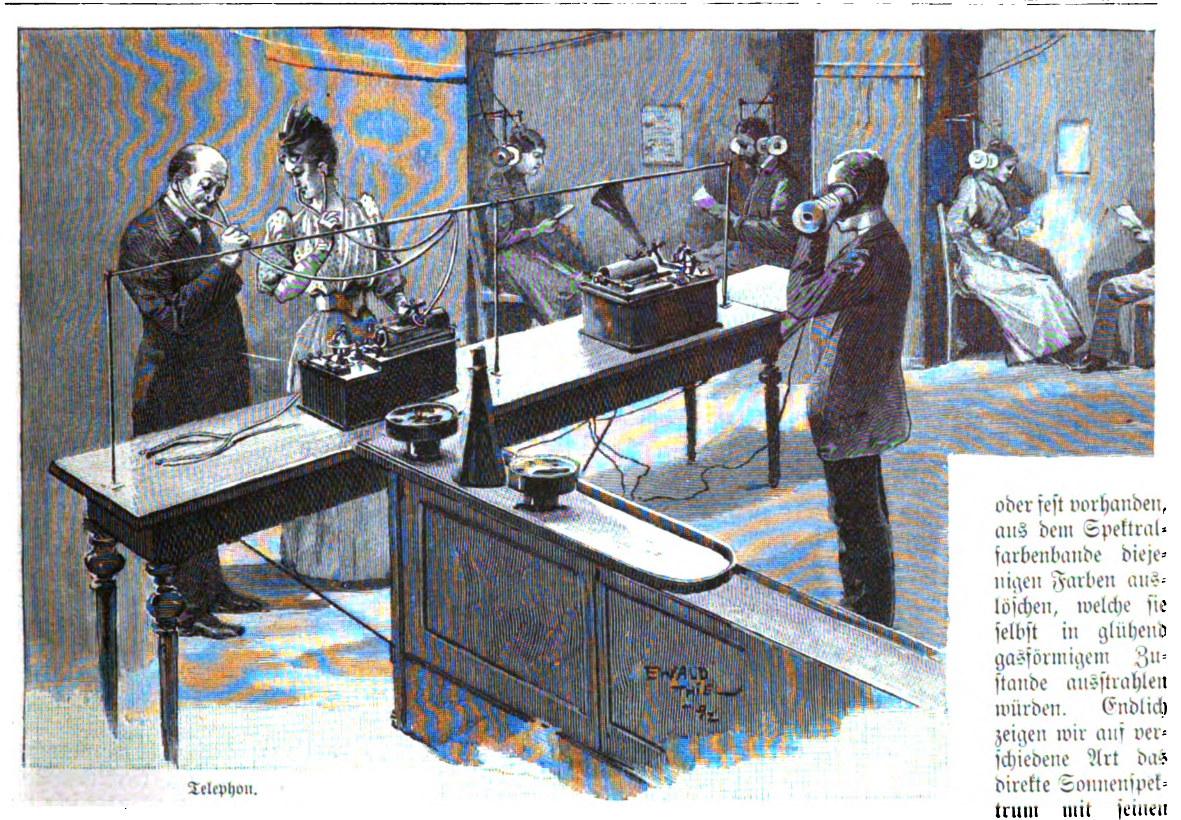


Physiksaal.

Columbusschiff.

sichtbaren Lichtoktave ist das Auge von ganz wunderbar feiner Fähigkeit; der Gesichtssinn hat sich nicht auf ein sehr weites Gebiet ausgedehnt, um sich in dem engeren um so mehr vertiefen zu können. Das feine Unterscheidungsvermögen für Farbennuancen grenzt gelegentlich an das Unglaubliche, und ganz besonders kommt hier dem Auge eben das Spektroskop zur Hilfe, welches im stande ist, die über einander liegenden und sich deshalb verwischenden Nuancen einer Farbenmischung neben einander auszubreiten. Durch diese Eigenschaft hat das Spektroskop eine Thatsache von phänomenalster Wichtigkeit für unsere neuesten Anschauungen über das Getriebe der Atome sowohl wie der Weltkörper aufgedeckt, nämlich die, daß ein bestimmter Stoff immer und unter allen Umständen nur dieselbe Farbe oder Vermischung von Farben aussenden, respektive verschlucken oder zurückstrahlen kann. Die Farbe ist eine spezifische Eigenschaft der Atome und im Grunde genommen bedeutet dieses eben weiter nichts, als daß ein Atom von einer bestimmten chemischen Eigenschaft auch immer nur im stande ist, von den das Universum durchkreuzenden Aetherschwingungen der Lichtwellen in eine Schwingung von bestimmter Größe versetzt zu werden. Es ist dies auch ganz erklärlich, wenn man voraussetzt, daß die chemische Eigenschaft des Atoms nur von seiner Größe und Form abhängig ist, eine Ueberzeugung, zu der man nach allen neueren Anschauungen der Wissenschaft kommen muß. Ein größeres, das heißt schwereres Atom wird eben den Aetherströmen ein größeres Trägheitsmoment entgegensetzen, das heißt, in Schwingungen von geringerer Ausdehnung geraten müssen als ein leichteres.

Eine Anzahl verschiedenartiger Apparate veranschaulicht diese merkwürdigen Eigenschaften der Atome. Durch einige derselben werden die sogenannten Emissionsspektren erzeugt; durch den Druck auf einen Knopf kann der Besucher selbst die Flamme eines Bunsenbrenners entzünden und zugleich einen Stoff in denselben einführen, dessen Flammenspektrum er alsdann in einem auf die Flamme gerichteten Spektralapparat beobachtet. Verschiedene gleiche Apparate mit verschiedenen Stoffen sind neben einander gereiht; man erkennt sofort, wie jeder Stoff anders gefärbte helle Linien hervor-



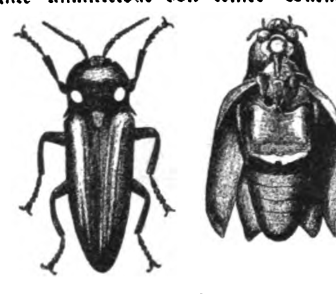
Telephon.

bringt. An einer andern Reihe von Apparaten werden nun die Absorptionsspektren gezeigt, um zu beweisen, daß die durchsichtigen Körper, seien sie nun in Gasform als flüssig oder fest vorhanden, aus dem Spektralfarbenbande diejenigen Farben auslöschen, welche sie selbst in glühend gasförmigem Zustande ausstrahlen würden. Endlich zeigen wir auf verschiedene Art das direkte Sonnenspektrum mit seinen Tausenden von Absorptionslinien, welche beweisen, daß auf der Sonne — und das Gleiche gilt bekanntlich von allen übrigen Fixsternen des Himmels — die meisten uns bekannten che-

Elektrizität.

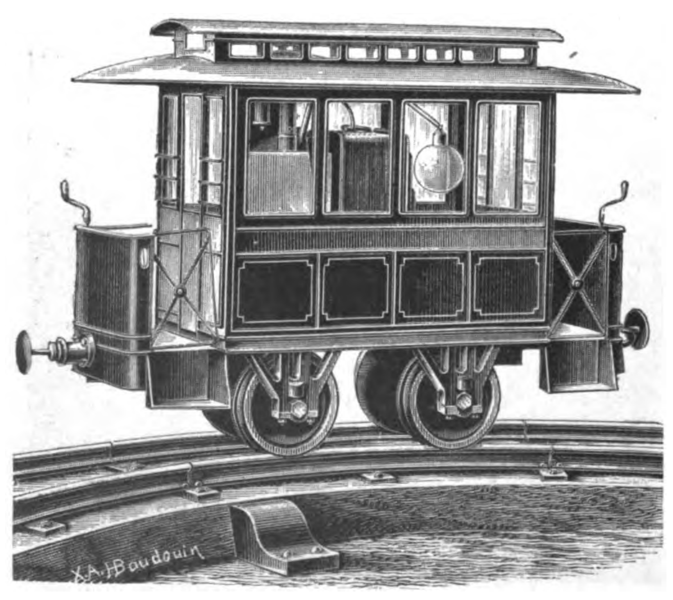
mischen Elemente in Gasform vorhanden sind. So ist man durch dieses wunderbare Instrument heute in den Stand gesetzt, chemische Analysen der Körper auszuführen, welche in ganz unermeßlichen Entfernungen von uns sich befinden, eine Thatsache, welche vor fünfzig Jahren weder die ausschweifendste Phantasie eines unwissenschaftlichen Träumers noch die tiefsinnigste Spekulation eines Naturforschers für möglich gehalten haben würde. Aber auch hier auf Erden erleichtert das Spektroskop ganz wesentlich die Arbeit des Chemikers, und in manchen Industriezweigen wird es regelmäßig verwendet, ganz besonders bei der Zubereitung des Stahls im berühmten Bessemerprozesse. In der Himmelskunde ist das Spektroskop nach und nach zu einem so unumgänglich nötigen Werkzeuge geworden wie das Fernrohr selbst, und es beginnt hier auf ganz anderen Gebieten Aufschluß zu erteilen, als man seiner ohnehin wunderbaren Wirkungssphäre, der chemischen Analyse, zugemutet hätte. Es verrät seit längerer Zeit die Bewegungen von Himmelskörpern, welche auf uns zu oder von uns hinweg gerichtet sind und deshalb selbst unseren feinsten Meßwerkzeugen unerkennbar bleiben müßten. So verfolgte der amerikanische Astronom Keeler mit dem größten Fernrohr der Welt, das auf dem Mount Hamilton in Kalifornien aufgestellt ist, die allgewaltigen Wirkungen der Schwerkraft in jenen Entfernungen, in denen die ungeheuren Wolken aus gasigen Stoffen auch für unsere großartigsten Sehwerkzeuge gänzlich im Dunkel des Universums zu verschwinden drohen, jene Nebelwolken, aus denen die schaffende Kraft der Natur im Begriffe ist, ganze Weltsysteme, tausende und abertausende von Sonnen zu schaffen.

Daß Licht und die Elektrizität einander sehr ähnliche Erscheinungen sind, habe ich bereits vorher angedeutet, und in der That sehen wir, daß die Erscheinung der elektrischen Kraft, wenn sie in genügender Stärke auftritt, stets von Lichterscheinungen begleitet ist. Eben gerade dieser plötzlich hervorbrechende Funke ist es, welcher die geheimnisvolle Kraft der Elektrizität uns besonders geisterhaft, magisch, unerklärlich erscheinen läßt. Aus allen anderen Naturerscheinungen sind wir gewöhnt, das Licht nur als eine Folge der Verbrennung aufzufassen, Licht und Wärme sind sonst untrennbare Erscheinungen, und nur in jenen zierlichen Leuchtkäfern, welche die laue Juninacht durchschwirren, sehen wir mit Verwunderung, wie die Natur in der That im stande ist, Licht auch ohne alle Wärmewirkung hervorzubringen. Der Amerikaner Langley hat selbst mit seinen allerfeinsten Wärmemeßapparaten keine Spur von Wärmewirkung von diesen Tierchen ausgehen sehen, die über die natürliche Körperwärme derselben hinausginge. So ist auch der elektrische Funke unmittelbar von keiner Wärmewirkung begleitet; die Elektrizität ist eben eine Schwingungserscheinung, dem Lichte durchaus vergleichbar, und wenn dieselbe gezwungen ist, den leitenden Draht zu verlassen, um sich durch die Luft hindurch fortzupflanzen, so versetzt sie eben die Luft oder besser den die Luftmoleküle durchdringenden Aether in so schnelle Schwingungen, das diese eben auf unser Auge jenen Reiz hervorbringen, den wir als Licht empfinden. Man ist heute geneigt zu glauben, daß jeden Prozeß der Oxydation eine elektrische Wirkung begleitet, die unter Umständen als elektrischer Funke oder sonstige Lichterscheinung auftritt.


Leuchtkäfer.

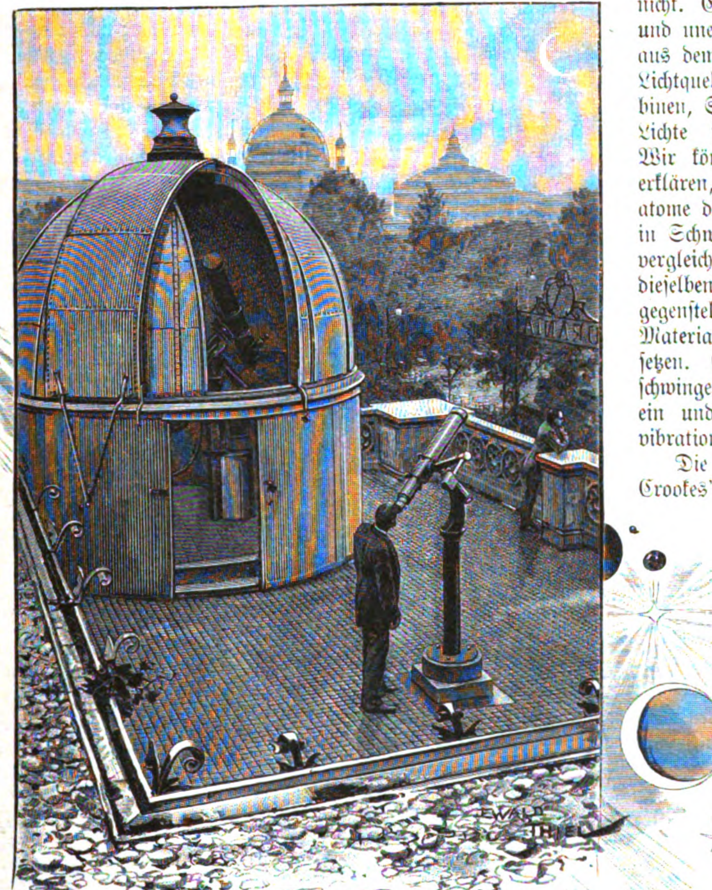
Daß der chemische Prozeß Elektrizität erzeugt, ist überhaupt keine Frage; wir sehen dies in den sogenannten galvanischen Elementen, deren Wirkung wir täglich in den Haustelegraphen verwenden und welche sonst in der Industrie und im Verkehrswesen tausendfältig benützt werden. Doch mag hier besonders betont werden, daß es noch sehr die Frage ist, ob durch die chemische Anziehung oder Abstoßung der Atome die Elektrizität hervorgerufen wird oder ob sich die Sache völlig umgekehrt verhält, so daß die elektrische Anziehung und Abstoßung die chemischen Vergänge erzeugt. Ist dieses letztere der Fall, wozu sich sehr viele Forscher gegenwärtig hinneigen, so ordnen sich drei ungeheure Gebiete der Naturerscheinungen wiederum unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt die Chemie, die Elektrizität und das Licht. Immer mehr Zusammenhang wird in die Erscheinungen gebracht, immer einheitlicher stellt sich das große Naturbild dar.

Die Elektrizität mit ihrem geheimnisvollen plötzlichen Auftreten und andererseits blendenden Erscheinungen war immer der besondere Liebling des Laienpublikums. Wir haben in unserer Anstalt eine große Menge von Apparaten aufgestellt, welche die verschiedenen Wirkungen dieses allüberall unsichtbar wirkenden dienstbaren Geistes eindrucksvoll erläutern. Nur sehr wenige derselben kann ich hier flüchtig erwähnen, doch will ich dabei diejenigen auswählen, welche an eine praktische Verwendung der Elektrizität anknüpfen. An einem derselben wird gezeigt, wie der Strom im stande ist, durch den in seinem Leiter ihm entgegenstehenden Widerstand denselben zum Glühen zu bringen; das Prinzip der Glühlampen ist dadurch erläutert. In einem andern wird Wasser zersetzt und dadurch die wichtige elektrolytische Anwendung angedeutet, welche heute namentlich bei der Erzeugung des zukunftsreichen Aluminiums eine so große Rolle spielt. Es folgen die Modelle der gebräuchlichsten galvanischen Elemente, dann ein kleiner Accumulator; durch den Druck auf einen Knopf ladet man denselben, während man durch einen andern Knopf die Entladung vornehmen kann, durch welche eine kleine Glühlampe so lange in Funktion gesetzt wird, als eben die vorher ausgeführte elektrische Ladung des Accumulators ausreicht. Weiterhin wird der galvano-



Elektrischer Eisenbahnwagen.

plastische Prozeß durch Modelle erläutert. Wir kommen weiter zum Elektromagnetismus; einigen vorbereitenden Apparaten reiht sich der Morsetelegraph an, der zur Benützung des Publikums frei dasteht; weiter eine elektrische Hausklingel, deren Mechanismus freiliegt; es folgen die Apparate zur Erklärung der Induktionselektrizität, einerseits gipfelnd in einer Dynamomaschine, welche das Publikum selbst dreht, um dadurch entweder einige Glühlampen in Funktion zu setzen oder eine kleinere Dynamomaschine zu drehen, welche das Prinzip der elektrischen Uebertragung der Kraft demonstrirt; andererseits ist das Modell eines Telephons ausgestellt, so daß man seine innere Einrichtung übersehen kann. Eine interessante Anwendung findet das Telephon außerdem in unserer Anstalt durch die Uebertragung der Musikaufführungen von dem drei Kilometer entfernten königlichen Opernhause. Endlich mag hier noch eine kleine elektrische Eisenbahn erwähnt werden, welche sich in Bewegung setzt, sobald der Besucher durch den betreffenden Schalthebel den Strom durchleitet. Auch bei dieser ist wiederum der innere Mechanismus völlig sichtbar und außerdem noch durch beigelegte Zeichnung und Erklärung, die übrigens jedem andern Apparat gleichfalls beigegeben sind, erläutert.



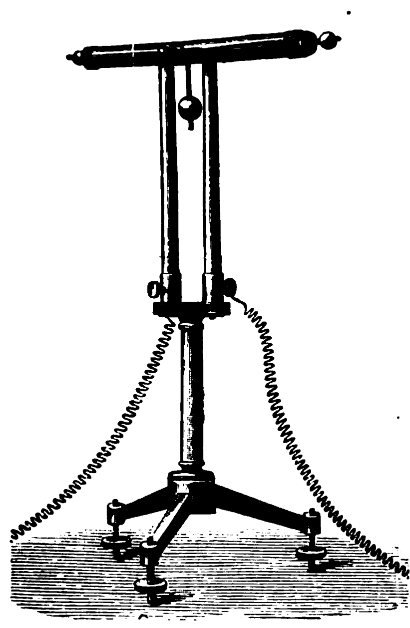
Auf der Sternwarte.

Eine andere Erscheinung, welche durch ihre Eigenart und ihren Glanz unsere Besucher ganz besonders entzückt, möge hier noch erwähnt werden, um durch sie auf ein scheinbar ganz verschiedenes Gebiet unserer Thätigkeit hinüberzuleiten, es sind die mysteriösen Crookesschen Phänomene. Aus Glasgefäßen hat man mit Hilfe der kräftigsten Mittel alle Luft so weit entfernt, daß fast nur die alles durchdringenden Aetheratome, welche die Schwingungserscheinungen der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität und zweifellos auch die Gravitation vermitteln, darin zurückbleiben. Dieselben können sich nun fast so frei bewegen, wie in dem leeren Raum zwischen den Weltkörpern, und hierbei treten nun ganz merkwürdige Dinge auf. Die Elektrizität, welche bekanntlich die Luft nur sehr schwer zu durchdringen vermag, durcheilt dagegen den für uns völlig leeren Raum sehr leicht, so auch diese Glasgefäße. Im allgemeinen würde dabei nichts Auffälliges auftreten, der Raum würde völlig dunkel erscheinen; man hat nun aber in den Weg der elektrischen Bewegung Mineralien verschiedener Art gestellt, und diese beginnen nun plötzlich auf einer bestimmten Seite zu leuchten, sobald der Strom den Raum durchzieht. Die Farbe kann dabei eine ganz andere sein, als die Körper im Lichte besitzen, und es tritt auch keine Erhitzung dabei ein, die Körper leuchten nur, sie glühen nicht. Ganz wunderbar überraschend und unerklärlich erscheinen uns diese aus dem Dunkel ohne irgend welche Lichtquelle hell hervorleuchtenden Rubinen, Smaragde und die im rosa Lichte strahlenden Korallenstauden. Wir können die Erscheinung nur so erklären, daß hier die freien Aetheratome durch die elektrische Entladung in Schwingungen, denen des Lichtes vergleichbar, versetzt werden und daß dieselben sich denjenigen Atomen entgegenstellen, welche die eingeschobenen Materialien der festen Körper durchsetzen. Ein fortwährender Hagel von schwingenden Atomen strömt auf diese ein und versetzt auch sie in Lichtvibrationen.

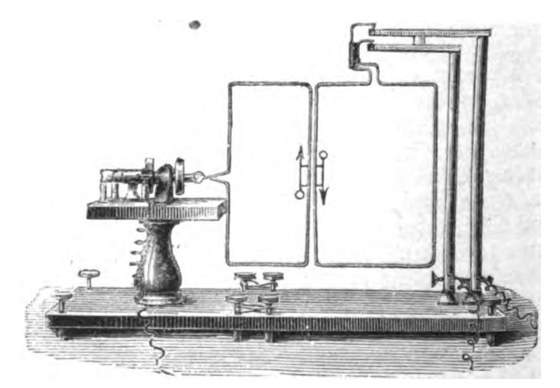
Die Atome in diesen sogenannten Crookes'schen Röhren bewegen sich wie freie Weltkörper durch den Raum und viele Erscheinungen im Himmelsraum werden sich einmal durch diese Phänomene und namentlich durch die mit ihnen verwandten sogenannten Kathodenstrahlen erklären lassen. So namentlich die vielfach noch mysteriösen Erscheinungen an den Kometen, wie auch möglicherweise die sich um den gewaltigen Sonnenkörper herum abspielenden mannigfachen Lichterscheinungen. Der Sprung von diesen physikalischen Erscheinungen zu den Bewegungen des weiten Sternenraumes ist deshalb gar kein so sehr großer, namentlich wenn wir uns erinnern, daß das Spiel der Himmelskörper im Weltenraume, nur mit anderem Maßstabe gemessen, mit dem unsichtbaren Treiben der Atome unter unseren Händen in naher Verwandtschaft steht. Die Weltkörper sind freie Atome von größten Dimensionen, wie diejenigen, welche die Crookesschen Phänomene im Physiksaal hervorrufen. Steigen wir deshalb zur Sternwarte empor, um unsere Physikstudien fortzusetzen.

Die Sternwarte der Urania ist mit den vorzüglichsten Instrumenten zum Zwecke dieses Studiums ausgestattet, namentlich das große Instrument von zwölf Zoll Oeffnung und fünf Meter Länge gehört wenigstens nach europäischen Begriffen bereits zu den ersten seiner Art, wenngleich es allerdings immer noch dreimal kleiner ist als das größte Fernrohr der Welt, welches auf amerikanischem Boden steht.

Unser Instrument ist das zweitgrößte in Deutschland, das größte in Preußen. In Europa gibt es ungefähr nur ein halbes Dutzend größerer Instrumente. Es ist überall mit den neuesten technischen Hilfsmitteln ausgestattet und zu den feinsten astronomischen Messungen befähigt. Eine Vorrichtung besonders stellt sich als für unsere öffentlichen Zwecke sehr praktisch heraus, welche sonst nur noch auf einer Sternwarte der Welt, eben auf der Licksternwarte, getroffen worden ist, es ist die Möglichkeit, den Boden des Kuppelraums, in welchem das große Instrument aufgestellt ist, mit einer größeren Anzahl von Personen belastet, auf die jeweilige Augenhöhe des Instrumentes zu heben, damit man stets in bequemer Stellung das Fernrohr benützen kann. Wir haben also einen großen Lift, durch ein hydraulisches Druckwerk bewegt, geschaffen und drehen durch dieselbe Vorrichtung gleichzeitig die acht Meter im Durchmesser fassende bewegliche Kuppel, um ihre Spaltöffnung in die betreffende Richtung zu bringen.


Erdmagnetismus-Apparat.

An diesem Instrumente sowohl wie an den übrigen kleineren Fernröhren unserer Anstalt, welche in kleineren Kuppeln oder auf der Plattform der Sternwarte untergebracht sind, ergeht sich das Auge unserer Besucher in den weitesten Welteräumen. Wenngleich diese nicht im stande sind, während der kurzen Zeit ihres Besuches den Bewegungen dieser ungeheuren Himmelsatome zu folgen und dabei die Gedankenparallelen zu ziehen, welche unsere gegenwärtigen Betrachtungen leiten, so kann es sich doch an den merkwürdigen Formen derselben und der Beschaffenheit der Oberfläche unserer nächsten verwandten Nachbarwelten ergötzen. Man sieht hier die Sonne und die Resultate der fürchterlichen Revolutionen auf ihrer Oberfläche, die Fackeln, Flecke, riesige Wirbelstürme metallischer Gase, aus denen die glühende Atmosphäre der Sonne besteht, oder andererseits versenkt man sich in die Betrachtung der abgestorbenen Gebilde der Mondoberfläche mit ihren weißstrahlenden, viel zerklüfteten Gebirgszügen und ungeheuren Kraterschlünden, mit ihren großen Meeresflächen und den scharf geschnittenen langen Schattenwürfen der Gebirge, welche ihre Silhouetten auf diese öde Fläche malen. Je nachdem der eine oder der andere der Planeten sichtbar ist, wendet man sich diesem zu; dem ringumkränzten Saturn, welcher die Bewunderung jedes Denkenden hervorrufen muß, oder dem Jupiter mit seinen ausgedehnten Wolkenzügen, die, in beständiger Veränderung begriffen, von den lebhaften Vorgängen erzählen, welche auf der uns nicht sichtbaren eigentlichen Oberfläche dieses sonnenähnlichsten Planeten vor sich gehen, oder endlich Mars mit seinen schneebedeckten Polen, seinen blauen Meeren und gelblichen Kontinenten. Die wunderbaren Kanalsysteme, welche Schiaparelli auf diesem letzteren entdeckte, kann man freilich, wie vieles andere subtile Detail, von welchem die Astronomen zu erzählen wissen, in unseren Fernrohren nicht sehen; es gehört hierzu die ganze Routine und der Scharfblick eines besonders glücklich ausgestatteten Astronomen und der vorzüglichste Luftzustand. Um diesem Uebelstande abzuhelfen und namentlich auch das geistige Auge über die Beschaffenheit der Weltkörper aufzuklären, sind die dekorativ ausgestatteten Vorträge unseres wissenschaftlichen Theaters geschaffen worden. Einer derselben versetzt uns beispielsweise auf den Mond, nachdem wir vorher das seltene Ereignis einer totalen Sonnenfinsternis in allen seinen Phasen erlebt haben, als beobachteten wir es wirklich in der freien Natur. Die Reise geht dann weiter von der Erde hinweg; wir beobachten das Spiel von Erde und Mond, indem wir im freien Weltraum zu schweben scheinen, und endlich befinden wir uns auf dem Monde selbst, um den Himmel des Mondes mit seinen von den irdischen so grundverschiedenen Erscheinungen zu beobachten. Und auf einer andern Reise lernen wir die Planetenwelt kennen; hier sehen wir unter anderem auch die Kanalsysteme des Mars aus der Vogelperspektive deutlich vor uns und verfolgen das seltsame Spiel seiner beiden schnellfüßigen Monde. Nirgends sonst als hier liegt der Gedanke an gleichberechtigte, gleich intelligente Wesen, welche die Himmelskörper außerhalb der Erde bevölkern, näher als hier. Es läßt sich mit Bestimmtheit vermuten, daß wir, würden wir von Feenhand plötzlich auf diesen Planeten Mars versetzt, uns dort bald akklimatisirt haben würden, so daß wir dort ebensowohl zu leben vermöchten wie auf unserem Planeten. Weshalb also sollte er öde und verlassen sein und nur die Erde, dieses Sandkorn im Meere der Unendlichkeit, eine unbegreiflich bevorzugte Stellung einnehmen? Vielleicht, sehr wahrscheinlich sogar beobachten von dort her Astronomen unsern Erdenstern sowohl, wie wir sehnsuchtsvoll dort hinaufblicken zu unserem Nachbar; denn am Himmel des Mars ist die Erde ein gar auffälliger, wundervoller Stern, der sich in der Dämmerung nicht allzu weit von der Sonne entfernt und den die Poeten dort ein Recht haben zu verherrlichen, wie wir den holden Abendstern; und es mag Ihnen wohl bekannt sein, daß in letzter Zeit eine französische Dame einen Preis von hunderttausend Franken darauf gesetzt hat, um eine geistige Verbindung zwischen der Erde und dem Mars herzustellen, eine Frage an die Bewohner jener andern Welt zu richten, welche von ihnen beantwortet würde Unmöglich wäre der Erfolg eines solchen Unternehmens nicht.

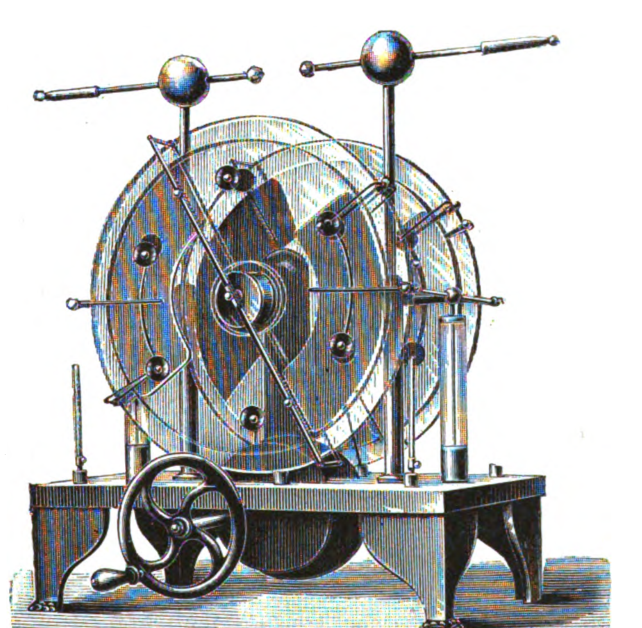

Vorrichtung zum Beweise des Ampèreschen Gesetzes.

Aber noch weiter hinaus in die Welt der Fixsterne tragen unsern Blick die Fernrohre unserer Sternwarte. Sonnen werden hier für uns zu Atomen, zu allerkleinsten Lichtpünktchen, die sich zusammenscharen, um ein größeres Ganze zu bilden. Das funkelnde Gewimmel der Sternhaufen, diese Handvoll Diamanten, ausgestreut über das dunkle Firma-

ment, jene Doppelsonnen in verschiedenfarbigem Lichte magisch strahlend, all das erfüllt uns bereits mit Staunen und Bewunderung, selbst wenn wir nur als gedankenlose Beschauer diesen unermeßlichen Reichtum überblicken. Aber die Betrachtungen des Astronomen, durch welche derselbe in, dem Besuch der Sternwarte vorangehenden, kleineren Vorträgen an der Hand getreuer Photographien der Himmelsobjekte, dem Besucher die geistigen Augen über die Bedeutung und den Zusammenhang des Gesehenen mit den höchsten Fragen der Weltorganisation und der Weltschöpfung öffnet, machen diese Objekte unendlich viel interessanter. Selbst jene lichtschwächsten Objekte, die Nebelflecke, von denen die meisten selbst in den besten Fernrohren nur mit äußerster Anstrengung gesehen werden können, ja gerade eben diese, werden von hervorragendstem Interesse für die Fragen der Weltschöpfung in ihrem allgemeinsten Umfange. Das Spektroskop hat erwiesen, daß diese Nebelflecke aus Gasen bestehen und zwar aus Wasserstoff, Stickstoff und vermutlich noch einem dritten, unbekannten Elemente. Wohin man auch am großen Firmamente das Fernrohr richten mag, auf Weltkörper, deren Entfernungen von einander ganz unfaßbare Größen sind, so daß das Licht, welches vierzigtausend geographische Meilen in einer Sekunde zurücklegt, Jahrhunderte, ja vielleicht gar Jahrtausende gebraucht, um von einem dieser Weltkörper zum andern zu gelangen, so weit, sage ich, auch diese Weltkörper von einander entfernt stehen mögen und ein ursprünglicher Zusammenhang zwischen ihnen gänzlich ausgeschlossen erscheint, überall findet man dennoch in den Nebelflecken wieder ganz dieselben Zusammensetzungen, ganz dieselben chemischen Elemente, ganz dieselben Einflüsse auf die Schwingungen des Weltäthers, welche uns ihre Existenz verraten. Nichts kann uns eindringlicher von dem einheitlichen großen Gedanken reden, welcher der Weltschöpfung überall zu Grunde lag. Verfolgen wir nun noch weiter die seltsamen Formen dieser Nebelflecke und reihen sie systematisch an einander, so entwickelt sich vor unseren Augen ein Bild des Weltgeschehens, dessen einzelne Phasen wiederum in allen entferntesten Weltregionen dieselben waren. Wir sehen vor unserem geistigen Auge die ursprünglich chaotische Nebelmaterie sich unter der Einwirkung des auf sie einströmenden Hagels von jenen freien Aetheratomen, welche wir vorhin die Schwerkraft vermitteln sahen, sich mehr und mehr kondensiren, um einen Mittelpunkt ordnen. Der Physiker sagt: die sich frei überlassene Masse sucht sich unter dem Einflusse ihrer eigenen Schwere zur Kugel zu formen. Durch Zusammenstoß mit einem andern ähnlichen Körper entstehen dann wirbelförmige Bewegungen, der Kugelnebel wird zum Spiralnebel. Die ordnenden Kräfte der Natur fügen nun die spiraligen Windungen zu Ringen zusammen, es entstehen Ringnebel und andere wunderbare Himmelsgebilde, welche in tief bedeutungsvoller Weise an die wunderbaren Saturnringe erinnern. Auch der Ring aus Millionen Sonnen, welcher das Firmament als matter Schimmer des Milchstraßengürtels umzieht, war solch ein Saturnring von unermeßlichen Dimensionen; seine Materie hat sich zu einem Gewimmel von Sternen kondensirt, die, selbständig geworden, ihre eigenen Wege zu wandeln beginnen, so daß sich der große Ring allmälich wieder auflöst.

Und dieser Verdichtungsprozeß, welcher Scharen von Sonnen zu einem Sternhaufen zu vereinigen strebt, arbeitet wiederum überall im Weltgebäude in gleicher Weise; denn auch der einzelne Weltkörper besteht ja, wie wir früher sahen, aus getrennten einzelnen Atomen, so daß diese wieder innerhalb eines großen Weltkörpers den Sonnen eines Sternhaufens gleich zu achten sind.

Der einzelne Weltkörper also kondensirt sich gleichfalls mehr und mehr, die freie Beweglichkeit seiner Atome nimmt in gleichem Maße ab, die Möglichkeit, jene Schwingungen auszuführen, welche ihre verschiedenen physikalischen Eigenschaften ausmachen, wird in gleichem Maße eingeschränkt oder mit anderen Worten, aus dem gasförmigen Körper wird ein flüssiger und endlich ein fester.



Influenzelektrisirmaschine.

Wollen wir nun die Schicksale desselben weiter verfolgen, so müssen wir von der Sternwarte wieder hinabsteigen und uns in jenen Raum unseres Institutes begeben, welcher dazu bestimmt ist, jene Erscheinungen der Natur lebendig vorzuführen, die sich der direkten Beobachtung entweder überhaupt entziehen oder die eben nicht zu allen beliebigen Zeiten wahrgenommen werden können, ich meine das bereits mehrfach erwähnte wissenschaftliche Theater. Eine der Darstellungsreihen desselben führt uns die Entwicklungsgeschichte unseres irdischen Planeten vor. „Die Geschichte der Urwelt“ nennt sich dieser Cyklus. Aus den wilden Zeiten, in denen jener Kondensationsprozeß die entsetzlichsten und großartigsten Kämpfe zwischen den feuerflüssigen Massen, den auf ihnen schwebenden Schollen ersten Erdreichs und den aus dem schwarzen Himmel niederströmenden heißen Regengüssen hervorrief, steigen wir stufenweise empor durch die geologischen Zeitalter, sehen wir die Pflanzen- und Tierwelt sich entwickeln bis zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit.

In der schönen Gegenwart wieder angelangt, unternehmen wir an der Hand des Vortragenden im wissenschaftlichen Theater der Urania nun noch manche Kreuz- und Querreisen durch die schöne Erdenwelt, wie sie sich heute vor unseren Augen darstellt, und anknüpfend an die großartigen landschaftlichen Bilder, welche an uns vorüberziehen, lenken wir alsdann unsere Betrachtungen zurück in das vielverzweigte Getriebe der Naturkräfte, welche diese Gestaltung der Erdrinde und das schöne Kleid, welches sie überdeckt, schaffen. Wir durchwandern vulkanische Gebiete und sehen verheerende Eruptionen ausbrechen. Wir erleben den Untergang Pompejis mit und ziehen das Leichentuch von der Trümmerstadt wieder hinweg, um ihre stillen Straßen gedankenschwer zu durchwandern. Dann wieder erregen die großartigen Natur-

wunder Amerikas unser Erstaunen; wir begeben uns in den Yellowstonepark mit seinen heißen Mammutquellen und riesigen Springbrunnen kochenden Wassers. Die wilden Canonschluchten des Coloradorivers öffnen sich vor unseren entsetzten Augen und donnernde Wasserstürze arbeiten vor unseren Blicken an der Nivellirung des Erdreichs, welches die gebirgsbildenden Gewalten aus dem Meeresgrunde emporgehoben haben.

An anderen Abenden wieder folgen wir den Nordlandfahrern in die eisigen Gefilde der Polarzonen, wo das Nordlicht seine mysteriösen Strahlen über das Firmament zucken läßt, oder wir beobachten andere geheimnisvolle Erscheinungen, sehen Gewitter vor unseren Augen entstehen, verfolgen sie in ihren charakteristischen Phasen und atmen förmlich auf, wenn wir schließlich die farbenreiche Triumphpforte des Regenbogens, aus spielenden, reflektirenden Wasserstäubchen gebildet, sich aufbauen sehen. So sehen wir in diesem Theater, in diesem Hause der Naturschauspiele ein farbenreiches Bild der Welt sich entfalten, das sich, Dank der unermüdlichen Arbeitskraft unserer vortrefflichen Mitarbeiter,

Steinkohlenlandschaft.

immer reicher und vollständiger zu gestalten beginnt. Auch die Welt der Lebewesen, jenes Gebiet, in welchem die Naturkräfte zu ihrer schönsten, vollkommensten, aber auch komplizirtesten und deshalb am schwersten zu ergründenden Thätigkeit zusammenwirken, ist nicht vernachlässigt worden. Hier ist es das Mikroskop, welches uns einen wunderbaren Einblick in die Werkstätten und die Organisation des Lebens gewährt. In dem wissenschaftlichen Theater ist ein Riesenmikroskop aufgestellt, welches mit Hilfe eines kräftigen elektrischen Lichtes von sechstausend Kerzen Stärke tausendfach vergrößerte Bilder von lebenden mikroskopischen Wesen oder von Präparaten entwirft, welche irgend eine Thätigkeit oder Einrichtung von Organismen demonstriren sollen. Auch können hier photographische Reproduktionen, welche schon vorher bei starker Vergrößerung aufgenommen worden sind, noch einmal vergrößert auf die Wandfläche geworfen werden, so daß beispielsweise jene allerkleinsten, oft höchst gefährlichen Wesen, welche den Fäulnisprozeß hervorrufen, die Bakterien, die Urheber verheerender Krankheiten, bei etwa fünfzigtausendfacher linearer Vergrößerung sich so groß wie etwa die berühmten Bismarckbleistifte darstellen, während sie in Wirklichkeit so ungeheuer klein sind, daß sie erst mit den neuesten und raffinirtesten Hilfsmitteln unserer modernen Mikroskopie entdeckt werden konnten.

Schon vorhin hatte ich erklärt, wie man in die feinsten Maschen der organischen Gewebe eindringen muß, um die geheimnisvollen Kräfte zu entdecken, welche die lebendige Natur aufbauten. Nur das Mikroskop wird also einstmals im stande sein, die Rätsel des Lebens zu lösen; auf den höchsten Punkten der Naturentwicklung angelangt, müssen wir zum Allerkleinsten hinabblicken, um hier nach den Uebergängen zu forschen, welche zwischen der leblosen und der lebendigen Natur wohl vorhanden sind. Wir wissen es wohl, daß nichts Totes ohne Vermittlung schon vorhandenen Lebens wieder lebendig werden kann; zwischen der Welt des Astronomen, des Physikers und Chemikers und der des Biologen erhebt sich eine unübersteigbare Schranke; wo kein Leben ist, kann niemals solches entstehen, das Leben muß also so alt sein, so ewig wie die tote Materie.

Und dennoch sehen wir es immer deutlicher, daß der Lebensprozeß selbst, das heißt jene Entwicklungsthätigkeit, welche das vorhandene Leben weiterspinnt und unaufhörlich

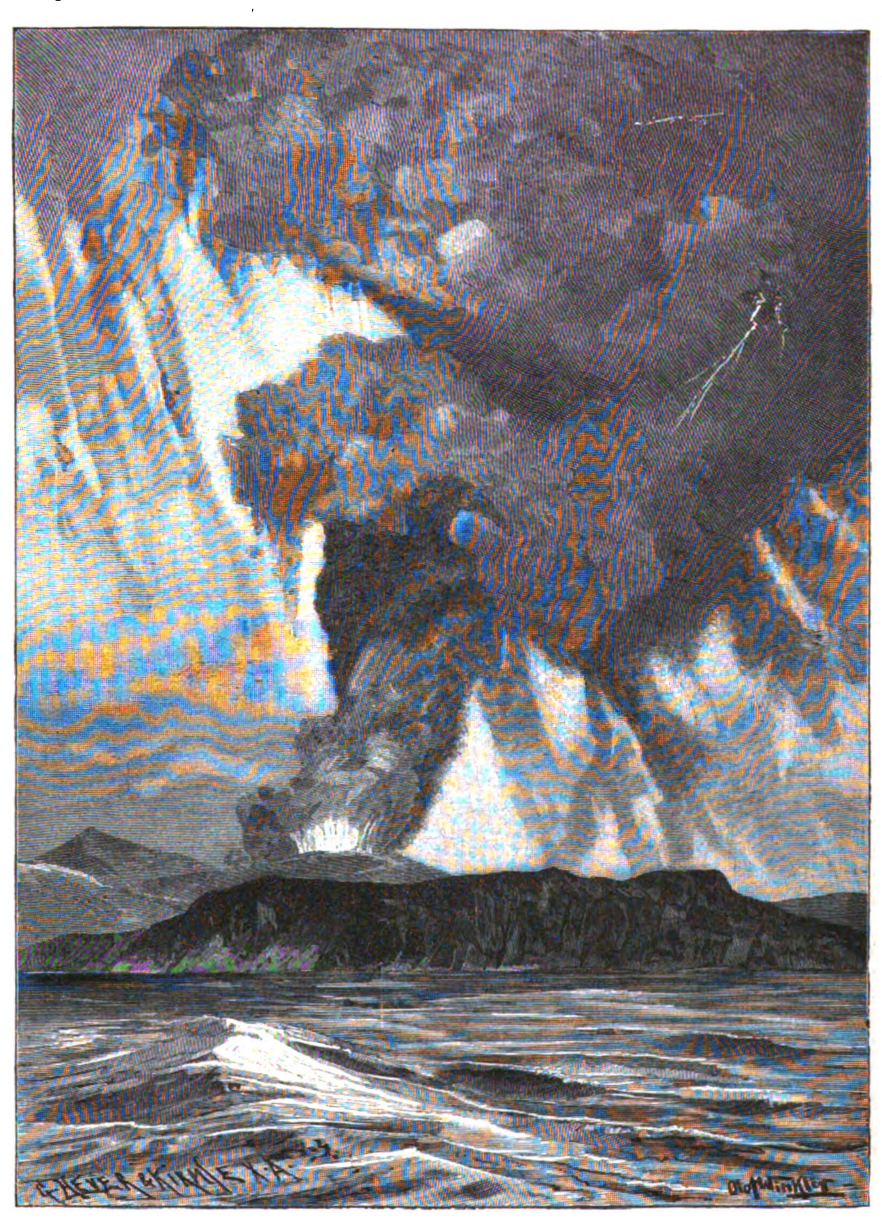


vervollkommnet, keinen anderen Gesetzen unterworfen ist als jenen, aus welchen wir in den vorangegangenen Betrachtungen die tote Welt hervorgehen sahen, die das Skelett der lebendigen bildet. Wird uns also vielleicht die Entstehung des Lebens ein ewiges Geheimnis bleiben, so scheint es doch, daß von den bisher nicht minder geheimnisvollen Vorgängen, welche die Entwicklung des Lebens fortsetzen, der Schleier sich mehr und mehr zu lüften beginnt. Ich erinnere hier an die wunderbaren Erfolge der Kapillarchemie.

Der Besucher der Urania bewundert in den etwa fünfzig Mikroskopen, welche im Physiksaal zu seiner Benützung aufgestellt sind, mit ganz besonderem Interesse namentlich die zierlichen und fast genau geometrischen Figuren entsprechenden Formen der niedrigsten Lebewesen, jener Foraminiferen, welche die Kreidefelsen bilden, der Radiolarien und Diatomeen, welche unsere gegenwärtigen Meere so dicht bevölkern, daß in jedem Meerestropfen ausnahmslos mehrere derselben angetroffen werden; die fortwährend auf den Meeresgrund hinabregnenden Panzer dieser mikroskopischen Geschöpfe bauen die Kreidefelsen auf, welche Geologen zukünftiger Perioden durchsuchen werden.

Diese geometrisch einfache Körperform dieser niedrigsten Lebewesen spricht deutlich von der gleichartigen Wirkung strenger Gesetze, welche bei diesen einfachsten Wesen noch durchsichtiger, klarer erkennbar hervortreten, als bei den so ungemein komplizirteren Maschinen der höheren Lebewesen; ja, es hat sich sogar zeigen lassen, daß man die einfachsten Formen dieser Kalk- und Kieselpanzer der niedrigsten Geschöpfe durch ganz einfache Manipulationen zu erzeugen vermag, zum Beispiel durch regelmäßiges rhythmisches Schütteln von geschlossenen, mit Wasser und Sand gefüllten Gefäßen, und ganz ähnliche rhythmische Bewegungen führen auch diese Tiere im Leben aus. Ganz unwillkürlich werden wir auch beim Anblick dieser geometrisch genau geformten Panzer an die merkwürdigen Klangfiguren erinnert, welche wir zu Anfang unseres Rundganges durch die Urania bewunderten; auch hier wird der Sand durch rhythmische Bewegungen geordnet.

Wir sehen also, daß wir, nachdem wir die Natur und die Urania in flüchtigem Rundgange durchwanderten, auf unsern Anfangspunkt wieder zurückkehren mußten; bei den einfachsten Bewegungen freier Körper begannen wir und sahen schon hier, wie ein Drang nach Ordnung selbst bei erster, einfachster Anregung sie zu schönen Formen zusammenfügte. Auf der höchsten Staffel der Naturentwicklung angelangt, finden wir diesen selben Drang im regelmäßigen Pulsen jeder Lebensregung wieder. Nach Ordnung und Schönheit strebt alles Lebendige wie das Tote und wollen wir uns diesem überall Segen spendenden Drange zur höchsten Ordnung, das heißt zur Vollkommenheit, zu unserem Vorteil anschließen, so müssen wir unaufhörlich bemüht sein, die große Natur zu belauschen. Hierbei der Menschheit zu ihrem Wohle behilflich zu sein, wurde unsere Urania begründet.



Der Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883.

Winterabend.

(Hiezu das Bild Seite 535).

Es hat lange gefroren, dann ist bei milder Temperatur starker Schneefall eingetreten und abermals hat es zu frieren begonnen. Jetzt liegt eine tiefe, vereiste Schneedecke über der weiten Ebene, der Tag neigt sich und grau umdunkelt sich

der Himmel mit Gewölk, das abermals Schnee verheißt. Etwas Heimliches, Träumendes liegt über der ganzen Natur, kein Windhauch rührt sich, ohne Bewegung stehen die beschneiten Bäume und die Flocken, die bereits vereinzelt fallen, kommen sachte, in Kreisen sich schaukelnd herab. Die Krähen ziehen in Scharen ihrem Horst zu, der Spatz birgt sich in seinem Winkel unter dem Dach — Abendruhe, Abendfriede überall.

Die Vizeadmirale Köster und Valois.

Seit dem Bestehen der deutschen Marine hat in den höheren Kommandostellen nicht ein so umfangreiches Avancement stattgefunden, wie am 10. Oktober dieses Jahres: nicht weniger als sechs höhere Offiziere rückten an diesem Tage in die Vize- oder Contreadmirals-charge auf. Durch die Beförderung des Freiherrn von der Goltz zum Admiral und durch den beklagenswerten Tod des ebenso schneidigen wie fähigen Vizeadmirals Deinhard waren zwei wichtige Stellen frei geworden, die nun durch das Aufrücken der beiden ältesten Contreadmirale Köster und Valois ausgefüllt worden sind. Letzterer wurde an Deinhards Stelle zum Chef der Marinestation der Nordsee ernannt; Köster verblieb einstweilen in seiner bisherigen Stellung, so daß jetzt zum erstenmal der Direktor des Marinedepartements im Reichsmarineamt den Rang eines Vizeadmirals einnimmt, während noch vor wenigen Jahren selbst der Staatssekretär des Reichsmarineamtes nur einfacher Contreadmiral war — ein Zeichen dafür, wie erheblich in den letzten Jahren die Geschäfte angewachsen, wie verantwortungsreich und schwierig sie geworden sein müssen. In Ergänzung dieser beiden Avancements wurden die beiden ältesten Kapitäne zur See, Hoffmann und Aschenborn, zu Contreadmiralen befördert, der erstere unter Belassung in seinem Posten als Vorsteher des hydrographischen Amtes im Reichsmarineministerium, der letztere unter Ernennung zum Inspektor der ersten Marine-Inspektion an Valois' Stelle. Gleichzeitig wurde der erst fünfundvierzig Jahre alte Flügeladjutant Freiherr von Senden-Bibran, Chef des kaiserlichen Marinekabinets, außeretatsmäßig zum Contreadmiral à la suite ernannt und auch dem verhältnismäßig noch jungen Generalarzt der Marine, Dr. Wenzel, der Contreadmiralsrang verliehen — eine Rangerhöhung, die ohne Präzedenz dasteht und die sowohl für den verdienstvollen Arzt wie für das gesamte Sanitätsoffiziercorps der Marine als eine ganz hervorragende Auszeichnung gelten darf.

Von den neu ernannten Vizeadmiralen hat Valois den außerordentlich wichtigen Posten als Leiter der Marinestation in Wilhelmshaven erhalten. Der jetzt einundfünfzigjährige Offizier, dem eine große Besonnenheit und maßvolle Ruhe vor der That, nicht minder eine zähe Ausdauer und rücksichtslose Energie im Handeln selbst nachgerühmt wird, trat, sechzehn Jahre alt, im Jahre 1857 als Kadettaspirant in die preußische Marine ein. Zehn Jahre später war er Lieutenant zur See; im Kriegsjahre 1870 wurde er zum Kapitänlieutenant befördert und, nachdem er eine Zeit lang die Maschinistenabteilung der zweiten Werftdivision befehligt, mit dem Kommando des Avisos „Preußischer Adler" betraut. Fünf Jahre später stieg er zum Korvettenkapitän auf und wurde als solcher Kommandant des „Nautilus", späterhin der Panzerkorvette „Viktoria". Mehrere Jahre hindurch war er alsdann Abteilungsführer bei der ersten Matrosendivision und wurde als solcher 1881 zum Kapitän zur See ernannt. Drei Jahre später übernahm er das Kommando der Kreuzerfregatte „Gneisenau", die im Herbst 1884 mit dem westafrikanischen Geschwader nach Kamerun abdampfte. Nach zwei Jahren kehrte Valois in die Heimat zurück und übernahm nacheinander die Leitung der zweiten Marine-Inspektion, der Werft zu Danzig und der Werft zu Kiel. Am 1. April 1889 zum Contreadmiral befördert, erhielt er das Kommando des Kreuzergeschwaders, das er bekanntlich außerordentlich geschickt vor Valparaiso befehligte; wie der verstorbene Deinhard in Ostafrika, so hat Valois in Westamerika die deutsche Flagge damals zu hohem Ruhm und Ansehen gebracht. Das Kreuzergeschwader wurde sodann nach Ostasien und Südafrika beordert und Contreadmiral Valois im Anfang dieses Jahres zum Inspekteur der ersten Marine-Inspektion ernannt.

Vizeadmiral Köster.

Vizeadmiral Köster gehört der Marine seit Juni 1859 an. Er wurde 1866 Lieutenant zur See, 1875 Korvettenkapitän und Kommandant der „Undine", dann Direktionsoffizier der Marine-Akademie und -Schule; in den Jahren 1881 und 1882 war er Chef des Stabes des Uebungsgeschwaders, und im Dezember 1881 erfolgte seine Beförderung zum Kapitän zur See. Hierauf wurde er Chef des Stabes der kaiserlichen Admiralität, 1887 Oberwerftdirektor in Kiel und am 1. April 1889, unter Ernennung zum Contreadmiral, Direktor des ungemein wichtigen und verantwortungsvollen Marinedepartements im Reichsmarineamt. Im vorigen Jahre befehligte er das Uebungsgeschwader, trat aber Anfang dieses Jahres wieder in seine Direktorialstellung im Reichsmarineamt zurück.

Nach diesen neuesten Beförderungen zählt die deutsche Marine einen Admiral (Freiherr von der Goltz), fünf Vizeadmirale (Knorr, Chef der Marinestation in Kiel; Hollmann, Staatssekretär des Reichsmarineamts; Schröder, Köster, Valois), elf Contreadmirale, darunter einen überetatsmäßigen Contre-



Die Spielware

Nach dem Gemälde vo



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

…nhändlerin.

…n Mathias Schmid.

admiral und einen Generalarzt im Range eines Contreadmirals. Die Zahl der Vordermänner des Prinzen Heinrich ist durch dies umfangsreiche Avancement nunmehr bis auf fünf Kapitäne zur See zusammengeschmolzen. **E. v. St.**

Spielwarenverkäufer.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Die Phantasie des Kindes will beschäftigt sein. Diesen Drang zu unterstützen, gibt man ihm die Mittel hiezu in verschiedener Form und dabei fällt dem Spielzeug sicher eine Hauptrolle zu. Seit Jahrhunderten gehören Spielwaren zu den Haupthandelsartikeln und viele stolze Kaufhäuser verdanken ihren Namen und Reichtum diesen scheinbar unnützen Gegenständen. Ein gewisser Luxus und ein unbestreitbares Raffinement hat sich auch in der Fabrikation von Spielwaren herausgebildet. In einer eleganten Kinderstube hat heutzutage keine Puppe mehr Zutritt, die nicht ihre echten Haare auf dem Kopfe trägt, die Augen rühren kann und wenigstens so viel Konversationstalent hat, um „Papa" und „Mama" zu sagen. Die Schaukelpferde, Ziegen und Lämmer müssen ein natürliches Fell aufweisen; Ritterrüstungen sollen nicht mehr aus Pappendeckel, sondern aus Metall gefertigt sein; die Puppenzimmer werden am besten im Renaissancestil eingerichtet und Puppenküchen sollen womöglich Dampfheizung haben. Kann irgendwo ein wenig Elektrizität mitverwendet werden, um den mechanischen Effekt zu erhöhen, dann ist's um so besser. Selbst die Alten freuen sich mit den Kindern, wenn sie an den Auslagefenstern der großen Spielwarenläden stehen und die Herrlichkeiten betrachten, die für die Jugend bereit liegen. Diese extrafeinen Spielsachen existiren natürlich für die Kleinen der Minderbemittelten nicht, worüber die betreffenden Kinder aber, Gott sei Dank, sich nicht unglücklich fühlen, denn die Verwöhnung ist ja nur ein Produkt der Erziehung. Nach Umständen sind die Kinder in dieser Beziehung leicht zu befriedigen und besonders die Kinder jener Landbewohner, welche nicht nur ferne den großen Städten, sondern sogar weit von größeren Orten überhaupt ihren Wohnsitz haben, wie es zum Beispiel bei den Gebirgsbewohnern, die auf zerstreut gelegenen Einzelnhöfen hausen, der Fall ist. Wenn auf einem solchen Gute auch die Wirtschaftsverhältnisse vollständig günstig liegen, so geht der Bezug von Waren aus den nächstgelegenen Dörfern und Städten doch nicht über den notwendigsten Bedarf an Hausartikeln hinaus. Spielzeug für Kinder wird im günstigsten Falle auf irgend einem Jahrmarkt gekauft und die Qualität kommt dabei kaum in Frage.

Vizeadmiral Valois.

Es existiren aber in den verschiedensten Alpenländern Ortschaften, deren Bewohner die Anfertigung von Holzschnitzarbeiten als Hausindustrie betreiben und die niederste Stufe dieser künstlerischen Thätigkeit besteht wohl in der Erzeugung der einfachsten und billigsten Spielwaren. Um diese möglichst gut zu verwerten, wird ein großer Teil auf dem Hausirwege abgesetzt. So beschäftigen sich auch im Grödener Thale in Tirol viele Familien mit Holzschnitzarbeiten und deren Vertrieb. Was Vater und Sohn auf der Werkbank produziren, wird nicht selten von der Tochter verhausirt. Die große Kraxe — der Rückentragkorb — wird bis zum Rande mit allen denkbaren, manchmal entsetzlich modellirten und bemalten Haustieren, Puppen und dergleichen vollbepackt, dann geht die kräftige Maid auf die Wanderschaft von Hof zu Hof, weit hinauf, wo sonst selten jemand Fremder hinkommt und bringt die schönen Sachen zur Ansicht und Auswahl. Die Reisespesen sind nicht groß, denn der „Geschäftsreisende" lebt einfacher als alle Kunden, die er besucht; derselbe nimmt gerne einen Bissen und ein Glas Wein an, wo ihm solches aus Gastfreundschaft geboten wird, und das Hotel, in dem er übernachtet, verfügt häufig nur über einen Haufen Streu statt der Roßhaarmatratzen. In der Einförmigkeit des von allem Verkehr abgeschlossenen Landlebens ist aber auch die Erscheinung einer mit Spielwaren hausirenden Grödnerin ein Ereignis, das wenigstens nicht unwillkommen geheißen wird. Meister Mathias Schmid hat uns einen solchen Besuch mit Naturwahrheit und schlichter Einfachheit geschildert und durch seine Charakterisirung der Figuren so recht lebendig den Eindruck dargestellt, welcher die Scene auf die Beteiligten macht. Die derbe, hübsche Hausirerin, welche eben eine vom Schnitzer durchaus nicht künstlerisch behandelte „Docke" zum Kauf anbietet, scheint nur vom Ernste ihres Geschäftsvorhabens durchdrungen zu sein, während die am Tische sitzenden Mädchen in der verschiedensten Art ihr Interesse verraten. Die einen wenden ihre Aufmerksamkeit ganz und gar der Ware und der entstehenden Handelschaft zu, während die anderen in echt weiblicher Weise die Grödnerin mustern und sich Bemerkungen über dieselbe zuraunen. Die Handelschaft selbst aber steht in Gefahr, auf dem Gebiete der Komik zu nichte zu werden; wer wird aber auch dem flotten Burschen, der offenbar zu den Frauenspersonen in „Heimgarten" gekommen ist, eine „Poppen" zum Kaufe anbieten. Der junge Aelpler spart ganz sicher dumme Fragen und spöttische Bemerkungen nicht, welche allgemeine Heiterkeit zur Folge haben werden, außer bei der Hausirerin, welche derartige Spässe nur zu oft über sich und ihre Ware ergehen lassen muß. Wenn sie nur etwas los wird und ein paar Kreuzer Profit für ihre mühselige Wanderung mit fortnimmt! **B. Rauchenegger.**



Auf Schl

Nach dem Gemälde von



...eichwegen.

... L. von Langenmantel.

Ein Sänger der Vorzeit.

Von

Karl Landmann.

Am 23. Januar 1843 verschied in der jetzigen Reichshauptstadt ein deutscher Dichter, der wie wenig andere des Ruhmes trügerischen Glanz an sich erfahren hat: Friedrich de la Motte Fouqué, ein Name, „ausländisch zwar“, wie sein Träger in einer Widmung an Fichte singt, „jedoch, der sich ein Bürgerrecht errang im deutschen Volk seit dreier Menschen Leben durch treuen Sinn und ehrbarn Kriegesmut“, und der, so dürfen wir hinzufügen, in Verbindung mit dem Namen „Undine“ auch heute noch als lieblicher Stern aus der mondbeglänzten Zaubernacht der Romantik in unsere Gegenwart hereinleuchtet, nicht nur der deutschen Leserwelt, die sich seit dem Jahre 1811 das frischsprudelnde Zaubermärchen in immer neuen Auflagen vorführen ließ, sondern auch auf der Bühne, der es zwei Jahre nach des Dichters Tode durch Lortzings seelenvolle Melodien zu dauerndem Besitze geschenkt wurde.

Weniger bekannt ist sein drei Jahre älteres Heldenspiel: „Sigurd der Schlangentöter“, aber gewiß nur darum, weil die Welt des Mythus und der Sage, die in der „Undine“ wie ein klarer Bergquell leicht bis auf den Grund durchschaut werden kann, hier als sturmbewegtes Meer an himmelansteigende Klippen und Riffe anschlug, die Taucher aber, die dieses Meer zu ergründen berufen waren, ihre Riesenarbeit gerade damals erst begannen. Denn in demselben Jahre, in dem Sigurd erschien — Fichte empfing das Buch mit der oben angedeuteten Zueignung am 4. Oktober 1808 — hatte Wilhelm Grimm die nordische Sage von den Nibelungen zum erstenmale und nur einem kleinen Leserkreise (in der „Zeitung für Einsiedler“) schlicht und treu nach der Ueberlieferung erzählt, und es sollte noch einige Jahrzehnte dauern, bis die Brüder im Zusammenwirken mit Lachmann und anderen Gelehrten dahin gelangten, das Nibelungengold, von den es umhüllenden Schlacken gereinigt, ihren Zeitgenossen in seiner leuchtenden Schönheit vor Augen zu führen, und abermals mehrere Jahrzehnte, bis es, „zum runden Reife geschmiedet“, seine Wanderung über zwei Welten antreten durfte.

So hoch aber auch jene Werke der Wissenschaft sowohl wie das große Kunstwerk des Nibelungenringes über der Fouquéschen Dichtung stehen, so erscheint uns diese dennoch bedeutend genug, um einen Kranz daraus zu winden, der dem viel bewunderten und viel geschmähten Dichter an seinem fünfzigsten Todestage aufs Grab gelegt werden möge. Und wenn wir dabei an das Dichterwort „Und alles ist Frucht, und alles ist Samen“ erinnern, so hoffen wir zugleich auch dem gerecht zu werden, der vor nunmehr zehn Jahren, nur wenige Tage nach dem Todestag Fouqués, auf den Lorbeeren entschlief, nach denen der Romantiker aus dem Anfang unseres Jahrhunderts in ungestümem Drange nach Verwirklichung seines Heldenideals vergeblich gerungen hatte.

Denn das ist doch wohl keine Frage, daß unter den Anregungen, die Richard Wagner zu seinem aus dem Jahre 1848 stammenden Entwurfe „Der Nibelungen-Mythus“, sowie zu der noch in demselben Jahre auf diesem Boden erwachsenen Dichtung „Siegfrieds Tod“ empfangen hatte, das Heldenspiel Fouqués in erster Linie genannt zu werden verdient. Hatte doch Jean Paul alsbald nach dem Erscheinen des „Sigurd“ das Drama als Wiederherstellung des alten Heldengeistes gefeiert! Und wenn auch Wagner mit gutem Rechte „die urheimatliche Sagenquelle“ selbst als den Fundort bezeichnet, an dem er „den jugendlich schönen Menschen in der üppigsten Frische seiner Kraft“ angetroffen habe, so kann doch unmöglich bestritten werden, daß er die Fouquésche Dichtung gekannt haben muß; und jene Worte können nur dahin gedeutet werden, daß eben diese genauere Kenntnis den Dichterkomponisten bestimmt habe, für seine Schöpfung auf dem inzwischen nach allen Seiten durchfurchten Felde der Forschung eine breitere Grundlage zu gewinnen, als der sich ängstlich an die Ueberlieferung anschließende Dichter des „Sigurd“ sie für die seine hatte schaffen können.

Wie dies geschehen ist, und wie der Meister nach vollständiger Beherrschung des Stoffes ein Weltbild geschaffen hat, in dem die Lücken der Ueberlieferung durch unmittelbares Schauen ergänzt sind; wie durch diese Arbeit das deutsche Nationalepos zum Nationaldrama umgeschaffen wurde, und wie dieses Drama im deutschen Volksbewußtsein allmälich an die Stelle des Epos getreten ist, also daß dieses kaum mehr anders als in den Kreisen der Fachgelehrten seine selbständige Kraft zu behaupten vermag: dies alles in übersichtlichem Zusammenhange darzustellen, wäre wohl eine Aufgabe, die den Versuch einer Lösung rechtfertigen dürfte. Beschränken wir uns statt dessen darauf, die erste Wellenbewegung ins Auge zu fassen, die den steigenden Strom ankündigte, und die Gründe zu untersuchen, weshalb er für einige Zeit ins Stauen geriet; mit anderen Worten: sehen wir, wie das „Heldenspiel in sechs Abenteuren“ verläuft, und versuchen wir, es von dem gegenwärtig gegebenen Standpunkte nach seinem wahren Werte abzuwägen.

In einer Halle auf der Burg des Königs Hialprek (dem Namen nach = Albrich) schmiedet Reigen (Regin, der Mimir der Dietrichssage, Wagners Mime) ein Schwert, das für den jungen Sigurd, des im Kampfe gefallenen Siegmund Sohn, bestimmt ist.

> Hei, welch ein hochgemutes Heldenkind!
> Gewiß verhilft mir der zu Faffners Schatz,
> Dem teuren Goldeshort auf Gnitaheide.

Wie diese Worte aus dem Selbstgespräche Reigens, so verrät auch das Zwiegespräch mit dem hinzutretenden und die Vollendung des Schwertes dringend fordernden Sigurd die Gier nach dem Golde, die der Waffenmeister auch in seinem Zöglinge zu wecken sucht. Dieser, der nachgeborene Sohn Siegmunds, lebt mit seiner Mutter Hiordisa (Hiordis, „die Schwertjungfrau“, in der dem Norden angehörenden Helgisage an die Stelle der Sieglinde, altnord. Sigrlinn, getreten) am Hofe des Königs Hialprek, dessen Sohne Alf die Siegmundswitwe als Schwertbeute vermählt worden war. Und der Versucher weiß diesen wunden Punkt in dem Leben des jungen Helden wohl zu treffen.

> Wen solls nicht wundern, Sigurd, Wolsungs Enkel,
> Daß du an deines Vaters — nein, nicht also —
> An des Stiefvaters Hof — auch das noch nicht —
> Daß du bei des Stiefvaters Vater wohnst,
> Geduldig still, der starke, junge Recke,
> Zum Knappendienst bei fremden Rossen gut.

Der stolze Knabe läßt sich allerdings so leicht nicht lenken. Und als sich Reigen seiner Verdienste um den Zögling rühmt, unter anderem auch, daß dieser sein edles Roß, den starken Grane, nur durch ihn erhalten habe, da weiß Sigurd von einem Greise zu erzählen, der ihm bei der Wahl Granes am Bache Busiltiorn behilflich gewesen:

> Vielleicht wohl Odin selber, sprach die Mutter,
> Sei mir erschienen. Er, von Wolsungs Stamm
> Der Ahnherr, hab' erhebender Gemeinschaft
> Wohl früher meinen Vater wert geschätzt.

Und wenn das Schwert wirklich zu stande käme, dann würde seiner Waffen erste That die Züchtigung des Königs Lingo (Lynge, Hundings Sohn) sein:

> Des frechen Manns, der mir den edlen Vater
> Erlegt hat, an sich riß mein erblich Reich.

Das Schwert kommt nicht zu stande, und wie der erzürnte Knabe droht, es auf des Schmiedes Kopf „an Amboß statt" selber zu schmieden, und dem feige Entfliehenden nacheilt, da tritt ihm die Mutter in den Weg und sucht ihn, anfangs durch milde, verständige Worte, dann aber, da diese nicht fruchten, durch das Vorzeigen des Wolsungenschwertes, dessen Geschichte wir hier ganz ähnlich wie bei Wagner erfahren, zur Ruhe zu bringen. Nun gewinnt der Held zum Roß auch das Schwert (Fouqué nennt es Gramur, altnord. Gram(r), wofür Wagner in „Siegfrieds Tod" noch den Balmung des Nibelungenliedes, später aber nach vortrefflicher eigener Erfindung den „Notung" einsetzte), bei dessen Schmieden er die Esse also einheizt, daß die Lohe bis ans Giebeldach der Burg hinanschlägt. Mit dem Schwerte des Vaters aber wird ihm auch das Erbteil der Mutter mit auf den Weg gegeben: ein Schatz an weisen Lehren und Verwarnungen, die der Jüngling nun auch aus dem Munde seines Oheims, „des weisen Gripers" (die Gripisspá der Edda), empfangen zu haben bekennt, vor allem aber die Verheißung edlen Ruhmes „auf alle Zeit hinaus",

Ja auch im kurzen Lauf die glüh'nde Liebe
Zwei schöner Frauen — gibt es größres Heil?

Nachdem er sodann zur Schwertprobe den Amboß „in zwei ganz gleiche Hälften" zerhauen, bricht er auf aus der Halle, um gegen König Lingo zu ziehen: — „Ja, doch dann gewiß nach Gnitaheide?" meint Reigen. Die Mutter aber kehrt trauernd in die Burg zurück. — Soweit das Vorspiel. Die sechs „Abenteure" werden wir mit etwas rascheren Schritten durchwandern.

Wie Odin, der göttliche Ahnherr des Wolsungengeschlechtes, dereinst für Siegmund das Wunderschwert in des Baumes Stamm gestoßen, wie er dem Sohne Sigurd den Grane zugewiesen hatte und beim Heereszuge zur Vaterrache durch Stillung des Sturmes auf dem Meere zur Seite getreten war, so erscheint er auch jetzt auf Gnitaheide und belehrt den furchtlosen, aber allzu vertrauenden Helden, wie er dem Drachen beizukommen habe. Da sich Sigurd dieser Weisung willig fügt, gelingt ihm die Erlegung des Lindwurms, worauf er sich der Schätze desselben bemächtigen will. Da tritt ihm Reigen entgegen und fordert Buße, da Faffner sein Bruder gewesen, mithin er nun Erbe des Faffnergoldes geworden sei. Sigurd ist nicht gewillt, es ihm zu lassen, gibt aber der Aufforderung Reigens nach, ihm das Herz des toten Drachen als Bruderbuße zu braten. Während Sigurd damit beschäftigt ist, träumt sich Reigen in die Herrlichkeit hinein, die ihm der Hort bereiten sollte:

Dann zieh' ich mit dem reichen Schatz hinaus,
In einen schönen Jüngling umgestaltet,
Gewinne mir der Fürstentöchter Preis
Zur Gattin. — Eine gibt's, die wohnt inmitten
Von einem Flammenzaun auf Hindarfiall,
Ein wunderschönes Bild, in Schlachten siegreich —
Die Sterne lasen sie für Sigurd aus —
Die nehm' ich mir. Hei, welch' ein Hochzeitsfest!

Doch Sigurd ist gewarnt. Wie ihm das Drachenfett auf die Finger trieft, vernimmt er Vogelstimmen, die ihm raten, den falschen Reigen aus dem Wege zu schaffen, da dieser ihm selbst den Tod zu bereiten gedenke. Er thut es, und sterbend erzählt ihm Reigen die Mär von Andwaris Ring: wie einst Odin und Häner und Loke in die weite Welt gezogen seien; wie Loke am Quellenrand eine Otter erlegt habe, die sein und Faffners Bruder gewesen; wie der Vater Hreidmar als Sohnesbuße gefordert habe, daß ihm der Balg der Otter mit Golde gefüllt und mit Golde gehüllt werde; wie Loke dieses Gold aus Andwars Wasserfall herbeigeschafft, dieser aber einen furchtbaren Fluch darauf gelegt habe, der zuerst an Hreidmar, sodann an Faffner und nun an ihm selbst sich erfüllt habe.

Er schließt mit den Worten:

Hüt dich, du Heldenkind,
Hüt dich vorm herrlichen Hort!
Wahr dich vor Andwars Ring,
Fluch dröhnt derblastend
Drauf, reißt nach,
Nach in Reigens und Faffners Fall dich!

und stirbt. — Sigurd klingt dies alles „höchst unerfreulich". Dennoch dünkt es ihm „ein kläglich Stücklein", um einer Drohung willen seinem Eigentum zu entsagen, und er beschließt, den Hort auf Granes Rücken davon tragen zu lassen,

Wär's auch nur deshalb,
Zu sehn, was Unheil über Heldenkraft
Und Heldenlust vermag. Frisch an das Werk!

* * *

In ihrer Burg auf Hindarfiall schläft Brynhildis, geharnischt, das Schwert an der Seite. Um sie her wandeln die Nornen und singen von der Schlafenden Schuld: wie einst Odin dem alten Helden Hialmgunnar Sieg verheißen habe in seinem Kampf mit dem jungen Agnar; wie aber Brynhildis dem jungen beigestanden habe, also daß Hialmgunnar gefallen sei; wie Odin darauf die ungehorsame Walküre in Zauberschlaf versenkt habe, aus dem indessen, wie Skuld verheißend hinzufügt, ein strahlender Held sie erwecken werde. Nun erscheint er, dieser Held; Sigurd hat den Flammenwall durchritten, Brynhildis erwacht: ein Erwachen, das Fouqué zwar nicht in den leuchtenden Farben wie Wagner, aber nach Eintritt und Verlauf in ziemlich getreuer Uebereinstimmung mit diesem und mit der nordischen Ueberlieferung darstellt. Namentlich sind die Strophen der Sigrdrifumál, mit welchen die erwachende Walküre den neuen Tag begrüßt, bei beiden in innigem Anschluß an die Vorlage gedichtet. Engeren Anschluß an die Edda und die Volsungasaga zeigt Fouqué darin, daß bei ihm Brynhildis sich „Atles, des gewalt'gen Königs, Schwester" nennt, daß sie, ihren eigenen Namen verhüllend, von Sigurd als Sigurdrifa angeredet sein will („damit der Sieg in deinem wie in meinem Namen töne, und unser Bund auch so verkündigt sei"), und daß sie ihn anweist, nach seinem Scheiden von ihr den König Heimer, ihren Schwager, aufzusuchen — „Vielleicht bleibt dort ein heitrer Augenblick!" — kurz, daß die dämonische Natur der Walküre bei Fouqué kaum verdeckt wird, während Wagner das zum Bewußtsein erwachende Weib durch Leiden und Wonnen zur höchsten Stufe der Weltentrücktheit hindurchführt.

In rasch wechselndem Gegenbilde versetzt uns Fouqué sodann zur Burg des Königs Giuke (Gibich), in deren Garten Grimhildis zur Mitternachtstunde sinnberückende Kräuter sammelt, während Gunnar und Högne (Gunther und Hagen), ihre Söhne, „vom edlen Stamm der herrlichen Niflungen", mit Waffenlärm in die Burg einziehen und der fragenden Mutter „vom Drachenwurm auf Gnitaheide" erzählen, den eines jungen Helden Faust erschlagen, worauf er den prächtigen Hort für sich gewonnen habe. Die Mutter weiß mehr davon:

Laßt mich allein. Die Kräuter duften zaubrich,
Und mehr als je darfs ihrer jetzt. Ja, Sigurd,
Nun misch' ich, mische -- bald —

Und wieder wechselt das Bild und versetzt uns vor König Heimers Burg, wo Sigurdrifa, nun unter dem Namen Brynhildis, weilt:

Ein Mägdlein, aufs Gewebe still gebeugt,
Und aus den hellen Fäden blühten ihr
All meine Thaten auf, kunstreich gewirkt:
So Faffners Tod, als König Lingos Fall,
Und was ich sonsten Löbliches vollbracht,
Ja selbst das Knabenstücklein mit dem Amboß.

So antwortet Sigurd selbst dem Knaben Alswin, nachdem er den Turm erstiegen, an dessen Fenster sich sein Falke neugierig niedergelassen hatte. Und er tritt, wider den Rat des jungen Alswin, bei ihr ein. Sie reicht ihm wie auf Hindarfiall den Willkommentrank, aber ihr Blick ist ernst und streng, denn:

Stahl bleib und Eisen meines Wegs Gefährt,
Mein Thun sei, Kön'gen helfen, Burgen brechen;
Du, vom Geschick für das Niflungen-Kind,
Gudruna, aufbewahrt, laß ab von mir.

Und da Sigurd mit Ungestüm jeden Gedanken an eine andere Liebe von sich abweist:

Mein holder Freund, du zwingst jedweden Gegner,
Skuld, die gewalt'ge Norne, zwingst du nicht.

Da er aber auch hier wieder mit heißen Küssen auf sie einstürmt und sie ihn vergeblich an seines Oheims Griper Weissagung erinnert, verbindet sie sich ihm auch hier durch hohen Liebesschwur, indem sie Andwars Ring an ihrer Linken behält, weist ihn aber auch hier an ihres Schwagers Hof zurück:

Dann weiter durch die Welt auf Heldenart.
So bleibt uns zwei'n das beste doch, der Ruhm.

* * *

Auf einem Hügel vor seiner Burg am Rheine sitzt König Giuke mit seiner Gattin Grimhildis: er des Friedens mit seinem treuen Volke froh, sie, die Niflungin, auf ihre Söhne stolz, die durch auswärtige Kriege ihr Stadt und Burg beschirmen. Da meldet ein Bote die Ankunft eines Fremden:

Die Augen brennen ihm wie lauter Glut;
Wer nicht ein frisches Herz im Busen trägt,
Wagt kein Hineinschaun in die regen Sonnen.

Die zauberkundige Grimhildis weiß alsbald, wer der Fremde ist und läßt den Trank bereiten. Sigurd tritt auf mit ehrfurchtsvollem Gruß, aber auch mit dem stolzen Bewußtsein seines hohen Stammes und Namens. Und als bald darauf Gunnar und Högne herzukommen und ihn mit Hohn behandeln, zeigt er sich als ihren Meister im Stein- und Speerwurf wie im Ringen, zugleich aber auch als den gerechten Gegner, der sich des kräftigen Widerstandes zu erfreuen vermag. Die Mutter bringt den Trank — und nun bewegen wir uns wieder ganz auf dem uns durch Wagner geläufig gewordenen Boden, freilich um uns auch hier wieder der dramatischen Ueberlegenheit des Bayreuther Meisters recht bewußt zu werden. Denn bei Fouqué folgt zunächst ein Kriegszug, den der durch den Vergessenheitstrank untreu gewordene Sigurd gemeinsam mit den Brüdern unternimmt und durch den er, wie Siegfried im Nibelungenlied, die Schwester gewinnen will. Nachdem uns eine Zwischenscene Brynhildis wieder in ihrer Burg auf Hindarfiall zeigt, wo sie, „allen Sterblichen gestorben“, ihrer „alten Liebe“ vergessen will, tritt uns beim Siegesmahle die neue Liebe des Helden, Gudruna, zum erstenmal entgegen, der Entwicklung ihres Charakters in der deutschen Sage entsprechend mit den schönen Worten:

Ich grüße dich mit jedem heitern Wunsch,
Den Helden sich in ihrem freud'gen Herzen
Erdenken mögen. Mit dir Ehr' und Sieg!
Mit dir des Mahles und der Becher Lust!
Mit dir kunstreicher Sänger preisend Lied!
Nach dir ein rühmlich blühendes Geschlecht.

Aber auch „das beste“, was Sigurd sich wünscht, wird ihm gewährt: der Kuß der Braut, nachdem die Brüder sich durch „Blutsfreundschaft“ mit ihm verbündet haben. — So ist der sonnenhafte Held nun selbst geworden, was Gunnar siegesbewußt an ihm rühmt: „ein Niflunge“. Die Mitherrschaft in diesem Lande schlägt er freilich aus, da er ja die Niederlande als ererbtes (und durch Besiegung Lingos wiedergewonnenes) Reich besitze; aber den Faffnershort will er gerne mit der Niflungen Gut vereinigen:

Hei, wohl mir nun, zumeist um euretwillen,
Daß ich dem Wurm sein Gold so abgewann!
Nun steht die Lust der ganzen Welt bei uns!

* * *

Damit stehen wir an der Stelle, wo wir bei einem regelrechten Drama den Höhepunkt der Handlung zu suchen haben. Wenn uns aber gerade hier bewußt wird, daß es das nicht ist, so dürfen wir deshalb nicht ungerecht gegen den Dichter sein, der es ja auch gar nicht so genannt hat, wollen vielmehr anerkennen, daß er dennoch die in dem Stoffe liegenden dramatischen Momente im einzelnen recht wohl herauszuarbeiten verstand. Das zeigt uns ganz besonders die vierte „Abenteure“, Gunnars Brautfahrt, in einer Reihe stimmungsvoller Bilder dargestellt: zuerst, wie Sigurd und Gunnar und Högne auf einem freien Platz unter einer Linde vor Giukes Burg sitzen und sich ihrer Kriegsthaten rühmen; wie sodann die Mutter zu ihnen tritt mit der bekannten Mahnung an Gunnar, die Wagner seinem Hagen in den Mund legt; wie es Sigurd bei Nennung des Namens Brynhildis aus der Ferne dämmernd zu tagen beginnt: wie er den Brüdern seine Hilfe zusagt und rasch, ohne Abschied von Weib und Kind — er ist bereits „seit sechzehn Monden“ im Lande — mit ihnen nach Hindarfiall zieht; wie Gunnar vergebens, erst auf seinem eigenen, dann auf Sigurds Roß, den Flammenwall zu durchreiten versucht; wie Hagen mit der Mutter Künsten ihnen die Gestalten vertauscht, worauf Sigurd die Wafurloga durchreitet und sich durch Ring und Schwert an Gunnars statt mit Brynhildis vermählt; wie sie, Sigurd voraus, in die Burg zurückkehren, und wie ihnen ein festlicher Empfang bereitet wird — das alles in wohl angelegter, auf- und absteigender Handlung und in einer Motivirung, aus der als eine etwas längere Probe der Schluß der „Abenteure“ hier eine Stelle finden möge. Sigurd ist allein zurückgeblieben; man hört festliche Musik.

Sigurd.

Was geh' ich denn nicht mit? Was hält mich hier?
Ist's wieder jenes thöricht eitle Sinnen
Nach Dingen, die mir lang entfallen sind,
Und doch nur dumpf sich regen im Gemüt?
Als von der jungen Königin der Wächter
Die Kund' herunter rief von Wafurloga —
Da ward's von neuem wach. Laß sehn — was wars?
Es wird mir deutlicher seit ein'ger Zeit,
Rollt weiter die Umhüllung stets zurück,
Ich bin — fürwahr, schon einmal früher bin ich
Durch Wafurlogas Glut gesprengt — und fand
Ein süßes Leid — das hieß — horch, die Trompeten!
Sie kommen! Muß hinaus. Nur das noch erst,
Das noch vorrufen mir; ich bin ganz nah —
Hieß — o, der Lärmen läßt mir keine Ruh.
Ich will mit hin (im Begriff abzugehen und nach den Ankommenden blickend.)
Brynhildis kommt! — Brynhildis?
(bleibt plötzlich stehen.)
Die dort? Die ist es! Sigurdrifa war's!
War mein! Und was? Nun König Gunnars Weib?
Wart, Gunnar! (er zückt das Schwert.)
Nein, o, nein, der ist mein Schwager!
Was ist denn das? Nun wirrt sich's auf. O mir,
Mein süßes Lieb Brynhildis! Weichend ziehn
Die bösen Nebel fort aus meinem Sinn!
Ach, wie so spät! Hab' nun ein andres Weib,
Hab' nun ein Söhnlein! Wär's doch all ein Traum!
Weckt mich! Ho, weckt mich! Wehe mir, ich wache.
Verpfändet meine Lieb', mein Wort gebrochen,
Nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin.
Ich bin verloren! —

Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank
Ward ich bethört, gewann für andre die,
So all mein Leben war! — Still, Heldensohn!
Still, Wolsung! Trag, was nicht zu ändern steht.
(Geht nach dem Hintergrund zu den andern.)

* * *

Der „Streit der Königinnen“, den das Nibelungenlied vor das Thor des Münsters zu Worms verlegt, ist hier den die verlorenen Lieder der Sigurdharsaga ersetzenden Kapiteln der Volsungasaga nachgebildet: wie Gudruna und Brynhildis im Rheine baden wollen, Brynhildis aber den Vortritt fordert, weil sich's nicht zieme, ihr fürstlich Haupt zu netzen mit dem Wasser, das vorher durch Gudrunas Locken geronnen; wie Gudruna vom schlimmen Wort zur schlimmen That schreitet und der Gegnerin den Ring Andwars zeigt, den Sigurd dieser vom Finger gezogen und ihr geschenkt habe; wie Brynhildis darauf schweigend weggegangen sei — dies alles so scharf und schneidend wie in der epischen Vorlage und ebenso bestimmt das nahe Verderben verkündend. Aber ebenso schlaff und schleppend wie in dieser Vorlage ist uns auch hier die Handlung, die sich als unmittelbare Folge an diesen Vorgang anschließt, in ihren einzelnen Momenten exponirt. Gudruna ist bestürzt über ihre That, wagt aber nicht, dem fragenden Gatten ein Geständnis abzulegen; Brynhildis liegt drei Tage „stumm und starr im Todesschlafe“, nachdem sie vorher all ihr Weh in die Burg hinausgeschrien; die Anstifterin all dieses Unheils aber, Grimhildis, zieht sich mit Giuke, der von vornherein einen schlimmen Ausgang vorausgesagt hatte, auf ihr Altenteil zurück. Endlich erlangt Sigurd Zutritt bei Brynhildis und empfängt von ihr die Erklärung, daß ihr nicht zieme, zwei Männer in derselben Pfalz zu ehelichen, eine Erklärung, die sie bald darauf auch Gunnar gegenüber abgibt. Als Rächer erscheint zu rechter Zeit Guttorm, ein dritter Bruder, der jetzt erst unter den Giukungen auftritt und, weil er nicht Blutsfreundschaft mit Sigurd geschlossen, zu der That geeignet erscheint, zu der er überdies von Brynhildis durch „ein wundersam Gericht, Wolfsfleisch und Otternbalg“, noch besonders ermutigt und gestärkt wird.

* * *

Die letzte „Abenteure“ führt uns in dem ersten Auftritte die Ermordung Sigurds vor: nicht wie in der deutschen Sagengestalt, auf der Jagd, im Walde, sondern wieder in Uebereinstimmung mit der nordischen, auf der Burg der Niflungen, in Sigurds Gemach. Wie hier die That geschehen, wie der Mörder selbst durch Sigurds Schwert den Tod findet; wie der sterbende Sigurd sein Weib zu trösten sucht und sie bittet, nicht um ihn zu weinen, da die Thränen seine Wunden brennen: das ist ganz im Geiste der nordischen Dichtung (auch mit Heranziehung der Helgisage) ausgeführt und möge hier durch die Anfangs- und Schlußworte der Scene umrahmt werden.

(Gudruna sitzt auf einem Ruhebett, Sigurd hat den Kopf in ihren Schoß gelegt und schläft).

Gudruna singt:

Linder, leisatmender,
Glieder lösender Schlaf,
Komm mit der kühlen Nacht,
Kühl mir dies Heldenhaupt,
Das vor dem grimmigen Graus
Gewalt'gen Zorns und Neids,
Weichtauchend in deine Wogen,
Will suchen Wiege bei dir.

Und die letzten Worte Sigurds:

Nur halb hab' ich der Weissagung geglaubt,
Nur halb der Vögel warnendem Gesang —
Heut schreitet die Erfüllung zu uns ein,
Graunvoller Gast, viel künst'ger Schrecken Mutter;
Denn diesem Anfang reißt sich Folg' und Folge
Hinrollend nach — lang geht's noch also fort —
Nicht mehr für mich — für mich ist Dunkel —
(stirbt.)

Dasselbe gilt von der letzten Scene: wie Brynhildis, nachdem sie dem Gebot der Rache genug gethan, den Scheiterhaufen errichten läßt, um mit Sigurd vereint „durch Wafurlogas Flamme“ den Brautgang zu gehen, der für sie beide bestimmt gewesen sei; wie sie sich in die Flamme stürzt, aus deren Rauchwolken sich die drei Nornen gestalten, die mit ihrem Sange das Heldenspiel beschließen.

Trug über die Trüger, Trug und Lug.
Tröpfelnd Blut derer, die Blut geschöpft,
Wehschrei den Weheverbreitenden!
Liederpreis in lichten Kreisen,
Lange Zeit hinaus dem Helden,
Dem Frommen, frei von entweihender Schuld.

Das klingt allerdings an die „Götterdämmerung“ an; aber es ist ein himmelweiter Weg, den die Zeit von zwei Menschenaltern zwischen diesen beiden Dichtungen beschreibt. Wenn Goethe und Schiller einmal in die griechische Mythen- und Sagenwelt hineingriffen, dann hatten sie es mit Stoffen zu thun, die mindestens seit den Zeiten der Renaissance wieder und wieder auf ihren geistigen Gehalt geprüft worden waren, bei denen also das rein Stoffliche weit hinter die Idee zurückgetreten war, die der verwandte germanische Geist in ihnen suchte und fand. Als aber Klopstock in seinen „Bardieten“ eine eben erst für ihn entdeckte Welt betrat, da mußte er notwendig scheitern; und das „Bardengebrüll“ seiner unmittelbaren und entfernteren Schüler blieb für lange Zeit das Schreckgespenst, das von einer ernsten Beschäftigung mit der nordischen Mythologie abhielt. Anders seit der Mitte unseres Jahrhunderts, seitdem eine germanische Mythologie und Sagenkunde das reiche Geistesleben unserer Nation erschlossen und es als ein dem griechischen mindestens gleichwertiges nachgewiesen hat. Anders also auch bei Wagner, dem neben dem Fouquéschen, nach einem geistigen Zusammenhange des gegebenen Stoffes wenigstens tastenden „Sigurd“ die wissenschaftliche Forschung der Brüder Grimm und deren gemeinverständliche Verarbeitung durch Simrock und andere vorlag, um in seinen Händen der Zauberstab zu werden, der die ruhelos kreißenden Massen zur reinen Form zu gestalten bestimmt war.

Wenn seinerzeit Heinrich Heine dem Fouquéschen Sigurd nachjagen konnte, er habe so viel Mut wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel, so hat es ja auch in den siebenziger Jahren nicht an solchen Heines gefehlt, die, ohne einen Tropfen germanischen Blutes in sich zu spüren, den „Ring des Nibelungen“ nach dem Tageskurse des Weltmarktes abschätzen konnten. Wieder anders aber verhält es sich mit der Kritik, die, indem sie den inneren Gehalt eines Werkes erkennt, sich doch mit der äußeren Form, in der der Gedanke ins Leben tritt, nicht in allen Teilen einverstanden erklären kann. „Ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit, und beide gehören zusammen. So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders; wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam und ist nicht an unser Leben, an unsere Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nur durch ihre innere Wahrheit.“ So urteilte gleichzeitig mit Jean Paul (siehe oben) ein Kritiker desselben Blattes (Heidelberger Jahrbücher; wahrscheinlich Achim von Arnim) über Fouqués Heldengedicht. Und weiterhin: „Wir fühlen es besonders, wie notwendig Trug aus Trug stammen müsse, als Sigurd aus Freundschaft gegen seine unnatürlichen Bundesgenossen sogar seine redliche Gestalt umtauschen muß, sein eignes Weib einem andern zu gewinnen. Alles wird uns so wahr, so natürlich, daß wir die Nornen nicht begreifen, die da als

einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Vorhänge an manchen Theatern mit Apollo und allen Musen geziert, beim Anfang und Schluß der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stück weiter keine Rücksicht genommen wird." Ist es nicht, als ob Richard Wagner diesen Kritiker beim Schmieden seines „Ringes" zur Seite gehabt, und als ob dieser dem Meister mit ahnungsvollem Staunen in die Werkstatt geschaut habe? Sind nicht im „Ring des Nibelungen" die Nornen wie die Rheintöchter und Walküren, wie die Riesen und Zwerge, die Götter und Menschen in den Dienst desselben gewaltigen Schicksals gestellt, dem die Wala als „Urmutter Weisheit" die Worte verleiht, die auch die Walküre am „Ende" als ihres „heiligsten Wissens Hort" verkündet? Ist nicht in diesen Worten die Idee des Werkes in weltenwirkender Einheit zusammengefaßt, die Idee, die einen geistreichen Erklärer (Moritz Wirth, Sechs Vorträge, gehalten im Jahre 1888 zu Leipzig) bestimmte, den „Ring" als „das Trauerspiel des Goldes, das Weltgedicht des Kapitalismus" zu bezeichnen, „ein Zeitgedicht für unser Jahrhundert, wie Dantes Divina Commedia es für das Mittelalter gewesen?"

Kehren wir nach diesem kurzen Rückblick auf die Wandlung, die die Nibelungenidee im Laufe unseres Jahrhunderts erfahren hat, zu Fouqués „Sigurd" zurück, um zum Schlusse noch den Ausgang des Nibelungenschicksals, insoweit dieser in unserm Gedichte angedeutet ist, in einfachem Berichte darzustellen.

Gudruna war der Zauber gewesen, der den Helden von der geraden Bahn, auf der er als Wolsung gewandelt, in die Verstrickung unter den Niflungen geführt hatte. Anfangs allerdings unbewußt und nur als Mittel in der Hand der Mutter Grimhildis, an der in der nordischen Sagengestalt mit dem Nibelungenwesen auch der Name der „Kämpferin unter dem Helme" haftet. Nachdem sie aber Mitwisserin der Schuld ihres Mannes geworden war, nachdem dieser ihr Gemahl, „sehr mild, sehr ritterlich, ein Ebenbild der Götter selbst in ihren lichten Hallen", ihr von der Seite gerissen worden und auch ihr Kind denselben Weg gewandelt war, da sagt sie sich von den Ihrigen los — „Hinaus! Hinaus! Wo's keine Brüder gibt" — und verschwindet aus dem Heldenspiel, um sodann in der Fortsetzung desselben, in „Sigurds Rache", als Gattin des Königs Atle, ein weiblicher Teufel zu werden. Die Brüder aber, Gunnar und Högne, verharren in höchst undramatischer Unthätigkeit bis ans Ende, aus dem sie Brynhilds Weissagung auf qualvollen Tod durch Atles Hand als Lohn ihrer Untreue davontragen. Der Nibelungenschatz endlich, das einzige Motiv, das sich in dauernder Wirkung auf die Handlung zu erkennen gibt, wird nach der Weissagung aus demselben Munde dereinst dem Rhein zurückgegeben werden:

Hohl braust der Rhein durch dieser Nacht Ergraun;
Schleuß auf den Wasserwall, du tiefer Rhein,
Denn teure Gabe wird dir bald zu eigen:
Das Faffnersgold, versenkt durch diese zwei,
Vorsichtig tief auf deinen Grund versenkt,
Doch ihnen nie Genuß, und nie der Nachwelt,
Die, blöd erstaunend, nicht einmal vom Hort
Der wundervollen Mär vertrauen wird.

Also auch hier die Hindeutung auf das Ende, das der Nibelungenhort in der oberdeutschen wie in der nordischen Sage findet und dem nur ein neuerer Nibelungendichter (Wilhelm Jordan) das Motiv der inneren Reinigung in dem Wolsungengeschlechte selber, das in Siegfrieds und Krimhildens Tochter Schwanhild fortlebte, entgegensetzt: auch er zusammentreffend mit der nordischen Weiterbildung der Sage, der Fouqué in dem dritten Stücke seiner Trilogie „Der Held des Nordens", in „Aslauga", eine dichterische Gestaltung zu geben versuchte.

Das Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Professor Begas hat jetzt nach den Angaben des Kaisers die letzten Aenderungen an seinem Modell für das Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal getroffen und diese Aenderungen haben die definitive Genehmigung Kaiser Wilhelms II. gefunden.

Das Denkmal ist eine Verbindung von Bildhauerkunst und Architektur. Parallel mit dem Schloß, mit der Rückwand auf die Bauakademie und den Spreearm zu, wird sich eine lange Säulenhalle erstrecken, an deren beiden Endpunkten tempelartige, säulengetragene Pavillons vorspringen. Die Säulenhalle mit den beiden vorspringenden Pavillons bildet gewissermaßen die Umrahmung für die Bildsäule des Kaisers, welche vor die Mitte der Säulenhalle zu stehen kommt. Der Sockel dieser Bildsäule besteht gleich wie die Säulenhalle aus polirtem Granit; alle Figuren, ebenso die Reiterstatue des Kaisers sind dagegen aus Bronze hergestellt. Den untersten Teil des Sockels bildet ein treppenförmiger Aufbau, in dessen Mitte sich die Hauptmasse des Sockels erhebt, welche an den vier Ecken von Siegesgöttinnen flankirt wird, von denen eine jede auf einer Weltkugel steht. Der Kaiser ist zu Pferde dargestellt, im Mantel, der vorne offen und zurückgeschlagen ist. In der Hand hält er den Feldherrnstab.

Das Roß ist in ruhigem Vorschreiten begriffen und wird von einer Friedensgöttin, die in der linken Hand die Palme trägt, geleitet. Der Blick des Kaisers ist nach oben gerichtet und infolge dessen sein mit dem Helme bedeckter Kopf etwas hintenüber geneigt. In den Eckpavillons und in der Säulenhalle sind zahlreiche Nischen angebracht, in welchen die lebensgroßen Bronzefiguren aller hervorragenden Generale und Paladine des Kaisers Aufstellung finden sollen. Der Kaiser wird also in diesem Denkmal umgeben von allen treuen Gefährten erscheinen, und Berlin wird sich rühmen können, nächst dem kolossalen Denkmal Roms für Viktor Emanuel eines der bedeutendsten Denkmäler der Welt zu besitzen, bei welchem sich die Bildhauerkunst und die Architektur zu einem harmonischen Werke vereinigt haben. Welche Wirkung das ganze Denkmal haben wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Hoffentlich wird es dem deutschen Volke bald vergönnt sein, sich aus eigener Anschauung ein Bild von dem großartigen Denkmal zu machen. **O. A. Kl.**

Denkspruch.

Wie plötzlich doch bedeckt mit Eis
So Strauch als Bäume stehn,
Auf letztem Grün das erste Weiß,
Wie traurig ist's zu sehn!

Was bangst du, Herz? Sei frisch und kühn
Und denk, wenn Flocken wehn:
Auf letztem Weiß das erste Grün,
Wie lieblich wird das stehn!

Vogl



Ansicht von Funchal.

Hafen von Funchal.

Bilder aus Madeira.

Skizze

von

Dr. K. Mittermaier.

Die große Bedeutung der Insel Madeira als Heilungsort ist seit langer Zeit fest begründet. Eine große Zahl von Leidenden, besonders von Brustkranken, strömt alljährlich dahin, und wenn naturgemäß auch nicht alle die auf der Insel Zuflucht suchenden Kranken daselbst völlige Heilung finden können, so sehen sich doch die meisten der zu rechter Zeit dahin Gehenden in ihrer Hoffnung nicht getäuscht. In neuerer Zeit freilich, nachdem der Besuch von Höhenkurorten seitens Brustleidender in den Vordergrund getreten ist, nachdem die Behandlung solcher Kranken in besonderen heimatlichen Heilanstalten mit Erfolg unternommen worden, und nachdem endlich der Tuberkelbazillus als Ursache der Krankheit entdeckt worden ist, könnte es scheinen, als ob die Bedeutung der Kurorte mit mildem Klima wesentlich verringert wäre. Dem ist jedoch nicht so; denn es leuchtet ein, daß ein irgendwie beschaffenes Heilverfahren in einem milden, gleichmäßigen Klima bessern Erfolg haben muß, als da, wo die kranken Atmungsorgane stets aufs neue katarrhalisch gereizt werden. Auf Madeira sinkt an den von Kranken bewohnten Orten auch in der kältesten Nacht die Wärme nie unter 8 Grad Celsius über Null, und im Sommer steigt sie am Meer auf höchstens 32 Grad Celsius; durch Aufsuchung einer höher gelegenen Wohnung kann man sich aber leicht kühlere Luft verschaffen. Infolge dessen genießt der Kranke auf Madeira den unschätzbaren Vorteil reiner und frischer, aber milder Luft bei Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch. Sein Allgemeinbefinden wird dadurch wunderbar gekräftigt, und die kranke Brust kann eher ausheilen, als wenn sie verdorbene Zimmerluft atmen müßte.*)

Wer sich der Insel von Osten nähert, empfängt keinen günstigen Eindruck. Schroffe, kahle Klippen verheißen nichts Gutes; schon das bald sich zeigende grüne Thal von Machiko grüßt aber freundlich herüber und nachdem das Schiff das Vorgebirge der Seeschwalbe (Cabo do garajão) umsegelt, bietet sich ein Anblick, wie er sich in gleicher Lieblichkeit wohl nirgends wiederholt. Während die Spanier sonst auf alles Portugiesische stolz herabsehen, konnte doch ein spanischer Schiffskapitän, der einst mit uns von Teneriffa nach Madeira segelte, nicht umhin zu gestehen, daß er auf seinen Reisen Aehnliches noch nicht gesehen habe. In weitem Halbrund schmiegt sich die reinliche, freundliche Stadt Funchal, aus dem tiefblauen Meere aufsteigend, an den Berghang, beschützt von einer über ihr aufragenden Feste (siehe Abbildung). Kirchen, Spitäler, andere öffentliche Gebäude (siehe Abbildung), der Gouverneurspalast, gar manches stattliche Privathaus treten hervor. Garten an Garten, das ganze Jahr in Blumen- und Baumschmuck prangend, erhebt sich darüber mit weiß leuchtenden Landhäusern. In einer Höhe von fast 2000 Fuß ragt über der Gartenwelt die dem Seemann als Landmarke wohlbekannte Bergkirche (Nossa Senhora do Monte) und bis 6000 Fuß steigt darüber das Gebirge an. Bei diesem Anblicke begreift man, warum die Portugiesen ihre Insel die „Blume des Meeres“ (Flor d'Oceano) nennen.

Ganz anders sah es hier aus, als die portugiesischen Entdecker, ausgesandt von Heinrich dem Seefahrer, dem be-

*) Genauer Nachweis über die auf Madeira erzielten Heilerfolge in der von mir und Dr. J. Goldschmidt verfaßten Schrift: Madeira und seine Bedeutung als Heilungsort. II. Aufl. Leipzig 1885.

rühmten Sohne König Johanns I., im Jahre 1419 zum erstenmal die Insel betraten. Dichter Wald, meist aus Lorbeeren verschiedener Art, seltsam gestalteten Drachenbäumen und riesigen Zedern bestehend, bedeckte die Berghänge, oft bis zum Meeresufer herab. Wahrhaft dichterisch schildert der Chronist das heilige Dunkel dieses Urwaldes, aus welchem den Entdeckern weder Menschen noch Vierfüßler, wohl aber Scharen von Vögeln zutraulich entgegenkamen. Die Ansiedler glaubten, wie auf den Kanarischen Inseln, nur durch Feuer der Waldesmasse Herr werden zu können, und erregten einen so furchtbaren Brand, daß sie auf ihre Schiffe und nahe Felsen flüchten mußten. Dadurch wurde der herrliche Urwald auf der Südseite völlig zerstört; nur auf der steilen Nordseite haben sich noch Reste erhalten.

Die Insel ist auf diese Weise nicht ganz so wasserarm geworden, wie die Kanaren, aber immerhin konnte nur durch Anlage zahlreicher, oft sehr kostspieliger Wasserleitungen (levadas) der Anbau höheren Geländes ermöglicht werden. Nebenbei gesagt, widerlegt sich durch diese Thatsache am besten die vielfach verbreitete irrige Meinung, als ob Madeira ein besonders feuchtes Klima hätte.



Landmädchen.

Sehr merkwürdig ist die Bodengestaltung der ganzen Insel. Man erkennt bald, daß sie nur der Gipfel eines aus dem Meeresboden sich erhebenden vulkanischen Gebirges ist, welches in seiner Mitte mit dem Rothhorn (Pico Ruivo) 6000 Fuß über der See aufragt. Gerade bei diesem Gipfel ist eine, von den höchsten Spitzen umgebene, kesselförmige Schlucht 4000 Fuß tief in den Leib der Insel eingesenkt, welche dem Gebirgswasser nur nach Süden in schmaler Thalrinne Abfluß gestattet. Diese Schlucht, der große Curral genannt (siehe Abbildung), wurde früher für einen ehemaligen Krater gehalten. Neuere Untersuchungen, besonders der Geologen Hartung und Lyell, haben jedoch unwiderleglich dargethan, daß der Curral, wie die anderen Schluchten und Thäler der Insel, nur der langsam ausnagenden Kraft des fließenden Wassers ihr Entstehen verdanken. Von allen Seiten dringen diese Thäler in den Leib der Insel ein und sind mehrfach vom großen Curral nur durch wenig dicke, aber steile Rückwände geschieden; so von Westen die wildschöne Serra d'Agoa, von Nordwest das Thal von S. Vincente (siehe Abbildung), von Osten die nur durch eine schmale Wand ge-



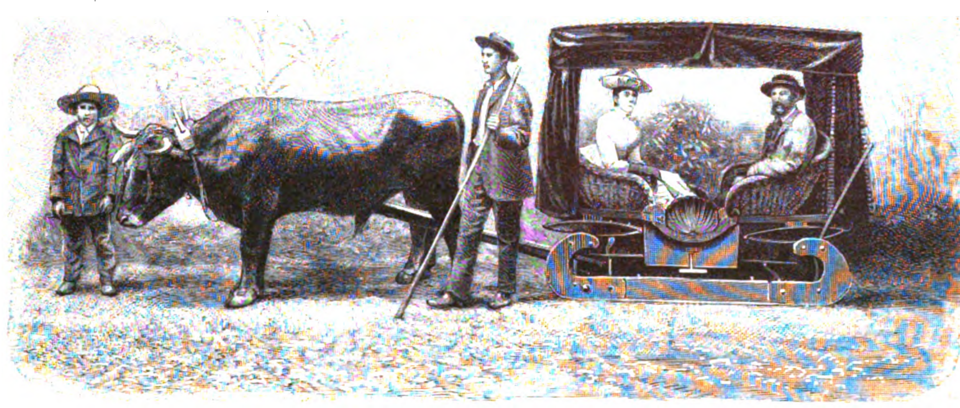
Funchal vom Meer aus gesehen.

trennten Thäler des Ribeiro Secco und Da Medade. Diese, wie zahlreiche andere Thäler, zum Beispiel das Thal der Janella im Nordwesten, sind von steilen Felswänden eingefaßt und haben häufig schöne Wasserfälle. Eine Ausnahme macht das schon genannte Thal von Machico (siehe Abbildung), welches sich im Hintergrunde freundlich ausweitet und so dem oberen Teil mancher unserer lieblichen Alpenthäler gleicht. Die Rippen, welche die Thäler scheiden, erstrecken sich vielfach in beträchtlicher Höhe bis zur See und stürzen hier mit mächtigen Steilwänden ab; so besonders das Cabo Girão bei Funchal, welches fast 2000 Fuß hoch ist, eines der höchsten bekannten Steilkape der Erde. Von dem Oberteil des die Insel einst bildenden Bergrückens, welchen die vulkanische Thätigkeit aufschüttete, und in den später die Thäler einschnitten, ist auf diese Weise nur wenig übrig geblieben; doch erhebt sich im Westen noch zwischen Serra d'Agoa, St. Vincente und dem Janellathale in beträchtlicher Ausdehnung die Hochebene des Paul da Serra 4600 Fuß hoch. Im Nordosten ragt aus der See der, vom übrigen Gebirge fast ganz abgetrennte gewaltige Adlerfels (Penha d'Aguia) über 1900 Fuß empor.

An allen irgend passenden Stellen haben sich die portugiesischen Ansiedler niedergelassen und das Land mit größtem Fleiße angebaut. Obwohl starke Auswanderung stattfindet, ist die Insel doch einer der am stärksten bevölkerten Teile der Erde. Auf nicht ganz



vierzehn deutschen Geviertmeilen zählt sie über 130,000 Bewohner, von denen etwa 35,000 auf den Bezirk Funchal kommen. Die Hälfte der zu Funchal Gehörigen wohnt aber nicht in der eigentlichen Stadt, sondern ein jeder auf seinem kleinen Pachtbesitze, über die ganze Gemarkung zerstreut. Trotz verhältnismäßig geringer Nahrung ist die arbeitende Klasse wohlgebaut, kräftig und merkwürdig ausdauernd. Harmlosen, freundlichen Charakters, kennen sie kein größeres Vergnügen, als in heiterem Zusammensein zu plaudern. Dabei klimpern sie gerne auf einer eigentümlichen kleinen, viersaitigen Guitarre, Machete genannt, zu ihren oft aus dem Stegreif gesungenen Liedchen. An den zahlreichen Festen der Heiligen müssen notwendig eine Menge Raketen am hellen Tage verknallt werden. Die Frauen fertigen die feinsten Weißstickereien, welche sehr billig zu kaufen sind, und den Reichtum der Insel an farbigen Hölzern*) verwenden die geschickten Tischler zu allerlei eingelegten oder zusammengesetzten Arbeiten. Der Haupterwerb besteht aber in den Bodenerzeugnissen, von denen Rohrzucker ursprünglich allein wichtig war. Von Madeira


Schlitten, von Ochsen gezogen.


Wasserfall im Thal von St. Vincente.

aus wurde erst das Zuckerrohr nach den Kanarischen Inseln, Brasilien und Westindien gebracht. Später war Weinbau die Hauptsache, doch hat dieser durch den Rebenpilz und die Reblaus sehr gelitten. Fischfang wird nur zum Selbstverbrauch betrieben; derselbe bringt oft die seltsamsten Fischgestalten zu Tage. Auch mächtige Wale lassen sich manchmal sehen; die früher häufigen Seehunde aber sind selten geworden. — Für die Bequemlichkeit der fremden Gäste ist vortrefflich gesorgt. Kleine und große, wohl eingerichtete, allen Anforderungen, von den bescheidensten bis zu den verwöhntesten, entsprechende Häuser (boarding-houses) nehmen die Fremden auf, und wer es vorzieht, eigenen Haushalt zu führen, kann leicht ein freundliches Landhaus mieten. Bei der großen Steilheit der meisten Wege ist Räderfuhrwerk wenig am Platze. Wer nicht zu Fuß hinansteigen will, reitet zu Pferde oder fährt in einem von Ochsen gezogenen Schlitten, Carro genannt (siehe Abbildung). Wer es ganz bequem haben will, läßt sich im Palankin oder in der Hängematte (rede) tragen (siehe Abbildung). Ruder- und Segelboote stehen zu nahen und fernen Ausflügen immer bereit.

*) Von diesem Holzreichtum hat die Insel ihren Namen: Madeira = materia.



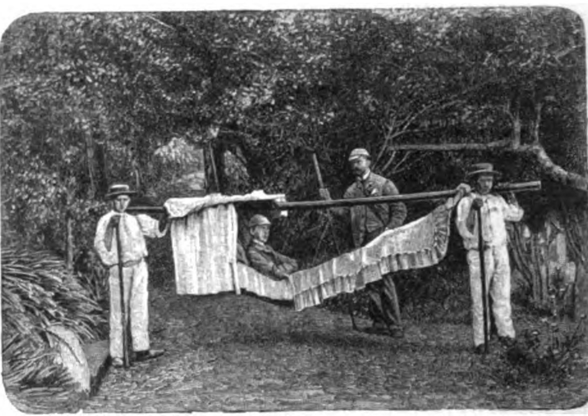
Eine neue Station des vorgeschichtlichen Menschen.

Von

Asteriskus.

Seit die neuere Forschung angefangen hat, die Vorgeschichte des Menschen zu enthüllen, mehren sich die Funde, welche Auskunft über jene längst verschollenen Tage bieten, die der Morgenröte der frühesten Geschichte um viele Jahrhunderte und selbst Jahrtausende voraufgingen. Heute wissen wir, daß der Mensch bereits in Europa lebte, als unser Erdteil noch zum Teil von gewaltigen Eismassen bedeckt war, wo gegenwärtig blühende Auen und Triften sich ausbreiten; wir wissen, daß der Mensch Zeuge war der Bildung des heutigen Rheinthales, daß er als Höhlenbewohner hauste und als Jäger umherschwärmte, während es noch keine Donauquelle im heutigen Sinne gab. Und immer helleres Licht verbreitet die Wissenschaft über jene entlegenen Zeiten, von denen man hätte glauben sollen, ihre Kunde sei für die späteren Geschlechter in ewiger Nacht begraben. So ist auch neuerdings wieder ein wichtiger Fund aus der Vorzeit gemacht worden und zwar in der Nähe von Schaffhausen, am Fuße einer überhängenden Felswand, die den Namen „Zum Schweizerbild" führt. Schon vor sechzehn Jahren hatte ein eifriger und kenntnisreicher Forscher, Dr. Nüesch in Schaffhausen, darauf aufmerksam gemacht, es sei wahrscheinlich, daß an jener Stelle eine Niederlassung vorhistorischer Höhlenbewohner bestanden habe und jetzt ist diese Vermutung in glänzendster Weise gerechtfertigt worden. Im Verein mit Dr. Häusler hat Dr. Nüesch an jener Stelle Nachgrabungen veranstaltet, welche überaus reiche Ergebnisse lieferten. Die Lage ist an und für sich eine sehr günstige, wie während der Ausgrabungen oft konstatirt werden konnte. Durch den Fels, bemerkt Dr. Nüesch, ist die Lagerstätte gegen Nord-, Ost- und Westwinde geschützt, Wasser, Holz und Feuerstein fanden sich in nächster Nähe. Die größeren Ebenen und zahlreichen kleineren Thäler, die sich in der Nähe von Schweizerbild öffnen, machten die Stelle zu einer vorteilhaften Jägerstation. Der Fuß des Felsens war von allen Seiten ohne Mühe zugänglich und dennoch hoch genug über der Thalsohle gelegen, um vor Ueberschwemmung gesichert zu sein. Die beiden Felsen bildeten im Kriegsfall eine fast unzugängliche Festung, wie denn überhaupt die Lokalität Schweizerbild sehr wahrscheinlich ein für die Bewohner der kleineren Höhlen der Nachbarschaft strategisch sehr wichtiger Punkt war.

Es ist keine eigentliche Höhle vorhanden. Es wurde an mehreren Orten nachgegraben, wo ein verschütteter Höhleneingang vermutet werden konnte, aber ohne Erfolg. Die überhängenden Felsen und eine kleine Nische gewährten aber vortrefflichen Schutz. Jedenfalls wurden an dem natürlichen Felsendache künstliche, wohl aus Tierhäuten bestehende Vordächer angebracht. Der Zustand der Kulturschicht an Stellen, die heute durch den Felsen nicht bedeckt werden und dennoch zur Zeit ihres Entstehens unter Dach gewesen sein müssen, spricht dafür. Aus der verhältnismäßig sehr geringen Masse heruntergestürzten Gesteines ist ersichtlich, daß der überhängende Felsen nie viel weiter vorragte und sich überhaupt seit dem Auswandern oder Aussterben der Troglodyten nur sehr wenig verändert.



Bilder aus Madeira: Trag-Hängematte. (Seite 634.)

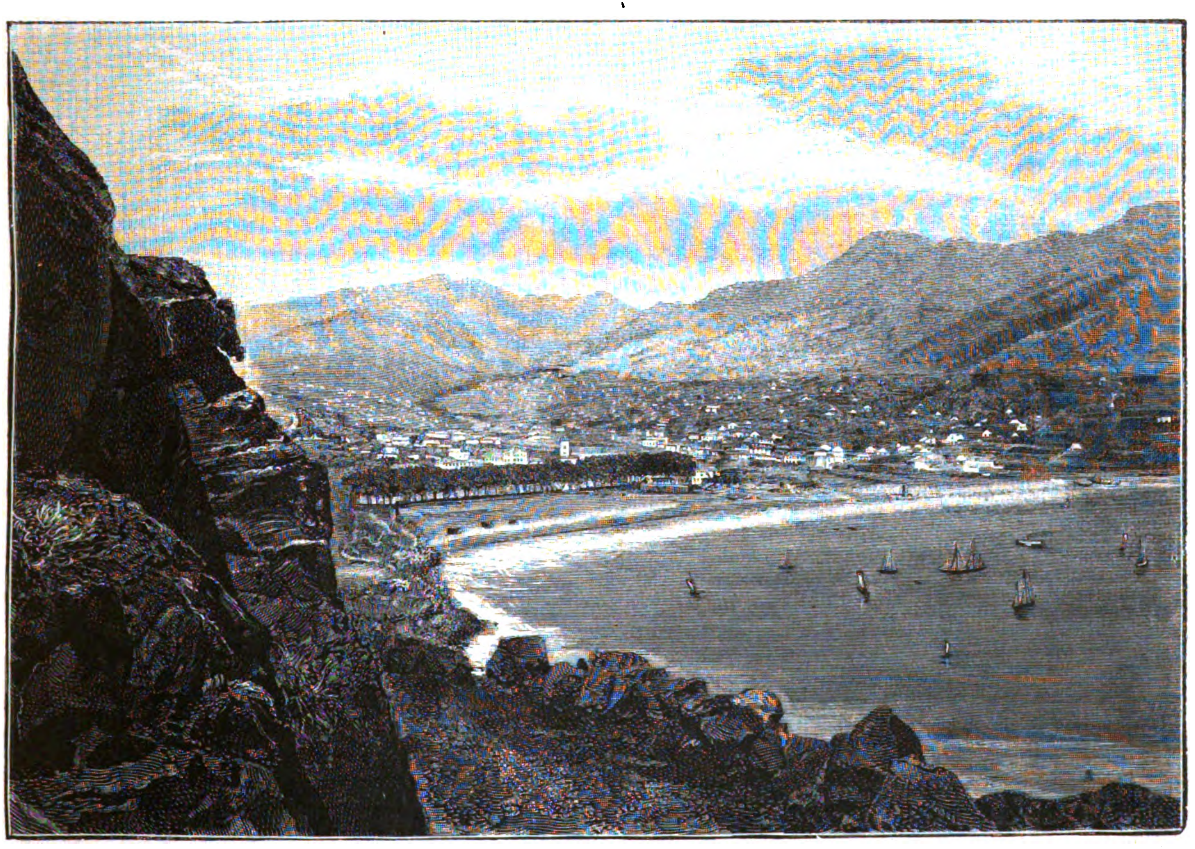
Bilder aus Madeira: Weg zum großen Curral. (Seite 631.)

Daß zu verschiedenen Bauzwecken, wahr-



scheinlich zur Herstellung eines Daches, Tierhäute Verwendung fanden, darf aus dem Vorkommen von eigentümlichen Feuersteinbohrern geschlossen werden, die zum Durchstechen von Fellen benützt wurden. Die damit gemachten Löcher dienten wohl zur Aufnahme starker Fellstreifen, wie sie bei einem Dache erforderlich sind. Die zur Herstellung von Kleidungsstücken und so weiter benützten Bohrer sind kleiner und unterscheiden sich von jenen auch wesentlich in Form und Bearbeitung.

Die erste Ansiedlung der Menschen am Schweizerbilde reicht sehr weit in die Vergangenheit zurück, da metertief, selbst unter der eigentlichen Kulturschicht, im Lehm (der sich, wie aus dem Versuchsloche ersichtlich ist, außerordentlich langsam ablagerte) sowohl zerschlagene Knochen als Feuersteinwerkzeuge sich vorfinden. Nach der geringen Zahl von Knochen größerer Tiere und der Menge des Schneehuhnes und der kleinen Nagetiere zu schließen, war zur Zeit der Bildung des untern gelben Lehms das Renntier noch selten. Erst mit dem Häufigerwerden desselben wanderten auch die Menschen in größerer Zahl ein und während der, Jahrhunderte dauernden Periode, in welcher die drei Kulturschichten entstanden, war Schweizerbild von einer großen Horde bewohnt. Mit dem durch klimatische Veränderungen bedingten Wechsel in der Tierwelt verschwanden auch die Troglodyten.



Bilder aus Madeira: Machico. (Seite 632.)

Schon in der grauen Kulturschicht war die Bevölkerung viel kleiner als früher und nahm allmälich ab, bis die letzten Familien auswanderten (wohl weiter nach Norden) oder ausstarben. Seither diente der Felsen dem Menschen nicht mehr als bleibende Wohnstätte, obschon alte und neue Topfscherben, Knochen von Menschen und Tieren genügendes Zeugnis für den vorübergehenden Besuch gaben. Unmittelbar über der alten Feuerstätte der Renntierjäger wurden durch die Zeitalter des polirten Steines, der Bronze und des Eisens bis auf unsere Zeit Feuer zu verschiedenen Zwecken angezündet; heute noch ist der Felsen ein Lieblingsaufenthalt der Schaffhauser Jugend und es lagert sich die Asche ihrer Feuer auf diejenige unzähliger Generationen. Unter den gefundenen Knochen fehlen diejenigen des Hundes vollständig; daraus folgt, daß die alten Troglodyten den Hund noch nicht als Haustier kannten. Sie kannten ebenso wenig den Ackerbau und wir müssen sie uns als Jäger vorstellen, die sich vom Fleisch des erbeuteten Wildes nährten. Ihre sämtlichen Waffen und Geräte bestanden aus Stein und Knochen und es ist interessant, daß sich unter den Ueberbleibseln auch eine aus Knochen hergestellte Pfeife fand, die den Beweis liefert, daß jene wilden Jäger sich durch eine Art von Signalen verständigten. Ferner entdeckte man einige Bruchstücke von Zeichnungen auf einem Renntiergeweih. Die Nachgrabungen sollen in diesem Jahre fortgesetzt werden und man darf davon ferner interessante Ergebnisse erwarten.

Auf Schleichwegen.

Das Gemälde des Münchener Malers L. v. Langenmantel, welches wir auf Seite 615 in Holzschnittnachbildung geben, versetzt den Beschauer in eine der vielen dramatisch spannungsvollen Scenen aus der Zeit der französischen Revolution, wie sie sich gleichsam hinter den Coulissen derselben abspielten. Die Kleidung der drei Reiter ist die der Schreckenszeit. Unschwer ist zu erkennen, daß die Hauptperson der Scene der ältere Mann im Mantel ist, und in Berücksichtigung der damals herrschenden Verhältnisse, daß er sich auf Schleichwegen vor seinen Verfolgern in Sicherheit zu bringen sucht. Sei es einer der Adeligen, der sich aus dem französischen Vaterlande begeben will, um in die Reihen der am Rhein



sich trotzig in der Condéschen Armee sammelnden Emigration zu treten, sei es ein über Nacht geächteter Deputirter und Mächtiger von gestern — er hat nur die eine Sorge, seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen. Ueberall wimmelt es von jakobinischen Spionen, von fanatischen „Patrioten", die es der Freiheit und dem Vaterlande schuldig zu sein glauben, einen Verdächtigen, einen Aristokraten, gar einen vom Wohlfahrtsausschuß öffentlich Geächteten abzufangen und unter das Messer der überall in den Hauptorten des Departements aufgestellten Guillotine zu bringen. In jeder Stadt, in jedem Dorf konnte man befürchten, Maires und Adjutanten am Ruder zu finden, welche ihre Ergebenheit gegen das Robespierresche Schreckensregiment durch den Eifer zu bethätigen trachteten, mit dem sie den Blutgerichten neue Opfer zuschleppten, um dies prahlerisch als gute Bürger ihrem Konventsdeputirten oder dem Wohlfahrtsausschuß selber nach Paris zu melden. Ganz Frankreich war ein Jagdgebiet geworden, auf dem die Spürhunde des herrschenden Regiments dem flüchtigen Wilde nachgingen, welches seinerseits List und Kühnheit aufbot, sich auf menschenfreien Pfaden durch Waldwildnis und Gebirg vor ihnen zu retten, die Grenze zu gewinnen, wo sie wieder sich frei fühlen und ihr Haupt irgendwo ruhig zum Schlafe niederlegen konnten.

Zahllos sind die Beispiele sich aufopfernder Freundschaft in dieser Zeit gewesen, wie sie Flüchtige verbarg und auf ihr wohbekannten Schleichwegen weiter geleitete, der Gefahr trotzend, selbst mit entdeckt und ins Verderben gezogen zu werden. Wohl dürfen wir annehmen, daß auf dem Bilde auch dieser Zug der Zeit als ein menschlich schöner zum Ausdruck gebracht sein soll und der jüngere Reiter zur Rechten des Flüchtlings derjenige ist, welcher ihm Unterschlupf in der Nacht gewährt hat und am Morgen mit ihm durch den einsamen Wald reitet, um ihn an jakobinischen Fangstellen, an bewohnten Ortschaften sicher vorbei zu bringen. Einen von seinen ergebenen Leuten nahm er mit sich, um im Notfall Hilfe leisten zu können, selbst mit Waffengewalt. Darum hat er seine Jagdflinte fertig zum Schuß für den äußersten Fall, wie der Flüchtling seine Pistole. Sein Leben will er gegen einen Angriff, wenn er ihm bereitet werden sollte, verteidigen, oder, ist dies aussichtslos, sich die Kugel lieber selber in die Brust jagen, als in die Hände seiner Feinde fallen. Der Tod hatte ja seinen Schrecken verloren, wie er seit Jahr und Tag im Lande massenhaft die Edelsten und die Schuldlosen aufs Schafott zerrte. Ehe der Henker sich am Mutigen vergriff, zog dieser es oftmals vor, sich selbst den Tod zu geben, der freie Herr seines Schicksals auch darin zu bleiben.

Die Pferde der drei Reiter halten. Immer haben dieselben ausgespäht, ob sich auf dem stillen Waldritt nichts Verdächtiges zeige; immer waren die zwei mit ihren Feuerwaffen im Anschlag. Jetzt ist offenbar der kritische Moment der Wahl, wie der Weg am gefahrlosesten fortzusetzen sei. Der Wald geht zu Ende. Der edle Führer teilt dies seinem Schützling mit und ebenso, wie dann auf einen neuen Schleichpfad zu gelangen sei. Aufmerksam, mit ruhiger Entschlossenheit hört ihm der Flüchtling zu. Noch eine bedrohliche Gegend, die er passiren muß, dann kann er hoffen, die Grenze ohne Anfechtung zu erreichen. Eine Stunde noch, und er ist aus Frankreich und frei. Vorwärts denn! Der Himmel, so hofft er, wird ihn auch wohl während dieser Stunde beschützen.

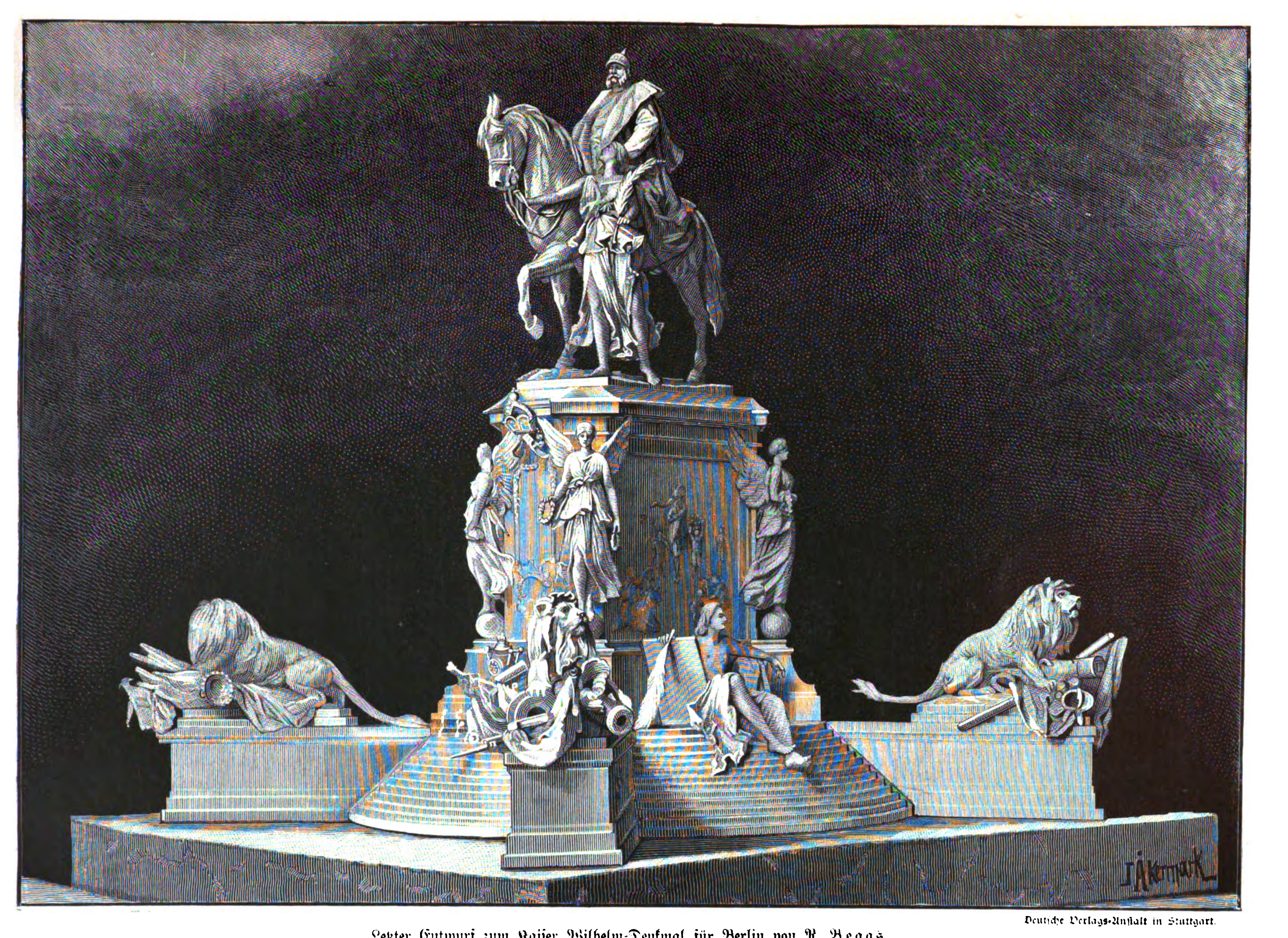


Bilder aus Madeira: Eingang zur Stadt. (Seite 629.)

Der Sieger.

(Hiezu das Bild Seite 719.)

Bleischwere herbstliche Nebelschwaden umziehen den Gebirgskamm, wo eben des Hochwildes Liebesfreuden und Liebesleiden auf dem von Felstrümmern und sturmzerzausten Rottannen umsäumten Brunftplane sich abspielen. Ein Windstoß hat den Vorhang gelüftet und wir erkennen den Sieger, der eben vom zusammengebrochenen Rivalen abgelassen hat und sich nun, in grollendem Basse schreiend, nach rechts wendet, wo ein minnelustiger Schneider, wohlweislich aus respektvoller Entfernung, meldet. Das die Scene mit Interesse äugende Mutterwild ergibt sich willig dem reckenhaften Hirsche. Aber, edler Waldkönig, berausche dich weder in Siegesruhm noch in Liebestaumel, sondern bedenke, daß ein noch Stärkerer, der schlaue Jägersmann, auch dich dahinstrecken kann, noch blitzähnlicher, als du eben deinen Kameraden strecktest, und hüte darum deine Decke wohl! **G. Lever.**



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Letzter Entwurf zum Kaiser Wilhelm-Denkmal für Berlin von R. Begas.

Zeichnung von J. Akermark.

Brav.

Ein Charakterbild
von
Hermine Diemer, geb. v. Hillern.

Sie war nicht schön und auch nicht berückend, aber sie war sympathisch, man mußte sie gern haben auf den ersten Blick, und sie enttäuschte nicht bei näherer Bekanntschaft. Es war etwas Faszinirendes in diesen großen grauen Augen, etwas, als ob man vom Grunde klarer Wasserfluten verborgene Schätze heraufschimmern sähe. Und man begann unwillkürlich, nach diesen Schätzen in ihrer Seele zu suchen.

Sie war eine tief, aber nicht phantastisch angelegte Natur — beinahe nüchtern, körperlich und seelisch gesund; in ihrem Denken und Empfinden war nichts Unwahres, Verschwommenes. Ihrem Manne gegenüber war sie verständig und hingebend, aber nicht leidenschaftlich. Wer sie nicht näher kannte, fand sie kalt und verschlossen; ihre Ehe war kein zärtliches, aber ein auf gegenseitiger Achtung gegründetes Verhältnis — eine Achtung, die immer mehr wuchs, je mehr sich die beiden Leute verstehen lernten, bis sie der Liebe fast gleich kam.

Heute steht die junge Frau am Fenster ihres reich ausgestatteten Boudoirs — ihr Mann ist im Bureau — sie ist allein — ob sie ausgehen soll? Ihr Blick fliegt durch die Riesenscheiben ihres Fensters hinaus auf die Straße mit ihrem bewegten Treiben, ihren geputzten Menschen — was soll sie unter diesen?

Es ist etwas jeglicher Freude Feindliches in ihrer Seele, etwas, das sich schmerzlich zusammenzieht beim Anblick bunter Farben, fröhlicher Gesichter, heiterer Sonnentage.

Wie das auf einmal in ihre Seele hineinkommt, in der sonst alles so heiter, so friedlich war. Aber das eben ist's — es ist alles so geordnet in ihr — in ihrem innern und äußern Leben, in ihren Verhältnissen — so hausbacken, trocken und vernünftig. Es ist so gar nichts Romantisches, Poetisches in ihr und um sie. Kein süßes, wonniges Träumen, kein kleines heimliches Schuldbewußtsein — keine wilde Lust — keine jubelnde Freude — kein verzehrender und doch himmelhoch jauchzender Schmerz. Und es kommt eine große, ungeheure Sehnsucht über sie, einmal hinauszutreiben auf den Wogen einer unermeßlichen Leidenschaft — hinaus mit Gefahr des Lebens, steuerlos, ziellos — dahin, wohin das Herz sie zieht; aber das ist es gerade — wo zieht sie das Herz hin? Dies vernünftige, pflichttreue, gesunde Herz, das wie der Perpendikel der Uhr immer wieder in die gleiche Richtung sein langweiliges, eintöniges Ticktack pocht. Wenn es doch einmal aus dem Gleichgewicht käme — einmal so stürmisch schlüge, daß sie ihm nicht mehr gebieten könnte, daß die Zügel ihrer Vernunft rissen und die wilden Rosse ihrer Leidenschaft sie forttrügen. Aber das eben ist's, — sie hat ja auch keine Leidenschaft — keine?

Einen Augenblick ist ihr's, als höre sie die berückenden Töne einer Geige, als fühle sie das Wogen dunkler, weicher Locken um ihr Haupt, als tauche sie in die Tiefe nächtiger Augen, als suchten heiße, schwellende Lippen die ihren.

Sie zuckt zusammen — unten ist die Thür gegangen, einen Augenblick fliegt ein jähes Rot über ihr Gesicht, verdunkeln sich die klaren grauen Augen, nur einen Augenblick, dann steht sie wieder so kalt, so ruhig da — als ein hastiger Schritt draußen hörbar wird und ein dunkler Männerkopf sich durch die schweren Portièren drängt.

Es ist ein schönes, bartloses, etwas weiches Gesicht, von dunklen Locken umrahmt, mit scharf geschnittenem Profil und großen, träumerischen Augen.

„Bist Du allein?“ fragt eine melodische Stimme. Es ist der Stiefbruder ihres Mannes, diesem so unähnlich wie nur möglich — an ihm ist alles Glut, Poesie, Leben, wo bei ihrem Mann kalter, nüchterner Verstand ist. Er ist das einzige unberechenbare und daher um so anziehendere Element in diesem Haus — es ist, als brächte er heimlich ein gestohlenes Stückchen vom Himmel der Schönheit und Poesie in diese Atmosphäre der Vernunft.

Eine Künstlernatur, genial und interessant durch und durch, zieht ihn merkwürdigerweise gerade das seltsame Wesen seiner Schwägerin an; ihn lüstet es, die Schätze ihrer Seele zu heben, unterzutauchen in die kalte Flut dieses ernsten Geistes. Aber ein Blick von ihr bezähmt auch immer wieder sein Herz, so oft es sich zu einem Geständnis auf die Lippen drängt und die zurückgehaltene, versteckte Glut droht ihn zu verzehren.

Heute hat er sich vorgenommen, endlich einmal rückhaltlos sich auszusprechen, ihr zu sagen, was sie schon lange weiß, in seinen Augen, in seinem Wesen gelesen haben muß. Wenn nur der Blick nicht wäre, dieser kühle, leidenschaftslose, feste Blick, der die Dämonen in ihm wie der des Tierbändigers die wilden Tiere bezwingt.

„Bist Du allein,“ fragt er nochmals. Sie wendet das Haupt: „Robert, Du, willkommen, lieber Schwager.“

Er weicht ihrem fragenden Blick aus, seine Stimme zittert, als er sagt: „Ich muß mit Dir reden, allein — heute noch — eine wichtige Entscheidung.“

Er stockt, verwirrt sich, bricht erbleichend ab, sein Auge ist dem ihren begegnet.

„Eine Entscheidung,“ wiederholt sie, „bei der ich allein den Ausschlag geben soll? Warum wartest Du nicht, bis mein Mann zu Haus ist?“

Ihr Mann — wie sie das so selbstverständlich findet, daß sie verheiratet ist, während ihm ihre Ehe, als der unberechtigte Ausnahmszustand — seine Liebe zu ihr als allein berechtigt erscheint. Ein Zweifel überkommt ihn, ob sie ihn je verstehen wird.

„Nein, ich kann — das heißt, ich will nicht mit Deinem Manne reden — ich muß wissen, wie Du darüber denkst — ich muß Deine Ansicht hören.“

Er stößt die Worte schwer atmend heraus, unter

seinen Wimpern zuckt ein unruhiges, flackerndes Licht.

Sie bedeutet ihm mit der Hand, sich zu setzen, und sagt kurz und scharf: „Rede!“

Wie das Wort so trocken herausgesagt ist, gibt es ihm so gar keinen Anhalt, keinen Anknüpfungspunkt, wie soll er eigentlich beginnen? Er sieht ihre Augen erbarmungslos wartend auf sich gerichtet. Er macht eine lange Pause — er will sich ihr zu Füßen werfen, ihr seine Liebe gestehen, sie bitten, mit ihm zu fliehen, er will ihr sagen, daß sie nicht glücklich ist mit seinem Bruder, daß sie die Seine werden muß, daß er sich ein Leids anthun will und was dergleichen mehr ist — warum sagt er's nicht?

Endlich beginnt er; mühsam nach Fassung ringend stottert er etwas von glänzendem Anerbieten, Konzerttournée nach Amerika — soll er gehen — soll er bleiben?

„Es liegt in Deiner Hand,“ schließt er, „ob ich hier bleibe oder gehe, ich überlasse Dir die Entscheidung.“

Sie schweigt einen Augenblick — es ist wieder, als ob etwas über den klaren Spiegel ihres Auges gezogen sei; ihre Stimme bebt ein ganz klein wenig, so scheint es ihm, als sie sagt: „Aber natürlich mußt Du gehen.“ Das ist so kurz gefaßt, so einfach, nicht einmal seine verletzte Eitelkeit kann sich aufbäumen, als sie ihm nun in wenig Worten auseinandersetzt, was er seiner Kunst, seinem Namen, seinem Genius schuldig ist — als sie ihm die Perspektive eröffnet in dem neuen, fernen Weltteil, wie seine poetische Künstlerseele die Eindrücke einsaugen müsse in dem fremden Lande.

Das klingt überzeugend, teilnahmsvoll auf sein Wohl bedacht, aber kalt, vernünftig und so gänzlich hoffnungslos für sein stürmisches, verlangendes Herz.

Er steht auf, er fühlt, seine Liebe hat den Todesstoß erhalten.

„Ich muß fort, entschuldige mich,“ stammelt er tonlos, „grüße Deinen Mann.“

Um ihre Lippen zuckt es seltsam; ihr Gesicht ist plötzlich fahl geworden.

„Wann gehst Du?“

„Ich weiß nicht, wahrscheinlich morgen — vielleicht noch heute mit dem Nachtzug nach Hamburg; ich danke Dir für Deinen schwesterlichen Rat“ — er legt eine bittere Betonung auf das Wort „schwesterlich“, — „leb wohl!“

Seine Stimme bricht — er wendet sich ab, um die Thränen zu verbergen, die seinem Aug' entquellen, heiß, unaufhaltsam, schmerzlich, und geht.

Sie macht Miene, ihm die Hand zu reichen, eine leichenhafte, müde, kalte Hand, aber ihre Bewegung ist so schwerfällig, so langsam, daß er sie nicht mehr bemerkt — er stürzt nur fort, wie ein angeschossenes Wild, das noch ein paar Sätze thut in rascher Flucht, ehe es verendet.

Draußen an der Treppe steht er still; der kühle Luftzug, der durch ein offenes Fenster des Vestibüls über seine heiße Stirn streicht, erinnert ihn daran, daß er seinen Hut vergessen — so kann er ja nicht auf die Straße. Er sammelt sich, wischt sich die Augen, fährt sich mit der Hand durch die wirren Locken, dann geht er leise und unsichern Schrittes noch einmal zurück. Sein Hut liegt im Vorzimmer — er nimmt ihn auf und will unbemerkt gehen. Als er an der Portière ihres Zimmers vorbei kommt, hört er etwas wie ein unterdrücktes Schluchzen, ein seltsamer, halberstickter Klagelaut. Er hebt leise den Vorhang, — da liegt auf dem Boden hingestreckt eine Gestalt, bebend vor verhaltenem Weinen; sie hat ihr feines Taschentuch zwischen den Zähnen, um den Klagelaut zu ersticken, der sich ihrem Munde entringt.

Was ist das? Er steht wie erstarrt, ist sie's, die kalte, ruhige, vernünftige Frau? Ein Gefühl jubelnder, seliger Freude überkommt ihn, er möchte zu ihr hinstürzen, sie an sich reißen, sie mit sich forttragen, hinaus in die weite Welt; aber etwas anderes steigt in ihm auf, vor dem sich selbst seine Liebe beugt, eine große, hehre, noch nie gekannte Empfindung: Er darf nicht kleiner sein als sie. Er fühlt, es gibt einen Sieg, der größer ist als selbst die Liebe, einen Sieg, der mehr als die Welt, der das eigene Ich überwindet. Sie hat eine That der Selbstverleugnung vollbracht, die er nie für möglich gehalten hätte; er darf sie nicht um den Siegespreis bringen.

Leise, ohne daß sie ihn bemerkt, schließt er den Vorhang, er geht mit einer erstorbenen Lebenshoffnung, aber aus der Asche seines Glückes schwingt sich der Engel mit der Siegespalme des Ueberwinders.

*

Als am Abend der Gatte nach Haus kommt, ist das Angesicht seines Weibes wieder klar, ruhig, zufrieden. Einen Augenblick lang drohte das Herz aus seinem Takt zu kommen, nun geht es wieder seinen alten, gleichmäßigen Perpendikelgang, ohne Schmerz, ohne Lust — in dumpfer Gleichgiltigkeit — es wäre so schön gewesen, so süß, so mild, so poetisch, aber dies dumme, pflichttreue, gesunde Herz hat auch dies überwunden.

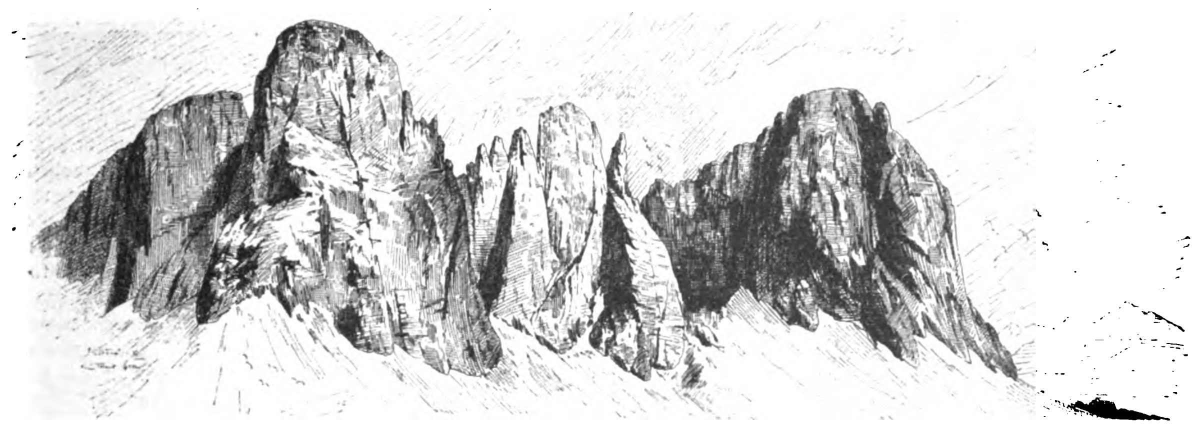
Wie sie dann so still beisammen sitzen, die zwei ernsten, verständigen Leute, da sagt sie im Lauf des Gesprächs: „Apropos, ich vergaß Dir zu sagen, daß Robert heute da war — er wollte sich Rats bei mir holen; er hat ein Anerbieten für eine große Konzerttournée nach Amerika. Ich riet ihm natürlich, zu gehen — er will heute oder morgen nach Hamburg.“

Da sieht ihr der Mann lange forschend in die Augen, in deren reiner Flut es seltsam schimmert:

„Ich weiß, Robert war heute bei mir auf dem Bureau und nahm Abschied.“

Er legt ihr die Hand auf den Kopf und zieht sie liebevoll an sich: „Gott segne Dich — Du braves, braves Weib!“

Da bricht es wie ein Schrei aus dem Munde der Frau — laut aufschluchzend klammert sie sich an die Brust ihres Mannes. Das Wort vertrauender Liebe löst die künstliche Erstarrung ihres Herzens; nun schlägt es hilflos wie das eines Kindes, aber auch in reuiger, neuerwachter Liebe dem Gatten entgegen.



Grohmannspitze, 3110 Meter. Fünffingerspitze, 2980 Meter. Langkofel, 3178 Meter.

Eine Besteigung der Fünffingerspitze.

Von

Emil Terschak.

(Mit Illustrationen nach Originalen des Verfassers.)

Es war am 19. September 1892 als ich die Station Waidbruck an der Brennerbahn verließ, um durch das langgestreckte, schöne Grödener Thal über St. Ulrich und St. Christina die Regensburgerhütte in der Geislergruppe zu erreichen. Am 17. September führte ich mit Fritz Fistill, autorisirtem Bergführer von St. Ulrich, die Besteigung des Fermedaturmes (2867 Meter) aus, am 18. September trat schlechtes Wetter ein, doch klärte es sich gegen Abend vollständig auf, und bestimmte ich für den 19. September die Fünffingerspitze. Wir gingen wieder zurück nach St. Christina und weiter nach Santa Maria in Wolkenstein, woselbst wir nächtigten.

„Steh auf, Herr, Zeit is!" Diese Worte, mit einem heftigen Gepolter gegen die Thüre, weckten mich um drei Uhr dreißig Minuten aus dem festen, traumlosen Schlaf und fünf Minuten später war ich bereits drunten in der gemütlichen Stube des Wirtshauses zur Post. Nach einem eintönigen „Guten Morgen" richteten wir unsere Rucksäcke zusammen; welcher Reiz liegt doch in solchen nächtlichen Vorbereitungen, sie bleiben das ganze Leben lang haften. Jeden Sommer erleben wir in dieser Beziehung das Gleiche, und doch bleibt es immer neu. Ein Kaffee, so gut, wie ich noch nie in Tirol getrunken, machte uns wieder frisch, und bei dem ersten Zug aus der Cigarre brach bei mir und Fistill der Humor der vergangenen Tage wieder ungemindert hervor. Da wir mit Herrichten des Proviants ziemlich lange zu thun hatten, kamen wir erst um vier Uhr fünfundzwanzig Minuten fort. Ein eisig kalter Wind unten, oben ein wolkenloser Himmel, besät mit unzähligen, glitzernden Sternen. Leicht surmte der Wind in den schwankenden Wipfeln der dunklen Fichten, sonst überall eine unendliche Ruhe, nur unterbrochen von dem murmelnden Rauschen des Baches. Gigantisch heben sich die schwarzen Silhouetten der Berge vom Himmel, gleich riesigen Denkmälern, die sich die Natur selbst gesetzt. Langsam und stetig schritten wir aus; vorne der Führer mit der schwankenden, kurze Lichtkreise werfenden Laterne, hinten der Tourist, den Pickel unter dem Arm, die Hände in den Taschen, beide kräftig rauchend. Manchmal hörten wir Geklapper auf dem steinigen Wege, dann stand plötzlich eine dunkle Gestalt vor uns, ein zur Arbeit gehender Bauer, welcher uns blöd aus dem verschlafenen, ungewaschenen Gesicht anglotzte. Hier und da war eines der kleinen Fenster in den Häusern erleuchtet, grellblendende Streiflichter über Wiese und holperigen Weg werfend; nach dem Passiren dieser lichtbeschienenen Punkte hatten wir immer das Gefühl, in völliger Finsternis zu sein. Schwach hellte sich der Himmel gegen Osten im kalten Schimmer auf, schärfer wurden die vorliegenden Berge und

Traversirstelle in die Eisrinne.


† Traversirstelle, wo Stücklen und Innerkofler abgestürzt.

immer bleicher die Sterne, nur die großen, leuchtenden Himmelskörper strahlten noch im funkelnden, unbesiegten Glanze.

Leicht steigend zieht sich der Weg durch den mälich schütter werdenden Wald zur Höhe des Sellajoches hinauf, und bald treten die Bäume nur noch als kleine Inseln auf Wiesen hervor, dazwischen unregelmäßig zerstreut verwetterte Heustadel. Leichter Frostreif liegt über den herbstlich gefärbten Rasen, und im kalten, erstarrten Grase steht überall Edelweiß. Gefrorene Tautropfen hängen an den Augen der Blume, als weinte sie um ihren Geliebten, den Sommer. Mehr und mehr schwinden die Schatten der Nacht; im kalten, grauen Morgenlichte baut sich rechts das trotzige, würfelartige Massiv des Langkofels auf, links die schroffen, abgehackten Wände eines Teiles der Sellagruppe. Im Hintergrunde fangen die Geislerspitzen leicht im Scheine der aufgehenden Sonne an zu erglühen, und plötzlich, mit einem Schlage, treffen die Strahlen der Wärmespenderin auch die äußersten Zacken des Langkofels und der Grohmannspitze.

„Du, Fistill, was ist denn das für ein wild zerrissenes, uneinnehmbar aussehendes Zeug zwischen Langkofel und Grohmannspitze? Sollte ‚sie' das sein?" — „Ja, Herr, — das ist ‚sie!'" Und wie um die Worte Fistills zu illustriren, war auf einmal die ganze Langkofelgruppe blutrot beleuchtet. Schon vom Sellajoch sieht die Fünffingerspitze (2980 Meter), diese in genannter Gruppe stolz, gewaltig aufstrebende Partie, sehr schlecht aus; völlig senkrecht, dabei furchtbar zerrissen und die Rinnen, welche die Wände durchfurchen, oft auf 6 bis 10 Meter unterbrochen. Ein großes Kar zieht sich von Wänden herunter, besonders in der obern Hälfte sehr steil werdend. Schon waren wir von den Strahlen der Sonne erreicht und kostete uns das Ueberschreiten des lebendigen, rollenden Bodens manchen Schweißtropfen. Wirft man einen Blick zurück, so ist man gefesselt von dem prächtigen Anblick der Königin der Dolomiten; weiß, schillernd und blitzend, wie ein Palast der Eisjungfrau, liegt die Marmolada (3360 Meter) vor dem trunkenen Auge.


Kletterstelle oberhalb der Daumenscharte.

Nachdem wir bis zu dem vorletzten Felskopf gekommen, der sich ins Kar herunter schiebt, machten wir Rast, um zu frühstücken. Von längerm Verweilen wollte Fistill nichts wissen; nur das Nötigste wurde in den Rucksäcken gelassen, das Ueberflüssige deponirten wir unter einem überhängenden Felsen. Es ist ein mühsames Stück Arbeit, übers scharfe Geröll hinauf zu kommen, aber schließlich wurde doch in kurzer Zeit der Einstieg in den Wänden erreicht. Um acht Uhr zehn Minuten begann die Kletterei, und um rascher vorwärts zu kommen, zogen wir die Kletterschuhe gleich hier an.

Am 6. September verunglückte Egon Stücklen mit seinem Führer Sepp Innerkofler an der Fünffingerspitze, und stand

ich doch etwas unter dem Einfluß der Katastrophe, da ich die Tour dreizehn Tage nach dem Unglück ausführte. Die Spitze war seit zwei Jahren auf meinem Programm und wollte ich dasselbe absolut nicht ändern, aber ich gestehe es offen ein, daß ich noch nie unter solch traurigen Eindrücken eine Besteigung durchführte.

Nach circa zehn Minuten Steigen fanden wir die Schuhe Sepps und sein Führerbuch, er beging also den unverzeihlichen Fehler, bei Neuschnee in Kletterschuhen zu gehen. Unmittelbar hinter der Stelle, wo wir die Schuhe fanden, kommt eine ziemlich kritische Wandstufe zu überklettern, welche wir aber mit dem Seil rasch überwältigten. Einigemal gingen wir links auf den Grat hinaus, um in den großen Kamin hinunter zu sehen, und entdeckten auch bald verschiedene Gegenstände, welche die beiden verunglückten Bergsteiger im Sturze verloren. Nun geht's ganz leicht über schroffige Felsen gegen die Daumenscharte hinauf; nach dem Ueberschreiten von einigen glatten Platten liegt die erste Traversirstelle gut übersehbar vor Augen. Hier stürzten die beiden ab; zuerst im weiten Bogen auf die jenseitige Wand schlagend, dann abprallend wieder herüber, um endlich mit furchtbarer Wucht in das grobsteinige Geröll hinunter zu schlagen. Die Höhe des Sturzes mag 500 bis 600 Meter betragen. Die ganze Kletterei über die erste Traversirstelle ist für den geübten Hochtouristen nicht von besonderer Schwierigkeit, da die Tritte und Griffe ausgezeichnet sind, aber bei Neuschnee und vereisten Felsen glaube ich nicht, daß es möglich ist, hinüber zu kommen. Und selbst wenn eine Partie unter solchen Verhältnissen die Spitze erreichen sollte, so nenne ich das keine alpine Errungenschaft, sondern habe dafür einen ganz andern Namen.



Das „Fensterl“ an der Fünffingerspitze.

Wir traversirten rasch in die Daumenscharte hinein, oben von einem eisigen Winde empfangen; nun stiegen wir in die südöstlichen Wände ein, und was jetzt weiter kommt, läßt sich mit Worten nicht gut beschreiben. Wände, beinahe senkrecht, manchmal etwas überhängend, stets bis aufs äußerste exponirt. Die Griffe und Tritte sind bis zum Grat hinauf gut, aber oft so klein, daß man für Hand und Fuß kaum Platz findet. Das gefährlichste an der ganzen Tour ist das Ueberklettern des Grates; hier wird das Gestein morsch und krank, dazu die exponirte Stellung mit circa 700 Meter Luft unter sich, und der Blick fällt durch die gespreizten Beine ins Langkofelkar hinunter. Der Führer kann, im Falle der Tourist stürzt, nicht helfen, da er selbst wie an die Felsen geklebt hängt; ob der eine oder der andere stürzt, bleibt sich ganz gleich, immer reißen sie sich gegenseitig in die Tiefe. Der geringste Ruck vom Touristen am Seil, und zwei Menschenleben sind verloren. Sehr oft konnten wir uns nicht sehen, da wir gerade bei den schlechtesten Stellen auf 18 Meter Seil stiegen, ein jeder von uns war ganz auf sich selbst angewiesen.

Langsam und vorsichtig nahmen wir den ver . . . . Grat; bald darauf kommt eine unheimliche Traversirstelle mit direktem Einstieg in die sehr steile Eisrinne. Im untern Teil der Eisrinne lag noch Schnee, so daß wir uns Tritte stampfen konnten, aber weiter oben wurde die Schneedecke auf dem Eise immer dünner und war Fistill gezwungen, Stufen zu schlagen. Ich werde die Situation mein Leben nie vergessen. Ich stand unmittelbar am Bruch der Rinne, mit dem Blick seitlich ins Langkofelkar hinunter; die linke Hand fest in einen Riß der linksseitigen Felsenwand gezwängt, den linken Fuß leicht auf den Schnee gedrückt, die rechte Hand und den rechten Fuß tief im Schnee vergraben. Der Wind, welcher die Rinne herabfuhr, peitschte mir die von Fistill losgeschlagenen Eis- und Schneebrocken mit erschreckender Gewalt über Kopf und Körper. Um wenigstens das Gesicht zu schützen, sah ich fortwährend in die furchtbare Tiefe hinab zum Langkofelkar. Nur zehn Minuten, aber ich glaubte, es wäre eine Ewigkeit. Endlich erscholl von oben der keuchende Ruf: „Auf!“ Nun kommt ein ziemlich steiles, aber gut gehbares Band; am Ende desselben ist ein großer Felsblock, das sogenannte „Fensterl“ eingeklemmt, unter welchem wir durchkrochen, und bald darauf war die von einem gut erhaltenen Steinmann gekrönte Spitze erreicht, eine Spitze so groß, daß man bequem ein mittleres Bauernhaus hinaufstellen könnte. Es war elf Uhr zwölf Minuten, wir brauchten also inklusive Rasten, vom Einstieg in den Wänden bis zur Spitze, drei Stunden zwölf Minuten.

Ueber die Aussicht möchte ich nicht zu viel sagen, da sonst vielleicht andere dadurch hinaufgelockt werden; ich bemerke nur, daß dieselbe so eigenartig ist, wie ich noch selten Aehnliches sah.

Unter den paar Karten, welche auf der Spitze sind, fand sich nicht die geringste Notiz von Stücklen und Innerkofler

vor. In einem kleinen Blechbüchschen entdeckte ich ein originelles Geschenk des Herrn Wagner, von der Sektion Prag des D. Ö. A. V., nämlich zwei Cigarretten mit Zündholz und einem Begleitschreiben, in welchem er sagt, daß sich sein Nachfolger und dessen Führer die Cigarretten gut schmecken lassen sollen. Das haben wir auch gethan, und hinterlegte ich für meinen Nachfolger ebenfalls zwei Cigarretten. Leider konnten wir nicht lange auf der schwer errungenen Spitze bleiben; nachdem ich meine Karte deponirte, begannen wir wieder, zusammengeseilt, den grausigen Abstieg, den ich zum zweitenmal nicht mehr machen werde!

Um drei Uhr fünfundvierzig Minuten kamen wir aus den Wänden heraus; schwer aufatmend seilten wir uns auseinander und begannen sofort im großen Kamin wieder hinauf zu klettern, um die Gegenstände, welche die Abgestürzten verloren, zu suchen. Wir fanden beinahe alles, jedenfalls mehr, als uns lieb war. Die Uhr Stücklens geht noch ab, ebenso der Pickel des Führers; ein Stück des Pickelstieles, abgebrochen wie ein Zündholz, steckte zwischen den Felsen, aber Haue und Spitze waren nirgends zu finden. Während Fistill die gefundenen Gegenstände zusammenrichtete, fuhr ich mit unserem Gepäck in dem raschesten Tempo über das Geröll ab, da ich unten, wo die Wiese ans Geröll grenzt, noch die Fünffingerspitze zeichnen wollte. Ich setzte mich, nahm mein Skizzenbuch und fing an; ja, der Wille war da, aber die Finger! Es blieb mir nichts übrig, als das schon so oft mit Erfolg angewendete Mittel wieder zu benützen, nämlich den Daumen, Zeige- und Mittelfinger mit Seidenpapier zu umwickeln, die Zähne aufeinander zu beißen und als Zauberformel die Worte: „Es muß gehen!“ zu sprechen, und es ging. Schon lange war ich fertig, als Fistill über das Kar zu mir herunter kam, und jetzt erst konnte ich ihm für die treuen und ausgezeichneten Dienste des heutigen Tages danken. Für den Charakter meines brillanten Führers ist seine Antwort sehr bezeichnend:

„Lieber Herr! Da braucht's keinen Dank, wir waren ja beide ganz auf einander angewiesen!“

Um sieben Uhr vierzehn Minuten war Wolkenstein wieder erreicht. Zur Ausführung der Tour brauchten wir im ganzen vierzehn Stunden fünfzehn Minuten. Für Rasten, Zeichnen und Suchen drei Stunden abziehen, bleiben elf Stunden fünfzehn Minuten.

Nun noch einige Worte über die Fünffingerspitze selbst. Der Berg gehört unbedingt zu den gefährlichsten in unseren Alpen, und ich schließe mich den Worten Santners und Schmitts aus vollster Ueberzeugung an: „Nicht um die Millionen Rothschilds gehe ich mehr hinauf.“ Einmal kann man ja so etwas machen, der Hochtourist muß eben alles kennen lernen, um Vergleiche ziehen zu können; aber ich glaube, es gibt keinen Bergsteiger, der ein zweitesmal hinaufgehen wird. Der Berg stellt an den Besteiger ganz außerordentliche Forderungen, Forderungen, welche oft geradezu verblüffen. Gerade bei solchen Touren wie die Fünffingerspitze überschätzt man sich leicht; wir haben ja den Beweis, daß eine solche Ueberschätzung oft mit der gräßlichsten Katastrophe enden kann.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß unser schöner Sport schon seit geraumer Zeit bedenklich krankt. Leider wird in gewissen Kreisen mit souveräner Nichtachtung von gefährlichen Touren gesprochen, und werden ungeübte Anfänger durch diese Verkleinerung der Gefahren der Alpen zu Wagnissen verführt, welche weit über ihre Leistungsfähigkeit gehen.

† Wo die Leichen Stücklens und Innerkoflers gefunden wurden.

Siegmund und Sieglinde.

(Hiezu das Bild Seite 695.)

Unser Bild führt uns eine wohlbekannte Episode aus dem ersten Akte der Walküre vor. Der vor seinen Feinden flüchtige Siegmund ist waffenlos und ohne zu wissen, wo er sich befindet, am niedersinkenden Abende zur Hütte des finsteren Hunding gelangt. Der Hausherr ist nicht daheim, und in dessen Abwesenheit nimmt ihn die liebliche Hausfrau Sieglinde auf und erlabt ihn durch einen Trunk Met. Die herrliche Gestalt des Flüchtigen zieht die einem ungeliebten Mann vermählte Sieglinde mächtig an, und es knüpft sich zwischen den beiden jugendschönen Menschen ein Band, bis der finstere Hunding erscheint, sein Weib fortschickt und den Fremden mit harten Worten anläßt. Nachdem sich aber der Hausherr zur Ruhe begeben, kommt Sieglinde zurück und es entspinnt sich zwischen ihr und Siegmund eine herrliche Liebesscene, die damit endet, daß Siegmund das tief in den mitten in der Hütte stehenden Baum gebohrte Schwert herauszieht und zugleich mit ihm, das er Nothung nennt, auch Sieglinde, die er als seine Schwester erkannt hat, gewinnt. Aber der Bund war den beiden Geschwistern verhängnisvoll. Die Götter zürnten ihnen wegen ihrer verbrecherischen Liebe, und wenn auch Wotan anfangs geneigt war, ihnen beizustehen, so fügte er sich doch den Wünschen seiner über die Verletzung der heiligen Ehe ergrimmten Freia. Siegmund fällt in dem Kampfe mit Hunding, und die trostlose Sieglinde wird Mutter eines Knaben, der den Namen Siegfried erhält, der letzte und größte Wälsung.

Der schweizerische Bundespräsident C. Schenk.

Der Mann, den die schweizerische Bundesversammlung am 15. Dezember zum Bundespräsidenten für das Jahr 1893 wählte, hat dieses höchste Ehrenamt der schweizerischen Republik schon fünfmal verwaltet, nämlich in den Jahren 1865, 1871, 1874, 1878 und 1885. Es ist also zum sechstenmal, daß ihm diese Würde zu teil wird, eine Thatsache, die sich nicht allein daraus erklärt, daß Schenk seit 1864 immerwährend Mitglied des Bundesrates war, sondern viel mehr aus dem Zutrauen, das sein mannhafter Charakter und seine staatsmännische Erprobtheit den Vertretern des schweizerischen Volkes einflößen. Und wenn, wie es allen Anschein hat, in nicht ferner Zeit die direkte Wahl des Bundesrats durch das Volk wird eingeführt werden, so wird sich alsdann zeigen, daß gerade Schenk eigentlicher Volksmann und namentlich aber in seiner Heimat Bern, dem mächtigsten Kanton der Schweiz, der populärste der Bundesräte ist. Diese seine Volkstümlichkeit beruht jedenfalls auch darauf, daß er so recht aus dem Volke hervorgegangen ist. Er wurde als Sohn des im Emmenthalschen Dorfe Signau heimatberechtigten Mechanikers Chr. Schenk am 1. Dezember 1828 geboren und brachte als bestes Erbgut solcher Abstammung eine außergewöhnliche körperliche Kraft, eine eiserne Gesundheit mit, die sich bis auf diesen Tag bewährt hat.



C. Schenk, schweizerischer Bundespräsident für das Jahr 1893.

Das soviel mißbrauchte Wort „wohlgeboren“ war in Bezug auf denjenigen keine Phrase, an dem sich nun so glänzend erweisen sollte, wie gut in einem kerngesunden Leib auch der Geist sich zu entwickeln vermag. Freilich war es nicht eine Entwicklung ohne Stürme und teilweise eine Entwicklung gegen den Geist der betreffenden Erziehungsinstitute, des von Kullen und den Gebrüdern Paulus in Kornthal und auf dem Salon bei Ludwigsburg (1832—1839). Auch auf dem Gymnasium der Stadt Bern und an der daselbst neugegründeten Hochschule studirte Schenk (1839 bis 1845). In seinem Abiturientenzeugnis für die Universität sollen die sein Wesen zusammenfassenden Worte gestanden haben: Excellens in vitiis et virtutibus. Unter den „vitiis“ darf man sich aber nichts anderes vorstellen, als die Streiche des Uebermutes, welche den Ueberschuß kraftvoller Naturen bedeuten.

In den Jahren 1845 bis 1855 war Schenk Pfarrvikar und Pfarrer in verschiedenen Gemeinden seines Heimatkantons, 1847 machte er den kurzen Sonderbundsfeldzug als Feldprediger mit. Aber auch in der Studirstube wie in der Dorfkirche blieb er der Mann, der seinen geistigen Horizont weit über die enge Umgebung hinaus ausdehnte und außerdem frisch im Leben zugriff, wo es eine gute Sache galt. Als Beleg für letzteres nur ein Beispiel. Ein französischer Ringer war ins Land gekommen und hatte prahlerisch, als „Unüberwindlicher“, die Bauernsöhne herausgefordert und auch wirklich die stärksten einen um den andern auf den Rücken gelegt. Das wurde im Pfarrhaus gemeldet; da wallte in dem starken jungen Pfarrer sein Emmenthaler Schwingerblut! er ging hin und unter dem Jubel seiner Pfarrkinder streckte er den Unüberwindlichen in den Sand und rettete so die Landesehre. In den bewegten Jahren kantonaler bernischer Politik (1855 bis 1863) wurde der Pfarrer und Dr. phil. Schenk zum Mitglied des bernischen Regierungsrates gewählt und zum Regierungspräsidenten in den Jahren 1858, 1860 und 1862. Die bernische Armengesetzgebung, ein außerordentlich wichtiges Werk, war eine Schöpfung Schenks und durch sie wurde die ganze Schweiz auf die hervorragende staatsmännische Befähigung des durch und durch freisinnigen bernischen Regierungsmitgliedes aufmerksam. So wurde Dr. Schenk 1857 Mitglied des Ständerates, 1863 Präsident desselben und dann, was wir bereits oben erwähnten, 1864 Bundesrat.

Die Geschäftsverteilung im schweizerischen Bundesrat ist derart, daß Mitglieder, welche dieser Behörde längere Zeit angehören, nach und nach in allen Departements zu arbeiten haben und man daher die Verdienste und Leistungen des einzelnen nicht so genau ausscheiden kann. Meistens war das Departement des Innern Dr. Schenks besonderes Arbeitsgebiet, in den Präsidentschaftsjahren aber vertrat er die äußere Politik, so namentlich im Jahre 1871, welches der Schweiz bei Aufrechterhaltung ihrer Neutralität (Internirung der 80,000 Mann starken französischen Ostarmee) ernste Aufgaben stellte, denen ihr Präsident sich vollkommen gewachsen zeigte. In der inneren Politik aber ist Schenk bis auf diesen Tag der berufene und zuverlässige Hüter des freisinnigen, demokratischen Gedankens. Das macht den Wert dieses ganzen Mannes aus, daß er seinen Jugendidealen und der freisinnigen

Partei der Schweiz in einem langen, bewegten, staatsmännischen Leben mit jeder Faser treu geblieben ist. Und diese Treue scheint ihm die Natur gelohnt zu haben, indem der nun bald siebenzigjährige Mann mit dem löwenartig kühnen Ausdruck in seinem ebenso freimütigen als liebenswürdigen Antlitz noch jetzt in Haltung und Bewegung Jünglingsfrische zeigt, jene ungebrochene Kraft, die nur der sich bewahrt, dem seine Ideale nicht gestorben sind. **J. V. Widmann.**

Quer durch Skandinavien.

Von

Karl Kollbach.

(Hiezu das Bild Seite 657.)

Schon seit dem Morgen durchschneidet unser Dampfer die bläuliche Flut des Mjösensees, und jetzt, am späten Nachmittag, gleiten noch immer zu beiden Seiten die hohen Berggestade an uns vorüber.

Bereits senkt sich der Abend auf die einsame Landschaft herab, und von den Gebirgen weht ein kühler Hauch; da schließt sich vor uns die Fläche des Sees, flache Ufer bezeichnen die Ablagerungsstätte des einmündenden Gebirgsflusses und an den Seitengehängen des östlichen Bergzuges grüßen zwischen Aeckern und Baumgruppen und auf grünem Wiesenplan die bunten Holzhäuser und die freundliche Kirche des Ortes Lillehammer.

Eine halbe Stunde später stehen wir vor dem Gasthause. Wie alle übrigen des Ortes besteht das ganze Gebäude nur aus Holz, gewährt aber in seinem frischen Anstrich, mit seinen blanken Fenstern, seinen weitläufigen Höfen und Stallungen einen recht stattlichen und behäbigen Eindruck.

Wir mieteten uns hier einen offenen Landauer mit zwei prächtigen Pferdchen, und so, im bequemen Gefährt, hinter uns aufgeschnallt die mächtigen Heubündel und Hafersäcke für die viertägige Reise, ging es am frühen Morgen lustig in die herrliche Gebirgswelt hinein.

Eine wundervolle Herbstfärbung ruhte auf den Waldungen, welche die Bergmassen zu beiden Seiten des Thales umhüllen. Zwischen das dunkle Grün der weiten Tannenforste mischt sich helles Frühlingsgrün, leuchtendes Gelb und, seltsam zerstreut, purpurnes Rot wie von blühenden Ginstern und Feuerdorn. Als wir später die Berge bestiegen, erkannten wir, daß es Birken und eine nordische Pappelart waren, die diese herrlichen Farbentöne erzeugten. Kühle, feuchte Sommer erhalten hier in Skandinavien, besonders an der Westküste, dem Laube seine ursprüngliche hellgrüne Färbung. Im früh eintretenden Herbste wirkt nun bereits die erste kalte Nacht auf das Gewebe der Blätter, und nach wenigen Tagen beginnt das wundervolle Färben der Wälder, an dem neben den genannten Baumarten Ahorn, Him- und Brombeeren und zahlreiche niedere Kräuter ihren Anteil haben. Einen wohlhäbigen und saubern Anblick gewähren die weit zerstreut liegenden Ortschaften des Thales.

Die bunten, wohlgezimmerten und oft mit reichem, altertümlichem Schnitzwerk versehenen Wohnhäuser, mit schweren Bohlen oder viereckigen glänzenden Schieferplatten als Bedachung, die zierliche Holzkirche mit spitzem Turme, die zahlreichen auf Pfählen oder mächtigen Steinblöcken frei stehenden Scheunen und Heuschober, alles zeugt von Fleiß und Ordnungssinn. Nur in den höchstgelegenen Gebieten werden die Wohnstätten ärmlicher und gedrückter und verschwinden mit ihren niederen Eingängen und kleinen Fensterchen fast unter der schweren Rasenbedachung, welche ein Polster grünenden Mooses überzieht.

Eigenartig, wie ihre Wohnstätten, sind die Bewohner dieses Gaues. Fast unvermischt, bedeutend reiner wie bei uns zu Lande, erhielt sich hier ein alter germanischer Volksstamm.

Wer könnte hier diese großen, kräftigen Gestalten mit den blauen Augen und blonden Haaren anschauen, ohne ihrer Urväter zu gedenken, der Normannen, deren Thaten Sage und Geschichte gleichmäßig verherrlichen. Jahrhundertelang waren sie der Schrecken Europas. Als wilde Seeräuber zogen sie unter ihren Königen und Häuptlingen auf den schnell segelnden und von zahlreichen Rudern getriebenen Fahrzeugen durch alle Meere Europas. Aber bei allen Kämpfen der normännischen Häuptlinge und Könige unter einander und den Fehden mit den Bruderstämmen der Schweden und Dänen blieb dies Volk von anderen als germanischen Einwanderungen und Unterwerfungen verschont; denn die finnischen Völker, die einst die Herren des Landes gewesen und — nach manchen Andeutungen altnormännischer Ueberlieferungen zu urteilen — ursprünglich auf einer höheren Gesittungsstufe gestanden hatten als nachher, wurden von dem Andrang der Germanen in die verlassensten Thäler des unwirtlichen Nordens zurückgedrängt. So sanken sie herab und verkümmerten, und Vermischungen zwischen ihnen und den Germanen gehörten zu den Ausnahmen. Dagegen kamen jahrhundertelang später die Norweger unter die drückende Herrschaft der Dänen, auf die erst Anfang dieses Jahrhunderts die Vereinigung mit Schweden folgte. Aber so wenig auch heute die letztere für die Nachkommen der alten Normannen ein Druck, so groß vielmehr das Maß der Freiheiten ist, das sie genießen, so lebt doch nach wie vor in fast aller Herzen der Wunsch nach völliger Losreißung und Selbständigkeit. So erscheinen alte Charakterzüge der Urväter heute noch lebendig und der demokratische Sinn, die weitfordernde Freiheitsliebe und der unaustilgbare Hang zur Selbständigkeit wohnen noch heute jedem norwegischen Bauern inne. In seinen Landen entfaltete sich nie eine drückende Feudalherrschaft, hier kannte man nie, wie in dem benachbarten Schweden, einen mächtigen und einflußreichen Adel; in Norwegen war und blieb jeder allezeit sein eigener Herr und Knecht.

Während wir so mit unserem schnellen Gefährt durch das einsame Thal dahinflogen und ich der fernen Vergangenheit gedachte, war es mir oft, wenn ich einen Blick in die Lande hinaus warf, als trete sie frisch und lebendig wieder in die Gegenwart zurück. So oft wir an einer Ansiedlung vorübereilten, mußte ich der Aehnlichkeit gedenken, welche sie mit den Wohnplätzen der alten Germanen, soweit die Ueberlieferungen und die Phantasie sie sich uns vorstellen lassen, bewahrte. Auf Bildern sehen wir oft ideale Darstellungen der Wohnungen unserer Vorfahren, die niemals der Wirklichkeit entsprochen haben werden. Dagegen glaube ich, daß erstere wenig von den Höfen verschieden waren, die heute noch die abgelegenen Thäler von Norwegen bergen. Die schweren Balken, das moosgedeckte Dach mit dem stattlichen Schmuck der Elch- und Renntiergeweihe, der wärmende Herd, mit den lodernden Holzscheiten, die an den Wänden hängenden Pelze von Wolf und Bär, die kleinen Aecker mit Hafer und Gerste und mitten drinn wohl zuweilen noch die verkohlten Stümpfe des gerodeten Waldes, die primitiven Pflüge und Schlitten, das in der Umgebung weidende Vieh, welches am Abend zum Melken herbeieilt, im Hintergrund die unermeßlichen Wälder, und endlich die großen, urkräftigen Gestalten der Männer und Frauen und die mit den Schafen und Ziegen in urwüchsiger Frische um die Wette sich tummelnden blondlockigen, blauäugigen Kinder, alles dies vereinigte sich vor meinem Auge zu einem rechten Bilde aus der alten germanischen Vorzeit, deren Spuren die Kultur des deutschen Vaterlandes und der Wechsel seiner Schicksale längst und gründlich verwischte.

Der bequeme Wagen, der freundliche, zuvorkommende Kutscher und die vorzügliche und preiswürdige Verpflegung in allen Stationen erhöhten uns den Genuß an alle dem, was die Fahrt Schönes bot. Wir ließen uns morgens frühzeitig wecken und fanden dann unten im Saale jedesmal eines jener Frühstücke bereitet, welches den Feinschmecker ebensowohl



Romsdalen, Norwegen. Nach einer Photographie.

wie einen Vielesser befriedigen müßte und wert wohl wäre, mit idyllenhafter Liebe und Ausführlichkeit gepriesen zu werden.

Nach solcher Stärkung ging's dann hinaus in die tauperlende Landschaft, während die Nebel langsam von den Wiesen emporstiegen und in weißen Bändern an den hohen Bergen emporwallten.

Am Vormittage gab's eine kurze Rast und mittags bogen wir in einen der großen reichen Bauernhöfe ein, welche zugleich Gasthaus und Wagenstation sind.

Nach zweistündigem Aufenthalt ging's weiter und abends trafen wir dann frühzeitig im Nachtquartiere ein, so daß zu einem kleinen Spaziergang vor dem Abendbrot hinlänglich Zeit blieb.

Am Nachmittage des zweiten Tages seit unserer Abfahrt von Lillehammer ließen wir ausspannen und machten einen Ausflug auf das nahe Gebirge.

Allmälich stieg, indem wir höher kamen, bereits eines der gewaltigsten Massive dieses norwegischen Hochfjelds, das noch wenig erschlossene, riesenhafte Jotunheim über unermeßlichen braunen Bergmassen in blendend weißer Klarheit in den Gesichtskreis.

Von den letzten Sonnenstrahlen übergossen, glühten seine weiten Schnee- und Firnfelder, seine tafelförmig sich ausbreitenden Riesengletscher durch die Lücken eines festen Gewölks, dessen Ballen sich hoben und senkten und endlich den größten Teil dieser wunderbaren Hochburg des Nordens unseren staunenden Blicken enthüllten.

Erst in tiefer Dunkelheit erreichten wir abends unser gastliches Quartier.

Den andern Morgen gelangten wir im Thale an die Stelle, wo der Abfluß dieser großen Schnee- und Gletschergebiete, die wilde, grüne Otta ihre tosenden Fluten mit den bräunlichen, stillen des Lougenflusses vermengt. Letzterer ist der wasserärmere; aber da er dem Laufe der großen Thalsenke folgt, die bewohnten Gebiete durchströmt und die Hauptrichtung einhält, gilt sein Name als der maßgebende bis herab zum Mjösensee. Dieselbe Erscheinung finden wir ja auch so häufig in den Alpen, wo der stärkere, aus enger Schlucht hervorbrechende Zufluß, weniger erschlossen und weniger genannt, aus den einsamsten und wildesten Partien des Gebirges mit allen Schrecknissen der Schneeregion herabbraust, während der kleinere der Vereinigung den Namen gibt und in breiter Thalsohle gemächlich zu den Einsattlungen des Hochlandes und den wichtigen Pässen hinausleitet. Indes bleibt auch dem Lougen oberhalb dieser Vereinigung ein harter Kampf mit dem Gebirge nicht erspart. Es war bereits am späten Nachmittag, als wir diese Stelle erreichten, wo er den mächtigen Querriegel des Gebirges in wilder Schlucht durchbricht und damit zugleich den ungeheuren Abhang der mächtigsten Fjeldplateaus herunterschäumt. Hier wird das Thal eng und schließt sich zur finstern Schlucht. Ein dunkler Tannenwald neigt sich über seine Fluten, ungeheure Granitmassen starren empor und dräuen über der unergründlichen Tiefe.

Der Weg ist eingesprengt in das feste Gestein, wunderliche, zerfetzte Baumgestalten recken sich, eingeklemmt in die Ritzen der Felsbrocken, über unserm Haupte. Hier und dort haben Bergstürze wilde Trümmerhaufen von den drohenden, himmelhohen Bergwänden losgerissen, und in verheerendem Wurfe, alles unter sich vernichtend, in die Tiefe gestreut. Häuserhoch, von Moos und Flechten spärlich umkleidet, heben diese Riesenwürfel und zerborstenen Felsstücke ihre bleichen Flächen aus dem düstern Tannengrün, das an ihrem Fuße aufsprießt, und darunter in dem engen Bergspalt tobt der eingezwängte Fluß. Rauschend stürzt er über die gerundeten Granitrücken, die sein Bett durchsetzen, zischend schlägt die milchige Flut gegen die scharfen Kanten des Gebirges, daß der weiße Schaum wie Sprühregen emporwallt. Zuweilen unterbrechen tiefe, ausgewaschene Höhlen, von der grünen kreisenden Flut gefüllt, seinen schäumenden Weg; aber gleich darauf beginnt ein neuer Kampf, und das Getöse und Gebrause der vielen Fälle durchtönt die ganze Tiefe. Ein Sturm erhob sich, als wir die einsame Schlucht durchwanderten, denn den Wagen hatten wir vorausgeschickt. Es war ein Hochgenuß, den wilden Stimmen zu lauschen, mit denen dieser Aufruhr der Elemente das enge Felsenthal erfüllte. Düstere Wolken fegten dicht über die Ränder der grauen Felswände hin, die Stämme ächzten unter dem Druck des Windes, und das Gesause in den Nadelkronen begleitete das Zischen und Brausen aus den Tiefen der Kluft. Inzwischen begann der Regen uns entgegen zu schlagen; aber wir achteten seiner nicht, zogen die Hüte fester an und die Plaids und Mäntel und erreichten bald wieder unsern Wagen und in der Nacht die Skystation Brendhaugen, wo wir bald in wohldurchheizter Stube uns an einem reich besetzten Tische von den Strapazen der Fahrt und Wanderung erholten.

Als wir den andern Morgen in der Frühe um fünf Uhr mit unserm Wagen ausbrachen, herrschte eine für den August selbst in diesem Hochthale ungewöhnliche Kälte. Auf allen Wasserlachen lag eine dünne Kruste von Eis, und die Wiesen schimmerten, reifbedeckt, wie frisch gefallener Schnee. Wir mußten nach kurzer Fahrt aussteigen und durch einen Dauerlauf, dem sich der Kutscher anschloß, die fast durchfrorenen Glieder erwärmen. Allmälich stieg die Sonne höher hinter den schneebedeckten Gipfeln und Bergrücken des Thales empor, und in schneller Fahrt durcheilten wir das einsame moorige Hochthal, aus dessen Hintergrund höher und höher die schneebedeckten Berge von Romsdal hervortraten. Dann senkte sich die Straße; rauschende Gewässer eilten einer tiefen, vor uns sich öffnenden Thalspalte zu, die sich zur Westküste Skandinaviens öffnet. Tief und schroff schneidet sie in die ungeheuren Granitmassen des Gebirges ein. Rauschende Wasserfälle schweben von den steilen Gehängen herab. Immer großartiger, immer gewaltiger entfaltet sich das wundervolle Panorama des Thales, bis am Nachmittage der tiefe Fjord von Molde still und unbeweglich vor uns seinen blauen Spiegel zwischen die Riesenberge von Romsdal breitete.

Holzauktion.

(Hiezu das Bild Seite 585.)

Wir sind in den Waldbergen Hessens, der Provinz Hessen-Nassau, im dortigen prächtigen Buchenbestand, der sich meilenweit ausdehnt, der Stolz des Landes. Dort sitzen in der Nähe des Waldwirtshauses an langer Tafel die „Grünröcke", ein königlich preußischer Oberförster mit seinen Revierförstern und Gehilfen, die ländlichen Kaufliebhaber aus einigen umliegenden Dörfern im blauen Kittel und mit dem derben Knotenstock, die Holzhändler und Interessenten der nahen Stadt. Das Holz, welches geschlagen im Walde liegt, wird hier meistbietend versteigert. Die Holzhändler, ihre von der Forstverwaltung aufgestellten Listen zur Hand, sitzen um den ihnen bekannten Oberförster, welcher die zum Verkauf gelangenden einzelnen Lose laut ausruft. Vorsichtig bietet ein Bäuerlein mit, bald aber steigen die Gebote ins Große, und nur ein paar Händler machen sich noch das Objekt streitig. Manch derbes Scherzwort fällt und die trockenen Kehlen stärkt manch kühler Schluck Bier, mißtrauisch knurrend macht der „Waldmann" des Oberförsters Bekanntschaft mit einem ihm fremden Hund, bis am Spätnachmittag die Versteigerung beendet und das malerische Plätzchen im grünen Buchenwald wieder still ist, wie zuvor. **A. Wagner.**





Schloß des Erzherzogs Albrecht in Arco (Südtirol).

Villa des Erzherzogs Karl Salvator bei Traunkirchen (Salzkammergut).

Sommersitze österreichischer Erzherzoge.

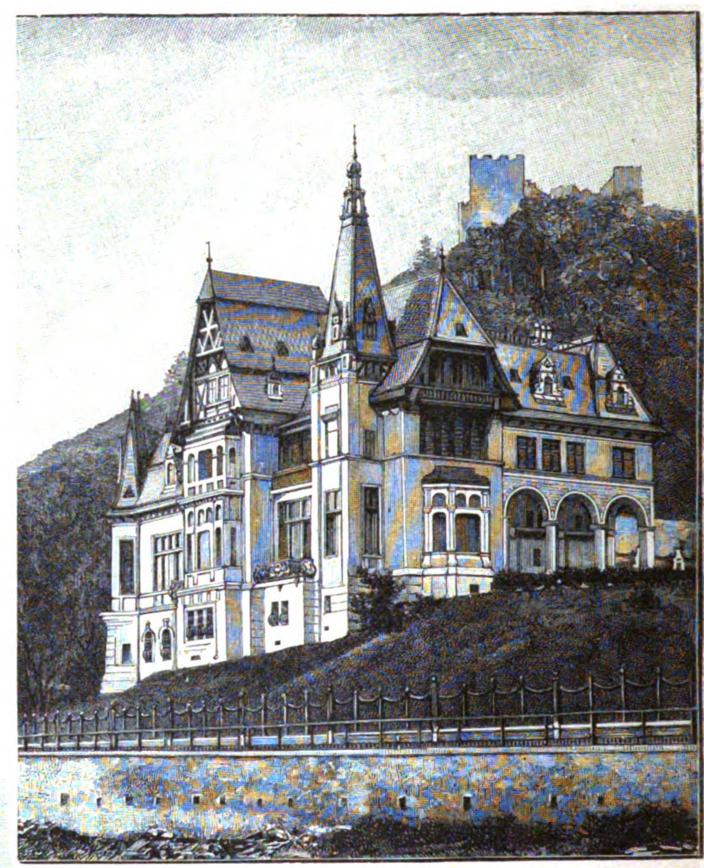
Bis vor etwa dreißig Jahren beschränkte sich der Schmuck, den besonders liebliche oder romantische Landschaften durch architektonische Staffagen erhielten, auf Klöster, alte Schlösser und Burgruinen. Insbesondere die von ausgesprochenem Sinn für das Malerisch-Schöne zeugende Lage der Klöster, teils auf hohen Aussichtspunkten, teils in einsamen Gründen inmitten der Wälder und Wasser, ist eine so auffällige, daß sie niemand, der nicht blind durch die Welt wandelt, entgehen konnte. In den letzten Jahrzehnten ist in die bauliche Ausschmückung der Landschaften ein neues Element getreten: die Villa, das Sommerschloß, die Buen Retiros der Vornehmen und Reichen. Architekten und Gartenkünstler kamen zu Ehren. Sie zauberten im Handumdrehen ihre lustigen Giebelhäuser und Pavillons, ihre Schweizerhäuschen und Miniaturschlößchen, Irrpfade, Lustteiche, Kioske und Aussichtswarten aus dem Boden. Vornehmlich an den blauen Alpenseen, oder in den waldumschlossenen Thälern, in welchen die kühlen Wasser fließen und in den Singsang der schäumenden Kaskaden die Glocken versteckter Dörfer hereinklingen, erstand ein Sommersitz nach dem andern, so daß zur Zeit die Vielzahl solcher Mußesitze den Maßstab für den Anwert einer Gegend, um die sie liegen, abgeben. Für die Mehrzahl der hier in Frage kommenden Bauherren war das in Mode gekommene Bedürfnis nach sommerlichem Zeitvertreib die unmittelbare Veranlassung zu ihren Schöpfungen. Sie sind sozusagen dem Zuge der Allgemeinheit gefolgt, indem sie von der Voraussetzung ausgingen, daß dort gut weilen sein müsse, wo viele sich zusammenfinden. Es trat indes auch vielfach das Umgekehrte ein. Naturfreunde und überhaupt alle, die in der Wertschätzung individueller Entschlüsse eine größere Befriedigung fanden als an der Beteiligung an dem allgemeinen Zusammenlauf, suchten und fanden die traulichen Plätzchen, wo sie durch etliche Monate dem Karneval des Lebens den Rücken kehren konnten.

Diese Wählerischen hatten indes die Rechnung ohne den Geselligkeitstrieb der Menge gemacht. Das Beispiel der ersteren wirkte ansteckend und bald klang durch die grüne Einsamkeit allenthalben der Hammer des Maurers, die Axt des Zimmermannes. Die Villen und Sommerschlößchen schossen wie Pilze aus dem Boden. Ganz „unberühmte" Gegenden erhielten in wenigen Jahren ihr Sternchen im Bädeker. Stofflüsterne Feuilletonisten verbreiteten die Kunde über das Heim dieser oder jener Berühmtheit, wobei sie ihre Schilderungskraft weniger an den wundersamen Dingen zwischen den Felsen und Wassern und in den stillen Waldgründen erprobten, als vielmehr in der eingehendsten Inventarisirung von japanischen Nippes und Rokoko-Ofenschirmen, Autographensammlungen

und Spieltischchen und anderen „reizenden“ Dingen bethätigten.

Heute gibt es nur wenige vornehme Sommersitze, um die sich nicht ein Schwarm von Villen, gleich Planeten um die Sonne, geschart hätte. Vornehmlich in jenen Oertlichkeiten, welche als fashionable Sommerfrischen gelten, ist dies der Fall. Vom Starnbergersee angefangen bis zu den bergumschlossenen Becken an der grünen Traun, von den Hügeln der Voralpen bis zu den Thalfurchen im Süden, durch welche die sommerliche Glut Hesperiens hereinweht, stehen sie in unübersehbarer Zahl die niedlichen Cottages und die luxuriösen Sommerschlösser. In den Ostalpen sind einige Gegenden vornehmlich dadurch Anziehungspunkte der Gesellschaft geworden, daß sich in ihnen Mitglieder oder Verwandte des Kaiserhauses angesiedelt haben. Dies gilt in erster Linie vom Traunsee, dem herrlichen Wasserbecken unter den grauen Wänden des Traunstein und dem idyllischen Promontorium von Traunkirchen. Hier stehen das schlichte Sommerhaus des verstorbenen Erzherzogs Karl Salvator von Toscana und eine zierliche, turmgekrönte Villa der Großherzogin von Toscana, nicht zu vergessen das stolze Schloß des Herzogs von Cumberland. Die Oertlichkeiten sind gut gewählt, erheiternd durch das Zusammenstimmen von Wasser, Wald und Fels. Auch die Gestaltungen der Dichter tragen zur anheimelnden Stimmung bei; so Adalbert Stifters „Waldesruh“ und Keims „Zauberin am Stein“. In den Blütengärten gehen die guten Geister poetischer Einbildungskraft um.

In den flachen Gründen von Salzburg liegt das Schloß Kleßheim des Erzherzogs Ludwig Viktor, ein vornehmer Renaissancebau aus der Zeit des Episkopats. In der Ebene draußen steht die blaugraue Masse des Untersberg, der spitzgipfelige Stauffen daneben und vor beiden erstreckt sich das „Feld von Wals“, der Sage nach der künftige Schauplatz eines Geisterkampfes. Groß und ernst ist der Rahmen, der das Schloß Kleßheim umgibt. Es zeigen sich viele bleiche Kalkgipfel, um welche die Wolken als Wuotans Heer kreisen, oder die rote Glut des Sonnenunterganges flammt.



Schloß des Erzherzogs Wilhelm im Helenenthal bei Baden (Niederösterreich).



Villa der Großherzogin von Toscana bei Gmunden.

Mit dieser Romantik haben einige erzherzogliche Sommersitze, die am Ostrande der Alpen liegen, nichts gemein. Es sind durchwegs schloßartige Gebäude, vornehmlich dasjenige des Erzherzogs Wilhelm im Helenenthal bei Baden, dem bekannten Kurorte auf der Strecke zwischen Wien und dem Semmering. In unmittelbarer

Nachbarschaft des letzteren, in der grünen Weitung des Thales von Reichenau, erhebt sich auf mäßiger Höhe der anmutige Bau des Schlosses „Wartholz", des Lieblingssitzes Erzherzog Karl Ludwigs. Es bildet den Mittelpunkt, um welchen sich die sommerliche Lustbarkeit dieses belebten Thales dreht, was bei einem anderen solchen Sommersitze — dem Schlosse



Schloß Kleßheim (Salzburg) des Erzherzogs Ludwig Viktor.

Hörnstein des Erzherzogs Leopold — nicht der Fall ist. Es ist eines der wenigen vornehmen Buen Retiros, die abseits des Verkehrs liegen und vereinsamt geblieben sind. Wer das waldgrüne Piestingthal kennt, das sich bei Wiener-Neustadt öffnet, weiß, wie es dort auf der breiten Straße in Serpentinen hinan und durch den verödeten Föhrenwald geht, hinter welchem Hörnstein in vornehmer Abgeschiedenheit liegt . . . Was endlich das Schloß des Erzherzogs Albrecht in dem südtirolischen Winterkurorte Arco bei Riva anbetrifft, ist es bekannt, daß mit ihm erst der eigentliche Kern geschaffen wurde, um den sich all jene Neubauten schlossen, die dem Orte zu seinem jetzigen wohnlichen Aussehen verhalfen. Der greise Erzherzog ist ein freundlicher Herr und seine häufige Anwesenheit trägt nicht unwesentlich zu der Popularität bei, den Arco in weitesten Kreisen genießt.

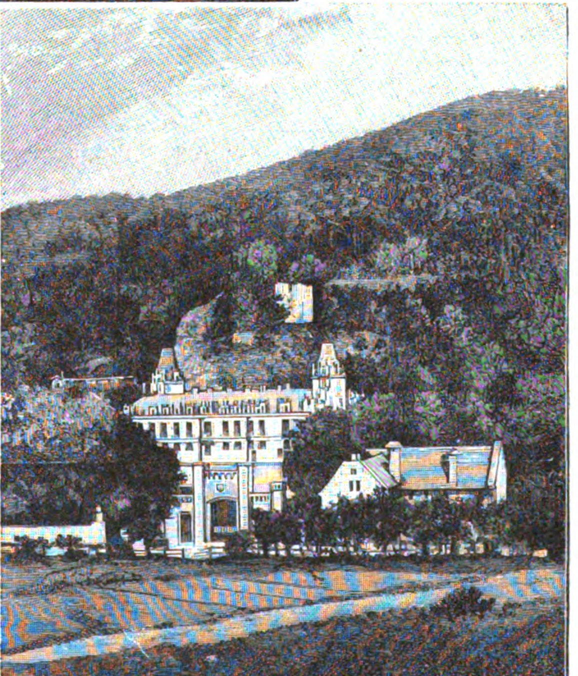
Erich Lerchenfeld.

Eingehen der „Coniferen" in den Städten.

Von

Ernst Riebe.

Es ist eine leider nur allzu bekannte Thatsache, daß in den Städten gerade unsere allbeliebten Nadelhölzer nicht mehr recht gedeihen wollen, während Laubbäume dort oft noch recht gut fortkommen. Dies ist um so betrübender, als wir gerade in den „Coniferen" ein Pflanzenmaterial besitzen, welches selbst zu einer Zeit, wo sonst alles pflanzliche Leben im winterlichen Garten erstorben zu sein scheint, uns mit seinem immergrünen Kleide erfreut. Welcher Gartenfreund kennt sie nicht und hätte sie nicht gerne, die schöne, stolze Nordmannstanne, die Edeltanne, die Lebensbaum- und Wachholderarten, die Cypressen, Taxus und Retinosporen und viele andere mehr? Aber allen diesen schönen Pflanzen droht der Untergang innerhalb der Städte, wenn wir sie nicht hievor schützen, und zwar in einem Feinde, der sich in ein solch unschuldiges Gewand zu kleiden versteht, daß wir unter demselben kaum einen solchen heimtückischen Giftmischer erkennen. Es ist nämlich der Schnee, der, wie in weißer, reiner Unschuld daliegend, ein scharfes Gift in sich aufgenommen hat, welches mehr oder weniger schnell, aber sicher die von ihm befallenen „Coniferen" tötet. Doch nicht der Schnee draußen im Walde oder im freien Felde, sondern der innerhalb der Städte liegende, durch die den zahlreichen Schornsteinen entströmenden Verbrennungsgase vergiftete Schnee ist der bitterste Feind unserer Lieblinge. Gerade zur Winterszeit ist ja in den Städten der Kohlenverbrauch oft ein ganz enormer. In Berlin zum Beispiel beträgt er, beiläufig gesagt, vierzig Millionen Zentner jährlich. Alle Steinkohlen enthalten nun mehr oder weniger Schwefel, ihm verdanken die einzelnen Sorten das



Schloß Hörnstein (Niederösterreich) des † Erzherzogs Leopold.

schnellere oder langsamere Verbrennen. Sobald nun aber Schwefel verbrennt, geht er mit dem Sauerstoff der Luft eine direkte Verbindung ein, es entsteht ein säuerlich schmeckendes, erstickendes Gas, die schwefelige Säure. Tritt nun hierzu noch ein Molekül Wasser, so entsteht die Schwefelsäure, eines der schärfsten Gifte, welches selbst schon in geringen Mengen alles organische Leben zerstört. Ohne nun auf die weiter in der Luft vorgehenden chemischen Verbindungen einzugehen und mich in das Labyrinth der chemischen

Formeln zu wagen, will ich hier nur gleich erwähnen, daß unser nun wohl bei vielen Lesern in Mißkredit geratener Schnee vermöge seiner ihm innewohnenden Eigenschaften begierig das Verlangen zeigt, die beim Verbrennen des in den Steinkohlen enthaltenen Schwefels entstehende gasartige, schwefelige Säure aufzusaugen und als Schwefelsäure aufzuspeichern. An einem bedeutenden hygienischen Institute ist dies Aufspeichern von Schwefelsäure im Schnee Schritt für Schritt nachgewiesen worden. Es zeigten sich in einem Kilo Schnee, vom Hofraum des Instituts genommen, am 6. Februar 1892 6,96 Milligramm Schwefelsäure, am 10. 32,80 Milligramm, am 12. 40,60 Milligramm, am 14. 48,40 Milligramm, am 16. 62,20 Milligramm, am 22. 91,50 Milligramm Schwefelsäure, dann trat leider starker Schneefall ein. Während derselben Zeit entfernt von der Stadt im freien Felde untersuchter Schnee war ganz oder fast frei von Schwefelsäure. Zu bemerken ist noch, daß das Institut zur Zeit dieser Untersuchung noch ziemlich frei lag, sonst wäre sicher der Prozentsatzgehalt an Schwefelsäure noch bedeutender gewesen. Allein wenn man schon in eine Lösung von 90,0 Milligramm Schwefelsäure in ein Liter Wasser Nadeln einer Kiefer legt, so bemerkt man bereits nach vierundzwanzig Stunden das Zerstörungswerk des scharf ätzenden Giftes, indem der Zellinhalt dann schon eine braunrote Färbung angenommen hat. Die immergrüne Eigenschaft der „Coniferen" macht es nun leicht erklärlich, warum gerade diese Pflanzen die Stadtluft nicht vertragen. Die Laubbäume sind in der warmen, schneefreien Jahreszeit vor den in den Regen übergehenden Verbrennungsgasen durch die glatte, mit gewissen Wachsarten getränkte Oberhaut der Blätter geschützt, während sich die Poren meistens auf der Unterseite befinden.

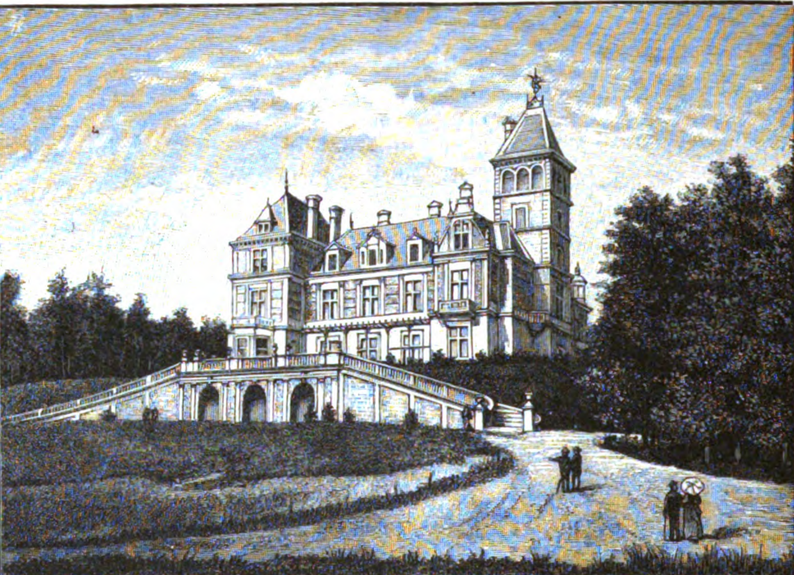
Der Regen fließt auch leichter ab als der Schnee, Luft und Wind trocknen rasch die noch sitzenbleibenden Wassertropfen ab, und so wird eine Aufspeicherung der schwefeligen Säure verhindert, und daher kommt es, daß Laubbäume oft noch gut gedeihen, wo Nadelhölzer ein krankes und schwaches Wachstum zeigen und schließlich ganz eingehen.

Im Herbste entledigt sich der Laubbaum seiner welken Blätter, die doch nicht für eine kalte Jahreszeit eingerichtet sind, nachdem sie alle für den Stamm verwendbaren Stoffe an ihn abgegeben haben; sie fallen ab und geben sterbend, das ist in Fäulnis übergehend, die Salze, die sie dem Boden entnommen haben, der Mutter Erde wieder zurück.

Anders ist es mit den harten Nadeln unserer Zapfenträger, die durch eine dicke Epidermis gegen Winterfrost geschützt sind; die Spaltöffnungen oder Poren sitzen ringsum an denselben.

Infolge des dichten Nebeneinandersitzens der Nadeln bleibt der Schnee sogleich und oft sehr lange darauf liegen, nimmt vermöge seiner obenerwähnten Aufsaugungsfähigkeit die schwefelige Säure der Verbrennungsgase aus der Luft auf, bildet Schwefelsäure und übermittelt sie mittelst der Poren den Innenräumen des Nadelblattfleisches.

Hier durchdringt sie die zarten Zellwände und tötet den Inhalt der einzelnen Zellen, das Protoplasma; hiermit hört auch die Assimilationsfähigkeit auf, die Pflanze kränkelt und geht nach und nach zu Grunde, sie stirbt an Vergiftung. Da wir nun auf diese Weise die Hauptursache dieser traurigen Erscheinung des Absterbens unserer schönen, „zur Sommers- wie zur Winterszeit" grünen Nadelhölzer innerhalb der Städte kennen gelernt haben, können wir uns auch leichter gegen diesen Feind wehren, indem wir den Schnee baldmöglichst von unseren Lieblingen abschütteln, so sehr auch sonst eine dicht mit Schnee behangene Tanne, Fichte oder dergleichen unser Herz erfreut und zur Erhöhung des Naturgenusses einer Winterlandschaft beiträgt.



Villa Wartholz des Erzherzogs Karl Ludwig in Reichenau bei Payerbach (Semmeringbahn).

Nesthäkchens Bad.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Ein hübsches, gesundes Kind im Bade ist für jeden ein anziehender Anblick, für die glückliche Mutter aber das schönste Schauspiel der Welt. Sieht sie doch in der Badestunde vor allem, wie ihr Liebling von Tag zu Tag gedeiht, wie er kräftiger wird, seine Bewegungen an Sicherheit und Anmut gewinnen, die Empfindung in ihm wächst und er mehr und mehr lernt, seine Umgebung zu verstehen und sich an ihr zu freuen. Ihre Mühen und Sorgen, ihre Liebe tragen reiche Früchte. Ist ihr Nesthäkchen nicht klüger, nicht entwickelter wie alle Altersgenossen? Schon träumt sie sich hinüber in die Zukunft und sieht den erwachsenen Menschen von Sieg zu Sieg fliegen und im Kampfe um das Leben einen Lorbeer nach dem andern davontragen.

So feiert die Mutterliebe in der Badestunde vielleicht ihre höchsten Triumphe.

Denn noch wird sie nicht von den bitteren Enttäuschungen getrübt, welche die spätere Entwicklung auch des bestgearteten Kindes mit sich bringt, noch ist sie rein, ohne Mißklang, voll des höchsten Glückes, wie ein schöner Traum, ein Gedicht voll zarter, idealer Empfindung. —n.





Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Nesthäkchens Bad.

Nach dem Gemälde von F. Schmid-Breitenbach.

Eigenart.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Gottfried durfte sich nicht abschrecken lassen, aller Anfang war schwer, er mußte versuchen, seinen Gemeindegliedern näher zu treten. Die Leute waren nicht daran gewöhnt, mit ihrem Seelsorger anders als kirchlich zu verkehren, sie mußten es erst lernen, ihn als Freund anzusehen.

In den großen Städten, mit den riesigen Gemeinden, war es freilich auch nicht anders. Konnten denn auch nicht die, die des Geistlichen Trost bedurften, ihn aufsuchen? Aber er wollte es wohl schon wieder mit seinen Pflichten leicht nehmen?

Zu Hause kam ihm die Mutter auf der Diele entgegen. Prüfend sah sie ihn an; es sei Essenszeit, er möge nur gleich zu ihr hereinkommen.

Nach den großen Gemütsbewegungen des Morgens hungerte ihn nicht, ihn verlangte nur nach Ruhe und Einsamkeit, um alles Gesprochene und Geschehene noch einmal reiflich zu erwägen. Allein um nicht wie ein Knabe zu erscheinen, der mault, weil er gescholten ist, hängte er Hut und Oberrock auf die Diele und ging ins Wohnzimmer.

Nachdem er das Tischgebet gesprochen, fragte ihm die Mutter alles ab, was er erlebt hatte. Unzufrieden schüttelte sie den Kopf:

„Ich will das Volk zurechtsetzen," rief sie. „Katrine ist närrisch, sie kriegt nichts Gutes mehr von mir, wenn sie Dir Weitläufigkeiten macht. Die Knust soll's mit mir zu thun bekommen, daß sie schon wieder ans Heiraten denkt, das ist ja abscheulich! Eben sind drei Monate herum, seit sie ihren Alten unter vielen Thränen begraben hat. Und was die Behrbohm angeht, von der zwei Töchter in die Nähschule kommen, so will ich ihr schon sagen, daß ihr Zuchthausjunge vor den Herrn Pastor auf die Kniee gehört!"

Gottfried war diese Einmischung, dieses Eindrängen zwischen sich und seine Gemeindemitglieder äußerst unangenehm; er sprach diese Empfindung offen aus, erlangte aber nichts, als daß die Frau spitzig sagte:

„Wo sich wer eindrängt, ist ein Spalt; sieh zu, daß Du ihn selbst ausfüllst! Du bist zu lau für die Leute, zu sacht und höflich; dazwischenwettern mußt Du, dann kriegen sie Respekt!"

„Ich kann doch nicht schelten, ohne zu zürnen?"

„Das ist es eben, Du stehst den Dingen gleichgiltig gegenüber!"

Am andern Tage hatte Gottfried sich noch ein Opfer abgerungen. Er wollte den Verkehr mit Jorja aufgeben. Nur sollte man nicht von ihm verlangen, daß er es ihr selbst sage; daß er ihrem Staunen, ihren Bitten und ihrer Betrübnis stand halte. Und betrübt würde sie sein, wenn sie nicht mehr bei ihm malen sollte, das wußte er bestimmt.

Er beauftragte also seine Mutter, zu Hasenkamps zu gehen und die Malstunde ein für allemal abzusagen.

Die Superintendentin lächelte befriedigt: „So ist es recht, mein Sohn! Ich habe es freilich nicht anders von Dir erwartet."

Zum nächsten Sonntage arbeitete Gottfried, mit aller Mühe und Hingabe seines innigsten Wollens, eine Predigt aus, die, wie er hoffte, durchaus verständlich und so recht aus dem Leben und Denken der Bauern gegriffen sein sollte.

Er hatte gut gelernt und meinte, daß er seine Rede mit großer Wärme gehalten habe.

Seine Mutter erschien ihm mittags aber doch nicht ganz zufrieden. Er begriff das nicht und fragte sie um ihre Meinung. Da er sie auf dem Kirchhofe mit mehreren Aeltesten aus der Gemeinde hatte sprechen sehen, war er überzeugt, von ihr den Eindruck zu erfahren, den seine Rede auf die Leute gemacht hatte.

Zögernd kam sie mit ihrer oder vielmehr der Bauern Meinung hervor: „Der alte Scheppler hat gesagt: ‚Ne, ne, Frau Superintendentin, das war zu gemein'.

„Die anderen hatten sich dahin ausgedrückt, daß alles ‚so anzüglich' gewesen wäre. Sonst predige der Herr Pastor viel höher und schöner, nicht so wie man's alltäglich höre."

Gottfried zuckte die Schultern. Wem sollte er's recht machen?



Achtzehntes Kapitel.

Es war der Superintendentin angenehm, daß sie, neben den anderen Familiengliedern, auch Jorja in Hasenkamps Wohnstube antraf und der Kleinen ins Gesicht sagen konnte, die Malstunde müsse aufhören.

Das Mädchen verfärbte sich und fand kein Wort der Entgegnung; Betty bedauerte den Entschluß des Herrn Pastors außerordentlich und Sophie blickte sinnend auf die alte Dame, die lebhaft auseinandersetzte, wie viel ihr Sohn zu thun habe, und daß es ihm vorläufig ganz unmöglich sei, die bestimmten Morgenstunden für das Malen zu erübrigen.

Da brachen der Schreck, die Betrübnis plötzlich bei Jorja hervor: „Wenn ich nicht einmal mehr malen soll, was soll ich dann hier thun!" rief sie; Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie preßte ihr Tuch vors Gesicht und eilte aus dem Zimmer.

Auf den Zügen der Unheilsbotin lag etwas wie Genugthuung. Sie fühlte, daß sie auf der ganzen Linie siege, und daß es ihr gelungen sei, die kecke Ausländerin, die ihr so oft rücksichtslos entgegengetreten war, zu demütigen.

Sophie folgte Jorja und versuchte sie aufzurichten, aber das Mädchen war über den eben erlittenen Verlust untröstlich. Sie erklärte unumwunden, die schönen Malstunden hätten ihr allein das Leben hier erträglich gemacht. Sie begriff nicht, wie der Padre, den sie für ihren Freund gehalten, ihr das habe anthun können.

In den nächsten Wochen ging Jorja wie in einer Wolke von Mißmut und Unlust umher.

Sophie fand es schwer, sie zu beschäftigen, und litt selbst unter dem Kummer der jungen Freundin, für die sie sich vergebens nach einer Hilfe umsah.

Der Pastor ließ sich nur selten und flüchtig bei Hasenkamps sehen; man hörte aber, er gehe viel über Land und besuche alle Höfe seines Kirchspiels, womit den Leuten im Grunde wenig gedient sei.

Dunkle, einförmige Tage kamen und gingen langsam über dem eingeschneiten Gehöft dahin, jeder einzelne wurde von der heimwehkranken, schönheitsdurstigen und verwöhnten Südländerin wie ein Raub an ihrem Leben empfunden.

Die einzige Abwechslung brachten ihr Adelheids Briefe. Diese schrieb regelmäßig und richtete der Freundin stets warme Grüße von ihrem Bruder aus.

Der gute Josias! Wie lieb, daß er an sie dachte! Er war zuletzt weniger freundlich gewesen, aber im Grunde hatte er sie gern, davon war sie mit einem Gefühl tröstlicher Sicherheit überzeugt.

Eine Einladung nach Berlin, auf die Jorja gehofft hatte — es war freilich die Frage, ob Hasenkamps sie gegen des Vaters bestimmte Anordnung fortlassen würden — erfolgte indes nicht. Die Baronin war zu krank, aber etwas gab es doch immer für Adelheid daneben zu sehen, zu erleben, was wußte sie zu erzählen! Es mußte herrlich in solch einer großen Stadt sein!

Jorjas gutes Herz hinderte sie, den Verwandten ihr Leid zu klagen. Sie blieb sich, so viel sie auch entbehrte, immer bewußt, daß sie hier alle Freundlichkeit erfahre, die Hasenkamps bieten konnten. Diese selbst, mit Eigenem beschäftigt, achteten wenig auf der Schwester Stimmung und hielten sie für sehr wohl aufgehoben.

Anton hatte einen ganz andern Ton für Jorja gefunden als zu Anfang ihres Hierseins. Er war kühl und zerstreut und lebte eigentlich nur recht auf, wenn sie mit einem Briefe von Adelheid ins Wohnzimmer kam, aus dem sie die Hauptsachen mitteilte. Ein Gruß für alle Hasenkamps war auch immer darin. Wie dann sein gutes Gesicht strahlte und wie eifrig er bat, der Baroneß von seiner Seite mit vielen Empfehlungen zu danken!

Sophie war die einzige, gegen die Jorja sich aussprechen konnte, die einzige, die der Heimwehkranken beistand und die ihr Trost und Zerstreuung zu geben suchte. Dem Padre wich Jorja verletzt aus; sie konnte ihm die schroffe Absage der Stunden nicht verzeihen. Er war jetzt auch ganz anders als sonst.

Wie einen Erretter sehnte Jorja sich den seltsamen Mann herbei, auf den, seit dem November, ihre heimlichen Gedanken gerichtet waren. Er wollte wiederkommen, er wollte ihr ein Geheimnis enthüllen, würde ihr vielleicht endlich etwas zu erleben geben — wie herrlich, etwas zu erleben! O, wie sie sich darnach sehnte aus diesem Winterschlaf, der kein Ende nehmen wollte, zu erstehen!

Und als sie dann plötzlich im Februar den Ruf durch das Haus schallen hörte:

„Der Herr Xaver ist da! Wunderschöne, bunte, äußerst unterhaltende, neue Bücher!" Da rieselte ihr ein freudiger Schreck, wie das Erwachen aus bangem Traum, durch die Glieder. Sie flog die Treppe hinunter, und richtig, der Alte stand, umjubelt von den Kindern, auf der Diele und nestelte an seiner schweren Tasche, an der die kleine Bande zupfte.

Der Händler begrüßte Jorja mit dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit, sie errötete heiß, und dann zogen sie alle in die Küche, wo Herr Xaver wieder seine Ware auslegte.

Betty empfing ihn mit der ungnädigen Mahnung, daß er aber schrecklich oft komme, und daß man eigentlich kein Geld für seinen unnützen Kram habe. Sie bügelte dabei weiter, ließ sich an ihrem Plättbrett nicht stören und wandte dem ganzen Bücherhandel gleichgiltig den Rücken zu.

Sophie hatte einem Ruf der Superintendentin Folge geleistet und die Herren waren zu einer landwirtschaftlichen Versammlung gefahren.

Jorja kaufte wieder Bilderbücher für die Kinder, die frohlockend damit wegliefen und suchte dann für sich einen Roman heraus; dabei unterhielt sie sich halblaut mit dem Alten.

„Der liebe Vater kürzlich jeschrieben?" fragte er mit bescheidener Miene und gedämpfter Stimme.

Sie sah ihn erstaunt an. „Im Herbst. Ach, es wird wohl noch lange währen, bis er kommt und mich abholt!"

„Armes, teures Kind!"

Sie erschrak; er legte mit scheuem Umherblicken den Finger bedeutungsvoll auf die Lippen: „Haben Sie über meine Worte nachjedacht, Jeorjine Becker? Ist ihnen klar jeworden, daß ich in jewissen alten, jeheimen Beziehungen zu Ihnen schtehe?"

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte und nickte ihm verlegen zu.

Eine Magd kam und warf polternd Torfstücke in den Feuerungskasten; Betty schalt, der Staub schade ihrer Wäsche, dabei sengte ihr Eisen, ein brenzlicher Geruch durchzog die Küche, und dann wurde sie abgerufen, um im Milchkeller für das Mädchen, das Buttern wollte, den Rahm herzugeben.

Als sie gegangen war, fuhr der Kolporteur fort: „Nächst Ihrem teuren Vater bin ich der treueste, zuverlässigste Freund, den Sie auf der Jotteswelt besitzen."

Jorjas Augen weiteten sich vor Spannung.

„Wäre mein Friedrich zur Schtelle, er würde sagen: ‚Hier, jeliebter Xaver, mein Kind sei das Deine, hier lege ich es an Deine treue Brust!'"

Die Hörerin wich erschrocken einen Schritt zurück, dann kam sie rasch näher: „O, sind Sie vielleicht mein Onkel — Vaters Bruder — aber weshalb so verkleidet? Und Hasenkamps — wissen sie nicht?"

„Pst! Pst! jeliebte Tochter meines Friedrichs! So viel mehr ein Herzenserwählter ist als ein durch den Zufall der Jeburt Verbundener, so viel näher bin ich Ihnen." Und dann mit verächtlichem Ton: „Hasenkamps, Sie sehen, wie ich von denen hier behandelt werde. Ich habe auch sie jeprüft, aber auf der Wage meiner Freundschaft zu leicht befunden. Nie, ich schwöre es Ihnen, sollen die von mir wissen, niemals! Sie aber, teure Jeorjine, Sie sind würdig, von mir beschützt und bevorzugt zu werden!"

Das Mädchen schwankte zwischen Vertrauen und Scheu; war alles so, wie der seltsame Mann sagte? Sie war ganz verwirrt und doch zu sehr gefesselt, um der Unterredung ein Ende zu machen.

Herr Xaver öffnete einige Knöpfe seines Rocks und zog ein Bündelchen Briefe aus der Brusttasche: „Hier die schtummen, aber doch beredten Zeujen meiner mehr als brüderlichen Freundschaft mit Friedrich Becker. Nur die herzzerreißende Trennung bei seinem Fortjange nach Mexiko hat dieser Freundschaft ein Ziel jesetzt. Ihr Vater ist Hamburger, ich habe die Ehre Berliner zu sein; wir lernten zusammen in einer Frankfurter Kunsthandlung und fanden dann beide in Hamburg jute Schtellen. Hier faßten wir den Plan, zusammen in Berlin ein Jeschäft zu erwerben. Ich war vermögender als er, doch bei unserer brüderlichen Jesinnung war das gleichviel. Er blieb ein halbes Jahr länger in Hamburg als ich, der ich in Berlin die Vorbereitungen für unsere Zukunft traf. Diese Briefe sind aus jener Zeit, das Jeschäftliche können Sie überschlagen. Es wird Sie rühren, zu sehen, wie zwei zärtliche Freundesseelen ineinander flammten.

„Ich war lange schon verlobt," Xavers Ton wurde gequält, stöhnend. Mit bösem Seitenblick Jorjas offenes, neugieriges Gesichtchen prüfend, fuhr er lauernd fort: „Hat mein Friedrich Ihnen vielleicht einijes aus seiner Jugendzeit erzählt?"

„Nein, Vater sprach nie von der Vergangenheit; ich erfuhr erst wenige Wochen vor meiner Abreise hierher, daß ich eine Schwester habe."

Xavers Ausdruck wurde ruhiger, er atmete tief und erging sich des weiteren in der Schilderung seines innigen Verhältnisses zu Friedrich Becker. Dann, als Betty eben wieder durch die Küche gelaufen war, ihn mit ärgerlichem Blick von der Seite angesehen, und ein unfreundliches: „Noch immer da?" herausgestoßen hatte, fuhr er fort:

„Ich will diese kostbaren Briefe, den jrößten Schatz, den ich besitze, nicht den Zufälligkeiten einer Uebersendung aussetzen. In vier bis sechs Wochen fordere ich mein Kleinod von Ihnen zurück. Schreiben Sie mir, wenn Sie jelesen haben, schreiben Sie mir ein paar jute, freundliche Zeilen."

Jorja, die sofort auf den Briefblättern ihres Vaters eigentümliche Handschrift erkannt hatte, wurde zutraulicher. „Wohin soll ich Ihnen denn schreiben, Don Xaverio?" fragte sie gehorsam.

„Da ich viel reise, wird es postlagernd am besten sein." Er nahm ein Blatt und notirte ihr darauf die Adresse eines Postbureaus in Berlin. „Ihnen, mein jeliebtes Kind, darf ich wohl nicht hierher antworten?"

Sie besann sich; was sollte sie sagen, wenn ein Brief mit fremder Handschrift für sie abgegeben wurde? Da er mit Hasenkamps keine Beziehungen anknüpfen wollte, so wußte sie nicht recht aus und ein. Endlich dachte sie an Margrete; die Alte war ihr ganz ergeben.

„Adressiren Sie an Margrete Bosselmann, des Schmieds Schwester in Haidbergen; sie ist meine treue Dienerin."

Er wiederholte ihr dann noch, daß sie gegen keinen Menschen — „hören Sie, Jeorjine, jejen keinen" — von ihrer Freundschaft zu ihm sprechen dürfe, und sie gelobte ihm unverbrüchliches Schweigen.

Nachdem er dies Gelöbnis empfangen hatte, schieden sie.

Jorja war fast ebenso erregt wie nach ihrer ersten Begegnung mit dem wunderlichen Manne in der Heide am Schafstalle.

Einesteils waren allerdings die Aufklärungen, die sie von ihm empfangen hatte, nicht ganz so erstaunlich, wie ihr phantastischer Sinn ihre durch die abenteuerliche Romanlektüre unklare Erwartung sich ausgemalt, anderenteils erschien ihr die Verflechtung ihres Vaters in dies Abenteuer besonders interessant.

Sie hatte sich schon oft gefragt, wie ihres Vaters Jugend wohl gewesen sein möge und jetzt hielt sie eine von ihm selbst geschriebene Aufklärung darüber in ihrer Hand. Eine wunderbare Fügung.

Und dann dieser Mann? Da er ihrem Vater so nahe gestanden hatte, mußte er doch gut und zuverlässig sein. Sie empfand Scheu vor ihm. Er erschien ihr fremd und sonderbar. Aber würde Betty zum Beispiel ihren treuen Lerbo nicht auch abscheulich finden? Das war die Ungewohnheit der Erscheinung.

Jorja flüchtete mit den Blättern auf ihr Zimmer und schloß hinter sich ab. Nun saß sie am Fenster und glättete die Briefe nebeneinander auf ihrem Schoße.

Da konnte gar kein Zweifel obwalten, daß es echte, alte Schriftzüge von dem, mit seinem vollen Namen Unterzeichneten waren. Die Briefumschläge fehlten, die Anrede lautete: „Mein teurer Xaver!“ — „Mein Herzensbruder!“ — „Ueber alles geliebter Freund!“ — Auch im Briefe wiederholte sich oft die Anrede: „Du mein guter Xaver!“ — „Mein liebes, liebes Xaverle!“

Jorja gewann die Ueberzeugung, daß der Kolporteur die volle Wahrheit gesprochen habe, daß er ihrem Vater außerordentlich lieb und wert gewesen sei.

Die Briefe erzählten von Menschen und Verhältnissen, die Jorja fremd waren. Sie berichteten dem Freunde nach Berlin von allerlei Hamburger Beziehungen und verhandelten geschäftliche Fragen. Am Schlusse jeden Briefes kam eine freundliche Empfehlung an die liebe Braut; an die holde Unbekannte, der er sich brüderlich nahe fühlte, da sie seinen Xaver so glücklich mache. Einmal schrieb Friedrich: „Deine Elisabeth muß ja ein halber Engel sein, ich habe nicht gedacht, daß mein verständiger Xaver durch irgend etwas solch ein begeisterter Poet werden könne. Ist sie so, wie Du sie schilderst, so wirst Du mir erlauben, daß ich sie ein wenig mit anbete. Das Bild, das Du beilegst, erscheint mir sehr lieblich!“

Es bestätigte sich bei Jorja die Ueberzeugung, daß der alte Mann, der gewiß recht verlassen im Leben dastand, mit diesem Einblick in die Vergangenheit um ihre töchterliche Liebe und Freundschaft werbe und da sollte er auch nicht an die Unrechte kommen. Ja, selbst wenn es ihr schwer wurde, war es ihre Pflicht, dem Freunde des Vaters gut zu sein.

Er fühlte sich gewiß so verletzt von Bettys unfreundlicher Abwehr, daß er sich der Rücksichtslosen nicht offenbaren mochte. Sie, Jorja, hatte ihm von Anfang an Teilnahme gezeigt, daher nahte er sich ihr.

Wie freute sie sich, daß sie immer gut gegen den armen Alten gewesen war! Vielleicht litt er Not und sie konnte ihn im Geiste ihres Vaters unterstützen?

Und wie besonders, wie unterhaltend ein heimlicher Briefwechsel; das gab doch endlich einmal etwas Abwechslung, ein kleines Erlebnis!

Jorja zog alsbald Margrete in ihr Geheimnis und fand sie willig, ihr die Briefe, die mit dem Außenumschlag an sie eingehen würden, heimlich zu überbringen.

Jorja schrieb an die Adresse des Berliner Postbureaus, die Xaver ihr aufgegeben hatte. Sie deutete an, daß sie ihm gern helfen werde, sobald er es wünsche und sprach zu ihm in einem kindlich freundlichen Ton. Sie fragte auch nach seiner Frau, die ihrem Vater ja als Braut so gut gefallen habe.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Xaver dankte entschieden für jede Art von Unterstützung, er wolle nichts als von dem Kinde seines teuersten Freundes Freundschaft empfangen und ihm Freundschaft gewähren und dazu sei er jederzeit im weitesten Maße bereit. Komme sie je in die Lage, daß sie Hilfe und Treue gebrauche, so solle sie an ihn denken, der zu ihr stehe wie ihr Vater selbst. Seine Lage sei eine ganz andere, als sie ihr erscheine. Er wisse kleine Opfer zu bringen, um in bescheidener Hülle Edelsinn von geringer Denkart unterscheiden zu können. Seine Frau sei tot, fügte er kurz hinzu.

Sie plauderten schriftlich von dem Roman, den sie wieder erworben hatte, und nach einiger Zeit schickte er ihr durch Margrete ein neues phantastisches, abenteuerreiches Buch. Er erzählte ihr auch von den Freuden der Großstadt und schilderte die Genüsse, die Berlin biete, in den hellsten Farben; ein Gegenstand, auf den die kleine Einsame mit dem wärmsten Interesse einging.

Sophie war erschrocken, als sie, am Morgen von des Kolporteurs Besuch, aus dem Pfarrhause heimkehrend, dies Ereignis besprechen hörte. Niemand konnte ihr sagen, ob Jorja wieder Bücher gekauft habe, und Sophie wagte nicht, das trotzige Kind selbst zu fragen. Ihr Verhältnis zu der Freigewöhnten war ein zu unsicheres. Sie wollte einen Kampf, in dem sie vermutlich unterliegen würde, nicht beginnen. So begnügte sie sich, heimlich in Jorjas Zimmer nachzusehen und beruhigte sich, als sie nichts fand.

Jorja war nun aber schon klug genug, ihren neuen Roman sorgfältig zu verschließen und nur zu lesen, wenn Sofia sie nicht überraschen konnte.

Da Jorja unbefangen heiter war, glaubte die sorgende Beobachterin, daß sich ihrer Schutzbefohlenen Stimmung, vielleicht weil man sich dem Frühjahre näherte, von selbst gebessert habe.

Sophie ging zweimal in der Woche, der Abrede nach, abends von sechs bis acht Uhr ins Pfarrhaus, wo sie mit großem Geschick, scheinbar unter der Superintendentin Führung, die Näh- und Strickschule leitete.

Die alte Dame gewann immer mehr Geschmack an Sophiens Wesen. Das Mädchen war gerade so entschlossen, so praktisch wie sie selbst. Und dabei ließ es keinen Augenblick die schuldige Hochachtung vor ihr und die Berücksichtigung ihrer Meinung aus den Augen. Ja, ja, eine solche Schwiegertochter konnte ihr passen.

Daß Gottfried sich auch auf diesem Punkte so unlenkbar erwies! Er wich dem Fräulein ja förmlich aus, war nie um den Weg, wenn Sophie kam oder ging, und wollte offenbar zu der Möglichkeit eines Argwohns, als interessire er sich für sie, keinen Anlaß geben.

Auch Fräulein Heralsky benahm sich, wie man deutlich sehen konnte, in keiner Weise entgegenkommend. Einmal war Gottfried gerade ins Haus getreten, als Sophie, sich von ihrer Gönnerin verabschiedend, abends um acht Uhr auf der Diele gestanden hatte.

„Du wirst das Fräulein nach Hause begleiten, mein Sohn,“ sagte die Superintendentin, „es ist sehr dunkel und fängt an zu schneien; Du kannst

unser liebes Fräulein Sophie unter Deinen Schirm nehmen."

Der junge Pastor erklärte mit höflicher Verbeugung und sehr kühlem Gesichte, er sei dazu bereit.

Das Mädchen aber rief: „Danke, danke vielmals, ich gehe ja immer allein!" Und dann war sie an ihm vorbei, zur Hausthür hinausgehuscht und in der Dunkelheit verschwunden.

Die Superintendentin überlegte, daß sie mit dem Abbruch der Malstunden eigentlich ihrem sich immer mehr befestigenden Wunsch, Sophie als Tochter zu gewinnen, geschadet habe.

Die kleine Ausländerin war infolge vernünftiger, mütterlicher Vorstellungen für Gottfried ja doch unschädlich geworden. Ihr Sohn hatte das ja selbst eingesehen und durch seine Handlungsweise bestätigt. Die treffliche andere hatte sie ihm aber zugleich entzogen. Wie sollte sie nun einlenken und den Fehler wieder gut machen?

Diese Frage rumorte, besonders infolge von Gottfrieds ablehnendem Verhalten, der Superintendentin lange Zeit im Kopfe. Sie mußte durchaus auf Mittel sinnen, wie sie die Heralsky mit ihrem Sohn in Berührung bringen konnte, denn, wenn er nur Gelegenheit fand zu sehen und sehen wollte, so würde er erkennen, welch ein seltenes Geschöpf diese Sophie war.

Im Dorfe wurde der Geburtstag einer Hofbesitzerstochter gefeiert, zu dem alle Mädchen aus der Nähschule eingeladen waren. Frau Engelke hatte sich aber wohl gehütet, Sophie abzusagen. Sie nahm sich Besonderes für den Abend vor.

Ihr Sohn war über Land gegangen, um einem kranken Häuslinge aus der Bibel vorzulesen, er mußte aber gegen sieben Uhr zurückkommen, Sophie sollte mit ihnen essen, den Abend mit ihnen verleben und endlich, wenn es zehn Uhr geworden war, würde Gottfried doch nicht anders können, als das Mädchen nach Hause begleiten. Ja, so wollte sie es einrichten und die beiden schon nach und nach zusammenführen!

„Unsere Schülerinnen kommen heute nicht, liebes Fräulein," so empfing die Hausfrau ihren Gast, „wir haben aber allerlei zuzuschneiden und von den ungeschickten Dingern Verpudeltes zurecht zu machen, deshalb sagte ich nicht ab und bitte, daß Sie mir den Abend schenken."

„Das wird wohl wegen Hasenkamps nicht gut gehen," erwiderte Sophie mit freundlichem Dank für die Einladung; „sie erwarten mich wie immer gleich nach acht zurück. Ich bringe dann Heinrich zu Bett, Frau Hasenkamp ist immer sehr müde, daher nehme ich ihr ab, was ich kann. Und nach dem Abendbrot ist Jorja gewöhnt, daß ich ihr noch von neun bis zehn vorlese."

„Die kleine Prinzessin mag sich selber helfen. Sie müssen doch auch einmal Ihre freien Stunden haben! Und zu Hasenkamps soll Stine hinüberlaufen und ausrichten, daß Sie erst um zehn Uhr kämen!"

Nach einigen Gegenreden von seiten Sophiens, die nicht wußte, ob sie wagen dürfe, was ihre alte Freundin wünschte, erklärte diese, sie übernehme Frau Betty gegenüber alle Verantwortung.

Darauf wurde Stine abgeschickt und die beiden Damen vertieften sich im Wohnzimmer in verpfuschte Strickzeuge, die sie in Ordnung brachten, und in die Geheimnisse von Jacken- und Rockmustern. Dabei plauderten sie nun doch viel behaglicher als es in Gegenwart der Dorfmädchen geschehen konnte.

„Das einzige, was mir nicht an Ihnen gefällt," sagte die Superintendentin so offen und liebenswürdig wie ihr möglich war, „ist dieses kurz abgeschnittene Jungenhaar. Sie können es jetzt freilich schon etwas hinter die Ohren streichen; es erinnert aber doch an eine Emanzipirte und das sind Sie eigentlich gar nicht."

„Wie Sie es nehmen wollen," erwiderte Sophie mit ihrem feinen und klugen Lächeln.

„Na, Kind, machen Sie sich nicht schlechter, als Sie sind!"

„Sie verbinden gewiß mit dem lateinischen Worte ‚Emanzipirte' den Begriff eines albern gekleideten, überhebenden, in allerlei männlichen Eigentümlichkeiten und schlechten Angewohnheiten sich gefallenden Frauenzimmers?"

Die alte Dame nickte.

„Ich fasse die Bedeutung des Wortes genauer. Emanzipation heißt Mündigsprechung, Entlassung aus der Leibeigenschaft. Da mein Vater mich nicht ernähren kann oder will, da ich, wenn ich genug verdiene, dem Staate davon Steuern zu zahlen habe wie ein Mann, so halte ich mich für gleichberechtigt wie er, mich durchzuschlagen so gut ich kann; für mündig, für niemandes Leibeigene, folglich bin ich emanzipirt."

„Und deshalb tragen Sie das häßliche kurze Haar?"

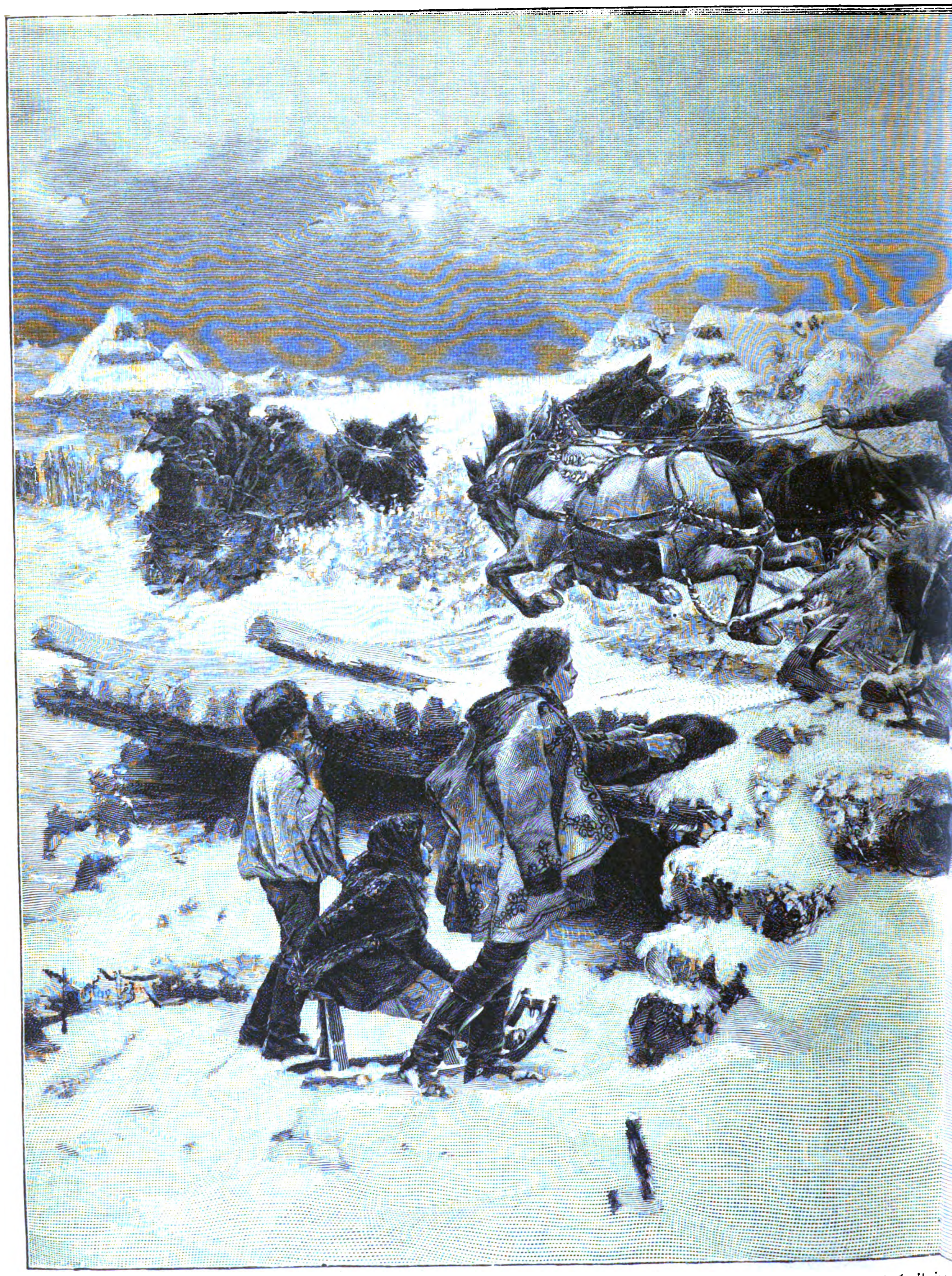
„Nein, gewiß nicht! Mir erscheint sogar alles Auffällige geschmacklos. Ich habe mir das Haar in der Zeit nach meiner Mutter Tode abgeschnitten, als ich das Hauswesen und zugleich die Pflichten in der Schule und für die Schule besorgen mußte. Mein recht langes Haar sauber und ordentlich zu halten, kostete mich jeden Morgen eine Viertelstunde, und die wollte ich mir nicht an dem nötigen Schlafe abknappen. Ich sah, wie mein Vater mit wenigen Bürstenstrichen innerhalb einer Minute fertig wurde, da dachte ich: gefallen willst du nicht, sauber mußt du sein, lieber ausruhen als Zöpfe flechten, und so nahm ich in diesem einen den Vorteil für mich in Anspruch, den die Mode dem Manne gibt."

Die Superintendentin nickte beifällig: „Immer vernünftig, das gefällt mir — gelegentlich kann ja auch Ihr Haar wieder wachsen."

Die Magd kam mit allerlei Geschirr zum Abendbrot herein, die Hausfrau räumte den Tisch ab und ordnete ihn für drei. Dann sagte sie, Stine möge den Herrn Pastor herunter rufen.

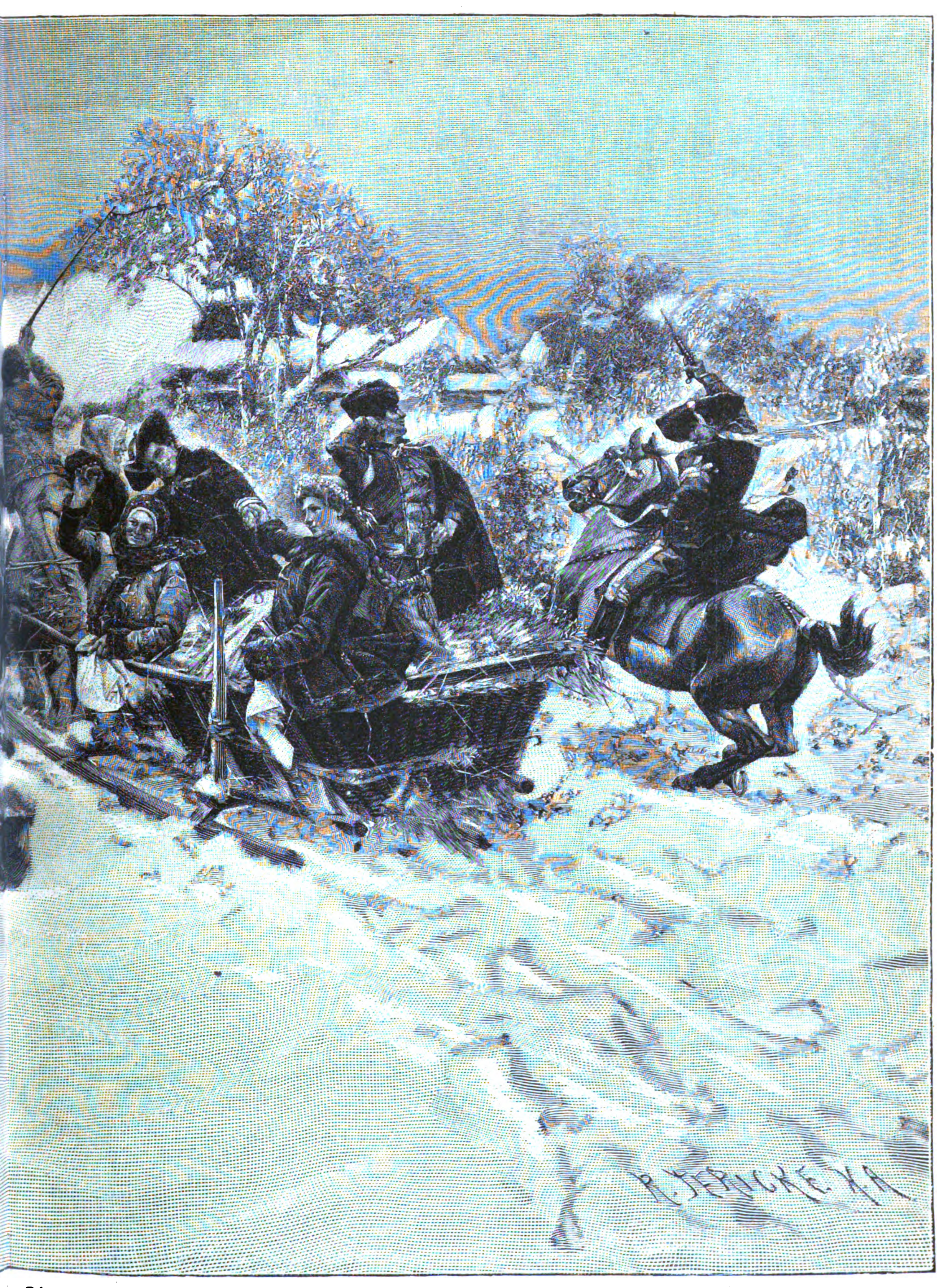
Nach einiger Zeit kam das Mädchen wieder und richtete aus: „Der Herr Pastor wäre von dem zweiten Wege 'en büschen müde und er möchte gern 'was zu essen nach oben haben."

Die Superintendentin wurde sehr gerade bei dieser



Bauernhochzeit i...

Nach dem Gemälde v...



…n Ober=Ungarn.
…on Jaroslav Vešin.

Bestellung, ihre kleinen Augen flackerten, was fiel Gottfried denn ein? So etwas hatte er ihr ja noch nie angethan! Sie murmelte, zu Sophie gewandt, sie habe noch etwas aus der Speisekammer zu holen und verschwand.

Die Zurückbleibende lächelte verständnisvoll vor sich hin. Sie hatte den inneren Zusammenhang der Dinge vollkommen begriffen und dachte:

„Er ist ehrlich, er liebt Jorja und will sich nicht an mich verkuppeln lassen; jetzt geht die gestrenge Frau und liest ihm den Text. Ich bin neugierig, ob er ihr gehorcht, wie damals, als sie ihm die Malstunde ausgeredet hat."

Die Mutter eilte, so rasch es ihre alten Glieder gestatteten, hinauf. Sie fand den Sohn mit einem geistlichen Buche in der Hand auf dem Sofa liegend. Er erhob sich, sowie sie eintrat. Sie fuhr ihn an, ob er krank sei?

„Das nicht, Mutter, aber ergriffen von dem Leiden, das ich gesehen habe, ermüdet und nicht aufgelegt für Geselligkeit."

„Gesellschaft? Ich habe nur Fräulein Heralsky unten."

„Stine verriet es mir, ich bemerkte auch den Mantel auf der Diele."

„Das liebenswürdige, anspruchslose Mädchen kann Dich doch nicht stören?"

Er sah die Mutter einen Augenblick ernst an und schwieg, dann begann er mit Nachdruck:

„Weshalb sollen wir nicht offen miteinander sein? Ich weiß, Du möchtest mich mit der Heralsky zusammenführen. Ich habe nichts gegen das Mädchen einzuwenden, sie scheint mir herzlich und verständig, aber heiraten werde ich sie nicht. Weil... weil ... Du weißt ja ..." fast unhörbar: „weil ich eine andere liebe ..."

„Gottfried!"

„Es ist einmal so" — welch ein gebrochener Ausdruck auf seinem Gesichte lag — „es ist so, weshalb mich selbst belügen? Aber ich habe Deinen Gründen nachgegeben, ich arbeite mit allen Kräften meiner Seele daran, mich von jener mächtigen Empfindung zu befreien. Das ist alles, was ich vermag, was ich jetzt für Dich und Deiner Abneigung halber thun kann."

„Aber Du hast doch eingesehen?"

„Alles!" Eine abwehrende Handbewegung bezeugte ihr seine große Verstimmung und seinen Widerwillen, den Gegenstand weiter zu verfolgen.

„Es wäre doch nichts daran," sagte sie im Gehen, denn sie fühlte, daß sie zu ihrem Gast zurückkehren müsse, „es wäre ganz harmlos, wenn Du mit uns essen wolltest." Und auf eine nochmalige Abwehr seinerseits: „Nun, gut, gut, mache was Du willst," und unwirsch lief sie davon.

Der Abend, auf den Frau Engelke sich sehr gefreut hatte, war ihr verdorben. Ihres Sohnes Ausdruck und wie er ihr gestanden, er liebe Jorja, kamen ihr nicht aus dem Sinn.

Wenn sie nun doch nicht ihre Schwiegertochter in der jungen Lehrerin sehen konnte, so war sie ihr plötzlich viel uninteressanter.

Es wurde Sophie schwer, während des übrigen Abends ihre Gefährtin zu unterhalten. Die Frau Superintendentin hatte ihre frohe, gütige Laune vollständig eingebüßt; sie ließ sich jetzt in grämlicher Stimmung gehen und beide waren froh, als sie sich gegen zehn Uhr trennen konnten.

Neunzehntes Kapitel.

Es war im März; im Hamburger Hafen landete eines der großen überseeischen Dampfschiffe. Alsbald begann ein buntes Leben und Treiben sich am Ufer und auf den Quais zu entwickeln. Die Reisenden verließen das Schiff, Packträger und Kommissionäre drängten sich heran.

Als einer der ersten betrat ein junger, bräunlicher Mann, den seine ganze Erscheinung als Südländer kennzeichnete, deutschen Boden. Er ließ seinen Koffer und eine bunt gestreifte Decke dem nächsten Träger reichen und winkte nach der Reihe aufgestellter Droschken.

„Hotel," sagte er und sprang hinein. Das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung, der Fremde hüllte sich fröstelnd in die bunte Decke und schenkte allem Neuen, was er sah, nicht die Aufmerksamkeit, die man von einem zu seiner Belehrung oder Unterhaltung Reisenden hätte erwarten können.

Nach einer langen Fahrt durch die Stadt hielt der Wagen vor Streits Hotel am alten Jungfernstiege. Der Ankömmling ließ sich ein gutes Zimmer geben und richtete sich ein; er war aber offenbar von einer peinigenden Unruhe und Unsicherheit erfüllt.

Er schritt im Zimmer hin und her, blieb plötzlich stehen, dachte nach, trat ans Fenster und wandte sich wie erschreckt ab von dem schönen und belebten Bilde, das sich ihm beim Anblick auf das Alsterbassin und seine menschengefüllte Umgebung darbot.

Der Kellner erschien und legte dem neuen Gast das Fremdenbuch vor, in welches sich jener als Don Fernando Ximenes aus Mexiko eintrug.

Vor seinem Namen las er: Mr. le Professeur Charles Bennoit, New-York.

„Ah!" Don Fernando atmete auf. Sein gewandter Reisegefährte vom Schiff im selben Hotel mit ihm, das war ein Glücksfall. Sie hatten während der Reise viel miteinander verkehrt, manche Stunde plaudernd auf dem Verdeck oder im Gesellschaftszimmer gesessen. Ximenes wußte, daß Monsieur Bennoit Sprachlehrer war. Neuerdings hatte er, als Reisebegleiter eines reichen, jungen Engländers sich längere Zeit in mehreren großen Städten Nordamerikas aufgehalten. Aber auch in Deutschland schien er zu Hause und war durchaus der Sprache mächtig.

Seit Ximenes den Boden des ihm gänzlich fremden Weltteils betreten, hatte sich seiner plötzlich eine quälende Unsicherheit bemächtigt. Außer der Muttersprache beherrschte er nur einigermaßen das Französische und hatte es auf dem Schiffe im Verkehr mit Bennoit geübt.

Getrieben von einem leidenschaftlichen Verlangen, setzte er mit seinem jetzigen Unternehmen alles, was er besaß, auf eine Karte, kam herüber, nur ein



großes: Entweder — Oder? im Auge und meinte hier mit aller in ihm angesammelten Entschlossenheit sein Ziel verfolgen zu können. Nun aber stand er da, schwankend, wie er ein heikles Ding angreifen solle, unsicher auf unbekanntem Grunde, unfähig, sich allerorten verständlich zu machen und seinen Erfolg — auf den er fest gerechnet hatte — bezweifelnd.

Da erschien ihm der welterfahrene Professor plötzlich als ein Stab und Trost in seiner Ratlosigkeit.

Die beiden Männer, die wie auf einen Ton gestimmt waren, hatten sich während der Reise immer verstanden. Ximenes wußte, daß der andere sich nach einer neuen Stellung umsehen wollte. Der Gedanke lag nahe, den gewandten älteren Mann für sich und seine Pläne zu gewinnen und ihn für einige Zeit an sich zu fesseln.

Aber um wirkliche Hilfe von Bennoit zu haben, mußte Ximenes sich entschließen, ganz offen gegen ihn zu sein. Warum sollte er es auch nicht? Er fühlte sich in seinem guten Rechte und es würde ihm eine Erleichterung gewähren, sich auszusprechen.

Don Ximenes ließ sich bei dem Professor melden und saß, freudig empfangen, ihm alsbald gegenüber. Nach einigen Worten über Reise und Ankunft sagte der Kreole:

„Möchten Sie mir für die nächsten Wochen Ihre Zeit widmen? Ich bin mit einer bestimmten Absicht herüber gekommen, finde nun aber, daß es schwierig für mich ist, hier im fremden Lande ohne Gefährten und Berater meinen Zweck zu verfolgen."

Bennoit erklärte sich im allgemeinen nicht abgeneigt. Man sprach über die Bedingungen, wurde einig, und endlich mußte Ximenes seine Angelegenheit dem andern mitteilen.

„Ich sehe ein," sprach er, nun doch etwas beklommen, „daß ohne volle Offenheit von meiner Seite Sie mir nicht helfen können, meine Pläne zu verwirklichen. Ich war im vorigen Sommer in Mexiko mit einem sehr reichen Mädchen verlobt; aber der Vater wurde andern Sinnes und schickte die Tochter hierher, in diese Gegend, zu Verwandten in eine Hacienda. Die Adresse habe ich mir verschafft. Ich bin nun lediglich zu dem Zwecke herüber gekommen, mir die Geliebte wieder zu gewinnen, denn ich will und muß sie besitzen!" Heiße Leidenschaft zitterte ihm in Blick und Ton.

„Liebt Sie die junge Erbin?" fragte der Professor mit schlauem Augenzwinkern.

Fernando stammelte: „Ja, ja — ich habe es geglaubt, sie hat mir Beweise von Zuneigung gegeben, aber wer kann sich auf die Laune eines verzogenen Kindes verlassen?"

„Also zweifelhaft. Wie denken Sie, die spröde Schöne gegen den Willen des Vaters zu gewinnen?"

„Wie? — Nun, das muß sich aus der Gelegenheit entwickeln. Ich rechne auf Ihre Hilfe." Und nach einigem Umschweif gelobte er halblaut und doch großartig: „Ich will Ihnen, für den Fall, daß meine Vermählung mit Donna Jorja Becker vollzogen wird, eine Verschreibung über zehntausend Mark geben."

Die kleinen schwarzen Augen des Franzosen glänzten. „Das läßt sich hören," murmelte er. Dann erklärte er sich mit Eifer zu jeder Beihilfe bereit, die ihn nicht mit den bestehenden Gesetzen in Widerspruch bringen würde.

Sie überlegten nun hin und her, was sie thun wollten und könnten. Monsieur Bennoit gewann immer klarere Einsicht in die wirkliche Sachlage. Wer vermochte aber zu beurteilen, wie des Mädchens Stimmung für den Bewerber sich hier in der Fremde, unter dem Einfluß von Heimweh und Unbehagen, verändert hatte? Es fand sich auch vielleicht die Möglichkeit, die junge Fremde zu irgend einer Thorheit zu verlocken, wodurch sie sich bloßstellte, und dann mußte sie froh sein, wenn ein Kavalier ihr die Hand reichte. Daß sie ohne den Vater hier war, erschien dem Professor sehr günstig, kurz, er hielt die Sache durchaus nicht für hoffnungslos.

„Sie dürften nur vor allen Dingen nicht zu kühn sein. Die Verwandten, vom Vater eingeweiht, werden aufpassen," meinte er. Vorsichtige Umschau halten, erscheine ihm als eine Hauptbedingung des Gelingens.

Nach einigem Zureden erklärte der ungeduldige Liebhaber sich für überzeugt und bereit, sich den Vorschlägen des Aelteren, Kühleren und mit den Verhältnissen des Landes besser Vertrauten zu fügen.

Andern Tages reisten sie nach der Station Krautwerder ab und mieteten sich, bescheiden auftretend, in dem kleinen Bahnhofsrestaurant die beiden einzigen, verfügbaren Zimmer.

Der Professor gab sich für einen Arzt aus, der die Aufgabe habe, seinen leidenden jungen Schutzbefohlenen aus dem Süden an das hiesige Klima, das in einer großen Stadt noch viel gefährlicher sei, zu gewöhnen. Sie saßen viel in der Gaststube und Bennoit brachte mit großem Geschick alles heraus, was sich über Hasenkamps Hof, über Haidbergen und die Verhältnisse der Umgegend erfahren ließ. Er hielt dies völlige Eingeweihtsein für die erste Vorbedingung zur Bildung eines Planes.

Das Wetter ließ sich leidlich an und so machten sie auch weite Spaziergänge in die Umgegend, wobei sie Land und Leute kennen lernten.

Sie waren schon mehrere Tage da und noch zu keinem Entschluß gekommen, Fernando wurde ungeduldig, er wollte an Jorja schreiben; Monsieur Bennoit beschwichtigte ihn und meinte, eine Unvorsichtigkeit könne alles verderben!

Der Berliner Zug war signalisirt, der Arzt stand mit seinem Schützlinge auf dem Bahnsteig; da trat der Wirt zu ihnen und sagte, auf einen herankommenden Korbwagen deutend:

„Wir sprachen doch neulich von Hasenkamps, Herr Doktor, da sind sie, die Brüder, das braune Fräulein und die Gouvernante."

Fernandos Arm, der auf dem seines Begleiters ruhte, zuckte. Der Kreole machte eine Bewegung, als wolle er dem Wagen entgegeneilen. Bennoit hielt ihn fest und raunte ihm zu:

„Ruhe — Ruhe! Wir wollen vom Hause aus, doch selbst ungesehen, die Dame beobachten." Damit

zog er den leidenschaftlich Erregten in ein zur Seite liegendes Zimmer des Bahnhofgebäudes. Hier standen sie am Fenster und sahen nach dem eben still haltenden Wagen aus.

„Da ist sie — da ist sie!" rief der Kreole mit vor Bewegung heiserer Stimme. „O, ist sie nicht reizend? Noch schöner als damals — o, Donna Jorja, holde Donna Jorja!"

„Eine hübsche, graziöse Dame," pflichtete der Franzose bei.

Fernando vergaß alle seine steife Würde, er wollte sich nicht mehr halten lassen, er wollte sich der Geliebten zu Füßen werfen, und um ihre Liebe flehen; er hoffte, die süße Jorja erhöre ihn und dann sei das Fortschicken, das Sennor Becker als Mittel angewandt, um ihre Herzen zu trennen, vergeblich gewesen, dann triumphire er und seine Liebe über den grausamen Vater!

Während der Kreole — immer zurückgehalten von seinem ihn begütigenden Freunde — seiner Leidenschaft freien Lauf ließ, war draußen Philipp Hasenkamp von den beiden Mädchen an den Zug begleitet worden und abgefahren.

Jetzt saßen die Damen wieder auf dem Wagen, Anton schwenkte die Peitsche und dahin trabten die Braunen.

Fernando verlangte nun mit aller Entschiedenheit zu handeln. Sie hätten genug beobachtet und erkundet, er müsse Jorja sprechen und versuchen, den ersten günstigen Eindruck, den er ihr damals in Mexiko gemacht, wieder hervorzurufen. Habe er sich versichert, wie sie denke, so wisse man, woran man sei und könne überlegen, was man thun wolle, um einen etwa noch zweifelhaften Sieg in einen vollständigen zu verwandeln.

Bennoit gab zu, daß, da sie so lange schon vergeblich auf eine passende Möglichkeit zur Annäherung gewartet hätten, nun endlich etwas geschehen müsse.

Sie kamen überein, daß sie Hasenkamps Hof nicht aus den Augen lassen wollten, um die Gelegenheit zu erspähen, wann Jorja allein ausgehe.

Einen Besuch bei ihren Verwandten wagte Fernando vorläufig nicht zu machen. Nach allem, was er von Hasenkamps wußte, erschienen sie ihm für einen Fremden wenig zugänglich. Und dann würden sie auch gewiß von Becker gegen ihn eingenommen sein. War er aber einmal abgewiesen, so würde Jorja vielleicht eine gewisse Scheu und Abneigung gegen ihn eingeredet werden. Nein, er mußte sie allein treffen, überraschen und seinen Vorteil wahrnehmen.

Als Jorja von ihrer Fahrt zur Bahn wieder nach Hause zurückkehrte, erschien Betty in der Thür des Wohnzimmers und rief freudig:

„Komm rasch herein, Jorja, Nachrichten vom Vater aus Mexiko!"

„Wann ist er hier?" fragte Jorja, vor Erwartung zitternd.

Betty zuckte die Achseln: „Lies selbst, Kind."

Das that sie, und wenn auch anfänglich die Buchstaben vor ihren Augen ineinander flossen, so brachte sie doch bald heraus, daß ihres Vaters Abreise noch immer verschoben werden mußte.

Der Rancho war endlich verkauft, aber die geschäftlichen Weitläufigkeiten des Abschlusses, der Zahlungen in einzelnen Raten, die sicher angelegt oder thunlichst nach Hamburg überwiesen werden mußten, würden Beckers Zeit noch lange in Anspruch nehmen.

„Eine große Erleichterung für meine Stellung hier im Lande," schrieb er, „hat mir Don Manuel Ximenes Tod gebracht. Der Hidalgo war vorher einige Zeit krank, und schon da konnte ich wahrnehmen, daß die allgemeine Stimmung gegen mich eine weniger gehässige wurde. Die Kinder haben das Erbe geteilt, und Don Fernando soll, wie es heißt, mit dem seinigen nach Deutschland abgereist sein. Ich befürchte sehr, mein Kind, daß dieser überspannte Mensch sich an Dich drängt und Dir lästig wird. Sollte er sich dort sehen lassen, so darfst Du nicht ohne Begleitung vom Hofe gehen. Er kann kein großes Vermögen mehr besitzen und mag wohl noch immer den Plan weiter verfolgen, sich mit dem Deinen eine neue Stellung und die früheren Lebensgenüsse zu verschaffen; sei also auf Deiner Hut. Jede Tollheit ist ihm, trotz seiner äußerlichen Gravität, zuzutrauen. Ich lege einen besonderen Brief ein, um auch Hasenkamp zu warnen und ihn zu bitten, daß er Dich nicht aus den Augen läßt."

Ein peinliches Erschrecken befiel Jorja. Die Erinnerung an Don Fernandos Bewerbung war eine der unangenehmsten ihres Lebens, doppelt unangenehm, da sie sich in ihrer Arglosigkeit anfänglich zu einem gewissen Entgegenkommen hatte hinreißen lassen.

Wie aber sollte er hierher gelangen, sie hier finden?

Als Betty die offene Einlage an ihren Mann gelesen hatte, erklärte sie, so lange Philipp nicht da sei, müsse Jorja sich doppelt vorsehen. Hier im Hause sei sie vor jeder Zudringlichkeit geschützt, man habe noch immer die Knechte.

Jorja zwang sich zum Lachen, Betty sei ja närrisch, was sie denn denke? Wovor man sich fürchten solle? Don Fernando könne doch mit Gewalt nichts ausrichten. Und dann ging Jorja mit dem Briefe ihres Vaters in den Garten, um ungesehen ihren Kummer zu bekämpfen.

An der Seitenhecke lief ein breiter Weg hinunter. Die Sonne schien hierhin, daher war es trocken und eben. Vom Hause aus konnte Jorja auf diesem Gange kaum gesehen werden; dies war wohl der Grund, weshalb sie sich hierher flüchtete, denn sie hatte die Empfindung, daß sie allein sein müsse.

Also immer noch keine Hoffnung auf Befreiung! Keine Hoffnung, etwas anderes zu sehen, als diese dürren Aeste, diese kahlen Felder und in der Ferne die gerade Linie, wo der wässerig blaue Himmel und die schmutzig graubraune Erde sich berührten, nur unterbrochen durch Streifen dunklen Föhrenwaldes.

Und da draußen in der Welt, außerhalb ihres Gefängnisses, regte sich's in Lust und Freude, da ging es bunt zu, jeder Tag brachte etwas anderes, Neues, Wunderschönes. — Und sie lebte auch und

genoß nichts von allem und mußte hier in dem traurigsten Winkel, den es geben konnte, aushalten! O, es war abscheulich!

Adelheid hatte ihr kürzlich geschrieben, daß man sie leider nicht einladen werde, da ihre Mutter zu krank und schwach sei, um irgend eine Unruhe zu ertragen.

So konnte Jorja auch von der Seite, auf die sie ihre letzte Hoffnung gesetzt hatte, keine Erlösung aus der Ungeduld und Pein, die sie empfand, hoffen. O, es war zum Verzweifeln!

Und wenn jemand nun gar einen Fremden in der Gegend sehen sollte, würde man denken, es sei Don Fernando und würde sie nicht mehr vom Hofe lassen. Dann verlor sie sogar ihr Recht auf unbeschränkte Bewegung.

Ihre freigewöhnte Natur wehrte sich dagegen. Zorn, Widerspruch und ein leidenschaftliches Aufbäumen erwachten in ihr. Im Vorübergehen riß sie kleine Zweige ab und zerknitterte sie. Sie blieb stehen, stampfte mit dem Fuße und hatte die Empfindung, als möchte sie laufen, so weit der Himmel blau war.

Der Schall eines Schrittes auf ihrem Wege ließ sie empor blicken. Sie erschrak, aber freudig: der Padre kam ihr entgegen.

Gottfried war, seinem Vorsatze getreu, dem Mädchen lange Zeit ausgewichen, sie hatten sich seit dem Aufgeben der Malstunden kaum gesprochen. Als er nun, von einem Gange über Land heimkehrend, seinen Weg vom Felde aus durch Hasenkamps Garten nahm, sah er plötzlich Jorja in Gedanken versunken daherkommen.

Es wäre auffallend gewesen, ihr auszuweichen, aber er dachte auch nicht daran. Die Freude, sie so unvermutet zu treffen, war viel zu groß.

Er grüßte sie strahlenden Blickes. Erfrischt von dem weiten Gange und froh belebt durch ihren Anblick, stand er vor ihr.

Wie viel Güte und Herzlichkeit sprachen aus seinen klaren grauen Augen, klangen aus jedem seiner Worte ihr entgegen. Wie edel und warm erschien ihr sein ganzes Wesen. Ein unendliches Vertrauen quoll in ihr empor.

Er wandte mit ihr um und sie sprach ihm abgerissen, aber lebhaft und zornig alles aus, was sie quälte; so schritten sie mehreremale auf und ab.

„Sehen Sie, guter Padre, so ist es nun," sagte sie nach einem wahren Ausbruch von Klagen.

Er versuchte sie durch milden Zuspruch zu trösten. Es verdroß ihn heute nicht mehr wie früher, daß sie sich fortsehnte. Ihre Offenheit, ihr Zutrauen verwischten jeden unangenehmen Eindruck.

Nun legte sie gar ihren Arm in den seinen, schmiegte sich leise an ihn und sagte mit dem Ton eines schmollenden Kindes:

„Und Sie thun so, als ob Sie es gut mit mir meinen, und haben mir doch das allergrößte Herzeleid zugefügt, das mir nur geschehen konnte. O, Padre, unsere wunderschönen Malstunden! Warum haben Sie die aufgegeben?"

Es brannte ihm auf den Lippen, ihr zu sagen: weil ich mußte, weil Deine holde Gegenwart mich immer mehr berauschte, aber er beherrschte sich und erwiderte ernst: „Ich wurde inne, daß ich meine Pflichten als Seelsorger vernachlässigte und daher mußte ich das Opfer bringen."

„O, Sie Guter! Also auch Ihnen hat es leid gethan?"

„Sehr leid!"

„Ich bin Ihnen in aller der Zeit recht böse gewesen."

„Und jetzt sind Sie wieder gut?"

„Ich kann nicht anders; Sie sind ja auch wieder so freundlich gegen mich." Wie offen und herzlich ihre Augen ihn anlachten!

Bettys Stimme scheuchte die Versunkenen empor. Jorjas Arm glitt leise aus dem ihres Gefährten, unmutig blickte sie der Schwester entgegen.

„Guten Tag, Herr Pastor!" rief Betty dem Freunde zu. „Mein Mann ist heute verreist, Sie treffen ihn daher leider nicht, Anton ist aber noch da. Schorsine hat Ihnen wohl ihre Not geklagt? Es ist ja 'ne schreckliche Geschichte, daß man immer bange sein muß, so ein wilder brauner Mensch von drüben überfällt einen! Ich wollte wahrhaftig, Philipp wäre erst wieder zu Hause, man fühlt sich ganz unsicher."

„So bedenklich, wie Sie meinen, Frau Hasenkamp, kommt mir die Sache gar nicht vor."

„Doch, doch, wenn ich das Mädchen nicht sehe, bin ich gleich in Angst."

„Na, rauben, wie ein Täubchen, das der Habicht in die Wolken holt, wird sich Ihr Fräulein Schwester doch nicht lassen."

Die Frau seufzte: „Heute ist Anton zum wenigsten noch da. Er hat ja aber mit Philipp beredet, daß er morgen nach will. Wir müssen ein paar Pferde für den Sommer haben, und dann wollen sie auch neue, landwirtschaftliche Maschinen auf einem Gute in Holstein arbeiten sehen. Es kann immer zwei, drei Tage dauern, bis unsere Herren wieder da sind. Wenn Schorsine mir nur versprechen wollte, so lange nicht vor die Thüre zu gehen!"

„Nein, Betty, das kann ich nicht, das wäre ja schrecklich!"

Sie waren beim Hause angekommen und der Pastor empfahl sich den Damen.

Er fühlte sich außer stande, im Geleise alltäglichen Geplauders mit Frau Hasenkamp zu verkehren. Sein Herz war bis zum Ueberfließen voll von der Seligkeit, die Jorjas süßes Wesen aufs neue über ihn ausgegossen hatte.

Wenn seine heiße Liebe Erwiderung fände! Es war ein Gedanke, der ihn schwindeln machte. Liebte sie ihn, so würde sie seine Lage — gleichviel wie diese sein mochte — mit ihm teilen, so würde sie auch seiner Mutter sich unterwerfen und anpassen können. Aber es war ja nicht auszudenken und doch wie schön, dem Gedanken nachzuhängen!

Auf dem Feldwege von Hasenkamps Hof nach Haidbergen hinschreitend, gewahrte er die Schmieds Margrete, die ihm mit wichtigem Gesicht entgegenkam.

Gottfried kannte ihr Verhältnis zu Jorja, dies zog ihn zu der alten Kammerjungfer der Baronin hin. Er blieb stehen und redete sie an; da er sah, daß sie etwas sorgfältig und geheimnisvoll unter ihrer Schürze verbarg, fragte er, ob sie neuen Putz für ihr Fräulein angefertigt habe?

Die Alte blinzelte und zog ein Gesicht, das wohl heißen sollte, es sei etwas sehr Wichtiges und Geheimes. Dann überkam sie der Stolz, die Vertraute für viel Größeres zu sein als er dachte. Sie lüftete die Schürze, wies ihm einen Brief und sagte:

„Vor 'en Herrn Pastor darf 'en doch keine Lügen snaken. An mir schreibt er man bloß auf das oberste Papier, an ihr viel mehr, aber sie will noch nicht, daß die Hasenkampen was merkt."

„Wer schreibt?" fuhr es ohne Nachdenken über Gottfrieds erblassende Lippen.

„Na, ich denke mich man bloß meinen Teil." Wie listig sie ihn ansah. „Aus Berlin kommen se ja immer, und da sind ja die Herrschaften auch."

Ein eisiger Schreck fuhr ihm vom Wirbel bis zur Zehe. Also doch, Jorja und der Baron!

Er grüßte die alte Unheilskünderin kurz und ging langsam heim.

Sie sah ihm erstaunt nach und schüttelte den Kopf: „Ja, hei is einer von die Närrschen."

Gottfrieds Gemüt befand sich in einem furchtbaren Aufruhr. Es war ihm früher der Gedanke aufgestiegen, ob Josias von Bergen sich wohl besonders für das Mädchen interessire? Der lebhafte Verkehr, den Adelheid angefangen, ließ darauf schließen. Josias war ohne Frage entzückt von der neuen Erscheinung, soweit sein düsterer, wechselnden Stimmungen unterworfener Charakter es zuließ, aber sein Ton gegen sie war Gottfried bei verschiedenen Gelegenheiten viel zu leicht, zu unbedacht schmeichelnd erschienen, um dahinter eine ernste Neigung zu vermuten. Ihm selbst lag nichts ferner als die Aeußerung unverhohlener Bewunderung. Er hatte den andern nach sich beurteilt, vielleicht war das unrichtig gewesen.

Der Baron erfreute sich an des Mädchens Anmut, aber er schien keinen Augenblick Rücksicht auf sie zu nehmen, ihr etwas zu sein und zu geben. War das eine edle Liebe?

Als Gottfried auf dem Bergenschen Erntefeste den beiden gegenüber gesessen, war in seinem Gemüte jede Spur von eifersüchtiger Sorge erloschen. Er hatte den stets trübsinnigen Josias doch selten so finsterblickend gesehen, wie an jenem Abende. Von Liebesglück nicht der leiseste Anschein.

Und nun doch — doch und dazu ein heimliches Spiel! — Weshalb? — Konnte die Krankheit der Baronin, die, wie es hieß, eine ernste Wendung genommen hatte, den Anlaß geben, die Verlobung zu verheimlichen? Aber die nächsten Verwandten von Jorja hätten doch darum wissen müssen. Dies war unredlich, bedenklich für das Mädchen.

Gottfried stutzte vor einer neuen Gedankenreihe und hemmte, von Beklemmung ergriffen, seinen Schritt. War es denkbar, daß der junge Baron ohne ernste Absichten eine Liebelei angefangen hatte? War sie, dies arglose, holde Geschöpf, das Opfer eines übersättigten Vornehmen, der seinem Leben einen neuen Reiz geben, der sich neue Genüsse verschaffen wollte? Nein, nein, unmöglich! Dessen konnte Josias von Bergen nicht fähig sein!

Ein schmerzliches Für und Wider entspann sich in Gottfrieds Seele.

Als er in seinem Studirzimmer ankam, war der Entschluß in ihm gereift, baldmöglichst mit Jorja selbst über die Sache zu sprechen. Er erkannte es für seine Pflicht und sein heißestes Herzensverlangen — Klarheit zu gewinnen, und dem teuren Wesen mit Rat und That beizustehen — bestärkte ihn in seinem Vorsatz.

Zwanzigstes Kapitel.

Margrete übergab mit schlauem Lächeln verstohlen ihrer jungen Herrin den geheimnisvollen Brief und Jorja lief, froh über die kleine Abwechslung, damit auf ihr Zimmer.

Ein herzliches Gefühl für den alten Freund, der sich ihrer so treu annahm und ihr mit seinen Briefen stets Vergnügen bereitete, erleichterte ihr bedrücktes Gemüt.

Ihre Mitteilungen über das Zusammentreffen mit dem guten Xaver hatte ihr Vater in diesem Schreiben noch nicht beantwortet. Die Briefe mußten sich gekreuzt haben.

Eifrig las sie jetzt die freundlichen Zeilen des Alten. Er teilte ihr mit, daß er komme, seine teuren Andenken wieder abzuholen, daß er sich freue, sie zu sehen, aber aus Gründen des Zartgefühls ihr Haus nicht betreten möge. Sie solle ihm das Päckchen morgen früh um neun Uhr auf der ihr bekannten Stelle am Hasenkampschen Schafstall in der Heide zurück geben. Er bringe ihr dafür ein paar wunderschöne Bücher.

Jorja atmete auf. Endlich wieder eine kleine Veränderung; etwas Neues und Hübsches zu lesen, und sie freute sich auch, den braven Don Xaverio wiederzusehen, der ihr so manchen unterhaltenden Brief geschrieben und so viele Teilnahme bewiesen hatte.

Unbemerkt fortkommen wollte sie wohl.

Anton, der seine Schwägerin lachend beruhigt hatte, fuhr morgen in aller Frühe ab. Betty würde durch eine große Wäsche sehr in Anspruch genommen sein, die sie in der Männer Abwesenheit eifrig betreiben wollte, und Sophie ging ja immer bald nach ihrem gemeinschaftlichen Frühstück hinunter, um die Mädchen zu unterrichten.

Ein heller, frischer Märzmorgen strahlte andern Tages Jorja entgegen, als sie sich auf den Weg machte, dem alten Freunde die Briefe ihres Vaters, die sie oft durchgelesen hatte, zurückzubringen.

Sie trug einen kürzlich aus Hamburg erhaltenen Anzug von veilchenfarbenem Sammet mit Pelzbesatz und blickte trotz aller Ungeduld und Unzufriedenheit mit ihrer Lage, die in ihr nicht zur Ruhe kommen wollten, zu dieser Stunde frisch und fröhlich in die öde Gegend hinaus.

Der Schnee war größtenteils weggeschmolzen,



nur hie und da lag noch in den kleinen Gräben oder an den Schattenseiten der Büsche eine Spur. Das Winterkorn auf den Feldbreiten sah frisch und grün aus und täuschte den Anschein von frühlingsmäßigem Sprießen in die Landschaft hinein, unterstützt von einem hellen, blanken Sonnenlicht, das aber noch wenig Wärme spendete. Einige Lerchen stiegen jubilirend in die Höhe und hier und da piepte und zwitscherte eine Vogelsippschaft in nahen Gebüschen. Weiden und Haselnüsse trugen gelbe Kätzchen, die Jorja sehr gefielen und hier und da wagte sich auch schon ein bescheidenes Blümchen hervor.

Sie hatte fast den alten Stall erreicht, ohne einen Menschen gesehen zu haben; ach, sie war etwas zu früh gekommen und würde warten müssen.

Forschend blickte sie um sich; da trat eine Gestalt hinter dem verfallenen Bau hervor. Das war ja aber nicht Don Xaverio, dieser da war viel jünger und schmächtiger. Hilf Himmel, Fernando Ximenes!

In unwillkürlichem Schrecken wandte Jorja sich zur Flucht, aber flehende Laute in der lange nicht gehörten Muttersprache hemmten ihren Fuß. Zagend kehrte sie sich dem Heimatsgefährten wieder zu.

„O, wie können Sie sich vor mir fürchten, Donna Jorja!“ rief er bewegt, „Sie sollten doch wissen, daß ich lieber sterben würde, als Ihnen ein Leid zufügen. Ich bin so glücklich, Sie zu treffen. Ich komme ja, um Ihnen tausend Grüße aus unserem sonnigen Mexiko in diese kalte Wüste zu bringen. Auch Ihren verehrten Vater habe ich kurz vor meiner Abreise gesehen —“

„Meinen Vater? O, erzählen Sie, Don Fernando!“ Sie lief ihm wieder ein paar Schritte entgegen.

Allmälich dicht zu ihr herantretend, berichtete er ihr von einer Begegnung mit Sennor Becker in Vera-Cruz am Tage vor seiner Abfahrt. Sie hätten über den Verkauf des Rancho gesprochen, und gewiß würde der Hacendato ihm Grüße an sie aufgetragen haben, wenn er ihm seine Absicht, nach Deutschland zu reisen, mitgeteilt hätte.

Jorja fühlte sich ganz verwirrt und wußte nicht, ob sie das für Wahrheit halten sollte. Allein sie konnte sich gegen die Freude, einen Landsmann zu sehen und spanische Laute zu hören, nicht verschließen. Sie fragte nach diesem und dem, klagte über dies öde Land mit allen seinen ihr fremden Bräuchen und Gewohnheiten und gestand ihm, daß sie oft lebhaftes Heimweh empfinde.

„Ich war davon überzeugt, Donna Jorja. Mein Herz hat sich während aller der Zeit nur mit Ihnen beschäftigt. Ich sagte mir, eine Blume, die aus Mexikos sonnigem Boden in jenes kalte Land versetzt ist, kann nicht Wurzeln schlagen in solchem rauhen Boden, sie muß leiden, muß sich zurück sehnen. Vielleicht gelingt es dir, sie zu retten!“ Er griff nach ihrer Hand.

„O nein, Don Fernando, nein, lassen Sie mich!“

„Holde Donna Jorja, hören Sie mich an! Sie waren mir anfänglich nicht abgeneigt, wenden Sie mir die Sonne Ihrer Huld wieder zu. Sie zu gewinnen ist das höchste Glück, das ich erstrebe, das schönste Ziel meines Lebens, der alleinige Zweck meiner weiten Reise. O, fände ich doch die rechten Worte, Ihr Herz zu rühren, die Seligkeit Ihres Besitzes mir zu erringen! Ihr Vater gab anfänglich seine Zustimmung zu unserer Verbindung, er überließ die Entscheidung allein Ihnen. Wohlan, entscheiden Sie jetzt zu meinen Gunsten, und alles ist gut. Sennor Becker kämpft mit Schwierigkeiten; wer weiß, ob er die Hacienda verkauft. Er bliebe gern drüben, er erkennt wie Sie, daß jenes Land schöner ist als dies. Geben Sie mir Ihr Jawort, werden Sie mein! Ich führe Sie als meine Gattin Ihrem Vater zu und alles ist gut. Wir leben in Mexiko, ich bin Ihr Sklave, der beseligte Diener aller Ihrer Wünsche. Nur das einzige kleine Wörtchen Ja, und alle Schwierigkeiten sind gehoben!“ Er sank vor ihr aufs Knie ins nasse Heidekraut und streckte flehend seine Arme zu ihr empor.

Seine leidenschaftlichen Bitten hatten etwas Ergreifendes. Jorja sah ihre schöne Heimat, die nahe sichere Vereinigung mit ihrem Vater, und was fesselte sie hier? Da tauchten in ihrer Seele zwei graue, strahlende Männeraugen empor und blickten sie vorwurfsvoll an. Nein, es war unmöglich, sie konnte dem da zu ihren Füßen nicht folgen!

„Stehen Sie auf, Sennor,“ stammelte sie, verwirrt von ihren eigenen Gedanken, „ich vermag nicht zu thun, was Sie wünschen — ich — ich kann Sie nicht lieben.“

„Jorja!“ Welch ein wilder Schrei. Er sprang empor und auf sie zu. „Sie müssen, Sie müssen!“ Er wollte sie in seine Arme schließen, schon berührte er ihre Schultern --

„Lassen Sie mich!“ flehte sie, mit vor sich hingestreckten Händen zurückweichend.

Er folgte ihr, sie sah in seine lodernden Augen, sie fürchtete, ihm nicht zu entrinnen, und ein gellender Schrei: „Zu Hilfe — Hilfe!“ tönte von ihren Lippen.

Da legte sich eine große rote Hand auf den Arm des Rasenden, der erschrocken zurückwich. Beide hatten das Nahen des dritten im weichen Heidekraut und bei ihrer Erregung, die sie Auge in Auge gefesselt hielt, nicht beachtet.

„Diese Dame steht unter meinem Schutze,“ schnarrte Xaver mit alle dem würdevollen Nachdruck, den er manchmal an den Tag legen konnte.

„Was wollen Sie?“ stieß der Kreole französisch hervor; dies war doch keiner von den Hasenkamps?

„Mademoiselle Georgette Becker,“ erwiderte Xaver ebenfalls französisch, „ist die Tochter meines besten Freundes und ich dulde nicht, daß man ihr ein Haar krümmt. Gehen Sie, junger Mann, überlegen Sie, ob es ritterlich ist, einer Dame Hilferufe zu entlocken und warten Sie ab, bis Mademoiselle Beckers Herz sich für Sie entscheidet.“

Fernando Ximenes war doch zu sehr in den Formen des äußeren Anstandes auferzogen worden, um dieser Sprache nicht zu weichen. Mit Gewalt konnte er hier nichts ausrichten; er hatte sich zu





Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Siegmund und Sieglinde.

Nach dem Gemälde von A. Leeke.

weit hinreißen lassen. Beschämt bat er Jorja um Vergebung. Er werde ihr schreiben, er hoffe, sie wieder zu sehen. Er flehte sie an, seine Vorschläge zu überlegen, ihr Herz ihm nicht zu verschließen. Dann versuchte er ihre Hand zu küssen und entfernte sich rasch mit gutem Anstande.

„O, ich danke Ihnen, Don Xaverio!“ sagte Jorja und reichte dem Freunde die Hand.

„Selbstverständlich,“ erwiderte der Alte, sich in die Brust werfend, „daß ich Ihnen jerne beischtand. Wären Sie auch nicht mein teures Kind, würde ich Ihnen doch zu Hilfe gekommen sein. Die Unschuld zu beschützen ist des wahren Mannes erste Pflicht!“

Jorja erzählte ihm nun von ihren früheren Beziehungen zu Don Fernando Ximenes, daß sie wohl fühle, wie jener ein gewisses Recht habe, sich über sie zu beklagen, wie es ihr auch lockend erschienen sei, nach Mexiko zurückzukehren, daß sie ihn aber nicht liebe und den Entschluß jetzt ebenso wenig wie früher fassen könne, ihm anzugehören. Auch ihr Vater habe im Grunde die Verbindung nicht gewünscht und sei froh gewesen, als sie abgelehnt habe.

Dann gestand sie ihrem aufmerksamen Hörer, wie verzweifelt sie infolge von ihres Vaters Briefen sei, wie sehr sie sich fortsehne, wie Hasenkamps sie einsperren würden, um sie vor Don Fernando zu schützen, und daß sie es kaum noch hier aushalten könne.

„Meine Hoffnung während des ganzen Winters war, daß Adelheid von Bergen mich einladen würde, nun kann das aber auch nicht sein.“

Sie sprachen hin und her über Jorjas Lage und was man etwa für sie thun könne. Endlich sagte Xaver anscheinend voll Teilnahme und Dienstbereitschaft: „Ich könnte Ihnen eine andere sehr angenehme Einladung nach Berlin erwirken.“

„Ah, eine andere? Zu wem?“

„Zu einer reizenden, jenjalen Dame, einer Freundin von mir, die sich längst nach dem Anschluß an eine jleichjeschtimmte Seele jesehnt hat.“

„Das wäre ja herrlich! Aber Hasenkamps werden mich jetzt nicht fortlassen,“ fügte sie traurig hinzu.

„Mit Ihren Verwandten kann ich nicht in Verbindung treten. Sie kennen mich nur in meiner Vermummung, sie wissen nichts von dem brüderlichen Verhältnis zu meinem heißjeliebten Friedrich — nein, die müssen jänzlich aus dem Spiele bleiben!“

„Aber das ist doch nicht möglich!“

„Dann müssen Sie hier die Freuden der Heidentümer weiter jenießen, und dem schtrahlenden Jlanze der Hauptstadt Valet sagen!“

„O, Don Xaverio, was meinen Sie denn?“

„Ich meine, jeliebte Tochter des Freundes, dem mein Herz jehörte, daß Sie Vertrauen zu mir fassen und unter meiner Obhut zu dem holden Wesen reisen sollen, das Ihnen schwesterlich die Arme entjejenbreitet.“

Jorja erschrak. Hasenkamps ohne deren Einwilligung verlassen? Nein, das war rücksichtslos, war undankbar, das vermochte sie nicht!

Sie erwogen lange die große Frage. Er wich nicht um Haaresbreite von der gestellten Bedingung: des völligen Schweigens gegen ihre Verwandten und des heimlichen Fortgehens. Sie konnte sich nicht dazu entschließen.

Im Laufe des Gesprächs fragte er sie in harmlosem Ton, ob sein teurer Friedrich sie auch genügend mit Geld versehen habe?

Ihr schien, als wolle er sie unterstützen, falls sie nichts habe, und sie erwiderte eifrig, daß sie ihr Taschengeld nie ganz verbraucht, da man hier ja nichts kaufen könne, und daß außerdem der Vater ihr eine Hundertpfundnote gegeben habe.

Sein Auge leuchtete befriedigt hinter den Brillengläsern, und er sagte weiter nichts über den Gegenstand.

Xaver hatte längst seine Briefe an sich genommen und ihr ein Buch gegeben. Sie waren nun im Laufe der Unterredung bis ziemlich nahe an Hasenkamps Hof heran gekommen, und er blieb stehen.

„Sei'n Sie klug, Jorjine,“ sprach er eindringlich, „sagen Sie keinem Menschen etwas von Ihrer Bejegnung mit Herrn Ximenes und ebensowenig von Ihrem Zusammensein mit mir und meiner Einladung. Erwäjen Sie ruhig, was ich Ihnen aus reiner Freundschaft biete, welchen Unannehmlichkeiten Sie hier entrinnen und welche Annehmlichkeiten Ihnen winken. Sind Sie einmal in Berlin, so können Sie ja an die Frau Schwester schreiben; dann haben Sie einfach den Ihrigen die Erleichterung jewährt, ihnen alle Verantwortung abzunehmen. Sie entrinnen den Nachstellungen Ihres lästigen Verehrers, der nicht wissen wird, wo Sie jeblieben sind und gehen einem reizvollen Dasein entjejen.“

„Ich kann -- ich kann mich nicht entschließen!“

„Es braucht auch nicht im Augenblicke zu sein. Morjen um dieselbe Schtunde bin ich hier, um Ihre Entscheidung zu hören. Willigen Sie ein, so stecken Sie in eine leichte Handtasche das Nötigste, Schmuck und Geld, ich trage Ihnen das Täschchen zur Station. Alles übrige können Sie in Berlin so viel kaufen, wie Sie wollen. Ein Zug jeht von Krautwerder um elf Uhr fünfzehn Minuten. Um fünf Uhr sind wir in Berlin. Ich bringe Sie sogleich zu meiner Freundin; sie ist einjerichtet wie eine Jräfin und Sie werden es da entzückend finden. Also bis morjen!“

Er ließ ihr keine Zeit zu einer Gegenrede, grüßte sie freundlich und würdevoll und schritt den Weg, den sie gekommen waren, zurück.

Während er Krautwerder zuging, fragte er sich hundertmal, ob sie kommen werde. Dann stilisirte er im stillen einen Brief an seine Freundin, Paula Seraphine Leginska. Darauf überlegte er, ob er nicht versuchen wolle, sich mit dem Kreolen in Verbindung zu setzen. Ximenes war Friedrich Becker als Schwiegersohn nicht genehm, Grund genug für ihn, auf die Seite des Bewerbers zu treten. Ja, ja, irgendwie würde er seine Rache nehmen und dem „schönen Fritz“ endlich mit Zinsen heimzahlen, was er einst Unvergessenes durch jenen erduldet hatte.

Jorja ging in schwere Gedanken vertieft nach



Hause. Die Aussicht, einer Einladung aus Berlin folgen zu können, hatte unbeschreiblichen Reiz für sie. Alles was der brave Don Xaverio, ihr Retter und Freund, von der Dame erzählt hatte, die sie gerne bei sich aufnehmen würde, war so lockend und schön wie möglich. Und der Grund, Don Fernando zu entrinnen, schwerwiegend genug, denn sie fürchtete sich nun wirklich vor einer nochmaligen Begegnung.

Das einzige Hindernis für ihr Gefühl, ihr Gewissen, lag in dem heimlichen Verlassen der Geschwister. Das war und blieb unrecht, aber sie erkannte auch, daß es nur so eine Möglichkeit gebe, fortzukommen, denn Hasenkamps würden sie nach den Anordnungen ihres Vaters nicht gutwillig weglassen.

Sie würden früher kaum in einen Besuch bei Baron von Bergens gewilligt haben. Jetzt nach der Warnung vor Don Ximenes keinenfalls. Sie kannte den entschiedenen Philippo und die ängstliche Betty; beide standen eigensinnig fest auf ihrem Punkte.

Unter diesen Ueberlegungen betrat Jorja den Hof. Im Hause kam ihr Betty aufgeregt entgegen:

„Aber Schorsine, wie unklug von Dir, nun bist Du doch wieder allein spazieren gelaufen, ich will und will es nicht!“

„Ich kann nicht bei dem guten Wetter im Hause sitzen.“

„Du solltest man gerne klein beigeben, denn Du weißt, was Vater geschrieben hat!“

Jorja war bereits die Treppe hinauf und in ihr Zimmer geflüchtet.

Während des ganzen Tags dauerte der Kampf in ihrer Seele, die Wiederholung des Für und Wider, des Wollens und Sollens.

Sie war sehr ärgerlich, die kleine Eigenwillige und Verwöhnte, daß sie nicht frei thun konnte, wonach ihr Sinn stand.

Es war der Tag, an dem Sophie zur Arbeitsstunde nach dem Pfarrhause ging. Man kam jetzt etwas später zusammen und das Zwielicht mußte bald hereinbrechen, als Sophie zu ihrem Ausgange bereit vor der Hausthür stand; gleichfalls fertig kam Jorja ihr nach.

„Ich will Sie nach Haidbergen begleiten, Donna Sofia.“

„Das wird Frau Hasenkamp nicht angenehm sein, sie ist ja so sehr ängstlich.“

„Ich möchte noch in die Luft gehen und bin gewiß, daß mir zwischen hier und dem Dorfe niemand etwas thut.“

„Freilich, davon bin ich auch überzeugt, dunkel ist es noch nicht, und ein Ruf von Ihnen würde irgendwo gehört werden, aber —“

„Ach, seien Sie doch nicht auch so bedenklich; wollen Sie mich nicht mitnehmen, so gehe ich allein.“

„Nun gut, kommen Sie, aber unter einer Bedingung: auf dem Rückwege sprechen Sie in der Schmiede vor und Margrete begleitet sie, dann kann Ihre Frau Schwester nichts einwenden. Wollen Sie?“

„Nun, ja denn!“

Sie gingen, es war ein frischer, etwas nebliger Abend.

In Jorjas Seele herrschte das unbewußte Verlangen nach Rat und Aussprache, eine Unruhe, für die sie Ablenkung suchte; sie konnte aus eigener Kraft noch nicht zu dem entscheidenden Nein kommen. Vielleicht daß eine von ihr heiß ersehnte Begegnung — daß sie doch noch den Trost fand, den sie suchte.'

Wie lieb und gut war der Padre doch gestern gegen sie gewesen. Ja, sie sehnte sich nach ihm, sie schenkte ihm das größte Vertrauen, es würde sie beglücken, ihn zu treffen, ihm ihr Herz auszuschütten.

Sophie plauderte und Jorja ging einsilbig neben ihr dahin.

An dem Pförtchen vor dem Pfarrgarten wurde Jorja gesprächig und konnte sich von ihrer Gefährtin nicht trennen.

Und siehe da, aus dem Pfarrhause kam Gottfried Engelke rasch auf die beiden Damen zu, begrüßte sie und sagte:

„Da ich weiß, wie besorgt Ihre Frau Schwester für Sie ist, Fräulein Becker, erlauben Sie mir wohl, daß ich Sie zurück begleite.“

Jorja nickte ihm erfreut zu, und Sophie erwiderte, daß sie sein Vorschlag beruhige, und daß nun der Schmieds Margrete Geleit überflüssig werde.

Dann trat Jorja, froh über die Erfüllung ihrer Wünsche, an des verehrten Padres Seite den Heimweg an.

Sie hatten beide das Herz voll für einander und fanden nun doch — vielleicht gerade wegen dieser Ueberfülle, in den ersten Minuten kein Wort der Anknüpfung.

Endlich begann er stockend und unsicheren Tons ihr seine gestrige Begegnung mit Margrete zu erzählen und wie es ohne eigentliches Dazuthun von seiner Seite gekommen sei, daß die Alte ihm den Brief gezeigt habe.

Jetzt wurde Gottfried von seiner großen Gemütsbewegung wiederum überwältigt, und auf dem Feldwege, den sie mittlerweile erreicht hatten, stehenbleibend, fragte er hastig und grollend:

„Wie kommt es, daß Sie heimlich mit dem jungen Baron korrespondiren? Sind Sie verlobt, so brauchen Sie einen offenen, vertrauten Verkehr nicht zu scheuen, sind Sie es nicht, so — so —“

„Aber ich habe nie einen Brief von Don Jose empfangen!“

„Eine Herrenhand — und Margrete meinte es auch —“ stieß er, sie mißtrauisch ansehend, hervor und ging hastig weiter.

„Wie können Sie das nur denken? Adelheid schreibt mir ja.“

Wie erstaunt, wie offen sie zu ihm aufblickte. Er wußte nicht, wo die Wahrheit lag. So begann er ihr auseinanderzusetzen, daß es nach den hiesigen Anschauungen durchaus unpassend für ein junges Mädchen sei, mit einem ihr nicht verwandten Herrn Briefe zu wechseln.

Jorja war innerlich bewegter als es den Anschein hatte. So würde er es auch gewiß tadeln, daß sie mit dem guten, alten Xaverio korrespondirte; o, wie sollte sie nur beginnen, ihm alles zu sagen, was sie hin und her zog?

Sie waren jetzt dicht an Hasenkamps Hof herangekommen. Nebel und Dämmerung sanken mit grauen Schleiern herab. Jorja nahm ihres Begleiters Arm und bog mit ihm zur Seite, sie konnten hier auf dem Wege, der vor dem Hofe vorüberführte, neben der langen Scheune noch ein paarmal ungesehen auf und ab gehen.

„Bleiben Sie noch, Padre, verlassen Sie mich noch nicht," flüsterte sie mit weichen, zärtlichen Lauten und lehnte sich an ihn, „ich will Ihnen ja beichten, ich schwöre Ihnen, es ist nichts Unrechtes dabei. Ich habe ja für keinen Menschen so viel Vertrauen wie für Sie, Sie lieber, lieber Padre!"

„Jorja!" Eine unnennbare Seligkeit überkam ihn bei ihren Worten, er blieb stehen, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr hingerissen in die Augen.

Sie löste die Hände sanft, legte sie auf seine Schultern und sagte freundlich zu ihm geneigt: „Wollen Sie gut sein? Wollen Sie mich nicht schelten?"

Da loderte es in ihm empor: sie liebt Dich — sie liebt Dich! Und keiner Selbstbeherrschung mehr fähig, schlang er die Arme um ihre feine Gestalt, zog sie leidenschaftlich an sich, flüsterte: „Jorja, Jorja, sei mein," und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Einen Augenblick meinte er mit Entzücken zu fühlen, daß sie sich ihm in voller Erwiderung seiner Zärtlichkeit hingebe, dann plötzlich entwand sie sich ihm, trat zurück, eilte der Hofpforte zu und rief:

„Gehen Sie — gehen Sie — das war unrecht —"

Sie öffnete die Thür, lief wie ein gescheuchtes Reh über den Hof und verschwand im Hause.

Starr, keines Wortes mächtig, stand er da und blickte ihr verwirrt nach.

Er glaubte ihren süßen Kuß noch auf seinen Lippen zu fühlen, und sie — sie wies ihn von sich? Wie war dies möglich? Hatte er es mit einem Wesen zu thun, das der Liebe nicht fähig war, einer Heidenixe, einer Undine?

Aber sollte sie denn nicht zu beseelen sein? War denn nicht etwas von seiner Glut auf sie übergegangen? Er hielt es für undenkbar, daß dem nicht so sein sollte.

Erschüttert, ja aufgewühlt in seinem heiligsten Empfinden und tief verletzt trat er den Heimweg an.

Nein, es war nicht unrecht, wenn ein freier Mann mit allen Zeichen der Liebe um ein Mädchen warb!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jorja lag, fast besinnungslos von allen in ihr streitenden Empfindungen, in ihrem Zimmer im Schaukelstuhle; es war dunkel geworden und Lottchen kam, sie zum Abendessen zu rufen.

„Ich danke, ich mag nicht."

Gleich darauf trat Betty ein: „Was, um des Himmels willen, fehlt Dir denn, Kind?" Die Fürsorgliche hatte ein Glas Milch mitgebracht, sie zündete Licht an und untersuchte, ob Jorja Fieber habe:

„Deine Stirn brennt, aber Deine Hände sind ganz kalt, was hast Du nur angefangen?"

„Nichts — ich bin nur müde."

„So will ich Dich ins Bett bringen. Und es soll mir recht lieb sein, wenn Du ein paar Tage darin bleibst, dann kann Dir kein Unglück zustoßen."

„Ich bleibe nicht im Bette."

„Du bist immer so schrecklich eigensinnig."

Auch Sophie kam, und es währte zu Jorjas Qual eine Weile, bis die beiden Wohlmeinenden glücklich wieder gegangen waren.

Betty dachte nur an die Möglichkeit einer Erkrankung.

Sophie blickte tiefer, sie hielt es für wahrscheinlich, daß etwas Großes, Herzbewegendes zwischen Jorja und dem Pastor vorgefallen sei. Der Seelenkampf stand ihrem harmlosen Lieblinge ja auf dem Gesichte geschrieben. Aber wenn sie die Neigung des trefflichen Mannes erwiderte, so konnte sie ja glücklich und verklärt sein. Und daß man ein Entgegenkommen Gottfried Engelkes nicht annehmen solle, schien Sophie unglaublich.

Tief aufatmend blieb Jorja zurück; sie lag im Bette, die Lampe brannte auf dem Tische, Betty hatte versprochen, daß sie um zehn Uhr noch einmal kommen und nach der Schwester sehen wolle.

Nun konnte Jorja denken — ungestört denken.

Der Schwindel, der Rausch, die Besinnungslosigkeit von vorhin waren, infolge der Berührung mit außen, jetzt gewichen.

Jorja saß aufrecht im Bette und vergegenwärtigte sich das Geschehene.

Sein Kuß — ein erster Kuß, dessen sie sich erinnerte auf ihren Lippen gefühlt zu haben — anfänglich, ja, wahrhaftig, einen Augenblick war es wundervoll gewesen. Süß berauschend, wie sie sich jetzt beschämt und mit Scheu eingestand, ja, sie hatte einen Taumel, ein Schwinden ihrer Sinne empfunden. Dann aber war es ihr plötzlich vorgekommen als sei sie beraubt, als habe er ihr ein Unrecht angethan.

Und dem war auch so, dagegen mußte sie sich zur Wehr setzen, das konnte sie sich nicht gefallen lassen!

Hatte er bei den Ihrigen um sie geworben? War sie seine Braut? Bestand für sie die Verpflichtung ihn zu heiraten? Nein, dreimal nein! Sie wollte sich nicht unterwerfen, sie wollte keinem Manne angehören, frei wollte sie sein und ihr Leben genießen! Immer hier in Haidbergen bleiben, wäre ja schrecklich! Und dann seine strenge Mutter — ein Schauder überrieselte sie.

Wie nannte sie ihn doch? Gottfried — Gott und Frieden — die höchsten Dinge dieser Welt! — Godefriedo, welch ein wohllautender, wunderschöner Name! Und welch tiefe Augen er besaß, klar und tief wie das nordische Meer, das sie zu ihm getragen. Ihn predigen zu hören, war von Anfang an ihr Entzücken gewesen.

Und dann der feurige Schwung seines ganzen Wesens, seine Künstlerschaft. Ja, wie köstlich malte er. Er war ein herrlicher Mann, ein Mann, wie es keinen zweiten gab!

Aber wiedersehen konnte sie ihn doch nicht; denn er hatte sie beleidigt, und sie fühlte, sie wußte, daß

sie ihn fliehen müsse. War es vielleicht, um ihm nicht wehrlos zu verfallen?

Es packte sie bei diesem Gedanken eine so angstvolle Unruhe, daß sie aus dem Bette sprang. Dann aber hörte sie Bettys Schritt auf der Treppe, die, wie sie versprochen, noch einmal heraufkam, und rasch schlüpfte Jorja in ihr Lager zurück.

Um nicht Rede zu stehen, stellte sie sich schlafend, so daß die Schwester sich rasch und auf den Zehen mit der Lampe entfernte.

Nun aber kamen noch viele peinliche Stunden des Wachens und Kämpfens für Jorja.

Erst gegen Morgen sank sie in einen unruhigen Schlaf, aus dem, wie jeden Tag, der treuen Margrete Erscheinen die noch ganz Verwirrte aufscheuchte.

Sie ließ sich, schweigsamer als sonst, ankleiden, stand auch den teilnehmenden Fragen Sophies, die mit ihr frühstückte, kaum Rede und war froh, wieder allein zu sein.

Was war denn mit ihr geschehen, daß sie keinen Frieden finden konnte? Eine sehnsüchtige Unruhe, ein ewiges Grübelnmüssen verzehrten sie.

Sie kam sich ganz verwandelt vor.

An Fernando dachte sie mit einem Mitleid, von dem sie gestern nichts gewußt und doch war ihre Furcht vor ihm, vor der Möglichkeit, daß er sie berühren könne, noch gewachsen.

Nun aber mußte sie sich endlich entscheiden, was sie wollte. Sie legte sich ihre Kleidungsstücke zum Ausgehen zur Hand, wollte Don Xaverio aufsuchen, ihm danken, ihm Lebewohl sagen. Dann sank sie wieder sinnend auf einen Stuhl.

Wie schwer würde es sein, hier Godefriedo auszuweichen!

Und wie hatte sie sich denn gegen ihn verhalten? Diese Frage fiel jetzt zuerst, aber mit wahrem Bleigewicht auf ihre Seele. Ja, sie hatte ihn „lieber, lieber Padre“ genannt!

Hatte sie ihm damit ein Recht gegeben, an ihre wirkliche Liebe zu glauben? Sie hatte doch wohl nur ihr Vertrauen zu dem geistlichen Herrn gemeint, und Beziehungen, die sie in dem katholischen Mexiko kennen gelernt, im Sinne gehabt.

Dann hatte sie ihm die Hände auf die Schultern gelegt, sich, wie sie jetzt fürchtete, an ihn geschmiegt. War er vielleicht dadurch berechtigt . . .?

Ein Schwindel der Beschämung befiel sie. Ja, ja, sie war ihm entgegengekommen — auch sie trug die Schuld an dem Geschehenen. O, wie sollte sie nun vor seinem Auge bestehen? Es war ja ganz unmöglich, ihn wiederzusehen!

In diesem Augenblicke ihrer tiefsten Niedergeschlagenheit trat Betty bei ihr ein.

Die fleißige Hausfrau kam geradeswegs aus dem Waschhause, war erregt und eilig, aber sie mußte doch nach der Schwester sehen, über deren gestrigem sonderbarem Wesen ihr Gedanken gekommen waren, die sie nun nicht zurückhielt:

„Gesteh es nur, Schorsine, Du hast gestern, als Du in der Dämmerung aus Haidbergen kamst, wenn auch der Herr Pastor dabei war, den gefährlichen Don aus Mexiko laufen sehen! Thun konnte der schreckliche Mensch Dir da nichts, aber nun wird er schön um den Weg herum lauern und Du darfst keinesfalls heute allein hinaus. Wie, da liegt schon Dein Zeug? Nein, nein, trag's nur wieder weg, ich leide es durchaus nicht, daß Du gehst!“

„Aber, Betty, Du wirst mich doch nicht einsperren?“

„Du kannst heute nachmittag mit Fräulein und den Kindern gehen.“

„Ich habe jeden Morgen meinen Spaziergang gemacht, und ich will hinaus.“

„Und ich leid's nicht!“

„Das wollen wir einmal sehen!“

„Abscheulich!“

„Mir gleichviel!“

„Sieh einer solchen Eigensinn! Himmlischer Vater, was fängt 'en mit solchem Mädchen an? Schwöre mir, daß Du den braunen Don nicht gesehen hast!“

„Ich schwöre nie . . .“ Jorja wandte sich ab.

„Sie hat ihn gesehen, und sie will wohl gar zu ihm! Was soll ich mit der Deren machen? O, wäre doch Philipp da! Zeit, mit ihr zu laufen, hab' ich doch nicht. Wart, ich schließe Dich ein und hole Dich zu Mittag herunter!“

Gesagt, gethan. Die zornige Frau schoß hinaus, der Schlüssel knackte im Schloß und als Jorja, die erst ganz starr dagestanden hatte, an die Thür eilte, fand sie diese richtig abgeschlossen. Sie rüttelte daran, aber Bettys die Treppe hinunter laufende Schritte bewiesen ihr, daß es bitterer Ernst mit der Gefangenschaft sei.

Jorja trat mit dem Fuße auf, ballte die kleinen Hände und hatte die Empfindung, als hasse sie ihre Schwester. Eine solche Behandlung hatte sie ja noch nie erfahren! Das löste sie von jeder Gemeinschaft!

Wie rücksichtslos ging man mit ihr um, nun konnte sie Gleiches mit Gleichem vergelten. Nun war es auch nicht mehr undankbar, wenn sie ging.

Sie stand ein paar Minuten mit dem Finger auf den Lippen und überlegte, was sie thun solle.

Hinaus konnte sie doch, ein schlaues Lächeln huschte über ihre Züge. Nebenan in dem schrägen Dachkämmerchen, in dem ihre Kleider hingen und die Koffer standen, befand sich ein Thürchen, das auf den Heuboden führte. Sie war einmal zu einer kleinen Entdeckungsreise da hinaus geschlüpft. Betty mochte nicht daran gedacht haben. Gehemmt fühlte sich Jorja also nicht.

Nun war plötzlich ihr Entschluß da, sie meinte gar nicht anders zu können.

Rasch nahm sie ihre Schatulle zur Hand und schrieb:

„Liebe Schwester!

„Ich habe Dir gleich gesagt, daß ich mich nicht einsperren lasse, nun bin ich fort und schicke Dir aus Berlin meine Adresse. Jorja.“

Der zweite Brief wurde ihr schwerer; endlich warf sie folgende Zeilen aufs Papier:

„Ich kann Sie nicht wiedersehen, Don Godefriedo, darum gehe ich. Verzeihen Sie mir, wie ich Ihnen vergeben will. Jorja.“

Beide Briefe legte sie auf den Tisch. Dann kleidete sie sich zum Ausgange an.

Sie nahm ihre Juchtentasche und steckte hinein, was ihr nötig schien; darauf, fast ohne sich umzusehen oder zu denken, rückte sie den Koffer ab, der vor dem kleinen Thürchen stand, schob den Riegel zurück und befand sich auf dem Heuboden, der sich, da nur der Giebel des Hauses ausgebaut war, weit hin erstreckte. Kuh- und Pferdeställe lagen, wie es üblich war, unter demselben Dache und weiterhin führte vom Heuboden aus ein leiterartiges Treppchen hinunter, das in einem Winkel des Kuhstalles, nahe der hohen Doppelthür des Ausganges, endete.

Der Knecht, der eben unten Häcksel schnitt, sah sehr verwundert aus, als die feinen Pelzstiefelchen des braunen Fräuleins plötzlich über seinem Kopfe auf der geländerlosen Stalltreppe erschienen. Aber man wußte ja, sie war ein Hexchen, die allerorten umher spukte.

Sie sagte ihm „Guten morgen“ und klopfte sich die Heuhalme von den Kleidern. Er grinste ihr wohlgefällig nach, als sie mit der hübschen Tasche in der Hand aus der Thür huschte.

Jorja stand vor dem Hofthore und besann sich. Ihre erste Empfindung war ein kindischer Triumph, nun doch draußen zu sein.

Dann fiel ihr Blick auf die Stelle, wo sie gestern abend mit Godefriedo gestanden und ein unnennbares Gefühl von Wonne und Sehnsucht überrieselte sie.

Darauf aber kam gleich wieder die Beschämung; und alle Gedanken und Gefühle, die sie seit jener Stunde durchflutet hatten, zuckten blitzartig durch ihre Seele. Ja, ja, sie mußte fliehen!

Wie sie nun so daran dachte, mit Don Xaverio zu gehen, bemächtigte sich ihrer etwas wie Angst und Scheu. Er war manchmal so seltsam. Im nächsten Augenblicke schämte sie sich dieser mißtrauischen Empfindungen gegen den hilfsbereiten Freund, der ihrem Vater wie ein Bruder nahestand und dem er das unbedingteste Zutrauen schenkte. Xaverio war ja auch alt, aber sie mochte doch nicht gern allein zu ihm gehen.

Sie würde auch Bedienung gebrauchen, die Dame in Berlin hatte vielleicht niemand für sie. Gut, sie wollte Margrete mitnehmen!

Der Entschluß war kaum gefaßt, so lief sie auch schon auf dem Fußwege entlang dem Dorfe zu, um sich ihre Alte abzuholen.

Margrete war immer sehr stolz und glücklich, wenn das liebe Fräulein sie besuchte, freudig kam sie ihr entgegen.

„Mach Dich fertig, meine Greta, Du sollst gleich mit mir nach Berlin fahren.“

„O Jemine! Nach die allerschönste Stadt soll ich wieder hin, nach unsere Barons! Aber wie is nu das mit eenmal so gekommen?“

„Ich habe mich eben rasch entschlossen.“

„Stand wohl gestern in 'en Brief?“

„Ja, ja; mach nur zu, um fünf Uhr sind wir in Berlin.“

Die Alte schlug freudig die Hände zusammen; sie war in jungen Jahren ein paarmal mit ihrer Dame dort gewesen und diese Reisen hatten den Glanzpunkt ihres Lebens gebildet, daher war sie jetzt ohne Besinnen zum Mitgehen bereit.

Jorja sagte weiter nichts, sondern drängte nur zur Eile.

Margrete breitete ein grauwollenes Tuch auf ihr Bett und legte in die Mitte desselben was sie am notwendigsten gebrauchte, dann knotete sie das Tuch als Bündel zusammen.

„Nu will ich meine Brüders Bescheid sagen und mit die Peppermeyern von gegenüber sprechen, daß sie die Mannsleut 'en büschen aushelfen thut.“

Das war alles nach kurzer Frist geschehen; da Margrete so entschieden wollte, fand sie kein Hindernis. Und dann gingen die beiden hinter dem Dorfe herum auf einem andern als dem Hasenkampschen Wege nach dem Punkte zu, wo Jorja ihren alten Freund treffen wollte.

Margrete trug ihr Bündel und die Tasche; sie hatte eine blaue Wollmütze auf und eine dicke schwarze Jacke an, beides Weihnachtsgeschenke von Jorja, ihr graues Lüstrekleid und ihre blaugedruckte Schürze sahen darunter hervor. Von ihrem kleinkarrirten baumwollenen Regenschirm hatte sie sich auch nicht trennen können.

„Es ist aber doch 'mal sonderbar von die Hasenkampen,“ begann sie jetzt zu überlegen, „daß sie Ihnen nich nach die Statschon fahren läßt. Sind die Herrens auch nich da, so hat sie doch immer noch Merten und Hannes. Ja, sie is manchmal was eigen, und nu' in die große Wäsche mag sie das wohl nich passen.“

Jorja ließ die Alte schwatzen, ihr war nicht darnach zu Mut, Rede zu stehen.

Xaver kam den Nahenden mit sehr erstauntem Gesichte entgegen: „Was soll das Bauernweib?“

„Es ist meine Dienerin, Margrete Bosselmann, an die Sie geschrieben haben und sie soll mich begleiten.“

„Das wird meiner Freundin in Berlin vielleicht nicht passen.“

„Dann bleibe ich hier.“

„Na, dann kommen Sie nur!“ Er schritt rasch und innerlich äußerst unzufrieden voran.

Margrete zupfte ihre Herrin am Aermel:

„Das is ja der Mensch, der mit die Büchers läuft; weshalb geht der mit Sie?“

„Ich kenne ihn gut, und er begleitet uns.“

Ziemlich schweigsam wurde der Weg zurückgelegt, nur Margrete plauderte manchmal. Jorja fand es überflüssig, ihr zu sagen, daß sie nicht zu Baron von Bergens gehe; es war ihr eigentlich peinlich, daß es nicht geschah, und sie meinte, die Thatsache könne ja reden, das werde früh genug sein.

Endlich war man in Krautwerder.

„Die höchste Zeit, Sie haben mich warten lassen,“ sagte der Alte. „Soll ich Ihnen Billette lösen?“

Jorja gab Xaver ihr Portemonnaie:

„Für mich und Margret im selben Coupé.“

Sie standen auf dem Bahnsteig, und der Hamburger Zug brauste heran.

„Sie fahren wohl Damencoupé?"

Jorja nickte, und Xaver hob die beiden eilig in die gewünschte leere Abteilung, dann lief er ein paar Schritte zurück, winkte zwei Männern zu, die sich hinter der Ecke des Bahnhofgebäudes hielten, und stieg mit ihnen in einen der letzten Wagen. Seine beiden Reisegefährten waren Don Fernando Ximenes und dessen Begleiter, der Professor Charles Bennoit.

Jorja sah gespannt aus dem Fenster.

Der Bahndamm machte hier einen Bogen, und man kam noch ziemlich nahe an Haidbergen vorüber.

Da war ja der alte, wohlbekannte Kirchturm; auf seiner kleinen Erhöhung ragte er bedeutend über die Dächer empor. Aber auch das Pfarrhaus mit dem großen Garten glaubten Jorjas scharfe Augen herauszukennen.

Ihr starrer Blick hing daran, so lange sie sehen konnte; endlich mußte sie sich weit vorbeugen, nun war es nur noch die Turmspitze, der sie ihre Scheidegrüße zuwinken konnte. Ein Wald schob sich vor und Haidbergen lag versunken hinter ihr.

Von einem plötzlichen, unbeschreiblichen Weh ergriffen, sank Jorja in die Kissen zurück, heiße Thränen entströmten ihren Augen, die sie mit den Händen verhüllte.

O, wie heimatlos, verlassen, wie elend kam sie sich vor! Vergessen war in diesem Schmerze alles, was sie gelockt, und alles, was sie von dannen getrieben hatte.

Sie fühlte nur, daß sie fortgerissen werde mit der rasenden Hast des arbeitenden Dampfes von allem, was sie liebte. Von ihm, der plötzlich ihrem ganzen Wesen eine andere Wendung gegeben, der ihres Lebens und Herzens bester Inhalt geworden war.

Wie es ihr weh that, die Entfernung zwischen sich und ihm immer mehr wachsen zu fühlen! Es schien ihr, als empfinde sie ein körperliches Zerren in ihren Nerven, als werde es immer kälter und öder um sie her. Was konnte denn die Fremde ohne Godefriedo für Reiz haben?

Als sie nun ganz herzbrechend schluchzte, versuchte Margrete — die ihre liebe junge Herrin nicht leiden sehen konnte — sie in gutmütig täppischer Weise zu trösten.

„Aber, Fräuleinchen, was is denn nu' los?" sagte die Alte und streichelte mit ihrer rauhen Hand Jorjas Kleid. „Sie wollten ja immer so gern weg. Nu' sei'n Sie man bloß vergnügt."

„Ach, wenn ich's nur könnte!"

„Aber, keiner thut Sie doch 'was, und Sie sollen 'mal sehen, wie prachtvoll und wie schrecklich groß allens in die Stadt is. Rein zum Verwundern!"

Jorja drückte trotz allem Zureden den Kopf in die Kissen und weinte heftig.

Sie waren allein, und so brauchte sie sich keine Zwang anzuthun.

Nur so viel faßte sie sich, daß sie endlich Margrete mitteilte, sie gingen gar nicht zu Barons, worüber die Alte sich nicht genug wundern konnte.

Auf der nächsten Station kamen Reisegefährtinnen, derentwegen Jorja sich beherrschte.

Es mochte ganz gut für sie sein, obgleich sie auch jetzt noch kämpfte und litt.

Alles was sie schon viel durchdacht hatte, kam noch einmal und immer wieder, nahm aber nun nach und nach eine andere Gestalt an. Die Fremde wurde ihr zur nebelerfüllten Wüste und das verlassene Dörfchen erschien ihr wie ein Paradies, aus dem sie verstoßen war. O, welch ein sonderbares, wankelmütiges Herz sie doch besaß!

Endlich fuhren sie in die Halle des Berliner Bahnhofs ein.

Xaver erschien sogleich am Coupé, hob Jorja, die sehr verweint aussah, unter begütigenden Worten heraus und führte sie, während Margrete mit dem Gepäck folgte, an die Droschke, er stieg mit ihnen ein und dann wurde eine lange Fahrt durch die Stadt angetreten.

Jorja, die nur einmal flüchtig in Hamburg gewesen war, fühlte sich schwindelnd von alle den Eindrücken, den immer neuen Straßen, den hin und her wogenden Fuhrwerken und Menschen, den vielen Häusern und Läden, dem unendlichen Geräusch der großen Stadt. Das war ja alles nur betäubend und gar nicht schön! Verwirrt, zu ermüdet, um zu sprechen, sah sie, ohne klar zu sehen und zu begreifen, in das chaotische Gewirr hinaus.

Nun hielt der Wagen vor dem großen Miethause in der Köpenickerstraße. Xaver bezahlte die Droschke und gab Jorja ihr Portemonnaie zurück, dann bot er ihr den Arm und führte sie durch das Eingangsthor, links zwei sehr anständige Treppen, zu der Wohnung seiner Freundin hinauf.

Vor dem großen Porzellanschilde von „Paula Serafina Leginska" blieb er mit seinen beiden Gefährtinnen stehen und klingelte.

Nettchen, heute etwas sauberer als gewöhnlich, sogar geputzt, öffnete und sah die beiden grundverschiedenen Begleiterinnen des alten Hausfreundes erstaunt an.

„Soll ich Ihnen bei meine Jnädige melden?" fragte sie mit schnippischem Knix.

Xaver gebot ihr würdevoll, ihn nur ohne weiteres in den Salon zu führen. Er wolle dann gehen und sein liebes Fräulein Leginska begrüßen.

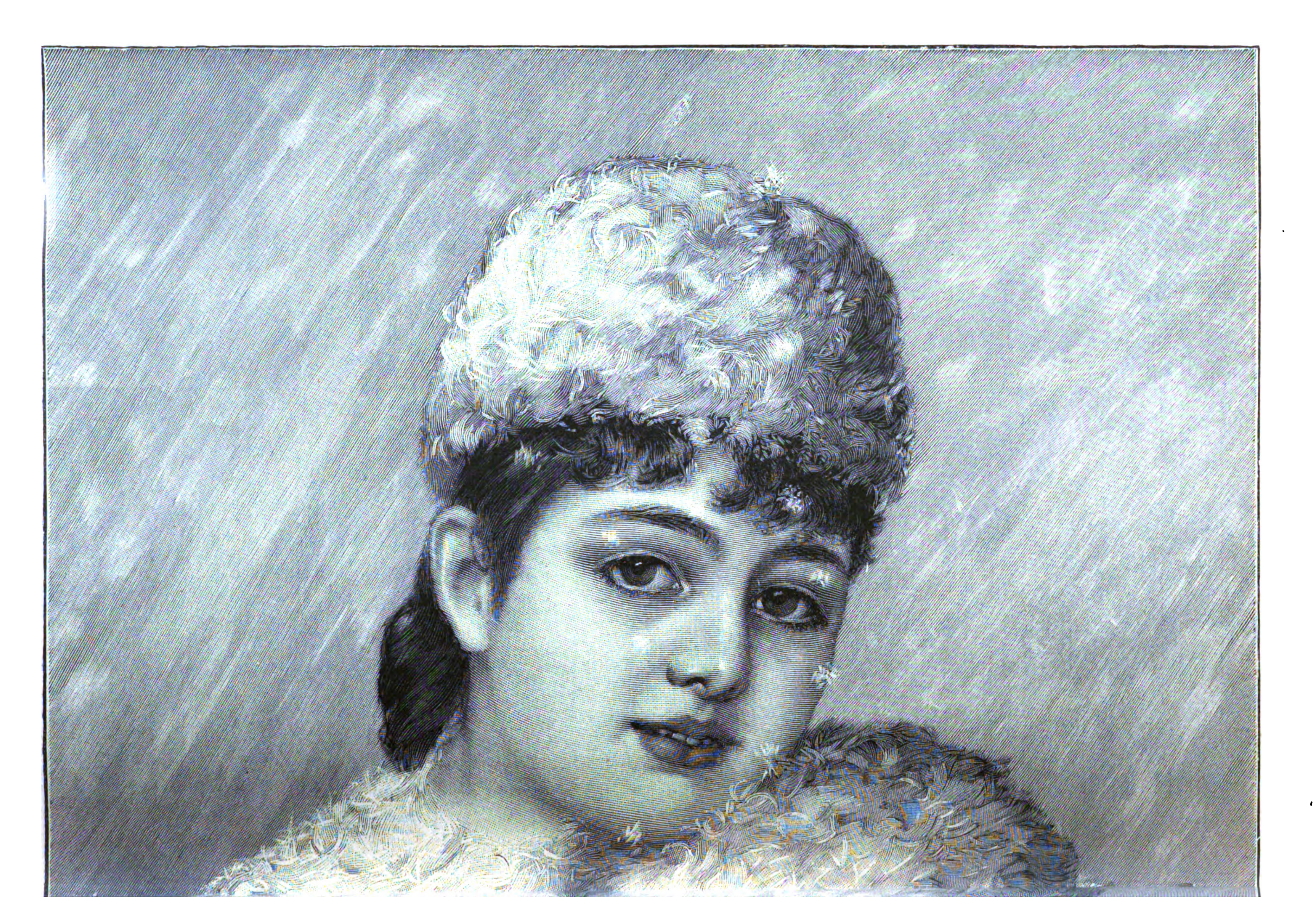
Nettchen öffnete die Thür, welche auf dem kleinen mit bunten Shawls geschmückten Flur dem Eingange gegenüber lag und man befand sich in einem voll und bunt ausgestatteten Vorderzimmer, dessen Fenster aber so verhängt waren, daß fast Dämmerung herrschte.

Während Xaver die beiden Gefährtinnen voran eintreten ließ, flüsterte ihm Nettchen zu:

„Wat machen Se denn nu' vor Jeschichten, Sie oller Tanzbär?"

Er herrschte ihr ein leises, aber zorniges: „Schweig!" zu, bat Jorja, sich einen Augenblick zu setzen, er werde ihr gleich seine reizende junge Freundin zuführen, und verschwand durch die Portière einer Flügelthür.

Jorja sank, keiner rechten Besinnung mehr fähig, in einen Lehnstuhl und Margrete konnte, während sie alles, was sie sah, anstaunte, sich schwer in





Photographie-Verlag von Gustav Schauer in Berlin.

Frühlingsblüte im Schnee.

Nach dem Gemälde von Fanny Levy.

den Gedanken finden, daß man nicht bei Baron von Bergens sei.

„Ich kann man immer los schüttkoppen," plapperte sie, „so mitten in die große Stadt, aber bei wem? Auf der Gnädigen von dies kleine Affending bin ich man bloß neugierig. So 'ne flirrige Kammerzofe, kein büschen deftig! 'ne Tüllschürze hat se vor die Pute und rote Ohrknöppe, aberst ganz ungeseifte Ohren. Ich will ihr 'was aufpassen, wird allerwärts 'en schöner Staub liegen. Für meine Frau Baronin wäre so eine nich."

Xaver hatte gestern morgen, sogleich nach seiner Unterredung mit Jorja in der Heide, einen langen Brief an Paula geschrieben, in dem er ihr auseinandergesetzt, welche Vorteile sie davon ziehen könne, wenn sie die Tochter des mexikanischen Millionärs einige Zeit bei sich aufnehme. Heute vor der Abfahrt von Krautwerder, hatte er ihr telegraphirt, daß er mit seiner Schutzbefohlenen und ihrer Dienerin komme. Vorbereitet war also seine gewandte Freundin, er hielt es aber doch für sicherer, erst noch eine kleine Rücksprache mit ihr zu halten, ehe er die beiden sehr Verschiedenen zueinander führte. Er mußte Paula beschwören, daß sie sich zusammennehme und ihr noch einmal die Vorteile dieser Gastfreundschaft im hellsten Lichte zeigen.

Die Sängerin kam ihrem alten Helfer freudestrahlend entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit wirklich Carmen gesungen, wie sie meinte „mit rasendem Erfolg", war ganz „spanisch gestimmt", interessirte sich sehr für die reiche Spanierin und bat den Alten, „sie nicht für dumm zu kaufen", sie könne gerade so gut eine „Jräfin" spielen, wie er „in Barönlichkeit mache".

„Na, Paulinchen, denn zeijen Sie 'mal, was Sie können! Und je eher Sie dem kleinen scheuen Dinge 'en Liebhaber anhängen, je besser für Sie."

Paula nickte, trat vor den Spiegel, zupfte die spanische Spitzenmantille, die sie mit ein paar roten Nelken aufgesteckt trug, zurecht, glättete ihr braunrotes Atlaskleid, rollte ihren mächtigen Fächer auf und ab und trällerte dabei:

„Draußen am Wall von Sevilla
Wohnt mein Freund Lillas Pastilla,
Dort tanze ich die Seguidilla
Und trink Manzanilla!"

Dann lief sie dem Alten voran in das Vorderzimmer.

Hier trat sie graziös auf die träumerisch versunkene Jorja zu, die hastig emporfuhr, umarmte die Erstaunte, indem sie flüchtig eine Wange an ihr Ohr legte und sagte geziert:

„Welch ein Glück für mich, die reizende Señorita bei mir zu sehen!"

„Sind Sie Spanierin, Donna Paula?" rief Jorja mit freudigem Aufblicken.

„Leider nicht janz."

Man plauderte noch ein paar Minuten und dann bat Paula, die teure, neue Freundin solle mit der Dienerin ihr folgen, damit sie „den lieben Jästen" ein, wie sie sehr bedaure, bescheidenes Nestchen anweise.

Aus dem ersten Empfangszimmer kamen sie in ein zweites, auch nach vorn liegendes Gemach, in dessen Mitte ein großer, blank polirter Flügel stand, über dem Margrete, die, das Gepäck tragend, bescheiden folgte, sich nicht enthalten konnte, mit ihrem Finger einen lohnenden Strich zu ziehen.

Dann ging es in die Berliner Stube, in der ein Tisch für drei Personen gedeckt stand. Von dieser aus betraten sie den langen Gang im Seitenbau, an dem verschiedene Thüren lagen. Eine derselben öffnete Paula:

Sehen Sie, hier, zwischen meinem Boudoir und dem Badezimmer. Mit dem Schlafsofa muß Ihre Duenna fürlieb nehmen; ich jeschtehe offen, daß ich nicht auf sie rechnete. Haben Sie sich ein bißchen erholt, so wird jleich servirt werden, bitte nur wieder ins Eßzimmer zu kommen."

Jetzt war Jorja mit ihrer Alten allein und sah sich um. Es war ein kleines, zierlich ausgestattetes Gemach, das Fräulein Paula ihr angewiesen hatte. Weiße Tüllgardinen von rosa Schleifen gehalten, hüllten das Bett ein, ebensolche Vorhänge umgaben Spiegel und Toilettetisch.

„Wie gefällt sie Dir, Greta?" fragte Jorja kleinlaut, während Margrete ihr die Pelzstiefelchen mit Hausschuhen vertauschte. „Sie war doch sehr freundlich?"

„Un ihr gutes Kleid hatte se Fettflecker."

„Das ist des Mädchens Schuld."

„Wie der Herr, so der Knecht!" sagte die Alte feierlich.

„Aber es ist hier doch wirklich sehr nett." Jorja würde gern recht viel Gutes und Tröstliches gehört haben, damit ihr eigenes, unsicheres Gefühl zum Schweigen gebracht worden wäre.

„So 'en büschen oberhin," erwiderte Margrete und warf einen mißtrauischen Blick umher.

Jetzt eilte Jorja ins Eßzimmer zurück, während die Alte aufräumte und umherspähte.

Paula und Xaver kamen der Eintretenden beflissen entgegen. Man setzte sich zu Tisch, Nettchen bediente mit großer Behendigkeit, das Essen — wie immer vom Speisewirt gebracht — war gut und so begann Jorja sich zu erholen und etwas getroster zu werden.

Daneben wollte ihr aber doch manches in Donna Paulas Wesen sowohl, wie auch in ihres alten Freundes Ton gegen die Dame, gar nicht gefallen, so daß sie eigentlich zwischen Abneigung und Behagen schwankte und von sehr verschiedenen Eindrücken innerlich hin und her gezogen wurde.

Paula erzählte, daß sie morgen ihren musikalischen Abend habe, an dem Freundinnen und Freunde zwanglos zu ihr kämen.

Xaver bedauerte außerordentlich, daß er morgen nicht von der Partie sein könne; seine Geschäfte litten es nicht, er könne aber seine liebe Schutzbefohlene ja ganz ruhig ihr und ihrem auserlesenen Kreise anvertrauen. Donna Jorja werde sich gewiß vortrefflich unterhalten, denn er kenne nichts Angenehmeres als die „jenußreichen" Abende seiner liebenswürdigen Freundin.

Jorja blickte den alten Herrn erschrocken an. Sie wußte, daß sie sich noch viel unsicherer und verlassener fühlen werde, wenn er nicht da sei. Jetzt, wo sie doch immer auf seinen Rat und Schutz rechnen zu können glaubte, war ihr, neben aller Dankbarkeit für die gute Aufnahme, doch oft recht sonderbar zu Mut. Und nun sollte sie gar eine große Gesellschaft ohne ihn mitmachen!

Paula zerstreute indes Jorja durch Beratung der Toilettenfrage. Da sie doch ohne Gepäck gereist sei, müsse man hier sorgen. Gleich morgen nach dem Frühstück wollten sie die ersten Läden der Stadt besuchen und einen reizenden Gesellschaftsanzug für den lieben Gast auswählen.

Das war ein Plan, der Jorja erfreute. Sie hatte sich ja immer gewünscht, selbst aussuchen zu können und hübsche Einkäufe zu machen.

Dann setzte Paula sich an den Flügel und sang mit großer Lebhaftigkeit und Gewandtheit ein Lied nach dem andern; welch ein neuer Genuß für das unerfahrene, aber kunstliebende Kind!

Während Jorja sich so über Erwarten gut unterhielt, Mißtrauen, Kummer und Sorgen betäubend, trat Nettchen mit einem Brett voll Speiseresten bei Margrete ein.

Mit gesundem Hunger machte sich die Alte über das Gebotene her, verschmähte aber nicht, dazwischen mit der gleichfalls neugierigen und plauderhaften Gefährtin zu schwatzen.

„Wohnt denn Ihr Fräulein so ohne sans façon allein hier? Hat sie keine Mutter oder sonst wen Ordentliches bei sich?" fragte die mit vollen Backen Kauende.

„'ne Mutter hat' se, aber et is er jrade kein Schtat mit'er zu machen."

„Na, wat is denn düsse Gnädige eigentlich for eine?"

„Ach, wissen Se das nich?" fragte Nettchen hochmütig. „'ne Künstlerin is se, 'ne sehr jroßartige Künstlerin!"

Margrete hielt ihre aufgespießte und in Sauce umgewendete Kartoffel vor Erstaunen zwischen Teller und Mund und wiederholte:

„Künstlerin . . . danzt se upet Seil?"

Nettchen lachte unmäßig: „Wat Sie vor 'ne putzige olle Kruke sind! Auf's Seil! Ne, ne. Sie is 'ne jroßartige Sängerin."

Margrete überlegte, während sie die Kartoffel verzehrte, ob zwischen Seiltänzerin und Sängerin ein erheblicher Unterschied sei. Sie fragte dann noch allerlei über Lebensweise, Hausordnung und Gewohnheiten der Sängerin und beschloß mit ihrem kleinen Fräulein ernste Rücksprache zu nehmen, denn was sie da hörte, gefiel ihr gar nicht.

Als Paula von der Begleitung Jorjas nach ihrem Schlafzimmer in den Salon und zu Xaver zurückkehrte, kam dieser ihr befriedigt entgegen:

„Haben Ihre Sache jut jemacht, Paulinchen, die Kleine beißt an, ist entzückt! Nun aber noch eins. Passen Sie jut auf die ersten Briefe, die sie schreibt, dürfen keinesfalls abjehen."

„I, wo werd' ick denn! Ist übrigens e'n süßes Balg, und warum die sich, mit ihren Millionen hinter sich, hier bei mir 'en Liebhaber suchen soll, ist mir trotz all Ihrem Jewäsch duster jeblieben, oller Freund."

Xaver versuchte noch einmal, ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung vorzubringen und daneben der Sängerin immer wieder einzuschärfen, daß sie, wenn sie klug sei, alles thun müsse, die Kleine zu halten und zufrieden zu stellen. (Fortsetzung folgt.)

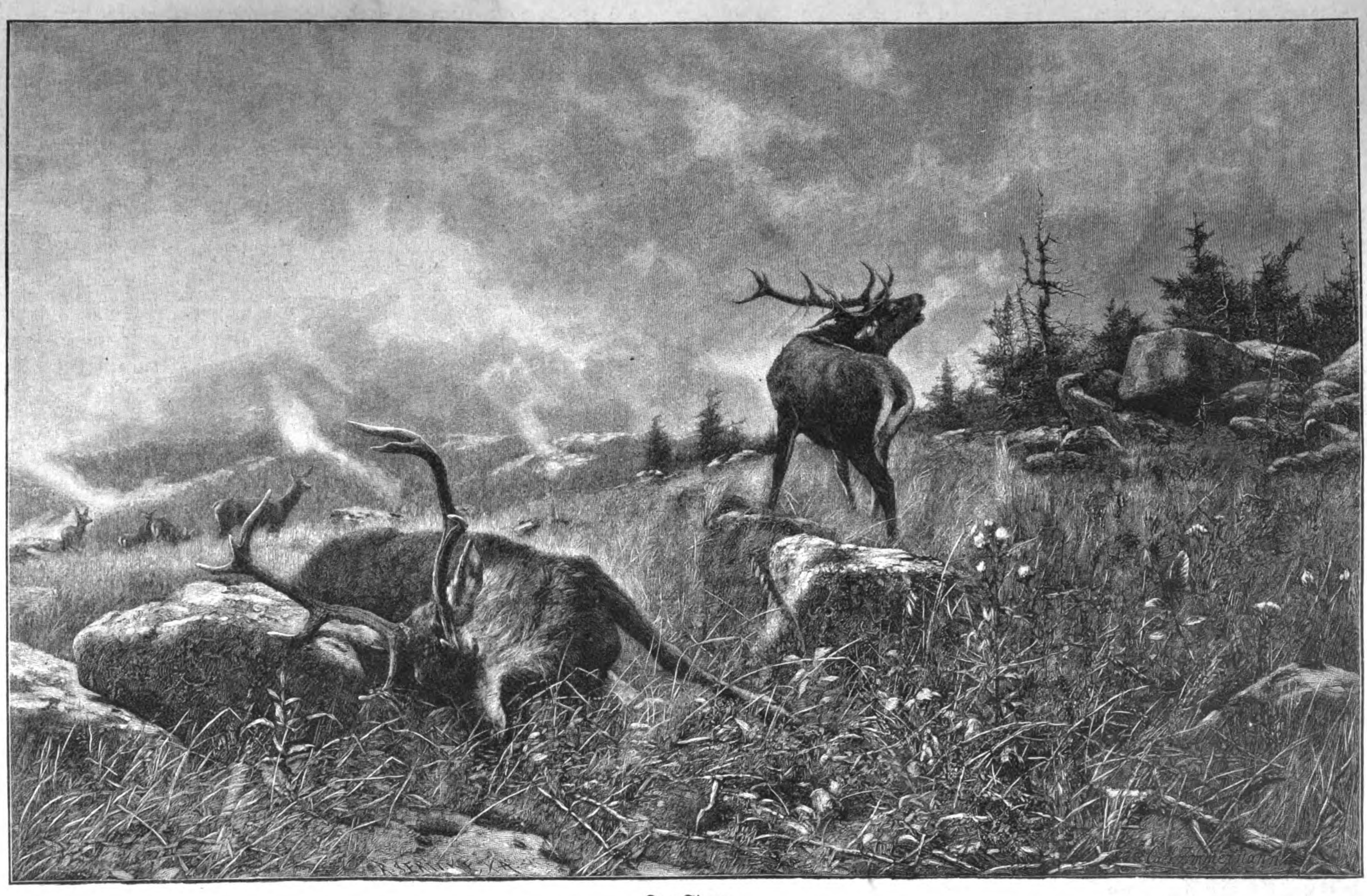
Bauernhochzeit in Ober-Ungarn.

(Hiezu das Bild Seite 679.)

Die Ernte war gut, Weizen und Mais haben gut ausgegeben und sind zu gutem Preise auf dem Herbstmarkte in der Komitatshauptstadt verkauft worden; da hat denn der Vater des schmucken Ferenz Lajos nicht länger mit seiner Einwilligung zur Hochzeit seines Aeltesten mit der hübschen Ilka des Nachbarn Estevan gezögert, obschon dieser vier Pferde weniger im Stalle hat als der wohlhabende Lajos und bedeutend weniger Rinder und Schafe von ihm auf der Pußta weiden. Ferenz hat aber die Ilka schon gern gehabt zu der Zeit, als er bei den Esterhazyhusaren assentirt wurde; jetzt ist er nach den Herbstmanövern zu den Honveds entlassen worden und hat sein „Madel" noch gerade so hübsch und lieb wieder gefunden, als er sie zurückgelassen. Mit dem Beistande der Mutter ist dann der alte, zähe Bauer mürbe gemacht und heute, acht Tage vor der geschlossenen Zeit, hat die Trauung in dem zwei Stunden entfernten Pfarrdorfe stattgefunden, zu dessen Sprengel das Pußtadorf, die Heimat des Brautpaares, gehört.

Bei dem Hochzeitsmahle im Gasthause des großen Pfarrdorfes ist es hoch hergegangen, man hat dem Schomlauer und dem Erlauer wacker zugesprochen, so daß es bereits schummrig geworden, ehe man aufbrach, um den Abend in der Czarda des Heimatdorfes fröhlich bei Tanz und Wein zu beschließen. Es ist aber prächtige Schlittenbahn, denn der Winter hat sich in diesem Jahre frühzeitig in Ober-Ungarn eingestellt, so daß man mit den vortrefflichen Pferden des Vater Lajos in einer guten halben Stunde zu Hause sein wird. Vorauf fährt der Schlitten mit der Zigeuner-Musikbande, die nicht müde wird, einen Czardas, eine ihrer wunderbaren eigentümlichen Weisen nach der andern aufzuspielen, um ihren Dank für den reichlich bemessenen Trunk und die gute Mahlzeit zu bekunden. Der neben dem Brautschlitten reitende, mit Bändern und Schleifen aufgeputzte Brautführer gibt durch wiederholtes Abfeuern seines Pistols den Freunden im Dorfe das Signal von dem herannahenden Brautzuge; der junge Ehemann, der zur Feier des Tages seine Honved-Husarenuniform angelegt, ist bei dem Knallen aufgesprungen und ruft seinem Spezi ein lustiges „Eljen!" zu. Gleichzeitig haben sich auf der andern Seite einige schlaue Bauernkinder dem Schlitten genähert, in der Erwartung, daß auch für sie wohl etwas Gutes abfallen dürfte; sie haben sich auch nicht getäuscht, denn die lustige alte Brautmutter hat in den Kuchenbeutel gegriffen und wirft dem vordersten Buben ein Stück Kuchen in den ausgestreckten Hut. Die junge Frau hat wahrscheinlich dasselbe thun wollen, ist aber, wie der Ferenz aufgesprungen, um seinem Freunde zuzujauchzen, wohl von dem Strohsitze heruntergerutscht, so daß der Schwiegervater sie bei der Hand ergreifen und wieder in die Höhe ziehen mußte, was dem Alten viel Spaß zu machen scheint, oder glaubt er vielleicht, daß das Weibchen seine hübsche Nase etwas zu tief in das Glas mit dem feurigen Ober-Ungarwein gesteckt hat? Am Hochzeitstage kann ja Derartiges wohl vorkommen. **v. B.**





Der Sieger.
Nach dem Gemälde von Karl Zimmermann.



Ruine bei Guebzeh.

Eine deutsche Bahn in Kleinasien.

Illustrationen nach Photographien von G. Berggren in Konstantinopel.

Kleinasien gehört wohl unbestritten zu denjenigen Landstrichen, die von den Reisenden, welche fremde Gegenden, Sitten und Gebräuche der Völker studiren wollen, bisher recht stiefmütterlich behandelt worden sind. Und mit Unrecht; denn Kleinasien bietet in historischer und archäologischer, kultureller und ethnographischer Beziehung so viel des Interessanten, daß es sich wirklich der Mühe verlohnt, die Beschwerden und kleineren oder größeren Gefahren mit in den Kauf zu nehmen, die sich dem kühnen Wanderer auf Schritt und Tritt in den Weg stellen.

Die größten Schwierigkeiten bei Reisen im Innern Kleinasiens bestehen in dem fühlbaren Mangel an Eisenbahnen, und man muß sich wundern, daß es so lange gedauert hat, bis eine Finanzgruppe die Mittel zur Erbauung einer Bahn nach Angora hergegeben hat, die dazu berufen ist, die reichen Bodenerträgnisse dieser fruchtbaren Gegenden nach Konstantinopel zu führen.

Ueber zwanzig Jahre sind bereits verflossen, seitdem die kleinasiatische Eisenbahnstrecke Haïdar-Pascha — Ismid dem Verkehr übergeben wurde. Zwanzig weitere Jahre mußte der Fortbau dieser Linie bis nach Angora ruhen, nachdem der geniale Pressel, einer ganzen Reihe fast unüberwindlicher Schwierigkeiten erliegend, trotz vollendeter Tracirung und beträchtlicher Erd- und Maurerarbeiten, sein Werk aufgeben mußte. Zwanzig weitere Jahre hindurch wären vielleicht der türkischen Regierung die erklecklichen Einnahmen, die ihr aus diesem Transportmittel zum Teil schon jetzt und nach Fertigstellung der ganzen Strecke noch zufließen werden, vorenthalten geblieben, wenn nicht der Württemberger Konzessionär Kaulla mit bewundernswerter Ausdauer und mit Hilfe der Umsicht des jetzigen Generaldirektors von Kühlmann das Werk wieder aufgenommen hätte, welches noch vor Ablauf dieses Jahres, dank der Energie und der glänzenden Eigenschaften des Baudirektors Kapp, seiner Vollendung entgegen sieht.

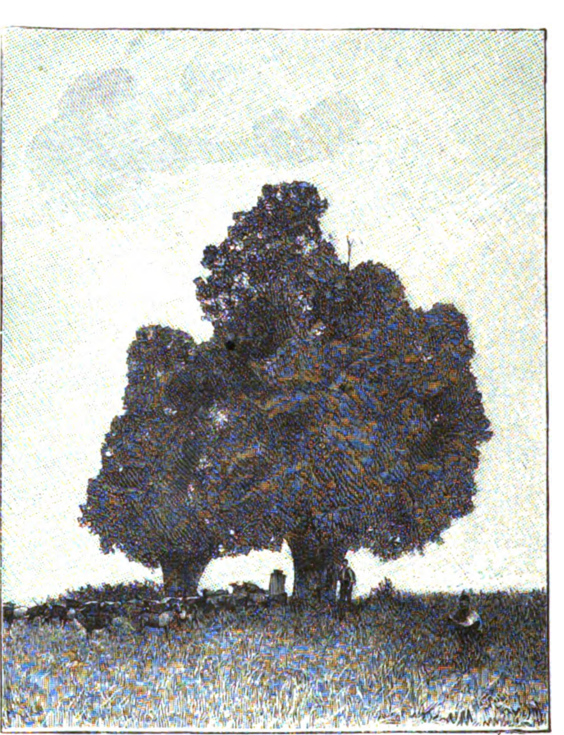
Die Herstellung der ganzen Linie Ismid-Angora ist einer Baugesellschaft übergeben, an deren Spitze Graf Vitali in Paris steht und zu der die deutsche Bank und auch die bekannte Firma Philipp Holzmann & Cie. in Frankfurt gehört. Wie oben erwähnt, liegt die Oberleitung des Baues in der Hand des Direktors Kapp in Konstantinopel. Die ganze Linie, die bis jetzt bis Sariköj (411 Kilometer von Haïdar-Pascha) im Betrieb ist, zerfällt in drei Divisionen, die ihren Sitz in Konstantinopel, Eskischehir, der Stadt des Meerschaums, und Angora haben. Die Divisionen zerfallen wiederum in zehn Sektionen, an deren Spitze die Sektionsingenieure stehen, die abermals einen ganzen Stab von Ingenieuren und anderen Beamten unter sich haben. Fast alle Nationalitäten sind hier vertreten: Deutsche, Schweizer, Belgier, Franzosen, Italiener, Polen, Griechen, Armenier, Levantiner und so weiter; hier herrscht kein Nationalitätenhaß, da alle abgeschieden von allem weiteren Verkehr mit der europäischen Welt, verbunden durch die Bande der Freundschaft, gemeinschaftlich an einem hohen Ziele arbeiten. Die Schar der Arbeiter ist Legion.

Und fürwahr, es ist ein Meisterstück, was man da fertig gestellt hat. Das deutsche Kapital hat seine Initiative bewährt, die deutsche Industrie ihre Leistungskraft, die deutschen Ingenieure ihr Meistertum, wie sich Dernburg ausdrückt. Während man früher von Ismid acht bis vierzehn Tage brauchte, um nach Angora zu gelangen, wird man jetzt dieselbe Strecke in knapp zwei Tagen bewältigen können, so daß es dem Reisenden mit wenig Mühe möglich sein wird, diesen hochinteressanten Landstrich kennen zu lernen, während für den Geschäftsmann der große Nutzen, auf bequeme Weise alte

Verbindungen zu erneuern oder neue anzuknüpfen, nicht zu verkennen ist.

Die Kopfstation der anatolischen Bahn befindet sich zur Zeit noch in dem zwischen Skutari und Kadiköi, dem alten Chalcedon, an der Mündung des Bosporus ins Marmarameer gelegenen Vorort Haïdar-Pascha, soll jedoch bald nach dem weiter nordwestlich gelegenen Skutari verlegt werden. Regelmäßig verkehrende Lokaldampfer vermitteln die Ueberfahrt der Reisenden von Konstantinopel zu den abgehenden Zügen.

Die Linie führt zunächst an reizenden türkischen Landhäusern, im köstlichen Herbstschmucke prangenden Gärten mit sprudelnden Fontänen und rebenschwangern Weinbergen vorbei. Elende Lehmhütten, große hölzerne Schöpfräder, arbeitende Bauern, wohlbestellte Aecker und Kornschober in Hülle und Fülle verleihen der Landschaft ein ungemein friedliches Gepräge. Die leise gekräuselten Wogen des Marmarameeres, aus denen sich winzigen Hügeln gleich die herrlichen Prinzeninseln, der beliebte Sommeraufenthalt der vornehmen Konstantinopeler Bevölkerung, erheben, durchfurchen mächtige Dampfer, dichte Rauchwolken hinter sich lassend, langschnäbelige griechische und türkische Boote mit ihren eigenartigen Segeln, begleitet von Scharen von Delphinen, die in graziösen Sprüngen sich über die Oberfläche erheben und muntere Spiele treiben. Stambul ist jetzt den Blicken entzogen. Nach Art der türkischen Frauen hatte der Himmel sein schönes Antlitz mit einem dichten grauen Wolkenschleier bedeckt; — da zerreißt der Schleier und die siegreich aus dem Gewölk hervorbrechenden Sonnenstrahlen vergolden die glänzenden Minarets der am fernen Horizont noch einmal sichtbar werdenden ehrwürdigen Türkenstadt, die sich jetzt wie ein leuchtender gelber Streifen von uns verabschiedet. Bei Guebzeh verändert sich der Charakter der Landschaft. Der Künstler Herbst hat hier mit seinem Meisterpinsel fast alle Farben seiner reichen Palette verwendet und so ein Bild geschaffen von unvergleichlicher Schönheit. Malerisch breiten sich abwechselnd mit hohen Bergen und friedlichen Thälern tiefe Schluchten aus, in denen prächtige Viehherden weiden.



Hannibals Grab in Guebzeh.

Auch in historischer Beziehung ist Guebzeh bemerkenswert. Hier soll der vielgeprüfte Karthager Hannibal seine letzte Ruhestätte gefunden haben. Schon von weitem, rechts vom Viadukt, nahe der Station, bemerkt man zwei uralte Cypressen von gewaltigem Umfang, die einsam zum blauen Himmelsdome emporragen. Zwischen beiden befindet sich ein Steinkranz, die Fundamente des Mauerwerks anzeigend, an dessen beiden Enden zwei größere Marmortrümmer liegen.

Die Türken nennen diesen Ort Ikiselwie und verehren ihn als das Grab eines ihrer Heiligen.

Es ist bekannt, daß Hannibal in dieser Gegend, von den Römern verfolgt, von seinem Gastfreund Prusias verraten, den Giftbecher geleert hat, um sich einer schmählichen Gefangenschaft zu entziehen. Sollte das heutige Guebzeh mit dem alten Libyssa identisch sein, dann wäre ein neuer Beweis für die Echtheit des Grabes gewonnen, da nach dem Geschichtsschreiber Flavius Arrianus die Erde von Libyssa die sterbliche Hülle des Hannibal bergen soll.

Die Ruinen des alten byzantinischen Schlosses Filokrini sowie die der Burg Ankyron, in welcher Konstantin seine letzten Lebenstage verbrachte, legen mächtig Zeugnis ab von dem Verfall früherer Pracht und Herrlichkeit.

Da ragt in Tütün-Tschiftlik aus schattigem Grün eine reizende turmartige Villa hervor, ein Lustschloß des mächtigen Sultan Abdul-Aziz, der diesen idyllischen Ort nur einmal eine Nacht über bewohnt hat.

Um auch tiefergehenden Seeschiffen, die den Transport des Baumaterials befördern, ein Anlegen an der Küste zu ermöglichen, hat die Baugesellschaft in Derendje einen Quai angelegt, da der Golf von Ismid bei der Stadt Ismid selbst, die man jetzt erreicht, zum Teil versandet ist.

Ismid, das alte Nikomedia, wurde von Nikomedes I. nach Zerstörung der älteren, etwas weiter südöstlich vom Golf gelegenen Stadt um das Jahr 269 vor Christo gegründet und befindet sich seit dem Jahre 1331 im Besitze der Türken.

Von dem Palaste des Kaisers Diocletian, der von hier aus seine berüchtigten Christenverfolgungen inscenirte, sind nur noch elende Trümmerhaufen übrig geblieben; nur die Unterkellerungen vermochten dem Zahn der Zeit trotzig stand zu bieten. Die gärtnerischen Neigungen dieses mächtigen Kaisers sind das Erbe der Stadt geworden. Prächtige Aepfelarten, die nur hier vorkommen, Kohlköpfe von riesigsten Dimensionen, Eierfrüchte und Zwiebeln verkünden heute noch den Ruhm des kaiserlichen Gärtners. Auch vorzügliches Korn gibt es hier in Hülle und Fülle, was die großen Eisenbahntransporte am deutlichsten beweisen, und, last but not least, die hier gefangenen Austern sind wirklich nicht zu verachten und schmecken ihrer Billigkeit wegen (8 Piaster = 1 Mark 50 Pfennig per 100 Stück) doppelt angenehm. Außer den obengenannten Produkten exportirt Ismid noch Fische, Seide, Käse, Wolle, Leinsamen, Holz und Salz.

Von der Sultan Orchan-Moschee genießt man eine herrliche Aussicht auf den von schimmernden Seglern aller Art durchfurchten Golf von Ismid und die bereits mit Schnee bedeckten Gebirgszüge des jenseitigen Ufers.

Das Terrain wird jetzt gebirgiger, die Gegend romantischer. Wir nähern uns dem Sabandschasee. Die Vegetation der Berge nimmt zu; dem Buschwerk, welches anfangs nur bescheiden auftritt, folgt hoher, dichter Wald. Wie mit eisernen Armen ranken sich Schlingpflanzen um die alten bemoosten Baumstämme, jedem Eindringling ein gebieterisches Halt zurufend. Ein Urwald im kleinen, sehr kleinen. Dieses zwischen Ismid und Sabandja liegende Waldgebiet wird von den Türken Agatsch-Denisi (Baummeer) genannt und ist von einem ganzen Sagenkreise umgeben.

Da breitet sich der herrliche Sabandschasee vor unseren Blicken aus, dessen leichtbewegte Wellen von einem leisen Zephyr geküßt werden.



Wild schäumt der gewaltige Sakaria (Sangarius) einher, in kühnen Windungen sich Bahn brechend. Bald durchkreuzt er die Bahnlinie, bald verliert er sich in den Felsriesen, um nach kurzer Zeit mit erneuter Macht wieder hervorzubrechen, unaufhaltsam und mit lautem Zischen über das zackige Steingeröll und vom Sturme gefällte Baumstämme dahinbrausend.

Da schießt ein mächtiger Geier hernieder, sein spähendes Auge hat ein armes Häslein entdeckt, das munter und guter Dinge sich seines Daseins erfreute. Jetzt packt er es mit seinen scharfen Fängen und fliegt mit lautem Flügelschlage seinem Horste zu, in dem die junge Brut nach Beute schreit. Bei Adabazar verändert die Bahn ihre bisherige östliche Richtung und wendet sich zunächst nach Süden. Vorbei geht es an den malerischen Ruinen einer alten Thalsperre, eines circa zwanzig Kilometer langen Gebirgsdefilés, welches den Durchbruch des Stromes zwischen Gökdagh und Akjophudagh, die ungemein romantische Schlucht von Balaban bildet.



Sakaria.



Sabandschasee.

Schneebedeckte Bergketten von einer Höhe bis zu 4000 Fuß treten an die Stelle des engen Defilés und wechseln ab mit zackigen Felswänden, Getreide- und Mohnfeldern, Obst- und Maulbeerpflanzungen.

Von Geïve, einem Hauptpunkt der Baumwollen- und Seidenkultur, wendet sich die Bahn scharf nach Westen bis nach der Station Méhédjé.

Kamelkarawanen, die auf der Landstraße nach Lefke hochbepackt dahinziehen, bilden eine überaus stimmungsvolle Staffage.

Der stille Abend senkt sich nieder und entzieht uns so den Anblick des herrlichen Defilés vor Biledjik. Die Bahn steigt hier durch ein enges, wildes Seitenthal, durch das der Karasu zum Plateau von Eskischehir hinanströmt. Nur von Zeit zu Zeit, wenn mächtige Feuerwolken dem Schlote der Lokomotive entsteigen und ihre glühenden Reflexe auf die hohen, steilen Gebirgswände werfen, die sich bald zu beiden Seiten der Bahn erheben, bald wie zum Sprunge geduckt sich auf das dahineilende Dampfroß zu stürzen scheinen, ist man im stande, die Großartigkeit der Anlage zu bewundern.

Die Stadt Biledjik liegt noch fünf Kilometer von der Station entfernt und ist ein von gewerbfleißigen Türken und Armeniern bewohnter Ort von circa 10,000 Einwohnern. Alte Bäder und sonstige antike Baureste nehmen das Interesse des Archäologen in Anspruch. Auf dem Marktplatz steht ein großer marmorner Sarkophag aus spätrömischer Zeit. Da er jetzt als Wasserspender Verwendung gefunden hat, so ist zu hoffen, daß er vorläufig vor gänzlichem Verfall gesichert ist.

Das nur eine Viertelstunde abgelegene idyllische Dörflein Köplü sei wegen seiner primitiven, aber doch sehr zweckmäßigen Kanalisation, sowie der Seidenfabrikation, die hier in hoher Blüte steht, erwähnt. Das Defilé hinter Biledjik übertrifft noch das vor dieser Stadt liegende um ein Bedeutendes an Schönheit. Hier stellten sich auch den wackeren Eisenbahnern die größten technischen Schwierigkeiten entgegen. Da das Gefälle des Karasu so stark ist, daß man dem Thalwege nicht folgen kann, so war man gezwungen, eine größere Entwicklung der Bahn zu suchen, indem man die Tracirung mittelst Schleifen in die einlaufenden Thäler des Karasu geführt hat. Auf diese Weise ist es gelungen, die Wasserscheide des Karasu und Pursak bei Aghbunar mit einem technisch zulässigen Gefälle erreichen zu können.

Die Linie verläßt hier das Thal des Karasu, führt in einer Steigung von 300 Meter Radius in das Thal des Surgundschai und kehrt in einer Schleife über den 110 Meter langen Viadukt von Pek-Demir in das Thal des Karasu

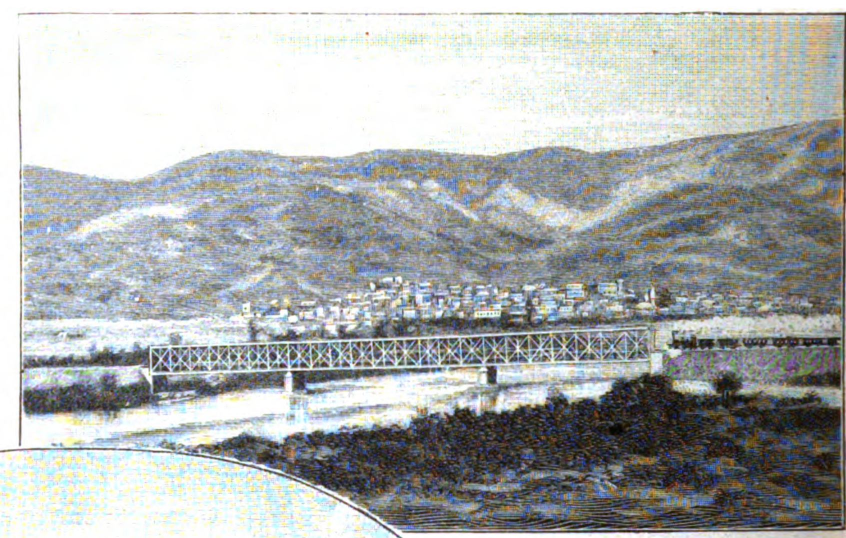
zurück. In fortgesetzter Steigung geht sie nun durch sieben Tunnels von 70 bis 410 Meter Länge und über die herrlichen Viadukte von Basch Köni und Saïla, deren kühne und elegante Eisenkonstruktionen wildromantische Thäler überbrücken.

In Sogüd, zwei Stunden von der Station Bosjuk entfernt, befindet sich die Ruhestätte des ersten ottomanischen Herrschers Erthogrul.

In Ine-Oenü lenken zwei Berghöhlen von ungewöhnlicher Größe die Aufmerksamkeit auf sich. Die kolossalen Eingänge sind gemauert und schon von weitem für den Reisenden bemerkbar.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, das berüchtigte Tscherkessendorf Oklu-Balu zu besuchen.

Die Tscherkessen, ein schöner, großer Menschenschlag, sind vortreffliche Reiter; Kühnheit und Verschlagenheit sind ihre Hauptcharakterzüge. Ihr Kostüm besteht in engen Beinkleidern, Gamaschen und einem enggeschnürten sogenannten pfeffer- und salzfarbigen Rock, der von einem Riemen, aus dem Dolche und Pistolen hervorlugen, gehalten wird. Um ihre Taille würde sie wohl mancher Gardelieutenant beneiden. — Eine schwarze Lammfellmütze, die auch im Sommer getragen wird, vervollständigt das Kostüm.



Brücke in Lefke.

Handelskarawane in Lefke.

Sie leben von Jagd, Viehzucht, Ackerbau und Pferdediebstahl, und wenn sie Töchter haben und dieselben noch den Vorzug genießen, schön zu sein, vom Verkaufe derselben an die Harems in Konstantinopel.

Man kann es den jungen Tscherkessinnen gar nicht so übel nehmen, wenn sie sich darnach sehnen, sobald als möglich verkauft zu werden, denn mit dem sogenannten Sklavenleben, dem sie dann entgegen gehen, sieht es gar lange nicht so schlimm aus, wie es sich der Uneingeweihte denkt, und wie es von vielen Schriftstellern, die den Orient nur flüchtig durcheilt, fälschlicherweise geschildert wird. Die gänzlich ungebildeten Mädchen, die zu Hause unter Schlägen die gröbsten Arbeiten verrichten und Entbehrungen aller Art erdulden mußten, werden von den Sklavenhändlern aufs kostbarste gekleidet, gepflegt und erhalten Unterricht im Lesen, Tanz, Gesang, Lautespiel und was dergleichen Dinge mehr sind. Weiß doch der Händler ganz genau, daß durch die erhöhte Kunstfertigkeit auch der Preis seiner schönen Ware ganz erheblich wächst. Im Harem ist sie die Gebieterin, ja oft die Tyrannin ihres Herrn, wird von schwarzen Sklavinnen bedient, darf auf Seidenpolstern ruhen und in prächtiger Karosse durch die Straßen Konstantinopels rollen. Sollte sie noch das Glück haben, die Gunst ihres Herrn und Gebieters zu erringen und ihn eines schönen Tages mit einem Knäblein auf ihren weißen Armen zu überraschen, so wird aus der Sklavin eine legitime Frau; ihr sehnlichster Wunsch ist dann erfüllt. Elternliebe hat sie ja nie kennen gelernt, warum sollte sie nicht glücklich sein? Die Armut und Unsauberkeit, die in Oklu-Balu herrschen, spotten jeder Beschreibung. Elende fensterlose Lehmhütten bilden die Wohnstätten dieses Gesindels. Zu den interessantesten Städten, zugleich als Nachtquartier dieser Strecke, gehört unstreitig Eskischehir, das alte Doryläum, der Schauplatz der blutigen Kreuzfahrerschlacht im Jahre 1097. Die Lage der Feste ist noch unbestimmt. Während die einen behaupten, daß das alte Doryläum nordnordöstlich circa drei Viertelstunden weit von dem heutigen Eskischehir sich befunden habe, verlegen es die anderen an den Abhang des südwestlich vom heutigen Türkenviertel sich erhebenden Berges in die Nähe des kleinen Dorfes Karajaschehir.

Eskischehir hat circa 15,000 Einwohner und hat durch den Bahnbau einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die ungemein fruchtbaren Thäler um Eskischehir herum würden sich übrigens ganz vorzüglich als Ansiedlungsplatz für deutsche Kolonisten eignen, die durch ihre oft bewährte Arbeitskraft und Ausdauer dem Boden, der jetzt so gut wie gar nicht gepflegt wird und dennoch ausgezeichnetes Korn liefert, das Zehn- bis Zwanzigfache abringen könnten.

Wer einmal Gelegenheit hatte, einen Mittwochsmarkt in Eskischehir zu sehen, der wird erstaunt sein über den Reichtum von Getreide, das hier verkauft wird. In diesem Jahre dürfte der Gesamtverkauf von 8,400,000 Oka betragen (4 Oka = 5 Kilo.).

Das Hauptinteresse für den Vergnügungsreisenden nimmt natürlich die Meerschaumbearbeitung in Anspruch, die ich bereits anderweitig ausführlich geschildert habe.

Der in den Larisu-Kemikli und Karajuk Odjaks (Gruben), wenige Stunden von Eskischehir, gefundene Meerschaum wird

in der Stadt selbst gereinigt und polirt, um dann zur Verarbeitung zu Pfeifen und Spitzen nach Wien geschickt zu werden, von wo auch der Weiterversand nach anderen Städten des Erdballs stattfindet, in denen sich ebenfalls Meerschaumwarenfabriken befinden. Der hier gefundene Meerschaum zerfällt in vier Größen: Lager, Großbaumwolle, Kleinbaumwolle und Kisten, die ihrerseits wieder in je zwölf Qualitäten geteilt werden. Der Wert der Gesamtausfuhr im letzten Jahre belief sich auf circa 62,000 türkische Pfund. Charakteristisch für Eskischehir ist die Tracht der türkischen Frauen, und ich kann die auffallende Aehnlichkeit nicht unerwähnt lassen, die hier — das schöne Geschlecht möge mir die Parallele aus Liebe zur Wahrheit verzeihen — Kamel und — Frau, eines alten Gebrauches wegen, bieten. Wie der Rücken dieses blöd in die Welt hineingaffenden Lasttiers mit seiner stark wogenden Gangart ohne Buckel und Saumsattel, der nie abgelegt wird, undenkbar ist, so kann sich die in Eskischehir geborene und hier seßhafte Türkin ohne den Bochtscha auf dem Rücken nicht auf der Straße zeigen, wenn sie nicht anders auf den Ruf einer ehrlichen Frau verzichten will. Der Bochtscha aber ist ein ziemlich voluminöses, mit allerhand Wäschestücken vollgestopftes Bündel, das von dem rot und gelb oder weiß gestreiften bis an die Knöchel reichenden Ueberwurf dem Peschtemal (Bademantel) bedeckt wird und durch die Zipfel eines Lakens mit beiden Händen festgehalten wird.



Im Defilé von Karasu.

Die nicht unbedeutende Last drückt nun die an und für sich watschelnde Gestalt der Türkin derart nieder, daß sie gebückt und schwankend zu gehen genötigt ist. Wenn ich ein Anhänger des Darwinismus wäre, würde ich darauf schwören, daß die türkische Eskischehirotin ihren Stammbaum auf das — Kamel zurückführen könnte.

Ist nun die Türkin aus Krankheit oder irgend einem andern Grunde gezwungen, ohne den obligaten Bochtscha auszugehen, so hat sie ihre Makellosigkeit dadurch zu bekunden, daß sie den rechten Arm beugt und die Hand auf den Rücken legt, eine Sitte, an der übrigens auch heute noch von den meisten ziemlich zähe festgehalten wird. Nur dadurch wird sie von den öffentlichen Dirnen unterschieden.

Diese merkwürdige Sitte verdankt ihre Entstehung dem Umstande, daß Eskischehir heiße Quellen besitzt, welche zu gemeinschaftlichen Waschhäusern und Bädern benützt werden, und die das sonst in jedem türkischen Hause befindliche Badezimmer in Wegfall bringen. Die unglaublich vernachlässigten Bäder stammen angeblich aus der Zeit Hadrians.

Die Wasserwärme beträgt circa vierzig Grad Celsius. Interessant ist die am Hotel International gelegene alte Brücke, ebenfalls aus der Zeit des Hadrian.

Der Ort, der in letzter Zeit viel von Forschern, Gelehrten und Journalisten besucht wird, bietet noch vieles Interessante für den Touristen, zumal die Erreichung desselben heute mit keinerlei Schwierigkeiten verknüpft ist.

Die weiteren Stationen dieser Strecke bieten keinerlei Interesse weiter, sind auch des dort herrschenden fieberhaften Klimas wegen für den Europäer im höchsten Grade ungesund. Noch vor Ablauf dieses Jahres wird auch Angora eröffnet werden,



Eingang des Defilé von Karasu.

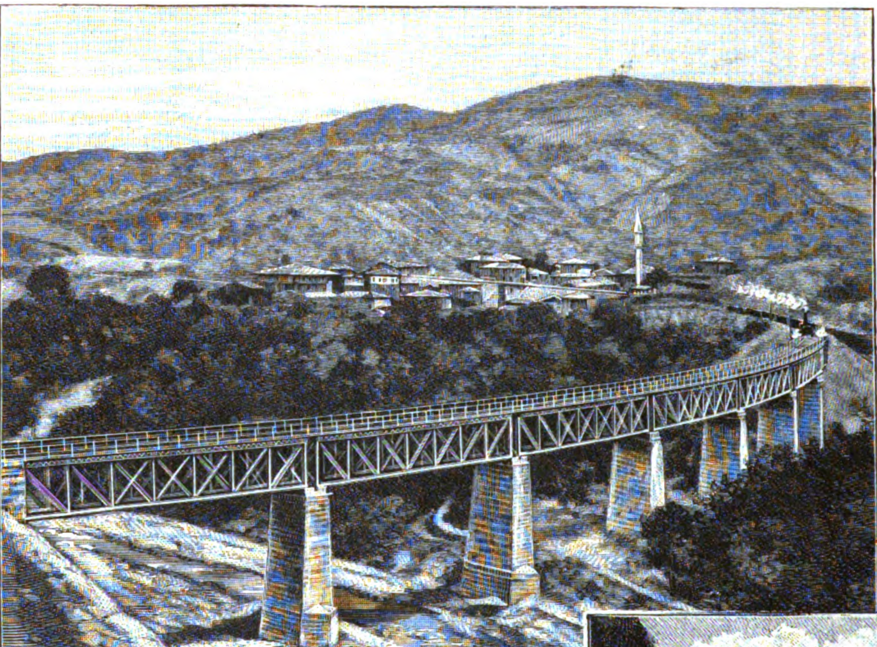
und es wäre nur zu wünschen, daß der Weiterbau der auch in strategischer Beziehung wichtigen Linien bis nach Siwas und Bagdad durch dieselbe deutsche Gesellschaft nicht gar zu lange auf sich warten ließe, so daß es deutschem Kapital beschieden sein wird, im neunzehnten Jahrhundert die Handelsentwicklung Kleinasiens zu heben. **Oskar Meyer-Elbing.**

Die Treulosigkeit der Tiere.

Ein Mahn- und Trostwort an Tierfreunde.

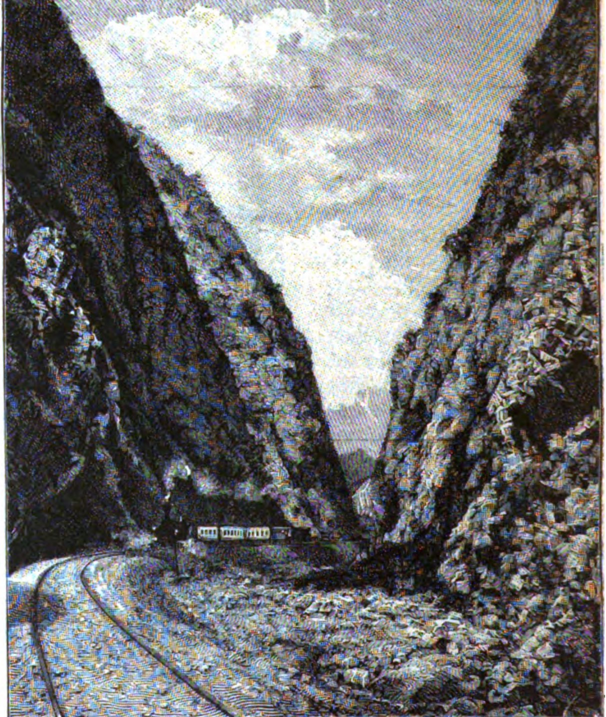
Von **Oskar Welten**.

Es war immer und ist auch heute noch ein sehr beliebter Gesprächsstoff, die Anhänglichkeit und Treue der Tiere zu preisen und die wunderbarsten und rührendsten Züge dieser Art zum besten zu geben, respektive anzuhören. Auch Schriftsteller haben sich dieses beliebten Stoffes vielfach bemächtigt, und ich erinnere mich, insbesondere eine ganze Fülle von Hundeanekdoten gelesen zu haben. Aber nicht bloß von Hund, Pferd, Katze und anderen Haustieren werden solche Histörchen der allerrührendsten Art erzählt, auch von den Tieren des Waldes und von den Vögeln, welche der Mensch, sei's aus Vorliebe, sei's aus Mitleid, sei's zum Vergnügen zähmt und im Hause hält, weiß man Züge rührender Anhänglichkeit an den Menschen zu berichten. So hat sich vielfach eine Art Glaubenssatz herausgebildet, daß auch diese Tiere, deren Element naturgemäß die Freiheit ist, sich voll und ganz an den Menschen anzuschließen vermögen und mit wirklicher Liebe und Treue an demselben hängen.



Eine deutsche Bahn in Kleinasien. — Viadukt von Bek-Demir.

Sind aber schon die Geschichten und Anekdoten, welche man von der Treue und Anhänglichkeit unserer Haustiere erzählt und schriftlich berichtet, in den meisten Fällen entweder übertrieben oder gar Erzeugnisse einer lebhaften und fruchtbaren Phantasie, so ist es vollends ein grober, wenn auch weit verbreiteter Irrtum, daß das *gefangene* Tier dem Menschen wirklich im eigentlichen Wortsinne anhänglich sei. Allerdings trägt ein solches Tier durch sein sich in der Gefangenschaft offenbarendes Wesen zur Bestärkung des Menschen in diesem Irrtum bei. Denn solches Tier zeigt ungemein rasch eine ganz merkwürdige Anpassungsfähigkeit an denjenigen, der es bedient, und an seine ganze neue lebende und tote Umgebung. Mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgerüstet weiß es sich insbesondere mit seinem Pfleger gut zu stellen und hat sehr bald heraus, wie es sich dessen Gunst erwerben kann. Und es ist ganz merkwürdig, zu beobachten, wie solche Tiere es verstehen, ihren Pfleger oder ihre Pflegerin allmälich „um den Finger zu wickeln" und sich zum Herrn zu machen; wie sie in ihren Ansprüchen immer weiter gehen, in ihrem Gehorsam immer mehr nachlassen, ihren Willen durch ihre Liebenswürdigkeit oder auch durch die Waffe ihrer Unausstehlichkeiten — welche sehr wirksam sein kann — immer entschiedener durchsetzen, und dennoch auf diesem Wege sich die Liebe ihres Herrn oder ihrer Herrin in immer größerem Maße erringen. Denn in diesem ganzen Treiben bekunden sie eine verblüffende und entzückende Intelligenz und ein großes Verständnis für ihren Pfleger, zwei Eigenschaften, die naturgemäß bestechen und erfreuen müssen, so daß man ihrer eigentlichen Quelle nicht nachforscht, sich gar nicht Rechenschaft darüber gibt. Und dennoch ist diese Quelle nichts anderes als nichtswürdige Eigenliebe, schlaue und rücksichtslose Selbstsucht des Tieres, seine thatsächliche Anhänglichkeit und Liebe zu dem Menschen aber ist gleich Null. Und das ist natürlich. Denn jedem Tier bleibt der Raum, in dem es eingeschlossen ist — sei's nun ein Käfig, ein Zimmer, ein Garten — immer nur sein Gefängnis, und die Herrin, die sich von ihm auf Leben und Tod geliebt glaubt, erscheint ihm nur als Gefangenwärterin. Und mag in ihm auch bei besonders guter Behandlung im Laufe der Jahre der bewußte Drang

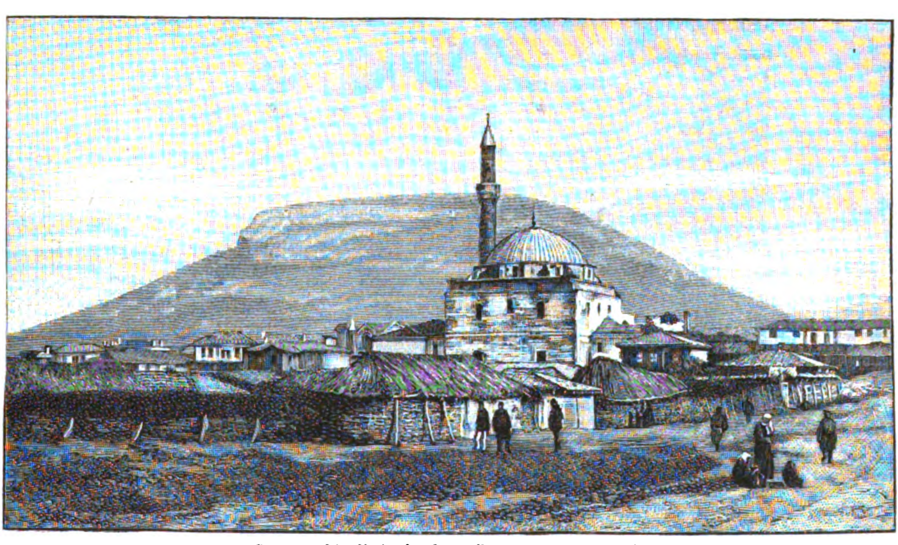


Im Defilé von Karasu.



nach Freiheit einschlummern, — öffnet nur den Käfig, die Thür, das Gartenthor, und im nächsten unbewachten Moment empfiehlt sich der geliebte Schützling, meist auf Nimmerwiedersehen!

Man wird nun ohne Zweifel in tierfreundlichen Kreisen diese Darlegung zu pessimistisch finden, man wird mich vielleicht für einen verkappten Tierfeind halten und wohl auch als schlagende Entgegnung geltend machen, daß das Tier, welches davonläuft oder davonfliegt, damit allerdings seinem eingeborenen Hange nach der Freiheit entspricht, jedoch ohne die Ueberlegung und das Bewußtsein, daß es sich hiedurch von seinem Herrn und Pfleger trennt. Ich habe nun, was meine Beziehung zu den Tieren betrifft, zu erwidern, daß ich ein Tierfreund, ja ein Tiernarr bin, und mein Urteil ist das Ergebnis vieljähriger vertiefter Beobachtung vom wohlwollendsten Standpunkt aus. Bin ich also insoweit ein einwandfreier Zeuge, so mag es doch schwierig scheinen, das Argument, daß das Tier, welches seinem Pfleger entflieht, damit nur seinem Drange nach Freiheit nachgibt — ohne das Bewußtsein der daraus folgenden Trennung von ersterem, beweiskräftig zu widerlegen. In der That bin ich dies aber dennoch im stande, und ich will hier zu diesem Zwecke einen Fall zum besten geben, welcher dadurch ein besonderes Interesse verdient, daß nach dem Zeugnis des Ornithologen Dr. Karl Ruß von dem in Frage kommenden Tier — einer Saatkrähe — noch sehr wenig bekannt ist, soweit es sich um ihr Leben in der Gefangenschaft und um ihre Stellung zum Menschen während derselben handelt. Man weiß nur, daß die Saatkrähe — durch ihre schlanke Gestalt und das kohlschwarze Gefieder von den anderen Krähenarten wesentlich verschieden — einer der furchtsamsten und scheuesten Vögel ist, dem Landmann durch das Vertilgen von Engerlingen und Insekten sehr nützlich wird und in Gesellschaft lebt, — bei strenger Wahrung der monogamischen Ehe. Von Schändlichkeiten, wie man sie dem Raben, von Diebeshang, wie man sie der Dohle und Elster nachjagt, vermag die wissenschaftliche Beobachtung bei der Saatkrähe nichts zu berichten; es gilt vielmehr als ausgemacht, daß sie ebenso gutartig als scheu und furchtsam ist. Als Stubenvogel wurde sie wohl noch gar nicht gehalten, mindestens fehlen Nachrichten hierüber, und es gehört in der That ein großer Opfermut dazu, dies zu thun. Denn dieser Vogel verlangt bei seiner Gefräßigkeit und raschen Verdauung eine überaus große Pflege, und sein Gesang — wenn er erst soweit heimisch ist, daß er singt, was Wochen währt — sein Gesang ist fürchterlich. Sein mörderisches Krah, Krah, Krah! welches er mit vollem Brustton und weitaufgerissenem Schnabel oft fünfzigmal wiederholt, wird mitunter von einer Art milder tönendem Geplauder abgelöst, das sogar ganz vernünftig klingt, dann aber kommt plötzlich der künstlerische Ehrgeiz über ihn, seinen Tenor hören zu lassen, und das allerdings übertrifft an ohrenzerreißender Dissonanz alles, was ein Chor von ungeschmierten Wagenrädern zu leisten im stande ist. Dabei hat er das Bestreben, wie alle Tenoristen, das hohe C recht kräftig und sicher hinauszuschnellen, und wenn man es wagt, ihn bei diesen unermüdlichen Versuchen zu stören und gegen dieselben zu protestiren, erregt man seinen größten Unwillen. Es braucht nicht weiter versichert zu werden, daß dieses künstlerische Virtuosentum, diese musikalischen Passionen der Saatkrähe im Verein mit den früher erwähnten Eigenschaften dieselbe als Stubenvogel nahezu unmöglich machen. In der That hatte meine Frau das Tier, welches sie während eines kurzen Landaufenthaltes in Mödling bei Wien krank und elend, hilflos mit gestutzten Flügeln in einem Gasthausgarten gefunden, nur aus Erbarmen den Wirtsleuten abgekauft und zu sich genommen. Ob sie es werde behalten können und wollen, darüber war sie sich damals noch nicht klar; es galt ihr vorerst nur, den Vogel aus seinem Elend zu retten. Und nun zeigte Jacques oder „Schackerl", wie ihn die Wirtsleute getauft hatten, gleich eine so große Intelligenz, daß meine Frau — ich war damals krank in einem schlesischen Kurorte — bald nicht mehr daran dachte, den Vogel fortzugeben, zumal sie seine musikalischen Talente nicht im entferntesten ahnte. Jacques war die personifizirte Bescheidenheit und Unterwürfigkeit, er hatte es auch sofort weg, daß die Reinlichkeitsfrage in seinem Falle eine entscheidende sei, und verließ den ihm angewiesenen Platz — ein eigens hiezu gefertigtes Brett mit drei „Sitzen", wohin er auch seine Nahrung erhielt — nur mit besonderer Erlaubnis. Er war also frei im Zimmer, ohne irgend welchen Unfug zu treiben, fügte sich vollkommen in das Leben und die Gewohnheiten seiner Pflegerin, und ließ sich, wenn diese fortging, willig ins Vogelhaus sperren, wo er ruhig und geduldig bis zur Rückkehr meiner Frau blieb. Mit einem Wort, der — sich seiner Hilflosigkeit vollkommen bewußte — Vogel zeigte in jeder Weise, daß ihm die Aenderung seiner Lage in hohem Grade willkommen, daß ihm die Person seiner Pflegerin und Retterin sympathisch und daß er nach Kräften bestrebt sei, sich des Schutzes und der Pflege, die ihm zu teil wurden, würdig zu zeigen. Und so blieb es auch, nachdem ich mit meiner Frau vereint nach dem Süden ging, um dort den Winter zu verleben. Jacques ertrug eine achtzehnstündige ununterbrochene Eisenbahnfahrt im engen Käfig ohne die geringste Ungeduld zu zeigen. Seine einzige Sorge war nur, daß wir ihn mitnehmen, daß wir ihn nirgends vergessen. Und während dieses ganzen Winteraufenthaltes gab er zu Klagen keinen Anlaß, zumal er auch noch wenig sang; wohl aber entwickelte er eine solche In-



Eine deutsche Bahn in Kleinasien. — Station Bosjuk.

telligenz, eine solche Fülle liebenswerter Eigenschaften, ein solches Interesse und Verständnis für unser Thun und Treiben, daß er sich allmälich ganz in unser Herz hineinschmeichelte, und nun auch wir ihn aufmerksam zu beobachten und seinen Wünschen und Bedürfnissen nachzuforschen begannen. Und da zeigte sich bald, daß Jacques, welcher in unsagbarer Bescheidenheit sich mit dem Dürftigsten zufrieden gab, heimlich eine Menge von Wünschen hegte, die er aber nie zu offenbaren wagte, obgleich ihm die Fähigkeit, sich verständlich zu machen, in ebenso hohem Grade eigen war, wie er auch uns verstand. Jacques entpuppte sich als Gourmand ersten Ranges, und bald saß er auch mit zu Tische und mußte von allem haben oder wenigstens kosten, was wir hatten; er war ein leidenschaftlicher Freund des Kaltbadens und hatte ein großes Bedürfnis nach Beschäftigung oder wenigstens Zerstreuung, weshalb wir ihn viel am Fenster sitzen und auch im Zimmer herumspazieren ließen. Letzteres that er aber erst, wenn er — unwiderstehlich komisch — unter Bett, Schrank, Toilettetisch und so weiter geschaut und sich überzeugt hatte, daß da kein Ungeheuer — das heißt, weder Katze noch Hund lauere. Er behielt überhaupt, trotz aller weitgehendsten Anpassung an uns und an unsere Umgebung, den bedächtigen, vorsichtigen, scheuen Charakter, der dieser Gattung in der Freiheit so hochgradig eigen ist. Er zeigte dementsprechend eine große Wachsamkeit, und wo eine Gefahr zu drohen schien, warnte er uns sofort durch lautes Krah! Krah!

Kaum nach Jahresfrist betrachteten wir Jacques als ganz zu uns gehörig, obgleich er nun nicht mehr der bescheidene und gehorsame Vogel war wie anfangs, auch seine musikalischen Passionen sich immer ungenirter geltend machten. Und Jacques betrachtete sich gleichfalls als wesentlichen Bestandteil der Familie; wenigstens schien es so. Da aber passirte etwas, was uns überraschte. Wir waren wieder in Schlesien und hatten eine Wohnung im zweiten Stock einer Villa inne, die in einem großen Park lag. Es war Nachmittag, und meine Frau öffnete ein Fenster, ließ Jacques auf ihren Arm hüpfen, und blieb so unweit des Fensters stehen. Und der Vogel schaute neugierig ins Freie hinaus, sog die frische Luft ein und — ehe meine Frau



Eine deutsche Bahn in Kleinasien. — Alter Hafen in Eskischehir.

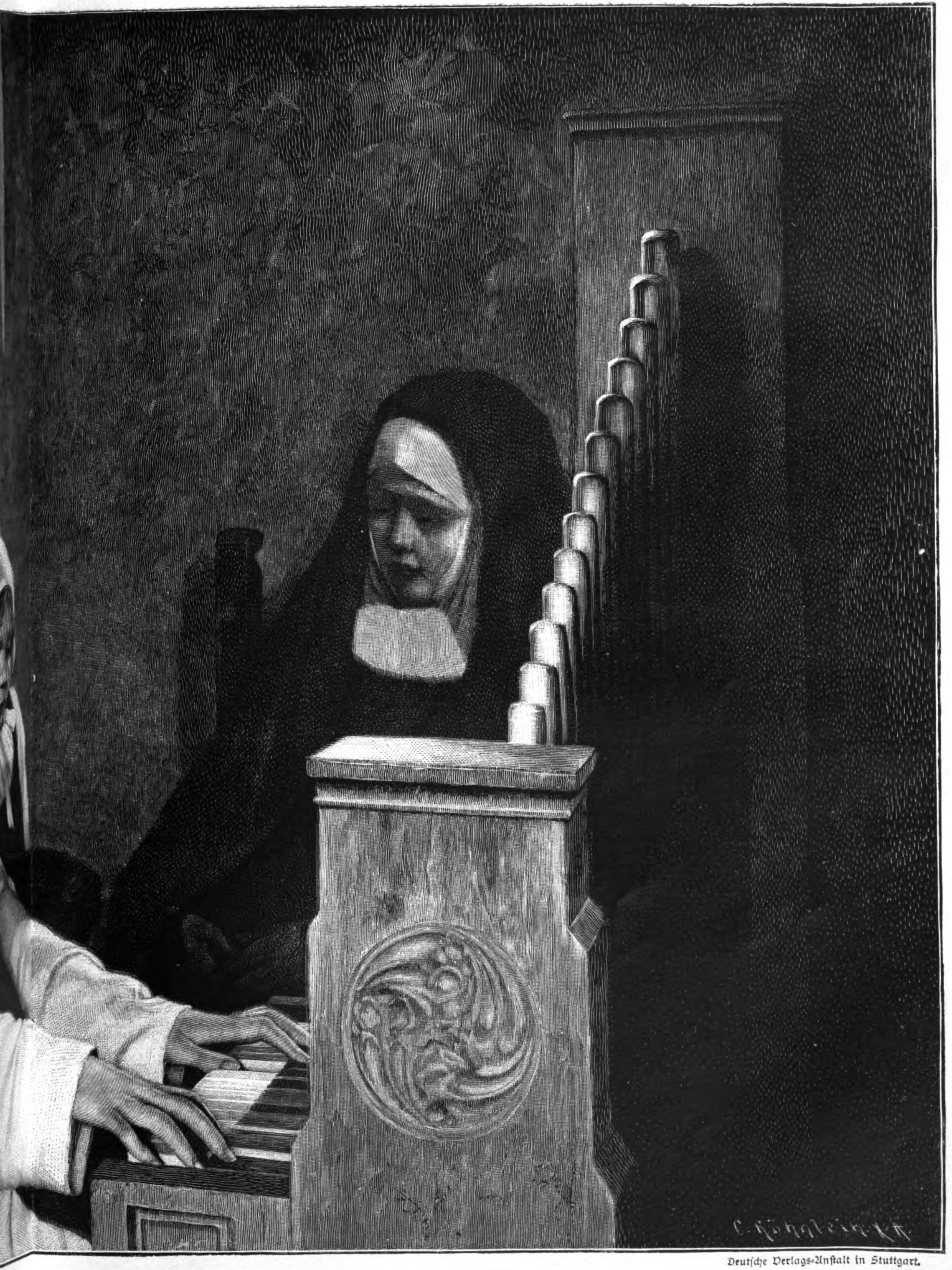
sich's versah — hatte er seine armen verstümmelten Flügel geöffnet und war zum Fenster hinaus. Natürlich eilten wir gleich hinunter, in der Besorgnis, der Vogel habe — da er ja nicht fliegen konnte — sich beim Sturz von solcher Höhe Schaden gethan. Jacques aber hatte seine Flügel, die ihn nicht zu tragen vermochten, als Fallschirm benützt, war ganz heil auf die Erde gekommen und spazierte nun gemächlich den Parkweg entlang. Und als ich ihn rief, kam er gehorsam, ließ sich greifen und wieder ins Zimmer hinauftragen. An einen Fluchtversuch dachte er nicht wieder, er wußte jetzt, daß er absolut nicht fliegen könne. Und damit wurde es im Lauf eines weiteren Jahres noch viel schlimmer, der arme Vogel verlor sein Gefieder immer mehr, er war schon halb nackt, und die Schwungfedern, die ihm wuchsen, brachen nach kurzer Zeit immer wieder und mußten ausgerissen werden. Dabei war er aber gesund und fidel, und nur seine Kräfte schienen mir abzunehmen. Ich wandte mich daher in meiner Sorge an Dr. Karl Ruß, der mir äußerst liebenswürdig Aufschluß gab. Der Vogel hatte nicht die richtige Nahrung, der mußte Insekten und dergleichen in reichlicher Menge bekommen, wenn er auch die menschliche Nahrung gerne zu sich nahm. Wir fütterten nun den Vogel mit Mehlwürmern und hatten wieder nach Jahresfrist die Freude, unsern Jacques ganz prächtig befiedert zu sehen und von einer Lustigkeit, von einem Uebermut, die geradezu bedenklich wurden. Dennoch aber schien es, als ob der Vogel nicht mehr oder noch nicht wieder fliegen könne. Die Versuche, die wir ihn im Zimmer machen ließen, fielen nicht gut aus, und der Vogel hatte selbst kein Vertrauen in seine Schwingen. Dies war im letzten Frühjahr (1891), und wir bezogen über Sommer ein kleines Häuschen ganz für uns, mit kleinem Garten, auf dem Lande in der Nähe von Wien. Und hier machten wir den Versuch, Jacques im Garten frei zu lassen. Und da geschah das Merkwürdige, daß der Vogel von seiner Freiheit absolut keinen Gebrauch machen wollte, sondern in tödlicher Angst immer wieder ins Zimmer auf seinen Platz beim Fenster hüpfte, wo er sich hinter einem Rohrgitter viel sicherer fühlte, als draußen, wo ihm nach seiner Erfahrung Hunderte von Gefahren drohten. Natürlich glaubten wir nun des Vogels vollkommen sicher zu sein, ich selbst war von seiner Anhänglichkeit vollständig überzeugt, und jetzt wiederholten wir die Versuche um so eifriger, ihn auch manchmal im Freien zu halten; doch nur sehr langsam, mit größter Mühe, war der Vogel dahin zu bringen, auf einem Stuhl im Garten zu sitzen, und dieser Stuhl mußte nahe beim offenen Fenster



Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

Das l

Nach dem Gemälde v



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Das letzte Lied.

Gemälde von Hermann Kaulbach.

stehen, damit Jacques sofort ins Zimmer flüchten könne . . . So ging es drei Wochen her, während welcher der Vogel immer lebhafter, immer übermütiger wurde, ohne jedoch irgend welche Absicht zu zeigen, von uns fort zu gehen. Und in der vierten Woche — flog er uns eines Morgens davon, allerdings nicht ohne erklärenden äußeren Anlaß. Er war nämlich aus dem offenen Fenster gefallen und beeilte sich, zur Thür wieder hereinzukommen. In diesem Moment aber wurde er von einem Jungen auf der Straße erschreckt, flog auf — und verschwand. In einer halb offenen Remise nebenan fanden wir ihn endlich auf einer Latte sitzen.

Doch die Versuche, ihn von dort herabzulocken, blieben vergeblich, und als wir ihn mittelst eines Steckens von da forttreiben wollten, flog er über unsere Köpfe weg und in einen andern Garten, wo er bald seinen Jubelgesang erschallen ließ. Er hatte das Bewußtsein seiner wieder erlangten Flugfähigkeit gewonnen und da zog er auch die Freiheit seiner bisherigen Gefangenschaft vor. Der Flug in die Remise war eine Folge des Schreckens gewesen, das Fortfliegen darnach ein Akt der Ueberlegung, was zu beweisen galt. —

Auf einer uralten prächtigen Buche unweit von uns machte er sich für die nächste Zeit heimisch und sah es ganz gerne, wenn wir ihn besuchten. Er kam dann sehr liebenswürdig vom Baum herab, ließ sich mit Kuchen füttern, verschmähte auch Mehlwürmer nicht, trank mit Lust das frische Wasser, das wir ihm in seinem Glase hinstellten, ja er nahm sogar ein Bad, das ihm meine Frau brachte, in der Hoffnung, den nassen Vogel zu erhaschen: das aber gelang nicht, fangen ließ er sich nicht, seine Freiheit war ihm lieber als wir, und sich hoch in der Krone des Baumes zu wiegen, erkannte er für einen viel herrlicheren Genuß, als auf seinem Platz im dumpfen Zimmer zu sitzen. Und Ende Juni, zur Zeit, da sich die krähenartigen Vögel zu sammeln und in Scharen herumzuziehen pflegen, verschwand auch unser Jacques von seiner Buche, und wir haben ihn nicht wiedergesehen . . .

Dieser Fall, welchem ich eine Reihe anderer, vielleicht nicht minder charakteristischer, folgen lassen könnte, beweist wohl mit schlagender Kraft, daß es nicht die Anhänglichkeit und Liebe ist, welche das gefangene und gezähmte Tier beim Menschen ausharren läßt, sondern entweder die Unmöglichkeit, ihm zu entrinnen, oder, wie bei Jacques, die Erkenntnis seiner Unfähigkeit, sich ohne menschliche Hilfe und menschlichen Schutz in der Freiheit fortzubringen und den ihm dort drohenden Gefahren zu trotzen. Es sind also in der That rein selbstsüchtige, kluger Ueberlegung entstammende Gründe, welche das gefangene Tier veranlassen, sich mit seinem Gefangenwärter gut zu stellen und eventuell auch dann bei ihm zu bleiben, wenn es die Möglichkeit hat, in die Freiheit zurückzukehren. Dabei aber wird der Mensch ihm immer innerlich fremd bleiben und, wer die wirklichen Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten der verschiedenen Tiere in der Freiheit kennt, wird dies auch vollkommen begreiflich finden. Denn ganz abgesehen von der natürlichen eingeborenen Scheu solchen Tieres vor dem Menschen, ist der Mensch auch absolut außer stande, beim besten Willen dem Tiere in der Gefangenschaft jenes Leben zu bieten, welches dasselbe in der Freiheit führt. Ohne es meist zu wissen, legt er dem armen Tiere eine Menge von mehr oder minder schweren Entbehrungen auf, er bleibt im letzten Grunde immer ein Tierquäler, wenn er dem Tier auch noch so viele Liebe und Pflege erweist. Und darum wird sich das Tier dem Menschen immer nur anpassen, niemals ihm wirklich anhängen: Die Treulosigkeit der Tiere ist also nur die ganz natürliche Folge dieses Verhältnisses, und, wenn wir ehrlich sein wollen, wir Menschen thäten es auch nicht anders in gleicher Lage. Ja, wir kennen zahlreiche Beispiele, in denen gefangene Menschen in ihrer Gefangenschaft eine gleiche Fügsamkeit und Anpassungsfähigkeit zeigten, sich hiedurch — ohne List und Tücke — allmälich das volle Vertrauen und die Liebe ihrer Kerkermeister erwarben, so daß ihnen endlich die Möglichkeit geboten wurde, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Und sie machten hiervon auch Gebrauch, sie flohen, denn ihr Verhältnis zu ihren Kerkermeistern war ebensowenig ein innerliches, wie dasjenige des Tieres zum Menschen, — es war nur die Anpassungsfähigkeit glücklich angelegter Naturen.

So betrachtet, verliert aber das Entwischen eines jahrelang gepflegten „Lieblings“ aus der Tierwelt seinen herben, schmerzerregenden Charakter; man hat in der That mit dem Tiere nicht einen lieben Freund und Gefährten verloren, sondern nur — einen gutartigen Gefangenen. Und je mehr man ihn lieb hatte, desto mehr kann man in dem Gedanken Trost finden, daß er es in seiner Freiheit unter allen Umständen immer noch besser hat, als wir es ihm hatten bieten können.

Auf der andern Seite aber muß man daraus die Lehre ziehen, daß man nie und nimmer „sein Herz an ein Tier hängen“ soll, wie dies so vielfach geschieht. Denn das Tier vermag solche Liebe nicht zu würdigen, und es ist derselben ebensowenig wert, als es sie zu erwidern vermöchte oder auch nur geneigt wäre: das im Grunde seines Wesens gegen den Menschen treulose, nicht aber demselben „anhängliche“ Tier.

Daß es aber nicht überflüssig ist, dies einmal recht nachdrücklich auszusprechen, weiß wohl jeder Leser aus eigener Erfahrung und Beobachtung; und es wäre ein ergiebiges, wenn auch trübes Kapitel, von all dem Unheil zu sprechen, welches die übertriebene Liebe des Menschen zum Tiere im Leben des Einzelnen, im Leben der Familien bereits angerichtet hat und täglich noch anrichtet.

Das letzte Lied.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Ihr junges Herz hatte seinen Traum und jubelte sein erstes Lied hinein in die reiche, prangende Welt, so froh und hoffnungsvoll, wie es ihr der Frühling eingegeben, der in ihrer Seele aufgegangen. Aber „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“, und das Lied verstummte und in der Sängerin ward's still, totenstill. Als sie wieder sang, war's vor dem Bilde der Muttergottes, hinter Klostermauern; aber diese drückten sie nicht, sie sehnte sich nicht hinaus, und wenn die Nachtigallen draußen sangen und der Lenz grüßend über die Mauern nickte, mit schwanken, blütenschweren Zweigen, schüttelte sie das Haupt und sagte „Nein“ vor sich hin, ein leises, aber bestimmtes, klares, beinahe glückliches Nein. Dann kam, nach Jahren, ein schmerzlich Weh in ihre Brust, ein herbstangehauchtes; was es deutete, sie wußte es: es sagte, komm heim! Und wie die ersten Flocken fielen und lautlos die schimmernde Decke breiteten über den kleinen Klosterhof, mahnte es immer stärker und dringlicher. Mit zwingender Gewalt zog sie's dahin zu den Tasten des geliebten Instruments, dem sie so oft des Herzens Innerstes anvertraut, und unter den zarten, durchsichtigen Fingern quoll die Melodie hervor, die inhaltsreiche, ihres letzten Liedes. In ihm erwachte noch einmal alles, was ihr junges Herz einst durchlebt, was es gejubelt, durchkämpft, getragen, und mutig überwunden, was die Töne, in ersterbendem Verklingen, sagten:

Nun nimm mich heim, ich hatt' ihn doch so lieb
Und hielt ihn lieb; war's Sünde, Herr, vergib!

W.



Josef Viktor Widmann.

Fragt man die Schweiz zur Stunde nach ihren bedeutendsten Schriftstellern, nennt sie neben Gottfried Keller und Ferdinand Meyer als dritten Josef Viktor Widmann, den geistreichen Feuilletonisten des „Bund". Kein Name hat seit zwei Jahrzehnten mehr Klang als seiner und seit einigen Jahren, da uns seine Muse alljährlich den Weihnachtstisch mit neuen Gaben schmückt, ward er geradezu populär. Aber nicht nur in der Schweiz, seine Werke werden gelesen so weit die deutsche Zunge klingt und eine Reihe der bedeutendsten deutschen Schriftsteller hat bereits wiederholt auf Widmann aufmerksam gemacht. Das Erscheinen neuer Bücher von ihm wird zum Ereignis; seine Originalität hat Weg gemacht, aber auch sein Wurf, seine Sprache und seine Form. Als er im Jahr 1865 sein Drama „Iphigenia in Delphi" veröffentlichte, demselben 1866 „Arnold von Brescia" und 1867 „Orgetorix" folgen ließ, sammelte sich um ihn rasch eine große und begeisterte Gemeinde, nicht nur rekrutirt aus der Jungmannschaft, sondern auch aus all denjenigen, welche in dem Gewühle des Büchermarktes neu auftauchende Talente zu finden und zu heben wissen. Und hier stieß man auf ein Talent von ausgesprochener Bedeutung, mit einem heißen, hellleuchtenden Streben über die Verflachung der Modeschriftstellerei hinwegzukommen. Noch mehr zeigte sich dies an den drei epischen Dichtungen „Buddha" (1869), „Wunderbrunnen von Is" (1871) und „Mose und Zipora" (1874), drei freidenkerische Bücher, welche nicht nur durch die meisterhafte Behandlung des Verses und des Strophenbaues auffielen, sondern mehr noch durch die Kühnheit, mit welcher er auszog gegen den religiösen und politischen Zelotismus. Der Dichter war dazumal Direktor an der obern Mädchenschule in Bern und es begreift sich, daß ihn der starke Absatz dieser Bücher vor dem gegen ihn inscenirten Sturm nicht schützte. Umsonst stellte sich die gesamte freisinnige Presse auf die Seite Widmanns, er mußte seine Stelle quittiren. Freilich fiel ihm dafür auf der andern Seite ein reichlicher Ersatz an Ruhm, Ehre und Anerkennung zu und als bald darauf sein Pfarrhaus-Idyll „An den Menschen ein Wohlgefallen" erschien, wurden von dem Buche innerhalb vierzehn Tagen zwei Auflagen vollständig vergriffen. Durch den inzwischen erfolgten Eintritt des Dichters in die Redaktion des „Bund" lernen wir sein Talent nach anderen Richtungen kennen. Er schreibt im Feuilleton Reisebriefe voll köstlicher Originalität, davon sind „Rektor Müslins italienische Reise", „Jenseits des Gotthards" und die „Reisegeschichten" bis jetzt in Buchform erschienen; er schreibt Novellistisches mit derselben Ursprünglichkeit, und fast will es den Anschein haben, als ob gerade dieses Gebiet seine eigentliche Domäne wäre. Die Sammlungen „Aus dem Fasse der Danaiden", „Gemütliche Geschichten" und der Roman „Die Patrizierin" wären hiefür vollgiltige Beweise, würde nicht der Dramatiker mit neuen glänzenden Leistungen in den Vordergrund getreten sein. Die im gleichen Jahre (1880) erschienenen Trauerspiele „Oenone" und die „Königin des Ostens" gehören zu den vornehmsten Erscheinungen der Bühnenschriftstellerei. Das Meininger Hoftheater hat das erstere davon zur Aufführung gebracht und wird dieses Frühjahr ein weiteres neues Stück „Der Maskenball, oder jenseits von gut und böse" über die Scene gehen lassen. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß Widmann bereits auch einige vorzügliche Operntexte lieferte, welche mit einen Beweis erbringen für seine hohe dramatische Begabung und Befähigung. Daß er dabei mit idealem Ernste arbeitet und den Anforderungen der heutigen Geschmacksverirrungen keine Konzessionen machte rechnet man ihm hoch an und das ist es auch, was ihn als Kritiker, als welcher er ebenso geachtet, wie gefürchtet ist, so hoch stellt. Widmann steht gegenwärtig in der Vollkraft seiner Jahre; erst fünfzig Jahre alt, wird man bei seiner unermüdlichen Arbeitslust, seiner Vielseitigkeit und seiner überquellenden Phantasie noch manch schönes Buch erwarten dürfen. Daß man sich aber schon jetzt darüber streitet, ob er Schweizer oder Oesterreicher, ist bezeichnend genug für die Bedeutung, welche man ihm als Schriftsteller beimißt. Geboren wurde Widmann am 20. Februar 1842 zu Nennowitz in Mähren, kam aber kaum einige Monate alt mit seinen Eltern nach Liestal in der Schweiz, woselbst er aufwuchs und seine Jugenderziehung genoß. Auf Wunsch seines Vaters studirte er Theologie in Heidelberg und Jena und hat auch wirklich kurze Zeit den Beruf als Geistlicher ausgeübt. Die Liebe zur Schriftstellerei aber war mächtiger, sie zog ihn herunter von der Kanzel und stellte ihn an den Ort seiner Bestimmung.



Josef Viktor Widmann.

Fran Pötzli.

Aphorismen.

Von

Konrad Timm.

Was nützt am Ende alles Gute in der Welt, wenn wir es — nicht selber thun?!

*

Krankheit ist Kampf ums Dasein im Individuum.

Dieser Abschnitt, den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet, will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer

Unter uns.

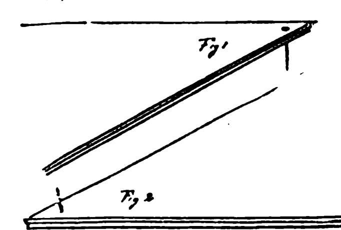
Unterhaltung erteilen. Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, geeignete Mitteilungen mit Dank verwendet.

Praktische Neuheit.

Eine recht praktische Neuheit, „Kopf- und Arm-Stütze für Eisenbahnpassagiere aller Wagenklassen", beabsichtigt die Firma G. H. Ebbecke und C. Kleyer in Karlsruhe, Baden, in den Handel zu bringen. Es ist ein in Kästchenform zusammenlegbarer Reise- und Spieltisch, der, in aufgeklappter Form, mittelst der an den verstellbaren Riemen befindlichen Haken an dem Gepäckbrett oder der Unterhaltestange eingehängt werden kann. Der hübsch und solid gearbeitete Apparat (à 6 Mark) wird wohl in Bälde bei allen größeren Eisenbahnbuchhändlern zu beziehen sein.

Holzeinlagearbeit.

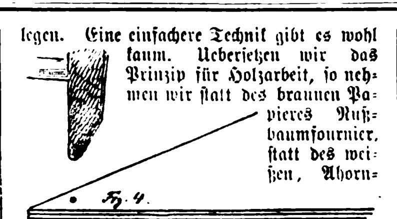
Unter Holzeinlagearbeit, Marqueterie oder Intarsia versteht man Einlagen verschiedenfarbiger echter Hölzer in einen farbig unterschiedenen Holzgrund, die als Flächen in den Grund eingelegt werden, nicht zu verwechseln mit dem Holzmosaik, dessen Zusammensetzung aus senkrecht auf den Grund gestellten farbigen Holzkisten besteht. Die Holzeinlagearbeit war eine im 15. Jahrhundert besonders in Italien ausgeübte Technik, die im 16. Jahrhundert von Deutschland, im 17. Jahrhundert von Frankreich aufgenommen wurde und zur Blüte kam. Man benützte diese Arbeiten um Möbel, Truhen, Schränke, Kästchen, Kirchenstühle, Altartäfelungen und anderes mehr künstlerisch zu schmücken. Auch heute ist diese Technik noch hier und da im Gebrauch, doch sind es



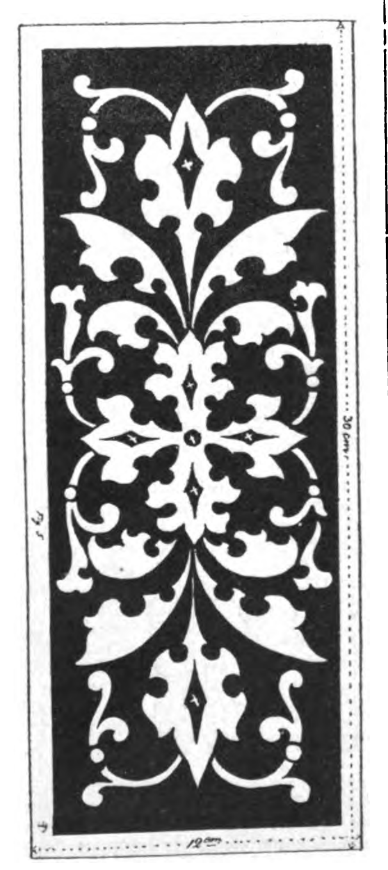
nur wenige, die sich damit beschäftigen; in Dilettantenkreisen kennt man die Herstellung überhaupt nicht. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als die Arbeit eine so überaus einfache ist und das notwendige Werkzeug sich in jeder Familie vorfindet, nämlich die Laubsäge. Versuchen wir es daher, in dieses Geheimnis einzudringen. Die einfachste Art wird mit zwei Farben durchgeführt, helles Ornament auf dunklen Grund und umgekehrt, dunkles Ornament auf hellen Grund. Zur Erklärung des Prinzips nehmen wir ein braunes und ein weißes Blatt Papier von gleicher Größe, legen sie aufeinander, das braune unten, das weiße oben und heften sie mit etwas Gummi an den Ecken zusammen. Nachdem wir auf das obere Blatt irgend ein breites Ornament gezeichnet haben, schneiden wir es mit der

Fig 3

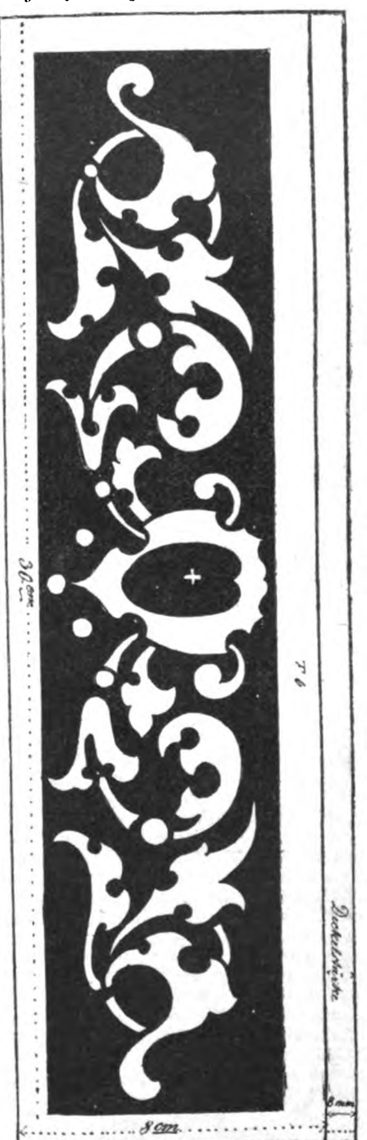
Schere aus beiden Blättern zugleich aus; wir erhalten natürlich einen braunen und einen weißen Ausschnitt, die beide gleich groß sind, in der Folge auch zwei gleich große Löcher im Grund hinterlassen. Nehmen wir nun die zusammen gehefteten Blätter auseinander, so können wir den braunen Ausschnitt in den weißen Grund und den weißen Ausschnitt in den braunen Grund legen. Eine einfachere Technik gibt es wohl kaum. Uebersetzen wir das Prinzip für Holzarbeit, so nehmen wir statt des braunen Papieres Nußbaumfournier, statt des weißen, Ahornfournier und statt der Schere die Laubsäge.



Zur Ausführung der hier gezeichneten Arbeit, das Handschuhkästchen, brauchen wir an Material in Ahornfournier 1 Stück 14 Centimeter breit und 32 Centimeter lang für den Deckel, 2 Stück 10 Centimeter breit und 32 lang für die beiden Langseiten und 2 Stück 10 Centimeter breit und 15 Centimeter lang für die Breitseiten. Vom Nußbaumfournier brauchen wir ebenso viel Stücke in denselben Größen. Die Fourniere bekommt man bei jedem größeren Möbeltischler, der auch später den Kasten anfertigt. Man heftet nun die gleichgroßen Stücke wie beim Papier zusammen, nimmt nur statt des Gummi ganz feine Drahtstifte, schlägt diese an den äußersten Ecken durch, kneift die Spitzen mit der Zange ab und nietet sie mit dem Hammer fest. (Figur 1, 2, 3 u. 4). Hierauf vergrößert man sich die gegebene Zeichnung als Original, paust diese und überträgt sie auf das weiße Ahornholz. Die mit weißen Kreuzen versehenen Teile schneidet man zuerst. Mit einem feinen Bohrer macht man an der Grenze der Zeichnung ein kleines Loch,

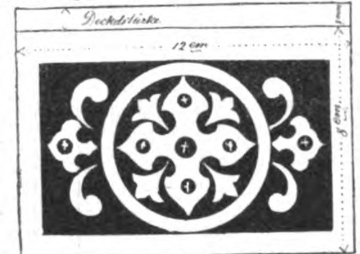


zieht das Sägeblatt durch und spannt es in den Bogen der Laubsäge. Jedes doppelt ausgeschnittene Stück legt man auf die entsprechende Stelle der glatt aufgesteckten Originalzeichnung. Sollte beim Schneiden



eines der Stücke oder der Grund an einer Stelle reißen oder springen, so schadet es nichts. Ist die Arbeit resp. ein Doppelblatt vollständig ausgeschnitten, so entfernt man die Nieten und legt den braunen und weißen Grund auf je einen Zeitungsbogen. Zu bemerken ist noch, daß die äußere Umrißlinie nicht ausgeschnitten zu werden braucht, dieses macht besser der Tischler, welcher den Kasten anfertigt. Nun legt man nach der Originalzeichnung die braunen Stücke in den weißen Grund, die weißen in den braunen Grund. Nimmt dann Tischlerleim, bestreicht mit dem noch heißen Leim ein Zeitungsblatt dünn und gleichmäßig, legt es mit der klebenden Seite auf das fertig zusammengestellte Blatt, drückt es gut an und läßt es circa eine Stunde liegen; dann dreht man das Blatt mit dem angeklebten Holze um, so daß die Papierseite nach unten kommt, nimmt einen Teil der gesammelten feinen Sägespäne, mischt diese mit warmem

Leim und reibt sie mit dem Finger in die vorhandenen Schnittfugen fest ein, dem Fournier schadet der übertretende Leim nichts. Ist man so mit der ganzen Zeichnung fertig, gibt man sie dem Tischler mit der Anweisung, zwei Kästchen nach der Zeichnung in den angegebenen Maßen zu machen. Der



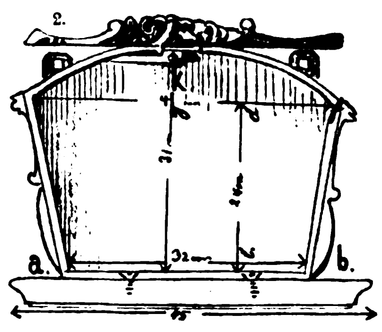
Tischler zieht die Einlagen auf, schleift und polirt dieselben und man hat dann ein braunes und ein weißes Exemplar mit den entsprechenden farbigen Einlagen. D. H.

Ein Fächerschrank.

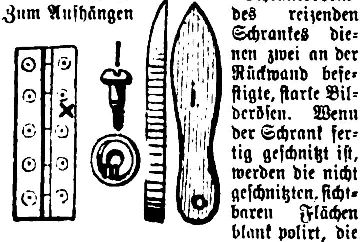
Was der Zauberstab in der Hand alles beglückender Feen ist, das repräsentirt der Fächer einer Ballkönigin. Ist er doch nicht bloß ein zierlicher und kostbarer Bestandteil einer vollständigen Toilette, nein, er ist auch der treueste Verbündete aller jener losen Liebesgötter, welche die lichtschimmernden Säle unsichtbar durchschwirren, um dort die Keime zu jenem einen großen, wahren Glück zu legen, das dem Urquell des Schönsten entstammt und das sich von der Erde mit ihren Schatten losringt, um selig zum Himmel emporzujauchzen. Der von echter Karnevalsluft bewegte Fächer gehört zu fröhlichem Scherzen und heimlichen Träumen, zu anregendem Gespräch und vielsagendem Schweigen, zu dem ganzen Wechselspiel von Freude und Sehnen, welches so lange bestehen wird, so lange es noch junge, warmempfindende Menschenkinder gibt. Hinter dem schützenden Fächer offenbart sich so gerne das leuchtende Wunder der Liebe und zwischen die feinen, spitzenbekleideten Stäbe zieht in Zweiseligkeit der geheime Strom von Herz zu Herzen. Jetzt, wo die Geselligkeit, die einen willkommenen Tummelplatz für alle fröhlichen Geister bot, mehr und mehr in den Hintergrund tritt, und dem gleichmäßigen, ruhigen Alltagsleben wieder zu seinem Recht verhilft, haben auch die Fächer ihre Rolle ausgespielt, und es gilt nun, sie sorgsam und praktisch zu verwahren, damit sie nächste Saison nichts von ihrer Frische und Zartheit eingebüßt haben. Zu diesem Zweck eignet sich vortrefflich der auch als dekorativer Wandschmuck dienende Fächerschrank, wie ihn Abbildung 1 den geehrten Leserinnen veranschaulicht. Derselbe besteht 1) aus einer ein Centimeter starken, vollen Rückwand, 2) aus der tragenden Konsole, in Gestalt eines 32 Centimeter langen Zwerges mit muschelartigem Hintergrund, und mit an den Seiten abschließendem Laubwerk, 3) aus dem geschweiften, profilirten Konsolbrett, und 4) aus dem darauf ruhenden Schrank, der extra für sich gearbeitet, und mit Holzschrauben auf die Konsole befestigt ist. Der Schrank ist an den Seiten verjüngt, und oben im Bogen abgeschlossen. Der untere Boden mißt im lichten von a bis b 32 Centimeter (siehe Abbildung 2), die aufrechte Höhe für die Seitenteile von c bis d beträgt 24 Centimeter; die größte Breite des Schrankes, beim Ansatz des Bogens, von e bis f dagegen 42 Centimeter. Der Bogen selbst, von g bis h hat eine Höhe von 7 Centimeter; so daß sich im lichten eine Höhe von 31 Centimeter für den Schrank ergibt. Die Schrankthür wird von einem verleimten, massiven Stück gebildet, weil sie auf ihrer ganzen Fläche geschnitzt ist. Um ein Werfen des Holzes zu verhüten, ist auf der inneren Seite der Thür, eine 1 Centimeter starke, massive Platte von Eichenholz quer zur Jahrrichtung mit kleinen Holzschrauben festgeschraubt. Die Seiten des im Rokokostil gearbeiteten, innen sauber mit Goldpapier



Schranktiefe beträgt innen unten 10 cm, oben 12 cm. Konsolbrett ist 45 cm lang, bei a und b 13 cm breit, in der Mitte 16 cm breit.



ausgeklebten Schränkchens sind, wie aus der Skizze ersichtlich, nach der Schweifung der Thür hingekehlt. Zur Bequemlichkeit ist die Thür so eingerichtet, daß sie sich nach oben aufklappen läßt, weshalb sie bloß mit einem starken Messingband x in der Mitte des Bogens angeschlagen ist. Um nun nicht die Thür beständig halten zu müssen, wenn man dem Schranke einen Fächer entnimmt, ist ein sogenannter Hemmschuh i aus starkem Holz, 13 Centimeter lang, und an der breitesten Stelle 3 Centimeter breit, genau unter dem Messingband, in der Mitte des geöffneten, oberen Schrankes, auf der mit k bezeichneten Stelle der Abbildung 2, mit einer Rundkopfschraube l und einem dazwischen gelegten Messingplättchen m drehbar befestigt. Dieser Hemmschuh wird vorgeschoben, wenn man die Thür geöffnet hat. Das Schloß ist an dem Schranke so angebracht, daß das Schlüsselloch n verdeckt in der mittleren Muschel sitzt, sein Riegel schließt in den unteren Schrankboden. Zum Aufhängen des reizenden Schrankes dienen zwei an der Rückwand befestigte, starke Bilderösen. Wenn der Schrank fertig geschnitzt ist, werden die nicht geschnitzten, sichtbaren Flächen blank polirt, die geschnitzten Flächen aber werden mit Politur-Glanzlack überzogen. Der Gnom, die Muschel und das Laubwerk werden matt gehalten, ebenso der dreiteilige Grund der Schrankthür, welcher mit einer netzartigen, beim Rokokostil üblichen Gravirung versehen ist, die mit Gold nachgezogen wird. Die eiförmige Ausladung in der Spitze der Schrankthür o trägt das durch Gold hervorgehobene, geschnitzte Monogramm der Besitzerin. Für circa 6 Mark massives Nußbaumholz ist für den Schrank erforderlich; das übrige Material inklusive Beschlag läßt sich für 2 Mark beschaffen. Der Schrank gibt 10 bis 12, circa 4 bis 5 Centimeter breiten Fächeretuis bequeme Aufnahme. Nun, wie gefällt dir mein Fächerschrank, liebe Leserin? B. K.



Seife als Desinfektionsmittel.

Zu den gleichsam handlichsten, immer in der Häuslichkeit vorhandenen und daher auch wertvollsten Schutzmitteln vor Ansteckung mit der scheußlichen Seuche gehört offenbar die Seife im allgemeinen und die Kaliseife, weiche oder Schmierseife, noch bekannter unter dem Namen schwarze oder grüne Seife, im besonderen. Diese Kaliseife ist daher auch in den obrigkeitlichen Bekanntmachungen unter den vorgeschriebenen Desinfektionsmitteln mitgezählt worden, ja, sie verdient mehr Empfehlung als fast alle übrigen Desinfektionsmittel, und sie empfiehlt sich auch ganz von selber, da sie einerseits besser als manches andere, wie zum Beispiel das heiße Wasser, angewendet werden kann, und da sie andererseits weder lästig riecht, wie Chlorkalk und Karbolsäure, noch die zerstörenden, bezw. ätzenden Eigenschaften dieser, sowie fast aller anderen Desinfektionsmittel hat. In dankenswerter Weise macht nun aber Herr Apotheker K. Kohlmeyer, Besitzer der Belleallianceapotheke in Berlin, in der Zeitung „Die Post“ darauf aufmerksam, daß die meiste im Handel gebräuchliche Kaliseife der Fälschung unterliegt, indem sie dem Unfug der sogenannten Füllung ausgesetzt ist. Solche Füllungen bestehen aus Kartoffelmehlkleister, Wasserglas in Pottaschеauflösung, Leim und anderen Stoffen, auch unter Zusatz von Chlorkaliumauflösung, und der Unfug damit wird so weit getrieben, daß aus einhundert Teilen guter Seife zweihundert bis wohl gar zweihundertundfünfzig Teile verkäuflicher Seife hergestellt werden. Solche Seife kann natürlich in der vorgeschriebenen Auflösung von drei Teilen in hundert Teilen Wasser keineswegs mehr desinfizirend wirken, sondern im Gegenteil, der darin befindliche Kartoffelstärkekleister, Leim und anderes bilden die ergiebigsten Ueberträger für alle etwaigen Infektionsstoffe. Herr Kohlmeyer gibt in Folgendem nach dem „Deutschen Arzneimittelbuch“ eine Anleitung zur Selbstprüfung der Seife an: Wenn 5 Gramm Schmierseife in 10 Kubikcentimeter warmem Wasser aufgelöst und ein Raumteil der erkalteten Auflösung mit einem Raumteil Weingeist gemischt werden, so muß die Auflösung klar bleiben und nach Zusatz von 2 Tropfen Salzsäure darf sie einen flockigen Niederschlag nicht abscheiden, wenn die Seife gut ist. Immerhin wird eine gebildete, intelligente Hausfrau diesen Versuch selbst machen und die in ihrer Häuslichkeit zum Verbrauch kommende Seife also selbst prüfen können. Aber da dergleichen Maßnahmen für die vielbeschäftigte Hausfrau doch immerhin zu umständlich sind, so schlage ich Folgendes vor. Erstens kaufe man, wie der erwähnte Fachmann dringend empfiehlt, zum Zweck der Desinfektion nur ausdrücklich als rein bezeichnete Seife, zweitens hüte man sich durchaus vor jeder billigen Schmierseife und drittens schicke man hin und wieder eine Probe von verkäuflicher, stark verdächtiger Seife nach dem polizeilichen Gesundheitsamt zur Untersuchung, damit von dort aus auch die einfachen und harmlosen und insbesondere die armen Leute vor dem Gebrauch schlechter Seife gewarnt werden.

Dr. K. N.



Der neue Stadtschultheiß von Stuttgart.

Am 18. November 1892 wurde der bisherige Obersteuerrat Emil Rümelin in Stuttgart zum Stadtschultheißen (so nennt man in Württemberg den obersten Vorsteher der Stadtgemeinden) der württembergischen Haupt- und Residenzstadt mit einer sehr bedeutenden Majorität gewählt und am 28. Dezember erhielt er die notwendige königliche Bestätigung. Wir bringen hier das wohlgetroffene Bild des Mannes, der berufen ist, an der Spitze eines bedeutenden Stadtwesens zu stehen, und fügen einige Mitteilungen über den Lebensgang Rümelins bei. Derselbe entstammt einer alten württembergischen Familie, die dem Staate tüchtige Männer geliefert hat. Der geistvolle Kanzler der Tübinger Universität, Gustav Rümelin, war sein Oheim; der noch heute als ältester württembergischer Beamter im Staatsdienst befindliche Oberverwaltungsgerichtsrat Eugen Rümelin ist sein Vater. Emil Rümelin selbst wurde geboren am 21. Juni 1846 in Ulm, studirte in Tübingen Finanzwissenschaften und trat nach Ablegung der vorgeschriebenen staatlichen Prüfungen in den praktischen Dienst. Nach einander war er in Eßlingen, Langenargen und Stuttgart beschäftigt; am letzteren Orte vermählte er sich mit Natalie Oesterlen, Tochter des noch lebenden Rechtsanwalts, der als freisinniger Politiker sich einen Namen erworben hat. Im Jahre 1878 ging Rümelin im Zolldienst nach Münster; dort blieb er bis zum Jahre 1886, wo er Oberzollinspektor in Heilbronn wurde. Drei Jahre später folgte er einem Rufe als Obersteuerrat in das Steuerkollegium zu Stuttgart. Hier wirkte er wie an den früheren Stätten seiner Thätigkeit pflichteifrig und erfolgreich, nicht nur im begrenzten Kreise seines Berufes sich bewegend, sondern auch durch seine Leistungen als volkswirtschaftlicher Schriftsteller Anerkennung sich erwerbend. Als durch die dauernde Erkrankung des Oberbürgermeisters v. Hack die Stuttgarter Stadtschultheißenstelle erledigt wurde, lenkte sich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf Rümelin; er nahm die ihm angebotene Kandidatur an und wurde nach erregtem Kampfe glänzend gewählt, ein Sieg, der für ihn um so ehrenvoller war, als sein Gegner eine in der Gemeindeverwaltung erprobte Persönlichkeit war. Von Rümelin, der als höherer Beamter sich tüchtig, human und von weitem Blicke gezeigt hat, darf Württembergs Hauptstadt in der That hoffen, daß er seine glänzenden Fähigkeiten und Mittel unverbrüchlich in ihren Dienst stellen werde.



Emil Rümelin.

Die Herzogin von Alba.

(Hiezu das Bild Seite 747.)

Zwei rasch hintereinander erschienene Bücher haben in letzter Zeit die Madrider und, man kann sagen, die ganze spanische Gesellschaft in Aufregung versetzt. Das eine war der zweibändige Roman des Jesuiten Coloma: „Kleinigkeiten“, das andere: „Ausgewählte Urkunden aus dem Archive des Hauses Alba, veröffentlicht von der Herzogin von Berwick und Alba, Gräfin von Siruela“, ein stattlicher Band von 610 Seiten. Jener Roman schilderte die adelige Gesellschaft von Madrid in der Uebergangszeit der Herrschaft Königs Amadeos und der Rückkehr der Bourbonen mit König Alfonso XII. Alles Licht fiel hier auf jene wenigen Getreuen, die an der Sache des „legitimen Königs“, Don Carlos, und am Grundsatze der katholischen Glaubenseinheit festhielten; aller Schatten auf diejenigen, die in den Salons zur Zeit Amadeos Ränke zu Gunsten Alfonsos spannen, auf den Straßen und in den Schauspielhäusern Kundgebungen für den „verfassungsmäßigen“ König veranstalteten. Und der Eindruck dieses Romans war um so tiefer, als man fast jeder einzelnen seiner Gestalten einen bestimmten Namen geben konnte und als mit einer an Zola erinnernden Unerschrockenheit diese ganze Gesellschaft, besonders in ihrem weiblichen Teile, als bis ins Mark verdorben, leichtfertig, klatschsüchtig, sittenlos dargestellt wurde.

Die bündigste Antwort nun, die aus der Mitte unserer Adelsgesellschaft auf diesen aus Zolaschen „Documents“ aufgebauten Roman gegeben werden konnte, waren eben jene „Documentos“, veröffentlicht von einer der ersten, wenn nicht

der ersten unter den hochadeligen, am königlichen Hofe von Madrid glänzenden Frauen. Nicht irgend ein Blaustrumpf, sondern die Trägerin eines der stolzesten Namen Spaniens hatte dieses Werk geschaffen, das der gelehrten und schriftstellerischen Welt Europas Achtung abzwingt. Die Herzogin Alba hatte bewiesen, daß sie eine echte Tochter ihres Vaters, des Herzogs Fernan-Nuñez, des vollendetsten spanischen Hofmannes, und eine echte Nachfolgerin jener Albas ist, wie ihrer Vorgängerin, der Schwester der Kaiserin Eugenie, die mit dieser und ihrer Mutter zusammen den Mittelpunkt eines feinen literarischen Kreises bildete, wie jenes Herzogs Alba am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, der einen lebhaften Briefwechsel mit J. J. Rousseau unterhielt, jenes „großen Herzogs“ Alba, der mit einem Velasquez und Tizian eifrig verkehrte, und jener anderen Vorfahren des herzoglichen Hauses, die unter ihren Vasallen und Freunden einen Cervantes, Lope de Vega, Calderon und Fray Luis von Granada zählten. Wie ihr Vater, Herzog Fernan-Nuñez, einer der ersten Kavaliere des Landes, als Abgesandter an mehreren europäischen Höfen, besonders auch in Wien glänzte, von wo er die Braut König Alfonsos XII., Erzherzogin Maria Christina, einholte, wie er auf seinen Schlössern in Aranjuez und Belgien die erlesenste Gesellschaft zu Jagden und Rennen um sich vereinigt, so gibt die Herzogin Alba gleichfalls als Sportsdame den Ton an; mit ihren Festen im Palacio de Liria beginnt und schließt die Saison in Madrid, sie ist die Gesetzgeberin auf dem Gebiete der Mode. Und diese elegante Dame hat nun Zeit gefunden, die reichen Schätze ihres Hausarchives zu durchforschen und uns diejenigen, die dem Fleiße der Gelehrten bisher entgangen waren, in würdiger Fassung und guter Ordnung vorzulegen.

Welcher Reichtum an Urkunden aber hier vorhanden ist, kann man schon aus der Thatsache schließen, daß die Papiere einer ganzen Anzahl großer Adelsfamilien im Albaschen Hausarchive vereinigt wurden und daß dem letztern königliche Verordnungen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wegen der hier gebotenen großen Sicherheit und Ordnung das Recht verliehen, wichtige Staatspapiere aus den Zeiten Karls V., Philipps II. und Philipps III. zu bewahren. Die Sicherheit ließ allerdings mit der Zeit manches zu wünschen übrig. Schon 1675 muß ein päpstlicher Nuntius diejenigen mit den Blitzen des Himmels bedrohen, welche Kunstgegenstände und „viele Papiere und Privilegien“ aus dem Archiv an sich genommen haben. Nicht weniger als vier Feuersbrünste, 1794 und 1795, 1832 und 1841 richteten Beschädigung und Zerstörung im Archive an. Nur um so größer ist aber das Verdienst der Herzogin Alba, die sich durch den üblen Zustand mancher Urkundenbündel ebenso wenig entmutigen ließ, wie durch alle paläographischen Schwierigkeiten.



Die Herzogin von Alba.

So haben wir denn, nach Gegenständen und Jahrhunderten wohl geordnet, eine hochinteressante Sammlung von Urkunden vom 11. bis 18. Jahrhundert vor uns, besonders wertvoll für die Geschichte des 16. Jahrhunderts. Urkunden mit Chr. Columbus eigenhändiger Unterschrift gewähren uns einen Einblick in des Weltentdeckers Lebensverhältnisse. Wir lesen, wie Karl V. und Philipp II., obwohl so gute Katholiken, im Verkehre mit ihren Staatsmännern recht wenig achtungsvoll von den Umtrieben des päpstlichen Stuhles sprechen. Maria Stuart und Elisabeth von England sprechen in der Vertraulichkeit von Privatbriefen zu uns. Die ganze Liebenswürdigkeit Don Juans von Oesterreich tritt uns im Briefwechsel mit seiner Mutter, Katharina Blomberg, entgegen, die durch ihre unstäte Lebensführung Philipp II. und seinem Statthalter Alba so schwere Sorgen machte. Die kühnen Pläne des Siegers von Lepanto, seine bitteren Enttäuschungen und die traurigen Umstände seines frühen Endes malen sich treu in einer langen Reihe von Briefen. Die furchtbare Tragödie, die sich zwischen König Philipp II. und seinem Sohne, Don Carlos, abspielte, wird durch manchen neuen bezeichnenden Zug vervollständigt, wir sehen hier unter anderem aus Briefen des unglücklichen Prinzen, daß derselbe dem Herzog Alba ein nicht minder großes Vertrauen schenkte als sein Vater. In teilweise ganz neuem Lichte erscheint uns vor allem Alba selbst. Zwar paßt es nur zu gut zu unseren überlieferten Vorstellungen, wenn der Herzog von seinem König ein Schreiben erhält, in dem es unter anderem heißt, es wäre vortrefflich, mit dem Prinzen von Oranien zu verfahren, wie er verdiene, oder wenn Albas Schreiber, Zayas, seinem Adjutanten zu verstehen gibt, das beste wäre, mit dem Oranier umzuspringen wie mit dem Herzoge von Guise, an einem Manne zur That würde es nicht fehlen. Aber Alba hat in seinem Archiv auch einen aufgefangenen französischen Brief aufbewahrt, wo davon die Rede ist, es könnte einer durch Ermordung des Herzogs sich vom Oranier eine Jahresrente von tausend Goldthalern verdienen. Und ein wie ganz anderer Alba als der uns von Schiller gezeichnete steht vor uns, wenn wir aus den hier vorgelegten Briefschaften sehen, wie er und sein Sohn bei allem Stolz auf das königliche Vertrauen gelegentlich seufzen, sie möchten sich lieber köpfen lassen, als noch länger die Behandlung des Königs ertragen, wie der Herzog allen möglichen fremden Fürstlichkeiten die seltsamsten und kleinlichsten Gefälligkeiten zu erweisen sich bemüßigt, wie er mit der glänzenden, aber kostspieligen Sendung betraut wird, den König bei seiner Vermählung zu vertreten, wie er wegen seines Glücks bei den Frauen in den Niederlanden sich freundschaftlichen Spott zuzieht, wie er für die unglückliche Witwe des Grafen Egmont sorgt, wie er inmitten aller

Staats- und Kriegssorgen auf die Erwerbung von Kunstschätzen aller Arbeit bedacht ist!

Wenn uns hier so vieles durch den Reiz der Neuheit anzieht, so mag anderes wiederum als Beleuchtung des Satzes „nichts Neues unter der Sonne" einen hohen Wert beanspruchen, zum Beispiel die Schilderung einer Höllenmaschine, deren Wirkungen diejenigen unserer heutigen anarchistischen Dynamitattentate fast erreichten; oder der aus dem Jahre 1568 stammende Plan „eines jüdischen Arztes" und eines „französischen Ketzers", die Landenge von Suez zu durchstechen, und ähnliches mehr. Nicht bloß der Gelehrte also, sondern jeder, der sich für Spanien und allgemeine Kulturgeschichte interessirt, findet hohe Befriedigung in dem Werke, das eine Frau aus der hochadeligen Gesellschaft Madrids geschaffen, die wir uns, nach der Schwarzfärberei des Jesuiten Coloma, in lauter Nichtigkeit, Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit versunken vorstellen sollten.

Guillermo.

Die neu erbaute Friedenskirche in Stuttgart.

Die neu erbaute Friedenskirche in Stuttgart.

Das Bild, welches wir unseren Lesern obenstehend bieten, zeigt die Friedenskirche zu Stuttgart, welche am 3. Advent vorigen Jahres eingeweiht wurde. Gegenüber der Deutschen Verlags-Anstalt erhebt sich der stattliche Bau, freundlich grüßt der schlanke Turm herüber, lieblich

tönt das harmonische Geläute herein in die Redaktionszimmer von „Ueber Land und Meer“. Es ist also eine freundnachbarliche Aufmerksamkeit, wenn wir der Friedenskirche in unserem Blatte Erwähnung thun.

Der Erbauer der Friedenskirche ist Professor Dollinger, der geistvolle Vertreter des romanischen Stils an der Stuttgarter polytechnischen Hochschule. Hatte dieser Meister in der dortigen Garnisonskirche das Vorbild mittelalterlicher Dome vor Augen gehabt, so war ihm jetzt die Aufgabe gestellt, in den Formen eines romanischen Baues eine evangelische Predigtkirche herzustellen, in welcher das gesprochene Wort überall verstanden und der Geistliche auf der Kanzel und im Altar von allen Seiten gesehen werden soll. Diese Forderung ist erfüllt und das Werk lobt den Meister, so daß Sachverständige der Friedenskirche eine für den evangelischen Kirchenbau epochemachende Bedeutung zuerkannt haben. Statt der umfangreichen steinernen Säulen sind in den weiten, lichten Raum des Schiffs hölzerne Emporen mit schlanken Holzsäulen eingebaut; auch die Decke ist, der Akustik wegen, in Holz ausgeführt. Durch die großen Rundfenster flutet eine Fülle von Licht herein, so daß die stilvolle Malerei an Decke und Wänden zur Geltung kommt. Mit der Baukunst haben sich die übrigen Künste verbunden, um das Gotteshaus würdig zu schmücken. Außen am Turm sehen wir Apostelstatuen und ein drei Meter hohes Christusbild, das einladend zur Gemeinde herabgrüßt, am Chor Prophetenbilder in halb erhabener Arbeit; im Innern aber lenken farbenprächtige Glasmalereien und acht Reformatorenbilder, von Professor Grunenwald gemalt, die Aufmerksamkeit auf sich. Ueberraschen wird den Beschauer die Stellung des Turmes, der in die Mitte





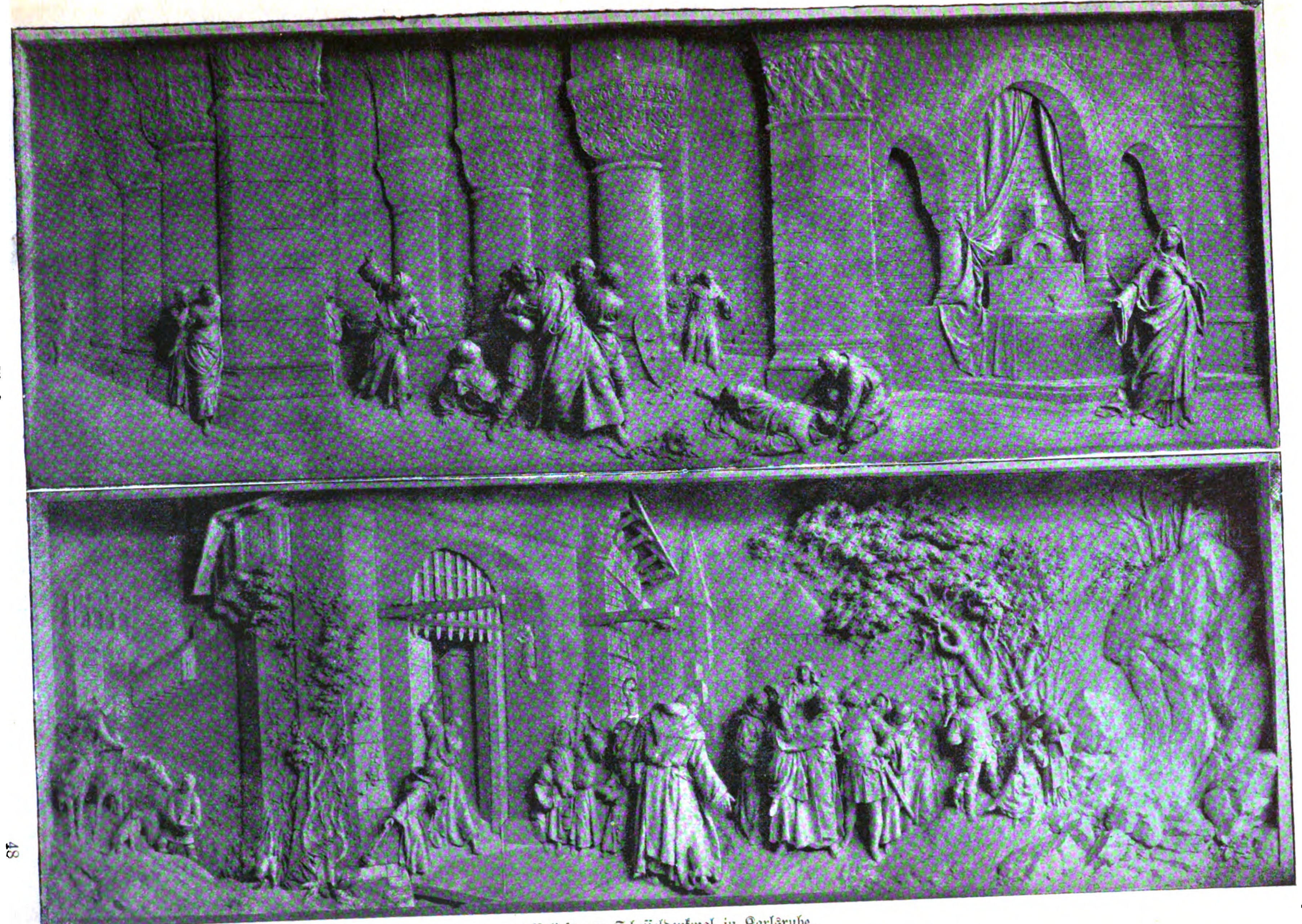
der Langseite gesetzt ist: es war gewagt, dies zu thun, aber die Form des Bauplatzes legte es nahe, und der Erfolg hat dem Baumeister recht gegeben. Auch der dem Chor gegenüber angebrachte chorartige Orgelanbau erhöht den Eindruck edler Symmetrie. Die ganze Kirche bildet, nach dem Zeugnis des christlichen Kunstblattes, in ihrer stilvollen Eigenart eine Zierde für die Umgebung und eine Sehenswürdigkeit der Stadt.

Der Tag der Einweihung wurde durch die Beteiligung der Königlichen Majestäten und des Hofes noch besonders ausgezeichnet. Einen Höhepunkt der Feier bildete unstreitig die erste Taufhandlung, die in der Kirche vollzogen wurde, denn König und Königin hatten aus eigenster Entschließung bei dem Täufling, dem Kinde einer Arbeiterfamilie aus der Gemeinde, die Patenstelle übernommen. Es war für die große Versammlung ein erhebender Anblick, als der königliche Pate, von dem Geistlichen aufgerufen, mit weithin vernehmlicher Stimme das übliche Gelöbnis ablegte, mit dem Kinde auf seinen Armen an den Taufstein trat und nach der Taufe dasselbe der Königin übergab, deren Namen „Charlotte“ es erhalten hatte.

„Friedenskirche“ heißt das neue Gotteshaus, weil es ein schon lang geplantes, aber erst spät ausgeführtes Erinnerungszeichen an den Frieden von 1871 sein soll. Möge die Kirche nun erfüllen, was ihr Name bedeutet! K.

Die Columbus-Münze.

Fast zahllos sind die Kunstwerke, welche aus Anlaß der vierhundertjährigen Gedenkfeier des Columbus im vorigen Jahre geschaffen wurden. In der alten und neuen Welt, in seinem Vaterland und in seiner zweiten Heimat, in Spanien, sind dem Entdecker Amerikas herrliche Denkmäler errichtet worden. Und die Münzschneidekunst ist hinter der Bildhauerei nicht zurückgeblieben. Ein Wettbewerb, den die Akademie der schönen Künste in Madrid ausgeschrieben, hatte glänzende Ergebnisse, indem die ersten Münzschneider der Welt sich mit ihren Schöpfungen an demselben beteiligten. Aber das Jahr 1893 wird noch eine reiche künstlerische Nachlese zu der Columbusfeier bringen. Im Zeichen des Columbus findet ja die Weltausstellung in Chicago statt und von allen Seiten strömen geschichtliche und künstlerische Zeichen der Erinnerung an Columbus für diese Ausstellung zusammen. Auch hier ist es wieder die Münzprägekunst, die sich schöne Lorbeeren holen wird. Wir geben hier als Beispiel eine Erinnerungsmünze, die aus der Gravir- und Prägeanstalt von Wilhelm Mayer in Stuttgart hervorgegangen ist und mit ihrer glücklichen Ausführung des Beifalls aller Besucher der Chicagoer Weltausstellung sicher ist. Die Vorderseite dieser Erinnerungsmünze stellt uns Columbus dar, wie er soeben mit seiner Kriegerschar den Boden der neuen Welt betritt, die Fahne in der Linken emporhaltend, die Spitze des



Reliefs am Scheffeldenkmal in Karlsruhe.

gezückten Schwertes mit der Rechten gegen die Erde kehrend. Die Umschrift der Vorderseite zeigt unten den für die Vereinigten Staaten bedeutsamen Spruch: United we stand, divided we fall. Die Sterne der Vereinigten Staaten mit der Jahreszahl 1892 umgeben auf der Kehrseite der Münze den Idealkopf der Freiheitsgöttin. Die Herstellung dieser Münze erfolgt auf einer 80,000 Kilo Druck gebenden Frictionspresse und zwar kommt jede Medaille zwanzigmal mit je vier Stößen in Behandlung, jedes Stück wird zwanzigmal geglüht, bis der Glanzstoß die Prägung vollendet. Die Medaille wird auch in Verkleinerungen von 50, 36 und 28 Millimeter hergestellt. L.

Der Schäfflertanz in München.

(Hiezu das Bild Seite 759.)

Der letzten schönen Ueberreste alter schöner Volksgebräuche sind nur noch wenige, und auch diese wenigen verschwinden immer mehr und mehr in dem hastenden, alles nivellirenden Treiben der Neuzeit. Um so freudiger muß es begrüßt werden, wenn hier und da noch so alt ehrwürdige Gebräuche in der alten Form geübt werden. Dazu gehört der alle sieben Jahre wiederkehrende Schäfflertanz in München, der 1587 ins Leben gerufen wurde und auch dieses Jahr zur Ausführung kam. Der Ursprung dieses Tanzes soll einer Reaktion gegen die Lethargie des Pestschreckens entsprungen sein. Vermutlich aber hat man es mit einem alten, an heidnische Reminiszenzen anlehnenden Innungsfestbrauch zu thun. Die althergebrachte kleidsame Tracht der an dem Tanze Teilnehmenden besteht in schwarzen Schnallenschuhen, weißen Strümpfen, schwarzen Kniehosen, zur Seite geschlagenen Lederschürzen, weißen Westen, roten in der Taille geschnittenen Jacken und grünen Schlegelmützen mit knapp aufliegendem weißblauem Federputz. Jeder Tänzer führt einen großen offenen, mit Grünwerk und blauweißen Bändern umwickelten Reifen. Faß, Krug, Flasche, Glas und Hammer werden mitgetragen und der alte deutsche Hanswurst sorgt für die aktuelle Belebung der Scenerie.

So ziehen sie, siebenundzwanzig an der Zahl, von ihrer Herberge aus mit fliegender Fahne, unter Vortritt einer starken Musikbande, die uralte Schäfflertanzweisen spielt.

In ihrer Mitte wird ein mit großer vergoldeter Kugel gekrönter scepterähnlicher Stab getragen, um welchen geschart die Träger der großen Kanne und die Führer des Fasses einherschreiten.

Am Bestimmungsort angelangt, stellen sich die Gesellen, die ganze Breite der Straße einnehmend, vor dem Thore unter den Klängen eines Marsches auf, die Reifenträger treten in die Runde und führen eine Quadrille auf, zu welcher die Reifen lustig nach allen Seiten geschwenkt werden, unterdessen das mitgebrachte Faß in die Mitte gestellt und mit Reifen nach dem Takte der Musik beschlagen wird. Nun besteigt der auch als Sprecher fungirende Vortänzer das Faß und schwingt in rascher Umdrehung und mit von seiten des Publikums stets mit beifälliger Bewunderung aufgenommener Geschicklichkeit drei innerhalb des Reifens aufgestellte, bis zum Rande gefüllte Weingläser und leert diese dann nach kurzer Ansprache auf das Wohl des betreffenden Hauses mit einem dreifachen Hoch, das von den Umstehenden mit Acclamation aufgenommen wird. Am Schlusse, wo sich die Reifenschwinger um den obengenannten Stab derartig vereinigen, daß die Reifen den Gewölbrippen eines großen Bogenganges gleichen — diesen Moment veranschaulicht unser Bild — tanzen sie nochmals in der Runde und ziehen dann unter einem muntern Marsche ab, um dasselbe Spiel am gleichen Tage noch fünf- bis sechsmal und gewöhnlich zuletzt vor einer der größeren Brauereien zu wiederholen, in welcher dann auch die Ausspeisung gehalten wird. Mit dem Schlusse des Karnevals erreicht auch der Schäfflertanz sein Ende und der Sprecher hält vor dem Thore des Kreuzbräues seine Rede, in welcher er allen großmütigen Unterstützern des Festes dankt und wünscht, daß alle die Wiederkehr des Festes nach sieben Jahren gesund erleben mögen.

Das Scheffeldenkmal.

(Hiezu das Bild Seite 753.)

Das am 19. November 1892 auf dem Kunstschulplatze zu Karlsruhe feierlich enthüllte Denkmal Josef Viktor von Scheffels weicht beiläufig ebenso weit von der allbekannten Denkmalschablone ab, wie des Dichters Werke von der Manier seiner dichterischen Zeitgenossen. Das Werk des Bildhauers, Professors Hermann Volz, macht in seiner ganzen Erscheinung einen so eigenartigen Eindruck, daß man immer wieder gerne zu neuer Betrachtung desselben zurückkehrt. Aus weißem Carraramarmor ist der anmutig verzierte Sockel des Denkmals. Scheffels Muse, sinnreich das Doppelwesen des Dichters veranschaulichend, rührt mit der einen Hand die Saiten der Leier und blättert mit der andern in einem dicken Buche; sie lehnt sich bequem zu Füßen der eigentlichen Denkmalsäule zurück, die den kranzumschlungenen Namen Scheffel trägt, während neben ihr, Scheffels Liebes- und Trinklieder versinnlichend, zwei muntere Putten spielen, deren einer uns eine volle Weintraube darbietet, und deren zweiter vom gespannten Bogen den Liebespfeil entläßt. Wie diese Gestalten, so ist auch die das Ganze krönende, äußerst lebenswahre Büste des Dichters aus Bronze. Besondere Anerkennung aber verdienen noch die beiden Hochreliefs an den Seiten des Sockels, die wir hier den Lesern vorführen. Sie stellen in sehr malerischer Weise allbekannte Auftritte aus dem „Ekkehard" dar. Auf dem einen, sehr gestaltenreichen und mit trefflicher Perspektive ausgearbeiteten Reliefe trägt Ekkehard die Herzogin Hadwig über die Schwelle des Klosters; auf dem andern geht die Herzogin Hadwig mit den Geberden der Entrüstung von dannen, während der arme Ekkehard gebunden wird und die Mönche in Bestürzung durch die Klosterhallen herbeieilen. Diese beiden Reliefs werden auch als Sonderdarstellungen bei den Freunden deutscher Kunst und Dichtung großen Beifall finden. L.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Ein neues Riesenfernrohr, welches an Größe das berühmte Lick-Teleskop auf Mont Hamilton noch übertrifft, wird auf Kosten des Herrn Jerkes in Chicago aufgestellt. Die Glaslinsen für dieses ungeheure Instrument sind bereits vorhanden. Sie haben einen Durchmesser von 42 englischen Zoll und waren ursprünglich für die Universität von Süd-Californien bestimmt. Die berühmte Firma Clark & Sons, welche das Riesenteleskop auf Mont Hamilton verfertigt hat, wird auch das neue Instrument ausführen. Nach dem Urteil von Clark sind die Rohglasscheiben von ausgezeichneter Qualität und dürfte der Schliff des Objektivs in $1^1/_2$ Jahren fertig sein. Die Montirung wird von der Firma Warner & Swasey in Cleveland, Ohio, ausgeführt, die auch das Stativ für den Lick-Refraktor geliefert hat. Das neue Rieseninstrument wird in einem ungeheuren Turme mit Drehkuppel Platz finden, einige Meilen von Chicago entfernt, wo die Luft ausgezeichnet ist.

Reicht auch das Bekanntsein des Diamanten bis ins graue Altertum zurück, so steht man doch bekanntlich betreffs seiner Bildung, seiner Entstehung am heutigen Tage noch vor einem Rätsel. Darüber kann zwar kein Zweifel mehr sein, daß jener wertvolle Edelstein anorganischem Material entstammt, nicht aber wie noch Liebig annahm, aus organischen Substanzen sich gebildet. Diese Ansicht Liebigs und anderer Forscher ist unhaltbar geworden, seit man Diamanten in vulkanischen Gesteinstrümmern des Caplandes gefunden, seit solche ferner im Meteorstein nachgewiesen und

seit man endlich jenen Edelstein im „Gneis“ entdeckt, womit zugleich der Beweis erbracht war, daß der Diamant den kristallinischen Gesteinen zugehört und mit diesen der ältesten geologischen Periode. Ist dies alles nun nichts Neues, so gilt das letztere doch betreffs seines Vorkommens. Zum erstenmale nämlich wurden in „Europa“ und zwar im nordöstlichsten Teile desselben — in einem Flusse Lapplands — Gesteine, oder richtiger Gesteinspartikelchen gefunden, die zweifellos „Diamanten“ sind. Diese Körnchen sollen bis nahezu zwei Millimeter groß sein, von wasserheller Farbe, ausgesprochenem Glanze und der dem Diamanten eigenen Härte. Als reinster Kohlenstoff, ergab natürlich auch die Verbrennung eines Partikelchens in der Sauerstofflauge, reines Kohlenoxydgas. Ein Franzose ist es — Nebot mit Namen — der die Entdeckung machte, die ja unter Umständen, für die armen Lappländer insbesondere, eine recht verheißungsvolle werden mag.

Bühne.

Am Hoftheater zu Meiningen soll am 29. Januar ein neues, noch nicht gedrucktes Schauspiel in 3 Akten des schweizerischen Dichters J. V. Widmann zur ersten Aufführung gelangen. Das Stück trägt den Titel: „Jenseits von Gut und Böse oder das Maskenfest“, und richtet sich nach Idee und Inhalt gegen die sogenannte „Herrenmoral“ des Philosophen Nietzsche. Der Verfasser wird als Gast des Herzogs sowohl den Proben wie der Aufführung beiwohnen.

Gestorben.

Adlerberg, v., Nikolaus, Graf, k. russ. General der Inf. und Generaladjutant, 73 Jahre alt, am 25. Dez., in München.

Balmer, C., deutsch-amerikanischer Komponist, Organist der Christ Cathedral Church in St. Louis, 75 Jahre alt, Ende Dezember, in St. Louis.

Biegeleben, v., Arnold, großherzogl. hess. Staatsrat, früher hess. Gesandter beim deutschen Bundestag, am 5. Dezember, in Darmstadt.

Burke, J. Bernhard, Sir, der „Ulster King of Arms“, einer der bekanntesten Genealogen und Zeremonienmeister, am 13. Dezember, in Dublin.

Cassel, Paulus, Dr., Prof., bekannter Schriftsteller und Prediger, 71 Jahre alt, am 23. Dezember, in Friedenau bei Berlin.

Delin, Josef, geschätzter belg. Porträtmaler, 70 Jahre alt, am 14. Dezember, in Antwerpen.

Diez, Friedrich, k. bayr. Hofsänger, ein einst berühmter Tenorist, 87 Jahre alt, Mitte Dezember, in München.

Eichler, Wilhelm, Baron, ehemaliger Generaldirektor der österr. Nordbahn, 74 Jahre alt, am 23. Dezember, in Wien.

Eras, Wolfgang, Dr., Syndikus der Breslauer Handelskammer und der schlesischen Textil-Genossenschaft, bekannter volkswirtschaftlicher Schriftsteller, 49 Jahre alt, am 19. Dez., in Breslau.

Fet-Schenschin, A. A., bedeutender russ. Lyriker, 71 Jahre alt, am 4. Dezember, in Moskau.

Fischer, Karl August, k. sächs. Musikdirektor, tüchtiger Komponist, 63 Jahre alt, am 25. Dezember, in Dresden.

Galland, Peter V., Prof., franz. Maler, hervorragender Meister der dekorativen Kunst, 70 Jahre alt, am 30. November, in Paris.

Glasenapp, von, Bogdan, k. russ. Admiral und Generaladjutant des Zaren, 82 Jahre alt, am 4. Dezember, in Wiesbaden.

Gruber, Adolf, Chef der bekannten Firma A. Gruber & Co. in Genua, Dekan der dortigen Deutschen Kolonie, hochgeschätzt wegen seiner Wohlthätigkeit, 75 Jahre alt, am 13. Dezember, in Genua.

Haardt v. Hartenthurn, Karl, Sektionschef im österr. Handelsministerium, hochverdient um die wirtschaftliche Entwicklung des Reiches, 56 Jahre alt, am 15. Dezember, in Wien.

Hachette, Georges, einer der Chefs der weltbekannten Buchhändlerfirma in Paris, 54 Jahre alt, Mitte Dezember, in Paris.

Hentschel, Theodor, Kapellmeister des Hamburger Stadttheaters, bekannter Opernkomponist, 54 Jahre alt, am 19. Dezember, in Hamburg.

Heß, Augustus, Dr., Mitglied des k. Kollegiums der Aerzte, hochverdient um das Londoner deutsche Hospital, Ehrenpräsident des Deutschen Vereins für Kunst und Wissenschaft, 74 Jahre alt, am 23. Dezember, in London.

Hohenlohe-Oehringen, zu, Friedrich, Prinz, württemb. General à la suite des Königs, 80 J. alt, am 10. Dez., in Oehringen.

Knothe, k. preuß. Generallieutenant a. D., am 23. Dez., in Grottkau in Schlesien.

Körber, Louis, Pastor, bekannter esthnisch-lettischer Sprachforscher, 84 Jahre alt, am 27. November, in Dorpat.

Krosigk, v., Anton, herzogl. Anhalt. Staats- und Hausminister a. D., 72 Jahre alt, am 25. Dezember, in Dessau.

Lammers, August, namhafter volkswirtschaftl. Schriftsteller und Journalist, 61 Jahre alt, am 28. Dez., in Bremen.

Lange, Gustav, Kaufmann, deutschfreisinniger Reichstags- und Landtagsabgeordneter, 46 Jahre alt, am 15. Dez., in Berlin.

Lemoinne, John, bekannter franz. Publizist und Senator, 77 Jahre alt, am 14. Dezember, in Paris.

Leslie, Fred, hervorragender engl. Komiker, am 7. Dezember, in London.

Luce, Simon, Chef der historischen Abteilung des franz. Nationalarchivs, bedeutender Geschichtsforscher, Mitte Dez., in Paris.

Lueder, C., Ministerresident des Deutschen Reiches bei der Republik Columbia, einer der tüchtigsten Beamten des auswärtigen Dienstes, 52 Jahre alt, am 17. Dezember, in Bogota.

Literatur.

Mit realistischer Anschaulichkeit schildert Ernst Ziegler in seinen „Ehegeschichten“ (Heinrich Minden, Dresden und Leipzig), Bilder aus dem Leben, wie sie die Wirklichkeit kaum charakteristischer zu gestalten vermag.

Als Fortsetzung zu Paul Lindaus Roman „Arme Mädchen“ schrieb Felix Balden seinen Roman „Ledige Frauen“ (Breslau und Leipzig, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottlaender). In den düstersten Farben malt der Autor die Schattenseiten im Arbeitsleben der Mädchen und deckt rücksichtslos die Verderbnis der Großstadt auf, manche seiner Schilderungen berührt indes geradezu abstoßend und verletzt das sittliche Gefühl.

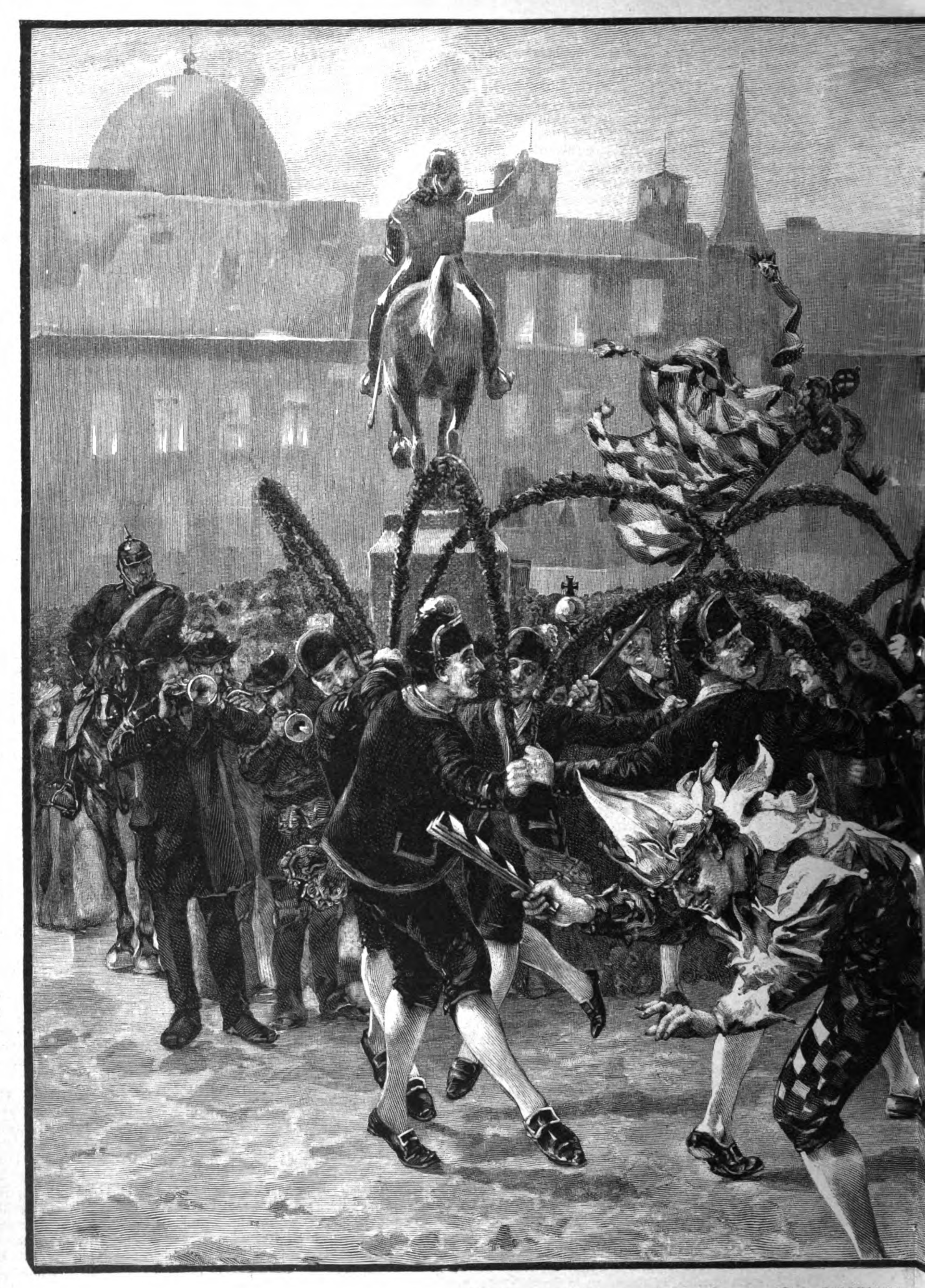
Der IV. Band von P. v. Schönthans Mark-Bibliothek (H. Conitzers Verlag, Breslau) bringt „Die glückliche Ehe und andere Humoresken“ von Albert Roderich, dem verdienstvollen Mitarbeiter von „Ueber Land und Meer“. In ebenso liebenswürdiger wie geistvoller Weise versteht es Albert Roderich, mit den einfachsten Mitteln den Leser zu fesseln und zu erheitern, und schließt im geeigneten Moment seine Humoresken mit einer äußerst treffenden Pointe ab.

Im Verlag von Johannes Alt in Frankfurt a. M. erschien „Eine arme Seele“ von Marie Bauer. In Tagebuchform kleidet die Verfasserin die Erlebnisse einer deutschen Erzieherin in England, und wir kommentiren diesen Roman am besten mit den Worten ihrer armen Seele: „Andere Augen als die meinigen würden das, was ich niederschrieb, vielleicht eine armselige Lektüre nennen, ohne Stil, mit falscher Interpunktion, bedenklicher Orthographie und ewiger Wiederholung, aber darauf achtete mein Herz nicht und übte deshalb auch keine Kritik aus.“ Auch wir wollen eine solche nicht üben; zum Glück gibt es ja auch für sogenannte Gouvernantenromane noch jugendliche Schwärmerinnen.

Mit den Worten: „Ein Mutterherz kann alles!“ beschließt Gerhard von Amyntor seinen tief ergreifenden Roman „Eine Mutter“ (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottlaender), und diese Worte bezeichnen gleichsam das Leitmotiv der überaus bewegten Handlung, durch die es hindurchleuchtet, daß auch heute noch Ideale in der Menschenbrust schlummern, die der oft bittere Kampf ums Dasein zur herrlichen Thatkraft erweckt.

„Der eiserne Rittmeister“ betitelt Hans Hoffmann einen im Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen dreibändigen Roman. Der geistvolle Verfasser läßt seinen Titelhelden im Geiste des großen Königsberger Philosophen streng nach dem kategorischen Imperativ leben; wie der eiserne Rittmeister selbst aufgeht in dem großen Gedanken, so wirkt er bewußt und unbewußt auf seine gesamte Umgebung. Der Roman spielt um die Zeit der Freiheitskriege, und mit wunderbarer Feinheit weiß Hoffmann in seinen prächtigen Charakteren den Ereignissen vorbereitend entgegenzuarbeiten, so daß man die Thatsachen sich vollziehen sieht, nachdem die Erzählung längst beendet. Und welche eigenartigen Originale führt Hoffmann vor unser geistiges Auge! Der epikuräische, geistsprühende Physikus mit seinem vernichtenden Sarkasmus ist das köstlichste Seitenstück zum eisernen Rittmeister, wie auch der alte kriegerische





Der Schäfflertanz

Originalzeichnung



... in München.
... von F. Amling.

Pastor eine urwüchsige Gestalt von echtem, altpreußischem Schlage ist. Die Handlung ist belebt und Geist und Humor haben sich vereint, um ein wirklich vollendetes Zeit- und Lebensbild zu schaffen, das man mit gesteigertem Interesse liest und jedem Leser bestens empfehlen kann.

Auch der Roman „Säen und Ernten" von M. Quedeow (Erlangen und Leipzig, Andr. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf.) spielt zur Zeit der Befreiungskriege und in seinem Motto

„Nun ist das Feld zur Ernte reif,
In Körnern stehn die Halme;
Mein Volk, zur Schwertessichel greif,
Den Dränger und des Drängers Schweif
Mäh ab, vertilg, zermalme!
Doch greif auch in die eigne Brust,
Willst du dich wahrhaft lösen,
Und wisse, hast du's nicht gewußt,
Daß, was du säst, du ernten mußt
Im Guten, wie im Bösen"

liegt auch klar seine Tendenz, nach der die großen Geschicke des Vaterlandes sich einheitlich mit dem Schicksal seiner Helden zum gelungenen Läuterungsprozeß verweben.

„Lustige Geschichten" von Hans Arnold (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) sind fünf Erzählungen, die jedes Mutterherz erfreuen und erheitern dürften, das ähnliche Schrecken und Erlebnisse durchkostet wie in einer der wirklich gelungenen Erzählungen „Schulschluß und Ferien", die das Leben und Treiben einer bunten Kinderschar recht anschaulich zur Geltung bringen.

Zur Zeit Metternichs spielt die Erzählung „Judit Trachtenberg" von Karl Emil Franzos (Breslau, Eduard Trewendt). Der treffliche Schilderer Halbasiens bewegt sich auch hier auf gewohntem Gebiete. Judith Trachtenberg, die Tochter eines wohlhabenden jüdischen Lichtziehers in einer kleinen ostgalizischen Landstadt wird von den Huldigungen eines jungen polnischen Grafen umgarnt und von diesem zum Eingehen einer Scheinehe, die sie selbst für eine giltige hält, verleitet. Die Handlung selbst nimmt nicht den Reiz der Neuheit für sich in Anspruch, wohl aber wird in dieser Erzählung das ostgalizische Judentum in seinen verschiedenen Vertretern mit geradezu überraschender Naturtreue geschildert.

Ein interessantes Charakterbild aus dem Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts hat C. Roller unter dem Titel „Welmor genannt der Salzburger" im Verlag von Otto Weber in Heilbronn herausgegeben. Angeregt wurde der Autor durch den Bericht über einen Wahnsinnigen, der sich unter dem Namen „Der Salzburger" in der Umgegend von Heilbronn herumtrieb und durch seine seltenen Gemüts- und Geistesanlagen ebenso sehr die Aufmerksamkeit der Gebildeten, wie durch sein beklagenswertes Los die Teilnahme fühlender Herzen auf sich lenkte.

Für müßige Stunden.

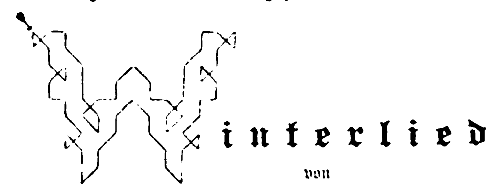
Rätsel.

Mein Rätselwort ist euch bekannt
Aus grauem Altertume,
Ein mächtiges und großes Land
Von einst gar hohem Ruhme.
Nun ist's dahin. — In Trümmer fiel
Das Land, der Zeit zur Beute.
Das Wort ist nun ein fades Spiel
Für überkluge Leute,
Erscheint gespensterhaft und bleich
Von Magierhand entboten,
Ein Schemen aus dem Geisterreich
Ein Sendling von den Toten.

Auflösung des Neujahrs-Bilderrätsels Seite 503:

Da jede Figur ihr Zeichen oder sich trägt, so hat man die am obern und untern Kastenrande befindlichen 2 Reihen diverser Zeichen bloß durch Buchstaben aus den Namen der betreffenden Figuren zu ersetzen, wobei die Anzahl der Zeichen einer bestimmten Figur andeutet, der wievielte Buchstabe daraus zu nehmen ist. Zum Beispiel 2 schwarze Halbmonde = Nachtwächter 2. Buchstabe A und so fort. Das Ganze gibt den Text: Prosit Neujahr!

Auflösung der Winter-Königspromenade Seite 503:



von

Rudi von Warnkenhagen (Rud. Sperling).

Eis und Schnee, so weit ihr nur
Eure Blicke sendet:
Not und Elend rings, wohin
Ihr das Auge wendet.
Ach, der Wintersonne Strahl
Kennt ja kein Erbarmen!
Greifet in eu'r warmes Herz:
Gebt, o gebt den Armen!

Auflösung des Logogriphs Seite 503:

Alm — Salm — Psalm — Palm — Palme.

Auflösung des Rätsels Seite 504:

Tannhäuser.

Auflösung des Anagramms Seite 504:

Granat — Antrag.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 505:

Trag ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Lebenskampf bereit,
Lern im Mißgeschicke hoffen,
Denk des Sturms bei heit'rer Zeit.

Auflösung des Rätsels Seite 505:

Talar, Altar.

Auflösung des Rätsels Seite 505:

Breg — Enz — Regen — Bregenz.

Auflösung des Ergänzungsrätsels Seite 505:

Rom, Eos, Romeos.

Schach. (Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe 26.

Von M. Valentin in Barcelona.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

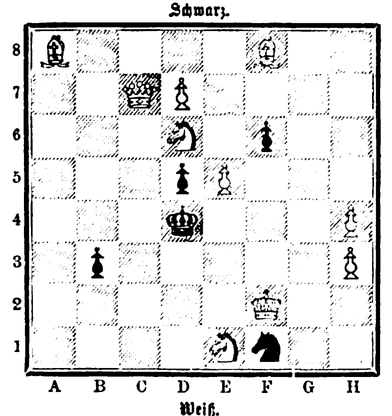
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 23 S. 506:

Weiß.
1) S. E 5 — G 6.
Drohung:
2) D. F 4 — E 5 + und
3) S. (Läufer) Matt.
Schwarz.
1) K. D 5 n. E 6.
Weiß.
2) D. F 4 — F 5 +.
Schwarz.
2) K. E 6 oder S. E 3 n. F 5.
Weiß.
3) S. B 3 — D 4 oder L. E 2 — C 4 Matt.
A) **Weiß.**
1) . . . .
Schwarz.
1) L. D 6 n. F 4.
Weiß.
2) S. G 6 — E 7 +.
Schwarz.
2) K. D 5 — E 5.
Weiß.
3) D 2 — D 4 Matt.
Auf 1) . . . 1) S. E 4 n. 1) 2 (G 5); 2) D. F 4 n. D 6 + x.; auf 1) . . . 1) S. E 3 — C 4 +. 2) L. E 2 n. C. 4 + x.

Aufgabe 27. Von A. F. Mackenzie.

Schwarz.



Weiß.

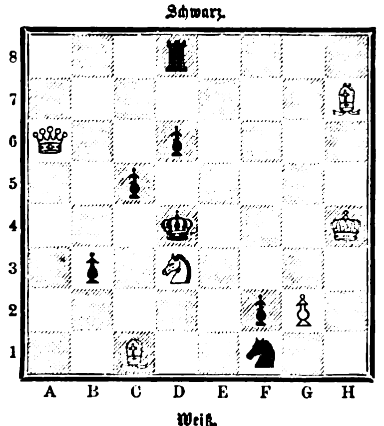
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 24 S. 506:

Weiß.
1) S. F 5 — D 4.
Schwarz.
1) K. E 5 u. D 4.
Weiß.
2) D. G 6 — F 6 ÷.
Schwarz.
2) K. D 4 — D 5.
Weiß.
3) C 2 — C 4 Matt.
A) Weiß.
1) . . . .
Schwarz.
1) K. E 5 — F 4 oder D 7 — D 6.
Weiß.
2) D. G 6 — G 7 (÷).
Schwarz.
2) Beliebig.
Weiß.
3) Bauer Matt.
Auf 1) . . . 1) K. E 5 — D 5; 2) D. G 6 — E 4 ÷ ꝛc.; auf 1) . . . 1) D 7 — D 5; 2) G 2 — G 3 ꝛc.
(Andere Spielarten leicht.)

Aufgabe 28. Von M. Gleave.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 25 S. 506:

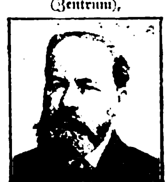
Weiß.
1) D. A 3 — A 4.
Schwarz.
1) L. F 2 (o. B. C 7) — C 5.
Weiß.
2) L. C 4 — D 5 ÷.
Schwarz.
2) K. E 4 u. D 5 od. anders.
Weiß.
3) S. E 2 — C 3 od. D Matt.
A) Weiß.
1) . . . .
Schwarz.
1) S. H 1 u. G 3.
Weiß.
2) L. C 4 u. E 6 †.
Schwarz.
2) D. E 8 u. A 4 oder K. E 4 — D 3.
Weiß.
3) L. E 6 — C 4 Matt.
Auf 1) . . . 1) L. F 2 u. G 3; 2) L. C 4 — B 5 ÷ ꝛc.
(Andere Spielarten leicht.)

Briefmappe.

A. M. in Vevey. Das Wort „Der ungezogene Liebling der Grazien", welches oft auf Heinrich Heine angewendet wird, stammt von Goethe, der in dem Epiloge zu seiner 1787 verfaßten Uebersetzung der Vögel des Aristophanes diesen so nennt.

Dr. K. W. in Chicago. Wir empfehlen Ihnen aufs angelegentlichste die in Cöthen erscheinende Chemiker-Zeitung, herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher namhafter Fachmänner von Dr. G. Krause. Sie ist die älteste und durch den großen wissenschaftlichen Teil die reichhaltigste und nicht minder die verbreitetste und einflußreichste aller chemischen Zeitschriften des In- und Auslandes und erscheint wöchentlich zweimal im größten Quartformate à 20 bis 30 Seiten.

Abonnent in Geldern. Kurze treffende Notizen über den Lebensgang und Porträts sämtlicher Reichstagsabgeordneten, also auch von denen, welche bei den kürzlich stattgefundenen Debatten über die neue Militärvorlage rednerisch für oder gegen dieselbe aufgetreten sind, finden Sie in dem trefflichen Miniatur-Büchlein „Der neue Reichstag". Von Josef Kürschner. Preis geheftet M. —40; gebunden in Leinwand M. 1.—. Als Probe aus dem Werkchen fügen wir hier die Seite bei, welche den von Ihnen genannten Freiherrn von Huene behandelt.

> **Carl Frhr. v. Hoiningen, gen. Huene**
> (Zentrum).
>
> 
>
> Major a. D., Rittergutsbes. auf Groß-Mahlendorf, Post Grüben, O.-Schles. Geb. 24./10. 1837 Cöln (röm.-kath.). Gymnasialbes. Coblenz. 56/59, stud. Berlin, 59 Eintritt in die pr. Armee. Beteilig. an den Feldz. 64, 66, 70/71. 73 Abschied a. Major. Amtsvorsteher, Mitgl. des Staatsrats, des preuß. Abgeordnetenhauses, des Reichstags s. 84. S. W. Lindenstr. 39.

M. F. in Aachen. Wir ersuchen Sie und alle diejenigen, welche uns durch Zusendung von Gedichten erfreuen wollen, dringend, in Zukunft sich Abschriften der betreffenden poetischen Erzeugnisse Ihrer Feder machen zu wollen, da wir uns fernerhin auf das Zurückschicken von Nichtverwendbarem nicht einlassen können, denn die meisten der eingeschickten Sachen verdienen ja doch kein besseres Los als den sehr großen, nimmer satten Papierkorb. Leider sind noch so viele der Ansicht, daß sie glauben ein Gedicht gemacht zu haben, wenn sie mit Mühe und Not ein paar fragwürdige Reime zusammengeflickt haben. Sie gehören auch zu diesen sogenannten Dichtern.

G. G. O. 1) Diese Methode ist schon oft verworfen worden. 2) Wenden Sie sich an das dortige Gemeinde-Ammansamt. 3) Wir können Ihnen darüber keine Auskunft geben.

Adolf v. Kr. in Genf. Die größten Städte des Deutschen Reiches sind nach den neuesten Berechnungen ihrer Volkszahl wie folgt: 1) Berlin (1,662,060 Einwohner); 2) Hamburg (594,000); 3) Leipzig (376,000); 4) München (372,000); 5) Breslau (346,000); 6) Dresden (298,000); 7) Köln (295,000); 8) Magdeburg (216,000); 9) Frankfurt a. M. (188,000); 10) Hannover (171,000); 11) Königsberg (165,000); 12) Düsseldorf (154,000); 13) Nürnberg (151,000); 14) Altona (149,000); 15) Chemnitz (148,000); 16) Bremen (138,000); 17) Elberfeld (131,000); 18) Stuttgart (129,000); 19) Straßburg 127,000); 20) Danzig (122,000); 21) Stettin (121,500); 22) Barmen (120,000); 23) Crefeld (110,000); 24) Halle (107,500); 25) Braunschweig (106,000); 26) Aachen (fast 106,000).

R. K. in Wien. Ihr eigenartiges Weihnachtsgedicht ist zu spät gekommen. Es hätte sich überhaupt den weiten Weg besser gespart zu einer Zeit, von der es so ungemein tief empfunden am Anfang Ihres Poems heißt:

„Kalt die Luft, der Himmel trüb,
Jeder gerne zu Hause blieb,
Nur der Rabe fliegt am Feld
Schwarz, wie's Wesen dunkler Welt." (!!!).

Richtige Lösungen sandten ein: Victoria Picek in Prag. „Fräulein Disputax" in Stuhr in Oldenburg. Marie Goltermann in Hannover. H. Z. in Chalet Viktoria in der Schweiz. Kamill Heller in Innsbruck-Wilten. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke. Jenny Bensey in Hannover. Ida Kremer in Robschütz bei Meißen. „Maus und Mucki" in Hannover. Jg. Keller in Wien. Henriette Helbling-Tschudy in Zürich. Baronin Th. v. P. in Marburg in Steiermarck. Pia Delonge in Konstanz am Bodensee. Elise Lang in Frankfurt a. M. A. B. in Chalet Viktoria in der Schweiz. Marie v. B. in Dresden. „Maus und Mucki" in Hamburg. Erich Freund in Bukarest. Ida Büchler in Sissek. Antone Müller in Vevey. Klem. Leo Nohl in Neuwied. „Mutter Anna" in St. Petersburg. „Sein Eigen" in Marbach. „Tante Minchen" in Meißen. Anna v. Kr. in Riga. Anna v. B. in Marburg a. d. Lahn. „Maud und Ellinor" in Glasgow. Alice F. in Hamburg. Erna Pagelsen in Riga. Friedrich Guggenberger in Mediasch. A. v. Lublau in Budapest. Antonie Spohrer in Lipovljane in Slavonien. „Tante Lisette" in Bergedorf. Joh. P. Stoppel in Hamburg. F. Solak-Mulder in 's Gravenhage. John E. Bering in Singapore. „Maria Magdalena" in Odessa. „Seerose" in Palermo. „Mascotte" in Kairo. „Cleopatra" in Alexandrien. „Elfriede" in Darmstadt. Henriette Helbling-Tschudi in Zürich. Anna Mirus in Christiania. Liddy Misar in Wien. Wilhelm Deininger in München. Mania v. P. in Tiflis. Wanda v. Rex in Athen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Galvanische Niederschläge

von den in „Ueber Land und Meer" und „Illustrirte Welt" erschienenen Illustrationen werden zum Preise von 10 ₰ per □Ctm. abgegeben.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der neue Reichstag.

Von **Joseph Kürschner,**
Herausgeber des Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuchs des Reichs und der Einzelstaaten.

512 Seiten kleinsten Formats in origineller Ausstattung, enthaltend
Porträts und Biographien der Mitglieder des neuen Reichstags, sowie die einschlägigen Paragraphen der Reichsverfassung, das Wahlgesetz, die Geschäftsordnung, statistische Zusammenstellungen u. a. m.

Preis broschirt 40 Pfennig.

In elegantem Leinenband mit goldenem Rücken- und Deckeldruck. Preis 1 Mark.

Ein überaus kleines Buch und eine sehr große Leistung. — so stellt sich dieses Erzeugnis der nie ruhenden Erfindungsgabe Kürschners dar, den man geradezu als ein Genie auf dem lexikographischen Gebiete bezeichnen kann. Sein bekanntes kleines Konversations-Lexikon ist ein Riese gegen dieses Opus; wer es kauft, hat den ganzen Reichstag in der Tasche, wenn er will, sogar in der Westentasche! Professor Kürschner hat es ermöglicht, in dem zwerghaften Büchelchen eine Menge Wahlstatistiken, Reichstagsstatistik, die Abschnitte der Verfassung über den Reichstag, dessen Geschäftsordnung, sowie die kurzgefaßten Biographien der sämtlichen Mitglieder des Reichstags zu geben, ja sogar die Bilder fast aller Reichsboten, die man so auf bequeme Weise von Angesicht zu Angesicht kennen lernt.

Hamburgischer Correspondent.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Droschke!

Originalzeichnung von René Reinicke.

Der Eisenwurm.

Roman

von

Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Es war die freundliche Art und Weise, welche in Gräfin Mietzi, obwohl sie die Belehrung nicht überhören konnte, kein Gefühl der Verletzung aufkommen ließ. Das Lob that ihr wohl und machte sie auch für den Tadel empfänglich.

„Ich dachte," stammelte sie ein wenig verlegen, „da der eingetretenen Hoftrauer wegen der Kammerball doch ausfällt, und der Karneval zu Ende geht —"

„Ach, ich verstehe! Das Kleid war einmal schon bestellt — und man will doch zeigen, was man hat," fiel die Baronin lachend ein. Sie unterbrach sich jedoch selbst, um den eben vorübereilenden Reinold heranzuwinken. Sie flüsterte ihm ein paar Worte zu und fuhr dann fort: „Ja, die Hoftrauer! Sie hat uns auch um den Besuch der Hoheiten gebracht, glücklicherweise waren dieselben so einsichtsvoll, uns wenigstens Baron Doberau zu lassen. Ich hätte gar nicht gewußt, woher einen andern Vortänzer nehmen. Er ist wie geboren dazu und versieht sein Amt zur allgemeinen Befriedigung. Also das war der Grund. Ja, ja, man müßte kein Frauenherz haben, um ihn nicht zu begreifen. Es wäre freilich schade gewesen, das Prachtkleid bis zum nächsten Jahre unbenützt liegen zu lassen."

„Wo die Mode so schnell wechselt."

„Ganz richtig. Das ist freilich mißlich. Ich habe mir da ein eigenes System festgestellt. Einfach und billig. So kann man immer mit der Mode gehen. Ich gebe mir alle Mühe, dafür Propaganda zu machen und freue mich, gelehrige Schülerinnen zu finden. Da hat die kleine Hartl ein ganz besonderes Talent dafür, die stelle ich immer zum Muster auf. Haben Sie gesehen, wie gut Olga heute wieder aussieht in ihrem Fähnchen? Wunderhübsch. Die jungen Herren finden das auch. Sie ist beständig umworben von ihnen und fliegt aus einem Arm in den andern."

„Das wäre gerade nicht nach meinem Geschmacke," ließ die Gräfin einfließen.

Das Wegwerfende in der Aeußerung brachte die Baronin ein wenig in Harnisch.

„Sie sind doch zu jung, meine Liebe, um fortwährend zu sitzen," gab sie ihr gerade heraus zu bedenken, „aber Ihre Schleppe schreckt ja alle Tänzer ab."

„Ich weiß sie auch nicht so anzulocken. Das ist eben auch ein besonderes Talent, welches Ihrem Schützlinge eigen ist."

„Bah, Temperament!" lautete die wohlwollende Entschuldigung. „Dem muß man schon etwas zu gute halten, das polnische Blut. Ihre Mutter war eine Barwinska und ihr Vater — Ah, wir sprechen gerade von Ihnen, Excellenz."

Die Unterbrechung war durch das Erscheinen des Erwähnten herbeigeführt. Seine große, sehr gerade gehaltene Gestalt, der Ausdruck seines gebräunten Gesichtes, der eisengraue, aufgedrehte Schnurrbart hätten den Offizier auch in dem bürgerlichen Anzuge erkennen lassen, den er seit seiner Stellung in Disponibilität, mit fast ängstlicher Vermeidung jeder Bandrosette oder sonstigen Andeutung seiner früheren Dienstleistung trug, mit Ausnahme kleiner goldener Knopfsporen, welche er sich als einzigen Hinweis auf seine militärische Laufbahn erlaubte. In der reich mit Orden geschmückten Generalsuniform, die er nur bei Gelegenheiten, wo er den verhaßten Frack anthun hätte müssen, und somit auch diesmal trug, war er noch immer das Urbild eines strammen Soldaten, der aber auch eine gewisse altmodische Galanterie, namentlich Frauen gegenüber, nicht verleugnete.

So kam er denn auch jetzt mit einer etwas steifen Verbeugung heran.

„J'en suis ravi," versicherte er. „Sehr schmeichelhaft, wenn zwei schöne Damen —"

„Geben Sie doch acht," fiel ihm die Baronin mit scherzhaft gespieltem Schreck ins Wort. „Ihr Kompliment ist das Verderben dieses Kunstwerks, das Sie wie ein echter, herzloser Kriegsmann zertreten."

Er sah einigermaßen bestürzt auf die von ihm ahnungslos mißhandelte Schleppe nieder, von der er rasch den Fuß hob.

„Ah, mille pardons! Ich bitte tausendmal —"

Zum Glücke kam ihm ein junger Lieutenant zu Hilfe, den Reinold aufgefangen und nach Weisung der Hausfrau hier herein dirigirt hatte, Gräfin

Miezi aus ihrer unfreiwilligen Ruhe zu reißen. Sie ließ sich mit sichtlichem Vergnügen zu der eben angestimmten Française auffordern und in den Tanzsaal entführen.

Die Baronin nickte befriedigt dem Paare nach und rückte dann ein wenig den Fauteuil, auf welchem die Gräfin gesessen, was als Einladung gelten konnte, sich vertraulich neben ihr niederzulassen.

„Wollten Sie sich eine Tasse Thee holen, Excellenz?“ fragte sie neckend. „Ich kann nicht glauben, daß Sie sich mir zu liebe eine solche Buße auferlegen wollen.“

„In der That, ich bin nicht für die chinesische Lebensessenz,“ gab er, sich setzend, zu, „und komme überhaupt nicht, etwas zu erbitten. Ich wollte nur noch einmal danken, Baronin, für die Liebenswürdigkeit, die Sie meiner Tochter erweisen. Erst gestern wieder —“

„Schon wieder, wollen Sie sagen, ich kenne das,“ nahm sie ihm das Wort vom Munde und wehrte seine Absicht mit dem Fächer ab, als hätte sie es mit einer zudringlichen Fliege zu thun. „Ich lasse mir mein Recht nicht schmälern, meine Adoptivnichte mit der zum Leben unumgänglich nötigen frischen Luft zu versehen. Und dann mein schnöder Egoismus. Ich brauche, wie gesagt, einen Magnet, um — für mich natürlich — Verehrer herbei zu ziehen, seitdem meine eigene Anziehungskraft, trotz Ihrer gefährlichen Komplimente, wie das zuvor, recht bedenklich abnimmt.“

„C'est justement pour ça.“

„Was? Sie rücksichtsloser Krieger, das geben Sie so ohne weiteres zu?“

„Niemals, niemals!“ beteuerte er. „Mais c'est mal entendu. Vous ne me croyez pas si bête. Et ce serait encore tout à fait le contraire du vrai, puisque vous savez bien, ma chère baronne, qu'à mes yeux vous êtes la plus charmante, la plus aimable des —“

„Keine Liebeserklärung, Excellenz. Ich warne Sie! In keiner Sprache der Welt nehme ich sie ungestraft hin. Wie, wenn ich nun schwach würde?“ fiel sie ihm ins Wort, mit einem Lachen voll Humor, das ihre noch prachtvollen, gesunden Zähne zeigte, seine wohlgesetzte Rede in Verwirrung brachte und ihm gewissermaßen auch den Gebrauch des fremden Idioms abschnitt, dessen er sich so gerne bediente, vielleicht nur aus einer erklärlichen Vorliebe für die Sprache, in der er sich, schon ein reifer Mann, das Herz seiner das Deutsche nur gebrochen sprechenden jungen Frau erworben, die er so bald wieder verlieren hatte müssen. Unter scherzenden Gegenreden, gab er nunmehr eine Erklärung seines so falsch aufgefaßten Ausrufs, welcher nur Beziehung auf jene von ihr erwähnten Verhältnisse hatte, derenthalben er eine Verständigung mit ihr gesucht.

„Sie soll eben kein Magnet sein,“ äußerte er sich kopfschüttelnd.

„Doch ein bißchen für sich selber,“ gab sie ihm zu bedenken. Aber der schelmische Blick aus ihren schönen, warmen Augen vermochte ihn nicht von seiner ernsten Anschauung abwendig zu machen.

„Gerade das kann ich, aufrichtig gestanden, nicht recht billigen,“ sagte er unumwunden. Er erkenne sehr wohl ihre große Güte und die großen Vorteile, welche seine Tochter dadurch genoß, daß sie sich derselben so mütterlich, wie eine wahre Tante es nicht liebevoller thun könnte, angenommen, aber er dürfe auch sein Bedenken nicht verhehlen. Olga sollte sich mit ganz anderen Dingen abgeben, als nur mit gesellschaftlichen Unterhaltungen, Toilette und dergleichen.

„Die verursachen doch keine Kosten. Die Kleine ist ja so sparsam und ein Wunder an Geschick; macht sie doch, so viel ich weiß, fast alle ihre Kleider selbst.“

„Ja, sie hat allerlei Anlagen und Fertigkeiten,“ gab er mit väterlichem Stolze zu. „Aber das ist doch kein Beruf,“ meinte er. „Elle n'a pas de chance, entre nous soit dit. Was bleibt ihr übrig, als Lehrerin zu werden oder Gouvernante, wenn ich sterbe?“

„Welche Sorge bei Ihrer Rüstigkeit! Weit früher werden Sie das Kind verlieren und als Großpapa ihre herzigen Enkelchen auf den Knieen reiten lassen.“

Die teilnehmende Freundlichkeit entlockte ihm ein Lächeln; aber fast mit einem Anklang von Wehmut, der an dem alten Soldaten ganz eigentümlich berührte, lehnte er den Trost ab.

„Verheiraten? Ja, wenn ich noch im Dienste stünde, und irgend ein ehrgeiziger Streber der Meinung wäre, es ließe sich auf die einflußreiche Unterstützung des Schwiegerpapas rechnen. Mais je suis un homme mort. Heiraten? Heutzutage, mit einer schlichten Aussteuer — denn weiter kann ich ihr nichts mitgeben — Ah!“ Und er erhob nun noch mehr seine Stimme und fuhr, die Bewegung, mit welcher sie ihre Hand auf seinen Arm legte, falsch auffassend, in rückhaltlosester, militärischer Barschheit fort. „Ich sage das absichtlich so laut, wiederhole es ihr und überall, damit niemand getäuscht wird. Die jungen Herren sollen wissen, woran sie sind.“

„Sie wollen doch nicht, daß Ihr Töchterchen ganz freudlos und gemieden durchs Leben gehe.“

„Besser, als daß so ein einfältiges Ding sich Hoffnungen macht, Feuer fängt und dann —“

Er würgte und schluckte und wurde zur rechten Zeit der Mühe enthoben, einen passenden Ausdruck für das Drastische „zum Teufel geht“, das ihm auf der Zunge lag, zu suchen, da eben der Hausherr herantrat.

„Bei meiner Frau finde ich Sie, Excellenz? Und die Tarockpartie wartet auf Sie,“ mahnte er eilfertig. „Ich habe mich verbindlich gemacht, den Fahnenflüchtling ausfindig zu machen und einzubringen. Im Felde kann man keinen Mann missen.“

Arm in Arm entfernten sich die beiden Herren. Die Baronin, welche dem Deserteur noch ein mildes Gericht, dem Feldherrn einen glänzenden Sieg gewünscht, erhob sich und berührte mit ihrem Fächer die Schulter eines Herrn in mittleren Jahren, der ihr zunächst saß, und, von den gedämpft herüberdringenden Klängen der Musik sanft eingewiegt in

seinem behaglichen Schlummer während ihres Gesprächs eine Art spanischer Wand abgegeben hatte, die sie von der übrigen am Theetisch ansässigen Gruppe älterer Damen trennte. Trotz seiner Wohlbeleibtheit sprang der Geweckte mit einer Raschheit auf die Füße, die nicht nur für die Schnellkraft seiner Sehnen, sondern auch für seine Gewohnheit in Gesellschaft mit Leichtigkeit zwischen den Zuständen des Träumens und Wachens zu wechseln, Zeugnis ablegte.

„So tief in Gedanken versunken, Herr von Müller?“

„Ich habe mir eben mit der Lösung der Frage einer Verständigung mit dem Mars den Kopf zerbrochen,“ versicherte er, die milde Andeutung ganz ernst nehmend. „Aussichtslos, vollkommen aussichtslos. Wenn nicht vielleicht eine kühne Kombination —“

„Vertagen Sie diese ernste Angelegenheit. Nicht einmal auf dem Balle gönnen Sie sich Ruhe. Ihre Unermüdlichkeit ist wahrhaft besorgniserregend, Sie werden sich Ihre Nerven zerrütten, man muß Sie mit Gewalt davor behüten. Wollen Sie mich ein wenig begleiten?“

Er war natürlich mit dem größten Vergnügen dazu bereit, der immer zur Schalkhaftigkeit aufgelegten, liebenswürdigen Hausfrau den Arm zu bieten.

„Sehen wir uns ein wenig die nächsten kreisenden Sterne an,“ scherzte sie. „Ich möchte Sie nämlich, aufrichtig gesagt, auch ein wenig hinausschleudern auf diese Himmelsbahnen. Engagiren Sie für die nächste Quadrille Gräfin Casalta — mir zu liebe.“

„Quadrille geht an, das kann ich zusagen. Aber verlangen Sie nicht mehr von mir, Baronin. Ich dürfte meinen Eid nicht brechen.“

„Wie schauerlich!“

„Es ist bei Gott kein Scherz. Sehen Sie, vor drei Jahren war's — in Wien, da ließ ich mich noch einmal verlocken. Es war ein Walzer; ich Unglücklicher hatte das physikalische Gesetz von der Aufspeicherung der Kräfte total vergessen. Ich walzte mit Passion. Aber denken Sie nur meine Ueberraschung, die Musik hört auf und ich walzte weiter, nicht absichtlich etwa, nein, gegen meinen Willen, getrieben, gezwungen von einer dämonischen Macht, in einem fort, unaufhaltbar. Mein Umfang, sehen Sie, darin lag's. Haben Sie jemals schon ein Schwungrad beobachtet. Es dreht sich und dreht, der Antrieb hört auf, aber es dreht sich fort, bis es endlich ausgelaufen. Dasselbe Gesetz wirkte auch bei mir. Ich walzte fort und konnte nicht anders. Anfangs staunte man, dann war man bestürzt, zuletzt, als es gar kein Ende nehmen wollte, da hielt man uns gewaltsam an, der Schwung war eben beinahe schon ausgelaufen, aber zu spät, meine Tänzerin fiel atemlos zu Boden. Man hat sie nur mühsam wieder zum Leben gebracht. Seither mußte sie jeden Winter nach Aegypten gehen, die Arme. Sie hat sich ja von mir losreißen wollen, aber die Schwerkraft, wissen Sie, hat sie unauflöslich mit dem gewichtigeren Körper zusammengehalten, so lang der Umschwung dauerte. Es war gräßlich. Nein, diese Verantwortung! Nimmermehr! Ich habe es feierlich geschworen, nimmermehr! Ich versichere Sie, Baronin, nicht um eine Welt.“

„Ich begreife Ihre Festigkeit. Wer so etwas erlebt. Aber mit mir könnten Sie es doch jedenfalls versuchen, mein lieber Schnurrenmüller,“ sagte sie, belustigt von ihrer stattlichen Höhe auf den für seinen Umfang etwas unverhältnismäßig kleinen Mann herabschauend, welchen sie unbefangen mit seinem Spitznamen ansprach, den er sich auch ganz harmlos gefallen ließ. „Ich glaube, ich würde der gefährlichen Schwungkraft den entsprechenden Widerstand entgegensetzen und sie aufheben. Aber fürchten Sie nichts, ich will Sie nicht auf die Probe stellen,“ schloß sie lachend. Sie standen unter der Thüre und nachdem sie einen befriedigten Blick auf die heitere, flimmernde kleine Welt geworfen, die eben in den letzten Verschlingungen der Quadrille gesprächig und leichtfüßig durcheinander wimmelte, wies sie auf das lebhafte, farbenreiche Bild und fragte ihn spöttisch: „Glauben Sie, daß da auch nur eine von den Damen befürchtet, ihr Tänzer könnte ihr durch das Naturgesetz der Schwungkraft fortgewirbelt werden? Erzählen Sie Ihre Geschichte ja nicht weiter, sonst gibt's eine Panique.“

Die Warnung war kaum ausgesprochen, als des Vortänzers Kommandostimme und die Musik verstummte, die Reihen sich lösten und der paarweise Rückzug in das den jüngeren Damen vorbehaltene Zimmer begann, so daß nur einige Gruppen von Herren zurückblieben. Zwischen ihnen durch glitt eine schlanke Gestalt, in ein Kleidchen von zartestem Rosa gehüllt, an der Seite eines Offiziers auf die Thür zu, an welcher Baronin Hallwitz noch immer mit ihrem kleinen Begleiter plauderte. Es war Olga, der sich Reinold als Führer zu der Tante angeboten und die nun eine höchst wichtige Anfrage betreffs der Anordnung der Tische zum Souper an dieselbe zu stellen hatte. Die Sache war rasch erledigt. Mit Wohlgefallen musterte die Baronin den einfachen noch wie beim Beginn frischen Anzug, die zierliche Erscheinung, die leicht geröteten Wangen, die fröhlich glänzenden Augen des Lieblings.

„Nun, wie unterhältst Du Dich, Maus?“ fragte sie, in der Freude und Jugend der andern sich selbst verjüngend.

„O, Tantchen, es ist wunderhübsch heute bei Dir,“ versicherte Olga mit einem raschen Handkuß.

„Schmeichelkatze.“

Ein kleiner zärtlicher Backenstreich gehörte mit zur Liebkosung, während Reinold in komischer Betrübnis die Hände rang und sich in Reimen beklagte:

„Ich bringe hier durch Wasser und Feuer
Das allerlieblichste Ungeheuer,
Und Sie benennen's Katz' und Maus,
Da ist's mit meinem Verdienste aus:
Die schlüpfen auch allein durchs Haus.“

Und daß dies der Thatsache vollkommen entsprach, bewies Olga; sie war während der hierauf folgenden scherzhaften Trostrede ganz leise hinweggehuscht.

Es sollte den Anschein haben, als wolle sie sich nur eine kleine Erfrischung am Theetische erbitten, aber eigentlich galt es einer flüchtigen Durchforschung dieser ein wenig stilleren Räume, und in der That befand sie sich, noch ehe sie sich's versah, dem andern Bruder gegenüber, der hier ein wenig einsam, abseits von ein paar im Gespräch vertieften Gruppen stand, den Tschako noch in der Hand, den Säbel umgeschnallt, ein Zeichen, daß er noch keine Anstalten getroffen, sich unter die Tänzer zu mischen.

Sie hatte plötzlich keine Eile mehr, ja sie blieb sogar stehen, obgleich er, ihr den Weg freigebend, mit einer tiefen Verbeugung stumm zurückgetreten war.

„Ah, Baron Doberau, sind Sie denn auch hier?" sprach sie ihn an, indem sie die Ueberraschte spielte. „Ich habe Sie ja noch gar nicht gesehen. Ah, richtig, ich erinnere mich. Ihr Bruder sagte, Sie hätten wahrscheinlich Dienst und würden deshalb wohl erst später kommen."

„Das war nur eine Vermutung von ihm," entgegnete er offen, „ich bin schon einige Zeit hier."

„Und haben so wenig Eile, Ihre Bekannten zu begrüßen? Das ist nicht hübsch," hielt sie ihm strafend vor. Das Mäulchen, das sie dazu machte, stand ihr reizend zu Gesicht und es gehörte eine große Kraft dazu, dem Wunsche, sie zu versöhnen, tapfer zu widerstehen. Fritz hatte sie sich beinahe zu vermessen zugetraut. Wie ein schmollender Liebesengel aus rosigen Wölkchen emporblickend, schwebte sie vor ihm, vielleicht brauchte er nur den Arm auszustrecken, um sie an den Fingerspitzen zu erhaschen, festzuhalten und ihr das Lächeln abzuzwingen, das sicherlich schon unter der lose vorgehaltenen Maske des Trotzes kicherte. Sein Arm aber bewegte sich nicht, sein Mund blieb stumm. „Man sieht Sie überhaupt so selten mehr," mußte Olga schließlich selbst wieder das Gespräch aufnehmen, wenn dasselbe nicht schon ein Ende haben sollte. „Tante Hallwitz hat sich auch beklagt."

„Ich hege eben die Befürchtung, daß ich die gütige Nachsicht diesen Winter nur allzu häufig mißbrauchte."

„Hat man Sie das etwa merken lassen?" fiel sie schnell und unbedacht ein.

„Dazu sind die Damen zu freundlich, zu liebenswürdig," wich er aus.

„O nein, solche Selbstbeherrschung hat niemand, daß diejenigen, welche unwillkommen sind, es nicht wenigstens fühlen würden. Der Sympathie und Antipathie, die man erweckt, ist man sich immer bewußt und ich glaube, Sie müssen es längst wissen, daß — daß man Sie hier im Hause sehr gerne sieht." Rasch setzte sie noch hinzu: „Ich weiß genau, wie Tantchen denkt. Aber Sie wissen es auch," fuhr sie dann ein wenig spöttisch fort, um sich ihre Befangenheit nicht merken zu lassen. „Es ist nur die Eitelkeit der Herren, denen es schmeichelt, wenn man sie vermißt, wenn sie sich rar machen. Sie wollen dadurch interessanter werden."

„Bei mir, mein Fräulein, ich kann Sie versichern, ist die Eitelkeit nicht im Spiele," entgegnete er mit einem Ernst, der fast an Barschheit grenzte und sie erschreckte.

„O, ich weiß, Sie sind zu ehrlich, zu charaktervoll dazu," flocht sie mit einer Hast ein, in der sich ihr warmes Gefühl verriet.

„Und ich gehe nicht darauf aus," fuhr er, Ton und Blick senkend, dumpf mit einiger Ueberwindung fort, „irgend ein Interesse zu erregen."

Ein leises Zucken durchlief sie. Sie richtete ihr Auge mit scheuer Frage auf ihn, die aber unbeantwortet blieb, da seine Lider sich nicht hoben.

„Ich hätte Sie nicht necken sollen," begann sie leise und weich. „Sie sind so anders als alle und ich habe ja auch nicht gedacht, was ich sagte. Verzeihen Sie mir, Baron Doberau. Ich habe vergessen, daß man mit Ihnen schlicht nach der Bibel sprechen muß. Ja, ja, nein, nein. Das andere ist vom Uebel. Aber das Uebel wird einem so zur angenehmen Gewohnheit, man läßt es so schwer. Jetzt sind Sie wohl zufrieden nach solch einem Bekenntnis?" Es lachte schon wieder der kokette Uebermut aus ihren Augen. „Also schließen wir Frieden, ja? Sie dürfen sich dafür, so spät es ist, noch auf meiner Tanzkarte einschreiben. Einen Platz habe ich noch unbesetzt, freilich nur — den Cotillon."

Die Schelmin sah mit einem unterdrückten, verschmitzten Lächeln erwartungsvoll zu ihm empor, während sie ihr geringschätzig betontes „nur" sprach. Wenn sie den Cotillon noch frei hatte, den begehrtesten Tanz für ihre Verehrer und Bewunderer, dann hatte sie denselben ihnen verleugnet und zwar zu keinem andern Zweck als um denselben ihm — eigens ihm aufzubehalten. Mußte nicht ein Blitz der Freude in seinen Augen aufflammen, mußte er sich nicht voll Entzücken und Erkenntlichkeit auf dies kostbare Kärtchen stürzen, das sie ihm darreichte?

Und nun dies Zögern, diese unbegreifliche Starrheit. Was sollte das bedeuten? Er griff nicht darnach.

Es begann in ihrer Hand zu zittern, dennoch hielt sie es noch immer hin — und er griff nicht darnach. Es war vielleicht der schwerste Sieg, den er in der Reihe von Kämpfen, die er bisher in sich durchgemacht, in diesem Augenblicke dem ungestümen Herzen abrang.

Endlich nach einem langen, bangen Momente löste sich das silbergefaßte Elfenbeinblatt aus ihren Fingern und fiel an ihrem Gürtel herunter, wo es das feine Silberkettchen festhielt. Eine hohe Röte trat in ihr Antlitz und breitete sich nach abwärts über den schlanken Hals, der sich leise nach rückwärts steifte, wie zurückgedrängt von dem emporschwellenden zarten Busen. Der Blick haftete befremdet, beschämt auf diesen unbeweglichen Zügen, von denen sich nichts ablesen ließ, als Ruhe und eiserner Wille, der auch aus dem Tone und aus den Worten klang, mit denen er anscheinend kalt der Pause ein Ende machte. Er dankte.

„Sie sind zu gütig, mein Fräulein. Ich tanze aber heute gar nicht."

„Ah, Ihr Fuß — das letzte Schlittschuhlaufen," brachte sie mühsam hervor. Er nahm jedoch auch diese ihm gebotene Entschuldigung nicht auf. Er

wollte nicht lügen, auch er empfand die Bedeutung dieser Minute. Mochte seine Gradheit verletzen, es war der kürzeste, der ehrlichste Weg.

„Nein," antwortete er, „ich habe mir vorgenommen, es ganz aufzugeben."

„Ganz? Warum ganz?"

„Ich bin ja überhaupt kein sonderlicher Tänzer."

„O, das ist es nicht," rief sie, sich selbst vergessend.

„Nun denn," sagte er mit einer ernsten Verbeugung, „dann sind es eben andere Gründe, deren Angabe ich Sie mir zu erlassen bitten muß, die mich zu diesem unerschütterlichen Entschluß bestimmen."

Der Glanz ihrer Augen, die Glut ihrer Wangen war erloschen, der ganze Ausdruck ihrer Miene verändert, bleich, als ob ein plötzliches Unwohlsein sie befallen, stand sie da und um ihren Mund zuckte es; ob es Spott oder Weinen war, ließ sich nicht entscheiden, nur ihre Stimme wies auf ersteren hin.

„Das ist ja sehr schmerzlich für uns arme Tänzerinnen," rief sie aus. „Aber da sei der Himmel vor, daß ich einen solchen Entschluß zu erschüttern suchen sollte, nachdem ich seine Unwiderruflichkeit kenne. Das wäre nicht bloß unklug, sondern eine Vermessenheit. Ich will doch nur schnell austrommeln lassen, daß ich einen Partner für den Cotillon verloren habe, vielleicht finde ich wenigstens einen Ersatzmann. Aber da habe ich Eile."

Ihr Lachen, mit dem sie sich umwandte, klang unnatürlich und entbehrte des gewöhnlichen hinreißenden Wohllauts. Es schien ihr völlig entfallen, daß sie noch eine Erfrischung gesucht, und ohne Aufenthalt nahm sie den Weg zurück, der durch den Tanzsaal führte. Dort stimmte das kleine Orchester eben die ersten Takte einer Polka Mazurka an. Reinold, der sich mit der Hausfrau einige Schritte von der Thüre entfernt hatte, fing die Hereintretende, über das glatte Parket wie über eine Eisbahn hinschleifend, auf und flog mit ihr nach einer leichten Verneigung dahin.

„Jetzt hab' ich das Mäuslein wieder gefangen
Und will zu meinem Recht nun gelangen,"

erklärte er fröhlich. „Wie vielmal rund um die Erde?"

„Bis mir die Sinne vergehen," beantwortete sie seine Frage, aus bitterer Seele, aber übermütigen Tons.

Er war ganz der Mann dazu, derlei buchstäblich zu nehmen und umkreiste oder durchkreuzte schier endlos mit ihr den eben nicht sehr großen Raum, schließlich war aber doch er es, der zuerst das Bedürfnis, auszusetzen, fühlte. Es wurden nur Touren getanzt, nicht ganze Tänze und so sah sich Olga sofort wieder aufgefordert und zauderte keinen Moment. Sie ging thatsächlich von einem Herrn unmittelbar zu dem andern über, als ob sie keine Ermüdung kenne, keinen Atem brauche, keinen Schwindel fürchte. Eine bacchantische Lust schien über sie gekommen, niemand erinnerte sich, sie jemals so tanzen gesehen zu haben, mit solcher Hingebung, mit solcher Leidenschaft, eine wirbelnde, lodernde Flamme.

Und die Glut sprang über, sie funkelte in einem Paar scharfen Luchsaugen, die unausgesetzt und wie gebannt all den Bogenlinien folgten, welche sie durch den Saal beschrieb. Nicht einen Blick wandte Graf Camillo von ihr und von Zeit zu Zeit zuckten seine Lippen, daß darunter die Zähne zum Vorschein kamen, wie die eines lüsternen Raubtiers, das sich bereit hält, auf sein Opfer zu stürzen, sobald es in Sprungweite kommt, um es dann unbarmherzig zu zerfleischen.

Er lauerte auf die Gelegenheit, mit Olga in unauffälliger Weise zusammenzutreffen. Obwohl er sie schon einigemale an diesem Abende angesprochen, war es ihm doch nicht gelungen, an die heimlich in der Loge vorbereitete Erklärung anzuknüpfen, mit allerlei Scherzen und geschickten Finten hatte sich die Unfaßbare ihm jedesmal entzogen, sobald er das offene, übersehbare Terrain verließ und mit verständnissuchenden Anspielungen auf einen unsichern Boden hinübergleiten wollte und er konnte sie nicht hindern, ihm zu entschlüpfen, denn er zählte schon seit Jahren nicht mehr zu den Tänzern. Er bedauerte es lebhaft, da ihm eine Annäherung als solcher leicht geworden wäre, indes ihn jetzt seine Eigenschaft als würdevoller Ehemann von der jungen in sich geschlossenen Welt so ziemlich für den ganzen Abend fern hielt und höchstens eine und die andere Ehrenquadrille erlaubte, bei der natürlich das junge Mädchen ohne hervorragenden Rang in der Gesellschaft nicht in Betracht kommen durfte, sollte dadurch nicht die leicht erregte Aufmerksamkeit auf beide gelenkt werden. Um aber anderen einen Blick in sein Spiel zu gestatten, war er zu gewandt und vorsichtig. Aus Erfahrung wußte er gar wohl, daß man zuweilen ganz gute Jagd macht, wenn falscher Lärm und Skandal von der Treiberlinie her jeden Ausweg abschneidet; ihm sagte jedoch aus manchem Grund eine stille Birsch besser zu. Scheues Wild aber muß man leise beschleichen, dazu bedarf's nur der Geduld und eines lautlosen Schritts, wenn die Fährte einmal ausgespürt ist. Und diese verlief sich endlich doch in ein günstigeres Revier.

Den Auftrag der Baronin auszuführen, die sie heute mit den Obliegenheiten eines Haustöchterchens betraut hatte, war Olga nach der Polka Mazurka aus dem Kreise ihrer Altersgenossinnen verschwunden, um nachzusehen, wie es um die Vorkehrungen zum Souper stand. Es sollte schon nach dem nächsten Tanze stattfinden. Da die Wohnung nicht so viel Raum bot, um all die Anwesenden in eigens dafür aufgesparten Gemächern unterzubringen, war nur in einem bis dahin geschlossen gehaltenen ein Buffet eingerichtet. Dort konnten sich die Herren nach Belieben stärken und sich als Ritter ihrer Damen, die von diesen gewünschten Leckerbissen erkämpfen, welche sie ihnen dann in das heute zum Tanzsaal verwandelte Eßzimmer und ins Comtessenzimmer zutragen mußten. Dorthin sollten sofort beim Beginn der Pause zur Erhöhung der Bequemlichkeit kleine Tischchen gebracht werden, die, in Hast gedeckt, zum Mittelpunkt für die Niederlassung je einer Gruppe von drei, vier Damen bestimmt waren.

Auf dem Korridor und jenseits desselben in ein paar Fremdenzimmern fand Olga auch in der That schon die Dienerschaft emsig damit beschäftigt, die Tischchen so zu reihen, daß sie ohne Verzug hinein getragen werden konnten. Sie sah rasch überall nach, traf hier eine Anordnung, verbesserte dort mit eigener Hand und glitt schließlich über den Gang zurück in das Boudoir der Baronin, das, als das Endzimmer in derselben Reihe mit den Gesellschaftsräumen, für die Aufstellung des Buffets gewählt worden war. Man hatte Zeit gehabt, dasselbe vollkommen auszurüsten und es stand in seiner ganzen verlockenden Pracht da; der Kammerdiener, welchem für den Abend die Pflichten eines Haushofmeisters zufielen, hatte hier nichts mehr zu bestellen, alles war bereit und er überwachte nur noch das draußen beschäftigte Personal, damit, wenn er auf seinen Posten zurückkehren mußte, im übrigen keine Stockung entstehe.

So sah sich Olga allein in dem Gemache, das man, mit Ausnahme des Rundells im kleinen Erkertürmchen, fast vollständig ausgeräumt hatte. Sie warf einen Blick über die aufgestapelten Schüsseln und Flaschenbatterien, der ihr vollkommene Beruhigung gab. Ohnehin war sie nicht in der Stimmung, ihr Amt allzu gewissenhaft zu nehmen. Was sie aus den gefüllten Räumen fortgetrieben, war weit mehr der Wunsch gewesen, einen Moment mit sich selbst, mit ihren Gedanken allein zu sein; der Trubel, diese Aeußerungen allgemeiner Heiterkeit, das Lachen und Sprechen hatte sie in jäher Wandlung ihrer Laune plötzlich angewidert. Die Menschen erschienen ihr alle so leer, so nichtssagend, so egoistisch, und die Luft war wie Feuer. Ein frischer Atemzug schon mußte Labung sein. Und hier fand sie's kühl und still, hier brauchte sie nicht zu lachen, wenn sie lieber — nein, weinen nicht — im Zorn hätte sie auflodern mögen; ohnmächtig zu sein, einer solchen Demütigung gegenüber, wie sie ihr angethan worden war, das dünkte sie zu hart. Angethan von wem? Von einem Manne, der von ihr nur Freundliches erfahren, mit dem sie nie gespielt, wie mit den einfältigen und eingebildeten Herrchen, die mitunter ein wenig mit ihrer eigenen Eitelkeit zu narren ihr Spaß bereitet hatte. Was dünkte er sich? Es hatte ja ganz den Anschein, als wäre ihm eine Befürchtung aufgestiegen, er habe sich zu weit vorgewagt, sie könne am Ende meinen, er gedenke sich um ihre Hand zu bewerben, und wollte ihm das entscheidende Wort erleichtern und er meinte da bei Zeiten eine Schranke ziehen zu müssen. Als ob es dessen bedürfte! War denn die Ablehnung des Tanzes anders auszulegen? Daß dieselbe eine tiefere Bedeutung in sich schloß und schließen sollte, zeigte ja deutlich der sonst unerklärliche Ernst, die verletzende Schroffheit, welche sogar die oberflächlichste und wenigstens der höflichen Form entsprechende Erklärung verweigerte. Er meinte also derselben zu bedürfen, er war so gewiß, daß sie ihm ihr Herz entgegentrage. Wie beschämend! Wie vernichtend! Und wenn es so gewesen wäre, und er vermochte es zurückzuweisen, dann war er erst recht der Mann nicht, für den es vielleicht zu schlagen geglaubt. Er selbst hatte keins! Eine leblose Puppe, ein Schneemann, der nicht einmal so viel Seele und Blut besaß, als die anderen alle. Würden sie gezaudert haben, mit beiden Händen zuzugreifen, wenn sie ihnen die Gnade erwies, sich auf ihrer Tanzkarte einzeichnen zu dürfen. Den Cotillon! Verschmähte ihn einer, war es dann wert, denselben für einen einzigen aufzubehalten? Nun mag ihn nehmen, wer da will — das Herz dazu. Was lag an einem? Hunderte konnte sie haben, wenn sie wollte, Tänzer und Verehrer. Mochte er feierlich, ein Götze seiner selbst, in der Ecke stehen mit seinem steifen Knie, wo hundert andere bereit waren, es unterwürfig vor ihr zu beugen. Alle, alle wollte sie zu ihren Füßen sehen. Das war Triumph, Genugthuung — eine Lust, des Lebens wert!

Das heiße Blut zu kühlen, öffnete sie ihren Fächer. Ihr Blick fiel auf die Blütenäste und Schmetterlinge, die darauf gemalt waren und unmutig klappte sie ihn wieder zu, daß von dem heftigen Druck eines der zarten, sich nicht sogleich fügenden Stäbchen dabei geknickt wurde. All zugewehte Luft hätte ja auch nicht genügt, die Glut brannte innerlich. Ein Stückchen Eis auf die Zunge. Oder besser noch — dort in dem Kühler standen der Flaschen genug. Sie streifte rasch den Handschuh ab, nahm ein Glas vom Buffet und füllte es, indem sie, ihren Finger vor der Nässe und dem Eise zu schützen, vorsichtig mit ihrem Spitzentuch den Hals einer Flasche ergriff und nicht ohne Mühe neigte.

Sie trank und — lachte, denn eine spöttelnde Stimme mahnte sie:

„So, so, beim Naschen also ertappe ich Sie?“

Graf Camillo stand an ihrer Seite, ehe sie sich in ihrer Ueberraschung noch umgedreht.

„Ich hatte so Durst,“ lautete ihre Entschuldigung. „Ich habe gelechzt, ihn zu stillen.“

„Nicht sehnsüchtiger als ich, wahrhaftig; ich stehe in Flammen,“ erklärte er ihr mit einem Blick, der seinen Worten eine leicht faßliche Beziehung gab.

Sie that jedoch als ob sie dieselbe nicht verstünde.

„Wollen Sie auch?“ fragte sie freundlich lächelnd und machte Anstalten, ein zweites Glas zu füllen.

„Sie erlauben, ich besorge das selbst. Wenn auch nur, um mit Ihnen anstoßen zu können. Es lebe das Naschen!“

„Ach nein, ein Glas ist genug,“ wehrte sie ab und trat einen Schritt zurück, wonach denn auch er darauf verzichtete, ihr das Geschäft des Einschenkens abzunehmen.

„Und ich verlange noch einen ganz andern Trunk, Sie wissen es ja,“ sagte er, ihr Auge suchend. „Ihre Lippen müßten ihn mir kredenzen.“

„O, das ist eine ganz veraltete unappetitliche Sitte. Wenn Ihnen übrigens daran gelegen ist, so nehmen Sie das Glas, das ich eben benützte.“

„Ich würde es am liebsten zerschmettern, damit kein anderer mehr daraus trinkt,“ rief er, seine Stimme bezwingend, und dem Wort folgte auch unmittelbar die That, er stieß den Kelch auf die Platte, daß der schwache Fuß zerbrach.

„Das werde ich der Tante sagen und Sie müssen ihr den Schaden ersetzen," drohte sie mutwillig, aber der Scherz vermochte nicht zu verhüllen, daß eine eigentümliche Bewegung sich ihrer bemächtigte.

„Necken Sie mich nur, Olga. Es steht Ihnen so gut, und was ich dabei empfinde, ist ja am Ende gleichgiltig. Es ist doch ein Sonnenstrahl, wenn auch einer der durchs Brennglas fällt. Sie erinnern sich dessen, was ich Ihnen von der Sonne sagte. Auch von ihr verzehrt zu werden, ist noch ein Glück, und weit besser, als sie gar nicht zu sehen, oder nicht an sie heran zu können. Den ganzen Abend habe ich's empfunden."

„Aber wie stehen wir hier," unterbrach sie ihn, ohne auf seine Worte einzugehen. „Es ist ja komisch. Wenn jemand kommt, was soll er denken?"

„Daß wir zwei Dürstende sind," gab er, ihre Augen scharf fixirend, daß der Sinn nicht dunkel bleiben konnte, zur Antwort. Aber die Erinnerung daran, daß sie jeden Augenblick gestört werden konnten, mahnte ihn auch, diesen flüchtigen Moment auszunützen. Den pathetischen Ton aufgebend, senkte er seine Stimme zum vertraulichen Geflüster und ohne Bilder, ohne Umschreibungen sagte er ihr, wie er den ganzen Abend unter der Qual gelitten, ihr so nahe zu sein und doch durch die chinesische Mauer der gesellschaftlichen Schicklichkeitsgesetze von ihr getrennt, nicht im stande, ein unbelauschtes Wort zu ihr zu sprechen.

„Es ist kein Zufall, der mich hieher geführt," gestand er. „Ich bin Ihnen gefolgt; das Glück war mir günstig. Aber wie lange wird unser Alleinsein währen? In wenigen Minuten wird der Tanz zu Ende sein und mir bleibt keine Zeit mehr, Ihnen all das zu sagen, was ich fühle. Sie haben mir gestern das Wort abgeschnitten und ich fügte mich Ihrem Wunsche, aber ich muß, ich muß weiter sprechen, Ihnen alles darlegen — an Ihre Entscheidung appelliren. O, geben Sie mir Gelegenheit dazu, Olga! Ich muß es Ihnen sagen!"

„Vielleicht darf ich's nicht hören," sagte sie leise den Kopf schüttelnd und ihr Blick traf ihn von der Seite.

„Thut man denn immer bloß was man darf? Und dieses Glas Champagner? Hat es Sie gereut?"

„Nein. Es war köstlich!" frohlockte sie wie ein Kind, dem ein loser Streich gelungen.

„So muß man auch im Leben den Genuß nehmen, wo er zu erreichen ist," zog er die Lehre. „Nur die Mattherzigen schrecken allerlei Rücksichten. Thöricht ist, wer sich an das Verbot kehrt und — verdurstet."

„Ja, die Mattherzigen schrecken allerlei Rücksichten," wiederholte sie in bitterem Hohn, die heiß aufflackernde Glut flammte in ihren Augen. „Aber wer ist es nicht unter euch starken Herren der Schöpfung? Die größten Riesen sind just die Allerkleinsten — die Allerfeigsten."

„So lassen Sie mich beweisen, daß ich nicht zu denen gehöre!" beschwor er sie, die Erregung, die ihm nicht entgehen konnte, obwohl er sie nicht zu deuten wußte, kühn und gewandt zu seinem Vorteil wahrnehmend. „Sie sollen kein Urteil fällen, ehe Sie nicht geprüft haben. Jetzt dürfen Sie mir nicht mehr verwehren, meine Sache zu führen!"

Er drang in sie, seine Worte schmeichelten süß, sein Atem umhüllte sie wie ein betäubender Blumenduft, er bat, er sprach zu ihren Sinnen, und sie wehrte ihm nicht, gebot ihm nicht Schweigen, die Augen halb geschlossen, das Köpfchen auf die Brust gesenkt, hörte sie zu und ließ es geschehen, daß er ihre Hand drückte, und ihre Finger an seine Lippen zog.

„Können Sie denn nicht lieben?" fragte er zuletzt, als auf all sein Reden keine Antwort kam.

Jetzt sah sie traumhaft auf.

„Ich weiß es nicht," sagte sie leise, „fast glaube ich, nein."

„O, Sie glauben es nur, Olga. Sie wissen es nicht. Lassen Sie mich Ihr Herz befragen!"

„Hier, vor dem Buffet?" Sie lachte. Mit einemmale schien sie erwacht und ein übermütiger Blick flog über die hochgehäuften Platten hin. „Nun denn, es schlägt für — jene Lachsmayonnaise dort."

„Sie wollen mich in Verzweiflung bringen mit Ihrem grausamen Spott," rief er ungestüm. „Aber ein solches Spiel verdient Strafe. Diese bösen, bösen Lippen sollen es büßen." Und verwegen drückte er sie an sich, aber der Kuß berührte bloß ihre Wange. Sie hatte den Kopf zur Seite gewendet und wand sich jetzt geschmeidig los.

„Pfui, das war häßlich!" sagte sie, doch der Ton war nicht hart. Der Unwille ging nicht tief. „Ein solcher Ueberfall!"

„Er war dreist, ich gestehe es, aber ich gehöre nicht zu den Mattherzigen, zu den Feigen. Sie können mir dafür nicht zürnen. Es war ein Rausch, der mich fortriß." Feuer schlug aus seinen Augen und seine Worte flammten, aber seine Stimme dämpfte sich zu sanftem Flüstern. „Ich will ja vernünftig sein, mich unterwerfen, aber bleiben Sie — nur einen Augenblick noch!"

„Daß uns jemand überrascht!"

„Sie haben recht, hier ist nicht der Ort. Aber Ihre Verzeihung muß ich erbitten, nur so lange..."

„Nein, nein, ich muß zurück."

„Olga, wollen Sie mir eine Gelegenheit geben, Sie wiederzusehen, Sie zu versöhnen, zu befragen?" flehte er. „Wollen Sie?"

Einen Augenblick zögerte sie. Sie lauschte auf ein Geräusch, das von der Thür herzukommen schien.

„Vielleicht — ich will's bedenken." Hastig und leise fiel's von ihren Lippen, damit hatte sie aber auch ihre noch immer festgehaltene Hand losgemacht.

Er stürzte der Fliehenden nach.

„Wann? — Wo?"

Es blieb vergeblich. Sie war fort.

Nicht lange darnach thaten sich denn auch die Thüren auf, die Herren stürmten herein. Niemand war erstaunt, den Grafen hier schon eingesessen zu finden. In dem allgemeinen Anlauf hatte jeder genug zu thun, an sich selbst und seine Dame zu denken, von der er Dank für die getreuen Pagendienste ernten wollte. Die Diener schoben sich mit ihren großen Platten eilfertig durchs Gedränge, hier

und dort, wo die jungen Kavaliere ihnen nicht zuvorkamen, nachzuhelfen. Einer derselben brachte ganz besonders für Olga ein Tellerchen mit zierlich aufgehäufter Lachsmayonnaise. Ein kleines Zettelchen lag dabei, nichts als die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Fürs Herz," stand darauf. Sie las es, errötete leicht und rollte es lachend zusammen, ihr Vergnügen vor den Tischgenossinnen, die sich mit ihr zusammengefunden, nicht verhehlend, doch selbstverständlich galt das ja der reichlich messenden Fürsorge, die sie in stand setzte, ihre ganze kleine Gruppe mit dem Lieblingsgerichte zu beteilen. Es war ein Spaß. Zumal als Reinold sich den Durchgang zu dem Tischchen erkämpfte, hoch in den Händen über den Köpfen der anderen hinweg wie ein geschickter Kellner die glücklich eroberte Champagnerflasche und einen Kranz gefüllter Tellerchen, stolz auf seine Umsicht und Geschicklichkeit, und hier nun seine Dame schon verproviantirt fand. Durch wen? Das blieb ein ungelöstes Rätsel. Das Röllchen war verschwunden.

Mit Neckereien hatte man Reinold und die verspäteten Herren empfangen, zu Scherz und Spott gaben auch die vergeblichen Versuche, den Spender zu erraten, Anlaß.

„Dem unbekannten Wohlthäter!" brachte eine der mutwilligen Schönen ihr Glas und man stieß mit ihr an unter Hochrufen und Lachen. Was gilt in solcher Stunde nicht als Witz! Bedarf es denn eines Aufwands von Geist, Fröhlichkeit zu erwecken, die Blicke zu entzünden, das Lachen zu entfesseln unter Verliebten? Und waren es eben nicht gerade lauter Verliebte, ein kleines Interesse empfand doch mehr oder minder ein jedes der jungen Herzen. Feine glitzernde Fädchen spannten sich hinüber und herüber und auf allen huschte der elektrische Strom und trug Depesche auf Depesche, eine Fülle von Grüßen, von Anfragen und Antworten. An das unbedeutendste Wort knüpfen sich Wünsche und Hoffnungen, es erfüllt mit stillem Glück und überschäumender Freude.

Uebermütiger noch als alle anderen gab sich diesen Abend Olga. Nicht daß sie etwa die Grenzen des Schicksamen überschritten hätte, aber ein seltsam leidenschaftliches Feuer schien sie zu durchglühen. Sie war „kokett, um einen zur Verzweiflung zu bringen", wie sich Reinold sagte, der sich ihr in fast auffallender Weise widmete und allerdings im Taumel des Vergnügens nur zu geneigt war, das Verdienst an diesem Sprühen des Lebens seiner eigenen Unterhaltung zuzuschreiben, sich selbst zu allerlei unüberlegten Aeußerungen hinreißen ließ und Olga mehr als einmal zum Anstoßen aufmunterte. Ihr Glas fehlte nie, wo mehrere zusammenklangen, und bloß ein einzigesmal erhob sie es von ihrer Umgebung unbeobachtet, still und nur ein ganz klein wenig, bevor sie trank. Ein Blick war dem ihrigen begegnet tief aus dem Hintergrunde des Gemachs und auch dort hatte eine Hand das Glas erhoben zu verständnisvollem Gruß und stummer Huldigung.

Davon hatte Reinold nichts gesehen, doch schwerlich, selbst wenn er es bemerkt hätte, würde es als kühler Tropfen sein überwallendes Blut „geschreckt" haben. Daß Bekannte sich aus der Entfernung zutranken, daran war ja nichts Auffallendes, und seine Stimmung war nicht mehr eine solche, daß er der leisen inneren Warnung, die ihm wie aus dem Munde des Bruders klang, noch Gehör schenkte. Die Klugheit hätte ihm sonst verwehrt, als die Pause zu Ende war, abermals mit Olga den Walzer zu eröffnen, wußte er doch nur zu gut, wie viel Augen beschäftigt waren, die Anzahl der Tänze zu kontrolliren, die ein und dasselbe Paar im Laufe des Abends sich gestattete. Er kümmerte sich nicht mehr darum, was man sagen würde und holte sie, so oft er anderen den Rang abjagen konnte, wieder.

Und endlich kam auch die Quadrille — dieselbe, die er sich schon lange vorher von ihr erbeten. Nur schade, daß er als Vortänzer so wenig Gelegenheit hatte, sich im Gespräche an sie zu wenden. Um wie viel besser hatte es doch Freund Camillo, der ihm vis-à-vis stand und sich seiner Dame, ohne auf die anderen Paare achten zu müssen, soweit ihm beliebte und die Höflichkeit für solche Ehrentouren eben forderte, widmen durfte. Immerhin fand doch auch er stets wieder ein Moment zu einer kleinen Neckerei, zu einem geflüsterten Scherzworte, auf das Olga in der übermütigsten Laune einging.

„Sehen Sie nur, wie neidisch Gräfin Casalta auf uns herübersieht," machte er sie aufmerksam. „Sie langweilt sich und mißgönnt uns den Spaß. Geben Sie mir Ihren Fächer, Fräulein Olga, daß ich eine Schutzwand gegen sie aufrichte. Sie verwenden ihn ja doch nicht."

Lachend schlug er ihn auseinander. Da spießte sich das Stäbchen.

„Was sehe ich? Deshalb unbenützt? Aber der Bruch ist nicht tödlich; wenn Sie ihn mir anvertrauen, garantire ich Ihnen gänzliche Heilung. Notdürftig mit einer kleinen Schiene und einem raschen Verband reparire ich Ihnen den armen Fächer gleich nachher."

Ihr Mund, der erst noch gelächelt, verzog sich herb.

„Es ist der Mühe nicht wert," sagte sie wegwerfend und in eisiger Gleichgiltigkeit. „Behalten Sie ihn ganz und gar. Ich werde mir einen aus Tante Hallwitz' Vorrat borgen."

Dieser Fächer? Derselbe, auf den sie gestern noch so sorglich acht hatte, der Mühe nicht wert, verschenkt — fortgeschoben wie unbrauchbar gewordenes Kinderspielzeug? Und er hatte geglaubt. O, Frauenherzen! Wie weise war doch der Alte! Nun könnte man ja aber um so unbefangener ...

„Freund, thue mir einen Gefallen," störte eine Stimme an Reinolds Ohr diese Reflexionen. Automatisch war er in der Trenis bei dem jenseitigen Paare zurückgeblieben, jetzt chassirten beide Herren gegen seinen Platz zurück und Olga zwischen ihnen durch. Einen Augenblick nur blieben sie mit einander allein, doch der reichte vollkommen aus für das, was Graf Camillo dem Freunde zuzuflüstern hatte. „Mach im Finale eine Konfusion, vertausche unsere Damen!"

„Aber ..."



„Ist das Deine Freundschaft?“

Seltsam betroffen schwieg Reinold, als aber die erste Ronde vorüber war, da kommandirte er eine chaîne anglaise und ließ die Ronde wieder schließen, ehe die Damen zurückgewechselt hatten und nun folgte eine ganze Reihe von Touren, immer in derselben Zusammenstellung, Promenaden und Doppeletés, bis alles darüber zu lachen begann. Doch als in einer der Touren Graf Camillo wieder an Reinold vorüberstrich, heischte er leise: „Galopp! Ich muß einmal wieder herumrasen!“

Und „Galopp!“ ertönte des Vortänzers Kommando.

Der Graf umschlang Olga und wirbelte mit ihr dahin; es war als trüge sie ein Sturm davon. Sie hörten erst auf, als der letzte Ton verklang.

Stumm führte Reinold seine Tänzerin zu ihrem Sitze ins Theezimmer. Ihm war, als hätte er ein Herz verloren, ein Herz, nach dem er gehascht, wie nach einem flatternden Vogel.

Ein Herz aber hatte er auch gewonnen, der hübsche junge Offizier, das der ältlichen Stiftsdame, die er — unerhört! — in einem Rundtanze entführt. Was anders konnte der Zweck dieses sonderbaren Damentausches sonst gewesen sein? Er hatte ihn veranstaltet, er war der Urheber dieser Verwechslung und diese — es war kein Zweifel möglich — galt ihr!

Sechstes Kapitel.

Das Haus, welches Olga mit ihrem Vater bewohnte, lag außerhalb des ehemaligen Glacis in der Vorstadt, unweit des Kroisbaches. Es war noch in einer Zeit erbaut, wo hier draußen offenes Land mit Gärten wechselte und der damalige Besitzer hatte eine Freude an dem sorglich gepflegten Parke gehabt, der zu der knapp an den Feldweg gesetzten Villa gehörte. Aber allmälich war die Stadt hinausgerückt nach allen Seiten und hatte sich vergrößert in schier ungeahntem Maße. Und so kam auch der Moment, wo dieses dereinst abseits gelegene Grundstück mit in den Stadtplan hineingezogen ward. Noch eine Weile hatte es gewährt, ehe die auf dem Papier mit Zirkel, Lineal und Reißblei gezogene Linie auch auf der geduldigen Erdfläche ausgesteckt wurde, aber als der hartnäckige, an seinem Landsitze hängende alte Mann gestorben war, da zeigten sich die Erben den verlockenden Anerbietungen gegenüber weniger zurückhaltend. Ein Spekulant erwarb den gesamten Komplex, parzellirte ihn, wie das überall so ist, und bald waren neue Straßen entstanden. Nur das Landhaus selbst war verschont geblieben. Es ging denn doch nicht so überrasch mit der Entwicklung, daß man nicht noch eine Weile das ja noch ganz gut erhaltene und wenn auch bescheidene, doch sich immerhin noch hübsch verwertende Objekt stehen lassen sollte, bis es einmal irgend einer vielstöckigen Zinskaserne den Platz räumte.

Die Stille und Abgeschiedenheit dieser Wohnung, bei der verhältnismäßig doch nicht weiten Entfernung zur Stadt, hatte Feldmarschallieutenant Hartl, als er sich nach Graz in die Ruhe zurückzog, veranlaßt, sich hier einzumieten, wo er keine andere Nachbarschaft hatte, als die Familie eines kleinen Beamten, die sich in dem oberen Stockwerke zusammendrängte, wohl dieselbe Hausthüre benützen mußte, sonst aber in keiner Weise lästig fallen konnte; denn der Garten, welcher sich hinter der Villa zwischen Mauern hinzog, war ausschließlich der Partei im Hochparterre vorbehalten. Und gerade dieses Stückchen Park hatte den Ausschlag für die Wahl dieser Wohnung gegeben, denn obwohl in letzter Zeit die weitaus größere rückwärtige Hälfte zu einem Bauplatze abgetrennt worden war, blieb doch immer noch ein genügendes Stück, unter dessen schattigen alten Bäumen sich die warme Jahreszeit verbringen ließ, ohne daß man eine Sommerfrische allzusehr vermißte, die in der Regel unbequem oder aber kostspielig ist.

Nun zeigte sich zwar alsbald die Berechnung als nicht ganz zutreffend. Schon im Frühjahre hatte auf dem Bauplatz eine rege Thätigkeit begonnen und ehe zum Herbst das neuaufgeführte große Haus unter Dach stand, eine Menge Unannehmlichkeiten im Gefolge gehabt, von denen Staub und Lärm noch die geringsten waren. Doch hatte es sich am Ende ja so glücklich gefügt, daß Baronin Hallwitz Olga für den größten Teil des Sommers mit sich auf ihr Gut genommen und so war der Ausfall in der Rechnung eben nicht sehr empfindlich. Der alte Herr, welcher ein paar der heißesten Wochen im Bade verbrachte, fand ja in dem engen Raum ohnedem zu wenig Bewegung und mußte seine Spaziergänge im nahen Stadtpark machen, wo er auch sicher war, seine alten Kameraden bei derselben vorschriftsmäßigen Marschübung zu finden, und bis zum nächsten Frühjahre war wohl alles wieder in leidlicher Ordnung, das Haus da drüben fertig und bewohnt, und mochte dort dann hausen, wer da wollte, gegen die Fenster war man durch das Laub der Bäume gedeckt, von dem schmalen Hofraum hoffentlich durch eine Mauer getrennt, die der Bauherr sofort bei beginnender milder Witterung statt des vorläufigen Plankenzauns aufzurichten versprochen, so war denn am Ende auch keine Rede mehr vom Ausziehen, mit dem der General im Frühjahr und Sommer mehrmals gedroht hatte.

Im Winter saß man ja warm und wohlig in den nicht allzu hohen und auch nicht allzu weitläufigen altmodischen Stübchen, die für zwei Menschen geräumig genug waren. Ein wenig einsam blieb es wohl für Olga, zumal wenn der Papa abends — und dies geschah regelmäßig dreimal die Woche — ins Kasino zu seiner Tarockpartie ging und sie nicht irgendwo geladen oder von einer befreundeten Familie ins Theater mitgenommen war. Nun, dafür hatte sie ihr Klavier, ihre Handarbeit und wenn sie nur wollte und sich die väterlichen Ermahnungen endlich einmal zu Herzen nahm, Bücher genug zum Studium, alle die nötigen Lehrbehelfe, und wenn die durchgemacht waren, je nun, ganz abgesehen von den alten Reglements und Militärzeitschriften, das Allereingehendste und Interessanteste über Taktik, Strategie, Waffen- und Befestigungskunde, das Papa in seiner

langen Soldatenlaufbahn aufgesammelt und auch ein kleines Erbe von Mutterseiten her, ein Häuflein französischer Dichter, Lamartine und Fenelon, Bernardin de Saint-Pierre und Lafontaine und dann noch die ganze Reihenfolge der zartsinnigen Romane von Souvestre.

Und damit wäre, ohne Frage, für Beschäftigung hinreichend gesorgt, nur daß sie für ein Mädchen von neunzehn Jahren doch nicht den fesselnden Reiz hat — wenigstens nicht jederzeit — um ihre Gedanken so vollständig in Anspruch zu nehmen, daß sie nicht hin und wieder einen freien Flug ins Weite nehmen sollten. Die Musik erweckt Stimmungen und die Stimmungen zaubern allerlei Bilder herauf; die Gesellschaft der ehrwürdigen alten Perücken, so schätzbar sie sein mag, erinnert nur durch den Gegensatz an all die jungen Herren mit ihrer zwar ungekünstelten, oft flachen, aber lebhaften, lustigen Unterhaltung und mag man auch noch so eifrig an einer neuen Bluse nähen, die unzweifelhaft allerliebst kleiden wird, so kann doch auch dieser Eifer gestört werden, wenn der Sturm, der durch die Wipfel der mächtigen Ulmen und Platanen braust und pfeifend um das Haus fährt, einmal besonders heftig aufheult, an der Thür rüttelt und an die Scheiben drückt, daß es klingt als ob ein Fingerknöchel an dieselben klopfe.

Und wie es heute wieder that, als seien alle Unholde des Schöckls losgelassen.

Unwillkürlich schrak Olga zusammen und warf einen scheuen Blick hinaus in den Garten, der war finster und grausig. Aber dort in der Höhe, welcher Lichtschein in der schwarzen Nacht. War's eine Feuersbrunst? Doch nein, eine Reihe heller Fenster wie die eines festlich erleuchteten Hauses. Horch, war das nicht der Ton des Orchesters? Wurde getanzt da drüben? Ein Ballsaal voll fröhlicher Menschen. Scherzende Herren, sich neigende Damen, wirbelnde Paare, wie gestern, ein Bild voll Leben und Freude. Was that es, daß sie sich jetzt erklären konnte, das seien nur die Coaksöfen zum Austrocknen des Neubaues drüben, welche sie durch das kahle Gerüst der Bäume glühen sah — zum erstenmale heute, denn sonst waren ja mit einbrechender Dämmerung immer die Fensterläden geschlossen. Was störte sie diese nüchterne Thatsache, sollte sie nicht die hundert Lichter der Kronen in den Spiegeln vervielfacht sehen, nicht im Sausen des Windes die rauschenden Weisen erkennen, nach denen sie getanzt, von denen sie sich dahin tragen ließ, über alle Erdenprosa hinweg, über alles Leid, über allen Unmut, über den Lebensernst, die Wahrheit, die Klugheit, über alle Schranken und Bedenken hinaus?

Ja, über alle Bedenken! Wo waren sie gestern geblieben in dem Taumel, der sie erfaßt und dahingewirbelt, wie ein haltloses Blatt der spielende Wind? Eine Stimme hatte in ihr Ohr geflüstert, ein Arm sie gepreßt und alle Kraft des Widerstandes war dahin. Nur ein Gedanke hatte sich in ihr geregt: Warum soll nicht er mit mir tanzen, warum nicht er mich küssen? Warum nicht nehmen, was ein anderer verschmäht? Und die dreiste Berührung seiner Lippen hatte sie nicht erzürnt, im Gegenteil, er war ja hübsch, er war interessant und feurig, kein Schneemann, ohne Herz und Blut. That es der Tanz, der Wein, die Erregung, — ein fremdes Wesen war über sie gekommen, wie sie sich selbst noch nie gekannt, eine Empfindung, aufreizend und berauschend zugleich, Trotz und Weltverachtung mit einer süßen, träumerischen Willenlosigkeit gepaart und der Versucher durfte in ihr Ohr raunen und sie wehrte ihm nicht, er durfte sie an die Brust ziehen und mit ihr sich dahin schwingen, es hatte sie nur belustigt, als er sie gegen seine ehrwürdige Tänzerin eingetauscht, sie war wie in einen Traum gewiegt, da er mit ihr in unersättlichen Kreisen den Saal durchflog, indes er mit kaum bewegten Lippen zärtlich flüsternd in sie drang und um ein Wort der Zustimmung flehte. Und machtlos, lächelnd, spielend gab sie es hin und nicht das leiseste Bedenken hatte sich warnend geregt.

Heute aber war es da und quälte sie mit einer von Stunde zu Stunde wachsenden Unruhe und immer kehrten dieselben eindringlichen Fragen wieder. Liebt sie ihn denn, daß sie sich selbst so weit vergessen, sich das Versprechen einer heimlichen Zusammenkunft entreißen zu lassen? Und wenn sie ihn nicht liebte, weshalb hatte sie es gethan? Sie machte sich Vorwürfe und schämte sich vor sich selbst, aber die Reue allein reichte nicht aus, ihren Fehler wieder gut zu machen. Er würde kommen, er hatte ihre Zusage, er mußte sich wiedergeliebt glauben. Vielleicht war es das beste, ihm zu schreiben, aber dann blieb es immer noch unsicher, ob er ihrer Bitte, nicht zu kommen, auch Folge leisten würde, und hatte er dann nicht ein Recht, Aufklärung zu fordern, warum sie dies Spiel mit ihm getrieben? Wie weit klärender wirkt das gesprochene Wort. Es war ja am Ende nichts Arges, wenn sie ihn im Garten erwartete und ein Viertelstündchen mit ihm sprach. Was drohte ihr? Sie brauchte ja bloß dafür Sorge zu tragen, daß niemand von diesem kurzen Zusammensein erfuhr, er mußte doch beim ersten Wort begreifen und wenn er sah, daß sie ihm nur Freundschaft, nicht Liebe zu bieten vermöge, sich stolz zurückziehen. Aber gekränkt sollte er nicht sein, sie nicht mißachten. Wenn sie schon zu ihm sprechen mußte, dann hatte sie auch ein Ziel, ein edles Versöhnungswerk vor sich. Er sollte nicht als Feind von ihr scheiden, sondern als ein Bekehrter, ein Beglückter, nicht durch ihre — dennoch durch die Liebe.

Und so in Schwanken, in rastlosen Erwägungen, in überschwenglichen Mädchenträumen war der Tag vorübergeglitten. Sie hatte nicht geschrieben und im Wollen und Nichtwollen dennoch die nötigen Vorbereitungen getroffen, sich vor Lauschern zu sichern. Es bedurfte dazu nicht mühsamer Erfindung. Sie brauchte nur, sobald Papa fortgegangen war, der Köchin zu erlauben, ihre kranke Schwester zu besuchen, der Diener schlich sich, wie sie wußte, ohnehin jedesmal auf ein Stündchen oder zwei fort, sobald er ihr den Thee und das bißchen kalte Küche gebracht, deren sie bedurfte, wenn sie des Abends einmal allein zu Hause blieb. Dem Vater hatte sie

gesagt, sie wolle heute gründlich ausschlafen und darum früh zu Bette gehen, was er in Anbetracht der späten Heimkunft vom Balle, die erst morgens gegen vier Uhr stattgefunden, denn auch ganz begreiflich fand. Er hatte sich mit einem Kuß verabschiedet und ihr gleich gute Nacht gesagt.

Nun war Olga also allein, doch von dem Augenblicke an wuchs auch ihre Unruhe, sie mochte beginnen, was sie wollte. Sie ging hierhin, dorthin, griff dies auf und jenes, doch nichts vermochte ihre Gedanken von der zunächst bevorstehenden Begegnung abzulenken. Sie zählte die Minuten und lauschte auf jedes Geräusch. Da horch! War das jetzt nicht ein leises Pochen an der Thüre, die aus dem kleinen Speisezimmer nebenan hinab in den Garten führte? Sie sprang auf, ihr Herz hämmerte stürmisch. Nein, das Geräusch wiederholte sich und jetzt vernahm sie es deutlicher, so that kein Finger, wieder war's nur der Wind, der Einlaß forderte. Noch wäre es ja auch zu früh für die Verabredung. Wie lange noch sollte das Harren und Bangen dauern? Dies Warten war noch peinlicher, die Unruhe steigerte sich bis zur Unerträglichkeit.

Nähen jetzt? Es war unmöglich, die Stiche hatten kein Gleichmaß mehr, die Nadelspitze drang ins Fleisch. Olga nahm die Lampe, trug sie zum Klavier hinüber und versuchte, wie schon oft an diesem Nachmittage, eines ihrer Lieblingsstücke zu spielen. Das, das sollte die Mandolinata sein? Diese abgehackten Töne, diese nervösen Sprünge der zuckenden Finger? Vergeblich; in der Mitte brach sie ab und ließ den Kopf sinken. Es war doch nicht recht! Nein, nicht recht! Sie hätte abschreiben sollen. Thöricht, vermessen war sie gewesen; je näher der Moment rückte, desto mehr schwand ihr Vertrauen auf ihre Beredsamkeit und ihren Einfluß. Und wenn ihr Versuch fehlschlug? Statt der Sicherheit begann sie eine unbestimmte Angst zu erfüllen. Sie wollte alles zuriegeln, fest verschließen, sich verkriechen. Ja, das wollte sie, aber — sie that es nicht. Es erschien ihr feige, sie mußte stand halten und mit der Zuversicht regte sich auch ein Rest von Mutwillen, die prickelnde Lust am Abenteuer, die geheimnisvolle Macht, die den Wanderer an den Rand des Abgrundes zieht, ein wundersames Widerspiel von Furcht und Begehren. Und sie überwand die Scheu und nannte sich einen Hasenfuß. Die Tochter eines alten Soldaten und mutlos? Das sollte niemand sagen dürfen. Sie wollte tapfer sein und — zuckte doch zusammen, als jetzt die Uhr aushob und mit feiner Glockenstimme zwei Schläge ertönen ließ Das Herz setzte dafür seinen Schlag aus. Halb acht! Das war die Stunde.

Wie gelähmt stand sie einen Moment da, ein kalter Schauer überlief sie und das ganze Zimmer schien sich mit ihr zu drehen. Dann war auch das letzte Zaudern vorbei. Sie griff nach dem bereitgelegten Pelzkragen und hüllte den Kopf in den türkischen Shawl, den sie gewöhnlich statt einer Theaterkapuze trug. Dann öffnete sie die Glasthür und drückte mit zitternden, ungeschickten Fingern die Riegel an der Vorthüre zurück, deren leises Kreischen ihr durch Mark und Bein ging und sie heftig erbeben machte. Doch rasch faßte sie wieder Mut und trat hinaus. Ein Windstoß erhob das Ende des Tuches und schlug es ihr ums Gesicht, wie wenn eine strafende Hand sie schon für den ersten verwegenen Schritt züchtigen wolle, aber das war für sie kein Schreck, es weckte eher ihren Uebermut und Trotz. Mit den Elementen zu kämpfen fürchtete sie nicht, es war ja auch nur die offene Rasenstelle am Hause, wo sie denselben so schutzlos ausgesetzt blieb. Dort drüben links an der Mauer war sie unter dem Wind und die Gebüsche, wenn auch laublos, standen doch dicht genug, um ihn abzuhalten, wenn er sich etwa fangen sollte, und dahin konnte sie gelangen, ohne in den kleinen Lichtkreis zu geraten, der aus den Fenstern des Wohnzimmers fiel, wenn sie nur einen ganz kurzen Umweg über die festgefrorenen Blumenrabatten machte.

Das war im Nu geschehen und jetzt atmete sie frei auf. Was war denn weiter daran, daß sie um diese verhältnismäßig frühe Abendstunde einen Spaziergang im eigenen Garten machte? Wie oft hatte sie es gethan! Wenn heute dichte Finsternis sich um sie breitete, wenn das Wetter eben nicht einladend, sondern kalt und stürmisch war, so ging das sie allein an, für solche Liebhaberei war sie niemand Rechenschaft schuldig. Es gibt ja auch Menschen, die für den Aufruhr in der Natur schwärmen und sich inmitten desselben am wohlsten fühlen.

Doch bei all dem vermochte sie ein drückendes Unbehagen nicht hinweg zu argumentiren. Es war ja allerdings abenteuerlich und aufregend, aber doch eigentlich nicht schön, nicht sonderlich angenehm, nein, ganz und gar nicht. Und wenn sie gesehen zu werden auch nicht eigentlich befürchtete, so hielt sie sich doch gedeckt und schlich vorsichtig unter den Bäumen gegen die Planken hin. Langsam ging sie dieselben entlang. Nichts. Er war nicht hier und fast erleichtert ging sie wieder zurück. Wenn er nicht kam, wenn er verhindert worden war? Das bliebe doch am Ende das allerbeste. Morgen konnte sie schreiben und der ganze schwere Traum war vorüber.

Sie hatte jedoch kaum ein paar Schritte gemacht, als sie plötzlich ein leichtes Krachen vernahm. Atemlos und erbebend stand sie still. Ein gedämpfter Fluch schlug an ihr Ohr und ehe sie sich noch recht besinnen konnte, stand eine dunkle Gestalt neben ihr. Das helle Tuch um ihren Kopf hatte sie selbst in dem hier herrschenden Dunkel verraten.

„Olga?“ klang es leise fragend.

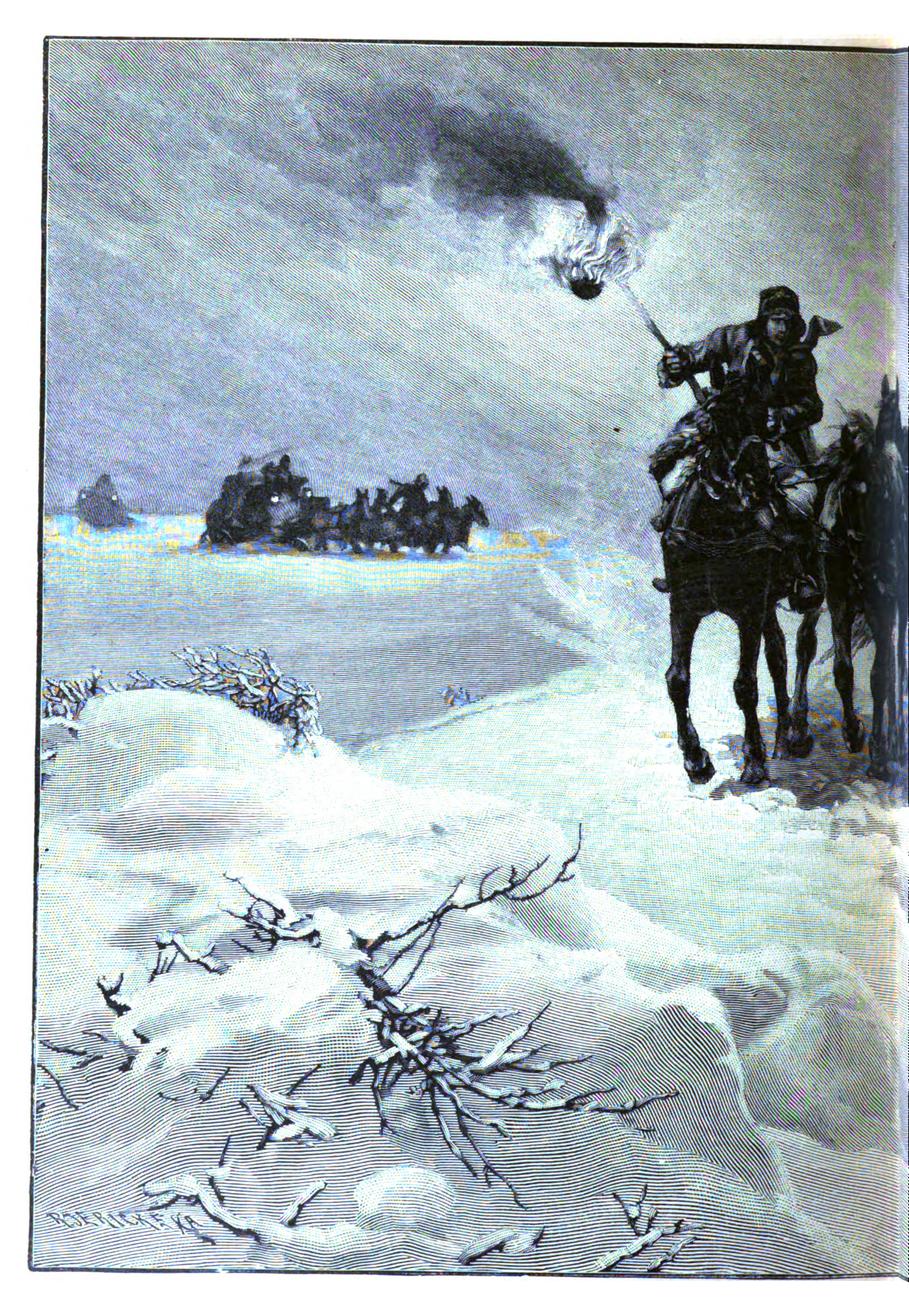
„Graf Casalta!“

Da war er. Seine Stimme ließ sich nicht verkennen. Obwohl sie ihn erwartet hatte, fuhr sie jetzt bei seinem Erscheinen doch schreckhaft zusammen, und kaum vernehmbar brachte sie seinen Namen aus der zusammengeschnürten Kehle.

„So begrüßen Sie mich?“ klagte er vorwurfsvoll, indem er seinen Arm um sie zu legen suchte. Mit einer Wendung jedoch zog sie sich zurück.

„Nicht doch, nicht doch! Es war schon unrecht,





Im S

Nach einem Gemälde v



Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

·chneesturm.
·on L. Wierusz-Kowalski.

daß ich es zuließ; ich wollte Ihnen auch schreiben, daß es unmöglich —“

„Aber Sie haben nicht geschrieben . . .“ fiel er ein, und wenn auch, ich wäre dennoch gekommen, auf jede Gefahr hin, denn solche kleine Schwankungen halten ja nicht vor. Und da sind Sie ja auch. Wie danke ich Ihnen, Olga! Aber geben Sie mir denn nicht einmal die Hand?“

Sie überließ ihm dieselbe zitternd, auch als er sie an seine Lippen zog und einen heißen Kuß darauf drückte.

„Nun aber hören Sie mich . . .“ begann sie, wurde jedoch sogleich von ihm unterbrochen.

„Wie gerne. Sie wollen aber doch nicht, daß wir hier bleiben? Hier, wo wir nur durch eine Planke von dem Hofraum drüben geschieden sind; wenn irgend ein Lauscher —“

„Hat Sie jemand bemerkt?“ fragte sie betroffen.

„Das nicht. Ich glaube, die Wächter schlafen irgendwo in einem warmen Winkel, aber wie leicht —“

„So gehen wir außer Hörweite. Ich habe Ihnen nur ein paar Worte zu sagen.“

„Ich Ihnen dafür tausende. Und Sie werden noch immer nicht alles auszudrücken vermögen. O, süße Olga!“

„Nicht so, Sie müssen mich hören.“

„Aber doch nicht hier!“ warf er von neuem ein, als sie schon auf halbem Wege nach dem Hause im Schutze des Buschwerks stehen blieb. „Nicht hier! Das könnte doch ungemütlich werden in diesem rasenden Wind und der Kälte.“

„O, das thut mir nichts.“

„Eine bewundernswerte Natur . . .“ beantwortet er ihre Behauptung nicht ohne Ironie. „Aber dann müssen wir um meinetwillen hinein.“

„Sie sind ja gut verwahrt. Und wenn auch . . .“ neckte sie ihn mit wiedererwachter Sicherheit. „Frieren Sie nur ein bißchen. Sie haben mich zu diesem frostigen Spaziergange bewogen.“

Einen Augenblick schwieg er. So hatte er sich weder den Empfang noch den weiteren Verlauf vorgestellt. War das Mädchenklugheit? Nun, dann gab es auch Jägerlist.

„Es ist nicht der Kälte wegen . . .“ brachte er vor. „Aber diese verdammte Planke mit ihren abscheulichen Nägeln —“

„Haben Sie sich verletzt?“ fragte sie hastig und teilnehmend.

„Ich weiß nicht — es schmerzt wenigstens.“

„O, dann rasch an den Brunnen!“

Der Brunnen stand wohl im Freien. Damit war ihm nicht gedient.

„Hier, wo man nicht einmal sieht, was geschehen?“ begegnete er ihrem Vorschlag. „Jetzt erst empfinde ich's recht. Und das Blut —“

„So kommen Sie, kommen Sie rasch,“ unterbrach sie ihn.

Das Mitleid überwog in dem weichen Frauenherzen und davor trat alles zurück. Sie hatte nicht einen Augenblick über dies kurze Zusammensein im Garten hinausgedacht. Ein Besuch im Hause selbst war ihr wie etwas ganz Undenkbares erschienen. Nun drängte sie dennoch und lief, ihm den Weg zeigend, hastig voran.

Sie stand schon mit einem Glase bereit, als er ins Wohnzimmer trat und sah besorgt nach seiner Hand. Der Handschuh war zerfetzt und sie half ihm, denselben herunterziehen. Aber als der Finger ins Wasser gesteckt und das Blut von der Wunde gewischt war, da erwies sich dieselbe nur als ein ganz leichter Riß durch einen Nagel oder Splitter, den er sich bei Beseitigung eines der Bretter geholt. Selbst Olga fand die Verletzung so geringfügig, daß sie sich des Spottes nicht enthalten konnte.

„Und das schmerzte so furchtbar?“

„Sie wünschen doch nicht, daß die Wunde tiefer ginge? Doch immerhin, mein Herzblut möchte ich vergießen für Sie, Olga, wenn Sie als barmherzige Schwester mich pflegen wollen. Wie lieb Sie sind!“

Sein Lächeln gab ihr rasch das Verständnis für seine eigentliche Absicht, die er unter dem schlauen Vorwand erreicht. Sie war ihm in die Schlinge gegangen und mit unverhohlenem Unwillen eilte sie an ihren Nähtisch, von dort ein Fleckchen Leinwand und Faden zu holen.

„Jetzt halten Sie ruhig,“ gebot sie ihm, „ich will Sie verbinden, damit wir wieder gehen können.“

„Ich, gehen? Jetzt?“ fiel er ein, während er seine Finger umwickeln ließ. „Nachdem wir einmal hereingekommen? Sie sind doch allein? Gestehen Sie es nur, Sie haben mich ja erwartet. In freundlicher Fürsorge ein Täßchen Thee sogar für den Durchfrorenen vorbereitet. Ach, allerliebst!“

Als er fragte, ob sie allein sei, da hatte sie beschämt keine Antwort, seine Voraussetzung aber, daß sie darauf gerechnet, ihn hier im Hause zu empfangen, trieb ihr das Blut ins Angesicht.

„Das ist nicht wahr,“ rief sie entrüstet, „daran hätte ich nie gedacht.“

„Warum leugnen Sie es? Der Tisch dort verrät Sie,“ widerlegte er sie mit leisem Lächeln und machte sich daran, sich des Pelzes zu entledigen.

„Was thun Sie? Sie dürfen nicht bleiben!“ stieß Olga betroffen und unmutig hervor. „Sehen Sie sich doch um und überzeugen Sie sich selbst, ob hier in diesem Zimmer ein Besuch erwartet wurde. Das ist mein Abendthee und wenn ich ihn zum Teile stehen ließ, so sind allerdings Sie daran schuld, aber nur, weil mir Reue und Aufregung den Appetit geraubt haben. Nun wissen Sie es und jetzt gehen wir wieder.“

„Verzeihen Sie mir den Scherz,“ sagte er. Ihre Empörung mehr noch als ein Blick durchs Zimmer hatten ihn von der Wahrheit ihrer Angabe überzeugt, so skeptisch er derselben auch gegenübergestanden. Er war schmiegsam genug, um mit Leichtigkeit den Ton zu ändern, und jenes feurige Pathos schwerbezähmter Leidenschaft zu Worte kommen zu lassen, das von so hinreißendem Eindruck für ein gläubiges Frauenherz ist. „Aber gehen?“ weigerte er sich. „Ehe ich Ihnen gesagt, daß ich Sie liebe — —“

„Still, das darf ich nicht hören,“ unterbrach sie ihn.

„O Olga! Warum wollen Sie dieselbe Rolle spielen, wie alle jene mechanischen Zierpuppen, die immer das gleiche Stückchen herunterleiern, wenn man nicht vergessen hat, sie aufzuziehen? Es ist Ihrer nicht würdig. Sie haben zu viel Verstand, um sich hinter eine prüde Redensart zu verstecken. Eben das ist es ja, was mich so sehr an Sie fesselt, vielleicht mehr noch als Ihre Schönheit, obwohl sie mich von Sinnen bringt und unablässig vor meinen Augen steht. Sie sind so schön als irgend ein Weib, aber Sie sind mehr, weit mehr als jedes andere, denn keines hat Ihren Geist, Ihre Grazie. Innerlich, ich bin davon überzeugt, haben Sie längst die Banden des Vorurteils abgestreift, zeigen Sie sich also, wenigstens dem einen, der Sie versteht, so wie Sie sind: Menschlich wahr im Denken, frei und klar!"

„Ja, das will ich," antwortete sie. Auch heute verfehlte dies weiche Organ, diese eindringliche Redeweise die Wirkung nicht bei ihr, doch nicht betäubend war dieselbe, wie inmitten all der Erregungen des gestrigen Festes. Es fehlte die Ballatmosphäre. Olga wurde nur sanft und wohlwollend, und ein freundschaftlicher Ernst klang aus ihrer Stimme, als sie den Grafen jetzt einlud, sich also in Gottes Namen, da er schon hier war, auf ein weilchen zu setzen, damit er sie geduldig und mit Aufmerksamkeit anhöre. Und als er ihr gefolgt, wiewohl es ihm nur darum zu thun war, so nahe als möglich an sie heranzukommen und sich gelegentlich ihrer Hand zu bemächtigen, begann sie den kleinen Sermon, welchen sie sich ausgedacht hatte, mit einer Feierlichkeit, die wohl der alten, gestern mit ihr verwechselten Stiftsdame weit angemessener gewesen wäre, als diesen frischen, lebenswarmen Lippen.

„Ich habe Ihnen geduldig zugehört und Sie ausreden lassen, Graf Casalta; fürs erste weil sich jede von uns gern etwas Angenehmes sagen läßt und dann, weil Sie recht hatten, als Sie mir sagten, ich solle nicht so zimperlich thun. Ja, es sah so aus. Ich hätte mich eben richtiger ausdrücken und nicht sagen sollen: ‚Ich darf das nicht anhören', sondern: ‚Sie dürfen nicht so sprechen.' Nein, lassen Sie jetzt auch mich ausreden. Sie dürfen es nicht, denn Sie sind verheiratet. Zucken Sie nicht die Achseln. Das ist und bleibt eine Thatsache, um so unveränderlicher, als Sie beide Katholiken sind, da ist man nicht nur so locker beisammen, wie bei den Protestanten, Sie haben eine Frau, der Sie Treue geschworen haben, bei der Sie nun einmal ausharren müssen und Ihre Frau liebt Sie, das weiß ich, sie vergöttert Sie."

„Und quält mich und andere."

„Vielleicht, wenn sie gereizt ist, wenn sie sich vernachlässigt fühlt, und meint, Ursache zur Eifersucht zu haben. Das beweist ja aber gerade ihre Liebe. Sie wäre unglücklich, verzweifelt, wenn sie sich verlassen sähe, wenn sie die Entdeckung machte, daß sie nicht mehr Ihr Herz besitzt. Ich weiß, Sie sagen, das ist einmal so und nicht zu ändern, aber Ihre Frau weiß es bis jetzt nicht und Sie können wieder einlenken. Sie hat doch allerlei gute Eigenschaften, ist ja auch ein nettes, kleines Frauchen. Versuchen Sie es nur und Sie beide werden einander bald wieder finden. Sie müssen nur wollen. Nehmen Sie den Rat treuer, ehrlicher Freundschaft an, lassen Sie sich ins Gewissen reden und kehren Sie zurück zu ihr."

„Das verlangen Sie von mir, Olga?"

„Ja, ich. Und wenn es wahr ist, daß Sie ein wärmeres Gefühl für mich empfinden, so folgen Sie meinem Wunsch, meine Bitte — ja?"

„Wenn es wahr ist! Ein wärmeres Gefühl!" fuhr er auf. „Aber es lodert in mir eine Flamme. Wissen Sie denn das nicht? Sie können nicht verlangen, daß ich dies Feuer ertöte in mir. Und es ist auch nur Scherz, Du verlangst es nicht. Du sprichst anders als Du fühlst. Gestehe, daß auch Du mich liebest."

Er neigte sich zärtlich zu ihr, es war ihm gelungen, ihre Hand zu ergreifen und sie entzog ihm dieselbe nicht, doch sie erwiderte auch den leidenschaftlichen Druck nicht, mit dem er sie festhielt.

„Das kann ich nicht," antwortete sie mit ernstem Kopfschütteln, „denn es würde eine Unwahrheit sein."

„Und das soll ich glauben? Du willigst ein, daß ich komme, Du empfängst mich hier heimlich —"

„Um Ihnen zu sagen, daß Sie Ihrer Pflicht eingedenk bleiben mögen. O, thun Sie es, folgen Sie mir, ich bitte Sie darum, Graf Casalta."

Er hatte sie früher innerlich lächelnd angehört. Alles was sie so verständig und gutmütig vorbrachte, hatte er ja doch nur für eines jener weiblichen Zickzacks genommen, das bloß die Entscheidung hinausschieben soll. Jetzt erst stieg ein leiser Zweifel in ihm auf, ob er sich nicht getäuscht; doch die Geringschätzung der zu allen Listen und Ausflüchten neigenden Frauennatur gab sich nicht so rasch besiegt.

„Um mir das zu sagen?" versuchte er Olga spöttisch zu widerlegen. „Darum hat noch kein Mädchen einem Mann ein Rendezvous gegeben und sich der Gefahr ausgesetzt, seinen Ruf zu verlieren. Warum willst Du dies Spiel fortführen? Sieh, es nützt Dir nichts. Und fürchte nicht, daß ich Dich darum weniger verehre, wenn Du zu offen Dein eigenes Wünschen bekennst. Komm und gib nach dem eigenen Drang der Gefühle. Du, meine holdselige Fee, gewähre mir das höchste Erdenglück! Verstelle Dich nicht länger, sag Ja und nimm von der Minute, was sie uns an Seligkeit schenkt. Sag, daß Du willst!"

Er wollte sie an sich ziehen, sie aber erhob sich schnell.

„Ich will nicht," entgegnete sie ihm mit Bestimmtheit.

„Auch nicht einen einzigen Kuß?"

„Nein. Sie haben es ja gehört, ich liebe Sie nicht."

„Du sollst es aber lernen."

Sie hielt ihn mit ausgestrecktem Arm zurück.

„Glauben Sie, daß man das mit Gewalt erzwingt? Nimmermehr."

Das war ein kalter, nachdrucksvoller Bescheid. Kokette Ziererei sprach nicht in solchem Ton. Das

Auge bestätigte mehr noch als die Haltung seine Echtheit und Graf Camillo empfand es jetzt deutlich, daß er geirrt und allzu rücksichtslos mit Ueberstürzung vorgegangen. Er stellte sofort sein stürmisches Drängen ein und wurde wieder der fügsame, schmachtende Liebeswerber.

„Ich will ja recht artig sein, nur rauben Sie mir nicht alle Hoffnung. Noch lieben Sie mich nicht mit aller Macht eines hingebenden Herzens, aber Sie werden es lernen. Sagen Sie mir nur, daß Sie sich nicht sträuben wollen, wenn es über Sie kommt. Oder sind Sie mir denn nicht ein bißchen gut?“

„Ich bin Ihnen gut,“ sagte sie offenherzig und weich. „Aber eben darum will ich Ihr Bestes. Ich will Sie behüten vor allem, was Sie einst bereuen würden. Bedachten Sie denn nicht, welcher Skandal mit einer Trennung und gar mit einem Religionswechsel verbunden wäre?“

„Ja, wer spricht denn von — —“

Er biß sich auf die Lippe. Es war ihm so in der namenlosen Ueberraschung herausgefahren. Jetzt erst hatte sich ihm enthüllt, wie sie seine Wünsche aufgefaßt, und diese Voraussetzung war mehr geeignet, ihn zur Besinnung zu bringen, als ihr ganzes, seinen glühenden Erwartungen so wenig entsprechendes Verhalten. Das Feuer war mit einemmale wunderbar gedämpft und gesenkten Hauptes nahm er es hin, als ihn Olga zum Abschied mahnte.

„Sie werden bei ruhiger Ueberlegung sicherlich finden, wie gut ich es mit Ihnen meine in aufrichtiger, herzlicher Freundschaft. Aber jetzt, Graf Casalta, werde ich es als ein Zeichen Ihrer Neigung und Ritterlichkeit betrachten, wenn Sie meine übereilte Erlaubnis nicht länger mißbrauchen. Sie nehmen mir es nicht übel, aber ich muß Sie erinnern.“

„Ich soll gehen?“

„Ich werde es Ihnen im Herzen danken.“

„Und außer Dank wird sich kein anderes Gefühl darin regen?“ versuchte er eindringlich und schmeichelnd sachte wieder vorzudringen, indem er von neuem ihre Hand ergriff und ihr tief ins Auge sah. „Wenn ich heute gehe, Olga, so ist es nur, um Ihnen zu zeigen, welch unbeschränkte Herrschaft Sie über mich üben. Ich vermag es nicht, so schwer es mir wird, Ihnen den Gehorsam zu versagen. Ermessen Sie daraus meine Ergebenheit. Aber nun Sie sehen, wie unterwürfig ich bin, müssen Sie mir auch versprechen, daß ich wiederkommen darf oder Sie an einem anderen Orte treffe, wo nichts uns stört —“

Sie hatte schon früher aufgehorcht und was er sprach, streifte nur unverstanden ihr Ohr. Jetzt riß sie die Hand los und wandte den Kopf.

„Still, hören Sie nichts?“ kam es bebend von ihren Lippen.

„Was haben Sie, Olga? Sie müssen mir versprechen —“

Ihre Hand griff hastig nach seinem Arm und brachte ihn zum Schweigen. Es war, als wäre ein Blitz auf Olga herabgefahren. Nachdem der erste befremdende Moment vorübergegangen, hatte sie nach und nach alle Scheu verloren und schließlich ganz vergessen, daß sie hier mit dem Grafen eine heimliche Zusammenkunft hatte. Wenigstens war das Gefühl der Unruhe in dem ernsten Verlauf des Gespräches mehr in den Hintergrund getreten, daß sich beinahe die Empfindung bei ihr einstellte, als sei es ein ganz korrekter, nur ein wenig ungewöhnlicher Besuch, den sie empfangen. Jetzt, bei dem Geräusche gehender Thüren, erwachte sie wie aus einem Traum. Sie war urplötzlich in dem vollen Bewußtsein ihrer Lage, und lähmender Schreck überfiel sie.

„Fort, fort,“ rief sie bestürzt und drängte ihn weg. „Es ist jemand gekommen, es will jemand herein.“

In peinlicher Ueberraschung war er aufgefahren. Jetzt hörte auch er Schritte, Stimmen; die Klingel schrillte durchs Haus. In höchster Hast suchte er nach Hut und Pelz und raffte was ihm in die Hand fiel, auf.

Da erlosch das Licht.

„Um Gotteswillen — Papa!“ ächzte Olga und war in besinnungslosem Entsetzen zur Lampe gestürzt, um sie herabzudrehen.

Der Graf stieß noch in der von der Finsternis gedeckten Flucht an einen Stuhl, dann aber war er fort. Olga hörte, wie die Klinke der Glasthür ins Schloß fiel. Es war die höchste Zeit.

An der Thüre, die nach dem Gange hinausführte, tastete eine Hand hin und suchte den Drücker.

„Ist denn keine Seele im Hause?“ wurde des Generals Stimme laut. „Diese Leute! Es ist ja stockfinster hier. Gebt acht, bis ich Licht habe!“ Die Thür ging auf und der Oberst tappte herein. „Olga, où es-tu? Je voyais tout à fait ta lumière. Viens donc nous éclairer! Dépêche-toi, ma petite! Ah, voilà!“

Olga war keines Wortes mächtig. Der Vater — jetzt — und offenbar nicht allein! Er mußte sie schon in ihrem Schlafgemache glauben, das ans Wohnzimmer stieß. Vielleicht war es am besten, sie schlich sich dahin, aber ihre Füße versagten, sie vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. Da blitzte Licht auf. Der Schein des Zündhölzchens, das der auf der Schwelle stehende Begleiter Papas angerieben, fiel auf sie.

„Eh bien! Qu'est-ce que c'est que ça?“ Es war ein Ausruf des Erstaunens. Der Eingetretene hatte seine Tochter erblickt.

Sie war nun gezwungen, zu bleiben und rang gewaltsam nach Fassung.

„Ich komme schon, Papa,“ stammelte sie mühsam. „Ich will gleich Licht machen. Die Lampe — ich habe sie soeben ausgelöscht —“ und mit zitternden Fingern suchte sie nach dem Feuerzeug. Der mit dem Vater gekommene Herr eilte ihr mit einem zweiten Zündhölzchen zu Hilfe.

„Aber warum ausgelöscht?“ forschte der General. „Ich habe doch eben noch den Schimmer durchs Schlüsselloch und die untere Thürspalte gesehen?“

„Ich — ich war so ungeschickt — und das Geräusch auf dem Gange erschreckte mich — ich konnte ja nicht denken, daß Du —“

„Wo bist Du gewesen?“ unterbrach sie der





Zum G.

Nach dem Gemälde



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

neval.

von Jos. Weiser.

Vater, der sie mit wachsendem Staunen betrachtet hatte, wie sie, sich seltsam geberdend in ihrem Kragen und das Tuch noch um den Kopf gelegt, dastand.

„Ich ging noch ein wenig im Garten,“ gestand sie ein. Ihr Vater war damit sehr unzufrieden und zankte sie. Bei diesem Wetter noch hinauszugehen — und auch wenn ihr die gestrige Nacht noch in den Schläfen spukte. Das war die rechte Art, sich eine Erkältung zu holen, eine Lungenentzündung am Ende, zu Bette hätte sie gehen sollen, sie sah wirklich schlecht aus. Doch am Ende sei's nun gut, daß sie noch auf war, er bringe Gäste. Ein heftiger Schlag donnerte durchs Haus und brachte ihn zum Stocken. Olga war dabei zusammengefahren, als hätte der Schlag sie selbst niedergeschmettert.

„Das war die äußere Gartenthür,“ gab er dann sich selber Aufschluß über das Getöse. „Der Wind hat sie zugeschlagen. Wer hat sie offen —“

„Ich — ich!“ fiel ihm Olga schnell ins Wort.

Er brummte über die Unvorsichtigkeit — wie konnte man so etwas vergessen, wenn sich nun Diebe in der Nacht einschlichen.

Schon im Gehen, um die Thür eigenhändig zu schließen, schalt er noch:

„Wo nur die Leute bleiben? Sie sollen nach dem Gepäck sehen.“

„Das will ich selber thun,“ erklärte der fremde Herr.

Die Lampe war angezündet, Olga allein. Sie that einen tiefen, schweren Atemzug und preßte die Hände ans Herz. Doch schreckte sie schon im selben Momente wieder auf. Ihr Blick hatte den zerrissenen, blutigen Handschuh gestreift, der neben dem Theeservice auf dem Tische lag. In jäher Bewegung nahm sie ihn an sich und verbarg ihn in ihrem Kleide. Alles zitterte an ihr, aber doch hatte sie sich soweit in der Gewalt, den Ausdruck der Verwirrung aus ihren Zügen zu bannen, während sie das Tuch und den Kragen ablegte. Sie war nur außerordentlich bleich, wie sie jetzt so in ihrem einfachen, aber doch ihre schöne Gestalt voll zur Geltung bringenden grauen Kleide vor dem Spiegel stand und sich bemühte, ihrer Miene die gleichmütige Heiterkeit abzugewinnen, welche man an ihr zu finden gewohnt war.

Ihr Vater kehrte zurück.

„Ja, was sagst Du zu der Ueberraschung? Wir kommen da zu dreien angerückt,“ begann er und gegen die Thür gewendet rief er: „So kommt doch herein. Ich wette, Olga hat Dich gar nicht erkannt. Nun rate einmal, ma petite, wen ich da bringe! Ich sag' es ja, das junge Volk hat kein Gedächtnis. Erinnerst Du Dich denn nicht an unsern alten Freund? Nun, Oberst Marinkowitsch. Weißt Du nicht mehr? Na freilich ist er's. Rasch, gib die Hand!“

„Sapperment, wie sind Sie aber schön geworden in den Jahren, kleine Olga — oder eigentlich muß ich sagen, mein Fräulein.“

„Natürlich, verdreh Du ihr auch noch den Kopf.“ Und während der alte Herr freudig sich mit Olga begrüßte und diese auch den zweiten Begleiter und guten Freund ihres Papas, der kein ganz seltener Gast im Hause war, willkommen hieß, gab der General in kurzem eine Erklärung, wie eigentlich sich alles unvorgesehen ereignet hatte. Auf dem Wege ins Kasino war ihm der Diener vom Telegraphenamte begegnet. Dieser langsame Depeschenverkehr, um fünf Uhr aufgegeben und so spät erst ausgefolgt, daß man kaum Zeit hatte, noch zurecht auf die Bahn zu kommen! Marinkowitsch, den alten Kameraden, wieder einmal sehen, da würde man ja selber wieder jung. Und ihn etwa im Gasthause absteigen lassen, warum nicht gar. Ein Zimmer für einen so lieben Gast hatte man immer bereit. Eh bien, ma petite arrangera tout cela. „Was da, deprezieren? Ich habe ihn zusammengepackt und nicht mehr losgelassen und Kallenbach, den ich noch zu rechter Zeit aufgestöbert, hat ihn unter den Arm genommen und so sind wir da, wir drei alten Waffenbrüder, und nun wollen wir einmal wieder fröhlich miteinander einen Abend verbringen. Laß den Wagen abfertigen, Kind, etwas zu essen wird's doch geben und dann brau' uns einen Punsch oder wenn Du schlafen gehst, wird das schon —“

Er hielt mitten im Satze inne.

Sein Blick war auf einen dunklen Gegenstand gefallen, den General Kallenbach, der sich während der Erzählung aus seinem Ueberrocke geschält, auf den Tisch legte. Es war ein grüner mit einem Federstutz gezierter Jägerhut. Olga wankte, sie mußte sich an der Sessellehne halten.

„Wie kommt das her?“ fragte ihr Vater betroffen.

„Er ist da unten gelegen,“ sagte sein alter Kriegskamerad scherzend. „Du hebst Deine Hüte gut auf.“

„Mein — hier?“ Die hohe Gestalt wandte sich wie auf Kommando nach rechts und ein paar fürchterliche Augen richteten sich auf Olga, die unter diesem Blick zusammenschauderte. „Wer war hier bei Dir?“

Jedes Wort der Frage traf wie ein Dolchstich. Leichenhaft bleich stand Olga da, es vergingen mehrere Sekunden, aber aus ihrem Munde kam kein Wort.

„Wer war hier bei Dir?“ ertönte die entsetzliche Frage zum zweitenmale. Jetzt versuchte sie zu sprechen und erhob die gefalteten Hände.

„O, Papa! Ich beschwöre Dich, glaube mir!“

„Leugnest Du vielleicht hier diesem Beweis gegenüber?“

Mit mächtigem Griff riß er den Hut vom Tisch und hielt ihr ihn vor. Sein Blick, seine Züge waren grauenerregend. Die Ader an der Stirn war zu einem dicken Wulst angeschwollen und seine Stimme hatte einen Klang, wie einstens in der Schlacht vor seinen Soldaten. „Ich will wissen, wer bei Dir gewesen ist.“

„Das — kann ich Dir nicht sagen,“ hauchte sie mit ersterbendem Laut.

„So, das kannst Du nicht? Nun, das wird ja herauszubringen sein.“ Er sah den Hut an und wendete ihn um und um mit zuckenden Fäusten, als

müsse er diesen zum Sprechen zwingen. Plötzlich riß er ihn näher an die Lampe, hielt still und starrte in das Innere, dessen Futter er mit einem Druck besser herauskehrte. „Ah! Du willst ihn also nicht nennen."

„Nie! nie!"

„Du willst nicht?"

Eine stumme Verneinung war die einzige Antwort.

„So will ich Dir den Namen dieses Buben sagen." Er hielt einen Moment aus, dann schleuderte er ihr ihn zu. „Reinold Doberau!"

Bebend, vom Fieber geschüttelt war Olga beinahe in die Kniee gesunken; jetzt richtete sie sich auf.

„Es ist nicht wahr!" widersprach sie.

„Nicht wahr? So sieh her und leugne." Er streckte ihr den Hut hin. „Ein R., ein D. und die Freiherrnkrone. Das ist klar genug."

„O, Vater, glaube mir," flehte sie von neuem die Hände ringend, er aber wies sie fort und ließ sie nicht sprechen.

„Hinweg, aus meinen Augen! Hinweg, sag' ich!"

Und geknickt unter der Wucht seines gerechten Zornes, folgte sie seinem ausgestreckten Arm und schleppte sich stumm und verzweifelt in ihr Schlafzimmer.

„Aber, Alter!" suchte Oberst Marinkowitsch dem Freunde zuzureden. Er faßte ihn am Arm und erinnerte ihn so erst an die Zeugen, welche dieser erschütternden Scene in betroffenem Schweigen beigewohnt und die er selbst so ganz und gar vergessen hatte, wie sein geliebtes Französisch. Jetzt, da er ihrer gewahr wurde, ächzte er auf wie ein Tiefverwundeter.

„Geht fort! Geht, geht alle!" rief er dann in heftiger Bewegung. „Ich habe euch in ein Haus geführt, wo ihr in Ehren eintreten konntet und — und es ist ein Haus der —"

Er sprach nicht aus, das furchtbare Wort brachte er nicht über seine Lippen. Die Schande war über ihn gekommen ohne sein Zuthun, sie zerriß sein Herz; sein ganzes Leben schien ihm vernichtet. Er sank schluchzend auf den Stuhl am Tisch und sein Kopf fiel nieder auf die Arme. Seit dem Tode seiner Gattin hatte ihn eine solche Schwäche nicht mehr angewandelt, jetzt weinte er — über sein Kind.

Siebentes Kapitel.

Es war ein kasernenhaft einfach eingerichtetes Zimmer, dessen einziger Schmuck mannigfache, an den kahlen Wänden aufgehängte Skizzen und einige Oelgemälde bildeten, in welchem Reinold vor einer schlichten Staffelei stand, die eine bemalte Leinwand trug. Die Arbeit war noch nicht vollendet, aber die Figuren traten schon ganz deutlich hervor und gewannen in dem kräftigen Vormittagslicht überraschendes Leben.

Eine Kinderstube war es, die man vor sich sah. In einem Gitterbettchen lag, halb ausgekleidet, ein schlummerndes kleines Mädchen; auf einem Stuhle daneben wachte ein winziges Bürschlein über die kranke Schwester, ein aufgeschlagenes Bilderbuch im Schoß. Sichtlich war er eben noch ganz vertieft darin, denn die hellblonden Locken hingen zum Teil über das hübsche, apfelrunde Gesichtchen, das der Kleine eben erhoben und der Thür zugewendet hatte, als diese sich öffnete. In dem Rahmen derselben stand eine hochgewachsene, junge Frau. Die Aehnlichkeit der anmutigen Züge ließ sofort erraten, daß es die Mutter dieser beiden Kinder war, die nach ihnen zu sehen kam, an der Thür aber schon von dem wachsamen Brüderchen sorglich gewarnt und zurückgehalten war. Der an die halbgeöffneten Lippen gehaltene Finger, die ausdrucksvollen blauen Augen waren sprechend. „Bst! Sie schläft!" Man glaubte es wahrhaftig zu hören. Es war eine reizende Scene voll Ausdruck und wohlthuend gemütlicher Wirkung.

Ein Strahl der hochstehenden Sonne fiel durch das vorhanglose Fenster über den fast kahlen Schreibtisch und dessen mit peinlicher Ordnungsliebe in stand gehaltene dürftige Geräte hinweg und streifte den Rand des Bildes, das Reinold, um es besser betrachten zu können, ein wenig zur Seite schob, als sich ein Säbelklirren im Vorzimmer vernehmen ließ und gleich darauf Fritz hereintrat. Es blieb bei einem kurzen Morgengruß, den sich die Brüder boten, ohne daß sie sich die Hand gereicht hätten, denn der eben nach Hause Gekommene war beeilt, sich mit Hilfe seines Dieners, der ihm auf den Fuße folgte, des Mantels zu entledigen.

„Eine sehr gelungene Arbeit," warf Reinold, der sich in der Betrachtung nicht stören lassen zu wollen schien, anerkennend hin. „Das ist doch Hauptmann Rehlings Familie."

„Er hat mich um die Porträts gebeten," lautete die knappe Antwort.

„Und Du hast das anziehendste Genrebild daraus gemacht. Welch künstlerischer Zug! Du machst ihm ein wertvolles Geschenk."

„Ich will hoffen, daß es ihn freut. Sie können essen gehen, Pichler."

Reinold sprach noch eine Weile nichts, obwohl der Bursche sich mit Mütze, Säbel und Mantel seines Herrn entfernt hatte. Leise entschlüpfte ihm dann ein Seufzer:

„Wie schön könnte das Leben sein!" Und jetzt wendete er sich um und fragte: „Nun, und Du gratulirst mir nicht, Alter?"

Es sollte ein Versuch zum Scherz sein, aber das Lächeln um seine Lippe war erzwungen und ganz eigentümlicher Art, auch der Ton hatte nichts von der frischen Laune, mit der sich der junge Mann alle Herzen gewann.

Viel finsterer aber und mit unverhohlener Feindseligkeit zeigte sich die Miene seines Bruders; er sah dem andern starr in die Augen und seine Erwiderung klang sehr barsch:

„So ist es wahr?"

„Ah, Du hast also doch schon gehört davon, ich dachte mir es wohl."

„Was alle Welt sich als neuesten Tagesklatsch ins Ohr flüstert, das mußte mir doch auch bekannt werden. Aber ich wollte es immer noch nicht glauben."



„Warum hast Du mich denn nicht gefragt?“

„Weil es an Dir war, zu mir zu kommen, wenn Du mir etwas mitzuteilen hattest.“

Reinold ließ den Kopf sinken und biß sich auf die Lippen.

„Du hast recht, Alter,“ sagte er dann und ging auf den Bruder mit ausgestreckter Hand zu. „Und darum komme ich auch, Dir Mitteilung zu machen und Dich einzuladen zu meiner morgen stattfindenden Verlobung.“

Fritz sah wohl die Hand und die Bitte um Versöhnung im Auge seines Bruders, kam ihm jedoch mit keiner Regung entgegen.

„Ich — ich begreife Dich nicht,“ stieß er unmutig aus, drehte sich kurz herum und trat ans Fenster, aus dem er unverwandt hinausblickte, vielleicht nur um den andern nicht zu sehen und in dem sein ganzes Innere aufwühlenden Sturm Herr seiner selbst zu bleiben.

Reinold ließ ihm Zeit, sich zu sammeln. Langsam ging er an den mit Büchern und Pfeifen besetzten Tisch, nahm eine Cigarre aus dem Kistchen, zündete sie an und ließ sich in dem steiflehnigen Sofa nieder, das dem Bilde auf der Staffelei gegenüber an der Wand stand. In seinen Bewegungen war nichts von der Elastizität zu bemerken, die seinem jungen wohlgestalteten Leibe sonst das Ansehen von überquellender Lebenskraft und Gesundheit gegeben, sie hatten etwas Nachlässiges, Schleppendes und wenn sonst der Respekt vor dem „Alten“ seiner übermütigen Improvisationslust Zügel angelegt, so zeigte sich jetzt keine Spur von dem lustigen Glanz der Augen, der den kleinen Reimereien immer voranzuleuchten pflegte. Der Blick war ernst, fast wie verloren, nur die Züge täuschten eine gewisse welttrotzige, heitere Gleichgiltigkeit vor.

Einige Zeit wartete er und stieß nacheinander dichte Rauchwolken aus, als aber Fritz noch immer am Fenster verharrte und kein Wort sprach, nahm er das Wort.

„Komm', laß uns über die Angelegenheit ruhig sprechen. Ich brauche ja auch Deinen Rat. Du sagst, Du begreifst mich nicht. Was ist Dir überhaupt so unbegreiflich?“

„Alles.“

„Daß ich zu heiraten beabsichtige.“

„Mit einem Worte, alles.“

„Und was ist dieses alles?“

„Was sich ganz Graz erzählt.“

Reinolds Stirn verdüsterte sich.

„Wohl nur, daß ich um Olga Hartl angehalten und ihre Hand zugesagt erhalten habe,“ er machte eine kleine Pause und fuhr dann mit herausforderndem Stolze fort: „Denn wenn jemand —“

„Noch einen andern Zusatz machen wollte, so würde er es mit Dir zu thun haben,“ fiel, als er schwieg, Fritz rasch und heftig ein, mit einem Spott, der seinem ganzen Wesen fremd war, jetzt aber, als er sich plötzlich umwendete, auch um seinen verzogenen Mund sichtbar ward. „Ich kenne diese Phrase. Schlage Dich denn mit aller Welt!“

Mit großen Schritten maß er das Zimmer.

Er hatte nur der Thatsache Worte geliehen. War es, daß die Bewohner des oberen Stockwerks der Villa vielleicht dennoch die Gestalt eines Mannes durch den Lichtkreis huschen gesehen und davon erzählt hatten, nachdem sie noch dies und jenes in Erfahrung gebracht; hatte etwa General von Kallenbach, den man als Freund pikanter Geschichtchen allenthalben kannte, nicht ganz reinen Mund gehalten: die Ereignisse des stürmischen Abends hatten transpirirt. Man flüsterte sich in verschiedenen Kreisen der Stadt seit zwei Tagen allerlei merkwürdige Dinge zu, und, wenn man sich auch begreiflicherweise Reinold gegenüber entweder ganz zurückhielt oder nur sehr vorsichtig äußerte, hatte sich doch die allgemeine Stimmung gegen den beliebten, gern gesehenen, doch auch wegen seiner hervorragenden Stellung und seiner Erfolge in der Gesellschaft vielbeneideten jungen Offizier gewendet. Er hatte mehrfach Gelegenheit gehabt, die Kälte, das Ausweichen von Bekannten zu bemerken; ja, von seiten der Hoheiten selbst war ihm ein keinem Mißverständnis unterliegender Beweis von Ungnade zugekommen: ein von ihm nicht erbetener Urlaub auf mehrere Wochen „zur Ordnung von Familienangelegenheiten“. Das zornige Hohnwort seines Bruders traf ihn also nicht ganz unvorbereitet, aber es vermochte seinen Stolz nicht zu beugen. Derselbe erhob sich nur um so trotziger.

„Es genügt, daß ich allen Verleumdungen entgegenzutreten entschlossen bin,“ sagte er fest. „Und so werde ich sie auch zum Schweigen bringen.“

„Verleumdungen?“ fragte Fritz plötzlich vor ihm stehen bleibend.

„Ja, Verleumdungen,“ widerholte Reinold mit verächtlicher Betonung, indem er dem Bruder offen ins Auge sah, daß dieser einen Moment zweifelhaft wurde.

„Ah, wenn es solche sind, dann verstehe ich Dich noch weniger. Eine derartige Heirat ist ein ungeheurer Mißgriff. Kein Wagnis, wie Du vielleicht in Deinem Widerwillen gegen alle Erwägungen der Vernunft es hochmütig nennst, nein, eine Tollkühnheit, ein Sprung ins Elend. Hast Du vergessen, was ich Dir gesagt habe? Ihr seid beide arm, wovon wollt ihr leben? Das bedenkst Du nicht und reißest sie mit Dir in sträflicher Selbstsucht. Aber nicht das allein, die Rücksicht für Deine Familie hätte Dich abhalten sollen. Was meinst Du, daß die Eltern, der Oheim sagen werden? Sei dessen sicher, daß sie sich nicht versöhnen lassen.“

„Weil Olga nicht von Adel ist?“ entgegnete Reinold achselzuckend. „Weil die Nachkommen nicht soundsoviel Quartiere zählen und nicht stiftsfähig sind? Wie lange werden denn diese Privilegien und Anschauungen noch bestehen?“

„Du hast in der Schule Deines Freundes große Fortschritte gemacht. Graf Casalta kann sich zu seinem Jünger beglückwünschen. Ist es an uns, eine solche Frage zu stellen? Dann freilich ist auch die Antwort gegeben.“

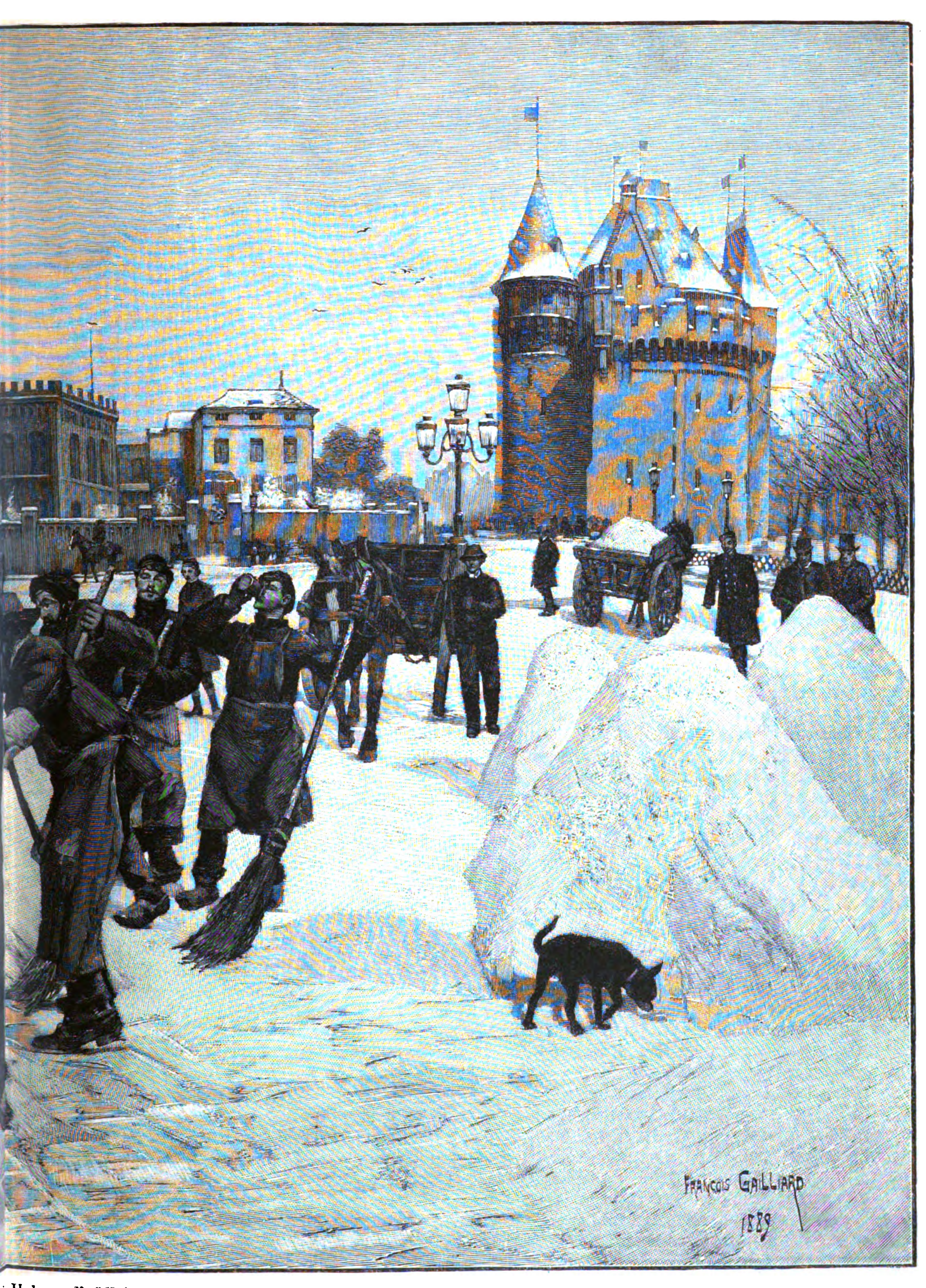
Bei der Erwähnung des Grafen zuckten die halbgeschlossenen Augenlider des Zurechtgewiesenen





"La porte de

Nach dem Gemälde v



; Hal zu Brüssel.
on François Gaillard.

und sein Gesicht verlor den Ausdruck des Gleichmuts, der sich über alles hinwegsetzt und verdüsterte sich.

„Aber wolltest denn Du nicht selbst Olga —"

„Das duldet keinen Vergleich, das war ganz etwas anderes," unterbrach Fritz mit Nachdruck die versuchte Einwendung. „Ich hatte alle meine Bedenken in dieser Richtung niedergekämpft, weil mir die Liebe ein so begehrenswertes Glück versprach, daß alles andere dagegen zurücktrat. Als ich einsah, daß dem nicht so sei, habe ich auch verzichtet."

„Und ich habe auch erst daran gedacht, diese Hand zu begehren, nachdem Du mir das selbst ausdrücklich erklärt. Soviel brüderliche Rücksichtnahme kannst Du mir zutrauen."

„Darum handelt es sich nicht. Du bist auch weitaus nicht im gleichen Falle. Ich konnte hoffen, trotz aller Einwürfe endlich doch die Zustimmung der Familie zu erhalten. Die ich heimführen wollte als ein Glied derselben, war ein — unbescholtenes Mädchen."

„Und jetzt?" fragte Reinold die Brauen drohend zusammengezogen, was jedoch seinen Bruder nicht hinderte, ihm bitteren Tones hinzuwerfen:

„Frage die Stadt."

Da fuhr aber Reinold heftig auf.

„Ich sagte Dir schon, ich dulde es nicht, daß man sich auf solches Gewäsche beruft, auch von Dir, dem Bruder, nicht."

„So mache es ungeschehen, was Du mir, Deinem Bruder, doch nicht leugnen wirst. Auch wenn Du es bei anderen versuchst, wirst Du keinen Glauben finden, denn Du hast Sorge getragen, alle Welt zum Zeugen Deiner Werbung und Deines Liebesglücks zu machen. Dein Verhalten auf dem Balle bei Hallwitz war für sie schon kompromittirend genug, aber Du wolltest eben prahlen mit Deiner bonne fortune. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen und es schmerzte mich tief."

Teilnahmsvoll abbittend erhob Reinold seinen während der Vorwürfe gesenkten Blick zu dem vor ihm Stehenden, dessen unbekannter Schmerz ihm näher ging als alles andere.

„Du hattest ja verzichtet," murmelte er.

„Aber Dir damit nicht freie Hand gegeben, ein Mädchen zu verführen, das ich geliebt," ward ihm mit unerbittlicher Strenge vorgehalten. „Muß man denn immer gleich Absichten haben? Das sind ja Deine eigenen Worte — ‚gute', meintest Du wohl. Ich hätte Dich besser verstehen sollen. Dir war das Mädchen vogelfrei. Daß Du Dich selbst mit erniedrigst, fiel Dir nicht ein, denn Du sahst in Dir damals noch nicht den künftigen Gatten, daß Du einen ehrenhaften, würdigen alten Soldaten in seiner Tochter mittrafst, darum kümmerte sich Dein Leichtsinn nicht. Dir war nur am Genuß gelegen. Jetzt in der Zwangslage meinst Du mit einer sinnlosen Heirat wieder gut machen zu können, was Du angerichtet. Aber den Schimpf, den Du der eigenen Braut angethan, den kannst Du nicht verwischen. Du hast gewissenlos, Du hast schlecht an ihr gehandelt."

„Fritz!"

„Ja, ich sage es Dir ins Gesicht, und nun thu, was Du willst."

„Gehn," versetzte Reinold kurz und barsch, fast wie sein Bruder selber. „Hier wird meine Ehre angegriffen."

„Hast Du noch eine?" fragte der Alte mit vernichtender Härte und trieb dem andern damit eine Woge heißen Bluts in den Kopf.

„Nimm das Wort zurück."

„Wenn Du mir das Gegenteil beweisest. Hat man Deinen Hut bei ihr gefunden? Ah, Du schweigst. Ist das eine leere Erfindung, ein Klatsch? Du siehst, man weiß alles. Beweise nun! Stoß die Behauptung um. War es Dein Hut, frage ich?"

„Er war es — aber —"

„So schweig, was man Dir auch sagen mag, und sei nicht noch ein Lügner."

„Das ist zu viel!" rief Reinold durch den Schimpf außer sich gebracht. „Ich habe nicht gelogen, so wahr ich Dein Bruder bin."

„Und der Hut?"

„Dieser gottverdammte Hut! Kann nicht ein Zufall —"

„Nein."

„Doch, sag' ich, ja."

„Man kennt solche Zufälle."

„Und es ist einer, wenn ich Dir sage."

Die ungeheure Aufregung, in der sich beide befanden, hatte dennoch die Liebe zu einander nicht ausgelöscht, sie schlug auch bei dem Alten sofort siegreich durch nach dem ersten Wort, das ihm einen Ausblick auf die Möglichkeit einer Rechtfertigung des Bruders eröffnete, wenngleich ihr das Mißtrauen nicht so mit einemmale weichen konnte. Mit einem Blick voll hoffnungserregter Spannung hing Fritz an dem Munde des andern, indem er ihn drängte.

„So erkläre ihn, erkläre den Zufall und ich will Dir alles abbitten."

„Genügt Dir nicht mein Wort?"

Der rasch wieder wachsende Zweifel setzte der Frage ein starres Nein entgegen und so mußte sich Reinold entschließen, weiter zu gehen. Es war ein sichtlich harter Kampf.

„Nun denn," brachte er endlich dumpf und kurz hervor. „Mir genügt das Deine und ich fordere es. Du gibst mir Dein Wort, daß, was ich Dir sage, ein Geheimnis zwischen uns beiden bleibt."

„Warum ein Geheimnis? So laut als möglich muß es gesagt werden in Deinem — in ihrem Interesse."

„So schweige ich."

„Auf jede Gefahr hin? Bedenke!"

„Auf jede."

Einen Moment schwankte Fritz, aber diese ihm an seinem Bruder unbekannte Festigkeit blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Sein ernstes, kaltes Gesicht zeigte eine tiefe Bewegung.

„Nein, nein, ich will gut denken von Dir," rief er. „Lieber will ich meine Ueberzeugung opfern als meinen Bruder. Ich will — ich muß Dich wieder haben. Da — ich gebe Dir mein Wort."

Er reichte seine Hand hin und Reinold ergriff sie und schüttelte sie mit festem, lang anhaltendem Druck.

„So setz Dich daher und höre,“ forderte dieser den Bruder auf und zog ihn, selber wieder seinen Sitz auf dem Sofa einnehmend, an seine Seite. „Zuerst nochmals die Versicherung, daß zwischen mir und Olga sich nichts ereignet hat, auch nicht das geringste, was auch nur ganz entfernt einer Mißdeutung unterliegen könnte. Du sagst, Du habest mit eigenen Augen gesehen. Was denn eigentlich? Daß sie mir gefallen hat, weißt Du, ich habe es nicht verborgen; daß sie mich bei Hallwitz neulich bezauberte, will ich zugestehen, vielleicht habe ich mir's zu viel anmerken lassen; aber ein paarmal öfter tanzen als Gebrauch ist, ein bißchen Courmachen, das war alles, — nichts was über eine gewöhnliche Balltändelei hinausging und — selbst die brach ab nach einem gewissen Moment — kurz und gut, lange ehe wir auseinander gingen. Seitdem habe ich das Mädchen nicht mehr gesehen.“

„Aber dann —“

„Ich weiß, was Du meinst,“ unterbrach Reinold die Regung des Erstaunens, die sich bei seinem Bruder kund gab. „Der Hut? Du wirst nach dem, was ich Dir hier wahrheitsgetreu mitteile, begreiflich finden, daß meine Ueberraschung eine mächtige war, als man mich gestern morgen — ich hatte kaum erst einige Stunden geschlafen — weckte und mir ein Paket übergab, das Feldmarschallieutenant Hartl durch seinen Diener geschickt und mir sofort zuzustellen befohlen habe und als ich es öffnete — mein Hut herausfiel, mein alter Jagdhut. Eine Karte Seiner Excellenz war mit einer Stecknadel am Futter befestigt, unmittelbar unter meinem Monogramm und auf derselben stand in seiner mir wohlbekannten steifen, zittrigen Schrift: ‚Sie werden wissen, was Sie zu thun haben.‘ Nun denn, im ersten Moment wußte ich es nicht, ich war ganz verblüfft; Du kannst mir's glauben.“

„Aber es kann doch nicht wirklich ein Zufall —“

„Nenn' es, wenn Du willst, anders, ein Verhängnis also.“

„Aber wie, um Gottes willen, ist er hingekommen, wenn Du —“

„Ja, das fragte ich mich zuerst auch,“ sagte Reinold nickend und mit bitterm Lächeln. Er griff zu der längst weggelegten Cigarre, aber nur um ein aufsteigendes Unmutsgefühl zu unterdrücken und sich den Anschein der Ruhe zu geben, versuchte er sie wieder anzuzünden. Seinen Bruder täuschte er damit nicht. Es klang auch seltsam gepreßt, als er fortfuhr. „Mein Begriffsvermögen fand sich dann aber ziemlich rasch zurecht. Ja, es war sogar wie ein Blitz der Erleuchtung — just keiner erfreulichen — indem sich mir einzelne Ereignisse zum ganzen Fall zusammensetzten. Er ist, wie Du gleich sehen wirst, ziemlich einfach. Aber, ich habe Dein Wort?“

„Soll ich es erneuern?“

„Es ist schon gut, laß nur, Alter. Also wir müssen zu vorgestern abend zurück. Ich war zum Fünfuhrthee bei Hallwitz. Am Tage nach dem Ball ist man zu nichts Rechtem aufgelegt. So ein bißchen Rückschau halten, ein bißchen die Gesellschaft durchhecheln, über das und jenes schwatzen, dazu reicht gerade noch der summende Kopf und das ist auch ganz amüsant, wenn Du das auch nie finden wolltest. Wir waren unser mehrere dort. Beim Heimgehen schloß sich mir Casalta an.“

„Casalta!“ rief Fritz aufs unangenehmste durch den Namen berührt. „Hat der mit der Sache zu thun?“

„So warte doch! Wir gehen also plaudernd heim. Mein Herr und Gebieter war so freundlich gewesen, mich für den Abend zu dispensiren. Ich solle ausschlafen und das wollte ich auch, aber zum Niederlegen war es doch noch zu früh; so strecken wir uns denn ein wenig hin in die Fauteuils und rauchen eine Cigarre, da wird hin und hergesprochen. Er sieht meine Photographien an, meine paar Bücher, meine Waffen endlich. Es ist nicht viel daran, Du kennst ja das Gestell auf dem ich Säbel, Jagdgewehre, Pistolen, Gerten, Reitstöcke, alles durcheinander hängen habe. Er probirt meine Revolver, zieht den kleinen Herzegovzenhandschar, weiß Gott, wie wir auf Kopfweite zu reden kommen, er versucht eine der Mützen von mir, dann den Jagdhut, der unter ihnen auf einem Nagel hängt; einen Gemsbart, meint er, müsse ich mir noch zu dem Spielhahnstoß dazu verdienen und zwar dies Jahr noch auf der Jagd bei ihm in Hohenhaus. Mit einemmale schlägt es draußen sieben: ‚So spät schon?‘ sagt er in sichtlicher Aufregung und greift nach seinem Cylinder; besinnt sich aber, stellt ihn weg und meint, ich könnte ihm meinen Hut leihen. Die steife Bratenröhre wehe ihm der Wind vom Kopf. Es war auch in der That ein abscheulicher Sturm schon als wir von Hallwitz heimgingen und der hatte sich noch verstärkt. ‚Ich lasse Dir einen Fiaker holen, das ist das einfachste,‘ sage ich. Er aber will nichts davon hören. ‚Nein, nein, ich habe noch einen Gang. Der Hut ist wirklich viel bequemer und paßt mir ganz gut. Morgen schick' ich ihn Dir zurück.‘ Gute Nacht und fort war er.“

„Also er — er! O, es ist himmelschreiend!“ rief Fritz, der jedes Wort verschlungen hatte, außer sich.

„Ja, es ist hart, sehr hart,“ stimmte Reinold, düster auf die alsbald wieder ausgelöschte Cigarre blickend, mit der seine Finger mechanisch spielten, in rauher Knappheit zu. Dann erzählte er, mehrfach von Ausrufen seines Bruders unterbrochen, weiter, wie er, noch seine Hofhaltungsrechnungen durchzusehen, sich an den Schreibtisch gesetzt und da gearbeitet habe, bis ihn ein Klopfen an das Fenster — seine Wohnung lag im Erdgeschoße — darin gestört. Er habe es, da sich das Klopfen wiederholte, geöffnet und zu seinem Erstaunen sei draußen Graf Casalta gestanden in seinen Pelzrock gehüllt, dessen Kragen er so hoch hinaufgezogen hatte, daß erst seine Stimme ihn kenntlich machte. Er verlangte seinen Hut, den andern habe ihm der Wind davongetragen. „Sage nichts davon, daß Du mir ihn geliehen!“ Das war sein letztes Wort gewesen, nach welchem er eilig verschwand.

„Das alles gruppirte sich nun bis zur Klarheit vor meinen Augen, als ich den Hut wieder vor mir sah," schloß Reinold. „Meine Gedanken hatten ja bereits vorgearbeitet. Du kannst Dir vorstellen, daß mich die Geschichte mit dem Hut schon gleich am Abend aufs lebhafteste beschäftigte, obwohl ich keine Ahnung hatte, wie alles zusammenhing. Sobald Casalta fort war, drängte sich mir allerlei auf. Warum sollte ich ‚nichts sagen'? Wo war er gewesen? Denn daß es kein harmloser Gang war, von dem er zurückgekehrt, ließ sich leicht erraten, ich kenne ihn ja. Und warum scheute er sich, wenn schon um diese Stunde kein Laden mehr offen war, einen Hut unterwegs zu kaufen, ohne einen solchen heimzukehren, im Wagen brauchte er ja keinen? Und daß er eigens deshalb, den seinen zu holen, umgekehrt sein sollte, nein, sein Weg mußte bei mir vorübergeführt haben, oder doch nahebei. Der Ort, wo er gewesen, lag also nicht der Mur zu, sondern nach der anderen Seite. Mir schoß es heiß durch alle Adern. Es war mir plötzlich als müßte ich es wissen."

„Und hast Du es nicht vielleicht am Ende schon gewußt?"

„Bruder! Das war das herbste Wort heute." Vor dem schmerzlichen Ausdrucke seiner Augen senkte sich der Blick des Mißtrauens und mit halber Entschuldigung murmelte Fritz:

„Muß man nicht auf solche Vermutungen kommen? Du bist doch zur Hilfe erbötig —"

„Aber kein Helfershelfer," fiel Reinold heftig ein. „Ich müßte mich selber anspeien."

„Ich glaube Dir — aber unbegreiflich bleibt —"

„Laß mich aussprechen," unterbrach Reinold den Bruder abermals. „Es ist der Qual genug und ich will zu Ende kommen. Ich wußte nichts, aber wenn ich sagte, daß ich gar keine Ahnung hatte, so war das eigentlich nicht zutreffend. Aufgefallen war mir schon etwas vorher auf dem Balle, ein Einverständnis zwischen den beiden, oder wie soll ich sagen, denn es betraf eigentlich bloß ihn. Bei welchem Anlaß kommt hier auch nicht in Betracht — nur so ein Mißton war's. Genug, nach seinem Erscheinen am Fenster trat alles dazu in Beziehung. Es wollte mir nicht aus dem Kopf und ich hatte Stunden darüber schlaflos zugebracht. Mit Mühe nur habe ich mich des Verdachts entschlagen. Ich verlachte mich zuletzt selbst. Freilich am andern Morgen, nachdem ich Hartls Karte empfangen und verdutzt einen Moment vor mich hingesehen, da sprang er wieder auf — nein, nicht der Verdacht: die Gewißheit."

„Und Du gingst nicht hin und schlugst dem Elenden ins Gesicht?" rief Fritz ingrimmig aufspringend.

„Wofür?"

„Für den Mißbrauch Deines Namens. Für das Bubenstück."

„Darin thust Du ihm unrecht."

„Du wirst mir doch nicht sagen wollen, daß er nicht alles vorausbedacht, für alle Fälle gesorgt hatte? Es war ein ganzer Plan."

„Das wäre ein dummer Plan gewesen. Allzu schlau. Im Gegenteil, er war im höchsten Grade bestürzt, als er erfuhr, was sich begeben. Denn es ist selbstverständlich, daß ich sofort zu ihm fuhr. Ich hatte ja nur meinen Verdacht, das Billet und den Hut. Wo war der gefunden worden, vielleicht im Garten? Konnte ihn nicht wirklich der Wind dorthin getragen haben? Ah, Du hast jetzt leicht sagen: eine thörichte Annahme, aber klammert man sich denn nicht an alles? Ich konnte von dem Mädchen nicht das schlimmste glauben, und fürchtet man denn in der Unsicherheit nicht erst recht, einen unheilvollen Schritt zu thun? Die paar Worte auf der Visitenkarte gaben doch keine genügende Aufklärung. Ich mußte bestimmt wissen, woran ich war. Du hättest ihn sehen sollen, wie er erschrak. Einen Wahnsinn nannte er es, als ich erklärte, daß ich in all meinen Mützen und Hüten, um sie rasch unter anderen herauszufinden, mein Monogramm hätte, einen Wahnsinn, solches Zeug hinein drucken zu lassen, das für einmal Nutzen, zehnmal zum Verräter werden könne."

„Ganz seiner Lebens- und Denkungsweise angemessen," flocht Fritz ein, der ungestüm im Zimmer auf und abschritt.

„Nun siehst Du wohl. Er wollte sich nur weniger auffällig auf der Straße oder bei einer etwaigen Begegnung machen. Ich glaube nicht einmal, daß er an die Möglichkeit, ihn zu verlieren, gedacht hat. Es war auch ein besonderer Unglücksfall, denn wie er mir beteuerte, war er nur einen Moment im Zimmer, um seinen verwundeten Finger ins Wasser zu halten, den er sich an einer Latte blutig gerissen."

„Und das glaubst Du?" fragte hohnlachend Fritz, indem er vor dem Bruder stehen blieb, aber er begegnete keinem Zwinkern, keinem verlegenen Augenniederschlagen, sondern einem offenen, unverwandten Blick.

„Ja, das glaube ich," antwortete Reinold nachdrucksvoll, wie bei einem Bekenntnis vor Gott. Es kam keine Entgegnung. Erst nach einer Weile fuhr er fort. „Was also den Hut betrifft, so hätte es Casalta sicherlich unterlassen, ihn zu nehmen, wenn er von dessen Gefährlichkeit gewußt hätte. Jeder andere konnte nicht auf seine Spur führen. Warum hätte er mich vorschieben sollen, da er ja meiner nicht sicher war? Wie, wenn ich nun Nein gesagt hätte?"

„Du hast aber Ja gesagt. Ja! Das ist es eben. Wenn ich auch in allem jetzt klarer sehe, wenn ich alles gelten lasse, was Du vorbringst, bleibt noch das größte Rätsel übrig. Begreife es, wer da kann."

„Was hätte ich denn thun sollen?" fragte Reinold ruhig von seinem Sitze aus.

Fritz stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch ihm gegenüber und sich vorlehnend gegen ihn, wiederholte er seine Frage und schleuderte ihm die Antwort darauf zu.

„Die Wahrheit reden, nicht aber das Bubenstück auf Dich nehmen, Du mußtest jede solche Zumutung



empört zurückweisen, Dich auch vom leisesten Hauche eines Verdachtes reinigen, das warst Du Dir selbst, das warst Du Deiner Familie schuldig und statt dessen — es ist unerhört! Statt dessen stellst Du Dich vor diesen Nichtswürdigen hin und sagst: ‚Da, schießt auf mich.' Bist Du von Sinnen? Aber nein, Du hörst mir ja ganz ruhig zu. Es reißt Dich nicht einmal aus Deinem versumpften Gleichmut, was ich Dir sage. Hast Du Dich verkauft, Unseliger? Was hat er Dir dafür gegeben?"

„Hältst Du mich für fähig, mich zu verkaufen?"

„Aber was hat Dich dann bewogen?"

„Zunächst die Dankbarkeit."

„Wofür, Du Unglücksmensch, bist Du diesem — diesem — Dank schuldig?"

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß er mir einen großen Dienst erwiesen," äußerte Reinold. Da sich aber sein Bruder mit dieser Erklärung nicht zufrieden gab, weiter in ihn drang und der Meinung war, es könne keinen Dienst geben, so groß, um solchen Gegendienst aufzuwiegen, vermochte Reinold nicht umhin, auch diese Angelegenheit zu enthüllen. Der Zwang beengte ihn sichtlich, es ließ ihn nicht einmal auf seinem Platze. Jetzt war er es, der am Fenster stand und hinausblickte, als ob es dahin einen Ausweg gäbe. Endlich kam das Geständnis, Graf Casalta hatte ihm vor zwei Jahren eine Summe geliehen, einen verfallenen Schuldschein einzulösen.

„Also doch Geld — Geld," rief Fritz bitter aus. „Du hast in Deinem Leichtsinn bis heute nicht daran gedacht, es zurückzuzahlen und nun bist Du darauf eingemahnt. Aber in solcher Münze geschieht das nicht. Dafür werde ich Sorge tragen, wenn Du wie ein Unmündiger handelst. Dieses Geld wird aufgebracht und dann —"

„So verstehe doch," unterbrach ihn Reinold verlegen und ärgerlich. „Nicht um das Geld handelte es sich, sondern um die Rettung aus schlimmster Bedrängnis. Nun ja denn, wenn es schon gesagt sein muß, ich war leichtsinnig, bodenlos leichtsinnig, habe mich verleiten lassen, den Schein auf Ehrenwort auszustellen — jetzt weißt Du's also. Wenn er mir nicht half, war ich verloren — Verlust meiner Charge, meiner Ehre —"

„Und setzest Du denn diese Ehre, die er gerettet — mit einem paar Tausendern aus seiner Brieftasche — nicht jetzt für ihn ebenso leichtsinnig ein?"

„Mag sein," gab Reinold, sich endlich herumwendend, zu. „Aber darum wissen jetzt nur vier Menschen, wir beide und — jene beiden, und so lange es so bleibt und ich denke, wir alle werden wohl schweigen — halte ich meine Ehre ebensowenig gefährdet, als ich sie überhaupt für geschmälert erachten kann. In meinen Augen, vor meinem Gewissen ist sie intakt. Was ich hingebe, ist nur meine Freiheit —" seine bisher kräftig tönende Stimme sank hier zum Schlusse merklich. „Die allerdings und manches andre mit."

„Für ihn ist auch dieses Opfer viel zu groß."

„Für ihn — möglich. Aber hättest Du in gleichem Falle — hättest Du nur an Dich und ihn gedacht?"

Diese schlichte Frage traf Fritz mit seltsamer Wucht. Er zuckte zusammen, sein Kopf sank herab auf die Brust und in seinen Zügen ging, während er verstummt dastand, eine merkwürdige Veränderung vor. Nach einer Weile sah er auf zu seinem Bruder, legte ihm die Hände auf die Schultern und fragte tief ergriffen:

„Wie wirst Du's tragen, Reinold?"

Das war ein ganz anderer Ton als die ganze Zeit her und Reinold blieb davon nicht unbewegt.

„Nun, das ist meine Sache," meinte er. „Ganz leicht wird's freilich nicht, darum bin ich ja zu Dir gekommen, wie gesagt, mir Deinen Rat zu holen."

Auch seine Stimme hatte einen veränderten Klang. Man hörte ihr ordentlich an, wie sehr es ihn erleichterte, daß er die beiden Geheimnisse, und vor allem das zuletzt eingestandene, dessen Preisgabe ihm bei weitem schwerer gefallen war, endlich vom Herzen hatte. Und als er sah, daß sein strengdenkender Bruder gerade über die Mitteilung jener nur noch mit knapper Not vermiedenen Katastrophe ohne alle Erwähnung hinwegging, als keines von den hart verurteilenden und wohlverdienten Worte fiel, die er befürchtet hatte, da wurde es in dem so wenig der finstern Sorge zugeneigten Gemüte wieder heller, ein freundlicher, wenn auch matter Sonnenstrahl spielte in seinen Zügen und die alte, indolente, heitere Lebensauffassung, die alles leicht zu nehmen geneigt war, schien wieder eingekehrt bei ihm. Er zuckte auch fast lächelnd die Achseln, als sein Bruder eine neue Frage aufwarf.

„Aber wird denn *sie* wollen? Kann sie es denn annehmen, ein solch ungeheures Opfer?"

„Was soll sie machen, die arme Haut? Kompromittirt ist sie einmal und eine andere Möglichkeit, die Sache zu repariren, gibt es nicht. Sie muß also, ob sie will oder nicht."

„Hast Du mit ihr darüber gesprochen?"

„Aber nein, ich sage Dir ja, daß ich sie nicht mehr gesehen seit dem Ballabend."

„Ja, wie weißt Du denn dann —"

Reinold zog einen Brief aus der Tasche.

„Da ist die Antwort auf mein Schreiben, in dem ich um Olgas Hand in aller Form beim Vater anhielt, da ich persönlich nicht eingelassen wurde; es hieß, der Alte sei nicht wohl und liege zu Bett."

„Das ist aber doch nur *seine* Zusage."

„Die genügt doch wohl, in diesem Falle wenigstens. Für morgen elf Uhr ist die Verlobung angesetzt. Die richtige Rapportstunde. Alles streng militärisch. Braut und Bräutigam haben sich gehorsamst dabei einzufinden."

„Ich vermag das nicht so humoristisch aufzufassen, wie Du, und hätte mich wenigstens mit ihr ins Einvernehmen zu setzen gesucht."

„Wie das, wenn man mir die Thür verschließt? Soll ich zum zweitenmale und — und in Wirklichkeit einsteigen. Ich denke, bis morgen kann ich warten."

„Und wenn sie Nein sagt?"

„Ich — nun weiß ich nicht, soll ich sagen, ich

fürchte oder ich hoff' es nicht — sagen wir also: ich glaub' es nicht."

„Traust Du dem Mädchen so wenig Charakter, so wenig Rechtsgefühl zu?"

Reinold wiegte den Kopf.

„Hier zwingt ein mächtigerer Bann."

„Wenn aber doch?"

„Dann bin ich frei, dann — aber wenn sie sprechen wollte, so hätte sie es schon gethan."

Und dieser Beweis war zu schlagend, als daß Fritz noch länger an seiner Annahme festhalten konnte. Es kam nun zur praktischen Verhandlung des Falls, die Verhältnisse, wie sie sich in der Folge gestalten mußten, wurden besprochen und es war eben kein rosiges Bild, als das sich die Zukunft darstellte. Es war nicht daran zu denken, die Summe aufzubringen, die als Heiratskaution gestellt werden mußte. Den Eltern konnte unmöglich zugemutet werden, eine Schuld auf das magere Gut in Schlesien aufzunehmen, dessen Erträgnisse nicht ausreichten, den Söhnen einen kleinen Zuschuß zu ihrer Gage zu gewähren, selbst wenn sie mit der Verbindung einverstanden waren. Wie die Dinge aber lagen, konnte man mit Sicherheit annehmen, daß dieselbe nicht nur ohne Einwilligung der Familie geschlossen werden müsse, sondern daß eine völlige Entfremdung zwischen ihr und Reinold eintreten werde. Denn auch Onkel Felix, so schwer überhaupt zu behandeln, würde ohne Zweifel, sobald die umlaufenden Gerüchte über die Ereignisse von der Verlobung zu ihm drangen, mit den übrigen gleicher Meinung sein und sich gegen die Aufnahme dieses fremden Schosses in das Gezweige des alten Stammbaums wehren. Es blieb also für Reinold kaum ein andrer Weg, als um die Versetzung in die Reserve einzukommen, wenn er nicht am Ende gar gezwungen war, irgend eine kleine Anstellung, sei es bei der Bahn, der Post oder als Privatbeamter zu suchen.

Zunächst blieb diese Frage noch offen. Fritz versprach, wenn auch mit wenig Hoffnung auf Erfolg, bei den Eltern vermitteln zu wollen und drang vor allem darauf, daß der Bruder den bisher zwischen ihnen geteilten monatlichen Zuschuß von nun an ganz behalte.

„Leben müßt ihr! Woher sonst? Du wirst es doch nicht darauf ankommen lassen wollen, daß man Dir etwa Anerbietungen macht —"

„Jetzt noch?" fuhr Reinold auf, gab aber dann beschämt zu. „Du hast ein Recht, mich an diese Schuld zu erinnern."

„Auch sie muß getilgt werden. Sobald als möglich. Daran will ich denken. Nimm also, was ich Dir biete."

„Und Du?"

„Ich kann ja — meine Bilder verkaufen."

„Das wolltest Du — Du?" rief Reinold erstaunt, gerührt.

„Ja denn," lautete die barsche Antwort. „Ich muß doch auch etwas thun dürfen. Was ist es denn gegen Deine Großmut? Du wirfst Deine ganze Existenz hin und für wen? für einen Menschen, den man niederschlagen sollte, für ein Weib, das es nicht verdient, das Dich unglücklich macht." Durch die Gedanken, die sich ihm unwiderstehlich aufdrängten, von neuem ergriffen, rief Fritz in höchster Aufregung aus: „Nein, nein, es ist übermenschlich! Du darfst es Dir nicht aufbürden. Was dann, wenn Du es bereust? Und Du wirst es bereuen, es ist ja gar nicht anders möglich."

Nicht ohne Bewegung hatte ihm Reinold zugehört, es mochte wohl ein Echo wachrufen in seiner Brust.

„Du meinst also — ich solle nicht?" sagte er gepreßt. „Ich soll zurücktreten und dann alles laufen lassen, wie es will? Erwäg ihn aber wohl, Deinen Rat — auf Dein Gewissen! Dann erst sprich ihn aus."

Voll Unruhe ging Fritz auf und ab. Er blieb lange stumm, zuletzt sagte er verwirrt und kleinlaut:

„Ich weiß mir selber keinen."

„So, Alter, das ist ehrlich," entgegnete Reinold wieder in seiner frohmütigen, zuversichtlichen Art. „Und nun in Gottes Namen drauf! Was daraus wird, das weiß der Himmel. Was die Welt sagt, ist mir gleich, was die daheim sagen, werd' ich auch hinunterschlucken, Du aber sollst gut denken von mir, Alter."

Fritz schlug ein. Sein Gefühl beim Anblick seines Bruders war, als er eintrat, nicht weit vom Hasse entfernt gewesen, jetzt preßte er ihm die Hand, als wolle er sie ihm abdrücken.

„Ich denke von Dir besser als von mir selbst."

Reinold wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, das gab's aber zwischen den beiden nicht und so wehrte er denn nur lachend die Versicherung ab:

„Na, na! Bin schon zufrieden, wenn Du nur von mir sagst: ‚Er ist ein leichtsinniger Windhund, aber ein — braver Kerl.'"

(Fortsetzung folgt.)

Die Porte de Hal zu Brüssel.

(Hiezu das Bild Seite 807.)

Die Haupt- und Residenzstadt Belgiens bietet mit ihren prächtigen Palästen, Kirchen, Museen, Theatern und Hotels, sowie den breiten, wohlgepflegten, geraden Straßen, den eleganten Boulevards und dem unaufhörlichen Fremdenverkehr das Bild einer echten Großstadt. Dabei fehlt es jedoch auch nicht an Vierteln mit alten, winkeligen und schmutzigen Straßen. Ein solch alter, dichtbevölkerter Stadtteil liegt in der Nähe der von uns im Bild gebrachten Porte de Hal. Seine Bewohner, die sogenannten Marolles, unterscheiden sich durch ihre Sprache, eine Mischung aus Vlämisch und Wallonisch, und durch ihre Gebräuche wesentlich von der übrigen Einwohnerschaft Brüssels. Sie sind gewissermaßen als eine besondere Kaste, die Parias der Stadt, anzusehen. An der Porte de Hal steht auch der einzige Ueberrest der früheren Festungswerke, ein 1381 erbauter Turm. An Stelle der ehemaligen Stadtwälle umgeben jetzt die großartigen schattenreichen Boulevards in einer Gesamtlänge von sechs Kilometer fast die ganze Stadt in Form eines unregelmäßigen Fünfeckes.

Ludwig XVI.

Die Reihe der blutigen Gedenktage der großen Revolution aus dem Jahre 1793 beginnt mit dem 21. Januar. An diesem Tage verblutete Ludwig XVI. unter dem Fallbeile, dessen Opfer dann noch am 16. Oktober seine Gemahlin, Marie Antoinette, am 6. November Philipp Josef von Orleans, genannt Egalité, am 9. November Frau Roland, am 6. Dezember Gräfin Dubarry, die einstige Geliebte Ludwigs XV., wurden.

Bekanntlich waren die letzten Worte des unglücklichen Königs an seine Henker gewesen: „Meine Herren, ich bin unschuldig an allem, was man mir vorwirft; ich wünsche, daß mein Blut das Glück der Franzosen befestigen möge.“ Und ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der Scharfrichter Sanson, hat über seine mutige Haltung bei der Hinrichtung geschrieben: „Ich bin überzeugt, daß er diese Festigkeit aus den Grundsätzen der Religion geschöpft hat, von denen niemand tiefer durchdrungen war als er. Es war sein größter, mutigster Tag.“



Ludwig XVI.
Nach einem Gemälde von F. Duplessis.

Von Hause aus wenig begabt, wenig gebildet, wenig willenskräftig und sehr langsam im Denken, hat sich Ludwig XVI. hauptsächlich nur durch seine Sittenreinheit vorteilhaft von seiner Umgebung abgehoben. Mit Recht sagt aber der unvergeßliche Ludwig Haeusser in seiner von W. Oncken in dritter Auflage (Berlin, Weidmann) herausgegebenen Geschichte der französischen Revolution, man beurteile ihn gern nach dem Eindruck seiner Haltung in den letzten Tagen. Da, als er zu ringen hatte um sein Leben, tritt die Stärke seines Wesens, ein gewisser passiver Heldenmut zu Tage; er beugt sich nicht zu unwürdigen Dingen, bleibt ruhig und kalten Blutes inmitten der tobenden Leidenschaft, spricht zu seinen Richtern mit „kaiserlicher Würde“, geht entschlossen dem Tod entgegen, nicht wie ein Held, aber wie ein Märtyrer. L.

Wäscherinnen auf dem Eise.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Vor drei Jahren besuchte ich Verwandte in der Nähe des kleinen Städtchens Hönefos in Norwegen; weiter hinauf, auf dem Wege nach Randsfjord ist eine Eisenbahnstation und Fabrikplätzchen: Heen.

Auf dem teilweise zugefrorenen Flusse Beina-Elv bin ich Schlittschuh gelaufen und habe zugeschaut, wie die Frauen vom nächsten Bauernhofe die Wäsche abgespült haben. Das Wasser ist oben am Hof entweder eingefroren, oder sie haben nie eine Wasserleitung gehabt; so spannen sie ein Pferd vor einen Schlitten (Langslaede) und fahren die Wäsche zum Fluß hinunter, um die Wäsche von den Resten der Birken-Asche (Lut) zu befreien und mit einem Holzklotz (Banketrae) gehörig auszuklopfen. Es ist ein kaltes Vergnügen für die armen Weiber bei einer Kälte von zwanzig und manchmal mehr Grad Réaumur. Eine gute Tasse Kaffee nach solcher Arbeit wärmt die kalten Glieder wieder auf, und solcher wird in Norwegen allenthalben und viel konsumirt, weil der Zoll sehr gering ist. Dazu kommt noch die mit regem und unermüdlichem Eifer betriebene Unterhaltung, die die geschäftigen Frauen hin und wieder die empfindliche Kälte ganz und gar vergessen läßt, wann gerade ein besonders interessantes Thema behandelt wird.

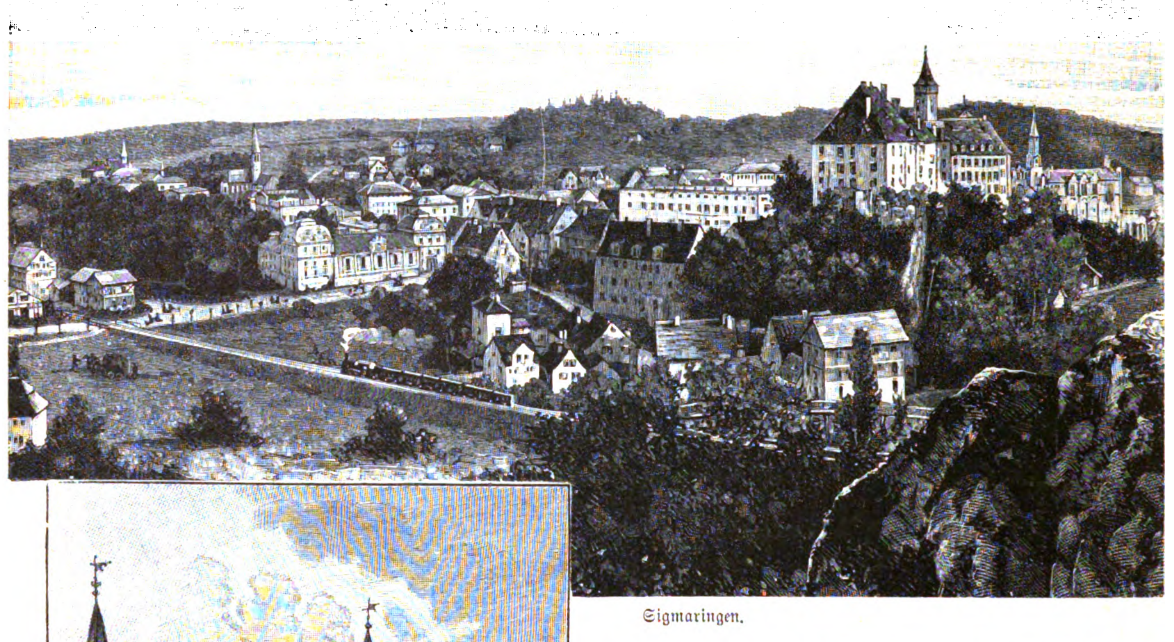


Die Trauung des rumänischen Th…

Originalzeichnung unseres Spez…



onfolgerpaares zu Sigmaringen.
alarlisten Theodor Volz.



Sigmaringen.

Schloß Sigmaringen.

Die Trauung des rumänischen Thronfolgerpaares zu Sigmaringen.

(Hiezu auch das Bild Seite 823.)

In den letzten Jahrzehnten hat keine eheliche Verbindung hochfürstlicher Persönlichkeiten die gesamte politische Welt Europas in solchem Maße beschäftigt als jene des Prinzen Ferdinand von Rumänien mit der Prinzessin von Großbritannien und Irland, der ältesten Tochter des Herzogs von Edinburg. In dem ersten Satze der mit großer Wärme gesprochenen Rede Seiner Majestät des Königs von Rumänien bei dem Prunkmahl am Hochzeitstage, als er das Wohl des Brautpaares ausbrachte, liegt die Begründung obiger Behauptung in vortrefflicher Weise kurz und doch ungemein inhaltsreich ausgesprochen. „Mit freudig bewegtem Herzen,“ so sprach der Monarch, „begrüße ich den soeben vor dem Altare geschlossenen Bund als eine Bürgschaft für die Zukunft Rumäniens, welches stolz darauf ist, seine junge Dynastie mit mächtigen Regentenhäusern großer Reiche eng verknüpft zu sehen.“

Die außerordentlich hohe Bedeutung, welche eine eheliche Verbindung des rumänischen Thronerben mit einer Enkelin der mächtigen Herrscherin Englands und Indiens für Rumänien hat, die hierdurch zwischen dem Königreich Rumänien und dem Weltreiche England hergestellten nahen Beziehungen, sind eine Anerkennung der nicht genug zu schätzenden großartigen staatsmännischen Leistungen König Karls und des Ansehens, zu dem sich Rumänien unter der Dynastie Hohenzollern emporgearbeitet hat.

Am 10. Januar 1893 hat sich in dem Residenzschlosse der Fürsten von Hohenzollern zu Sigmaringen der Akt vollzogen, der in den Annalen Rumäniens ein ungemein wichtiges Blatt ausfüllt, und dem eine eminent politische Tragweite zugeschrieben werden muß. Um den Traualtar standen: Deutschlands Kaiser in Allerhöchst eigener Person, Großfürst Alexis, der Bruder des Zaren, der zudem auch noch seinen Botschafter am Berliner Hofe, den Grafen Schuwalow sandte, Englands Herrscherin, vertreten durch den Herzog von Connaught, und der Abgesandte des Sultans, Tewfik Pascha aus Berlin. So glänzend auch der Kreis der übrigen fürstlichen Persönlichkeiten war, die ferner am Hochzeitsfeste teilnahmen, in ihrer politischen Bedeutung ragten die Vertreter jener vier Weltmächte weit über sie empor. Doch genug der Politik! Am Hochzeitstage schwinge Gott Amor seinen Zauberstab, führe er die Herrschaft! Ist ihm doch schon oft gelungen, der kalt berechnenden Politik ein Schnippchen zu schlagen und aller schlauen Diplomatie zum Trotz Herr des Feldes zu bleiben. Und bei diesem Hochzeitsfeste stellten sich ihm nicht einmal Schwierigkeiten in den Weg, daß auch er zur Geltung komme. Denn als Kaiser Wilhelm am 2. Juni verflossenen Jahres an der Tafel auf der Pfaueninsel zur Ueberraschung aller Welt die Verlobung seines Stammverwandten, des Prinzen Ferdinand von Hohenzollern, Thronerben von Rumänien, mit der Prinzessin Marie von Edinburg verkündete, da setzte der kleine Liebesgott eine recht hochmütige Miene auf und sagte zu sich selbst mit großer Genugthuung: „Was Seine Majestät da bekannt macht, das wußten wir schon lange.“

Dem erlauchten Brautpaare sind außerordentlich viele und kostbare Geschenke gemacht worden. Ein Geschenk übertraf alle Diamanten und Brillanten, das war die warme, herzinnige Liebe, mit der das Paar vor den Traualtar trat. Und so kann man wohl sagen, daß selten eine Hochzeit unter so glücklichen Auspizien gefeiert wurde als diese, denn sie wurde nicht nur mit allem Pomp und Glanz königlicher Würde begangen; was

mehr aufwiegt, sie war auch umgeben von allen Beweisen der Familienliebe und gegenseitiger Anhänglichkeit des fürstlich Hohenzollernschen wie des herzoglich Edinburgischen Hauses unter einander und des glücklichen Brautpaares an erster Stelle. Bevor diese Zeilen gedruckt sind, werden die Neuvermählten wohl schon die alte Heimat verlassen und die neue, Rumänien, betreten haben, wo sie von der durch diese eheliche Verbindung begeisterten Nation ungeduldig erwartet werden. Möge mit ihnen ziehen der vierfache Segen, den die zwei Elternpaare ihnen gespendet, und der Wunsch König Karls, womit dieser seine Rede schloß, in Erfüllung gehen: „Möge der Segen des Himmels das junge Paar auf seinem neuen Lebensweg begleiten!"

K. Th. Zingeler.

Im Karneval.

(Hiezu zwei Kunstbeilagen.)

Und wimmert auch einmal das Herz,
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Druck erzeugt Gegendruck, und die Natur strebt nach Ausgleich auch im menschlichen Gemüte. Es ist daher ganz natürlich, daß die leichtsinnige Welt selbst noch auf dem Vulkan tanzt, daß daher Vergnügungen gerade in den härtesten Wintermonaten am meisten sich häufen und das gesellschaftliche Leben in den Tagen vor Aschermittwoch seinen Höhepunkt erreicht. — Es ist bitter kalt, tiefer Schnee liegt auf den Bergen und ein eisiger Nord weht, trotzdem ist es auf den Straßen belebt, wie sonst nur gegen Weihnachten. Unter die Neugierigen mischen sich einzelne Masken, dann kommen ganze Züge daher — eine „Menagerie" mit einer schrillen, lärmenden Musikbande voran, dann eine „Mädchenschule" von ihren Lehrerinnen geleitet, die ein verfängliches Lied singen, und schließlich ein „Radfahrerklub", der am meisten Aufsehen erregt. Natürlich sind alle Velozipedisten kostümirt. Man sieht Gigerl in ungeheuerlichen Hüten und Schuhen, indische Nabobs und schwarze Dahomeyer. An der Spitze des Zuges fährt der Bannerträger des Klubs unter Palmen und einem phantastisch aufgeputzten Baldachin, ein mit einem Schild bewaffneter Radfahrer ohne bestimmte Charaktermaske macht ihm mit Pritschenhieben Platz. Ebenso viel Beifall wie sie findet die ältliche Dame, welche ihr Möpsle — eine mit Maulkorb und Decke ausstaffirte Cigarrenkiste — spazieren führt und sorgsam durch das Gedränge geleitet. Ein Hundefänger folgt ihr mit dem eifrigen Bestreben, ihr den hölzernen Liebling zu entführen. Mit dem sinkenden Tage leeren sich die Gassen und füllen sich die öffentlichen Wirtschaften. In den Häusern schmückt man sich zum Ball und je näher die Wohnungen dem Himmel liegen, um so ausgelassener ist die Freude. Welch ein Jubel hat das Dachkämmerchen erfüllt, in welchem die drei hübschen Ladenmädchen soeben in schmucke Junker sich verwandeln! Drunten im ersten Stock wechselt derweilen das hübsche Töchterchen des reichen Kommerzienrats geheime Liebeszeichen mit dem lustigen Vetter auf der Straße, dem ihr leiser, lächelnder Gruß sagt, daß er sie heute abend noch sehen werde. Ueberall in der ganzen Stadt erschallt Musik und bald sieht man an den hell erleuchteten Fenstern die rasch vorüberhuschenden Schatten tanzender Paare. Die Straßen werden einsamer und einsamer, nur auf den großen Plätzen und vor den großen Ballhäusern bleibt das Getreibe laut und bewegt bis tief in die Nacht hinein. Einzelne Paare kommen und gehen, die Droschkenführer haben eine goldene Ernte und je später die Stunde, um so bunter und grotesker die Bilder, welche an dem Auge des einsamen Beobachters vorüberziehen. Die ganze Menschheit scheint von einem Taumel ergriffen, der Champagnerpfropfen knallt selbst auf offenem Markt, bis es plötzlich von allen Türmen zwölf schlägt und der Aschermittwoch mit den Trunkenen den Kehraus tanzt.

—n

Der Bahnhof in Bombay.

(Hiezu das Bild Seite 831).

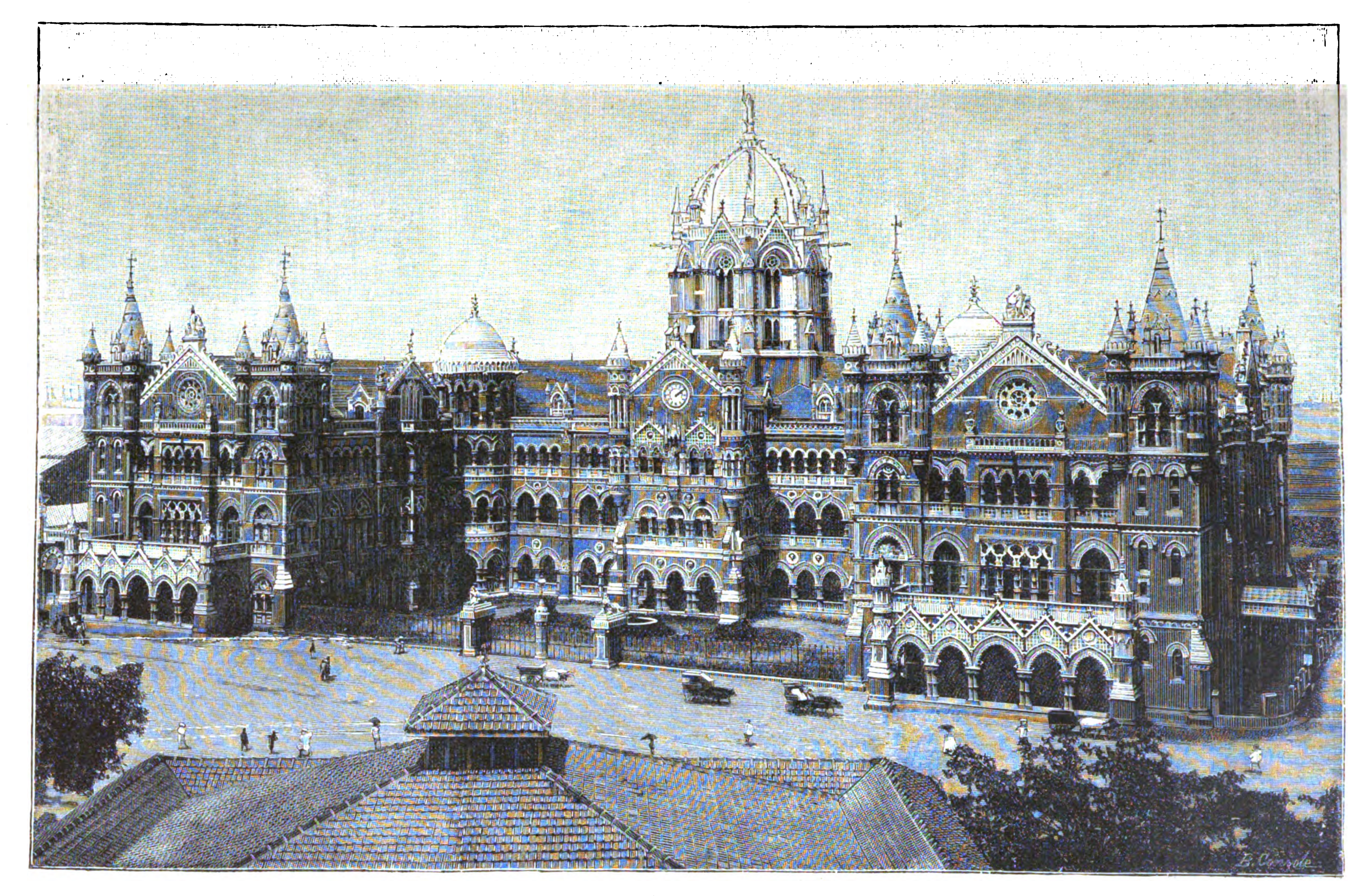
Den Anlaß zum Bau der ersten Bahnlinie in Britisch-Ostindien gab der amerikanische Sezessionskrieg in den Jahren 1861 bis 1864. Infolge dieses Krieges entstand nämlich in Europa, namentlich in England, ein so großer Mangel an Baumwolle, der sogenannte „cotton hunger", daß man zu der zwar etwas minderwertigeren, aber doch immerhin brauchbaren indischen Baumwolle greifen mußte. Der Umstand indes, daß die Ochsenfuhren meistens 300 bis 500 Kilometer zurücklegen mußten, um die Baumwolle aus den dieselbe produzirenden Distrikten bis zu den nächsten Hafenplätzen zu transportiren, machte den Export zu zeitraubend und zu kostspielig.

Die erste Bahnlinie aus dem Innern nach Bombay wurde daher rasch in Angriff genommen und in kurzer Zeit vollendet. Nach kaum zehn Jahren hatte Vorderindien bereits ein Bahnnetz von über 12,000 Kilometer Länge, das inzwischen mehr als verdoppelt worden ist.

Die meisten dieser Bahnen laufen in Bombay, der Hauptstadt der Landschaft Konkan, zusammen; denn nach Norden führt eine Bahnlinie über Surat, Lahore durch das Panjab bis Pahawar an der Grenze von Afghanistan, während bei Baratur und Bawari sich die Bahn nach Dehli und dem Gangesthale abzweigt, die bis Kalkutta hinunterführt. Südlich von Bombay geht die Linie über die portugiesische Kolonie Goa und wendet sich dann östlich nach Madras an der Koromandelküste, dem dritten Haupthafenplatze von Britisch-Ostindien. Von Madras aus geht eine Bahn wieder westlich nach Kalikut an der Malabarküste und eine zweite längs der Ostküste nach dem französischen Pondichery, von wo sie sich südlich bis Tinnevelli hinunterzieht. Nachdem auch die schroffen West-Ghats glücklich überschient worden, trafen sämtliche Bahnlinien Vorderindiens in Bombay zusammen, das durch seine außerordentlich günstige Lage, den vortrefflichen, durch die Inseln Elefanta und Salsette geschützten Hafen, in den Stand gesetzt wurde, Kalkutta vollständig den Rang als Hafenplatz abzulaufen. Früher brauchten die Dampfer von Bombay nach Kalkutta 10 Tage, während heute die Fahrt auf der direkten Bahn nur 65 Stunden in Anspruch nimmt, infolge dessen fast sämtliche Produkte aus Bengalen und dem östlichen Teile Vorderindiens mit der Eisenbahn nach Bombay befördert werden.

Es war wohl nur natürlich, daß die vor einigen zwanzig Jahren errichteten Bahnhofanlagen der Station Bombay dem so ungeheuer gesteigerten Verkehre der Jetztzeit nicht mehr entsprechen konnten. Vor etwa vier Jahren wurde dann mit dem Bau des bedeutend vergrößerten Bahnhofes begonnen, der nun bereits längst vollendet und dem Verkehr übergeben worden ist. Das wie ein fürstliches Schloß aussehende Stationsgebäude, von dem wir auf Seite 831 eine getreue Abbildung bringen, zeichnet sich durch geschmackvolle und höchst elegante Ausführung aus. Der große Turm in der Mitte mit dem Kuppeldache, auf dem die Statue der Kaiserin von Indien steht, und den hohen gotischen Fenstern, ragt mächtig über die zahlreichen kleineren schlanken Türme und Türmchen hervor, von denen noch zwei Kuppeln haben, während die übrigen spitz zulaufende Dächer tragen. Die Abfahrt- und Ankunfthallen sind im Erdgeschoße der beiden großen Eckflügel untergebracht. Das ganze Gebäude ist einer über 650,000 Einwohner zählenden Handelsmetropole wie Bombay vollkommen würdig, die bis zum ersten Hafenplatze und Haupteisenbahnpunkte des mächtigen britisch-ostindischen Reiches emporgeblüht ist.

v. B.



Der Bahnhof in Bombay.


Die Kirche in Salem.
Nach Originalphotographien von Hofphotograph G. Wolf in Konstanz.

Salem.

In dem lieblichen Thale der bei Ober-Uhldingen in den Ueberlingerarm des Bodensees fallenden Aach, nahe am Fuße des jäh ansteigenden Plateaus, auf dem sich Heiligenberg erhebt, liegt das ehemals reichsunmittelbare Stift Salem, das im Jahre 1804 als Entschädigung für die linksrheinischen Besitzungen an die Markgrafen von Baden kam und seither aufgehört hat, ein Kloster zu sein. Es ist ein stattlicher Gebäudekomplex, der noch immer Zeugnis ablegt von der Macht und Gewalt, dem Reichtum und der Opulenz der einstigen Insassen unter dem goldenen Krummstab ihrer Aebte, von denen der erste, Abt Frowein, als Begleiter und Dolmetsch des heiligen Bernhard Deutschland durchzog, um die treuen Söhne der Kirche zum Kreuzzuge aufzurufen und der letzte — Kaspar Oexle — nach beinahe siebenhundert Jahren, nachdem er noch den Zerfall und die Auflösung der einst so mächtigen Abtei erlebt, 1820 in aller Stille die Augen schloß. Es waren im ganzen ihrer vierzig. Der arme und strenge Cisterzienserorden, welchem Ritter Guntram von Adelsreuthe sein Besitztum Salem 1134 übergab, wußte durch kluge Herrschaft und Benützung seines Einflusses den Besitz bald zu mehren und allerlei Schenkungen und Privilegien zu erwerben. In Enthaltsamkeit und Kasteiung hatten die Mönche begonnen, ihre Lagerstätte war ein Strohsack, auf dem sie aber bloß bis Mitternacht schlafen durften, ihre Kost dürftig; von Kreuzerhöhung — Mitte September — bis Ostern dauerte das Fasten, Suppe aus Buchenlaub und getrockneter Brei statt des Brotes bildete ihre Nahrung; aber im Laufe der Zeit lockerte sich die Regel, und Salem wurde eine der reichsten Abteien des Schwabenlandes: es umfaßte nicht weniger als 58 Dörfer, worunter 19 Pfarrsitze, 10 Schlösser, mehrere Schaffnereien und viele Weiler und einzelne Höfe. Dem angewachsenen Reichtum mußte auch der Stiftsitz selbst entsprechenden Ausdruck geben, und Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wurde mit einem Klosterneubau begonnen, der an Pracht seiner Bedeutung nicht nachstehen sollte. Die reichen Sammlungen fanden ihrer würdige Stätten; die Münzen, Kupferstiche und das Naturalienkabinet sind noch immer sehenswert; drei Gewölbe übereinander bargen das Archiv, das auch Urkunden anderer oberschwäbischen Klöster in Kriegszeiten bewahrte, und ein großer Bibliotheksaal enthielt nicht weniger als sechzigtausend Bände, die nach der Säcularisirung insgesamt nach Heidelberg wanderten. Die Gebinde aber müssen ebenfalls in stattlicher Anzahl vorhanden gewesen sein, wenn man nach der erstaunlichen Ausdehnung der Kellergewölbe schließen darf, — die asketische Zeit des Darbens war eben vorüber. Ebenso war für die Repräsentation gesorgt: in dem Kaisersaal hängen die Bildnisse aller deutschen Kaiser. Aber auch die Kirche durfte von dieser stolzen Entwicklung nicht unberührt bleiben; sie sollte wenigstens mit ihrer Einrichtung an der Verschönerung teilnehmen — was man so damals unter Verschönerung verstand.

Glücklicherweise wurde wenigstens das Gebäude damit verschont, und so steht es noch heute das Auge erfreuend da als ein Denkmal edler Kunst. Namentlich sind es ein Sakraments-


Chorgestühle in Salem.





Fensterrosette in Salem.

denen auch der trotz aller schweren Kriegszeit immer wieder zum Aufblühen gelangende Wohlstand der ganzen Gegend fußt.

Die alte Herrlichkeit ist vorüber. Der Kirchturm ist abgetragen, das melodische Geläute der sechzehn Glocken, von denen die schwerste hundertundsechzig Zentner wog, verstummt, die Glocken selbst sind ausgewandert, wie die achtundsiebenzig Conventualen, auf welche die einstige Anzahl von mehr als dreihundert zusammengeschmolzen war. Als der letzte der Salemer Mönche starb — es war am 1. Mai 1855 — da brach am gleichen Tage ein gewaltiger Baum, der im Klostergarten stand, scheinbar ohne Anlaß in sich selbst zusammen. Er hatte sieben Jahrhunderte überdauert; nach der Sage war er am Tage der Gründung des Stifts gepflanzt. R. P.

häuschen und schöne Fensterrosetten, welche dem reingotischen Bau aus dem vierzehnten Jahrhunderte stilvollen Schmuck verleihen. Was als solcher in der späteren üppigen Zeit noch hinzugefügt wurde, trägt den Charakter des überschwenglichen Geschmacks jener Periode. Die zwölf Apostelfiguren über den Schwibbögen fügen sich indes noch immer gut der Architektur ein, die wohlgebaute Orgel wie die reichgeschnitzten Kirchenstühle am Eingange sind an und für sich bedeutende Werke, alles übrige, all' diese Attikas, Urnen, Säulen, Reliefs und Pyramiden, alle die Alabaster- und Marmoraltäre — nicht weniger als siebenundzwanzig — stehen in scharfem Gegensatze zu der ursprünglichen Einfachheit der Architektur.

Wie es sich nunmehr darstellt, ist das Münster geradezu ein Symbol. Es verdeutlicht das Ueberhandnehmen der Ueppigkeit und Verweltlichung innerhalb der Klostermauern. Doch soll darob nicht vergessen werden, daß gerade Salem seiner Wohlthätigkeit wegen stets gerühmt wurde. Die Chroniken erzählen von den Scharen Armer und Hungernder, welche in den Notjahren — und deren gab es gar viele — alltäglich gespeist wurden, ja als eine Art von Versorgungsanstalt sicherte das Kloster gegen mäßige Einzahlung seinen Pfründnern die nötigsten Lebensbedürfnisse; ganz besondere Anerkennung aber verdienen die vortrefflichen Kulturen, welche der umsichtigen Herrschaft der Aebte und dem guten Beispiele auf landwirtschaftlichem und ökonomischem Gebiete zu danken sind, auf

---

Von der Wiener Opernredoute.

Wien, am 2. Februar 1893.

Meine liebe, süße, einzige Klara!

Denke Dir, ich war doch wieder, trotz heftigen Protestes meiner Mama — Du weißt schon wo, nicht wahr? Auf der Opernredoute nämlich. Ach, Klara, mein Lieb, was ist das für ein Vergnügen! Ich kann es nicht lassen, lieber verzichte ich auf alles andere. Zum Tanzen komme ich mir schon zu alt vor — das weißt Du ja — und ohne männlichen Schutz, nur in Mamas Begleitung, geht es auch nicht gut, auf einem Eliteball zu erscheinen; man spielt da eine etwas klägliche Rolle; und dann, um an Pracht und Eleganz der Toilette mit den Ladies Patronesses zu konkurriren, müßte ich einen unerlaubten Eingriff in mein Toilettebudget thun. Aber eine Redoute, das ist ganz etwas anderes. Ein eleganter schwarzer Domino — ich trage ja, seit ich Witwe bin, meistens nur Schwarz, weil ich finde,

daß man am interessantesten darin aussieht — ist mit Hilfe einer verständigen Schneiderin um ein Geringes hergestellt — echte Spitzen und Brillanten sind die Hauptsache dabei. Kind, es ist ein so wonniges Vergnügen, sich zu vermummen, sich so schändlich häßlich zu machen und dabei das angenehme Bewußtsein zu haben, doch von Natur aus hübsch zu sein — es ist, als ob wir mit unserer Verunstaltung den Männern einmal einen Possen spielen wollten — sie müssen uns nicht immer hübsch und geschmückt, schmachtend und zurückhaltend sehen. Wir wollen einmal häßlich und doch begehrt sein,

Kirchenschiff in Salem.

wollen ungebunden, ausgelassen sein — tant pis — man ist nur einmal jung. Habe ich recht, Klärchen, mein Herz? Du, freilich, mit Deinem strengen Mann! Nun, dafür hast Du andere Dinge, die ich entbehren muß, und ich muß mich wirklich zerstreuen, sonst . . Doch, um endlich alle Gründe anzuführen, die für eine Redoute sprechen, so denke Dir nur, wie bequem! Du brauchst keine Friseurin, Du brauchst, wenn Du nicht willst, Dich nicht einmal zu pudern — denn wer sieht Dich? Dafür sieht man Dir vor allem auf die Hände, ob sie schön und elegant gantirt sind, auf die Füßchen, wenn Du nämlich so geschickt bist, dieselben so zu zeigen, daß man die Absicht nicht merkt. Welche Rolle ein niedlicher Fuß und eine schöne Hand auf der Redoute spielen, davon hast Du, Du unerfahrenes Kind, keine Ahnung. Und erst ein angenehmes, weiches Organ, ein bestrickendes Lachen! Welche Waffen, wenn man sie zu gebrauchen weiß! Rasend kannst Du sie damit machen — die Männer nämlich — ach, es ist ein tolles Vergnügen, sage ich Dir, und man kommt



immer um vieles klüger und erfahrener nach Hause, als man hingefahren ist.

Jetzt laß Dir aber in chronologischer Reihenfolge alles erzählen. Ich ging also — diesmal ohne Mama — mit einer verheirateten Cousine, die von ihrem eifersüchtigen Manne keinen kleinen Augenblick verlassen wurde. Ich stahl mich aber sehr bald von der Seite meiner liebenden Verwandten. Bevor ich Dir aber weiter erzähle, muß ich Dir einen Verdruß schildern, dessen Nachwirkung mir eigentlich die Erinnerung an diesen denkwürdig schönen Abend trübt.

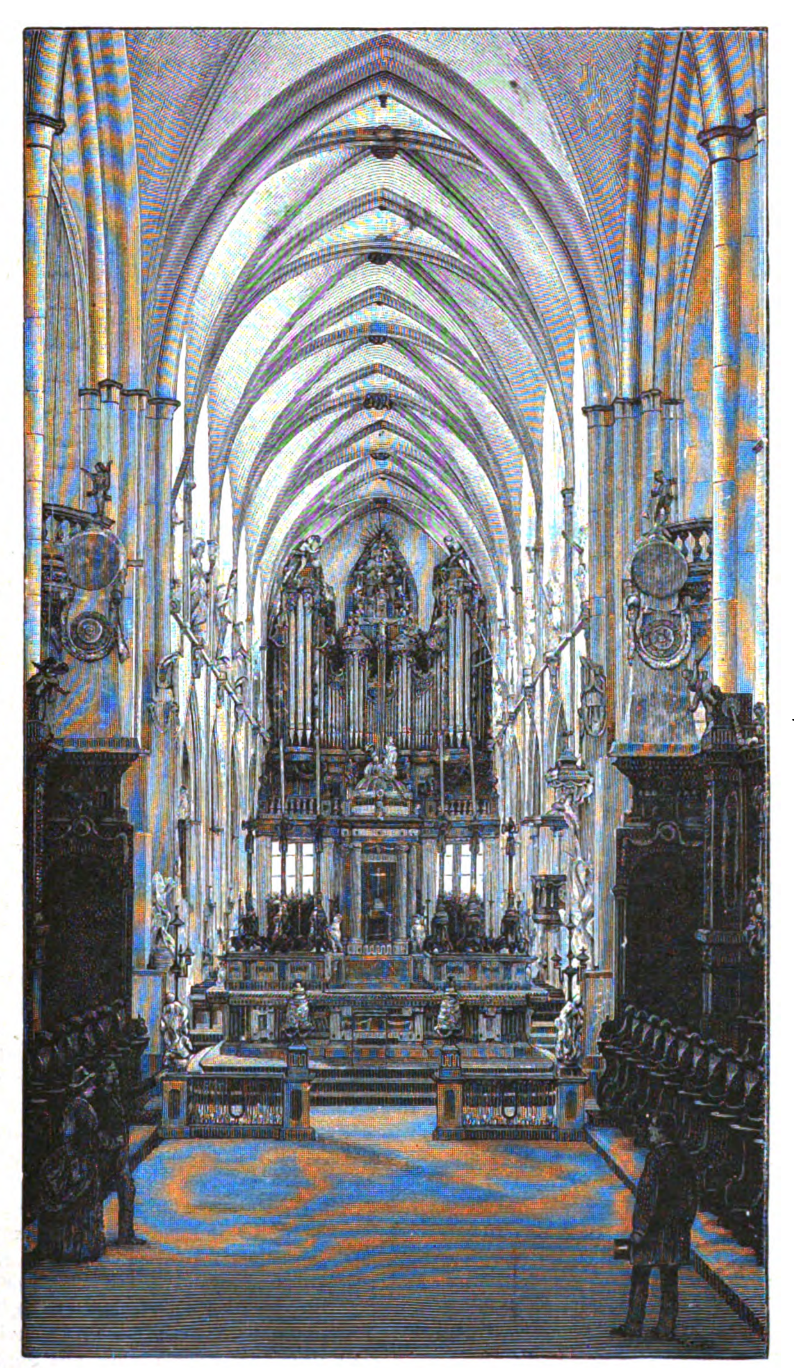
Also höre: Du weißt doch, daß S., der berühmte S., der jetzt bei uns in Wien Redakteur beim . . . blatt ist, mich hin und wieder besucht. Als ich ihm eines Abends, nicht lange nach der Redoute, meine Erlebnisse erzählte, natürlich nur so weit, als ich sie eben einem so indiskreten Menschen erzählen kann, unterbrach er mich mit der liebenswürdigen Bemerkung, daß ich ganz ausgezeichnet erzähle, nur etwas weitschweifig — das nannte er „epische Breite“ — und er riet mir, alles so, wie ich es ihm eben sagte, niederzuschreiben und mich überhaupt im Schreiben zu versuchen. Der Verführer, der Verräter! Zuerst will ich natürlich nichts davon wissen — es ist ja doch ganz etwas anderes, wenn man einer guten Freundin schreibt, die sich nur um das „Was“ und nicht um das „Wie“ kümmert, als wenn man sich niedersetzt mit dem schrecklichen Bewußtsein, für die Oeffentlichkeit schreiben zu müssen. Aber, Klara, der Mensch ist ein schwaches, haltloses Wesen, sage ich Dir. Bat er so eindringlich oder wußte er meiner Eitelkeit so zu schmeicheln, daß ich mich verleiten ließ? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich, als er fort war, einen Bogen Kanzleipapier nahm, mich niedersetzte und über einen Anfang nachzudenken begann. Als ich diesen endlich gefunden hatte, war auch mein Federstiel vollständig zerkaut — aber ich schrieb weiter mit dem zerkauten Federstiel, in atemloser Hast, viel, viel, als ob es mir nur um das Zeilenhonorar zu thun gewesen wäre, und die Gedanken überfluteten mich so, daß ich sie nicht rasch genug zu Papier bringen konnte, und — Klara, wahrhaftig, es war nicht so übel. Ich fand dann ohne Mühe die reizendsten Wendungen, machte einige launige und geistvolle Bemerkungen, schilderte lebendig und schwungvoll und zählte sogar, wie ein richtiger Ballreporter, alle berühmten Persönlichkeiten auf — kurz, ich glaubte mit meiner Leistung zufrieden sein zu können. Hätte ich nur je in unserer seligen Schulzeit mir halb so viel Mühe mit einem „deutschen Aufsatz“ gegeben, Professor K. hätte mir sicherlich die beste Note eingeschrieben, und Du weißt doch, wie streng er war. Also, ich war fertig, und nun kam der liebenswürdige „gute Freund“, wie er sich nennt, liest die Arbeit durch, und ich beobachte ihn dabei — er macht sein unausstehlichstes Gesicht, dreht sich in einem fort den arroganten Schnurrbart und sagt schließlich in väterlich wohlwollendem Tone: „Für eine Dame recht nett, aber für eine Redaktion unbrauchbar.“ Also umsonst die Mühe, vernichtet meine geheime Hoffnung! Denn, daß ich Dir's nur gestehe, aber nur Dir natürlich, ich hoffte doch, mich einmal gedruckt zu sehen. Es kam zu einer Scene zwischen uns, aber nur zu einer stummen. Ich nahm ihm nämlich die losen Blätter mit eisiger Ruhe aus den Händen und überlieferte mein Opus I dem Flammentode im Kamin. Erst als ich eine Weile in die flackernde Flamme geschaut hatte, — Du weißt, daß ich das liebe — ward mir leichter. Und nun bedauerte der Heuchler, das „kostbare Dokument“ nicht gerettet zu haben. Ich sage Dir, Klara, die Menschen im allgemeinen sind schlecht und nichtswürdig, aber Journalisten oder, wie sie sich lieber nennen hören, Schriftsteller, sind die — na, lassen wir das! Und jetzt, liebes Herz, nachdem Du das weißt, mußt Du mir einen Gefallen erweisen. Ich habe nämlich zum Glück noch das Konzept, und Du, Du einzige, aufrichtige, neidlose Freundin, sollst jetzt urteilen, ob es wirklich „unbrauchbar“ gewesen wäre. Du hast das richtige Verständnis, Deine Urteile über Bücher sind immer so zutreffend.

Fasten ist da. Prinz Karneval trieb es am blauen Donaustrande, wo es ihm am behaglichsten zu sein scheint, so toll, daß bewährte Diagnostiker ihm mit Sicherheit ein jähes Ende vorhersagten. Da schauten denn die schönen Augen der Wienerinnen ihm ängstlich forschend ins Gesicht und zählten klopfenden Herzens, die zu raschen aber immer matter sich anfühlenden Pulsschläge. Jede möchte gerne dabei sein, wenn er den letzten Seufzer aushaucht, wenn er die Augen, die so lustig und lebensfroh blitzten, für die Ewigkeit schließt — denn sind zwölf lange Monate für Wartende und Harrende, Hoffende und Sehnende keine Ewigkeit? Da hat jede noch einen unausgesprochenen Wunsch, eine allerletzte Bitte an seine sterbende Hoheit zu richten — ach, nur noch dies und noch das, und diese Saison muß es noch sein — denn wer weiß, was nächstes Jahr ist? Nächstes Jahr ist die Wienerin immer schon verheiratet und damit ruhig und wunschlos geworden. Die heitere Lebensfreudigkeit der Wiener stirbt aber nicht aus. Von Weihnachten bis Ostern ist das Leben ein fortgesetzter Cotillon mit wechselnden Figuren, und während die „goldene Jugend“ auf zahllosen Thés dansants, Kränzchen und Elitebällen tanzt, unterhält sich die „reifere Jugend“ nicht minder gut, aber weniger strapaziös. Die „fine fleur“ der Wiener Faschingsvergnügungen, das Rendezvous der eleganten Lebewelt, ist die Wiener Spezialität der Opernredoute. Da werden Wochen vorher schon Intriguen gesponnen, anonyme Billete versendet, Rendezvous verabredet, geheime Zusammenkünfte mit Putzmacherinnen gehalten. Und endlich naht der verheißungsvolle Abend — für so manchen und manche verhängnisvoll. Wer um halb zwölf Uhr bei seinem Rendezvous sein will, muß mindestens um 10 Uhr vom Hause fort, denn dichtgedrängt, in vier Kolonnen, stehen die Wagen. Der stämmige Portier öffnet den Wagenschlag, ein schöner Fuß in schwarzem Seidenstrumpf und tief ausgeschnittenem Schuh wird sichtbar, und heraus wickelt sich ein ungeheures, meist schwarzes Etwas — ein eleganter Domino.

In der Garderobe schon beginnt der tolle Spuk. Da trifft die junge Frau, die sich ohne Vorwissen ihres Mannes einen Domino zurechtgelegt hat, den Herrn Gemahl mit einem originellen, aber nur sehr schwach verhüllten Domino am Arme, den die geübten Augen der umstehenden Theaterhabitués sofort als die kleine R. vom Theater an der Wien erkennen. Zornentbrannt wendet sich die gekränkte Frau ab, wirft ihren Pelz dem Garderobier hin. — „Aber was ist das?“ Der Herr Gemahl stutzt. Ist das nicht der Pelz seiner Frau? Und ist das nicht der Fächer, den er ihr erst zu Weihnachten schenkte? Ja, richtig, da ist ihr Monogramm in Brillanten, ja, ja, das ist sie, ihren Schmuck erkennt er, ihr Räuspern war es soeben. Aber sie lag doch müde auf der Chaiselongue, als er fortging, ganz vertieft in einen Roman! Merkwürdig! Dem muß er auf die Spur kommen. Fast ist er versucht, seine „Freundin“ stehen zu lassen und nach Hause zu eilen, aber das geht denn doch nicht. Er beruhigt sich; er würde sein kleines Weibchen sicher schon tief schlafend finden und wäre vor Frau und Freundin blamirt.

Also vorwärts denn, in den Saal! Der beunruhigte Ehegatte und die zornentbrannte, eifersüchtige, kleine Frau geraten im Gedränge immer dichter aneinander und messen sich und bohren ihre Blicke ineinander. Gerne hätte er sie angesprochen, aber das geht nicht, der Herr muß warten, bis der Domino ihn anspricht, und der hütet sich natürlich. Schon hat sie am obersten Treppenansatz den Grafen A. erblickt, dem zu liebe sie dies gefährliche Wagnis unternommen, rasch seinen Arm erfaßt und ist mit ihm den Blicken des besorgten Ehegemahls entschwunden. Armer, betrogener

Betrüger! Auf der Treppe, die von dem kleinen Foyer und der Kammerherrnloge in den Saal führt, stehen rechts und links, den Zug der Eintretenden flankirend, alte und junge Herren, im Minnedienst ergraute Helden und junge Knappen, die sich diesem Dienste erst weihen wollen und nur auf den Ritterschlag von schöner Frauenhand warten. Kleine Wortgefechte, Scharmützel mit Fächern, Taschentüchern beginnen. Jeder sich durchzwängende Domino muß sich da irgend eine mehr oder minder witzige Bemerkung dieser Phalanx gefallen lassen. Ein eleganter schwarzer Spitzendomino trägt quer über die Brust, wie ein Ordensband, eine breite weiße Echarpe und darauf in großen, goldgestickten Lettern die berühmten Worte: „Honny soit, qui mal y pense“. Welche Witze werden über diese Devise gerissen! Aber der kleine, mutige Domino parirt kühn alle Angriffe, und während er sich augenscheinlich die größte Mühe gibt, dieses Spießrutenlaufen zu beenden, replizirt er blitzschnell und schlagfertig auf jede Bemerkung. Endlich ist man im Saale unten. Welch ein Gewühl! Wie ein Meer wogt und rauscht und brandet es. In überwiegender Mehrzahl ist die Herrenwelt da, im schwarzen Frack natürlich, aber auch gold- und silberstrotzende österreichische und fremdländische Uniformen sind vielfach vertreten, darunter die elegante Uniform der österreichischen Marineoffiziere. Und welche Fülle schöner und origineller Dominos, in allen Farben, aus allen Stoffen. Vom duftigsten Tüll bis zum schwersten Sammet und Peluche. Alles mit Diamanten besät, mit Blumen überstreut, viele mit originellem, aber nicht immer geschmackvollem Kopfputz. Und diese parfümgetränkte Atmosphäre! Wie das berauscht!



Orgel in Salem.

Geblendet wenden wir den Blick, ein berückendes Schauspiel bietet sich uns. Auf der breiten, mit Orchideen geschmückten Treppe wogt es — ein ewiges Kommen und Gehen und Stehen, ein Winken und Nicken, Erkennen und Begrüßen. Und welch herrliches Bild bieten die Logen! In prächtigen, tief dekolletirten Balltoiletten sitzen Damen, meist den „upper tenthousand“ angehörend, die unten im Gewühl nicht mitthun wollen oder — dürfen. Das Auge ruht trunken auf diesem herrlichen, glanzvollen, immer wechselnden Bilde, aber nur einen kurzen Augenblick kann man sich diesem Genusse hingeben, denn die sich langsam fortwälzende Menge schiebt uns mit vorwärts, zieht uns mit sich. Da huscht, uns fast umrennend, ein rosenfarbener Domino an uns vorüber und steckt einem älteren Herrn, der eifrig auf einen weißen Domino einspricht, ein rosenfarbenes Brieschen in die Hand. Interessirt und intriguirt will der alte Herr, noch ehe er gelesen, die flinke Briefbotin festhalten, aber schon ist sie fort, und wir sehen sie eben noch ein ebensolches Brieschen, wahrscheinlich nur mit anderem Inhalt, einem stadtbekannten Don Juan übermitteln. Dieser ist eben im Begriffe, von einem reich mit Brillanten geschmückten Domino Abschied zu nehmen, indem er sich neigt, um auf die kleine Hand der eleganten Dame einen Kuß zu drücken. Rasch fährt die Sibylle dazwischen und schiebt ihr bedeutungsvolles Brieschen so geschickt hin, daß er statt des Händchens das Billetdoux küßt. Ja, „zwischen Lipp' und Kelchesrand, schwebt oft der dunkeln Mächte Hand“, ruft sie dem verblüfft Dastehenden zu und ist fort, ehe er noch Zeit gefunden, sich zu fassen. Noch fünf solcher Brieschen verteilt die kleine Hexe an

verschiedene Herren, die sie offenbar kennt, und auf den Mienen der Empfänger dieser anonymen Zeilen liest man deutlich den Eindruck, den sie hervorrufen. Belustigt, entzückt, intriguirt, verstimmt, betroffen, stehen die armen Opfer da und spähen nach der Entschwundenen. — Ein höchst eleganter, stilgerechter Domino in gelbem Moiré antique schreitet ängstlichen Schrittes neben einem jungen, sehr distinguirt aussehenden, monoclebewaffneten Herrn her. Er ist Attaché bei der X.'schen Botschaft, sie ein schönes Kind aus der „besten Gesellschaft". Mit ihrem Papa ist sie da, er ließ sie nur einen Augenblick allein, und sie hat den Mut gehabt, die Zeit zu benützen, und hat, innerlich bebend zwar, aber doch entschlossen, ihre Hand leicht in den Arm des schönen Attachés geschoben. Wie ihr das Herz klopft! Nun könnte sie ihm ja alles sagen, was sie ihm unlängst auf dem Balle bei der Gräfin Z. nicht zu sagen vermochte. Er hat sie sofort an ihrem süßen Stimmchen erkannt, und ihr Papa hat ihm bestätigend zugezwinkert. Er will ihr aber den Spaß nicht verderben und geht galant auf ihr Necken und Versteckspielen ein. Eben lacht ein eleganter blonder Marineoffizier über ein launiges Wort seiner Begleiterin, des schon einmal erwähnten Domino mit der Devise des Hosenbandordens, laut auf und beugt sich tief, um einen Blick auf ihr entzückendes Füßchen zu werfen; offenbar will er an dem Fuße die Besitzerin desselben erkennen, nachdem ein Versenken in ihre schönen Augen zu keinem Resultate geführt zu haben scheint. So kämpft man da auf loyale und illoyale Weise, mit erlaubten, aber oft auch mit unritterlichen Waffen. Da steht, in eine etwas dunkle Nische gedrückt, unser hübscher, noch junger Handelsminister, von drei auf ihn gleichzeitig in allen möglichen Sprachen einstürmenden Dominos belagert. Sein heiter angeregtes Gesicht beweist, daß ihn momentan keine verwickelte handelspolitische Frage, sondern nur die Sorge drückt, den Anforderungen, die diese schönen Damen an seinen Geist stellen, gerecht zu werden. In nächster Nähe steht der Botschafter eines uns befreundeten Staates und sagt einem schönen, seine Reize nicht neidisch verhüllenden Domino Artigkeiten oder sonst etwas Angenehmes ins Ohr, denn die Dame lacht laut und gibt ihm einen strafenden Schlag mit dem Fächer. — Ein heiteres Kleeblatt versperrt uns den Eintritt zum Logengang — es ist einer der berühmtesten Redoutehabitués, ein allbekannter, gerngesehener Hofrat. An seinen beiden Armen hängen Dominos und bearbeiten den Aermsten, was ihm aber sehr zu behagen scheint, denn seine geistvollen Augen blitzen. Dankbar drückt er das Händchen der einen, küßt das der andern — unser Hofrat wird auch mit einem Dutzend Dominos fertig.

Hofballmusikdirektor Eduard Strauß hat eben eine Pièce mit bekannter Verve und Eleganz zu Ende dirigirt. In der Pause verläßt er das Podium und begibt sich in den Saal. Aber gleich beim ersten Schritt hängt sich ein Domino in rotem Peluche in seinen Arm und sucht mit ihm eine stille Ecke zu gewinnen. Sollte sich der schöne Kapellmeister vielleicht nur diesem Domino zu liebe in den Saal begeben haben? — Eine berühmte weibliche Theatergröße amüsirt durch ihr lustiges Geplauder eine kaiserliche Hoheit, Erzherzog X., der zu ihren Neckereien herzlich lacht. Da posiren zwei unserer männlichen Lieblinge vom Burgtheater. Ruhig, man könnte sagen teilnahmslos steht der vergötterte Wüterich da, nur ein ironisches Lächeln um den häßlichen, geistvollen Mund. — Die berühmte Deutschmeisterkapelle beginnt eben unter Ziehrers bewährter Leitung einen Walzer, und viele kleine Füßchen klopfen während des Stehens oder Sitzens den Takt dazu. Ein Geschwirr von Stimmen, das Lachen schöner Frauen, das wie Schwalbengezwitscher klingt — berückend und berauschend. Jede Nische ist besetzt, aus jedem Winkel scheucht man ein flüsterndes Pärchen auf — hier wurde eben ein Rendezvous verabredet, dort hält eine erzürnte Gattin dem lockeren Gemahl den Prolog zur nachfolgenden Gardinenpredigt. Der Höhepunkt des lustigen Treibens ist erreicht — 1 Uhr ist längst vorüber. Die Buffeträume Sachers füllen sich allmälich, der Schleier des Geheimnisses ist gelüftet. Viele Damen haben ihre Larven abgenommen und soupiren hier an kleinen Tischchen à deux, höchstens à quatre. Austern werden zu Dutzenden geschlürft und mit Champagner hinabgespült. Wer nicht gesehen werden will, läßt sich ins Restaurant Sacher hinüberführen, und bald ist kein Cabinet particulier mehr frei. Ein hartgesottener Sünder, der den Becher der Freude bis auf die Neige leeren will, ruft gar dem Fiaker das bekannte Wort: „Sophiensaal" zu. Da hält die kleine Putzmacherin, die um 10 Uhr noch der grande dame an der Toilette die letzten Stiche zu machen hatte, oft in einem nicht minder eleganten Domino Cercle, und unsere blasirten Roués suchen sich hier für den Zwang, den sie sich in der „Gesellschaft" auferlegen mußten, zu entschädigen. Nur der kleinste Teil der Redoutebesucher fährt ehrbar nach Hause. Gegen 3 Uhr morgens liegen die kolossalen prachtvollen Räume unseres Opernhauses leer, der hellstrahlende Lichterglanz ist erloschen. Und wo vor einer Stunde noch der Wiener Fiaker mit seinem eleganten „Zeugl" das Terrain beherrschte, da rumpelt jetzt über die asphaltirte Straße ein Milchwagen vom Lande, mit einem schlafenden „Milimadl" als Rosselenkerin auf dem Bock.

Also, Kind, hast Du gelesen? Und wie gefiel es Dir? Schreibe mir nur gleich, ich brenne vor Ungeduld. Aber der Brief ist furchtbar lang geworden, und ich bin nun zu schläfrig, um weiter zu schreiben. Ich erzähle Dir also nächstesmal von meinen Abenteuern. Grüß mir Deinen Mann und sag ihm nichts, hörst Du? Aber Du weißt ja eigentlich noch gar nichts.

In alter Liebe Deine Eugénie.

P. S. Eben fällt mir ein, daß ich Dir noch etwas erzählen muß, doch lasse ich mir's für den nächsten Brief; es hat damit keine Eile. Antwort umgehend!

Malwina Eugénie Günther.

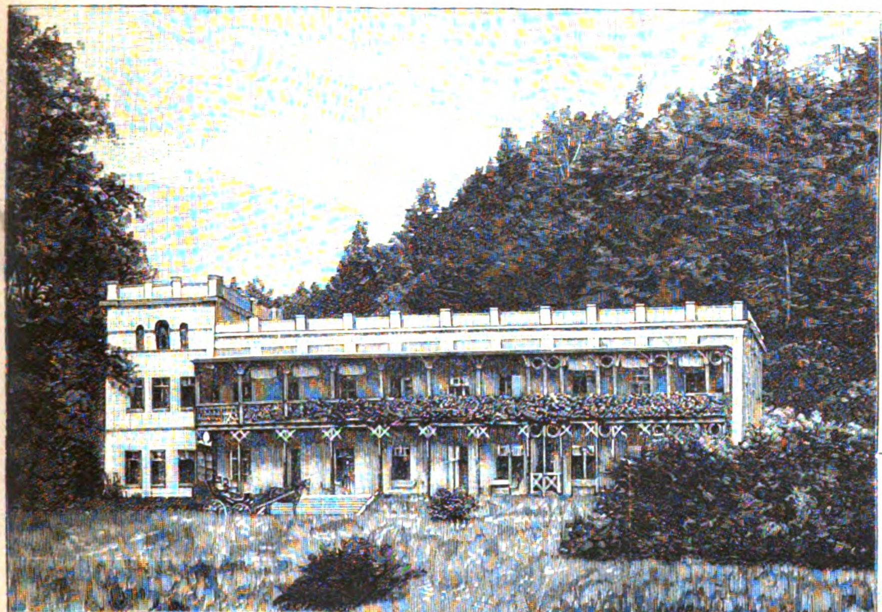
Fahrendes Volk.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Je weiter wir in die südlichen Länder des europäischen Weltteils eindringen, um so häufiger stoßen wir auf den Landstraßen und in den Städten und Dörfern auf Mitglieder jener eigentümlich interessanten Menschenklasse, welche wir mit dem Namen „Fahrendes Volk" bezeichnen. Es sind die von Ortschaft zu Ortschaft ziehenden Künstler, die ihre verschiedenen Künste und Fertigkeiten den erstaunten Zuschauern zum besten geben. Sie suchen natürlich mit Vorliebe kleinere Orte auf, da ihre oft nur sehr bescheidenen Schaustellungen dort das dankbarste Publikum finden. Aber viele der später berühmt gewordenen Künstler haben solche kleine Anfänge gehabt und in ihrer Jugend sich ihr Brot auf so armselige Weise durch ruheloses Umherwandern von einem Jahrmarkt zum andern verdient. Auch die umherziehende kleine Truppe, die wir auf unserm Bilde erblicken, wie sie gerade in der engen Straße einer kleinen italienischen Stadt ihre Vorstellung gibt, ernährt sich nur kümmerlich durch die fragwürdigen Kunststücke des kleinen, erbärmlichen Affen, der mit sehr resignirter Miene auf dem Rücken eines ebenso dürftigen Esels sitzt. Und doch sind diese Leutchen zufrieden und guter Dinge, sie führen ein freies, ungebundenes Leben, das auch seine Reize hat, die aber nur kennt und würdigt, wer selbst einmal als Bohémien mit durch die weite, weite Welt gezogen ist.

Muskau.

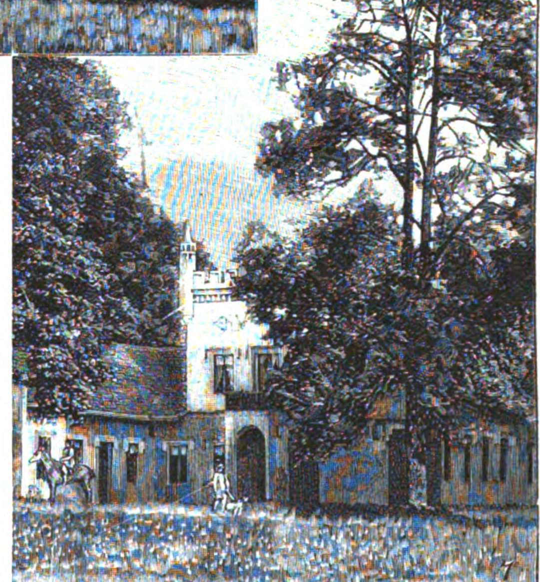
Inmitten der grünen Kiefernwaldungen, welche einen großen Teil der preußischen Oberlausitz bedecken, liegt die Standesherrschaft Muskau mit dem Schlosse und der Stadt gleichen Namens. Das Schloß (S. 850), ein Bau im reichsten Renaissancestil, halbkreisförmig vom Wasser umgeben das aus der Neiße durch den Park geleitet wird, um unterhalb in dieselbe zurückzukehren, ist von drei Seiten umschlossen von dem berühmten Parke, den der um die Landschaftsgärtnerei so verdiente Fürst Pückler vor ungefähr siebenzig Jahren fast zauberhaft geschaffen hat, während an der vierten Seite die Stadt angrenzt, die außer den Kirchen kein altertümliches Gebäude besitzt, da sie im Jahre 1766 durch eine Feuersbrunst fast gänzlich eingeäschert worden ist. Jenseits der Stadt, die sich an die das Neißethal einschließenden Höhen lehnt, setzt sich auf diesen letzteren der Park fort, welcher Teil, im Gegensatz zu dem Schloßpark, der Bergpark heißt. Letzterer ist an schönen Aussichten sehr reich, wogegen ihm die prachtvollen Wiesenflächen fehlen, die sich zu beiden Seiten der Neiße erstrecken und mit selten schönen alten Eichen und Linden, teils einzeln stehend, teils in Gruppen oder zu Hainen vereinigt, geschmückt sind. An Eichen kommen hier in der That die herrlichsten Exemplare vor, so mißt zum Beispiel eine auf einem Meter Höhe dreizehn Meter im Umfang und enthält in ihrem Innern einen hohlen Raum, der der Größe eines kleinen Zimmers entspricht.


Das neue Logirhaus im Hermannsbade.

Das vornehmste Ziel der Besucher des Parkes ist in neuerer Zeit die im Jahre 1888 erbaute Gedächtniskirche (S. 851) mit einem Sarkophage der verewigten Gräfin Arnim, geborenen Lotzbeck von Weyhern, aus weißem Marmor von Begas gemeißelt, während sich in dem die Kirche umgebenden von einer Mauer eingehegten Garten ihr Grab befindet. Leben und Tod grenzen auf diesem reizenden Friedhof nahe aneinander: Von der Treppe der Kirche bietet sich eine Aussicht voll Leben auf die Stadt, das Neißethal mit seinen Dampfessen bis zu den fernen Höhen, die in Dunst gehüllt am Horizont erscheinen, während rückwärts der von hohen Bäumen beschattete Gottesacker den tiefsten Frieden atmet.

Ferner finden sich zwei Punkte, wo der Spaziergänger Erfrischungen findet, im Schloßpark das sogenannte englische Haus (S. 849), einer englischen Cottage nachgebildet, und im Bergpark der sogenannte Bockkeller, der um seines tiefen Schattens und ausgezeichneten Gebäckes willen vorzugsweise von den Damen des Bades besucht wird.

An den Abhängen des Bergparkes, ganz nahe dem Spiegel der Neiße liegt das Hermannsbad, wo Bäder von eisenhaltigem Moor, von Fichtennadeln und Eisenwasser genommen werden und eine Menge überraschender Heilungen sich Jahr für Jahr wiederholen. Muskau ist allerdings kein Weltbad; denn ihm fehlen die Vergnügungen, die auch Gesunde an die Badeorte fesseln. Indessen ist für die Bequemlichkeit der Badegäste alles mögliche gethan. Vier Logirhäuser (S. 845) enthalten eine beträchtliche Zahl Wohnungen von verschiedener Größe und zu verschiedenen Preisen, und sollten sie nicht reichen, so finden sich auch in der Stadt noch Wohnungen genug. Eine gute, nicht teure Table d'hôte in einem neu erbauten Saale vereinigt


Das Jagdschloß (Vorderseite.)



Muskau.



Blick vom Bade-Restaurationshause aus.

die ganze Badegesellschaft, während man abends nach der Karte speisen kann. Auch ist es möglich, sich in ganze Pension zu begeben. (S. 849): Täglich zweimal konzertirt die Badekapelle, und der Park bietet für den Naturfreund eine große Menge Spaziergänge, die, kaum durch den Regen unterbrochen, sogleich fortgesetzt werden können, da zehn Minuten nach dem stärksten Guß die vortrefflichen Wege wieder gangbar sind. Auch regnet es in Muskau nachgewiesenermaßen seltener als in der Umgegend, und dabei ist die Luft durch die zahllose Masse Nadel- und Laubholz eine in hohem Grade erfrischende.

Die außerordentlich entwickelte Industrie in Muskau und der Nachbarschaft bietet dem Fremden viel des Interessanten. In der Stadt ist es das Töpfergewerbe, das hier schon vor mehr als zwei Jahrhunderten blühte und seine Waren in ferne Länder versandte. Im Park selbst besteht eine Papierfabrik, der drei Holzstoffsabriken das Material zur Verarbeitung liefern, die 150 Zentner Papier täglich fertig stellt und seit der Ausstellung in Australien einen Weltruf genießt. Außerdem gibt es eine Tuchfabrik, mehrere Glasfabriken und Ziegeleien und in der Nähe eine Eisengußfabrik und eine Thonwarenfabrik von Apparaten und Gefäßen für chemische Zwecke (L. Röhrmann), die sich ebenfalls eines Weltrufes erfreut, weil sie allein diese Gegenstände herzustellen vermag. Sonach findet auch derjenige, der sich für die Industrie interessirt, reiche Gelegenheit, das Verschiedenste anfertigen zu sehen.



Das Schloß von der Ostseite.

Endlich bieten sich den Badegästen auch hübsche Ausflüge dar, wie der in die Wussina, eine Waldpartie an der Neiße, an den Braunsteich mit prachtvollem Waldwege, in die Glashütte Jämlitz, wo Trinkgefäße aller Art gefertigt und reizend geschliffen und gravirt werden, und endlich in das drei Stunden entfernte Jagdschloß (S. 846) das inmitten eines über 12,000 Morgen großen Wildparkes liegt und wo die abends vor sich gehende Fütterung des Wildes einen reizenden Anblick gewährt. Equipagen zu diesen Ausflügen sind stets zu haben.



Das englische Haus.



Schließlich sei noch erwähnt, daß eine von Muskau nach Weißwasser führende Zweigbahn den ersten Ort mit der von Berlin nach Görlitz führenden Bahn verbindet. K.

Vom Rauchen.

Unser Hoffen, unser Streben,
Rauch ist unser ganzes Leben
Und sein köstlichster Genuß.

A. Träger.

Je bedürfnisloser der Mensch ist, desto zufriedener ist er natürlich. Wer also überhaupt nicht raucht, wird nie die Pfeife oder die Cigarre schmerzlich vermissen. Indessen sind wir weit entfernt, König Jakobs „Misokapnos" etwa billigen zu wollen. Abgesehen davon, daß selbst die Tiere bis in die tiefsten Stufen hinab, daß alle Völker des Erdballes ihre besonderen narkotischen oder erregenden Genußmittel besitzen, deren Gebrauch nicht einmal die grausamsten Strafen verhindern konnten, läßt sich dem Tabak manche gute Eigenschaft nachrühmen. Sein aromatischer Rauch beruhigt das Gemüt und belebt die Einbildungskraft, seinen blauen Wölkchen nachblickend, lassen wir uns in langweiligen Situationen über die Zeit hinwegtäuschen. Hunger und Durst, Frost und Hitze, Ermüdung und Schlafbrechen wird unter seinem Einflusse leichter ertragen, er verscheucht dem im Freien Beschäftigten die lästigen Stechmücken, regt die Unterleibsthätigkeit an und wirkt, indem er die Mundflüssigkeiten alkalisch erhält, konservirend auf die Zähne. Zweifellos tötet der Rauch auch giftige Bazillen und mag darum manchmal Ansteckungen während herrschender Epidemien verhüten. Andererseits freilich muß der Tabak ein Gift, und zwar ein Nerven- und Herzgift genannt und als solches nach Umständen für verderblich erklärt werden. Bei dem ausgedehnten Konsume desselben dürften darum einige Regeln nicht unwillkommen sein, deren Befolgung Raucher vor Schaden bewahren kann.



Die Begräbniskirche.

1) Jugendliche, noch in der Entwicklung stehende Personen haben auf den Tabakgenuß zu verzichten, ebenso alte, herzschwache Leute.

2) Auch Erwachsene müssen mit Maß und Ziel rauchen, denn Zittern, Herzunruhe, Schwindel, Sehschwäche, Appetitlosigkeit, Abmagerung, ja schwere Nervenzufälle rühren sowohl von zu viel Rauchen als vom Rauchen sehr starken Tabaks her. Das alles ist freilich individuell zu bemessen. Vieles Rauchen stumpft zudem den Geschmack daran ab, indem es Mundkatarrh erregt, der sich selbst auf Rachen, Nase, Ohren, Kehlkopf, Luftröhre und Magen fortpflanzen kann. Die mit dem Rauchen verbundenen Saugbewegungen führen dann auch zu einer Verschwendung von Magensaft. Der Vielraucher wird mit der Zeit zum unfeinen „Völler", wie alle im Uebermaße Genießenden.

3) Die Pfeife ist entschieden gesünder als die Cigarre, da erstere weit mehr der giftigen Nikotin- und Carbolverbindungen auf dem längeren Wege des Rauches abfängt, als letztere. Doch erscheint der Kampf der umständlicheren Pfeife gegen die bequeme Cigarre als aussichtslos.

4) Die Cigarre sollte nicht naß von der Fabrik her, sondern erst nach mehrwöchiger, trockener Lagerung geraucht werden, damit jene Gifte etwas vollkommener verbrennen. Die Lagerung darf jedoch auch nicht zu lange dauern und nicht mit Ausdörrung verbunden sein, weil sonst der aromatische Tabakskampfer verflüchtigt wird und — Stroh zurückbleibt.

5) Die angepriesenen „nikotinfreien" Cigarren halten nicht, was sie versprechen; überhaupt gliche eine solche dem Lichtenbergschen „Messer ohne Klinge, woran das Heft fehlt."

6) Die Ausbreitung des Cigarrettenrauchens beklagen wir als eine entschiedene Schädigung des Volksgesundheitszustandes. Alle die geschilderten schlimmen Tabakswirkungen treten zuerst und am häufigsten beim Cigarrettenrauchen auf, und selbst Verfälschungen der Ware kommen am meisten bei dieser Form vor. Zudem verführt die Papyros zum Einziehen des Rauches in die Lungen (orientalische Rauchweise), wobei nicht nur die Reizung der Respirationsorgane, sondern zugleich die Aufsaugungsfläche für die Tabakgifte wesentliche Erweiterung erfährt.

7) Wer über das nötige Kleingeld verfügt, thut am besten, die zweite Hälfte der gerauchten Cigarre seinem „Johann" zu schenken; denn diese verbrennt wegen Anziehung von Feuchtigkeit unvollständiger als die erste Hälfte. Wem das Kleingeld und der „Johann" fehlt, der sollte wenigstens

das letzte Drittel der Cigarre aus einem Röhrchen rauchen, jedermann aber das unappetitliche und nachteilige Kauen an seinem Glimmstengel unterlassen, da der so erzeugte Tabaksaft geradezu giftig wirkt.

8) Diese Röhrchen sollten aus einem aufsaugenden Materiale (Holz, Papier, Meerschaum), nicht aus Bernstein, Glas oder Horn gefertigt sein und durch fleißiges Auswischen rein gehalten werden. Sind sie vollgesogen, so verbrenne man sie, bezw. nehme man neue in Benützung.

9) Im Zustande der Nüchternheit oder nach Aufnahme von nur wenig Nahrung wirkt der Tabakgenuß weit intensiver auf Magen, Herz und Nerven, weil seine Bestandteile rascher und unverdünnter vom Körper aufgenommen werden. Darin liegt der Grund, warum eine sehr starke Cigarre nur nach einem reichlichen Diner gut ertragen wird, oder bei gleichzeitigem herzanregenden Kaffee- oder Alkoholgenusse. Da nun aber auch leichte Cigarren verhältnismäßig ähnlich sich verhalten, so ergibt sich die Mahnung als berechtigt, lieber nachmittags und abends als morgens und vormittags zu rauchen, wenn man sich nicht einer ganz festen Konstitution erfreut. Reichliche Körperbewegung, besonders im Freien, gestattet ebenfalls reichlicheren Tabakgenuß als Stubenhocken.

10) So mancher Patient entbehrt den geliebten Rauch nur schmerzlich. In vielen Fällen kann jedoch der Arzt diesen Genuß gestatten, wenn im Freien oder doch bei offenem Fenster geraucht wird, wobei die Verbrennungsprodukte nicht eingeatmet werden, wie es im geschlossenen Zimmer und namentlich im Wirtshauslokale unvermeidlich geschieht.

Unter Vorbehalt solcher Vorsichtsmaßregeln frage ich meine rauchliebenden Leser gerne: „Feuer gefällig?"

Dr. W.

Ein psychologisches Laboratorium.

Ort: das psychologische Laboratorium irgend einer größeren Universität; Zeit: die Gegenwart. Mehrere junge Leute (in der Regel sind es nur wenige) sind hier zusammengekommen, ursprünglich wohl mit der Absicht, in möglichst kurzer Zeit und mit jeder wünschenswerten Genauigkeit Antwort zu erhalten auf die tiefsinnigen Probleme, die da lauten: Geist und Körper, Schmerz und Lust und so weiter, in der Erwartung, von überraschenden Einblicken in das Getriebe des menschlichen Seelenlebens erschüttert zu werden. „Ein Narr kann mehr fragen als zehn Weise zu antworten vermögen", davon überzeugen sich unsere jungen Leute nur zu bald und bald müssen sie es auch lernen, wenn auch nicht ihren Wissenstrieb, so doch ihre Erwartungen bedeutend herabzustimmen. Das Wort von den „Columbuseiern, für welche uns der Columbus fehlt", paßt auf nichts besser als auf die Probleme der Psychologie. Welches sind die physiologischen Bedingungen von Lust und Unlust? Welches ist der geheimnisvolle Vorgang, durch welchen das Gehirn diese unendlich mannigfaltige Welt in uns hervorzaubert? Was geht in den Nervenzentren während einer Vorstellung, während irgend eines psychischen Aktes vor? Trotz ihrer scheinbaren Einfachheit schwebt über all diesen Fragen immer noch ein geheimnisvolles Dunkel.

Um wie vieles leichter hat es aber auch der Physiker, Chemiker und der Physiologe bei seinen Experimenten! Er operirt mit Größen, die sichtbar, greifbar und in der Regel auch ohne weiteres meßbar sind; die psychischen Erscheinungen entbehren der räumlichen Dimensionen, sind schwer von einander abzugrenzen und bis jetzt ist ein eigentlicher Maßstab für sie nicht gefunden worden. Die Phänomene, die der „physikalische" Forscher (im weitesten Sinne des Wortes) zu seinen Untersuchungen braucht, kann er mit größerer oder geringerer Leichtigkeit willkürlich hervorrufen; der Psychologe muß in den allermeisten Fällen auf ein Experiment der Natur warten, welches ihm die gewünschte Erscheinung vorführen würde. Der wissenschaftlichen Betrachtung der äußeren Dinge und Geschehnisse stehen endlich die Gesetze von der Erhaltung der Kraft und der Materie als mächtige Hilfsmittel zu Gebote; die psychische Welt ist notgedrungenerweise ein Fragment, gleichsam ein zerbrochener Spiegel der Außenwelt, dessen tausendfache Scherben den einzelnen Bewußtseinen vergleichbar. Kehren wir nunmehr zu unseren jungen Leuten zurück. Was treiben sie also eigentlich? Welches ist demnach der Gegenstand ihrer Untersuchungen?

Die Spärlichkeit der experimentellen Hilfsmittel muß der Scharfsinn des Experimentators wettzumachen trachten. Nehmen die psychischen Erscheinungen nur Zeitdimensionen ein, so kann doch ihr Verlauf in derselben ausreichen, um uns zahlreiche interessante Thatsachen entdecken und mannigfaltige lehrreiche Schlüsse aus diesen ziehen zu lassen. So hat die einfache Zeitmessung mittelst des Hippschen Chronoskopes es herausgebracht, daß auf Schallerregungen schneller als auf Lichtreize reagirt wird; so könnte sie zum Beispiel feststellen, ob und um wie viel Konsonanzen schneller als Dissonanzen percipirt werden und würde dadurch unserm Wissen eine gewiß sehr dankenswerte Bereicherung zuführen. Die Beschreibung eines einfachen Experimentes, das kürzlich von Professor Münsterberg angestellt wurde, wird unseren Lesern die Methode der experimentellen Psychologie wohl am besten illustriren. Die Versuchsperson liegt horizontal ausgestreckt seitlich auf dem Boden und soll in dieser Lage Worte, die ihr vorgesprochen werden, wiederholen, auf Fragen, die mehr oder weniger komplizirte Ideenassociationen verlangen, antworten und so weiter. Es zeigt sich nun dabei mit ziemlicher Konstanz die merkwürdige Erscheinung, daß das Ausführen all dieser Aufgaben um circa 132 σ ($σ = {}^1/_{1000}$ Sec.) langsamer vor sich geht, wenn die linke Seite nach oben gewendet ist, als wenn die betreffende Person auf der linken Seite ruht. Bedenkt man, daß das Liegen auf einer Seite die entsprechende Gehirnhemisphäre in leichte Hyperämie versetzt, also eine Erhöhung der lokalen Ernährungsthätigkeit veranlaßt, so kann uns dieser Versuch als Stütze für die Brocasche Hypothese gelten, wonach das Sprachzentrum sich in einer Schläfenwindung der linken Gehirnhemisphäre befinden soll. Daß die Psychologie trotz eines gewaltigen Aufwandes von Mühe und Geist nicht gerade im Sturmschritt fortschreitet, ist leicht erklärbar, wenn man erwägt, welch eigentümliche und seltene Kombination mannigfaltiger Fähigkeiten dazu gehört, um in dieser Wissenschaft wahrhaft Bedeutendes zu leisten. Der Psychologe muß die Methoden der einzelnen Naturwissenschaften vollkommen beherrschen und darf dennoch keinen Augenblick daran denken, dieselben ohne weiteres auf sein Forschungsgebiet zu übertragen. Es setzt die Psychologie, wie einer ihrer bedeutendsten Vertreter, Th. Ribot, ausgeführt, eigentlich die vereinigten Kenntnisse des Mathematikers, Physikers, Physiologen und Pathologen voraus.

Wir haben also gesehen, daß die gegenwärtige Psychologie uns auf die großen, dringenden Probleme des menschlichen Geistes die Antwort schuldig bleibt und sich vorläufig nur mit kleinen experimentellen Detailuntersuchungen begnügt. Es mag wohl am Platze sein zu bemerken, daß sie nicht immer so bescheiden war und daß es nicht gerade einer fernen Vergangenheit angehört, daß man die Lehre vom menschlichen Seelenleben für ein im großen und ganzen abgeschlossenes Wissensgebiet hielt. Es gab keine Frage, auf welche die Antwort nicht bereit stände und die mehr oder weniger scharfsinnigen Lösungen lauteten immer bestimmt, waren stets streng, klar und — unbeweisbar. Der geistreiche, obenerwähnte Münsterbergsche Versuch zeigt uns sehr schön, wie nahe die exakte Fassung eines Problems bereits an die Lösung desselben heranreicht. Die „Fragestellung" im großen Stile, das Vertiefen der Probleme, das Klären der Grundbegriffe bilden in der Gegenwart die Hauptaufgabe für die „Wissenschaft der Zukunft".

Eduard Sokal.



Das neue Werk der Firma Siemens zu Charlottenburg.

Von

Franz Bendt.

Unter den deutschen Werkstätten, die sich eines Weltrufes erfreuen, nimmt unfraglich die Firma Siemens den ersten Rang ein. Dieselbe ist als ein Welthaus im wahren Sinne des Wortes zu bezeichnen. Der Chef dieses Etablissements, Werner von Siemens, den jüngst der Tod seinem Wirken entzogen, gehörte zu den seltenen Männern, die erfinderisches Genie und wissenschaftliche Fähigkeiten ersten Ranges, mit geschäftlichem Unternehmungsgeist zu vereinigen wissen. Wir würden verlegen sein, wenn wir unter den Lebenden eine gleiche Kapazität nennen sollten.

Das Stammhaus der berühmten Firma wurde im Jahre 1847 durch Werner von Siemens und den Mechaniker Halske in der Marggrafenstraße zu Berlin begründet. Hier entstanden die meisten der großen Erfindungen, aus denen sich das Riesengebäude der modernen Weltwissenschaft, Elektrotechnik, aufgebaut hat.

Wie ein Kristall sich langsam entwickelt und Atom zu Atom gruppirt, so erwuchs das Welthaus Siemens und Halske durch Begründung neuer Filialen zu dem großartigen Etablissement, das im Augenblicke in dieser Eigenart seinesgleichen kaum findet. Solche Filialen, die zum Teil größer sind als das Mutterhaus und mehr Arbeiter beschäftigen als dieses, befinden sich in der Nähe von London, zu Paris, Wien, St. Petersburg und in Amerika; dazu kommt ein Bergwerk am Kaukasus.

Vor kurzem wurde zu Charlottenburg bei Berlin eine neue Filiale vollendet, die dadurch interessant ist, daß alle Erfahrungen, welche man auf dem Gebiete der Elektro- und Präzisionstechnik bisher gemacht hat, hier zur Verwendung gelangten. Das Charlottenburger Werk ist ein Musterinstitut ersten Ranges, das durchaus auf der Höhe modernen technischen Könnens steht.

So ziemlich alles, was der Arbeiter braucht, um seine Apparate zu bauen, wird hier selbst hergestellt. So kommt es, daß diese große Fabrik Hunderte von kleinen Werkstätten in sich vereinigt.

Das Zentrum des Charlottenburger Werkes bilden zwei mächtige Hallen, welche in ihrer Form und Größe etwa den Perrons moderner Bahnhöfe gleichen. Sie sind in etwa Etagenhöhe von breiten Galerien umsäumt, auf welchen besonders kleine Arbeitsmaschinen sich in Thätigkeit befinden. In der einen der großen Hallen, von denen wir ein Bild geben, werden zumeist Maschinen größter Art gebaut, und es ist ein höchst fesselnder Anblick, in dieses Gewirr arbeitender Menschen und Maschinen zu blicken, in deren Wirken doch alles gesetzmäßig verläuft. Ein eigentümliches Geräusch, welches aber durch seine Regelmäßigkeit nicht lästig wirkt, macht die Scene noch eigentümlicher. Man fühlt es förmlich, daß man sich in einem der Arbeit geweihten Raume befindet. Eisenmassen, die im stande sind, durch ihre Wucht gar manches Menschenwerk zu erdrücken, folgen hier willig der Hand des Arbeiters. Zu diesem Zwecke hat man über die ganze Maschinenhalle hin Laufkrahnen angebracht, mittelst deren Massen von 10,000 Kilogramm auf jede Höhe gehoben und nach jeder beliebigen Stelle des Saales hin transportirt werden können. Solche Kräfte sind zum Beispiel nötig, um die Maschinenteile zu bewegen, aus denen die modernen Großmaschinen zur Erzeugung elektrischen Lichtes erbaut werden. Der Eisenring einer solchen Maschine, welcher das Gerüst des Ankers bildet, hat einen so bedeutenden Durchmesser, daß in seinem Inneren drei Männer, Schulter auf Schulter, bequem stehen können. Man kann sich vorstellen, welchen starken Bewegungsapparates es bedarf, um solche Kolosse zu regieren. Im allgemeinen wirken auf das Auge des nicht fachmännischen Beschauers Größen von solchen Dimensionen am stärksten ein; aber die Maschinenhalle enthält auch kleinere Apparate, die durch die Eigentümlichkeit ihrer Arbeitsart und durch das präzise Ineinandergreifen ihrer Teile fesseln. Wir erinnern uns unter anderem einer kleinen Arbeitsmaschine, welcher die Aufgabe zufällt, lange Metalldrähte in kurze Stifte zu zerschneiden und denselben zugleich durch eine Drehung um ihre Längsachse, größere Festigkeit und Steifheit zu verleihen. Mit Blitzesschnelle reißt eine Zange den Draht nach vorn, dreht ihn und eine scharfe Metallschere gibt den Stiften die entsprechende Länge, welche in ununterbrochener Folge in eine darunter aufgestellte Büchse fallen. Die Maschine arbeitet allein, ohne jede Mitwirkung eines Arbeiters, ein Ding für sich. Gerade solche einfachen Apparate, deren Getriebe man leicht überschauen kann, sind im stande, eine gute Anschauung vom Können unserer Technik zu geben und eine Ahnung von dem erfinderischen Geiste ihres Urhebers. Die beiden großen Maschinenhallen sind hauptsächlich dem Bau der Dynamomaschinen gewidmet. Neben der Bearbeitung großer Eisenmassen ist man im stande, hier auch dem Wirken mechanischer Künstler zu folgen. So darf man wohl jene Elitearbeiter nennen, denen die Aufgabe gestellt ist, die Bewickelung der Anker der Dynamomaschinen zu vollziehen, oder Aufgaben ähnlicher Art zu lösen. Die Firma Siemens und Halske erfreut sich eines großen Stabes geschulter und vortrefflicher Arbeiter, wie sie nur wenige andere Firmen aufzuweisen im stande sind.

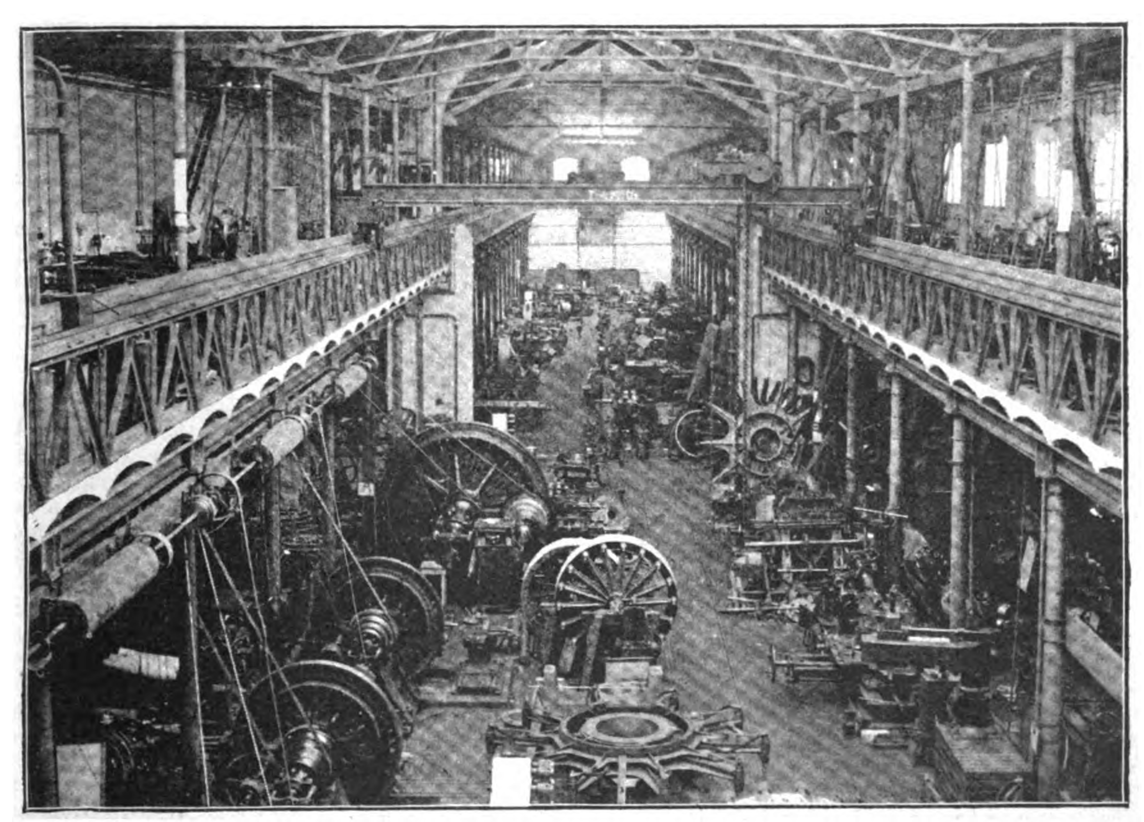


Das Siemens-Werk zu Charlottenburg.

Eine der interessantesten Fabrikationsarten, die kürzlich in großem Maßstabe in Charlottenburg aufgenommen wurde, ist die Herstellung der Licht-, Telegraphen- und Telephonkabel. Die Firma Siemens & Halske und Guillaume und Felten zu Mülheim am Rhein sind die bedeutendsten Hersteller dieser Mechanismen. Aus ihren Werken sind fast die sämtlichen Kabel hervorgegangen, welche gegenwärtig den Ozean durchqueren und den Verkehr der Völker unter einander vermitteln. In Charlottenburg sind die neuesten Vorrichtungen aufgestellt, welche sich nach und nach in dem

Welthause für den genannten Zweck entwickelt haben. Als besonders interessant fällt in dem Kabelraume eine merkwürdige Universalmaschine — eine Kabelspinnmaschine — auf, welche eine große Zahl verschiedener Thätigkeiten selbständig ausführt und eine Länge von etwa fünf bis sechs Meter besitzt. Von mehreren mit Kupferdrähten umwickelten Rollen aus treten Drähte in die Maschine ein. Dort werden sie um einander gewickelt, so daß ein stärkeres Kabel entsteht; dieses geht wiederum um verschiedene Trommeln zu einem zweiten Teile der Spinnmaschine, wo es von neuem mit gleich starken Stücken um einander gewickelt wird. Solche Operationen wiederholen sich noch einigemale, sodaß in wenigen Sekunden sich aus dünnen Drähten ein dickes Kabel entwickelt hat. Aber damit noch nicht genug; die Maschine teert dieses Kabel und umspinnt es mit Jute oder einem andern Stoffe. Zum Schlusse wickelt sie das fertige Fabrikat auf große Holzrollen, wie es fertig zum Gebrauch in den Verkehr kommt. Andere Kabelarten passiren außerdem noch starke Bleicylinder, die Drucken von mehreren hundert Atmosphären ausgesetzt sind und dadurch dem Kabel einen Schutzmantel von Blei erteilen.

Das Charlottenburger Werk war ursprünglich für die Herstellung von Lampen bestimmt, und diesem Zweige sind daher umfangreiche Räume zugewiesen. Sehr interessant ist



Die große Maschinen-Werkstatt.

besonders der Prüfungsraum, in dem die Regulirungsvorrichtungen und die Leuchtkraft der Lampen dauernd beobachtet wird. Hier finden sich auch Stellen an der Wand, in denen die Kabel versenkt sind, die stärkste Ströme führen; und ein Drahtgitter in etwa Mannshöhe trägt die beherzigenswerte Inschrift: „Lebensgefahr! Starker Wechselstrom!"

Wie gelegentlich in „Ueber Land und Meer" ausgeführt worden ist, wenden jetzt die Techniker mit Vorliebe ihre Aufmerksamkeit den elektrischen Accumulatoren zu, jenen seltsamen Vorrichtungen, in denen elektrische Kraft aufgespeichert und bewahrt werden kann. Im Charlottenburger Etablissement ist diesen Apparaten ein großer Saal zugewiesen, in dem über siebenzig Zellen Aufstellung gefunden haben; sie dienen dort hauptsächlich den Zwecken des Versuches.

Unter allen Bewegungsmaschinen zeichnen sich die durch Elektrizität in Thätigkeit versetzten Motoren, durch ihre große Einfachheit höchst vorteilhaft aus. Das ganze Charlottenburger Werk betreibt deshalb seine sämtlichen Maschinen mittelst solcher Apparate. In jedem Werkraume ist ein elektrischer Motor aufgestellt, der durch Riemen seine Kraft auf die Arbeitsmaschinen überträgt. Das Vorteilhafte der elektrischen Kraftübertragung liegt hauptsächlich darin, daß keine großen Raum beanspruchenden und Hitze ausstrahlenden Dampfröhren in die Werkstatt geführt werden müssen, sondern nur dünne Drähte, die den Strom leiten. Aber auch diese Art der Kraftüberführung ist hier kürzlich in höchst vorteilhafter Weise modifizirt worden. Man hat dort vielen Arbeitsmaschinen einen eigenen Motor zur Bewegung gegeben. So wird eine jede Maschine ein unabhängiger Körper für sich, der sich selbständig bewegt, und dadurch einen nahezu verblüffenden Eindruck hervorruft, weil nicht unmittelbar zu erkennen ist, woher die Triebkraft kommt. Die sorgfältig verlegten Drähte, die den Strom zum Motor führen, entziehen sich eben den Augen des Beobachters. Der Arbeitsraum wird auf diese Weise von den umfangreichen und gefährlichen Treibriemen befreit, die gar manches Menschenleben vernichtet haben, und die Kraftersparnis, die sich nach dieser Methode ergibt, ist sehr bedeutend. Wir haben es hier mit einem Fortschritte in der Werkstattpraxis zu thun, den man bei der Einrichtung neuer Etablissements nicht mehr wird übersehen dürfen.

Carmen auf der Bühne und Carmen im Leben.

Seit dem 2. Juni 1878, wo ich die Titelrolle in Bizets „Carmen" auf der Bühne an Her Majesty's Theatre in London kreirte, habe ich sie wohl an fünfhundertmal in der großen Mehrzahl der Hauptstädte Europas und Amerikas gesungen; an fünfhundertmal habe ich den verschiedensten Don Josés, allen möglichen Nationen angehörig, Kassienblüten ins Gesicht geworfen; bei Lillas Pastia in Sevilla die Seguidilla getanzt, und ebenso oft bin ich vor der Plaza de Toros erstochen worden. Dennoch hatte ich bis zu diesem Jahre weder Sevilla gesehen noch Andalusien.

Man glaubte mir es kaum, wenn ich es sagte, und manche Spanier, die mich als „Carmen" sahen, wetteten, ich wäre eine Spanierin. Für mich war dies allerdings eine große Genugthuung, denn ich hatte meine Vorstudien ausschließlich aus der reizenden Novelle Prosper Mérimées gemacht, meine Kostüme wurden nach andalusischen Mustern, die ich aus allerhand Büchern zusammenstellte, in Paris angefertigt. Aus Spanien selbst kam nichts als der große Kamm, den ich im Haare trug, und meine Kastagnetten. Den Tanz der Seguidilla aber lernte ich von einem spanischen Balletmeister.

Natürlich war es mein sehnlichstes Streben, Sevilla und die andalusischen Berge, welche ich so oft in phantastischen Kompositionen auf den Theatercoulissen abgebildet sah, in Wirklichkeit zu sehen und das Leben der Zigeunermädchen in der Tabakfabrik von Sevilla kennen zu lernen. Aber ein Engagement drängte das andere, und niemals konnte ich die Zeit erübrigen, meinen Lieblingswunsch auszuführen.



Im letzten Winter war mein amerikanisches Gastspiel schon an Weihnachten zu Ende, und die Rolle, in welcher ich mich von den Bostonern verabschiedete, war wieder Carmen. Da mich mein nächstes Engagement im Frühjahr nach Nizza rief, beschloß ich, die Zwischenzeit zu einer andalusischen Reise zu verwenden.

Meine erste Fahrt auf spanischem Boden galt Sevilla, mein erster Gang in Sevilla der berühmten Cigarrenfabrik, in der ich eigentlich jeden Raum, jeden verborgenen Winkel kennen sollte.

Die Fabrica de tabacos ist das größte Gebäude von Sevilla, ein mehrstöckiger, monumentaler Bau von ansprechender Architektur, und da man mir gesagt hatte, die Fabrik schließe sich unmittelbar an den Garten des Palacio San Telmo, in welchem der Herzog von Montpensier residirt, an, so dachte ich im ersten Augenblick, mich vor diesem zu befinden. Ein schönes Eisengitter umschließt einen großen gepflasterten Vorplatz; an der Gitterthüre befindet sich eine Portierloge und unter der hohen Eingangspforte des Palastes sah ich Militärwachen. Aber das Gebäude war doch die Tabakfabrik. Niemals hätte ich geglaubt, daß man einem Laster des stärkeren Geschlechts ein solches Palais bauen würde. Nichts daran verriet die Fabrik, ja das Quartier, in welchem sie sich befindet, ist das vornehmste Sevillas.

In einem Bureau, rechts vom Thorwege, erhielten wir nach Abgabe unserer Visitkarten Erlaubnisscheine für den Besuch der Fabrik. Damen, und noch dazu Ausländerinnen, lassen sich in derselben nur höchst selten sehen, und als ich zwischen den Soldaten der Wache hindurchschritt, war ich so sehr das Ziel ihrer Blicke, als steckte ich in meinem Carmenkostüm. Die gelben Waffenröcke und roten Beinkleider der spanischen Soldaten, wie sie auf unseren Opernbühnen traditionell sind, sind längst abgeschafft und durch hellblaue ersetzt. Ueberhaupt ist das Bild der Tabakfabrik, bekanntlich die Scene des ersten Aktes von Carmen, in Wirklichkeit viel weniger malerisch und farbenreich als auf der kleinsten Bühne, auf der ich die Oper gesungen habe. Phantasie und Wirklichkeit stehen ja gewöhnlich im Kampfe miteinander.

Ueber breite, monumentale Steintreppen schritten wir zum ersten Stockwerk empor. In einer großen düsteren Vorhalle hockten dort einige alte Weiber um ein großes Kohlenbecken, auf dessen Rand ein Kaffeetopf und mehrere Tassen standen. Eines der Weiber erhob sich bei unserem Eintritt, nahm uns die Karten ab und führte uns in einen Raum, bei dessen Anblick ich überrascht stehen blieb. Nie in meinem Leben hatte ich etwas Aehnliches gesehen. Eine ungeheure, fast unabsehbare Säulenhalle lag vor mir, in mysteriöses Halbdunkel gehüllt und von hellen Lichtstreifen durchzogen, die von der sonnigen Außenwelt durch die großen Fenster ins Innere drangen. So weit mein Auge reichen konnte, sah ich zwischen den Säulen nichts als ein Meer von sitzenden weiblichen Gestalten in buntem Durcheinander, in steter Bewegung. Unzählige große Tische standen auf dem schmutzigen roten Ziegelboden und um jeden Tisch hockten auf niedrigen Schemeln je vier bis sechs junge Mädchen im Alter von zwölf bis etwa zwanzig Jahren, eifrigst mit dem Drehen von Cigarretten beschäftigt. Neben ihnen standen große Körbe mit feingeschnittenem Tabak und auf den Tischen vor ihnen lagen die Papierchen. Mit erstaunlicher Fertigkeit füllten sie die letzteren mittelst eines kleinen Messingröhrchens, das an ihren kleinen Fingern saß, rollten das Papier und statt die Cigarretten zu kleben, verschlossen sie dieselben durch Umbiegen der Ränder an beiden Enden.

An den Wänden, an den vielen Säulen und Pfeilern, überall, wo sich nur ein Plätzchen darbot, hingen Shawls, Foulards, Kleidchen, Jacken, Kopftücher und Schärpen in den buntesten Farben, von dem Schwarz der Foulards bis zu dem lichtesten Rosa der Kleidchen, dazwischen zitronen- und orangengelb, hochrot, hellblau, hellgrün, mit einem Worte ein Gewirre von Farben und von Kleidern, als hätten sich auf einem ungeheuren Maskenballe die Anwesenden ihrer Oberkleider entledigt und dieselben an die Wände gehängt. Aber dennoch erschienen die nach Tausenden zählenden Mädchengestalten auch wieder in ähnliche bunte Trachten gehüllt, mit blauen oder roten oder gelben Tüchern um die Schultern geworfen,

dieselben Farben, welche Murillo auf seinen Bildern mit so großer Kunst verwendet, aber nicht wie wir sie in der Oper Carmen auf der Bühne zu sehen pflegen.

Der Totaleindruck dieses Meeres von Farben in steter Bewegung, von Dämmerung und Schatten, mit dem das Ganze durchziehenden hellen Lichtstreifen und den hie und da aufgesetzten hellen Flecken war geradezu überwältigend. Dazu ein Gesumme, ein Gemurmel, ein Geräusch von knitterndem Papier, ein Geklicker von Scheren, alles monoton, wie das Brausen eines mächtigen unsichtbaren Wasserfalls.

Unter den Tausenden, die hier um die Tische hockten, fand ich nur wenige wirklich schöne Gesichter; viele waren pikant, alle aber fesselten mich durch ein eigentümliches fremdartiges und dabei interessantes Etwas. Wenn ich jetzt noch die Augen schließe, sehe ich das ganze Bild lebhaft vor mir, ja könnte ich malen, ich glaube, ich würde aus der Erinnerung allein viele dieser Gesichter auf die Leinwand werfen können. Der melancholische, naiv-neugierige Ausdruck ihrer großen schwarzen Augen ist mir unvergeßlich.

Fast alle diese Tausende von Mädchen trugen in ihren dichten rabenschwarzen Haaren kokett eine weiße oder rote Rose — aber aus Papier — ja an manchen der Steinpfeiler sah ich Verkäuferinnen solcher Papierblumen mit großen Körben voll hocken. Bei vielen war das Haar rings um das Gesicht gekraust und weiß gepudert, selbst auf den Gesichtern lag eine unverkennbare Puderschichte. Andere wieder hatten das Haar glatt gescheitelt und flache Haarringe an die Schläfen geklebt. Manche hatten so große glänzende, neugierige Gazellenaugen, daß es ein Maler kaum wagen würde, sie so wiederzugeben. Ihre Größe erschien beinahe unnatürlich.

Mein Kommen war ein so ungewöhnliches Ereignis hier, daß mich alle mit dem größten Interesse beobachteten. Ein unaufhörliches Gezischel begleitete mich, alle machten ihre Bemerkungen, alle winkten mir, manche warfen mir ein Kußhändchen zu, blinzelten mit den Augen, lächelten und riefen mir bsst, bsst, Niña, Señorita nach. Andere streckten mir die kleinen Hände entgegen und bettelten lächelnd um einen realito, niña, un penny! Sie thaten es mit so viel Natürlichkeit oder so schelmisch, daß ich bald meine letzte Münze verausgabt hatte, und von meinen Begleitern einen frischen Vorrat erbitten mußte.

Neben vielen dieser interessanten, koketten Geschöpfe erblickte ich zu meiner Ueberraschung auch Kinder, nun ja, was sollten sie auch mit ihren Kindern beginnen? Sie nehmen sie des Morgens mit in die Fabrik und lassen sie an ihrer Brust oder legen sie in leere Tabakkörbe an ihrer Seite, oder auch in Wiegen, und während sie emsig an den Cigarretten drehen, setzen sie mit einem Fuße die Wiegen in beständiges Schaukeln.

Am meisten fesselten mich die zahlreichen gitanas aus der Sevillaner Zigeunervorstadt „Triana“, leicht erkenntlich an ihrer dunkleren Gesichtsfarbe, ihren feurigeren Augen, ihrem rascheren Wesen; das also waren meine Landsmänninnen aus der Oper, das waren die Carmens.

Eine darunter interessirte mich besonders. Sie war weder schön noch kokett, und aus ihren Augen sprach eine Welt von Leidenschaften niedrigster Art. Wäre ich ein Mann, ich hätte mich vor ihr gefürchtet — vor ihrer Liebe vielleicht mehr noch wie vor ihrem Haß. Die ganze Oper Bizets, die ganze Novelle Merimées zog in Gedanken an mir vorüber, während ich sie betrachtete und unwillkürlich dachte ich an die milchigen Gretchengestalten mit blaßblauen Augen und hellblondem Haar, welche bei uns zuweilen die „Carmen“ singen. Als ich weiterschritt, verfolgte mich die Zigeunerin mit ihren brennenden Blicken, die Aufseherin aber zupfte mich am Aermel und meinte: „Ja, das ist die rechte! Die hat schon so manchen den Kopf verdreht. Die könnte etwas erzählen!“ Ich wunderte mich im stillen darüber. Diese Gitana war doch nicht hübsch und keineswegs liebenswert. Was war es doch, das die Männer in ihr Netz lockte?

Und fort ging das Geschwirre und Gesumme, hier wie in den anderen Riesensälen der Fabrik; flinke Hände überall, Scherengeklapper, Papierknistern, rasche Griffe, und in die Körbe fielen fertige weiße Cigarretten, wie mit magischem Stabe herbeigezaubert. Dann kamen andere Mädchen mit kokettem Schritt, sich in den Hüften wiegend, mit kurzen Kleidchen und zarten in hübschen Schuhen steckenden Füßchen und trugen die Körbe in einen andern Saal, wo wieder andere Mädchen die Cigarretten in Pakete von je zwanzig Stück packten. Sie schienen gar nicht zu zählen, als fühlten sie die rechte Zahl durch die lange Uebung heraus. Vielleicht können sie gar nicht weiter zählen als bis zwanzig? Wozu auch? Sie haben ja niemals mehr Geld in ihren Händen als einige Pesetas. Sie bringen mitunter ihr ganzes Leben in diesem Tabakpalaste zu. Ihre Kunst besteht im Cigarrettenrollen, ihr Streben ist ein kokettes Sonntagskleidchen, ihr ganzes Glück eine Corrida de Toros, ihr ganzer Roman eine zeitweilige Liebelei mit einem Soldaten oder Carretero, ihr Ende? — Elend.

Aus diesem Palast der Arbeit tretend, atmete ich wieder mit Wonne die balsamische Luft der „Delicias“ ein und ließ mich in meinem Wagen nach den schattigen Ufern des Guadalquivir fahren, denn es war gerade die Stunde des Paseo. Auf der Rückfahrt abermals die Fabrica de tabacos passirend, hörte ich eine große Glocke läuten, (mir aus dem ersten Akt „Carmen“ so wohlbekannt), das Zeichen des Arbeitsschlusses. Ich verließ den Wagen und stellte mich mit meinen Begleitern an die Eisenpforte, um die Mädchenschar vorbeiziehen zu sehen. Da kamen sie auch — paarweise oder in Gruppen zu sechs und mehr, manche mit der Cigarrette im Munde, den Fächer in der Hand und mit den Soldaten der Wache kokette Blicke wechselnd, gerade wie in der Oper. Aber wie verschieden war ihre Kleidung! Keine einzige trug das von der Bühne her bekannte Kostüm, wie wir es in Carmen, im Barbier von Sevilla, im schwarzen Domino und anderen Opern tragen. Dieses ist nur noch bei besonderen nationalen Festlichkeiten, in der Karwoche oder bei den Corrida de Toros, dem Stierkampfe, zu sehen — und ich glaube, ich wäre wie ein Weltwunder angestaunt worden, wäre ich in einem meiner Carmenkostüme unter ihnen erschienen. Aber auch die Tracht, welche diese modernen Carmens der Tabakfabrik von Sevilla tragen, ist nicht unschön. Freilich sind die Kleider lang und zeigen kaum die Fußspitzen, aber sie sind in bunten, hellen Farben, aus geblümtem Kattun, sorgfältig gebügelt und von großer Reinheit. Um die Schultern trugen alle den Stolz der Andalusierin von heute, die helle Mantilla aus Wolle oder Seide mit langen, wehenden Fransen besetzt, und mit großen aufgestickten Blumen. Der Kopf ist frei und als einziger Schmuck sitzt in dem reichen schwarzen Wust von Haaren die papierene Rose. Alles ist so kokett arrangirt, so pikant gefaltet, daß es eine Freude ist. Dazu der elastische Gang, das leichte Wiegen in den Hüften, das anmutige Fächerspiel, fürwahr darin können wir selbst von den armen Cigarrettenmädchen viel lernen.

Ich hatte vorausgesetzt, daß zahlreiche Anbeter, Liebhaber, Gatten die Pforte der Fabrik umstehen und ihre Dulcineas erwarten würden. Aber niemand war sichtbar. Wir Fremde waren die einzigen, welche dieses seltsame Schauspiel, dieses Defiliren von sechstausend Mädchen zu interessiren schien. Kein Don José, kein Escamillo, kein Zuniga kümmerte sich um sie.

Und während ich so dastand, kam plötzlich raschen, elastischen Schrittes meine Zigeunerin, die mich so sehr mit ihren trotzigen Blicken fixirt hatte, einher. Sie war allein, ja die anderen schienen sie zu meiden — als sie an mir vorbeikam, nahm sie ihre Rose aus dem Haar und reichte sie mir stumm hin. Ich wollte ihr eine Silbermünze dafür geben, sie wies sie heftig zurück. Ich bat meinen Mann, sie nach ihrer Adresse zu fragen, denn es interessirte mich der Oper wegen, mehr von ihr zu wissen. Schelmisch und verwundert meinen Mann

anblickend, wurde sie im Handumdrehen ganz gesprächig, erklärte ihm mit Weitschweifigkeit, wo sie wohnte, erwähnte, daß sie ausgezeichnet den Flamenco tanze und der Señorita — dabei zeigte sie auf mich — die Karten legen könne. Dann warf sie mir eine Kußhand zu und tanzte davon.

Noch an demselben Abend machten wir uns nach langer Ueberlegung doch auf den Weg nach der Triana, in das Zigeunerviertel jenseits des schmutzigen Guadalquivirs, das auch mir hätte bekannt sein sollen, denn dorthin verlegt Merimée die Scene des zweiten Aktes von Carmen, die Schenke von Lillas Pastia. Teils aus Vorsicht, teils um den Weg zu Dolores (so hieß meine heutige Carmenbekanntschaft) sicher zu finden, hatte mein Mann einen Sereno (Nachtwächter) in Zivilkleidung mitgenommen. Es war gegen neun Uhr abends als wir die Triana erreichten. Von den flachen Dächern und aus den weitgeöffneten Fenstern ertönte Kastagnettengeklapper und Guitarrenspiel, mitunter auch ein Zigeunerlied, von heiseren, unschönen Stimmen gesungen. Die Straßen waren ziemlich vereinsamt. Der Sereno führte uns durch das Gewirre enger Gäßchen der Zigeunervorstadt und blieb endlich vor einem kleinen fest verschlossenen und anscheinend verlassenen Hause stehen. Ich fühlte das Klopfen meines Herzens, denn ich hatte mich nie zuvor in ein derartiges Abenteuer eingelassen. Alle Räuber- und Schmugglergeschichten Andalusiens kamen mir plötzlich in den Kopf. Es ist gar leicht, die Schmugglerin in Carmen auf der Bühne vorzustellen, wenn hinter den gemalten Bergen und Höhlen Regisseur, die Ankleiderin und Kammerzofe warten und die malerischen Briganten ehrsame Choristen sind, aber in Wirklichkeit nimmt sich die Sache doch anders aus. Auf unser Klopfen kam keine Antwort. Dolores war nicht zu Hause. Schon wollten wir enttäuscht den Rückweg antreten, da hörten wir sich uns nähernde leichte Schritte und aus der Dunkelheit trat Dolores heraus, in eine lange weiße Seidenmantille gehüllt, deren schwere, lange Fransen lose um ihre Gestalt flatterten. Einige Schritte vor uns blieb sie stehen und winkte meinem Manne. Er trat vor und sie flüsterte ihm ins Ohr, den Sereno fortzusenden, er wäre nicht nötig. Mein Mann that, wie er geheißen, aber ich bat den Wächter leise, uns in einer gewissen Entfernung doch zu folgen, man konnte ja nicht wissen . . .

Schweigend schritt nun Dolores voraus, durch Straßen, die mich an Tanger erinnerten, trat in ein Haus, dessen Thüre von innen durch eine unsichtbare Hand geöffnet wurde, und zog uns hinein. Mein Mann faßte unwillkürlich seinen Revolver in der Tasche. Dolores zog ihn am Aermel vorwärts durch einen stockfinsteren Gang, quer über einen leeren vom Mondlicht erhellten Hof in den jenseitigen Trakt des Hauses. Dort stieß sie eine Thüre auf und schob uns hinein. Ich zitterte an allen Gliedern und bedauerte tief, mich in dieses Abenteuer eingelassen zu haben. Wir befanden uns in einem großen durch eine Deckenlampe erhellten Raum, mit Tabaksqualm gefüllt, in welchem einige junge Gitanas auf einem Teppich am Boden kauerten. In einer der jenseitigen Ecken standen vier junge Männer beisammen, anscheinend Picadores oder Banderilleros, wie wir aus ihren glattrasirten Gesichtern, den in die Schläfen gekämmten „Sechsern“ und dem zu einem Knoten gewundenen langen Hinterhaar erkannten — kleingedrungene, sehnige Burschen, die Cigarrette im Munde. Sie betrachteten uns gleichgiltig, während Dolores dagegen vollständig verwandelt schien. Beim Lampenlichte war ihr Gesicht viel hübscher, ihre Augen sprühten vor Feuer, um die Lippen spielte das reizendste Lächeln und mit vollendeter Grazie und einschmeichelnden Manieren war sie bestrebt, uns die Honneurs dieses Hauses zu machen. Sie bat uns, auf den zwei einzigen vorhandenen Stühlen, die für uns vorbereitet schienen, Platz zu nehmen; sie und die anderen Gitanas würden den Bolero, den Flamenco und andere Tänze tanzen und die Männer würden singen und spielen. Dabei sprach sie unaufhörlich, klatschte in die Hände, brachte uns Naranjada, die wir aber nicht berührten, und war von einer so ausgelassenen Fröhlichkeit, wie ich sie bei dem finsteren, trotzigen Wesen von heute nachmittag gar nicht für möglich gehalten hätte. Rodriguez, der eine der Burschen, wäre der beste Tänzer von Sevilla, ja von Andalusien, allerdings ließe er sich teuer bezahlen und er möchte wissen, wie viel mein Mann ihm für einen Tanz geben würde. Der arme Rodriguez hätte in der letzten Zeit viel Unglück gehabt. Ach, wir armen Zigeuner! Wir haben ein saures, hartes Leben! Aber das macht nichts. Wir wollen doch lustig sein? Und dabei nahm sie ein Glas und stieß mit verführerischem Blick an das meines Mannes. Mich beachtete sie kaum.

Die Männer standen noch immer in der Ecke. Dolores, die sich uns zu Füßen niedergekauert hatte, sprang nun wie eine Katze auf und trat zu ihnen, in einer uns vollständig unbekannten Sprache heftig mit ihnen scheltend. Einer der Burschen nahm nun eine Guitarre zur Hand und trat zu den drei anderen Zigeunerinnen, welche nun ebenfalls mit den Männern zu schelten begannen. Dann klatschten sie wie zum Tanz in die Hände und lächelten uns zu. Rodriguez, ein kleiner, sehniger Bursche mit scheuem Blicke, schien unentschlossen. Während sie noch gestikulirten und wie im größten Unbehagen dasaßen, hörten wir an die uns gegenüber befindliche Thüre pochen. Mit einem Satze war Rodriguez bei der jenseitigen Thüre, durch welche wir selbst gekommen waren, und verschwand durch dieselbe. Alle waren stumm vor Entsetzen aufgesprungen, mein Mann hatte den Revolver gezogen. Da hörten wir außerhalb einige Stimmen, heftiges Gepolter, Gerassel von Eisenstücken und wieder Ruhe. Stumm und wie festgenagelt blieben wir stehen. Dolores gewann zuerst ihre Fassung wieder, lächelte gezwungen und bat uns, doch wieder Platz zu nehmen — es wäre nichts. Die anderen schienen aber ebenso wenig wie wir von Gesang und Tanz etwas wissen zu wollen, uns besonders war alle Lust zum Bleiben vergangen, zumal draußen noch immer Stimmen in recht unheimlicher Weise vernehmbar waren. Mein Mann bestand darauf, mich nach Hause zu bringen, obschon ich für mein Leben gerne geblieben wäre. Er warf Dolores ein Goldstück zu, nahm mich am Arm und trat mit mir zur Thüre heraus, den Revolver in der Rechten. Vor der Thüre, in dem Hofe stand im Schatten eine hohe Männergestalt. Erschrocken fuhren wir beide zurück, aber — es war niemand anderer als unser Sereno. Er entschuldigte sich demütig, unsere „Fiesta“ gestört zu haben. „Ich wußte,“ setzte er hinzu, „Rodriguez würde heute abend zu Dolores kommen. Er ist ein Erzdieb, und wir sind schon lange auf der Suche nach ihm. Diesmal haben wir ihn abgefaßt. Aber Eure Gnaden sollten ihn tanzen sehen! Er tanzt wie ein Gott. Schade, daß wir so früh einschreiten mußten.

So war ich um den Zigeunertanz und das Kartenaufschlagen gekommen, das ich diesmal zum erstenmal ganz wie im zweiten Akt Carmen hätte sehen können. Aber ich sah später doch genug von Zigeunertänzen und Zigeunerleben im Albaycin von Granada, sowie in der Sierra de Ronda, und was ich davon sah, gewährte mir große Befriedigung, denn ich erkannte, daß ich die Rolle der Carmen nicht unrichtig erfaßt hatte.

Minnie Hauk.

Aphorismen.

Von

Konrad Timm.

Wir sprechen so oft vom Menschen und meinen doch nur uns selbst.

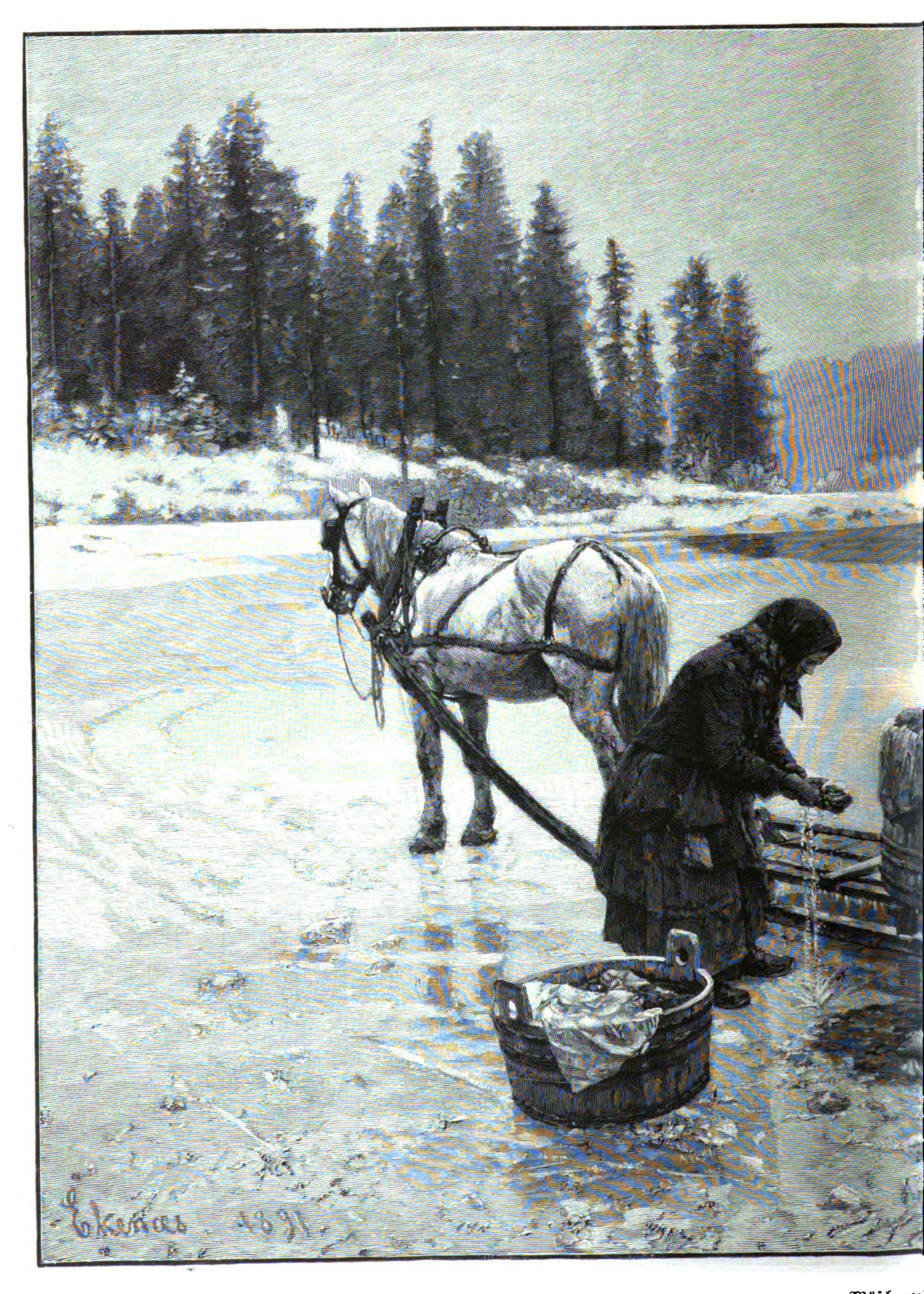
*

Wer an kein Glück mehr glaubt, wird sicher auch keins mehr finden.

*

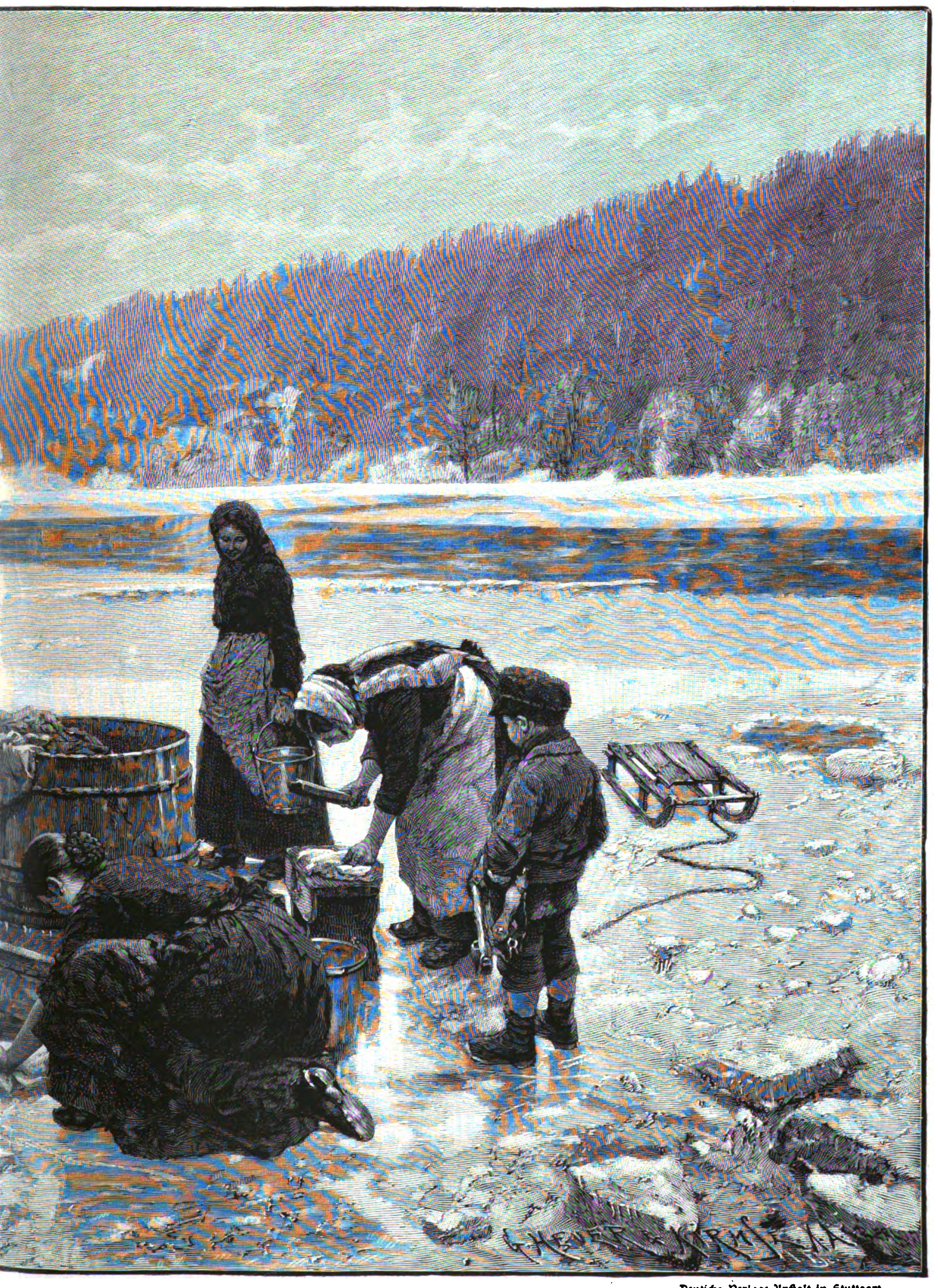
In den Höhen wachsen uns Flügel.





Wäsche a

Nach dem Gemäl



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

…uf dem Eise.

…de von J. Ekenaes.

Eigenart.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Sehr erregt von dem Gesange der reizenden Paula war Jorja in ihrem Schlafzimmer angekommen. Während sie Margreten erzählte, wie wunderschön alles gewesen sei und im Rausch der Anerkennung und Begeisterung die warnende Stimme ihres Innern zum Schweigen brachte, schüttelte die bedächtige Alte oftmals den Kopf:

„So eine, die ums Geld vor die Leute singt, die muß es wohl können,“ sagte sie nichtachtend und teilte dann ihrem Fräulein mit, was sie von Nettchen herausgebracht hatte.

Ja, es war seltsam, daß diese hübsche, junge Dame so ohne Vater oder Mutter lebte; wenn nun aber Don Xaverio, den Paula manchmal scherzend „Papa“ genannt, ihr Beschützer war?

Von der Stellung einer Theatersängerin hatte Jorja keinen klaren Begriff, „Künstler“ war dagegen für sie etwas sehr Hohes. Ihr Vater hatte manchmal von ausgezeichneten Künstlern gesprochen und von der Kunst in Deutschland, nach der er sich sehne. Er war ja früher Kunsthändler gewesen. Galt denn nicht eine Kunst so viel wie die andere? Ja, Paula Leginska war eine Künstlerin und das konnte nichts Schlimmes sein!

„Und wenn Sie ihr auch noch so fürchterlich 'rausstreichen, ich denke mich doch meinen Teil,“ sagte die Alte hartnäckig. „Sei'n Sie man vernünftig, Fräulein Schorsinchen, lassen Sie mir nach Barons gehen und man bloß 'mal fragen, ob Sie da nich hin könnten. Das wäre doch sozusagen 'was Rejelles.“

„Nein, nein, Margrete, keinenfalls. Ich kann mich dort nicht anbieten. Nachdem mir Adelheid geschrieben hat, daß ihnen mein Besuch nicht angenehm ist, geht das nicht.“

„Ach, das läßt sich all einrichten. Was die jungen Herrschaften sind, die würden sich ja schrecklich freuen.“

„Nein, keinenfalls, Greta, ich will es nicht!“ Kleinlaut fuhr sie nach einer Pause fort: „Eher möchte ich doch, wenn es hier nicht recht schicklich ist, nach Haidbergen zurückkehren.“

Sie sprachen noch hin und her, und Jorja kam zu dem Entschluß, sie wollte sich gleich morgen früh Papier und Feder erbitten und an Betty schreiben. Dieser Gedanke erleichterte sie nun doch sehr.

Ja, sie hatte sich, ohne Wissen der Schwester und im Unfrieden mit ihr, davongemacht; das war's gewiß hauptsächlich, was ihr Gewissen belastete und ihr immer wieder Angst und ein unfrohes Gefühl bereitete.

Gegen Godefriedo war sie im Recht, im vollen Rechte! Ja, sie wollte die wunderliche Sehnsucht unterdrücken, wollte nicht wieder weichmütig werden, wie es ihr auf der Herreise geschehen war und doch — doch — O, wie deutlich er mit seinen tiefen Augen vor ihr stand.

Als nun Jorja in dem spitzenumhängten Bette der Fremden lag, als das Getöse der großen Stadt wie fernes Wogengebrause in ihr Hinterzimmer drang und als dann Margrete im tiefen Schlafe des Gerechten laut zu schnarchen anfing, fühlte der kecke Flüchtling sich wieder klein und hilflos und elend verlassen.

Sie sehnte sich heim, meinte keinen Tag leben zu können, ohne Godefriedo wiederzusehen und weinte sich in den Schlaf, der nach der vorigen unruhigen Nacht und den großen Kämpfen und Eindrücken des Tages ein tiefer und langer war.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Margrete hatte sich schon leise angekleidet, als Jorja endlich erwachte. Die Alte besorgte in der Küche eine Schokolade für ihre junge Herrin, bereitete im Badezimmer ein Bad und fand allerorten Gelegenheit, sich über die unordentliche Haushaltsführung und das schlumpige Nettchen zu wundern.

Endlich war Jorja fertig und schrieb, nachdem sie mit vieler Mühe das Nötige erlangt hatte, an Betty.

Fräulein Leginska hatte schon ausgehen müssen, und wurde erst um elf Uhr zurück erwartet.

Als Jorja sich nun völlig mit ihren Gedanken nach Hasenkamps Hof zurückversetzte, befiel sie ein peinliches Angstgefühl. Scham und Reue über ihre Handlungsweise tilgten für den Augenblick jede Spur

ihrer selbstgewissen Keckheit und ließen sie die demütigsten Bitten um Vergebung niederschreiben.

Als Jorja kaum fertig war, trat Nettchen ein, sagte, sie habe eine kleine Besorgung auszurichten, ob sie den Brief mitnehmen solle.

„Den steche ich selber in'en Kasten," sagte Margrete, die strickend in einer Ecke saß und musterte die allzu Bereitwillige mit argwöhnischen Blicken.

„Ick könnte jleich die Marke kofen."

„Ach ja, das wäre sehr freundlich!" rief Jorja, schloß das Couvert und gab dem Zöfchen das Geld für die Freimarke. Als Nettchen gegangen war, sagte Jorja:

„Ich wollte hier nicht allein bleiben, Greta, mir ist so fremd und bang zu Mut, Du solltest mich nicht verlassen."

„Wenn düsse lütche Ape den Brief man bloß nich vertrödelt."

Nettchen schob das ihr anvertraute Schreiben in die Tasche und lächelte spöttisch: „Die olle Landpomeranze merkt Unrat, nu' hätten wir ihr aber doch jeleimt."

Endlich kam Fräulein Paula heim, sie trat in einer aufgeputzten Straßentoilette, lebhaft und gewandt wie immer, bei Jorja ein, beklagte, daß ihr Engelchen hier im Hinterzimmer sitze, fragte, ob sie auch gut geschlafen habe und gut bedient sei und lud sie ein, zum Frühstück ins Eßzimmer zu kommen, hernach wollten sie dann miteinander die schönsten Läden besehen und halb Berlin einkaufen.

Während des Frühstücks war Fräulein Leginska so unterhaltend, erzählte so ergötzlich von einer Gesangsprobe, die sie eben mitgemacht, lud ihren Gast ein, morgen — heute gab es ja die Gesellschaft im Hause — also morgen mit ihr ins Theater zu gehen, daß Jorja sich ganz verwandelt, belebt und ermutigt fühlte. Es waren doch auch gar zu herrliche, lockende Dinge, die ihr da in kaum gehoffter Fülle geboten wurden!

Als Jorja gegangen war, sich für den Ausflug anzukleiden, steckte Nettchen, die den Frühstückstisch abräumte, ihrer Herrin den Brief zu. „Gut, gut," sagte diese, „werde ihn schon besorgen." Sobald aber das Zöfchen den Rücken wandte, warf die Sängerin ohne Bedenken das Schreiben in den Ofen.

Als Jorja wieder hereinkam, fragte Paula in ihrem zärtlichsten Ton: ob sie auch Geld habe?

Die Kleine wies ihre Hundertpfundnote, bei deren Anblick der Sängerin Augen aufleuchteten; so hatte der alte Schwindler sie doch nicht belogen! Na, dann brauchte sie ja eigne Wünsche nicht zurückzuhalten und wollte gleich von der wohlgefüllten Kasse der neuen Freundin ihren Nutzen ziehen.

Margrete hatte ihre junge Herrin hinunterbegleitet und unzufriedenen Sinns an der „Künstlerin" Seite in einer Droschke erster Klasse davon fahren sehen. Ihr liebes kleines Frölen war ja recht vergnügt gewesen, aber richtig schien ihr der ganze Kram hier doch nicht.

Sie war eine viel zu gehorsame Dienerin und zu bescheidene Seele, um ohne Not etwas zu unternehmen, was ihre Herrin nicht wollte, aber von außen ansehen mußte sie sich doch das Haus, wo ihre lieben Barons wohnten.

Dieser tröstliche Gedanke kam ihr, als sie wieder oben in dem kleinen Hinterzimmer war. Sie wußte, daß vor fünf Uhr nicht gegessen wurde, daß man die Damen auch nicht eher zurückerwarten konnte. Rasch knüpfte sie sich die blaue Wollmütze um das knochige rote Gesicht, strich das graugemischte, fahle Haar glatt zurück, zog die Düffeljacke an und stand alsbald wieder unten auf der Straße. Sie wußte nur sehr oberflächlich in Berlin Bescheid und in dieser Gegend der Stadt eigentlich gar nicht.

Ihre Herrschaften wohnten Lützowplatz 24. Es war dies ein Quartier, das eigentlich jeden Winter von der Schwester der Frau Baronin, einer reichen Dame, deren Mann ein Graf mit vielen Gütern war, benützt wurde. In diesem Jahre hatten diese nicht nach Berlin kommen wollen und so waren Bergens dort eingezogen.

Margrete hatte einmal einen Brief von der jetzigen Kammerjungfer der Frau Baronin, der kleinen Lisette, die ihres verstorbenen Bruders Tochter war, erhalten.

Es war ein sehr weiter Weg von der Köpenickerstraße im Südosten nach dem Lützowplatz im Westen der Stadt, besonders dauerte die Wanderung lange, da Margrete oft die Richtung verlor, viel stehen blieb, Läden und Menschengewühl anstaunte und endlich sich, als sie nun auf dem Lützowplatze angekommen war, nicht von dem Hinaufstarren zu dem Hause, in dem sie die Bekannten wußte, trennen konnte. Sie blieb aber fest und ging nicht hinauf, nahm sich aber vor, ihr Frölen zu fragen, ob sie Lisette wohl einmal besuchen dürfe.

Als sie heimkehrte, sagte ihr Nettchen, Gesellschaftskleid und Blumen für ihr Fräulein wären schon geschickt.

Das kleine Hinterzimmer duftete von den in Moos verpackten, blaßroten Theerosen und ein großer Karton stand auf dem Tische, den Margrete alsbald öffnete; er enthielt ein rosa Atlaskleid mit feinen Spitzen besetzt, das die Alte auf Jorjas Bett ausbreitete.

Nun kam auch Jorja zurück, entzückt, verwirrt und müde von allem Geschauten. Sie konnte nicht aufhören zu erzählen, wie viele prächtige Läden sie gesehen, was sie alles eingekauft, daß sie dann in einer Konditorei köstliche Näschereien gegessen und als sie gefragt habe, wo man sich an schönen Bildern erfreuen könne, in der Nationalgalerie gewesen sei.

„O, Greta, welch eine Menge herrlicher Bilder! Es ist alles noch viel großartiger als ich dachte!"

Auch Fräulein Paula war sehr befriedigt nach Hause gekommen. Sie hatte sich lange eine Schnur dicker Korallen gewünscht, die sie als Carmen sehr gut gebrauchen konnte; auch ein Frühjahrmäntelchen von blauem Sammet mit Hut dazu und endlich ein Elfenbeinfächer mit echten Spitzen waren ihr als sehr wünschenswert ins Auge gefallen. Dies alles hatte ihr die neue Freundin ohne Umstände gekauft, und obendrein die Unkosten des ganzen Morgens bestritten.

Ob sie noch viel solcher ausgiebigen Hundertpfundnoten besitzen mochte? Dann war sie ja ebenso wertvoll wie ein reicher Liebhaber.

Jedenfalls war Paula dem alten Burschen, dem Xaver, sehr dankbar für diesen Fang. Sie wollte seinen Rat treu befolgen und das Goldfischchen — mochte es nun eine Bewandtnis damit haben, welche es wollte — sich nicht entschlüpfen lassen.

Die beiden Damen speisten miteinander. Fräulein Leginska war die Liebenswürdigkeit selbst; auch Nettchen, die gesehen, wie glänzend Jorja eingekauft hatte, gab sich so ehrerbietig, wie sie es ihrem schnippischen Wesen abgewinnen konnte. Wenn das Ding so reich war, mußte ja auch für sie etwas Ordentliches abfallen.

Während die Damen bei Tisch saßen, sprach Xaver flüchtig vor. Er lächelte siegesgewiß, als er Jorja so befriedigt sah und gelobte ihr, sie morgen für längere Zeit zu besuchen, heute sei es ihm leider unmöglich, die Freuden des Abends mit zu genießen.

Als die Damen gegessen hatten, kamen die Kellner des Speisewirts, um unter Xavers Aufsicht das Buffet für den Abend aufzustellen. Ein Tapezier mit seinem Gehilfen und der Gärtner mit einem Korb voll Blumen erschienen gleichfalls und schmückten miteinander die Räume aus.

Jorja zog sich in ihr Zimmer zurück, um zu ruhen und sich dann zu der Gesellschaft anzukleiden.

Als sie gegangen war, nahm Xaver die Freundin zur Seite. Er gab ihr zwei Karten, bat sie, die Herren, die Jorjas halber kämen, gut zu empfangen und in jeder Weise zu unterstützen, es werde ihr Schaden nicht sein. Er könne nicht kommen, weil die Kleine sich zu ihm flüchten würde, was nicht geschehen dürfe, sie müsse ohne Ausweg den Dingen hier stand halten.

Die schlaue Paula, der die Ahnung von einer wohlüberlegten Intrigue aufdämmerte, an der sie Gefallen fand, versprach, sich so geschickt wie möglich zu benehmen und den Fremden, die Xaver ihr zuführe, allen Vorschub zu leisten.

Jorja lag auf dem Schlafsofa, Margrete saß neben ihr und erzählte nun ihrerseits von dem großen Ausgange, mit dem sie ihren Morgen hingebracht hatte. Einmal war ihr gewesen, als habe sie Baroneß Adelheid am Fenster gesehen. Ach, sie wäre für ihr Leben gern hinauf gegangen.

Das Geplauder der Alten führte Jorjas schwindelnden Geist auf ihre eigentliche Lage zurück. Die liebe Adelheid war ihr so nah und nun doch ganz fern! O, wie losgerissen von allem was sie liebte, sie doch hier in der Fremde stand!

Und so schön ihr Ausflug mit Donna Paula auch gewesen war, im Grunde konnte sie sich doch nicht von dem unbescheidenen Wesen der Künstlerin, die sie so unverhohlen um Geschenke gebeten hatte, angesprochen fühlen. Wie dreist sie die Männer angesehen hatte und wie sonderbar sie, sowohl in der Konditorei wie auch in der Nationalgalerie, gegrüßt worden war!

Das alte unsichere Gefühl, als stehe sie auf schwankendem Boden, überkam Jorja, aber sie war zu müde, um ernstlich nachzudenken, oder gar um Entschlüsse zu fassen.

Aus erquickendem Schlaf weckte sie die Alte, es war Zeit sie zum Abend anzukleiden; Fräulein Leginska hatte schon eben flüchtig den Kopf in die Thür gesteckt und zur Eile gemahnt, nun durfte man doch nicht länger säumen.

Margrete hatte ihre junge Herrin noch nie so schön gesehen wie in diesem prächtigen Gesellschaftsanzuge.

Nichts mehr von ihrer kindlichen Erscheinung! Der schwere, schillernde Stoff, die kleine Schleppe kennzeichneten die vollendete Dame.

Es war aber auch ein neuer, bewußter und sehnender Ausdruck in den Zügen des jungen Gesichtes und viel weibliche Würde in der Haltung des reizenden Kopfes, wenn diese neuen Eigentümlichkeiten der alten Dienerin auch wohl nicht zum Bewußtsein kamen.

„Die Herrschaften hier werden Augen machen, wenn sie hereinkommt!“ dachte Margrete.

Fräulein Leginska rauschte herbei, um ihre liebe Freundin abzuholen und in die teilweise schon versammelte Gesellschaft — die sie sehr neugierig gemacht hatte — einzuführen. Auch Paula stand überrascht vor der lieblichen und zugleich vornehmen Erscheinung.

Alle Wetter, ihre Herren würden ja nach dem Bissen mit allen zehn Fingern greifen!

Sie bot Jorja, die sich seltsam befangen fühlte, die Hand und führte sie über den Flur in die Berliner Stube, die noch fast leer war, da sich die Gäste in den beiden Vorderzimmern versammelten; in diesem größten Raum sollte später gegessen und dann Bank aufgelegt werden.

Auf etwa sechs Kolleginnen oder der Leginska gleichgesinnte Damen kamen jetzt schon doppelt so viele Herren, es traten immer noch mehrere ein. Sie standen und saßen in ungezwungenen Stellungen, wo es ihnen einfiel und ließen sich in ihrem ganzen Wesen viel mehr gehen als es in irgend einem andern Kreise geschehen sein würde.

Als Fräulein Paula ihre junge Freundin hier einführte und den Damen vorstellte, wagte Jorja nicht die Augen aufzuschlagen. Sie fühlte wie dreist und wie erstaunt aller Blicke auf sie gerichtet waren, sah, daß sie sich unter einer Ueberzahl von Männern befinde und fühlte sich in peinlichster Verlegenheit.

Die Namen der Herren, die Paula ihr vorstellte, ihr sämtlich fremd, rauschten gleich einem beängstigenden Geräusch an ihrem Ohre vorüber. Sie sah sich umringt, angeredet, und vermochte kaum einige Worte zu stammeln.

Sie war doch auf dem Bergenschen Erntefeste schon in einer größeren Gesellschaft gewesen und hatte sich frei und fröhlich unter den Leuten bewegt. Warum war denn nur hier ein Etwas, daß ihr den Atem versetzte, sie mit Widerwillen erfüllte, sie nur daran denken ließ, wie sie wohl entrinnen könne?

Aber das war nicht leicht.

Die entzückten Herren belagerten sie, wohin sie sich auch flüchtete, verfolgten sie mit kecken Blicken und flüsterten ihr Schmeicheleien ins Ohr. Paula





Veloziped=Klub Wanderer.

Originalzeichnung von P. Bauer.

behielt sie im Auge und raunte ihr scherzend Ermutigungen zu und nun endlich wurde gesungen.

Da Jorja sich dicht an das Instrument lehnte, mußte man wohl von ihr ablassen. Und dann im Sturme des Beifalls, dem Gedränge, das um die Sängerin entstand, wandte Jorja sich kurz, schlüpfte hinaus, durchlief das Eßzimmer und kam erregt, beängstigt und fast weinend bei ihrer Alten an.

Sie sank auf das Sofa und rief mit gerungenen Händen: „Wäre ich nie hierher gekommen, Greta, es ist schrecklich unter den vielen fremden Leuten, ich halte es da nicht aus. O, wäre nur erst morgen, daß wir fort könnten, fort aus diesem Hause!“

Margrete war sehr bestürzt. Zu gutmütig, um ihrer jungen Herrin vorzuhalten, sie habe das immer gesagt, fühlte sie doch auf das Lebhafteste, daß man hier nicht bleiben könne.

Als sie eben einen Vorschlag machen wollte, öffnete sich die Thür, und Fräulein Leginska trat ein.

Die Dame sah sehr ernst aus. „Ich fürchte, meine Teure,“ sagte sie vorwurfsvoll, „Sie beleidigen meine Gäste, wenn Sie länger fortbleiben. Man fängt an, sich über Ihr Verschwinden zu wundern. Ich habe Sie mit schwesterlicher Liebe aufgenommen und verdiene Ihre Unfreundlichkeit nicht. Die Verehrung der Männer, die sich Ihrer liebenswürdigen Erscheinung gegenüber vielleicht allzu lebhaft äußerte, werde ich in Schranken zu halten wissen. So bitte ich Sie denn herzlich, mir zu folgen und in den heiteren Kreis zurückzukehren, der Sie so freudig begrüßt hat.“

Jorja war jung, unerfahren, und durch die Mahnung zur Dankbarkeit getrieben; so vermochte sie sich nicht zu widersetzen. Sie erhob sich langsam, ohne Worte, nur einen Blick — flehend, hilflos, geängstigt — warf sie ihrer Alten zu und verließ dann zum zweitenmale an der Sängerin Hand ihr kleines Zimmer.

„Versprechen Sie mir, Liebe,“ flüsterte Fräulein Leginska zärtlich, „daß Sie nicht wieder so kindisch davonlaufen wollen, Sie blamiren mich ja und das werden Sie mir doch nicht anthun wollen als Lohn für alle meine Freundschaft?“

Auf ein weiteres Zureden versprach Jorja in der Gesellschaft auszuhalten.

Fräulein Paula hatte gleich nach des scheuen Kindes Verschwinden, das sie sehr richtig zu deuten wußte, ihren Herren eine kleine Rede gehalten.

Sie bitte sehr, daß man die schüchterne Debütantin nicht behandle wie eine an deutliche Huldigungen Gewöhnte. Sie wolle versuchen, das junge Mädchen zurückzuholen, zum zweitenmale werde das gewiß nicht gelingen; wolle man sich also nicht selbst berauben, solle man vorsichtiger sein.

Die Herren, die den Gedanken schwer fassen konnten, hier eine Dame aus anständigen Gesellschaftskreisen zu treffen und sich bei der reizenden neuen Erscheinung den Rang ablaufen wollten, kamen nun doch zu der Ueberzeugung, daß etwas Ungewöhnliches im Spiele sei, und daß man sich diesem spröden Kinde gegenüber anders zu verhalten habe.

So geschah es, daß Jorjas Rückkehr in die Gesellschaft ihr in keiner Weise erschwert wurde. Sie ging mit gesenktem Köpfchen neben der Leginska und drückte sich, so bescheiden sie konnte, hier und da hin, während am Flügel, von geübten Kehlen, beliebte Partien aus modernen Operetten hinausgeschmettert und getrillert wurden.

Jorja saß auf einem kleinen Ecksofa im ersten Zimmer und konnte es nicht hindern, daß ihr zur Rechten und Linken Herren Platz nahmen, die sich bemühten, sie gut zu unterhalten.

Wenn sie auch scheu und einsilbig blieb, so sah sie doch zu hübsch aus, um nicht zu gefallen. Vielleicht erhöhte gerade ihre offenkundige Abwehr den Reiz ihrer fremdartigen Schönheit.

Obwohl Jorja sich sehr hütete, ihre Blicke umher schweifen zu lassen, so sah und hörte sie doch von dem freien Verkehr der Frauen und Männer untereinander mehr als sie mochte, und wenn sich je etwas wie Freude am Gefallen in ihr geregt hatte, so wurde durch die Zerrbilder, die sie sah und den Widerwillen, den sie empfand, jede Spur davon in ihr ausgetilgt.

Sie fühlte stete Angst, daß ein Wort gesagt werden möchte, eine Berührung erfolgen könne, die tief verletzend und unerträglich für sie sein würden.

Wiederholt dachte sie an die Möglichkeit des Entrinnens, an Flucht, aber es war spät abends und sie wußte in der großen Stadt nicht wohin sie sich wenden sollte. Die Zeit, die allen anderen mit Windeseile zu entschwinden schien, war ihr noch nie so quälend langsam verstrichen, wie in dieser peinlich beklemmenden Lage.

Immer kamen noch Herren und wurden drüben an der Eingangsthür von Fräulein Leginska — die Jorja auch in diesem Kreise ganz anders vorkam als früher — mit lebhafter Freude und großem Wortschwall begrüßt.

„Sie sind doch das sprödeste kleine Mädchen, das ich kenne, und könnten es so schrecklich jut haben,“ flüsterte der dicke Herr, der neben Jorja im Eckdiwan lehnte, ihr jetzt zu und kam ihr dabei so nahe, daß sie erschrocken zur Seite rückte.

„Ah! Weeß Jott, sie flüchtet zu mir,“ schnarrte der Nachbar links. „Famos, meine Jnädigste, können sich mir parole d'honneur mit Leib und Leben anvertrauen. Bin faktisch riesig bejlückt, wenn ich den Vorzug jenießen soll ...“

„Donna Jorja! Sie hier?“ Es waren spanische Worte, die an der Bedrängten Ohr schlugen.

Das geängstigte Mädchen fuhr empor; da flammten die leidenschaftlichen Blicke Don Fernando Ximenes sie an.

Ein Naturlaut, ein Seufzer — war es Erleichterung oder erneute Qual — drang über ihre Lippen.

Er reichte ihr den Arm und sie nahm ihn an; war er doch wenigstens ein bekannter Mensch in dieser entsetzlichen Fremde!

Zitternd, fast besinnungslos folgte sie ihm in eine Fensternische.

„Wie kommen Sie hierher, geliebte Señorita, hierher, in dies Haus, in diese für anständige



Damen unmögliche Gesellschaft?" fragte er, dicht zu ihr geneigt und wie ihr schien mit aufrichtiger Besorgnis.

Jorja murmelte, daß sie es selbst kaum wisse, daß sie sich unbehaglich und verstört fühle und sich weit weg wünsche.

Eifrig fuhr Fernando fort: „Sie dürfen hier auch nicht bleiben, Donna Jorja. Sie können die Nacht hier nicht zubringen! Man wird bald zu Tisch gehen, der Champagner wird in Strömen fließen, die Gesellschaft wird in ein wüstes Gelage ausarten . . ."

„Dann flüchte ich in mein Zimmer!" rief sie entsetzt.

„Bah, glauben Sie, daß man das duldet? Glauben Sie, daß einer dieser Männer Ihre Abwehr für etwas anderes hält als eine neue Form der Koketterie?"

„Aber Fräulein Leginska — die sich meine Freundin nennt."

„Pfui über solche Freundschaft! Ihre Verderberin ist sie, weiter nichts."

„Meine alte Dienerin ist mit hier."

„Die wird man zu entfernen wissen."

Jorja zerriß in Todesangst ihr Taschentuch: „Großer Gott, was soll ich denn anfangen?" bebte es von ihren erblassenden Lippen.

„Vertrauen Sie sich mir an, ich allein kann Sie hier aus dieser Sündenhöhle erretten."

„Was verlangen Sie?"

„Nur die Bestätigung dessen, was einst war. Folgen Sie mir als meine Braut. Als solche wird keiner es wagen, Sie zu berühren. Nur wenn ich Sie als mir verlobt, mir angehörig vorstelle, läßt man Sie ziehen."

„Ich kann es nicht — kann nicht mit Ihnen gehen!"

„Jorja, angebetete Jorja!"

„Was wollten Sie thun? Wohin wollten Sie mich bringen?"

„Ich will Sie, begleitet von Ihrer Duenna, in eines der ersten Hotels führen, will keine Minute länger bei Ihnen bleiben, als Sie es wünschen, will Ihnen andern Tags bei einer angesehenen Dame ein Unterkommen suchen und dann unsere Vermählung so rasch betreiben wie es möglich ist."

„Unsere Vermählung?" Wie entsetzt sie ihn anstarrte.

„Donna Jorja," sprach er ernst, „nachdem Sie die halbe Nacht in diesem Hause, die übrige Zeit von einem Manne begleitet im Hotel zugebracht haben, fordert es Ihre Ehre, daß Sie diesem Manne die Hand zur Ehe reichen."

O, es mußte doch noch einen Ausweg geben! Donna Jorja konnte Don Fernando nicht angehören, sie konnte es nicht! Ein Paar geliebte, strahlende Augen, die sie immer im Geiste vor sich sah, litten es nicht, daß sie die Lüge aussprach, diesem da Treue halten zu wollen.

Es schien, als sei bei jener Erinnerung plötzlich ein neuer Geist über das verschüchterte Geschöpf gekommen. Sie richtete sich auf, maß ihr Gegenüber mit den groß aufgeschlagenen hellen Augen und sagte:

„Señor, ich bitte Sie um einen Ritterdienst, reichen Sie mir Ihren Arm, führen Sie mich durch die Gesellschaftsräume, ich wünsche mein Zimmer aufzusuchen."

Er zauderte einen Augenblick, ihre Miene war aber so zwingend, das Ehrgefühl in ihm nicht ganz erloschen, so verneigte er sich, bot ihr den Arm und that wie sie gewünscht.

Der dicke Herr, der neben Jorja auf dem Eckdiwan geruht, hatte sie unausgesetzt mit seinen kleinen lüsternen Augen beobachtet, er erhob sich und jetzt folgte er langsam dem davonschreitenden Paare.

Der Kreole — der, während sie gingen, seine Dame mit Liebesschwüren quälte — blieb ehrerbietig im Eßzimmer zurück, als Jorja ihn mit einem stolzen Gruß verließ und auf den Gang hinaustrat.

Don Fernando hatte sich bereits von der Thür abgewandt, als der andere hinausschlich und der Flüchtenden in den Gang folgte.

Im Flur kam Nettchen, die, wie Jorja noch flüchtig sah, sich aus den Armen eines Kellners gelöst — der Dame beflissen entgegen.

Ob sie mit etwas dienen könne, Margrete sei nicht da, sei ein bißchen in die Stadt gegangen.

„Nicht da?"

Jorja erstarrte. Taumelnd griff sie nach dem Schloß ihrer Thür. Gewiß wollte Margrete die Leute bei Baron von Bergens besuchen und meinte die Herrin bedürfe ihrer nicht. Und wie bedurfte sie der Treuen!

In dem kleinen Stübchen brannte noch das Gas. Jorja stützte sich einen Augenblick schwindelnd und trostlos auf den Tisch. Nun war sie ganz verlassen! Die Alte, mit ihrer schlichten Derbheit, wäre ein Halt, ein Trost gewesen.

Da öffnete sich ihre Thür, der dicke Herr, der sie schon auf dem Ecksofa belästigt hatte, steckte sein rotes, schmunzelndes Gesicht herein, sagte, sie werde doch nicht so „scheußlich jrausam" sein, sich der Gesellschaft zu entziehen, oder ob ihr ein tête-à-tête besser jefalle, er sei jern damit einverschtanden, und damit wollte er ganz eintreten.

Als er für seine breite Gestalt die Thür aufriß, flog Jorja von Ekel und Entsetzen gepackt, an ihm vorbei und stand gleich darauf ratloser denn je, wieder in der Berliner Stube.

Erfreut kam ihr Don Fernando entgegen. Sie war nicht im stande zu begreifen, was er ihr von seinem Glücke sie wiederzusehen, zuflüsterte.

Ermattet und zitternd vor Angst, sank sie im nächsten Zimmer auf einen Stuhl, zu dem er sie geführt hatte; er setzte sich zu ihr und begann, seine Vorschläge von vorhin zu erneuern.

O, in welch eine entsetzliche Lage war sie durch ihren Unverstand, ihren Uebermut geraten! Gab es denn gar keinen rettenden Ausweg? Was sollte sie nur thun? Hier bleiben war doch ganz unmöglich!

Während sie in voller Verzweiflung nicht wußte, was beginnen, war es ihr plötzlich als schlage eine bekannte Stimme an ihr Ohr. Das Gewirr und

Gelächter der Gesellschaft übertönend, hatte jemand gerufen:

„Wo ist sie? Madame? Ich fordere sie im Namen der Familie von Ihnen!“

Jorjas Lebensgeister kehrten zurück, Auge und Ohr spannten sich zur größten Schärfe.

Da erschien, von der Leginska umschmeichelt, die Gestalt Josias von Bergen, begleitet von seinem Freunde Seelhorst, in der Thür zum ersten Zimmer. Mit ängstlichen Blicken durchforschte der Baron die erstaunt schweigende Gesellschaft.

Jorja flog empor, sie warf sich ihm mit einem Jubellaut entgegen:

„Don José, Don José! retten Sie mich!“

Sie lehnte mit dem Köpfchen an seiner linken Schulter und klammerte sich an ihn, während sein Arm sie umfing.

Dieser Augenblick war vielleicht der glücklichste seines Lebens. Wie schön war sie, wie hingebend, wie hilfsbedürftig! Heiße Liebe durchflutete ihn und hob ihn über sich selbst hinaus.

Er streckte die Rechte abwehrend dem Kreolen entgegen, der halb toll vor Wut und Eifersucht, als er die sichere Beute sich plötzlich entrinnen sah, Jorja nachstürzte:

„Ma fiancée — ma promise!“ schrie er.

„Jorja, ist dem so?“ Des Barons linker Arm lockerte sich. „Sind Sie seine Braut?“

„O nein, nein, tausendmal nein!“

In dem Augenblick, als sie sich aufrichtete, um ihr „Nein“ auszurufen, griff Don Fernando, keiner Selbstbeherrschung mehr fähig, mit zornbebenden Händen nach ihr und riß sie so derb zurück, daß sie in die Kniee brach, aber auch jetzt noch klammerte sie sich an Josias, während der andere nicht nachließ, an ihr zu zerren.

Da holte die Rechte des Barons zu einem Schlage aus, und indem er rief: „Elender, lassen Sie ab von der Dame!“ fiel seine Hand schallend auf die Wange des Kreolen.

Dieser taumelte zurück, seine Augen rollten wild, seine Zähne schlugen aufeinander, er griff in die Brusttasche, ein Dolch blinkte in seiner Hand, er wollte sich auf den Gegner stürzen.

Da sprangen — während die Frauen kreischten — von allen Seiten die Männer herzu, packten den Sinnlosen und bändigten ihn.

Ihm zunächst stand der, welcher ihn hierher begleitet hatte, sein Gefährte, Monsieur Charles Bennoit.

„Das heischt Rache, wie dürft Ihr mich hindern!“ kreischte der Wütende.

„Natürlich, Señor, wir fordern Satisfaktion. Sie werden ihn niederschießen — ohne Frage,“ raunte Bennoit dem Kreolen zu.

Josias von Bergen hatte Jorja emporgehoben. Taumelnd und bebend hing sie an seinem Arm.

„Vertritt mich hier, Willy,“ flüsterte der Baron seinem Freunde Seelhorst zu; dann folgte er dem leise ausgesprochenen Wunsche Jorjas und führte sie durch das Eßzimmer auf den Gang hinaus:

„Margrete erwartet Sie in Ihrem Zimmer, Donna Jorja. Die verständige Alte hat mich zu Ihrer Hilfe herbeigeholt, sie ist die Hintertreppe hinauf gegangen, während wir vorn eintraten. Lassen Sie sich umkleiden. Ich weiche nicht von Ihrer Thür, dann führe ich Sie über den Hof vors Haus und fahre mit Ihnen und Margrete nach dem Lützowplatze. Der Wagen wartet auf uns.“

„O, ich danke — ich danke Ihnen!“ stammelte das zitternde Mädchen und schlüpfte in ihr Zimmer.

Gleich darauf trat Seelhorst zu seinem Freunde heran: „Gib mir Deine Karte, Josias.“

„Natürlich für den Sekundanten des Unbändigen?“

„Ja, es wird einem Ehrenhandel nicht auszuweichen sein,“ sagte Willy, seine gedrungene Gestalt mit vieler Wichtigkeit aufrichtend. „Er ist ein Don Ximenes aus Mexiko, der behauptet, ältere Ansprüche an Fräulein Becker zu haben.“

„Die Dame hat ihn doch mit aller Entschiedenheit abgelehnt. Ich bin bereit, für sie einzutreten, und sie vor dem rohen Patron zu schützen.“

„Etwas wie ein Versöhnungsversuch scheint mir leider aussichtslos.“

„Selbstverständlich. Er hat vor vielen Zeugen seine wohlverdiente Ohrfeige bekommen. Ist er im übrigen ein anständiger, satisfaktionsfähiger Mensch, so muß ich seine Forderung annehmen, und werde ihm mit Vergnügen noch einen Denkzettel geben.“

Jorja dankte inzwischen mit abgerissenen, hervorgestammelten Worten ihrer treuen Alten für den Dienst, den sie ihr geleistet hatte, und ließ sich in größter Hast ihr Reisekostüm anlegen.

Währenddem berichtete Margrete von ihrer Fahrt nach dem Hause des Barons. Ja, sie hatte sich eine Droschke genommen, da sie gefühlt, daß Eile nöt thue, um ihr liebes Frölen aus dieser Gesellschaft von schlechten Frauensleuten und Schwindlers zu holen und wer hätte das wohl lieber gethan als der Herr Baron Josias.

„Die kleine Lisette, mein Bruderskind, die jetzt bei die gnädige Frau ist, machte mich ganz leise die Thür auf und war schrecklich verwundert als ich 'rein kam. Sie sagte die Frau Baronin sei sehr schlimm, brachte mich aber gleich nach dem jungen Herrn, der dicht bei die Thür wohnte. Da war nun der Herr von Seelhorst auch und sie waren beide erschrocken von alles, was ich sagte, wollten auch gleich mitkommen. Wir liefen 'runter und wieder ging's in'n Wagen, unterwegs erzählte ich nu, wie uns der Büchermensch herbrachte und wie es hier aussieht. Und Herr von Seelhorst sagte, das wäre hier eine Spielhölle, er hätte schon davon gehört und der Herr Baron schrie den Kutscher an, er solle zufahren.“

Jorja hörte nur halb was die Alte berichtete. Jetzt fragte Margrete:

„Was sollen wir mit das schöne Kleid machen?“ und breitete den rosa Atlas sorgfältig auf dem Bette aus.

„Laß es da!“ sagte Jorja zusammenschaudernd, „ich könnte es nie wieder tragen.“

Noch ein bedauernder Blick der alten Kammerjungfer auf das Prachtgewand, dann folgte sie mit Tasche, Bündel und Schirm der hinauseilenden Herrin.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Fahrendes Volk in Italien.

Nach dem Gemälde von M. Stifter.

Josias von Bergen reichte seiner Schutzbefohlenen den Arm und führte sie die Hintertreppe hinunter, über den inneren Hof und durch den Thorweg zu der wartenden Droschke.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Jetzt hatte Josias die Geliebte aus der unbegreiflichen Lage befreit, fühlte aufs neue, wie teuer sie ihm sei und hob sie mit der Empfindung in den Wagen, als habe er sich endlich das Glück, das er nirgend gefunden, erobert.

Er bedeutete Margrete, daß sie sich auf den Bock neben den Kutscher setzen solle; bei allem, was er von Jorja hören und ihr sagen würde, konnte er keinen dritten dulden.

Die Alte war auch bei ihren Barons an den Platz gewöhnt worden und stieg ohne weiteres hinauf.

Nun saß Josias an des noch immer zitternden Mädchens Seite.

Der Lärm in der Stadt hatte sich in dieser späten Abendstunde gelegt, der Wagen rollte leicht über gutes Pflaster dahin, so konnte man sich ohne Mühe verständlich machen. Das Gaslicht von der Straße schien hell in den Wagen herein.

„Nun erklären Sie mir, teure Donna Jorja, wie es möglich war, daß Sie sich von dem alten, unzuverlässigen Kolporteur in jenes gefährliche Haus führen lassen konnten?“

Jorja empfand das lebhafte Bedürfnis, gegen ihren Retter offen zu sein, aber sie war noch so verwirrt und außer stande, daß sie nur mühsam hervorbrachte, was sie doch zu ihrer Entschuldigung gern sagen wollte.

Stammelnd versicherte sie, der Kolporteur sei viel mehr und viel besser, als er scheine, und vor allen Dingen ein alter, geliebter Freund ihres Vaters. Sie sprach von den Briefen, die sie besessen, von Xavers Güte und Teilnahme für sie. Sie glaubte noch jetzt nicht an seine schlechte Absicht. Wäre er nur in der Gesellschaft gewesen, würde er sich ihrer angenommen haben. Ihr Hauptunglück sei, daß dieser gefährliche Don Fernando Ximenes zufällig dorthin gekommen, und daß Margrete fort gewesen sei, als sie sich habe in ihr kleines Zimmer und unter deren Schutz begeben wollen.

„Und wie war es möglich, daß Hasenkamps Sie mit jenem Menschen reisen ließen?“

Nun brach Jorja in Thränen aus. Sie berichtete von ihres Vaters Warnung vor Don Ximenes, daß Fernando sie in der Heide belästigt, daß Xaver sie befreit habe. Da die Hasenkampschen Brüder verreist gewesen, habe Betty sie eingeschlossen, und dann sei sie, halb aus Furcht vor dem Kreolen, dem sie gemeint entfliehen zu können, halb aus Trotz gegen die Schwester, heimlich davongegangen.

„O!“ rief sie nun schmerzbewegt und rang die Hände in Verzweiflung; „ich weiß, ich fühle es Don Ximenes hatte recht, als er sagte, in jenem Hause, jener Gesellschaft zu sein, verletzte meine Ehre. Ich bin beschimpft, was soll ich thun, um den Makel wieder abzustreifen?“

„Sie sind unschuldig in jene niedrige Umgebung geraten!“ rief er gleichfalls erregt. „Ich will Ihnen beistehen, jede Kunde dieses Vorfalls, jede Erinnerung daran auszutilgen!“

Nachdem er einen Augenblick nachgesonnen, bat er sie, gleich morgen an Frau Hasenkamp und als Gast seiner Eltern zu schreiben und ihren kurzen Aufenthalt bei der Sängerin ganz unerwähnt zu lassen.

Sie habe schon von da geschrieben.

Sehr möglich, daß der Brief nicht besorgt sei; ihm komme die ganze Sache wie eine abgekartete Infamie vor, bei der verschiedene Leute und Beweggründe mitgewirkt hätten. Es sei jedenfalls am klügsten, von dem Abenteuer in der Köpenikerstraße zu schweigen; er wolle auch Margrete davon verständigen. Adelheid solle ein paar Worte an Frau Hasenkamp hinzufügen und so hoffe er, die unglückliche Angelegenheit völlig aus der Welt zu schaffen.

Jorja dankte ihm aus erleichtertem, bewegtem Herzen.

Und ihm that es wohl, ihr beizustehen, ein Geheimnis mit ihr zu teilen, ihr Ritter zu sein!

Doch sie fing aufs neue an zu schluchzen: „Wenn auch kein Mensch um das Schreckliche wisse, so schäme sie sich doch, es werde ihr jeder ansehen, daß sie etwas zu verbergen habe. Ob er sie mit diesem Flecken wirklich in seinem Hause dulden wolle?“

„Jorja! Sie wissen doch, wie wir alle — alle — Sie lieben.“ Es überrieselte ihn warm, als er dieses Wort aussprach. Sie so nahe zu sehen erfüllte ihn mit Entzücken. Ein grenzenloses Mitleid für ihren Kummer, der so zart, so tief empfunden war, erfüllte ihn. Er hielt nicht mehr an sich, magnetisch fühlte er sich zu ihr hingezogen, in seine Arme, an seine Brust hätte er sie reißen mögen. Er war stark genug, sie vor jeder Unbill zu schützen.

Wie ihm das Herz aufging nach dem Elend dieses ganzen Winters. Wie es ihn erquickte, von der Angst daheim um die angebetete kranke Mutter, hier aufzuatmen!

Er suchte der Geliebten Hand und hielt die kleine, unsicher in der seinen zuckende Linke des teuren Mädchens jetzt fest umschlossen.

„Jorja,“ — er neigte sich zu ihr, um ihr in die Augen zu sehen: „Jorja, geben Sie mir das Recht, Sie gegen jeden scheelen Blick zu verteidigen. Ich liebe Sie — ich glaube an Sie — Ihre Ehre ist meine Ehre. — Vom ersten Sehen an gehörte Ihnen mein Herz. Werden Sie mein Weib, Jorja, Sie sollen keinen Kummer haben, ich will es nicht, werfen Sie alles auf mich!“

Gespannt lauschte er auf einen Laut von ihren Lippen. Da fühlte er, indem eisige Ernüchterung ihm zum Herzen kroch, wie ihre Hand sich aus der seinen zu befreien strebte.

Kaum verständlich flüsterte sie: „O, Don José, mein Helfer — mein Freund — wie schwer wird es mir — Ihnen — Ihnen — ein Nein zu sagen. Aber, aber — ich weiß — daß ich Sie — Sie nicht liebe.“

Er hatte ihre Hand losgelassen: „Jorja!“

„Bitte — bitte, seien Sie mir nicht böse!“

„Sie wissen — so lieben Sie einen andern?“

Sie schlug bei dieser Frage die Hände vor das Gesicht, während ein heftiges Beben und Schluchzen ihren Körper erschütterte. Sie dachte daran, wie sie jenen anderen von sich gewiesen und dann aus Trotz sich in dieses erniedrigende Abenteuer gestürzt habe.

Josias wußte genug; wie gelähmt legte er sich in seine Wagenecke zurück.

O, über ihn kamen auch alle Enttäuschungen, über ihn alles Entbehren, alles Elend, das einem armen Sterblichen beschieden sein konnte! Er biß die Zähne zusammen und ballte die Hände: welch ein ödes, elendes Dasein er vor sich sah!

Der Wagen hielt Lützowplatz 24. Margrete kletterte mit ihrem Gepäck vom Bock. Josias hob seine scheue Gefährtin schweigend heraus, bezahlte den Kutscher und ließ vom Portier das Haus öffnen.

Dann standen sie miteinander oben, wo Josias, in Sorge um die Kranke, nur leise den Knopf der Klingel berührte.

Adelheid erschien in der Thür, sie sah bleich und verstört aus: „Ich dachte, es wäre der Doktor, wir haben Heuermann wieder hingeschickt,“ flüsterte sie dem Bruder zu.

Dann gewahrte sie seine Begleiterinnen und erschrak: „Jorja — liebe Jorja — wie kommt das?“ Sie reichte der Freundin, die zögernd eintrat, ihre Hand.

„Du wirst für Fräulein Becker sorgen, Schwester.“

„Gewiß — natürlich — in meinem Zimmer steht ein zweites Bett. Margrete, lassen Sie sich von Lisette zurechtweisen.“

Die kleine Zofe war eben leise herbeigekommen.

Adelheid fuhr mit vor Wehmut bebender Stimme fort: „Wir werden alle diese Nacht wohl kaum Ruhe finden. Lisette, zeige Margrete auch Deine Kammer. Und nun komm, Josias, Mama hat schon zweimal nach Dir gefragt, wir begriffen nicht, wo Du sein konntest.“

Sie nickte der betroffen dastehenden Jorja noch einmal traurig zu und ging dann mit dem Bruder in die geradeaus befindliche, nur angelehnte Thür des Vorderzimmers.

Lisette winkte den beiden Gästen und öffnete leise die Thür der Berlinerstube zur Linken, welche sie durchschritten und so den Gang erreichten, an dem Küche und Schlafzimmer lagen.

Jorja fühlte sich so bedrückt und gedemütigt von allem Geschehenen — nicht am wenigsten von ihrem gänzlich unerwünschten Eintreten in dies Haus — daß sie, während Margrete ihr Barett und Jäckchen abnahm, keines Wortes mächtig war.

Die Alte fragte für sie: „Is denn nu unser Frau Baronin schlimmer?“

„Sie meinen alle, daß sie nicht durch die Nacht kommt,“ erwiderte Lisette bedrückt.

„I du meine Güte, das is ja schrecklich!“

„Der gnädige Herr is ganz außer sich, und was der junge Herr Baron ist, der hat den ganzen Winter ausgesehen, als wollt' er auch verscheiden. Ja, es war eine schlimme Zeit.“

„Wen habt Ihr denn bei sie? Kann ich nich was helfen? Du bist doch man 'en büschen minne und swack. Warum habt Ihr mir nich kommen lassen?“

„Wir haben schon lange eine Pflegeschwester, 'ne recht ordentliche Person. Ich weiß ja, daß sie mit mir nich viel anfangen können, ich greese mich auch immer.“

Margrete ging hinaus, um in der Küche bei der alten Mine, ihrer Freundin, ein Schälchen Kaffee zu trinken und die Zustände im Hause noch einmal ordentlich zu besprechen, Lisette folgte ihr. Dann brachte die Alte ihrer jungen Herrin ein Glas Milch und endlich war Jorja allein.

Sie hatte es entschieden abgelehnt, sich hinzulegen, wie hätte sie, mit alle den furchtbaren Aufregungen der letzten Stunden in ihrem Gemüte und der Erwartung dessen, was die Nacht hier bringen sollte, schlafen können? Sie saß in die Sofaecke gedrückt, verschüchtert und bitter mit sich selber rechtend.

O wie gut wußte sie nun den Frieden, die Sicherheit und die freundliche Familiengemeinschaft auf Hasenkamps Hof zu schätzen! Wie beglückend und über alles erhaben, was die große Welt ihr bieten konnte, erschien ihr das Gefühl, welches sie mit Godefriedo verband.

Ja, sein Kuß war die größte Glückseligkeit gewesen, die sie je im Leben genossen, sie meinte von dem Augenblicke an erst recht und mit Bewußtsein zu leben. Wie hatte sie sich nur gegen seine Liebe wehren können?

Und dagegen das fürchterliche Haus, dem sie eben mit Mühe entronnen war. Wie ein Hexensabbat stand ihr jene Gesellschaft vor Augen, ein Schauder überlief sie, wenn sie daran dachte. Fort — fort mit den greulichen Bildern!

Nun im Wagen. Sie hatte den hilfreichen Freund kränken müssen, der seine sterbende Mutter verlassen, um ihr beizustehen, der sie liebte, seit er sie kannte, der ihr hundertfache Güte erzeigt. O, es war bitter gewesen und sie schämte sich ihrer Undankbarkeit!

Aber sie war sich zu klar ihrer Liebe für den einzigen bewußt. Ihr letztes Zusammensein hatte sie über sich selbst aufgeklärt. Sie konnte ihr Herz nicht zweimal vergeben, Josias konnte ihr nur ein brüderlicher Freund sein.

Eine Stunde mochte ihr so während der stillen Einkehr verstrichen sein, als sich draußen eine gewisse Unruhe bemerklich machte; Jorja richtete sich auf und lauschte.

Da stürzte die kleine Lisette zu ihr herein, laut weinend warf sie sich auf einen Stuhl: „Ach, wie schrecklich — wie schrecklich, nu is die Frau Baronin tot — nu' haben wir keine Frau Baronin mehr! Tante ist zu ihr rein, Mine steht an der Thür, ich kann ihr nich sehen und kann auch nicht allein sein!“

Jorja erhob sich und redete einige Worte zu der Erregten, ihr war aber selbst trostlos zu Mute.

Nach einer Weile kam auch Margrete. Die arme Gnädige sei ganz still eingeschlafen, sie habe noch den jungen Herrn Baron erkannt, als er ge-



kommen sei, und ihm die Hand gegeben. Der Doktor habe nichts mehr machen können. Der alte gnädige Herr sei außer sich und schluchze wie ein Kind, der junge Herr sehe ganz starr aus und rühre sich nicht vom Platze vor der Frau Mutter Bett und Baroneß laufe hin und her.

Jorja fragte, ob sie ihre Freundin Adelheid nicht sehen könne?

Das gnädige Fräulein werde wohl bald kommen; sie, Margrete, wolle mit der Pflegerin die Tote umkleiden. Heuermann solle gleich den alten Herrn nach seiner Stube und zu Bette bringen.

Dann vernahm man schlurfende Schritte im Gange; alle drei lauschten.

Als die Nahenden vor ihre Thüre kamen, hörte Jorja den alten Baron stöhnen und Adelheid ihm zusprechen, dann verloren sich die Laute den Flur hinunter.

Margrete ging und Lisette schlich hinterdrein, sie wagte wohl nicht zu bleiben.

Nun war Jorja wieder eine Weile allein.

Dann huschte es rasch den Gang daher und Adelheid trat ein. Sie sah sehr traurig und verweint aus. Jorja eilte auf sie zu und umfing sie: „Arme, arme Adelheid!“

Das starke Mädchen lehnte sich auf die Schwächere und weinte bitterlich: „O, wenn ich doch mehr nach ihrem Sinne gewesen wäre — wenn ich mehr für sie hätte thun können!“

Sie saßen sich umschlungen haltend im Sofa und sprachen von der Toten. Auch Jorja wußte, daß sie in ihr eine Gönnerin verloren habe.

Adelheid quälte sich mit dem Gedanken, daß sie anders geartet sei, als die Mutter gern gesehen. Ihr sei es aber unmöglich gewesen, sich ohne Komödie oder Verstellung so zu geben, wie die liebe Tote es von ihr gefordert habe. Sie sei nun einmal derb und könne nicht anders.

Ueber alles dies und das Leben im verflossenen Winter, das dem Vater und ihr sehr wenig zugesagt habe, sprach Adelheid mit voller Offenheit. Allein die beiden Hauptgründe, weshalb sie sich Jorja so schwesterlich anschloß, verschwieg sie.

Etwa acht Tage vor ihrem Tode hatte die Baronin Gemahl und Tochter unter dem Siegel des Geheimnisses mitgeteilt, daß ihr Sohn Jorja Becker liebe, und daß sie mit seiner Wahl sich einverstanden erklärt habe. Sie bitte die ihrigen, dem empfindlichen Josias keine Schwierigkeiten zu bereiten und das liebenswürdige Mädchen herzlich aufzunehmen. Zugleich aber sollten sie diese Sache den Betreffenden gegenüber sehr zart behandeln. Der Baron und Adelheid hatten alle dies gern gelobt.

Der zweite Grund aber, weshalb die junge Baroneß sich zu Jorja hingezogen fühlte, lag in den nahen Beziehungen der Freundin zu Anton Hasenkamp.

Endlich kam auch Jorjas augenblickliche Lage und ihre plötzliche, seltsame Ankunft hier im Hause zur Sprache. Und da gestand der verschüchterte Flüchtling denn die ganze wunderliche Verwicklung.

Adelheid erschrak über alles, was sie hörte. Wie war es möglich, daß Jorja so unbesonnen hatte sein können? Sie wollte die Freundin jetzt aber nicht mit ihrem Tadel quälen und sagte:

„Du mußt nun zu unserm Troste hier bleiben, geliebtes Herz! Josias hat recht, ich will mit Dir an Frau Hasenkamp schreiben und Dein häßliches Abenteuer wollen wir in Vergessenheit versenken.“

Als Margrete und die Pflegerin sich anschickten, die Leiche seiner Mutter zu besorgen, war Josias aufgefahren und hatte sich in sein Zimmer begeben.

Aufgescheucht aus seiner Erstarrung fühlte er, wie sein Unglück mit der Wucht von etwas Ungeheurem, Unerträglichem auf ihn falle.

Was hatte er mit ihr verloren! Wie sollte er ohne sie auskommen? Auf Jorja hatte er gehofft, daß sie ihm Ersatz gebe; sie würde ihn vielleicht mit dem Leben versöhnt haben. Nun war alles aus!

Wie verlassen, wie unverstanden er von nun an sein würde!

Der Vater sah in ihm nur seinen Erben, den Träger seines Namens, das Denken und Fühlen des Sohnes kümmerte ihn nicht.

Für Adelheids behaglichen Realismus war er immer unbegreiflich geblieben.

Und dagegen sie — sie, die ihm entrissen! Ihm schien, als müsse er die Arme weit nach ihr ausstrecken.

O, wie hatte die Mutter sich in seiner Nähe gesonnt, wie war er ihr unentbehrlich gewesen!

Ihn schauderte, es schien ihm, daß er auf dem weiten Erdenrund ganz allein sei. Nirgend ein Herzenstrost.

So sann und sann er in hoffnungsloser Traurigkeit.

Seine Nerven waren überreizt, Ruhelosigkeit bemächtigte sich seiner und er schritt, von einem steten Kreislauf trostloser Gedanken erfüllt, mit wenigen Unterbrechungen bis zum Tagesanbruch in seinem Gemache auf und ab — hin und her.

Als es Morgen war, suchte er Heuermann auf, der ganz unten im Gange neben dem alten Herrn wohnte und erfuhr, daß sein Vater den späteren Teil der Nacht ziemlich ruhig zugebracht habe und noch fest schlafe.

Josias kehrte in sein Zimmer zurück. Er mußte etwas thun, sich für die geliebte Entschlafene bethätigen, und da gab es jetzt ja noch mancherlei, was notwendig war und was er seinem gebeugten alten Vater abnehmen konnte. So setzte er sich an den Schreibtisch und begann an die Verwandten zu schreiben und diejenigen Anordnungen, nun auch ohne vorherige Ueberlegung mit seinem Vater, zu treffen, die durch den Todesfall nötig geworden waren.

Er wollte nicht eher ausgehen, ehe Seelhorst da gewesen war, den er sprechen mußte, da der Ehrenhandel mit dem Spanier sich ihm in seinem überreizten Gehirn wie das Allernötigste, ja wie eine letzte Erledigung, die er noch auf der Welt zu besorgen habe, darstellte.

Ein Wiedersehen mit Jorja wünschte er zu vermeiden. Mit peinlichem Gefühl dachte er an sie und so entschieden er nun auch für sie eintreten



Verlar

Nach dem Gemälde



Photographie-Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach und Paris (Hugo Grosser in Leipzig).

ufen.

von E. Mélida.

wollte, wußte er doch, daß alles zwischen ihnen aus sei.

Endlich, nach elf Uhr, kam der kleine Willy, wichtiger und eifriger denn je.

Da er eben den Trauerfall im Hause erfahren hatte, drängte er seine große Angelegenheit zurück, sprach sein Bedauern, seine Teilnahme aus und fragte: ob er unter diesen traurigen Umständen auch den Gegner aufsuchen und um Aufschub ihres Vorhabens, bis nach der Beerdigung, bitten solle?

Josias aber lehnte jeden Aufschub ab. Dies sei eine Angelegenheit, die vor allen Dingen abgethan werden müsse! Der Fremde dürfe nicht denken, daß man ihm unter irgend einem Vorwande ausweichen wolle. Und er, Josias, sei gerade aufgelegt, seine Sache auf nichts zu setzen. Willy solle erzählen, was er ausgerichtet habe.

Das that denn Seelhorst auch bereitwillig.

Er hatte sich zum Zweck näherer Verabredungen mit dem Professeur Charles Bennoit, dem Sekundanten des Kreolen, eben im Café Bauer getroffen und kam geradewegs daher.

Man habe Pistolen vereinbart, gleiche, beiden unbekannte Waffen. Zwanzig Schritte Distanz, zweimaliger Kugelwechsel, zehn Sekunden Zielen bei jedem Gange. Einen jungen, zuverlässigen Arzt kenne er und wolle ihn auffordern, mitzukommen.

Um ungestört und sicher vor jeder unliebsamen Ueberraschung zu sein, habe er mit Monsieur Bennoit ausgemacht, daß man die Wagen zu Tagesanbruch bestellen und sich um sechs Uhr hinter dem Akazienwäldchen an einem genau bestimmten Platze, den er heute noch mit dem Franzosen ansehen wollte, treffen werde.

Josias war mit allem einverstanden. Wäre Seelhorst scharfsichtig und nicht so ganz von dem Bevorstehenden erfüllt gewesen, so würde er bemerkt haben, daß sein Freund kaum zuhörte.

Mit aufgestütztem Kopf saß der Leidtragende da und ließ das eifrige Geplapper des andern um sich her branden, als gehe ihn das Ganze nichts an.

Endlich sprang Seelhorst auf. Was hatte er noch alles zu thun! Halb sechs Uhr werde er morgen früh hier sein, um den armen, lieben Josias abzuholen, dann stürmte er fort.

Josias sah Vater und Schwester flüchtig; eine Anfrage Adelheids, ob er Jorja nicht begrüßen wolle, lehnte er ab; er sei zu bewegt, habe noch viel zu thun, zu besorgen. Man solle mit nichts auf ihn warten, es sei ganz ungewiß, wann er heimkehre und dann ging er aus.

Es war ihm aber nicht mehr darum zu thun, seine nervöse Unruhe durch Unruhe von außen zu betäuben, oder ihr die Zügel in Rastlosigkeit schießen zu lassen, als irgend etwas selbst auszurichten; so lief er ziemlich zwecklos umher und kam erst gegen Abend abgehetzt und wüst im Kopfe wieder heim.

Sein Vater, der sich sehr angegriffen gefühlt und bereits niedergelegt hatte, ließ ihn durch Adelheid grüßen.

Die Schwester sah ihn teilnahmsvoll an, er solle sich schonen, sonst könne er auch krank werden. Ob er nicht noch etwas Gutes, Kräftiges genießen möge?

Er dankte kurz für alles, er habe in der Stadt gegessen.

Ob er nicht zur Mutter hinein gehen wolle und sie ansehen. Sie sei nun in ihrem Salon, neben dem Krankenzimmer, unter Blumen aufgebahrt, und sehe schön und friedlich aus.

Mit einer zuckenden Handbewegung lehnte er ab: Morgen — morgen, er sei heute mit seinen Kräften zu Ende. Adelheid verließ ihn mit einem langen, sorgenvollen Blick.

Daß Josias unter seiner über alles geliebten Mutter Tod schwer leiden werde, hatte sie gewußt, aber so — so völlig verstört — und obenein, da Jorja im Hause war, die ihr weicher und lieblicher vorkam denn je, das befremdete sie doch.

Gleich nachdem die Schwester gegangen war, sah Heuermann herein. Er wolle nur sagen, daß er die Nacht bei der Frau Baronin wache, und ob der Herr Baron auch noch etwas befehle. „Vorige Nacht ist Margrete bei der gnädigen Frau geblieben, nun möchte ich auch die Ehre haben," fügte er hinzu.

Josias besann sich. Er fühlte sich sehr erschöpft, es war möglich, daß er einschlief, obwohl er es nicht glaubte, und dann morgen früh, hier in seinem Hinterzimmer, den vorfahrenden Wagen nicht hörte.

Dann mußte Seelhorst heraufkommen, klingeln und ihn holen, was ihm alles nicht angenehm war.

„Geben Sie acht, Heuermann, morgen bei Tagesanbruch wird eine Droschke vorfahren, die haben Sie mir sogleich zu melden."

„Sehr wohl, Herr Baron," erwiderte der gutgeschulte Diener, aber in einem bestürzten, erstaunten Ton, der seinem dahinbrütenden jungen Herrn indes entging.

Josias kleidete sich wieder nicht aus. Sein Bett blieb unberührt, er konnte nicht ruhen, er hielt es nicht der Mühe wert, sich niederzulegen. Rastlos wanderte er auf und ab, warf sich in die Sofaecke und fuhr wieder empor.

Er wußte manchmal nicht recht, wo er war, was er wollte. Ja, er mußte sich auf sich selbst besinnen und wenn er's that, so brach doch alles, was ihn quälte, zehnmal vergrößert und in unheimlichster Gestalt über ihn herein.

Er blieb sich bewußt, daß ein zweckloses, liebeleeres Dasein ihn angähne. Wie hatte er sich immer gegen das Dulden, das Leidenmüssen, die Unentrinnbarkeit, in die der Mensch verstrickt ist, gesträubt, und nun — Aber er wollte nicht dulden, es gab ja doch ein Mittel, sich zu befreien!

Keine Gedanken haben, welch ein seelisches Ausruhen das sein mußte! Keine Gedanken, keine Furcht vor der Zukunft, kein beständiges, wundes Empfinden aller Leiden.

O, entrinnen — entrinnen!

Wenn dieser zähnefletschende Kreole doch ein guter Schütze wäre und ihn von dem Elend, das über ihn hereingebrochen war, befreien möchte! Das war ein Gedanke, der immer wieder durch sein übermüdetes Gehirn zuckte.



Ehe er's erwartet, klopfte Heuermann an und brachte eine Tasse kräftigen Kaffees, er hatte wohl selbst dessen bei der Nachtwache bedurft.

Josias nahm die Labung dankbar an. Ja, es war gut, daß er eine Stärkung bekam, einige Stunden mußten seine Nerven noch aushalten. Er mußte dem kecken Fremdling fest gegenüber treten.

Aber da kam der alte Diener leise wieder und meldete den vorgefahrenen Wagen.

Josias hastete die Treppe hinunter, er sagte zu Heuermann, der mitging, um den Wagenschlag zu öffnen: „Ich habe den Schlüssel zur Flurthür eingesteckt, hängen Sie die Nachtkette nicht wieder vor, damit ich ungehindert eintreten kann, wenn ich zurückkomme.“

„Zu Befehl, Herr Baron!“

Und nun schloß Heuermann den Wagen und sah ihm bestürzt nach. Trotz dem halben Lichte hatte er bemerkt, daß außer dem jungen Herrn von Seelhorst noch ein anderer Herr im Wagen saß, den er als Arzt kannte, und daß neben diesem ein blankpolirtes Kästchen stand.

Ein Pistolenkasten ohne Frage. Das konnte nur einen Zweikampf bedeuten. Nun begriff er auch seines jungen Herrn verstörtes Wesen. Wie schrecklich gerade jetzt, wo die Frau Mutter tot dalag und die ganze Familie so traurig war, sein Leben aufs Spiel zu setzen!

Der alte Diener stand da im Zwielicht der vom Morgennebel umflorten Gaslaternen und beim sacht niederfallenden feinen Regen und starrte dem im Dämmern verschwindenden Wagen nach. Sein spärliches graues Haar flatterte im Zuge und Frösteln überlief ihn. Endlich wandte er sich und kehrte ins Haus zurück.

Er ging wieder auf seinen Ehrenposten und suchte für sein verstörtes Gemüt Trost in der Bibel.

Fast zwei Stunden verrannen. Das falbe Licht eines Regentages hatte längst gesiegt. Das Leben der großen Stadt war erwacht, in den Straßen begann das tägliche Treiben zu pulsiren und auch in den besseren Wohnungen fing allmälich die verwöhnte Dienerschaft an, den Tagesgeschäften nachzugehen.

Wieder hielt die Droschke vor Nr. 24 des Lützowplatzes. Mit schweren, müden Bewegungen stieg Josias von Bergen aus, drückte dem allein im Wagen sitzenden Freunde stumm die Hand und verschwand im Hause.

Langsam, gesenkten Hauptes, stieg der Heimkehrende die Treppe hinauf, hängte, mit den Bewegungen eines Schlafwandlers, den nassen Mantel und Hut auf den Flur und trat, wie er es gewöhnlich während des Winters gethan haben mochte, oder wie unbewußt geradeaus gehend, in den Salon seiner Mutter.

Der Anblick, der sich ihm darbot, berührte ihn wie ein elektrischer Schlag und erschütterte sein ganzes Wesen.

Auf einer zweistufigen, schwarzbekleideten Erhöhung stand der offene Sarg mit seinen vergoldeten Löwenfüßen. In weiße Kissen gebettet, halb von Blumen bedeckt, lag das wachsbleiche Gesicht, das er so sehr liebte und das ihm immer nur gütig zugelächelt hatte, jetzt mit dem stillen Ausdruck gesänftigten Leidens. Ein paar silberne Kandelaber mit gelblichen, tief herabgebrannten Wachskerzen, standen zu Häupten der Toten. Die schweren, braunroten Plüschvorhänge vor den Fenstern waren dicht geschlossen, nur hier und da stahl sich ein matter Streifen bläulichen Tageslichtes herein. Der stickige Dunst eingeschlossener Luft, vieler halbwelker Blumen und des Qualms der Kerzen schlug dem aus der frischen Morgenluft Eintretenden atemraubend entgegen. Einen Augenblick ergriff ihn Schwindelgefühl, er meinte alles doppelt und in endlosen Reihen, von zuckenden Flämmchen erleuchtet, zu sehen.

Gewaltsam raffte er sich aus dieser Anwandlung empor. Er fuhr sich über die Stirn, auf der kalter Schweiß perlte, und versuchte unwillkürlich, tiefer zu atmen; doch erschrak er selbst vor dem Stöhnen, das hervordrang.

An einem der Fenster saß Heuermann, vor ihm stand ein Tischchen, auf dem eine Lampe brannte. Sein müder Kopf war auf die offene Bibel gesunken und seine Hände hielt er auf den Knieen gefaltet. Er schlief fest, doch als Josias jetzt eine Bewegung machte, fuhr er empor.

„Gehen Sie, ich will mit meiner Mutter allein sein.“

„Sehr wohl, Herr Baron.“ Der Alte verschwand. Gottlob und Dank, daß der junge Herr gesund wieder da war; aussehen that er freilich, als ob er aus dem Grabe käme.

Josias trat dicht an den Sarg heran. Wie beneidenswert, so zu ruhen!

Auf der Toten Brust lag ein Strauß blaßroter Theerosen wie Jorja sie getragen hatte; ihr Anblick, ihr Duft erinnerte ihn an einen einzigen Augenblick des Glückes, neben dem seine jetzige Verfassung ihm nur um so elender erschien. Ja, was war ihm noch geblieben?

Er sank auf eine der Stufen in die Kniee und barg das Gesicht in den Händen. Wenn nur etwas ihm das Leben hätte wünschenswert machen können, etwas! Er dachte an seinen Vater, seinen Besitz, seine Lebensstellung, alles ließ ihn kalt.

Und dann kam ihm plötzlich die Erinnerung an den Schrei, die blutüberströmte Gestalt seines Gegners! Josias fühlte alle seine Nerven sich aufbäumen. Er fuhr von Angst gepackt empor; ja, es war nichts Geringes, Menschenblut vergossen zu haben!

Indem er sich erhob, schlug etwas Hartes an seine Seite; wie eine jähe Erleuchtung flog es ihm durch den Kopf, das war ja seine doppelläufige Pistole, von dem nur der eine Lauf abgeschossen war. Als der Kreole nach dem ersten Schuß zusammenbrach, hatte Josias die Waffe gedankenlos in die Tasche geschoben.

O, warum der andere nur ein so ungeschickter Schütze gewesen war!

Aber es gibt ja immer noch eine Thür, die ich mir selbst öffnen kann — sagte er sich — eine



Thür, die mich hinausläßt aus dem Elend, wenn ich dessen satt bin, ganz satt.

Und um diese dunkle Pforte irrten nun seine Gedanken unausgesetzt. Wie würde es sein? Welche Erleichterung — welche Befreiung! Ein Feigling, der nicht den Mut fand, sich selbst das zu verschaffen, was er sich doch so heiß ersehnte!

Wie um seinen eigenen gefährlichen Gedanken zu entfliehen, schritt Josias hastig hin und her. Er wollte sehen, sich herausreißen und sah doch nur halb und ohne zu begreifen. Und dann fand er sich wieder auf den Stufen neben dem Sarge. Sein Atem flog, seine Glieder bebten, ein krankhafter besinnungsloser Anreiz zur Selbstvernichtung beherrschte ihn.

Er richtete seine Blicke auf die teuren Züge der Verblichenen. Ja, sie lächelte ihn an; sie wollte ihn ermutigen, sie sehnte sich nach ihm, wie er sich nach ihr. Und winkte da nicht eben ihre weiße Hand unter den Blumen?

„Ich komme, Mutter — ich komme!“

Ein Schuß fiel; Josias brach besinnungslos zusammen.

Heuermann, der von dem Gedanken gequält wurde, daß sein junger Herr recht sonderbar ausgesehen habe, hielt sich in dem nebenan liegenden Berlinerzimmer auf und war der einzige, der bei dem Straßenlärm, der heraufschallte, den Knall hörte. Er stürzte sogleich in den Salon.

Mit Entsetzen sah er, was geschehen war. Die Pistole in der schlaffen Hand des Unglücklichen bezeugte die schreckliche That.

Der Diener richtete den Körper seines jungen Herrn empor, riß die Knöpfe der Weste auf und gewahrte ein blutbeflecktes Hemd — durch die Brust geschossen. Der Besinnungslose atmete noch, also war der Schuß nicht tödlich gewesen.

Während Heuermann sich um den Baron bemühte, stieg ihm ein hilfreicher Gedanke auf.

Kam sein junger Herr nicht von einem Duell? Hätte er nicht dort den Schuß empfangen, sich beherrschen, nach Hause schleppen und hier zusammenbrechen können?

Der Diener wußte, wie sehr sein gottesfürchtiger, alter Herr den Selbstmord verabscheute, einen Ehrenhandel mußte er schon gelten lassen. Heuermann liebte den alten Baron, er war so gebrochen nach dem Tode der gnädigen Frau; nun den einzigen Sohn so verlieren, das konnte der nicht überstehen.

Auch der junge Herr, sollte er wieder zur Besinnung kommen, würde es ihm danken, wenn der Schein gerettet ward.

Zuerst also verbarg Heuermann die Pistole. Dann ging er, Margrete und die Köchin — seine langjährige Braut — zu rufen, diese beiden standfesten Weiber konnten ihm gut helfen, den Verwundeten und schmerzlich Stöhnenden auf sein Bett zu schaffen.

Schon diesen band er sein Märchen auf; der junge Baron sei verwundet aus einem Duell gekommen.

Dann ließ er durch Margrete Fräulein Adelheid rufen, die ja auch vernünftig war; schickte Mine zum Arzt und ging selbst, als er den Leidenden in der Schwester Obhut sah, seinen alten Herrn zu benachrichtigen; ein saurer Weg — eine schwere Aufgabe!

Baron von Bergen war in diesem schlimmen Winter, fern von allem, was seiner Natur zusagte, als steter Zeuge der Leiden seiner geliebten Frau, merklich gealtert. Mit dem Tode Cäciliens schien er an der Grenze seiner Leidensfähigkeit angekommen zu sein. Er faßte es nicht recht, oder wollte es nicht glauben, daß auch Josias in Gefahr sein sollte.

„Solcher Unsinn, solcher Frevel, jetzt ein Duell!“ rief er aus; fast war er mehr zornig und verletzt als besorgt.

Als dann der Arzt kam, schlug seine Stimmung allerdings um, aber die Tragweite des Gedankens, daß er seinen Sohn verlieren könne, faßte er doch nicht.

Der Doktor erklärte die Verwundung für nicht ungefährlich. Bedenkliche Verletzung der Lunge, daneben aber noch alle Kennzeichen eines Gehirnfiebers.

Am Nachmittage kam Willy von Seelhorst, um nach seinem Freunde zu sehen und ihm die Nachricht zu bringen, daß die Verwundung des Kreolen nur schmerzhaft, nicht gefährlich sei. Die Kugel aus Josias Pistole war auf einer Rippe hergefahren, hatte Fleisch und Knochenhaut fortgerissen und ziemlich beträchtlichen Blutverlust herbeigeführt. Jetzt lag Don Ximenes wohlverbunden im „Kaiserhof“ im Bette und befand sich leidlich. Daß Willy diese treffliche Kunde hier heute gar nicht loswerden würde, hätte er nie gedacht.

Mit ungläubigem Kopfschütteln, dann mit großem Staunen nahm Seelhorst die Nachricht über Josias Verwundung, die Heuermann ihm gleich an der Thür gab, entgegen.

Der schlaue Alte wußte, daß hier seine Erfindung am meisten gefährdet sein werde, aber er kannte den jungen Herrn Willy, dem schon als Knaben von dem überlegenen Josias die unglaublichsten Dinge aufgebunden worden waren, und so suchte er seine Sache so gut zu machen, wie er konnte.

Endlich rief Seelhorst: „Eine fabelhafte Selbstbeherrschung, kolossale Schneid! Auf Ehr' und Seligkeit, so was ist noch nicht dagewesen! Aber dem Josias ist's zuzutrauen, besonders war er immer. Nicht einen Muck hat er gesagt, als des Gegners Schuß fiel, der als der Beleidigte zuerst dran kam, und dann hat er ganz ruhig gezielt und abgedrückt. Er hat dem braunen Kerl riesig imponirt, der machte dann ein Gezeter, als stecke er am Spieß. Auf der Rückfahrt hab' ich allerdings gemerkt, daß mein guter Josias nicht wohl war. Entweder hat er gar nicht geantwortet oder verkehrt, aber Blut habe ich nicht einen Tropfen gesehen.“

„Er scheint die Wunde mit dem Tuche zugedrückt zu haben,“ sagte Heuermann ernst.

„Ja, ja, die eine Hand hatte er immer unter dem Mantel.“

Als Seelhorst zum alten Baron kam — den Freund konnte er nicht sehen, der lag mit Eisum-



schlägen und im wildesten Fieber — war Willy fest überzeugt, daß Josias in seiner Gegenwart die gefährliche Wunde empfangen habe.

Ueber das Duell selbst durfte er sich nicht einmal so viel auslassen, wie er es in der ersten Erregung gegen den alten Diener gethan hatte.

Der Baron wußte auch, daß es für den Sekundanten eine Ehrensache sei, über die Einzelheiten zu schweigen. Er sagte nur, daß es ihn tief verletze, seinen Sohn, während sie alle von ihrem schweren Trauerfall niedergebeugt seien, in eine solche mehr oder weniger frivole Geschichte verwickelt zu sehen.

Willy zuckte die dicken Schultern und erwiderte, die Sache sei so heikel gewesen und habe so wenig Aufschub geduldet, daß man nicht wohl umhin gekonnt habe, sie auszutragen.

Die Kunde, daß Josias im Duell eine lebensgefährliche Verwundung empfangen habe, drang auch zu Jorjas Ohren und erfüllte ihre Seele mit Schrecken.

Mit wem konnte ihr Ritter sich sonst geschossen haben als mit Don Fernando? Sie war ja Zeugin jenes furchtbaren Auftritts zwischen den beiden Männern gewesen, und wenn sie sich auch aus jener entsetzlichen Stunde, die sie kaum zu durchdenken wagte, der Einzelheiten nicht klar erinnerte, so wußte sie doch, daß schwere Beleidigungen vorgefallen waren.

Jorja flehte zu Gott, daß der Verwundete genesen möge. Sie konnte ja nie wieder ruhig werden, wenn er ihretwegen starb.

Sie bat Adelheid inständig, ihr immer zu sagen, wie es stehe, und hatte das Gefühl, daß sie hier bleiben müsse, um jede Wendung im Befinden des Kranken gleich zu erfahren. Es gab für sie augenblicklich ja nichts Wichtigeres auf der Welt.

Auch Adelheid ahnte, daß Josias an jenem Abend, als er die Geliebte aus jener unheimlichen Gesellschaft befreite, Anlaß zu dem Duell gefunden habe. Sie fühlte also mit Jorja, daß diese hier bleiben müsse, daß sie sich von dem ihretwegen Leidenden nicht trennen könne.

Es fand sich auch für Jorja ein Platz, den sie ausfüllen konnte.

Adelheid widmete sich unter Heuermanns Beihilfe mit voller Hingabe der Pflege des Bruders, da konnte Jorja sich des tief bekümmerten Vaters annehmen. Sie konnte ihn auf seinen Spaziergängen begleiten, ihm vorplaudern, ihn trösten und ihm, um seine angegriffenen Augen zu schonen, vorlesen. Der alte Herr hatte die hübsche Kleine immer sehr gern gehabt und sah jetzt in ihr seine künftige Tochter; sie that ihm wohl und er mochte nicht daran denken, sie von sich zu lassen.

Jorja übernahm mit Freuden ihre Aufgabe, es war doch etwas, ein Schimmer von Wiedergutmachen.

So ging ein zweites Schreiben an Hasenkamps ab, mit der noch dringenderen Bitte — der sogar der alte Baron sich anschloß — daß man Jorja auf unbestimmte Zeit in Berlin lassen möge.

Jorja selbst schrieb auch, aber nicht allein an die Schwester, sondern vor allen Dingen lang und ausführlich über alle ihre Erlebnisse an den fernen Vater, ein Brief, der mit den Worten schloß, daß sie sich mehr denn je nach ihm sehne.

Don Fernando Ximenes' Wunde war nach acht Tagen so weit verharscht, daß er, mit Genehmigung des Arztes, an die Abreise denken konnte.

Er fühlte sich tief niedergeschlagen und mutlos. Zu allem andern Unglück kam, daß er, wild erregt wie er gewesen, an jenem Abend bei der Leginska, nach starkem Trinken während des Soupers, rücksichtslos gespielt und den größten Teil seines Vermögens verloren hatte.

Diese Thatsache war seinem Begleiter, dem Professor Bennoit, nicht unbekannt geblieben und hatte diesem zu denken gegeben.

Er fing also an, schon während Ximenes lag, ihm die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen um Mademoiselle Becker klar zu machen, ihm auseinander zu setzen, daß eine Seereise seiner angegriffenen Gesundheit am besten aushelfen werde, ihn mit dem Gedanken zu ängstigen, daß er wegen des Duells vom Gericht zur Rechenschaft gezogen werden könne, und ihm den Rat zu geben, er möge ohne Aufschub nach Mexiko zurückkehren.

Bennoit sagte sich, daß ihm große Unannehmlichkeiten erwachsen könnten, wenn der Genosse seine Mittel soweit erschöpfe, daß er die Rückkehr in seine Heimat nicht mehr zu bezahlen im stande sei, und trachtete somit ihn abzuschütteln.

Ximenes selbst, ohne Hoffnung für ein Gelingen seiner Pläne, geschwächt vom Blutverlust und von Schmerzen, heimwehkrank und schlecht bei Kasse, wünschte auch nichts anderes.

Daheim, im Kreise seiner Angehörigen, würde er immer vor Mangel geschützt sein, wenn auch an ein üppiges Leben nicht mehr zu denken war. Was sollte er also noch hier in dieser unwirtlichen Fremde? Fort, je eher je lieber fort!

Sobald also der Arzt in die Abreise gewilligt hatte, brachen die beiden Herren miteinander nach Hamburg auf, wo sich Don Fernando Ximenes auf dem nächsten Dampfer, der nach New-York abging, einschiffte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Frau Betty Hasenkamp hatte an dem Tage, als sie ihre junge Schwester eingeschlossen, böse Stunden in ihrem Waschhause durchlebt.

Ob Philipp wohl mit ihrer Handlungsweise einverstanden sein würde? Ob sie recht gethan hatte? Und was sollte sie weiter thun, Jorja zu halten, um das Mädchen vor dem fremden Menschen, den selbst ihr Vater fürchtete, zu schützen?

Kaum war es Mittagszeit, so eilte Betty hinauf, um aufzuschließen; sie wollte Jorja recht mild und liebevoll behandeln und mit Güte versuchen, ob sie ihre Fügsamkeit nicht erlangen könne.

Mit einem freundlichen Scherzwort auf den Lippen, trat Betty in der Schwester Zimmer.

Aber wo war sie denn? Die Thür zur schrägen Kammer stand offen? Auch hier das Thürchen zum Boden geöffnet, der Koffer abgeschoben.

Betty stürzte zitternd ins Wohngemach zurück.

da fiel ihr Blick auf den Tisch, auf die Briefe. Sie riß den ihrigen an sich:

„Ich habe Dir gleich gesagt, daß ich mich nicht einsperren lasse, nun bin ich fort und schicke Dir aus Berlin meine Adresse.“

Laut aufschreiend sank Betty in den Lehnstuhl. Das war ja etwas ganz Schreckliches. Was sollte sie nun anfangen? Philipp würde furchtbar böse werden. Sollte sie ihm schreiben? Von Krautwerder telegraphiren? Aber sie wußte ja gar nicht genau, wo ihr Mann eben sein mochte.

Und der andere Brief: „Padre Godefriedo.“ Ah, an den Herrn Pastor. Ja, der hatte Jorja gestern nach Hause begleitet, der wußte gewiß Auskunft oder Rat zu geben.

Betty sprang empor und eilte hinunter. Das Essen wurde eben ins Wohnzimmer getragen, die Kinder kamen ihr mit vorgebundenen Servietten entgegen gelaufen, doch wichen sie vor dem verstörten Aussehen der Mutter entsetzt zurück.

Auf Sophies Frage: „Was ist geschehen?“ antwortete Betty, daß Jorja fort sei, man solle nur essen, sie müsse gleich nach dem Pfarrhause laufen. Sophie hängte ihr den Mantel um; ein Tuch, das eben zur Hand war, schlang die Eilige um den Kopf und dann stürzte sie fort.

Vor der Schmiede stand der älteste Bosselmann, der Betty anredete, als sie ihm flüchtig zunickte:

„Ja, Frau Hasenkampen, nu sind sie all weit hin.“

Betty stutzte: „Wen meinen Sie?“

„Na, unsere zwei Schwestern. Es paßt mich nich recht, daß Margrete mit weg is, aber sie wollte es ja nich anders; und da es zu Barons ging, konnt' ich ihr nich halten.“

Also Margrete begleitete Jorja, und es war nun doch noch die ersehnte Einladung von Bergens gekommen; na, da mochte denn alles so schlimm nicht sein, wie sie gedacht hatte.

Die eben erhaltene Kunde beruhigte Betty und schon etwas getröstet langte sie beim Pastorenhause an.

Gottfried Engelke saß in seinem Zimmer am Schreibtische. Er hatte ein theologisches Buch vor sich aufgeschlagen, auch Papier und Feder lagen zur Hand, aber es war noch kein Wort von der beabsichtigten Predigt aufgeschrieben.

Er hatte den Kopf gestützt und starrte zur Seite aus dem Fenster über die noch kahlen Baumwipfel fort in das blasse Blau des Himmels. Er sah aber nichts Aeußeres, er schaute nur nach innen und dachte seit gestern abend und während der ganzen Nacht dieselben Gedankengänge immer wieder durch.

Sie hatte ihm zugerufen, daß er ihr unrecht gethan, ein schwerer Vorwurf in dem Augenblicke, in dem er, mit unendlicher Wonne, ihrer Gegenliebe gewiß zu sein geglaubt.

Wie hätte er wohl gewagt, sie zu küssen, ohne von ihrer Neigung überzeugt zu sein. Er hatte in einem Freudenrausche bei ihrer innigen Annäherung gehandelt. Er war seiner Meinung nach berechtigt gewesen und verdiente ihren Vorwurf nicht.

Wenn er sie nur erst wiedersehen und ihr sagen könnte, daß er nicht ihr, sondern sie ihm unrecht gethan habe.

Da wurde er aus seinem Sinnen aufgescheucht. Frau Hasenkamp trat, geführt von seiner Mutter, herein.

„Sonderbare Geschichten, Gottfried, mit denen hier die liebe Frau Nachbarin ankommt!“ rief die Superintendentin fast triumphirend.

Gottfried war den Damen entgegen gegangen und sah erstaunt von einer zur andern.

„Ja, Herr Pastor, denken Sie nur, Jorja ist weg,“ sagte Betty jetzt fast weinerlich.

„Weg?“ Er starrte sie an, während ihm von alle den Gedanken und Möglichkeiten, die durch seinen Kopf schossen, schwindelte.

„Einfach ausgerissen; Unruhe und Ungebundenheit liegt ja manchen Leuten im Blute . . .“ — Konnte sich denn seine Mutter wirklich freuen, ihm so etwas zu sagen?

Betty, der Zurückhaltung und kluge Ueberlegung fremd waren, hatte der Superintendentin den ganzen Sachverhalt anvertraut. Auch dem Pastor reichte sie jetzt ihre von Jorja empfangenen Zeilen, erklärte eifrig weshalb sie die Schwester eingeschlossen habe und berichtete, daß Margrete ihre Herrin zu Baron von Bergens begleite. Dann gab sie Gottfried das für ihn bestimmte Briefchen. Er trat mit demselben zum Fenster, überflog rasch die wenigen Worte und versenkte dann das Blatt in seiner Tasche.

Sehr bleich wandte er sich den ihn gespannt Anstarrenden wieder zu.

„Na, was schreibt sie Ihnen?“

„Nur ein Lebewohl, Frau Hasenkamp.“

„Und was soll ich nun thun? Ach, wenn doch Philipp da wäre!“

„Mich dünkt, hier ist gar kein Anlaß zu irgend einem Vorgehen; Sie wissen, daß Ihr Fräulein Schwester in passender Begleitung zu einer befreundeten Familie gereist ist, etwas wie Besorgnis scheint also ausgeschlossen. Nun müßte doch wohl die junge Dame den ersten Schritt thun, sich zu entschuldigen und versuchen, Ihre Vergebung zu erlangen.“

„Ach ja, sie wollte ja auch ihre Adresse schreiben; aber wo Baron von Bergens wohnen, wissen wir ja all lange.“

Es war für Gottfried eine große Erleichterung, als die beiden Damen ihn verließen. Sogleich zog er Jorjas Briefchen hervor und las es mit zuckenden Mienen aufs neue.

„Ich kann Sie nicht wiedersehen, Don Godefriedo, darum gehe ich.“ Also seinetwegen floh sie? Erfüllte seine Liebe sie mit solchem Abscheu? Oder hatte sie ihm über ihren heimlichen Briefwechsel doch die Unwahrheit gesagt? War sie mit Josias verlobt und meinte, weil ein anderer sie geküßt, Untreue begangen zu haben? Ja, so mußte es sein und deshalb flüchtete sie zum Baron.

Aber wie hatte sie ihm dann mit aller Bestimmtheit sagen können: „Ich habe nie einen Brief von Don José empfangen.“ Es schien ihm undenkbar, daß dies offene, reine, kindliche Wesen so dreist lügen sollte.

Und nun die anderen wenigen Worte ihres

Schreibens: „Verzeihen Sie mir, wie ich Ihnen vergeben will.“ Also das fühlte sie doch, daß auch sie unrecht hatte, daß auch er beleidigt war; beleidigt von ihrer plötzlichen, herben Abkehr? Oder gab ihr Gewissen ihr noch in einer andern Hinsicht unrecht? Sollte es ihr doch zum Bewußtsein gekommen sein, daß sie ihm zu seinem Vorgehen Grund und Anlaß gegeben hatte? Er hielt es für möglich, für wahrscheinlich.

Doch gleichviel, sie hatte sich jetzt noch entschiedener von ihm abgewandt als gestern abend und er mußte und wollte alles thun, um diese thörichte, unglückselige Leidenschaft aus seinem Herzen zu reißen.

Der Brief, den Jorja gleich am andern Morgen aus dem Hinterstübchen der Leginska an ihre Schwester geschrieben, kam niemals an. Dagegen empfingen Hasenkamps, mit der Nachricht vom Tode der Baronin von Bergen, einige tief bekümmerte und demütig um Vergebung bittende Zeilen Jorjas und einen Geleitsbrief Adelheids, in dem diese um einen längeren Besuch der Freundin bat.

Bevor Betty hierauf geantwortet hatte, kam schon der zweite Brief mit der Kunde von Josias Erkrankung und der wiederholten, sogar vom alten Baron bekräftigten Bitte, Jorja auf unbestimmte Zeit zu ihrem Troste dort zu lassen.

Mittlerweile waren nun auch die Brüder von ihrem Ausfluge zurückgekehrt. Philipp hatte das Vorgehen seiner Frau gegen die kecke Kleine nicht gerade gebilligt, aber auch kein allzu großes Gewicht darauf gelegt.

Im Grunde war es ja ganz gut, daß Jorja ihren Willen hatte und bei Barons sein konnte und das Ende würde wahrscheinlich eine fröhliche Verlobung mit dem jungen Herrn sein, der dann vielleicht, wie andere Menschen, des Lebens froh wurde, und durch seinen Ernst und seine Weisheit die lütje unbändige Schwägerin gewiß zur Vernunft brachte.

Es wurde also von Hasenkamps Seite mit Jorja Frieden geschlossen und der unbestimmte Urlaub bewilligt. Koffer gingen ab und Margrete kam nach Haidbergen zurück, wo die Brüder sie entbehrten.

Margrete hatte begriffen, daß ihrer jungen Herrin Reise mit dem Kolporteur, sowie ihr Aufenthalt bei der Sängerin eine große Thorheit gewesen sei, und die Winke, daß sie darüber schweigen solle, beherzigt. Kein Wort kam von der ganzen Angelegenheit über ihre Lippen.

Die Superintendentin war nicht ganz wohl und hatte Frau Hasenkamp bitten lassen, ihr für den Nachmittag, da ihr Sohn über Land sei, bei einem Täßchen Kaffee Gesellschaft zu leisten.

Im Kopfe der Mutter regte sich ihr alter Plan. Es lag ja nun auf der Hand, daß die unglückliche Geschichte mit der Becker aus sein mußte. Gottfried hatte es auch selbst begriffen, das merkte sie aus seinem ganzen Verhalten, er ließ ja oft jämmerlich den Kopf hängen und raffte sich nur gewaltsam wieder auf.

Fast hätte er ihr leid gethan. Gern hätte sie ihm trotzdem gesagt: „Sei nur froh, daß es so gekommen ist. Für den Baron mag das Ding ein nettes Spielzeug sein, obwohl sie auch ihm zu schaffen machen wird — ins Pfarrhaus hätte sie nie gepaßt!“

Die Superintendentin wußte, daß in einen frisch gepflügten Acker gut säen ist. Ebenso, meinte sie, werde das von Kummer um einen Verlust aufgerissene und wunde Menschenherz den Samen einer neuen Empfindung williger aufnehmen, als wenn erst die Zeit mit Sonnenschein und Regen die Furchen vernarbt und geschlossen habe. Es galt ihr also zu guter Stunde neu zu säen, und das wollte sie versuchen. Gottfried, dem jetzt alles gleichviel und unwichtig schien, war ja doch weiches Wachs in ihrer Hand.

Die beiden Damen saßen nebeneinander im Sofa am Kaffeetische. Die Superintendentin klagte, daß sie alt und schwach werde und sich oft einsam fühle, da ihr Sohn, wie es ja auch sein ernster Beruf fordere, viel auswärts und sonst in seinem Studirzimmer sei. Wenn sie doch ein junges, anregendes Element ins Haus bekommen könnte! Frau Hasenkamp sei um ihre munteren Kinder, ihr großes Hauswesen zu beneiden. Sie solle ihr doch etwas abgeben.

„Ja, wenn das ginge!“

„Es ginge schon, wenn Sie's nur wollten, liebe Hasenkamp. Die Erzieherin ist Ihnen von vornherein unbequem im Hause gewesen. Ich habe mich sehr an Fräulein Heralsky angeschlossen. Lassen Sie die junge Dame, falls sie einwilligt, auf einige Zeit zu mir kommen; wir haben genügenden Platz im Hause, Ihre kleinen Mädchen erhalten hier ihren Unterricht, sie sind ja auch sonst zu dem Zwecke fortgegangen.“

Betty war überrascht. Der Vorschlag sei Dankes wert. Sie müsse aber mit Philipp und mit dem Fräulein selbst sprechen. Wären beide einverstanden, habe sie nichts dagegen.

Als Betty ihrem Manne den Wunsch der Superintendentin mitteilte, lachte er und erwiderte:

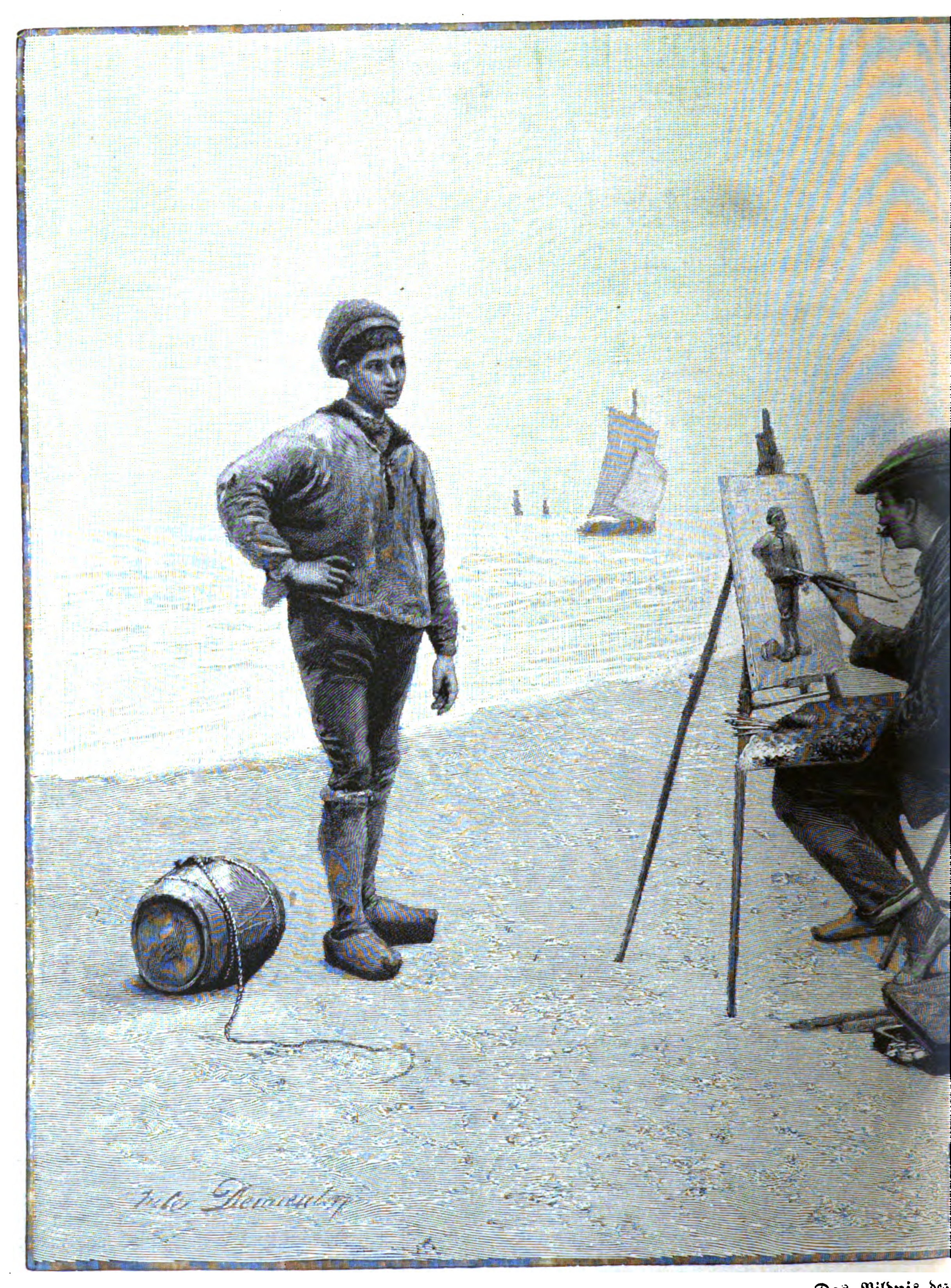
„Sieh 'mal einer an; mir scheint, die fromme Dame braucht trotz der Frühlingssonne einen Kuppelpelz —“ und als seine Frau ihn verwundert ansah — „merkst Du nichts, Bettychen? Sie möchte das Fräulein Sophie, das ihr so nett zur Hand geht, für ihren Gottfried, und dem Herrn Pastor, in seiner übereifrigen Seelsorge, muß die Gelegenheit auf dem Präsentirteller entgegen gebracht werden. Na, gönnen wir der armen Heralsky die gute Partie!“

„Ach, Philipp, was Du wohl immer denkst!“

Als Betty bei Fräulein Heralsky mit höflichen Entschuldigungen: sie solle ja nicht denken, daß sie lästig sei, und einer mehr verschlage ja auch nicht viel in dem großen Haushalte — auf den Plan kam, fand sie diese gar nicht sehr überrascht.

Das kluge Mädchen hatte längst die Absicht ihrer alten Gönnerin mit den daran geknüpften Schlußfolgerungen herausgefühlt und innerlich dazu Stellung genommen.

Sie war auf das lebhafteste überzeugt, daß sich zwischen Gottfried Engelke und Jorja etwas Ernstes abgespielt habe, und daß er jetzt unter schwerwiegenden Herzenskämpfen leide. Sie sah es seinem ganzen



Das Bildnis des

Nach dem Gemälde



Schiffsjungen.

von S. Denneulin.

Wesen an, daß er tief unglücklich sei, und wenn er dann ernst und stetig, aber völlig lustlos, seinen Berufspflichten nachkam, so ging ihre Seele in Teilnahme und Mitleid für ihn auf.

Der Gedanke, dem innerlich Einsamen vielleicht in Freundschaft näher treten zu können, ihm seine Last, falls er sie mit auf ihre Schultern laden wolle, tragen zu helfen, ihn zu erleichtern, zu erheitern, möglicherweise einen Ausweg für ihn zu finden, alles dies erfüllte ihr Herz mit nie gekannter, sehnender Freudigkeit.

Und wenn auch seine Mutter sie in anderer Absicht einlud, wenn die Superintendentin denken mochte, jetzt sei die Zeit gekommen, ihn, der sich bisher mannhaft gegen ihre Wünsche gestemmt hatte, da er jetzt schwach und wehrlos sei, nach ihrem Sinne zu leiten, so war sie, Sophie, doch mit ihrem ungetrübten Blicke auch dabei, um sich nicht in ein verkehrtes Geleise drängen und den vielleicht Gleichgiltigen nicht zu einem unmöglichen Schritt treiben zu lassen.

Mit dieser ihrer klaren Erkenntnis des inneren Sachverhaltes konnte Sophie ruhig wagen, was man ihr vorschlug.

So waren denn alle Beteiligten einverstanden, mit Ausnahme der Hauptperson, die nicht gefragt wurde. Wäre er aber gefragt worden, so würde er vermutlich mit einem Achselzucken gesagt haben: was geht's mich an, laß meine Mutter sich doch einladen, wen sie mag, ich bin nicht aufgelegt, mich um irgend jemand zu kümmern.

Schon in nächster Zeit siedelte Sophie Heralsky ins Predigerhaus über und fühlte sich dort sehr wohl. Es herrschte hier doch eine andere, feinere und geistigere Luft als bei Hasenkamps.

Die Superintendentin mit ihrem lebhaften Geist hatte sich in einer langjährigen Ehe allerlei Interessen angeeignet. Sie war schroff in Ansichten und Behauptungen, nahm das, was sie für richtig hielt, als unumstößlich und maßgebend, aber sie regte doch zu Unterhaltungen an, die sich über das Alltägliche erhoben.

Gottfried hatte vielfach zu ihren Meinungen, die sich leider gewöhnlich zu den seinen im Gegensatze befanden, geschwiegen. Teils aus Höflichkeit und kindlicher Unterwürfigkeit, teils aber auch in der Ueberzeugung, daß bei ihren grundverschiedenen Ansichten Einverständnis hinsichtlich der wichtigsten Fragen des Lebens überhaupt nicht zu erzielen sei.

Sein Schweigen, seine Abwehr ärgerten die Mutter, sie ließ in herbster Weise ihrer Zunge die Zügel schießen und überbot sich selbst in ihren Behauptungen, verlor nun aber die Lust zu Wiederholungen, so daß der geistige Verkehr zwischen ihr und dem Sohne fast erloschen war.

Das wurde nun bei dem Dazwischentreten der dritten anders. Ein anregendes Tischgespräch kam wieder zu stande. Sophie hatte an einem Austausch der Meinungen über die von den Zeitungen gebrachten Tagesfragen und über alles, was sich auf das geistige Gebiet hinüber spielte, die größte Freude. Sie besaß die, in ihrer Vergangenheit so oft geübte Kunst, auszugleichen; zu rechter Zeit zu schweigen und mild und überzeugend zu reden, gut zuzuhören und immer ruhig zu bleiben. So fand sie die richtige Art und Weise, zwischen Mutter und Sohn zu vermitteln und letzteren wieder mit in die Unterhaltung zu ziehen, was doch im Grunde für ihn eine Wohlthat war.

Merkwürdigerweise vertrat die junge Gastfreundin nicht nur äußerlich die Rolle einer Vermittlerin. Alle ihre Ansichten und Ueberzeugungen lagen in der That zwischen denen von Mutter und Sohn. Sie stand der nüchternen und selbstverständlichen Auffassung der Superintendentin ebenso fern, wie dem hohen Gedankenfluge, der Gleichgiltigkeit gegen die Außendinge des Lebens und dem milden Gewährenlassen anderer, die Gottfried eigen waren. Und wenn sie sich auch von den letzteren Eigentümlichkeiten mehr angezogen fühlte, so war doch ein praktisches, verständiges Erfassen der Dinge eher in ihre Natur gelegt, als ein künstlerischer Schwung oder die Anlage zur Begeisterung, die sich weiter hinreißen läßt, als es der ruhigen Ueberlegung gut dünkt.

Aus dieser Schattierung ihrer Wesenheit ergab sich ein nicht unharmonisches Ganzes, in welchem sich alle drei wohl fühlten.

Die Nachrichten aus Berlin, über des jungen Baron von Bergens Befinden, lauteten noch sehr ungünstig und von Jorjas Rückkehr war keine Rede. Sie schrieb oft und sehr herzlich an ihre Schwester und nun hatte auch Sophie einen Brief von der jungen Freundin erhalten.

Man war inmitten des April, Sophie hatte ihren Unterricht gegeben und ging in den Garten, um für die Superintendentin Veilchen zu pflücken.

Als Sophie sich vom Rasen, in dem die Veilchen wuchsen, aufrichtete, stand Gottfried vor ihr.

„Sie haben Nachricht über Baron von Bergens Ergehen?“ fragte er, während eine leise Veränderung in seinen Zügen der zu ihm Aufblickenden nicht entging.

„Hier ist der Brief, wollen Sie ihn lesen?“ Jetzt schoß wirklich ein freudiges Erröten über sein Gesicht, er verneigte sich dankbar zustimmend, nahm das Blatt und überflog die Zeilen.

Sie sprach ja von Josias wie von einem Fremden, sah ihn nicht, beschäftigte sich mit dem alten Herrn. Freilich schrieb sie: „Wir zittern noch für unsern Kranken, der Arzt scheint wenig Hoffnung zu hegen,“ aber den Ton warmer Liebe, inniger Zusammengehörigkeit, fand Gottfried nirgend. Unwillkürlich aufatmend reichte er das Blatt zurück.

Der Tag war schön, Veilchenduft überall, die Mittagszeit noch nicht gekommen, so schlenderte er an Sophies Seite, mit der er jetzt ganz unbefangen verkehrte, unter gelassenem Gespräch in den Gartenwegen hin und her.

Das ruhige, alle Gefühlserregung ausschließende Wesen der Erzieherin begünstigte einen freundschaftlichen Ton, der beiden wohlthat.

Sophie hatte sich längst gesagt, daß nicht allein sein zweifelhaftes Verhältnis zu Jorja, eine sogenannte unglückliche Liebe, ihn so verwandelt haben könne. Nein, es mußte noch etwas Schwerwiegendes ihn hemmen.

Wie ganz anders war er in den Malstunden gewesen! Was war aus dem begeisterten Künstler, dem immerdar Freudigen, der die Alltagsdinge lächelnd abgethan, jetzt geworden? Die Verhältnisse, sein Beruf, Kreis und Leben, in die er gestellt, lasteten offenbar auf den Flügeln seiner Seele. Er verkümmerte wie ein Baum ohne belebende Sonne, ohne Regen für seine Wurzeln, ohne Luft und Freiheit für seine Aeste, die er vergeblich hinaus zu strecken suchte.

O, wenn sie ihm doch zur Erkenntnis seiner selbst hätte helfen können!

Er hatte ihr immer seine Berliner Zeitungen gegeben. Es stand viel von der zum 1. Mai zu eröffnenden großen internationalen Kunstausstellung darin, und alle diese Berichte waren mit Rotstift angestrichen. Sophie hatte auch bemerkt, daß er die Blätter, in denen solche Artikel standen, sorgfältig zusammensuchte und mit hinauf nahm.

Jetzt kam es mit einer plötzlichen Eingebung über sie und sie fragte: „Wollen Sie nicht eines Ihrer Bilder zur Ausstellung nach Berlin schicken?"

Er blieb stehen und starrte sie an, sein ganzes Gesicht sah aus wie von innen erleuchtet. Stammelnd, wie überwältigt von einem solchen Gedanken, fiel es von seinen Lippen: „Nach Berlin — ich einsenden?"

„Nun ja, warum nicht? Ich vermag freilich den Wert oder Unwert Ihrer Bilder nicht zu beurteilen, aber ich denke, man nimmt nichts an, was nicht geprüft und gut befunden ist."

„Ich? — Würde das gehen — wie kommen Sie darauf?"

„Nun, ganz natürlich, Sie haben doch etwas fertig?"

„Gewiß." Auch die Winterlandschaft, von der er damals aufgescheucht worden war, hatte er verstohlen, sehr allmälich, vollendet.

Er fühlte sich von dem Vorschlage in seinem ganzen Wesen gepackt, begeistert, endlich wieder einmal über sich selbst und die Alltäglichkeit hinausgehoben, hinaus in eine Luft, in der er atmen konnte!

Als Sophie nun noch fragte, ob er in dem Berliner Künstlerkreise keinen Bekannten habe, an den er das Bild in erster Linie und etwa zur Besorgung, falls es genüge, schicken könne, lachte er, wie voll inneren Jubels, hell auf und rief:

„Natürlich habe ich jemand und zwar meinen besten Freund aus der Düsseldorfer Zeit. Max Friedmann, etwas älter als ich, ist Professor an der Akademie, im Ausstellungskomité, in der Hängekommission, kurz ein Mann an der Spitze der künstlerischen Bewegung. Er ist auch eine treue Seele und er war außer sich über meinen Berufswechsel."

Mittags war Gottfried so völlig abwesend und zerstreut, daß seine Mutter den Kopf schüttelte und prüfend Sophie beobachtete, weil ihr durch den Sinn fuhr, es könne zwischen ihnen im Garten eine Annäherung stattgefunden haben, aber des Mädchens unveränderter Gleichmut zerstörte ihre Hoffnungen.

Prüfend und überlegend stand nun Gottfried zwischen seinen drei Bildern; welches sollte er hinausschicken? Sie waren alle von gleicher Größe, sie schienen ihm gleich gut oder — gleich schlecht gemalt. Er fühlte, daß er den Maßstab, den der Vergleich mit anderen gibt, verloren habe.

Endlich entschied er sich, daß er sich von dem, das er „blühende Heide" nannte, nicht trennen könne. Daß er sein erstes Bild, welches er nach seinem Hierherkommen und nach der großen Pause gemalt hatte, fortschicken wolle. War das genügend, so waren es die andern beiden auch.

„Sturm auf der Heide" war ein düsteres Bild. Die ernste, sehnigte Gestalt eines Bauern, wie sie ihm hier täglich begegneten, kämpfte gegen einen rasenden Gewittersturm, den man in den Wolken und auf der Fläche mit verheerender Gewalt daherbrausen sah, der bog und peitschte, was er fassen konnte und jedem Zweiglein Leben einhauchte, ein ängstliches, sich windendes, zitterndes Leben.

Gottfried ging noch in derselben Stunde und bestellte sich beim Dorftischler eine Kiste. Leichte Bretter waren da, wie ein Glück empfand er's, daß er die Kiste noch heute bekommen solle.

Andern morgens war der Brief an Max Friedmann geschrieben, er beschwor den Freund, rücksichtslos offen zu sein und ihm bald zu sagen, ob er Annahme für sein Bild zu hoffen habe. Dann begleitete er den Mann, der die Kiste auf einer Karre zur Station schob, selbst nach Krautwerder.

Und nun war es Gottfried, als habe er etwas Ungeheures gewagt, als stehe er da, einem bitteren Verhängnis, das über ihn hereinbrechen könne, preisgegeben, als sei sein ganzes Geschick aufs Spiel gesetzt.

Nach fünf Tagen erhielt er den ersehnten Brief des Freundes; Gottfried flüchtete sich auf sein Zimmer und zerriß hier mit zitternden Fingern den Umschlag. In großen, starkgezogenen Buchstaben schrieb der Professor:

„Mensch, alter Junge, was hast Du da gemacht? Apoll, der launenhafte Gott, den wir alle anbeten, scheint mit Dir über Nacht Brüderschaft getrunken zu haben. Ohne Akademie und sonstiges Bimborium hast Du Dich von einem mittelmäßigen Figurenzeichner und Heiligenkleckser zu einem vorzüglichen Landschafter aufgeschwungen. Deinen knorrigen Burschen — von dem man nicht weiß, ist er die Hauptsache oder Staffage — möchte ich indes nicht verachten. Jedenfalls ist er mehr wert, als alle Deine gewesenen Madonnen. Aber das Landschaftliche scheint mir doch noch bedeutender. Das ist die viel gesuchte und umstrittene Wahrheit im Sehen und Wiedergeben! Seit den Calameschen Bildern ist solcher Heidesturm nicht gemalt!

„Ich hatte eben ein paar Kunstfreunde hier, die mir vollauf beistimmten. Der eine ist ein sehr zahlungsfähiger Mäcen, wer weiß was er thut? Vielleicht wird Dein ‚Sturm' gleich mit dem vielumworbenen ‚Verkauft' gehängt.

„Nun kann ich aber meine Neugier nach Deinen anderen Arbeiten, Deinen Studien und vor allem nach Deiner verehrungswürdigen und sonderbaren Persönlichkeit nicht länger zurückhalten. Dein Nest ist in fünf bis sechs Stunden erreichbar, mein großes Bild ist fertig, ich überfalle Dich an einem der

nächsten Tage und schaue nach, wie der närrische Kerl aussieht, der ein so großer Maler und zugleich Seelenhirt eines so ausgewachsenen Hammels ist, wie da, auf Deinem Bilde, einer mit zwei Beinen durch die Heide steigt.

„Auf Wiedersehen, mein Alter.

Dein Max."

Gottfried ließ den Brief sinken. Ein wilder Freudenrausch drohte ihn zu ersticken, er riß Rock und Weste auf, er war fassungslos, so etwas übertraf seine kühnsten Hoffnungen. Er ein Maler — ein großer Maler! Es war unglaublich, überwältigend! Er stürzte, seiner selbst nicht mächtig, im Zimmer hin und her. Ob der Freund auch die beiden anderen Bilder gut finden würde? Gottfried mußte sie sich ansehen.

Sie gefielen ihm besser denn je.

O, hätte er sein Glück nur der Mutter mitteilen, sie in seine Arme schließen, an sein von Seligkeit übervolles Herz drücken können! Aber er wußte, daß sie ihn abweisen, ihn tadeln werde und das ertrug er jetzt nicht. Es regte sich eine lange unterdrückte, geheime Kraft in ihm, die nach voller Selbständigkeit, nach Bethätigung schrie.

Nach und nach wurde er ruhiger und gewann die Beherrschung seiner selbst zurück. Er schrieb ein paar Dankesworte an Max und sagte ihm, daß er ihn mit offenen Armen erwarte.

In den nächsten Tagen ging Gottfried wie ein Schlafwandler umher. Die Mutter konnte nicht klug aus ihm werden. Er hatte ihr nur gesagt, daß er einen Gast erwarte und sie bitte, den Professor Friedmann artig aufzunehmen.

Sophie hatte er aus Mitteilungsbedürfnis und in warmer Freundschaft alles anvertraut; sie riet ihm aber auch, der Superintendentin kein Wort von der schwebenden Angelegenheit zu sagen. Es kam ja für ihn noch sehr darauf an, wie der Professor seine anderen Bildern beurteilen werde.

In den Tagen bis zu Friedmanns Ankunft regten sich nun noch mannigfache Gedanken in Gottfrieds Seele. Diese erste Anerkennung seines heißesten Strebens hatte ihn aus dem Zustande der zahmen Unterwerfung, aus der Hingabe an den priesterlichen und kindlichen Gehorsam aufgerüttet.

Er sagte sich, daß jeder doch sein eigenes Leben für sich lebe und dafür verantwortlich sei, wie er das ihm verliehene Pfund verwalte. Das lasse sich nicht sowohl auf seine Amtstreue, wie auch auf die ihm von Gott verliehene Gabe anwenden. Als Maler sei er geboren, das Amt habe er irrtümlich dazu erworben.

Und ferner: Mache ich mich zum Sklaven des Behagens und der Wünsche meiner Mutter, so höre ich auf, ich selbst zu sein. Hier ist eine Grenze zu ziehen. Ich darf mein Ich, meine Persönlichkeit nicht aufgeben, wenn ich mich nicht zu einem Schemen meiner selbst erniedrigen will.

Er erkannte auch die Wurzel seines Mißgriffs. Aus seiner Begeisterungsfähigkeit erwuchs ein Opfermut, der ihn oft zu weit führte. Im Schmerz um den Verlust des Vaters hatte er nur den Wünschen desselben nachkommen, nur für die Mutter leben wollen. So war er in diese verhängnisvolle Lage geraten. Jetzt, da seine Natur Luft bekam, drängte sie darnach, sich zu befreien, den Irrtum wieder gut zu machen.

Es war noch kein Entschluß in ihm, aber er fühlte, wie der Konflikt in seiner Brust sich verschärfte und wie sich vielleicht eine neue Entscheidung losringen werde.

Die Welt da außen hatte schon lange die Arme nach ihm ausgestreckt, hatte ihn gelockt, sie bot ihm ja alles, was er hier entbehrte. Alles, mit Ausnahme der Natur, die er hier verstehen gelernt hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Als Gottfried an einem der nächsten Nachmittage ungeduldigen Herzens aus seinem Fenster blickte, sah er einen mittelgroßen Herrn im hellkarrirten Frühjahrsanzuge, ein Stöckchen schwenkend, auf dem Dorfwege daherkommen. Ein Junge aus Krautwerder trabte nebenher und trug Paletot und Tasche.

Da war er also wirklich, der Erwartete, der Entscheidende!

Gottfried eilte die Treppe hinunter; an der Lattenthür vor dem Pastorsgarten trafen sich die Freunde und schlossen sich einander in die Arme.

Der Professor ward eingeführt, den Damen vorgestellt und nun befanden sich die beiden in Gottfrieds Zimmer allein.

Die erste Nachricht, die Friedmann dem Freunde brachte, war, daß der reiche Kunstfreund den „Sturm" kaufen wolle, daß er, Friedmann, sechstausend Mark im Namen des Auftraggebers gefordert habe, und daß es jetzt nur auf Gottfried ankomme, ob er sein Bild dafür hingeben wolle, dann stehe ihm die Zahlung durch den Bankier des Käufers sogleich zur Verfügung, während das Kunstwerk noch für die Zeit der Ausstellung, der allgemeinen Beurteilung zugänglich, aufgehängt bleibe.

Das waren so günstige Bedingungen wie Gottfried sich nie hatte träumen lassen und freudig willigte er ein. Dann gingen sie miteinander in das Atelier.

„Hier, in diesem elenden Kämmerchen hast Du gesteckt und so Gutes gemacht?" rief Max sich umsehend. Dann trat er an die „Blühende Heide" heran:

„Aber das ist ja verkörperte Poesie! Du bist ein Malerpoet! Die Feminina Deines Sturmläufers können doch hierzu nicht Modell gestanden haben? Woher hast Du diese süße Heidenixe? Das Gesichtchen ist ja zum Küssen! Und dann diese Linienführung, dieser zarte Farbenauftrag, diese Einzelheiten, diese duftige Farbentönung!"

Gottfried stand zitternden Herzens daneben, jedes Wort traf ihn im Innersten. Er antwortete aber kaum, sein lebhafter, ins Schauen versunkener Freund wartete auch auf keine Entgegnung, er war ganz hingenommen.

Von der Blühenden Heide ging es zu der „Winterlandschaft", die gleichfalls des Professors höchste Anerkennung fand. Dann wurden noch Vorarbeiten und Skizzen betrachtet.

„Du bist in diesem einen Jahre der Fleiß selbst





Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Auf der Fuchsjagd.

Originalzeichnung von R. Frentz.

gewesen, eine ganz außerordentliche Leistung! Wie hast Du das nur mit Deinem geistlichen Amte vereinigen können? Oder gibt es hier so paradiesische Zustände, daß alles von selbst geht?"

Gottfried bekannte, daß er es lange Zeit mit seinem Berufe leicht genommen habe:

„Da ich endlich unabhängig war, lag mir nichts am Herzen als malen, nur malen. Ich geriet hier, wo kaum sonst etwas mich abzog, in ein nahes Verhältnis zur Natur. Zum erstenmale lernte ich recht sehen. Etwas ganz Neues that sich mir auf. Meine alten Studien hatten mich nur vorbereitet, hier begriff ich zuerst die selbständige Anwendung dessen, was man mich nachzuahmen gelehrt hatte. Es begann eine wunderbare Wechselwirkung von Nehmen und Geben. Ich war glücklich, aber auf Kosten meines Berufs. Emporgerüttelt durch meine Mutter aus dieser pflichtwidrigen Lebensführung, habe ich seit Weihnachten die Kunst an den Nagel gehängt und habe mich dagegen mit Eifer den Forderungen meines Amtes gewidmet. Aber," fügte er seufzend hinzu, „leider ohne Freudigkeit und ohne Erfolg."

„Armer Kerl! Du mußtest Deinen Mißgriff hart büßen!"

„Ja, ich litt sehr, ich kämpfte unaufhörlich. Mein Gewissen hat mich oft verklagt. Ich besaß keine Macht über meine Stimmungen. Während ich die Handlungen meines Amtes vollzog, zerstreute ein irrender Sonnenstrahl, ein wunderbar abgetönter Halbschatten, ein neu aufsteigender Gedanke für mein Bild mich völlig. So war ich denn recht eigentlich nicht gut genug für meinen Beruf."

„Wie konntest Du Dein eigenstes Ich so unterdrücken, so weglügen?"

„Es handelte sich nicht mehr um mein Ich, nur um meine Pflicht."

„Armer Freund! Du hast Dich dem höchsten göttlichen Ernst zugeschworen und nun fühlst Du immer wieder, daß der göttliche Leichtsinn des Künstlers in Dir rumorte. Allein, sobald man einen Irrtum ganz erkannt hat, soll man auch trachten, ihn wieder gut zu machen."

„Du meintest wirklich — ich könnte?"

„Ohne Frage — je eher, je lieber!"

„In der Natur herrscht freilich ein unermüdliches Neuanfangen."

„Warum sollte nicht der Mensch diesem Beispiele folgen, falls er die nötige Triebkraft in sich fühlt? Es ist doch zehnmal besser, Du wirst ein tüchtiger Maler und ein freudiger Gesell dazu, als Du bleibst ein schlechter Pastor und verfällst in griesgrämliche Kopfhängerei."

„Ja, Max, Du hast recht, tausendmal recht, aber ..." Gottfried sprang empor und schritt auf und ab. Der andere fuhr fort: „Es ist ein vergebliches Hoffen, aber es müßte eigentlich das Ziel der sozialen Bestrebungen sein, jeden Menschen, ohne alle Nebenbedenken, nur nach seiner Begabung zu verwenden. Ist jetzt der Sohn eines reichen Mannes noch so einfältig, er muß mit Gewalt in die Wissenschaft 'rein. Eine wahre Züchtung von Unzufriedenheit und Albernheit!"

„Es gibt eine so mannigfache Fülle von Rücksichten und Einflüssen."

„Der Herdengeist, das Anpassen an die Forderungen des Tages, das zaghafte Verleugnen der Eigenart, sind so verbreitet, daß echter Mannesmut dazu gehört, sein Ich, wie Gott es ihm gegeben hat, zu vertreten."

„Es sollte nur selbstverständlich sein," murmelte Gottfried.

„Das ist es leider gar nicht. Was ist aus unseren Studiengenossen geworden? Wer ist kühn dem Zuge des innern Gottes gefolgt? Wie hat sich das Genie verkrochen! Robertus, der die Wahl hatte, entweder der Kunst treu zu bleiben, aber am Hungertuche zu nagen — oder eine reiche Frau zu nehmen und im Wohlleben, im Fett und in der Trivialität seines Weibes zu ersticken, hat diesen Weg vorgezogen. Weidemann, dem alle neun Musen lächelten, hat sich zersplittert. Er wollte alles, dichten, musiziren, malen, ein wenig bauen und sogar wissenschaftlich forschen, und siehe da, er hat es zu nichts gebracht. Seiner hochgerichteten Natur fehlte die Zugabe der Beharrlichkeit, der bestimmten Richtung. Hugo Schröder, dem man Talent nicht absprechen konnte, wußte sich nicht zur Geltung zu bringen. Er wählte unbeliebte Stoffe und ging unter im Ringen gegen den Strom. Du bist an der Pietät gescheitert, die Dich auf ein verkehrtes Geleis gelockt hat. Kehr um so lange es noch Zeit ist! Meine alte Freundschaft treibt mich her, Dich zu mahnen!"

Aufgerichtet und mit ausgestreckter Hand stand der Professor vor dem Freunde.

„Versucher ..." stöhnte Gottfried und stand halb abgewandt.

„Thor! Dein Retter, der Dich Dir selbst wiedergibt!"

„Es ist etwas Großes — Ungeheures ..."

„Recht, daß Du es so fühlst, aber, sei nicht werdefaul!"

„O, Max, welch ein Kampf!" Der junge Geistliche hob die Arme, Röte und Blässe wechselten auf seinem Gesichte, seine emporgerichteten Augen schienen um Erleuchtung zu flehen.

„Wie sollte Dein Schöpfer zürnen, wenn Du die herrliche Gabe übst, die er in Dich gelegt hat?"

„Ja, Du hast recht — ich kann nicht anders!" und mit einem Ton wie Aufschluchzen warf sich Gottfried an die Brust des Getreuen. „Ja — ja, ich will Deiner Mahnung folgen und noch einmal umkehren."

Nun der große Entschluß gefaßt war, wurden sie beide ruhiger. Der Professor sprach von der Richtung, die des Freundes Talent genommen habe, und daß gerade die Art seiner Bilder immer gefallen und Abnehmer finden würde. Uebrigens sei bei seinem bedeutenden Können, seiner eigenartigen Auffassung auch gegründete Aussicht auf eine Professur vorhanden.

Gottfried mahnte lächelnd, nicht zu kühn zu hoffen.

Vorderhand erfüllte der Gedanke, wie seine Mutter den großen Entschluß, den er gefaßt hatte, aufnehmen werde, ihn noch mit Sorge. Er war immer ein guter Sohn gewesen und mochte jetzt nicht rücksichtslos vorgehen.

Der Freund gab ihm recht: „Schonen wir die alte Dame; paßt es Dir, so bleibe ich ein paar Tage hier und helfe Dir mit meinem günstigen Urteil über Dein Talent die Mutter vorbereiten."

Gottfried nahm das Anerbieten hocherfreut an. Wie viel hatten sie miteinander zu überlegen!

Dem Professor war es nach angestrengtem Arbeiten und dem unruhigen Treiben der Großstadt ein erquickendes Ausruhen, hier, in ländlicher Stille, einige sonnige Frühlingstage zu verleben.

Er wurde also der Hausfrau als ein Gast, den sie sich länger gefallen lassen müsse, zugeführt.

Die Superintendentin gab sich dem Freunde des Sohnes so artig sie konnte und Sophies klares, verständiges Wesen sagte Friedmann ganz besonders gut zu.

Sie wurde bald von Gottfried über den Stand seiner Angelegenheit unterrichtet und überlegte andern Tages, auf einem längeren Spaziergange, mit beiden Herren eingehend die Pläne und Maßnahmen, die Engelke beschäftigten. Ihr Urteil, ihr Rat trafen überraschend das Richtige.

Nach und nach sprach Friedmann der Superintendentin alles aus, was er Gutes über ihres Sohnes Bilder zu sagen wußte.

Die Frau nahm ihre ganze Höflichkeit zusammen, um dem geehrten Gast — den sie über alle Berge wünschte — nicht schroff zu antworten. Sie lehnte ab, etwas von Gottfrieds Pinseleien anzusehen, sie verstehe ja doch nichts davon und begreife nicht, wie jemand, der doch nur hinausgucken könne, um alle Dinge in Wirklichkeit und aus Gottes Hand vor sich zu haben, sie durchaus auf der Leinwand nachahmen müsse. Auch auf die Nachricht von dem günstigen Verkauf des Bildes antwortete sie:

„Solche scheinbare Erfolge sind Satansfallen, die der Eitelkeit und Geldgier gestellt werden und schon manchen Thoren zu ewiger Reue eingefangen haben. Ich hoffe, mein, in seinem Berufe fest stehender Sohn wird mit Gottes Hilfe jenen Schlingen auszuweichen wissen."

Die drei Freunde — denn auch Sophie beteiligte sich an den Beratungen — sahen ein, daß mit Schonung und langsamem Vorgehen die Superintendentin nicht zu gewinnen sei. Ihr ganzes Wesen, ihr Denken und Fühlen stand in einem all zu schroffen Gegensatz zu dem ihres Sohnes. Es würde nichts anderes übrig bleiben, als daß Gottfried unumwunden seiner Mutter den gefaßten Entschluß mitteilte.

Es war ihm gelungen, einen jungen, ihm bekannten Collaborator, der einem älteren Prediger in der Nähe beistand, für unbestimmte Zeit zum Eintritt zu gewinnen. Die eigentlichen Amtshandlungen wollte der Prediger verrichten. Da es nach Ostern war, gab es keine sonderlichen Schwierigkeiten.

Nach dem Entschluß scheute sich Gottfried noch zu amtiren. Er hatte schon oft genug ohne volle Hingabe seinem Berufe obliegen müssen.

Die beiden anderen Bilder waren an Friedmanns Adresse nach Berlin versandt und Gottfried wollte morgen mit dem Freunde dahin abreisen, um zuerst dem Baron von Bergen, seinem gütigen Patron, mitzuteilen, daß er die ihm verliehene Pfarre in seine Hand zurückgeben und beim Konsistorium um Enthebung vom Amt einkommen wolle. Heute drängte also die Zeit, die Mutter vom Stande der Dinge zu unterrichten.

Die Superintendentin hatte längst mit innerem Zürnen herausgefühlt, daß sich etwas für sie Verhängnisvolles vorbereite. Ihrer entschlossenen, zähen Natur fiel es aber nicht ein, Brücken zu bauen. Sie stand da, fest wie immer, auf ihrem, wie sie überzeugt war, allein richtigen, uneinnehmbaren Punkt. Wer ihr etwas wollte, mochte kommen, sie würde jeden Angriff abschlagen.

Gottfried hatte Sophie gebeten, den Freund, in seinem Arbeitszimmer, bis zu seiner Rückkehr von der Unterredung zu unterhalten. Er wollte gleich wieder heraufkommen und mitteilen, wie die Mutter seine Eröffnung aufgenommen habe. Es war ihm lieb, die Vertrauten dann hier beisammen zu finden.

Außerdem wußte er, daß der Professor gern mit Sophie verkehre. Er hatte schon öfter Aeußerungen in dem Sinne gethan. Noch gestern hatte er gesagt:

„Reizende Zierpüppchen, gefällige Modelle und hübsche Spielzeuge in Weiberkleidern habe ich im Leben gefunden, aber noch nie ein Mädchen, das Kopf und Herz so auf dem rechten Flecke hat wie die Heralsky. Sie ist eine Natur, eine Besonderheit und könnte wahrhaftig einem Manne Freund und Weib zugleich sein!"

Sophie wünschte vor allen Dingen der großen Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen, nicht störend zwischen Mutter und Sohn zu stehen. Sie war einsichtig und mitfühlend genug, für beide zu leiden, und fürchtete, daß ein Uebereinkommen vorläufig nicht zu erzielen sein werde, daß also Gottfried, der bisher seiner Mutter — bei aller inneren Selbständigkeit — äußerlich so viel kindlichen Gehorsam bezeugt hatte, jetzt endlich sich gewaltsam werde losreißen müssen.

Die Superintendentin saß mit dem Strickzeuge auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenster, als die Thür sich öffnete und ihr Sohn, bleich von innerer Bewegung, aber mit eigentümlich loderndem Blick, zu ihr eintrat.

Er zog einen Stuhl zu ihr heran, sie sahen sich an und wußten beide, daß sich etwas Fremdes, Trennendes, zwischen ihnen aufrichte.

Die Mutter fand in ihrer entschiedenen Art zuerst ein Wort für ihre Empfindungen: „Ein Glück für Dich, daß der Berliner morgen abreist. Ich wette, Du hast noch keine Gedanken für Deine Predigt gehabt."

„Ich werde auch übermorgen nicht predigen, liebe Mutter. Der Kandidat Wittkop aus Kirchluhe wird für einige Zeit herkommen und mich vertreten. Du hast wohl die Güte und nimmst ihn freundlich in meinem Namen auf."

„Und von Deinem plötzlichen Urlaubsgelüste erfahre ich erst jetzt?"

„Es geschah nur aus Schonung für Deine mir bekannten Ansichten und Empfindungen. Ich wollte Dir neue Entschließungen für meine Zukunft so spät wie möglich mitteilen. Nun aber kann ich Dir meine Absichten nicht länger vorenthalten."

„Absichten — um was handelt es sich?“ Sie sah ihn starr und gespannt an.

„Um einen nochmaligen Berufswechsel.“

„Gottfried!“ Das Strickzeug sank ihr aus den Händen, die sie im Schoße über der Arbeit krampfhaft ineinander faltete.

„Ich wußte, daß es Dich erschrecken würde, obwohl ich alles that, Dich vorzubereiten und bedaure sehr . . .“

„Lügner! Du dachtest nicht an mich!“

„Das that ich doch!“ rief er verletzt auffahrend. „Ich bin kein Lügner, ich habe Teilnahme für Dich, wollte ich aber fernerhin Deinen Wünschen folgen, so würde ich meinem Berufe gegenüber ein Lügner werden.“

„Das sind Sophistereien und Ausflüchte, um Deine selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit zu verdecken.“

„Ich habe Dir vor drei Jahren den größten Beweis kindlicher Rücksichtnahme gegeben. Jetzt sehe ich ein, daß es zu viel war. Jetzt will ich den Schritt zurückthun, der mich auf einen verkehrten Weg führte.“

„Und Dein Gelübde?“ rief sie bleich und drohend. „In meiner Gegenwart gabst Du es Deinem seligen Vater — Du Wortbrüchiger!“

„Gott weiß, mit wie schweren Opfern ich es hielt! Ich versprach, für Dich zu sorgen, dazu bin ich fernerhin bereit. Mein Erbteil bleibt Dein. Ich kann mich jetzt auf meine Kunst verlassen!“

„Geh!“ sie hob den Arm und wies zur Thür, aufrecht stand die magere Gestalt da, „geh, Abtrünniger! Deinem Gotte und Deiner Mutter wirst Du untreu, ich will nichts mehr mit Dir zu schaffen haben.“

„Mutter! Besinne Dich — sei gerecht!“ Es war wie ein Schrei, flehend hob er die Hände.

Sie aber wies noch einmal zur Thür und da stürzte er fort. (Fortsetzung folgt.)

Verlaufen.

(Hiezu das Bild Seite 887.)

„Welch reizendes Kind!“ Einige der vorübergehenden Damen rufen es laut, und fast alle denken es, aber keiner fällt es ein, das kleine Mädchen, das so sorglos und heiter dahinschlendert, nach dem Woher und Wohin zu fragen. Vor jedem Ladenfenster bleibt es stehen, um die Auslagen bald stumm, bald in leisen Selbstgesprächen zu bewundern; jeder Hund, jedes Kind, jeder auffallend gekleidete Mensch erregt seine Neugierde; es scheint sich inmitten der vorüberhastenden Menge so sicher zu fühlen, daß niemand eine Sorge aufsteigt und jedermann denkt, es müsse hier zu Hause und Mutter oder Hüterin nahe sein. Da plötzlich stutzt es, ein ängstlicher Zug fliegt über sein Gesicht — es eilt einige Schritte zurück, dann wieder voraus und sieht in stummem Schrecken nach allen Seiten hilflos sich um. Es ruft: „Mina, Mina!“ Die Stimme wird unsicher, die Mundwinkel zucken und schon wird man aufmerksam. Ein vorüberhastender Schusterbube mit einem Arm voll geflickter Schuhe und Stiefel stößt es beiseite, schilt es einen albernen Balg und heißt es sich nach Hause scheren. Einige Damen bleiben stehen und sehen es fragend an. Die Verwirrung der armen Kleinen steigert sich immer mehr, in ihren Zügen zittert und arbeitet es, ganz Furcht und Hilflosigkeit streckt sie die Arme von sich und bricht dann plötzlich in lautes Schluchzen aus. Nach wenigen Augenblicken umgibt sie eine ganze Gruppe Neugieriger und Teilnehmender. Man fragt sie, wer sie sei und wo sie wohne — sie antwortet nur mit Thränen. Man sucht sie zu trösten und zu beruhigen — sie regt sich nur immer mehr auf. Schon spricht man von der Polizei, da kommt atemlos und mit geröteten Wangen ein Mädchen mit einem Marktkorb am Arm daher, ergreift das Kind an der Hand und schüttelt es voll Zorn. Unter einer Flut von Scheltworten erklärt es, daß man solche unnütze Gören doch auch nicht einen Augenblick allein lassen und nicht einmal eine kleine Besorgung machen dürfe, ohne irgend ein Unglück fürchten zu müssen — gibt dem Kinde noch einmal einen Puff, daß es laut aufschreit, und eilt, noch immer laut scheltend, mit ihm davon.

Auf der Fuchsjagd.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Das Land meiner Wünsche, Rußland, die Heimat der Troiken hatte ich endlich mit meiner Ankunft in Petersburg erreicht, von etwas besonderem, den Künstler zum Schaffen Anregenden hatte ich wenig bemerkt, vergebens suchte ich die malerischen Typen des russischen Volkes. Petersburg ist eben eine Stadt wie andere große Städte. Ich war somit erfreut, gleich einer Einladung folgen zu können, welche mich ins Innere des Reichs führte. Ein russischer Fürst forderte mich auf, seine Güter hinter Resan mit ihm zu besuchen, um dort der Jagd zu leben. Ich unterlasse es, meine Reiseeindrücke zu schildern, kann aber nicht unterlassen, zu bemerken, daß ich erstaunt war über die Großartigkeit und Pracht, die mich im Schlosse des Fürsten empfing. Zahlreiche Große des Reichs waren anwesend und vermehrten sich durch neue Ankömmlinge, welche alle der Jagd huldigten. Es wurde auch sofort nach einigen Tagen der Feldzug unternommen, denn den Eindruck machte es auf mich; eine Menge Köche, Diener, Küche waren schon einen Tag vordem abgegangen, Jäger und Hunde noch früher. Die ganze Jagdgesellschaft folgte in allen möglichen Arten von Wagen, am meisten in Tarantassen mit drei Pferden bespannt, höchst bequemen Fuhrwerken, welche so eingerichtet sind, daß man sich darin ausstrecken und bequem schlafen kann.

Angekommen an unserem Ziel, setzten sich die Herren zu Pferde, ein jeder erhielt zwei russische langharige Windhunde, welche an der Leine zu halten waren. Die Meute, in der Regel aus 60 bis 70 Hunden, wurde in den Wald geführt und dort entfesselt, die Jäger mit den Windhunden schlossen einen Kreis, und nun konnte das Hallo losgehen, alles war bereit. Da plötzlich gibt ein Hund im Walde Laut, bald folgen die anderen, und schließlich hört man den ganzen Wald widerhallen von Hundegebell, Menschenstimmen und Peitschenschall. Man hört es weiter gehen, schwächer werden, dann wieder kommen, dann sieht man am Saume des Waldes hier und dort einen Treibhund hervorbrechen, aber weit voraus Reineke, nach vielen Schlichen und Kunststücken ist er doch endlich genötigt, den schützenden Wald zu verlassen, er stürzt auf freies Feld. Jetzt kommt der Augenblick für die schon lange ungeduldig lauernden Windhunde. Der Reiter läßt das eine Ende der Leine aus der Hand gleiten, die Hunde winden sich frei, und nun geht es wie der Sturm dem Fuchs entgegen. Das ist der Moment der höchsten Aufregung. Alles jagt dem einen Ziele zu, kein Graben, kein Hindernis hält den Reiter. Erst sind es vielleicht nur zwei Hunde, welche das Wild verfolgen, dann erscheinen immer mehr, zuletzt muß der arme Fuchs erliegen. Er wird vollends vom Jäger getötet und am Sattel befestigt, dann werden die Hunde gerufen, aufs neue wird ihnen die Leine durch die am Halsbande befindlichen Ringe befestigt, der



Trauakt Herzog Albrechts von Württemb[...]

Nach einer Skizze[...]



...rg mit Erzherzogin Margarete Sophie.
...von A. Schubert.

Jäger besteigt sein Pferd und wartet wieder auf das Wild aus dem Walde. Den ganzen Nachmittag hat die Jagd schon gewährt, in nächster Nähe haben die Genossen des Jägers schon so manchen Hasen und Fuchs gejagt, nur er ist noch nicht einmal dazu gelangt, seine Hunde laufen zu sehen. Mißmutig ist er eben bereit, das gegebene Signal, daß die Jagd beendet ist, zu erwidern, als plötzlich vor seinem Auge ein versprengter Hase erscheint. Jetzt oder nie! Wie elektrisirt läßt er Horn und Hundeleine fallen, und nun beginnt ein Jagen auf Tod und Leben mit den Hunden um die Wette hinter Lampe her. Kaum einige Minuten hat die tolle Jagd gewährt, da befindet sich das Wild in den Zähnen der Hunde, mit einem Ruck ist der Jäger vom Pferde, entreißt den Hunden den Hasen und koppelt sie schnell, und nun kann er frohen Mutes das Signal geben, daß auch er bereit sei, mit seiner Beute den anderen nach Hause zu folgen. **R. Frenk.**

Vermählung Herzog Albrechts von Württemberg mit Erzherzogin Margarete Sophie.

(Hiezu das Bild Seite 919.)

Die Vermählung, welche am 24. Januar in der Hofburgpfarrkirche zu Wien gefeiert wurde, zeugte nicht bloß neuerdings von der ganz außerordentlichen Pracht, mit welcher solche Feste am Habsburger Hof begangen zu werden pflegen, sondern auch von der herzlichen Teilnahme, mit der die Wiener und die Oesterreicher überhaupt die Feste ihres Kaiserhauses als ihre Familienfeste mitfeiern. Verdiente doch auch schon durch seine Herkunft das Brautpaar alle Sympathien des Volkes. Beide Brautleute, Erzherzogin Margarete Sophie und Herzog Albrecht von Württemberg stammen in gleichem Verwandtschaftsgrade von der großen Kaiserin Maria Theresia ab. Herzog Albrecht ist ein Urenkel des Siegers von Aspern, ein Enkel des Siegers von Custozza, die Erzherzogin Margarete Sophie die Tochter des Erzherzogs Karl Ludwig, den die Künstler und Kunstgewerbetreibenden Oesterreichs als ihren Beschützer verehren und dessen Familienleben allenthalten als ein mustergiltiges geachtet wird. Die Anwesenheit und das liebenswürdige Auftreten des württembergischen Königspaares und ihres Hofstaates während der Vermählungsfeste wurde in Wien von Hoch und Gering als eine Bürgschaft für die frohe Zukunft der habsburgischen Erzherzogin in der neuen schwäbischen Heimat begrüßt. Und je ferner diesem Herzensbunde jedweder politische Gedanke lag, desto unbefangener und allgemeiner konnte sich die Hoffnung aussprechen, Margarete Sophie werde fortan in der nächsten Nähe des württembergischen Thrones alle die herrlichen Eigenschaften bethätigen, mit welchen die Natur und die liebevolle Erziehung ihrer Eltern sie geschmückt und das kräftig pulsirende künstlerische Leben in der württembergischen Hauptstadt werde der jungen Gattin des Herzogs Albrecht einen willkommenen Ersatz für die Befriedigung bringen, welche ihre idealen Neigungen in der österreichischen Hauptstadt vor allem durch ihren kunstsinnigen Vater bisher gefunden. **L.**

Das Bildnis des Schiffsjungen.

(Hiezu das Bild Seite 444.)

Er hatte Feldstuhl, Staffelei, Farbenkasten und Sonnenschirm an den Strand mit hinaus genommen, um auf der Leinwand ein Bild des ruhigen Meeres festzuhalten, wie es zur Abendstunde die normännische Küste bespült, wenn eine der Fischerbarken, die des Morgens ausgelaufen waren, nach der andern reich beladen mit der Ausbeute des Tages heimkehrt. Unbekümmert um die Arbeit der Männer, die vollgeladene Fischkörbe heimschleppen, und unbelästigt von der Neugier der Weiber und Kinder des Fischerdorfes glaubte er sein Seebild anlegen zu können. Da führt der Zufall einen Schiffsjungen an ihm vorüber, der ihm so recht als der frische Typus des Völkchens erscheint, unter dem er sein Wanderzelt für den Sommer aufgeschlagen. Unser Pariser Künstler, ein Mann raschen Blickes und Entschlusses, folgt seiner ersten Eingebung, er fordert den Jungen auf, ihm Modell zu stehen, und dieser, halb geschmeichelt, halb verlegen, nimmt gewissenhaft die Stellung an, die ihm der Maler weist. Und nun ändert sich die ganze Scene mit einem Schlage. Die Weiber vergessen die Fische, die sie holen sollen, die Jungen die selbstgefertigte Barke, die sie zu lustigem Spiele den Meereswellen anvertrauen wollten; sie fühlen sich alle miteinander geehrt in der Person des Schiffsjungen, der als der erste aus ihrem Dorfe durch den Pinsel verewigt werden soll. Mit wachsendem Staunen sehen sie die Gestalt des Jungen lebendig aus dem Bilde heraus wachsen. Und der Maler schickt sich mit Fassung in die unbequeme Neugier der ihn Umdrängenden. Denn noch hier und dort ein kleines Licht aufgesetzt, und ein figurales Bildchen ist statt einer Seelandschaft fertig, das, in einer Stunde glücklicher Eingebung entstanden, ihm im nächsten „Salon“ Lob und Geld einzubringen verspricht. **L.**

Gedankensplitter.

Von

Hermine Diemer, geb. von Hillern.

Die meisten Menschen sind sich ihrer s e e l i s c h e n Kraft so wenig bewußt wie ihrer p h y s i s c h e n. Darum hören wir so oft von Leuten, die ein schwerer Schicksalsschlag getroffen, den erstaunten Ausruf: „Wie konnte ich es nur tragen!“

*

Abhärtung unsres physischen Seins sollte immer Hand in Hand gehen mit der Kräftigung unsrer Psyche. Was hilft es uns, wenn unser Körper Hitze und Kälte, Ermüdung und Entbehrung erträgt und unsre Seele dabei vor jeder unsanften Wahrheit, vor jedem herben Schmerz erzittert? Wir finden so häufig, daß eine gestählte Seele den schwachen Körper über die schwersten Aufgaben hinwegträgt, aber niemals wird der gesündeste, abgehärtetste Körper im stande sein, eine schwächliche Seele zu irgend einer Kraftleistung zu zwingen. Darum laßt uns vor allem die Seele zur Entsagung, zur Wahrheit, zur Selbstzucht erziehen — dann erzieht sie von innen heraus — den Körper zur Natur.

*

Die ewige Mission des Weibes ist die Liebe und jeder Beruf für sie passend, der ihr Gelegenheit gibt, diese höchste und edelste Tugend im idealsten Sinne zu bethätigen

*

Macht die Frau nicht zur Rechenmaschine, setzt sie nicht ins Bureau vor den arbeitenden Telegraphenapparat, ins rastlose Getriebe des Räderwerkes des Lebens, das ihr nur zu leicht das lose Gewand der Zucht und Sitte, der Schönheit und Milde entreißt. Jeder Beruf ist widernatürlich, der dem Weib die Bethätigung der Schönheit, der Liebe, der Barmherzigkeit versagt.

*

In kinderloser Ehe ist der Mann fast noch mehr zu bedauern, als die Frau. Bei der Frau ist es ein Element des Herzens, was abstirbt, verkümmert oder durch anderes ausgefüllt wird, bei dem Mann ist es die Arbeit eines Lebens, seine geistige Zukunft, denen die Krone abgebrochen ist.

*

Prüderie und Frivolität gehen fast immer Hand in Hand, die eine hehlt, was die andere gesündigt.



Die Vermählungsfeierlichkeiten in Berlin.

(Mit Originalzeichnungen von H. Lüders.)

Vor fünfunddreißig Jahren, am 25. Januar 1858, reichte die damalige Prinzessin Viktoria von Großbritannien und Irland dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen in London die Hand am Altar zum Bunde fürs Leben. Deshalb war es auch der Wunsch der Kaiserin Friedrich, daß ihre jüngste Tochter Margarete an dem gleichen Tage den Ehebund mit dem Erwählten ihres Herzens schließen sollte. Um vier Uhr nachmittags fand zunächst die standesamtliche Trauung im Palaste der Kaiserin-Mutter durch den Minister des königlichen Hauses, von Wedell, statt.

Am Ende des großen Festsaales war das von Angeli gemalte Bildnis Kaiser Friedrichs angebracht. Unter diesem stand der historische „Ehepakten-Tisch“ der Hohenzollern mit einer goldgestickten Decke von violettem Sammet bekleidet. Zu beiden Seiten nahmen diejenigen Personen Aufstellung, welche von der Kaiserin Friedrich zu der Feierlichkeit geladen waren. Nachdem der Minister des königlichen Hauses, Herr von Wedell, erschienen war, traten die hohen Herrschaften ein; zuerst das Brautpaar, alsdann der Kaiser, seine erlauchte Mutter führend. Ihnen folgten die Mitglieder der engeren Familie: Die Landgräfin-Mutter und der Landgraf von Hessen mit der Prinzessin Sibylle, Prinz und Prinzessin Heinrich, Erbprinz und Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, Prinz und Prinzessin von Schaumburg-Lippe, der Vertreter des Prinzen von Wales, Herzog und Herzogin von Edinburg und so weiter. Nachdem das Protokoll verlesen und von den Zeugen unterzeichnet war, wurde die Fahrt nach dem Schlosse angetreten, wohin die Kaiserin Friedrich die Prinzessin Margarete geleitete.

In den Gemächern Friedrichs I. befestigte die Kaiserin-Mutter die Prinzessinnenkrone auf dem Haupte der Braut. Dann begaben sich die Fürstlichkeiten in festlichem Zuge nach der Kapelle. Hinter dem Brautpaare folgte der Kaiser, welcher über dem Scharlachkoller der Garde du Corps den roten Sammetmantel der Ritter des Schwarzen Adlerordens, dazu

Der Fackeltanz.

die Kette desselben, das Band des Hosenbandordens und das grüne Band der Rautenkrone trug. Neben ihm ging die Kaiserin Friedrich. Zur Linken der Kaiserin ging der Landgraf Alexander Friedrich von Hessen als Oberhaupt der Familie des Bräutigams. Zwischen dem Könige Albert von Sachsen und dem Großfürsten-Thronfolger Nikolaus von Rußland trat die regierende Kaiserin ein. Die Traurede hielt der stellvertretende Schloßpfarrer, Generalsuperintendent Dr. Dryander.

Nach Beendigung der Feierlichkeit begab sich der Zug in die brandenburgische Kammer, wo das neuvermählte Paar die Glückwünsche entgegennahm, und dann in den großen Saal zur Cour, woran sich die Tafel im Rittersaal schloß. Den Schluß der Hochzeitsfeier bildete der Fackeltanz im weißen Saale. Während von der Musiktribüne her ein vom Prinzen Albrecht komponirter Fackeltanz erklang, schritten die zum Tanz geladenen zwölf Minister paarweise, große weiße Wachsfackeln mit silbernen Handgriffen tragend, in den Saal, die jüngsten voran. Als erstes Paar schritten hinter dem Vortritt dann im Kreise daher die Neuvermählten.

Nach Beendigung des Tanzes gingen die Pagen den hohen Herrschaften bis zu den Gemächern des neuvermählten Paares vorauf; die Majestäten folgten. Beamte des Hausschatzes nahmen die Krone wieder in Empfang, während die Freifrau von Reischach die Verteilung des Strumpfbandes vornahm, das aus weißem Seidenmoiré mit goldenen Fransen den eingewirkten goldenen Namenszug der Prinzessin Margarete und das Datum des Hochzeitstages trug. -s.



Insektenleben im Winter.

Von

Dr. Otto Gotthilf.

Wenn der Winter sein schneeiges Leichentuch über Feld und Flur ausbreitet, so werden zwar zahllose tierische Individuen darunter zum ewigen Schlafe begraben, aber viele andere verfallen auch nur vorübergehend in einen erstarrenden Schlaf und werden von den ersten warmen Sonnenstrahlen wieder wach geküßt, denn keine einzige Gattung darf ihren gänzlichen Untergang finden. Noch andere beweisen sogar eine so energische Lebenszähigkeit und Widerstandskraft gegen die Kälte, daß sie fast ohne jede Erstarrung den Winter überdauern. Merkwürdigerweise sind hierbei in großer Zahl gerade jene kleinen Lebewesen, die Insekten, vertreten, welche im Sommer teils durch ihres Körpers Pracht, wie die Schmetterlinge, als lebende, schwebende Blumen unser Auge überall erfreuen, teils als zudringliche Schmarotzer, wie die Mücken, Fliegen und Wespen, uns allenthalben behelligen und belästigen. Gewiß höchst wunderbar ist es, daß Insektenlarven, von denen manche kaum einen Millimeter Länge haben, so viel Lebenskraft besitzen, daß sie die ganze kalte Periode unbeschadet überleben. Der Entwicklungszustand freilich, in welchem die Insekten überwintern, ist ein sehr verschiedener. Die meisten ausgewachsenen Tiere lernen nur des Sommers Freuden kennen, und sterben dann, sobald der erste rauhe Sturm die Blätter von den Bäumen schüttelt, schnell dahin, aber ihre Nachkommenschaft harret im Ei- oder Larvenzustande in geschützten Schlupfwinkeln sicher verwahrt des

Die Trauung.

kommenden Frühlings. Jedoch gibt es auch zahlreiche vollkommene Insekten, welche, freilich meist uns mehr zu Leid als zu Freud, nie ganz in unseren Behausungen fehlen, und auch draußen in der Natur sich einem aufmerksamen Beobachter oft zeigen. So finden wir in den Küchen oder in Wohnzimmern, welche eine längere Zeit kalt stehen, immer noch einige von unseren treusten Stubengenossen, die Fliegen. Diese sind aber im Winter viel unangenehmer und zudringlicher als im Sommer; denn fast stets halb erstarrt fliegen sie oft plump direkt in die heißen Speisen hinein, oder sitzen auf unserer warmen Nase so fest, daß ein einfaches Schütteln des Kopfes sie nicht zu verjagen vermag. Auch viele intimere und intimste Schmarotzer führen bekanntermaßen ihr stechendes und beißendes Dasein leider im Winter ruhig weiter. Die Parasiten der Säugetiere sind vielfach als Puppen an den Haaren ihrer Wirte, z. B. der Schafe und Hirsche, fest anklebend zu finden, und die auf Vögeln lebenden Arten bleiben im Winter meist in den Nestern derselben als Puppen liegen. Da nun viele dieser Vögel, wie die Schwalben, ihre alten Nester wieder aufsuchen, so finden auch die oft nicht zum Fliegen fähigen Parasiten im Frühling regelmäßig wieder ihren Tisch gedeckt.

Treten wir an einem klaren Wintertage in ein unbewohntes Zimmer, so kann sich uns leicht der liebliche Anblick darbieten, daß wir am sonnenbeschienenen Fenster einen Schmetterling, meist Fuchs oder Pfauenauge, lustig umherflattern sehen. Kommen aber trübe, kalte Tage, so müssen wir oft lange suchen, ehe wir diesen Wintergast in irgend einer dunklen Ecke oder am Zweige einer Topfpflanze wieder finden. Und in welch wundersamer Stellung verharrt er dann dort! Mit seinen beiden Hinterbeinen hat er sich festgehakt, zieht die Putzpfoten und das zweite Beinpaar eng an den Leib, und hängt in dieser Weise ganz mechanisch mit dem Körper nebst den zusammengelegten Flügeln senkrecht



König Albert von Sachsen. Kaiserin. Großfürst-Thronfolger von Rußland.

Vermählungsfeierlichkeiten in Berlin: Im Festzug.

herunter. Seine Stellung ist also ganz ähnlich derjenigen der Fledermäuse, wenn sie schlafen, oder wenn sie ihr Winterquartier bezogen haben. Sehen wir uns nun die Hinterbeine eines solchen Falters, z. B. des Tagpfauenauges, genauer an, so bemerken wir jederseits vier recht scharfe und gebogene Krallen, mit denen sich eben dies Tierlein mehrere Monate hindurch ohne die geringste Muskelanstrengung in seiner Ruhelage behaupten kann. Sobald es jedoch Sonnenschein erblickt, fliegt es ans Fenster, hält Ausschau und probirt, ob noch nicht die wärmende und erlösende Frühlingssonne gekommen ist, nimmt dann aber wieder geduldig sein früheres Versteck ein. Pfuschen wir nun aus übel angebrachtem Mitleid der Natur ins Handwerk und setzen diesen Wintergast in ein warmes Zimmer, so haucht er bald sein Leben aus. Solche an milden Wintertagen erscheinende und am Sonnenschein sich labende Schmetter-

linge werden gewöhnlich für erfreuliche Vorboten eines nahen Frühlings gehalten; jedoch mit Unrecht. Ungefähr 100 Arten, also beinahe der dreißigste Teil aller Schmetterlingsarten Deutschlands, pflegen sich im Spätherbst aus ihren Puppen zu entwickeln und den Winter an verborgenen Orten zu verbringen, um dann im Frühjahr, für die Fortpflanzung sorgend, ihre Eier an den frisch grünenden Nahrungspflanzen der Raupen abzusetzen. Von den Tagschmetterlingen sind dies hauptsächlich: Fuchs, Pfauenauge, Trauermantel, C-Vogel, und von den Nachtschmetterlingen: mehrere Eulen, Wickler und Motten. Ja, es gibt sogar einige, welche als echte Winterinsekten bezeichnet werden können, wie der Frostspanner. Treten wir freilich hinaus und schauen unter die Dachrinnen und überhängenden Dächer, oder lösen die lockere Rinde der Bäume ab, so finden wir noch weit mehr überwinternde Schmetterlings-Puppen, -Raupen und -Eier. Für Gartenbesitzer ist dabei besonders bemerkenswert, daß die Baumweißlinge, der ebenso schädlichen Kohlweißlinge würdige Gattungsgenossen, sich als junge Raupen zwischen Blättern für den Winter einspinnen und die sogenannten Raupennester bilden; daher ist die gänzliche Vernichtung solcher Blätterballen von großer Wichtigkeit.



Defilircour vor den Neuvermählten.

Aber auch in den Bächen und Teichen lebt und webt es trotz Frost und Eisdecke. Da finden sich bald ruhig im Schlamme eingewühlt, bald munter sogar unter dem Eise herumschwimmend die schlechtweg als Wasserkäfer bekannten Palpicornier und Dyticiden. Und entfernt man das Eis, so erscheint alsbald der Taumel- oder Drehkäfer, welcher sogleich auf der Wasserfläche seine silbernen Bogen zu ziehen beginnt. Aber wir wollen noch mehr Lebendiges sehen und nehmen deshalb einen größeren Stein behutsam aus dem Bache heraus. Da erblicken wir eine Menge kleiner Röhrchen fest angeklebt, welche in höchst eigentümlicher Weise aus Steinchen, Schnecken und Holzstückchen erbaut sind.

Drücken wir eine solche Röhre ein wenig mit den Fingern zusammen, so schaut, allerdings unfreiwillig, an dem Ende ein häßliches Köpfchen hervor: dies ist die Larve der Frühlingsfliege.

Auch die Luft wird an warmen Wintertagen belebt besonders durch einige Mückenarten, z. B. Trichocera hiemalis, welche dann im Sonnenschein ihre lustigen Tänze aufführen. Von den verhaßten Stechmücken dagegen pflegen nur die Weibchen eine so große Ausdauer zu beweisen, daß ein zur Erhaltung der Gattung vollauf genügender Teil den Winter übersteht. Da nun die von diesen Weibchen im Frühling erstehenden neuen Generationen sich erst als Larven allmälich entwickeln müssen, so erklärt sich daraus die erfreuliche Thatsache, daß wir wenigstens bis zum Hochsommer vor diesen blutgierigen Schmarotzern im allgemeinen Ruhe haben.

Manchmal kommt es auch vor, daß sich ein Frühlingsbote in seinem Zeitsinne irrt und schon an sonnigen Wintertagen aus seinem geschützten Quartier hervorkriecht. Namentlich dem Maikäfer geht es häufig so. Bekanntlich verlebt dessen Larve, der sogenannte Engerling, zum großen Leidwesen der Gärtner, mehrere Jahre in der Erde. Die eigentliche Verpuppung fällt in den Spätsommer, der Käfer entwickelt sich dann im Herbste und verbleibt als solcher in seiner tiefgelegenen Erdhöhle noch ungefähr bis zum Mai des folgenden Jahres, wird aber eben durch warme Witterung bisweilen schon früher an die Oberfläche gelockt.

Sehr interessant ist das winterliche Thun und Treiben aller geselligen und überhaupt nestbauenden Insekten, welche entweder direkt ihre Jungen aufziehen und wie die Vögel füttern, oder für sie das Futter eintragen und aufspeichern. Einen größeren Schutz gegen die Kälte haben diese Tierchen schon durch ihre Anhäufung, wodurch sie sich gleichsam gegenseitig erwärmen. Es ist nun selbstverständlich, daß diejenigen Arten, welche ihre Jungen mit Blütenstaub oder mit anderen Insekten selbst aufziehen, somit beständig aus dem Neste ausfliegen und Futter einsammeln müssen, dieses nicht im Winter thun können. Daher fällt deren Entwicklungsperiode stets in die warme Jahreszeit. Soll ein solcher Staat den Winter überdauern, so haben die vollkommenen Tiere für sich selbst genug zu sorgen, und müssen größere Mengen von Honig aufspeichern, um im Winter davon leben zu können. Deshalb erhält sich in unseren Gegenden von den Bienen nur die Honigbiene, von den übrigen Arten aber gehen alle vollkommenen Tiere zu Grunde. Dagegen sterben bei den Wespen, welche kein

Futter für die kalte Jahreszeit eintragen, sondern mit sorglosem Sinne nur stets der Gegenwart leben, im Spätherbste alle Arbeiter und Männchen ab, und es überwintern nur die Weibchen im Zustande des Winterschlafes im Neste oder an anderen geschützten Orten. Infolge dessen ist bei den Wespen die Individuenzahl im Frühjahr sehr gering und wächst erst gegen den Herbst hin, weshalb wir auch zu Anfang des Sommers noch ruhig im Garten speisen können, ohne von diesen lästigen Insekten behelligt zu werden.

Die Blatt- und Gallwespen wiederum verbringen den Winter teils in Kokons, teils in den durch ihren Stich hervorgerufenen Auswüchsen, den Galläpfeln. Einige wenige erscheinen auch als Winterinsekten, namentlich in den ersten warmen Februar- und Märztagen, um in die frisch schwellenden Knospen ihre zerstörende Brut zu legen.

Ein sehr merkwürdiges Leben führen die Ameisen im Winter. In ihrem Baue befinden sich während der kalten Jahreszeit Weibchen, Arbeiter, und oft auch Eier und Larven, nur keine Männchen, da diese im Sommer gleich nach dem Hochzeitsausfluge sterben. Als Nahrung suchen sich jene nun entweder selbst alle möglichen tierischen Abfälle, oder sie leben auf Kosten ihrer Gäste, der sogenannten Ameisenfreunde. Zu diesen gehören namentlich die Blattläuse, welche gewaltsam herbeigeschleppt werden, und dann als „Melkkühe" bei ihnen leben müssen. Die Ameisen suchen nämlich diese durch Streicheln mit den Fühlern und durch Zwicken mit den Kiefern zum Ausspritzen einer Flüssigkeit zu bewegen, die sie dann begierig auflecken. Auch einige kleine gelbbraune Käferchen aus der Gruppe der Keulenkäfer beherbergen sie gern, um aus den Haarbüscheln ihrer Flügel eine abgesonderte Flüssigkeit zu saugen. Treten sehr kalte Tage ein, dann drängen sich alle Bewohner des Staates zu einem dichten Ballen zusammen und verfallen in Erstarrung. Aber sobald es wieder etwas milder wird, erscheinen die Ameisen in Haus und Heide als beunruhigende Gesellen.

Nun gibt es noch mehrere Arten von Insekten, welche für die Kälte fast gar nicht empfindlich sind. So leben die Poduren oder Springschwänze den ganzen Winter hindurch unter Steinen und Moos oft in zahlreicher, munterer Gesellschaft. An und für sich wenig bekannt, obgleich oft so prachtvoll wie Schmetterlinge mit purpurglänzenden oder bleifarbigen Schuppen auf ihren flügellosen Körpern besetzt, haben sie doch bei abergläubischen Menschen durch ihr massenhaftes Erscheinen auf dem Schnee, wodurch dieser von der Zahl der Tiere oft ganz schwarz gefärbt erscheint, Aufsehen erregt.

Zu den überwinternden Arten gehört auch die gemeine Perlfliege oder das Goldauge, welche sich dadurch auszeichnet, daß sie nach Art der Blätter im Spätherbste ihre Körperfarbe bei eintretendem Froste von grün in gelb und fleischrot verwandelt, aber bei Beginn des Frühlings wieder im Verlauf von einigen Wochen die ursprüngliche grüne Farbe annimmt. Diese Tierchen überwintern zahlreich auf Dachböden und zwischen Fenstern, in der freien Natur zuweilen in den großen Nestern der Hornissen, welche in der kalten Periode leer stehen.

Manche von denjenigen Insekten, welche am liebsten die Schneedecke zu ihren Spaziergängen wählen und mit ihren langen Beinen gravitätisch über die von der Sonne beschienenen eisigen Gefilde schreiten, kapseln sich, wie der Gletschergast (Boreus hiemalis), gerade während der trockenen Sommerzeit als Larven ein, führen also eine Lebensweise, welche derjenigen aller anderen Insekten vollständig entgegengesetzt ist.

So bietet sich auch im Winter dem aufmerksamen Beobachter ein lustiges Leben und Weben der niedersten Tierwelt dar. An düsteren, eisigen Tagen zwar scheint alles tot und erstarrt, aber wenn der Sonne glitzernde Strahlen auch nur für einige Stunden Eis und Schnee siegreich durchdringen, dann regt und belebt es sich drinnen und draußen, ein sichtbares Zeichen der steten Gewißheit des kommenden Frühlings.

Auf dem Bazar.

Erzählung

Von

Wolfgang Alexander Meyer.



Er war Doktor der Philosophie, Licentiat der Theologie, Privatdozent an der Universität, sterblich verliebt in die Tochter seines Ordinarius, wie konnte er also anders heißen als Gottlieb Leberecht Müller.

Er las in diesem Semester über den ersten Korintherbrief und hatte einen außerordentlichen Lehrerfolg. Fünfzehn Zuhörer, das war bisher bei einem Privatdozenten der Theologie noch nicht dagewesen. Wir können es Gottlieb Leberecht daher nicht übel nehmen, daß er mit einem gewissen Stolze die Goldfüchse einstrich, die ihm der Kassenbote der Quästur überbrachte. Nicht als ob es eine sündige Freude am Mammon gewesen wäre, nein, das lag dem kindlichen Gemüte Gottlieb Leberechts fern, nein, es hatte mit den hundertundfünfzig Reichsmark, die ihm sein Korintherbrief eingetragen hatte, eine ganz besondere Bewandtnis.

Am nächsten Mittwoch sollte einer der in dem Universitätsstädtchen üblichen Wohlthätigkeitsbazare stattfinden und „Sie" befand sich unter den Verkäuferinnen. Gottlieb Leberecht war mit Glücksgütern nicht allzu reichlich gesegnet, er mußte haushalten und durfte sich eigentlich einen Luxus wie den Besuch des Bazars nicht gestatten; wie selig war er daher nun, „Ihr" den in deutsche Reichswährung umgesetzten ersten Korintherbrief zu Füßen legen zu können.

Sie hieß Nelly und war die Tochter des Professors ord. der Theologie Eduard Kraft, eines echten Biedermannes und zärtlichen Familienvaters. Sie war weder schön noch häßlich, auch nicht „lieblich" wie das süßlich-triviale Novellenepitheton lautet, sie war das, was man in Süddeutschland mit dem treuherzigen Worte „lieb" bezeichnet. Wen sie mit ihren großen dunklen Kinderaugen ansah, dem wurde es warm ums Herz und er mußte ihr gut sein. Kein Wunder also, daß Gottlieb Leberecht Müller mit seinem weichen Herzen „Ihr" nicht nur gut, sondern sehr gut war.

*

Als der berühmte Mittwochabend angebrochen war, sah man unsern gottesgelehrten Privatdozenten die hellerleuchteten Treppen des Kasinogebäudes erklimmen. Im Vorzimmer warf er noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, lächelte so befriedigt, daß er schleunigst über seine Selbstgefälligkeit errötete, und trat dann in den Saal.

Das wohlthätisirende Publikum der Stadt hatte sich schon äußerst zahlreich eingefunden, so daß es unmöglich war, den Saal sofort zu überschauen. Gottlieb Leberecht gab daher den Versuch, gleich bis zu „Ihr" vorzudringen, auf, und das zur rechten Zeit, denn soeben faßte ihn die Medizinalrätin Horbeck (innere Medizin) beim Arme.

Wir haben nämlich vergessen, zu berichten, daß, wenn auch Gottlieb Leberecht viel zu harmlos war, um seine flammende Liebe zu Melly vor allen schwiegersüchtigen Müttern zu verbergen, es unter den besagten Müttern doch eine ausgemachte Sache war, daß er noch nicht im geringsten verlobt, also Hopfen und Malz an ihm noch nicht verloren sei. Frau Medizinalrat Horbeck nahm also Gottlieb Leberecht beim Arme, und ehe er sich dessen versah, war er um eine Bratpfanne nebst einigen auf den Hausstand bezüglichen Lehren, sowie um einen vielverheißenden Händedruck von Fräulein Amanda Horbeck reicher und um eines seiner ersten Korinthergoldstücke ärmer.

Kaum hatte er sich zum Gehen gewandt, als er seinen Namen rufen hörte:

„Herr Doktor Müller, nur einen Augenblick,“ lispelte die semmelblonde Kornelie (Nationalökonomie und Statistik). „Nur einen Augenblick, Herr Doktor, aber die ‚geistlichen Lieder‘ von Eudoxia Himmelsang müssen Sie mir abkaufen, ich habe sie eigens für Sie zurückgelegt.“

Mit stiller Duldermiene erstand Gottlieb Leberecht auch noch die drei Bände geistlicher Lieder von Eudoxia Himmelsang. Betrübt sah er die Doppelkrone in Korneliens kokettes Geldtäschchen gleiten und wandelte seine Leidensbahn weiter. Gerade wollte er durch eine Nebenthüre aus dem Saale entweichen, um von der andern Seite her sein Glück zu versuchen, da traf er auf die dicke Aurora (Landwirtschaft), die ihm in liebenswürdigster, jede Weigerung ausschließender Weise ein Dutzend Kinderstrümpfe im Betrag von zwanzig Reichsmark aufzureden wußte.

Gottlieb Leberecht gab seinen Kampf auf, er sah, hier gab es kein Entrinnen, er mußte sich durch die hohle Gasse durchkämpfen, rechts und links seinen Tribut entrichtend.

Endlich, endlich sah er die Geliebte vor sich. Schüchtern trat er an sie heran, und als sie ihn heiter anblickend fragte, womit sie dienen könne, antwortete er noch schüchterner:

„Womit es Ihnen beliebt, gnädiges Fräulein.“

„Ich denke doch, womit es *Ihnen* beliebt,“ entgegnete lachend Melly. „Doch ich verstehe, man hat Ihnen eine solche Fülle von unnützem, unpraktischem Zeug aufgeschwatzt, daß es Ihnen schließlich gleichgiltig sein kann, ob noch etwas ebenso Unbrauchbares oder etwas Nützliches hinzukommt. Nun, ich will besser sein als die anderen Damen und Ihnen etwas ganz Praktisches geben. Hier ist ein Pfund von mir selbst gemahlener Kaffee, den können Sie doch wenigstens in Ihrer Junggesellenwirtschaft verwenden.“

„Ich bin Ihnen äußerst dankbar,“ stotterte Gottlieb Leberecht. „Was bin ich schuldig?“

„Zwei Mark.“

Gottlieb Leberecht glaubte zu träumen, solch einen bescheidenen Preis hatte er heute abend überhaupt nicht nennen hören. Schleunigst zog er das Portemonnaie, um der Geliebten das letzte Goldstück zu Füßen zu legen. Da ... Gottlieb Leberecht wollte in die Erde sinken; es war weit und breit kein Goldstück mehr zu entdecken. Er hatte in der Bedrängnis und Verlegenheit das letzte Gold ausgegeben, ohne es zu bemerken. Er hatte jetzt nur etwas Scheidemünze, und soviel er auch suchte und zählte, es wurde nicht mehr als eine Mark und dreiundsiebenzig Pfennige.

Gottlieb Leberecht stotterte, wurde bleich, stotterte, wurde rot, bis endlich — es gibt auch heutzutage noch Wunder — ihm Geheimerat Gutherz (Orientalische Sprachen) auf die Schulter klopfte und sagte:

„Nun, lieber Kollege, hat man Sie so arg gerupft, daß Ihnen jetzt schon der Atem ausgegangen ist? Es hapert ja scheinbar? Zwei Mark kostet der Krempel? Teuer genug! Sie gestatten wohl, daß ich einstweilen für Sie auslege?“ Gottlieb Leberecht stammelte etwas von — dankbar — verbunden — wiedererstatten, dann war er verschwunden, ohne Abschiedswort, ohne Händedruck. Er hatte um „Ihre“ Lippen ein Lächeln spielen sehen, ein Lächeln.

Gottlieb Leberecht rannte die Treppe hinunter, hinaus auf die Straße, zurück in seine bescheidene Privatdozentenwohnung. Seinen Weg bezeichneten Kinderstrümpfe, Photographiealbums, Blumenvasen, Bratpfannen und die „geistlichen Lieder“ von Eudoxia Himmelsang.

*

Zwei Stunden nach dem tragischen Ereignis brennt in dem Zimmer Gottlieb Leberecht Müllers die Studirlampe, vor ihm steht links das Pfund von „Ihr“ gemahlener Kaffee und rechts das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs aufgeschlagen. „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht.“ Ach, der Liebe hatte er ja so viel, der gute Gottlieb Leberecht, so viel, und es war ihm doch nicht geglückt.

„Ja, ja,“ murmelte er vor sich hin, „weiser Apostel, du hast gut reden. Zu deiner Zeit gab es noch keine Professorentöchter, keine Wohlthätigkeitsbazare, keinen ‚selbstgemahlenen‘ Kaffee, keine Zwanzigmarkstücke und kein so malitiöses Lächeln.“

Im Schneesturm.

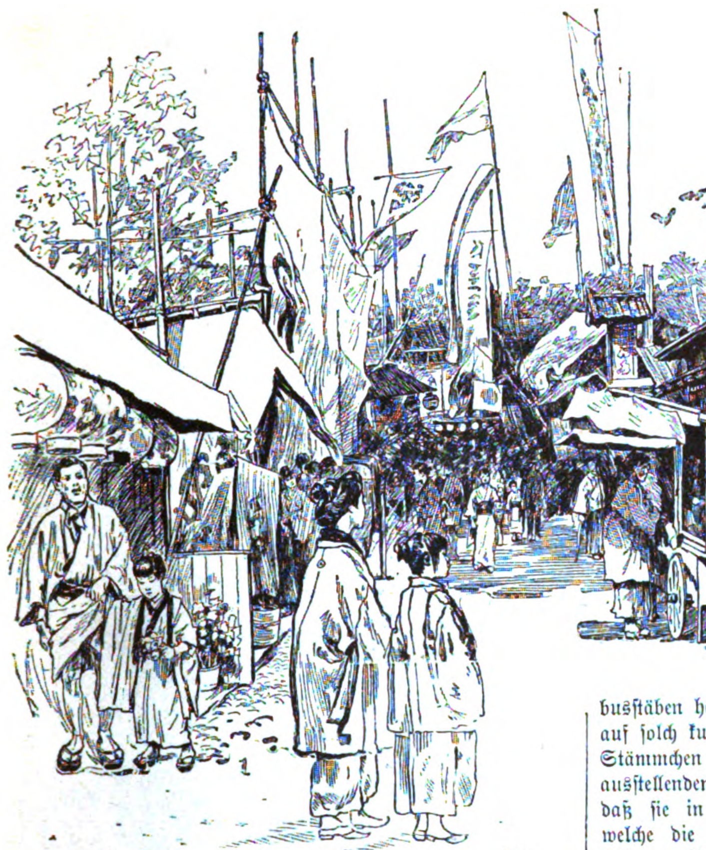
(Hiezu das Bild Seite 791.)

Mühsam trottet das Viergespann
Ueber die dämmernde Heide,
Grau zerfließen und flockenschwer
Erde und Himmel beide.

Durch die bereifte Wimper blinzt
Spähend des Handpferds Reiter,
Und die schwelende Fackel sucht
Weiter den Weg und weiter.

Endlos das weiße Feld sich dehnt,
Heiser krächzen die Raben;
Ueber den schneeverwehten Pfad
Müde die Rosse traben.

W.



Copyright, by Harper & Brothers.

Das Chrysanthemum in Japan.

Wie die Mode in allen Dingen eine sehr launische Göttin ist, die bald diesem, bald jenem ihre leicht wandelbare Gunst zuwendet, so hat sie auch seit kurzem eine Blumengattung zur Lieblings- und Modeblume erhoben, die bisher bei uns ganz unbeachtet war und durchaus nicht zu den schönen Pflanzen gehört. Es ist das Chrysanthemum, eine von den Japanern hochverehrte Blume, die sie in ihren Gärten auf das sorgfältigste pflegen. Seine Blüten gelten als Symbole des langen Lebens, der neunte Monat im alten Mondkalender hieß Monat der Chrysanthemums und besondere Festlichkeiten werden veranstaltet, bei denen schöne Exemplare dieser volkstümlichen Pflanze ausgestellt werden. Während sich die Reichen besondere Gärtner für die Pflege ihrer nationalen Lieblingsblume halten, kaufen sich die Armen für wenige Cents einen Stock, so daß es während des Chrysanthemummonats gewiß im ganzen Reiche kein einziges Haus gibt, in welchem sich nicht wenigstens ein Exemplar befände. In der Dangozaka genannten Straße von Tokio, die am Abhange eines Hügels gelegen ist, sieht man sogar Chrysanthemumsträuche, denen durch künstliches Beschneiden die Gestalten von Menschen und Tieren gegeben sind. Wenn man sich dieser Straße nähert, winken den Ankommenden schon von ferne buntfarbige Flaggen und Banner entgegen, und betritt man die Straße, so fordern die Ladenbesitzer jeden mit freundlichen, einladenden Worten auf, ihre Geschicklichkeit zu bewundern. Man entrichtet ein paar Cents als Eintrittsgeld und wird dann von einem Manne herumgeführt, der die verschiedenen durch solche Chrysanthemumfiguren dargestellten Scenen erklärt, die einige Teile eines Dramas bilden. Die Kostüme dieser Personen sind ganz von Chrysanthemum gemacht, und die aus Holz geschnittenen und mit Gips überzogenen Gesichter zeigen die Züge der zur Zeit bekanntesten und berühmtesten Schauspieler. Das innere Gestell der Figuren wird aus Bambusstäben hergestellt, an denen dann die Chrysanthemumstöcke auf solch kunstvolle Weise befestigt werden, daß man von den Stämmchen und den Töpfen gar nichts sieht. Einige der ausstellenden Künstler sind neuerdings sogar so weit gegangen, daß sie in den Figuren Phonographen angebracht haben, welche die Stimmen der betreffenden Schauspieler ertönen lassen. An schönen Tagen ist die Straße immer gedrängt voll von Besuchern. Alt und Jung erfreut sich an diesem für unsern Geschmack etwas fragwürdigen Anblick, und alle Welt betrachtet diese Schaustellung als ein wichtiges Ereignis des Jahres. Unsere Illustrationen zeigen verschiedene Episoden aus dem Leben und Treiben auf der Straße Dangozaka, das vierte und sechste Bild geben Scenen aus einem Theaterstück wieder: das letztere stellt einen Mann dar, der mit seinem



Copyright, by Harper & Brothers.

Schwert einen bösen Geist tötet, und das vierte zeigt die Nymphe der Chrysanthemums. Kikujido mit Namen.

Auch in Europa, in erster Linie in England, dann in Frankreich, Deutschland, Oesterreich, wird diese Winteraster — so ist der deutsche Name — seit einigen Jahrzehnten mit Vorliebe gepflegt, und es ist der Kunst der Züchter gelungen, eine Menge Spielarten zu erzielen. Da gibt es nun niedere und hohe, einfache und gefüllte Chrysanthemum in den buntesten Farben. Den Anstoß zu dieser Bevorzugung hat vielleicht die Feier von Schillers Geburtstag, 10. November, 1859 im Kristallpalast zu Sydenham bei London gegeben, wo eine Million dieser Blumen, in Tausenden von Töpfen terrassirt, in wundervollen Formen und Farben das Auge entzückte. Dadurch aber empfiehlt sich diese Pflanze, daß sie im Freiland und in Töpfen zur Winterszeit blüht und bis zu sechs Grad Kälte ertragen kann. Gerade kalt und rauh will sie haben, denn im warmen Zimmer verzärtelt, versagt sie das Blühen.

Seit mehreren Jahren finden in unseren größeren Städten im November und Dezember Chrysanthemumausstellungen statt, die immer wieder neue, interessantere, prächtigere Arten zeigen.

Die Astern sind der Fluren Sterne,
Und ihre bunte Farbenpracht
Erblickt das Auge doppelt gerne
Am Abend vor der Jahresnacht.

(Prosch.)

Copyright, by Harper & Brothers.



Copyright, 1891, by Harper & Brothers.

Sozialdemokratische Zukunftsbilder. *)

Von

R. M.

Der Sozialdemokratismus ist nicht die Lehre vom Teilen, er ist überhaupt nicht eine einzelne wirtschaftliche Idee, sondern er setzt sich entgegen den gesamten politischen, volkswirtschaftlichen, ethischen, religiösen und pädagogischen Anschauungen der bisherigen Gesellschaft, so verschieden dieselben

---

*) Im Hinblick auf den ungemein starken und nachhaltigen Eindruck, den die letzten großen Redeschlachten des deutschen Reichstags über die sozialdemokratischen Zukunftsbilder in allen Schichten des deutschen Volkes hervorgebracht, glauben wir einem Bedürfnisse unserer Leser mit der folgenden, ruhigen und rein gegenständlichen Darlegung der großen Zeit- und Streitfrage zu entsprechen. D. Red.



immer gewesen sein mögen, als eine einheitliche, zielbewußte Weltanschauung.

Die Sozialdemokratie meint, daß ihr Ideal, seinem ganzen Umfang nach, die natürliche Folge der ganzen seitherigen Weltentwicklung sei, womit sie nicht sagen will, daß dasselbe nicht schon früher hätte eingeführt werden können. Heut ist es ihrer Ansicht nach die höchste Zeit zur Einführung dieses Zukunftsstaates. Wenn wir uns des Ausdruckes „Zukunftsstaat“ auch im folgenden bedienen, so thun wir es nur in Ermanglung eines geläufigeren Wortes. Das sozialdemokratische Ideal kennt nämlich keinen Staat, auch nicht den „freien Volksstaat“; derselbe ist vielmehr als eine Phrase neuerdings bei den sozialdemokratischen Schriftstellern in Mißkredit gekommen. Was immer die Zukunft bringen möge, so viel ist dem Sozialdemokraten unzweifelhaft: Die alte Welt hat sich überlebt und befindet sich im Zersetzungsprozeß.

From Harper's Weekly — Copyright, by Harper & Brothers.

Sie wird nur noch künstlich durch die an seinem Bestehen interessirten Mächte, die Regierungen, Kapitalisten, Kirchen und so weiter mit Gewalt aufrecht erhalten. Nach Bebels Ueberzeugung wird unser Jahrhundert noch ihren Untergang und die soziale Revolution erleben.

„In bunten Bildern wenig Klarheit“, das ist das Facit der zahllosen glänzenden Schilderungen, welche die sozialdemokratischen Schriftsteller von ihrem Zukunftsstaat gegeben haben. Die Erwartungen der sozialdemokratischen Arbeiter sind gleichwohl durch den feenhaften Glanz dieser Beschreibungen auf das höchste gespannt, so daß Herr Bebel, wenn er einmal in die Lage käme, die neue Welt einzurichten, wohl mit dem Theaterdirektor im „Faust“ würde ausrufen müssen:

„Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt,
Doch so verlegen bin ich nie gewesen,
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.“

So lange indessen die Aussichtslosigkeit des Sozialdemokratismus nicht durch die Praxis bewiesen ist, so lange werden die Anhänger dieser Lehre an ihren Zukunftsstaat mit derselben Festigkeit glauben, wie der überzeugte Christ an ein Leben im Jenseits. Und da der Sozialdemokrat

von dem „Wechsel auf den Himmel“ nichts wissen mag, so glaubt er um so unerschütterlicher an eine vollkommene Glückseligkeit schon hier auf Erden. Kann er sie aber selbst nicht mehr erleben, so will er sie gesichert wissen für seine Kinder und Kindeskinder, für seine Arbeits- und Schicksalsgenossen. Jenes schauerliche Dichterwort: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“ will er dauernd zu schanden machen und ein ewig währendes goldenes Zeitalter der Welt erzwingen. Dies



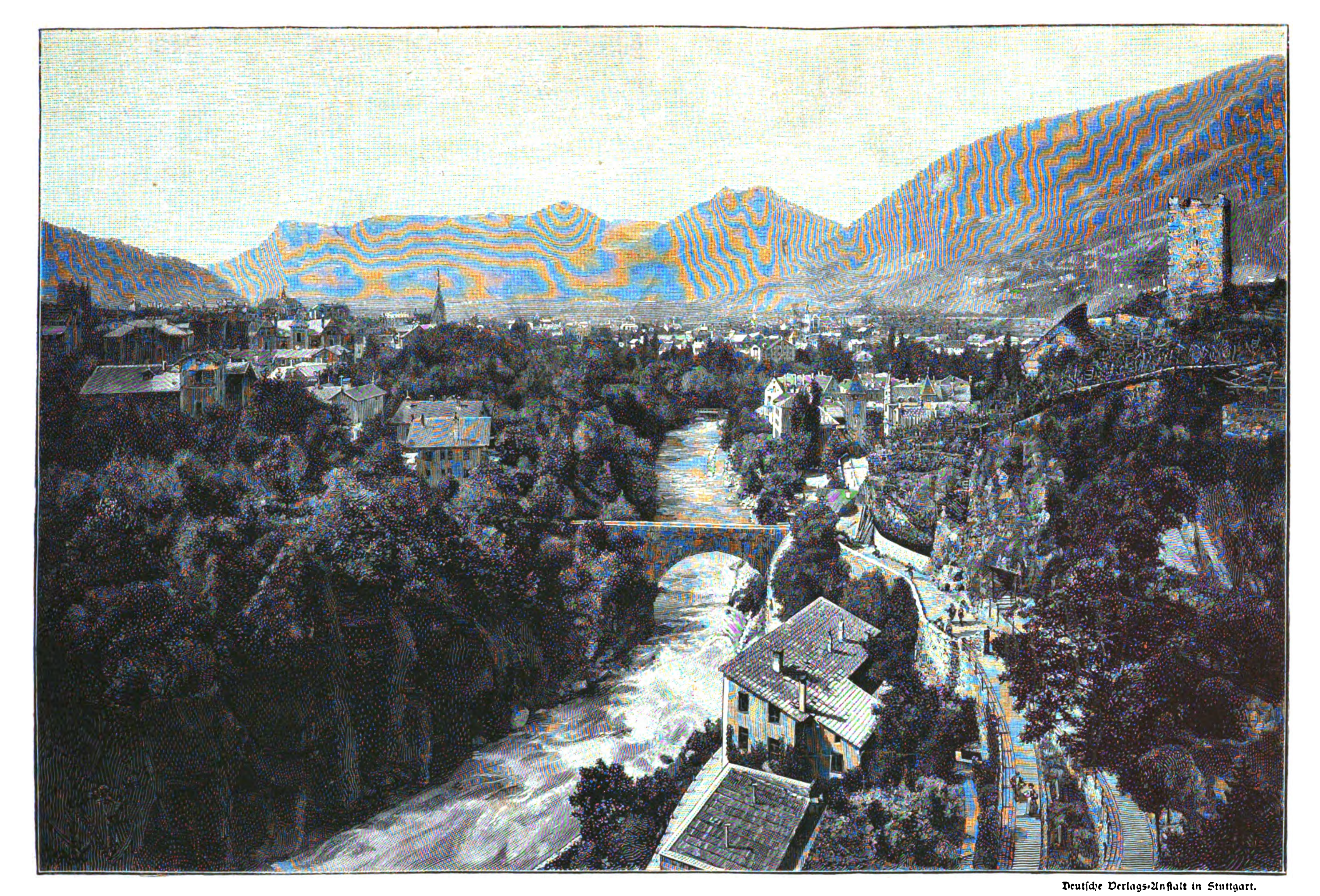
Copyright, by Harper & Brothers.

ist ein schöner Zug bei ihm. Aber das Ringen nach seinem Ideal hat ihn intolerant gemacht wie alle Glaubenseiferer. Er gestattet nicht, daß man sich nach den Details seines Zukunftsideals erkundigt, geschweige denn, daß man ihre Ausführbarkeit bezweifelt. Genug, zu wissen, daß dieses Ideal das Heil der Menschheit bedeutet und daß es ins Leben treten wird. Tod allen Ketzern! Kein Mohammed, kein Ignaz, kein Calvin hat eine so vollständige Ergebenheit an seine Lehre gefordert.

Wir wollen im folgenden den sozialdemokratischen Glauben schildern, wie er ist, erlauben uns aber, den geehrten Leser zuvor daran zu erinnern, daß auch der stärkste Glaube ein Aberglaube sein kann.

Die Grundforderungen der Sozialdemokratie sind Freiheit und Gleichheit, und zwar unbeschränkt. In der Wirtschaft hält sie alles das für gut, was die Gleichheit fördert, in der Politik das, was die Freiheit vermehrt. Als Partei des industriellen Proletariats hat sie ihr Interesse zuerst der Umgestaltung unserer Produktion und unseres Handels zugewandt. An Stelle der heutigen kapitalistischen Produktion soll die gesellschaftliche treten. Die Gesellschaft soll die Eigentümerin aller Arbeitsmittel, das heißt aller Fabriken und Bergwerke, aller Schiffe und Maschinen, jedes, auch des kleinsten Werkzeuges, sowie des gesamten Grund und Bodens werden. Unter der „Gesellschaft“ haben wir einen Staat zu verstehen, der die ganze Erde umspannt, dem alle Menschen angehören, der aber mit den Staaten unserer Zeit wenig oder nichts gemein hat. Diese Gesellschaft, oder genauer eine von ihr eingesetzte Verwaltungsbehörde, leitet fortan die gesamte Güterproduktion, und ebenso hat sie sich des gesamten Güterumtausches bemächtigt. Sie ist der einzige Fabrikant, Landwirt, Kaufmann, Hausbesitzer. Sie ist auch der einzige Arbeitgeber. Alle Menschen männlichen wie weiblichen Geschlechts stehen bei ihr in Arbeit und sind verpflichtet zu arbeiten. Daß die Arbeit ein Zwang sei, wird ihnen indes nach der Versicherung sozialistischer Schriftsteller nie zum Bewußtsein kommen. Auch wird niemand eines Antriebs bedürfen. Denn einmal ist der zukünftige Mensch ein viel zu edles, uneigennütziges Wesen, und dann ist die zukünftige Arbeit ein wahrer Genuß. Die Menschen werden sie wie eine Art Sport betreiben, ähnlich den Prinzen, in deren königlichem Hause die schöne Sitte herrscht, daß jedes Mitglied ein Handwerk in seiner Jugend erlernen soll. Die sozialdemokratische Gesellschaft verlangt nämlich auch, daß jeder Mensch eine bestimmte industrielle, gewerbliche oder ackerbauliche Thätigkeit ergreife, worin er ein bestimmtes Produktenquantum zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse schaffen hilft. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,“ sagt Bebel. Er fügt aber zum Troste vieler Aspiranten des Zukunftsstaates sofort hinzu, daß alles darauf hinwirken werde, die Arbeit zu einer möglichst mühelosen, kurzen, abwechslungsreichen und angenehmen zu gestalten. Die Arbeitspflicht beginnt erst in vorgerückten Lebensjahren, etwa mit dem zwanzigsten Jahre. Der Berliner Schusterjunge fehlt in den „Fliegenden Blättern“ und das bleiche, überangestrengte Fabrikmädchen in den Industrieschilderungen der jungen Volkswirte des Zukunftsstaates. Bis zu ihrem Eintritt in das Arbeiterheer studiren Jünglinge und Jungfrauen, um sich auf den zukünftigen Beruf vorzubereiten. Denselben sucht sich hernach ein jedes nach seinen besonderen Neigungen aus. Es ist wunderbar — wie vieles in der künftigen Gesellschaft — aber Thatsache, daß zu jedem Beruf sich so viel Arbeiter freiwillig melden, als gerade erforderlich sind. Sollte sich dennoch auf dem einen Gebiet, etwa im Forstberuf, ein Ueberschuß, auf dem andern, etwa in den Kohlenbergwerken, ein Mangel an Kräften herausstellen, „so hat,“ wie Bebel sich ausdrückt, „die Verwaltung die Arrangements zu treffen und einen Ausgleich herbeizuführen.“ Er wird hiebei wohl an Maßnahmen ähnlicher Art wie Bellamy in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000“ gedacht haben. Sieht die Verwaltung, daß ein Gewerbe eine größere Anziehungskraft als ein anderes besitzt, so wird im ersteren die Arbeitszeit verlängert, in dem zweiten vielleicht verkürzt. Grundsatz ist, daß keines Menschen Arbeit im großen und ganzen für ihn schwerer sein soll, als die irgend eines andern für diesen ist.

In den meisten Berufsarten wird nach der Meinung Bebels anfangs eine dreistündige Arbeitszeit die Regel bilden. Sehr bald dürften indessen die in einer so gottbegnadeten Gesellschaft unausbleiblichen Erfindungen das Tagewerk auf zwei Stunden und noch weniger verkürzen. In der schlechten Welt der Gegenwart kommen die zahlreichsten und darunter die größten Genies unter dem Drucke der Nahrungssorgen gar nicht zur Wirksamkeit. Den besten Ideen fehlen die Mittel zur Ausführung. Die Zukunft hingegen wird die Erfinder und Entdecker wie Pilze aus dem Erdboden hervorschießen sehen. Die Arbeitsmittel werden solche Verbesserungen erfahren, daß den Menschen kaum noch etwas



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Meran in Tirol.

Nach einer Photographie von B. Johannes in Meran.

zu thun übrig bleibt. Die ganze Menschheit wird von einer rastlosen Schaffensfreudigkeit beseelt sein; das Bestreben eines jeden wird sein, seinen Mitmenschen die Arbeit zu erleichtern und der thätigste Diener der Gesellschaft genannt zu werden. Egoismus und Gemeinsinn schließen sich nicht mehr aus, sie sind dasselbe. Der Unterschied zwischen Faulen und Fleißigen hat einfach aufgehört und unter Tausenden findet sich kaum einer, der dümmer wäre als die anderen. Da jeder dort thätig ist, wohin Neigung und Geschicklichkeit ihn gewiesen haben, so sind die Unterschiede in den Leistungen fast völlig verschwunden. Fühlt einer, daß er in seinem Beruf nicht ganz auf der Höhe der Anforderungen steht, so wählt er sich einen anderen, passenderen.

Der durch diese allgemeine Thätigkeit stetig wachsende Reichtum der Gesellschaft ermöglicht es, die Arbeit immer angenehmer zu gestalten. Die Fabriken und Werkstätten werden zu Arbeitspalästen umgewandelt und mit jedem Comfort ausgestattet. Vor allem werden alle Errungenschaften der immer mächtiger aufblühenden Technik aufgeboten, um alle Berufsarten, selbst den Bergbau und die Schiffahrt, jeglicher Gefahr zu entkleiden. Selbst jeden Staub, Ruß und unangenehmen Geruch wird man zu beseitigen wissen. Die Produktionsstätten der Zukunft unterscheiden sich von den besten heutigen wie der Tag von der Nacht. Wenn aber zum gemeinen Besten ein gefahrvolles Unternehmen ins Werk gesetzt werden soll, dann wird es schwer sein, unter den zahlreichen Freiwilligen, von denen ein jeder den Ruhm, der Menschheit einen besonderen Dienst erwiesen zu haben, ernten will, die Auswahl zu treffen.

Das Einkommen aller Arbeiter und Arbeiterinnen ist, sofern sie nur den Normalarbeitstag, welcher einem jeden Gewerbe vorgeschrieben ist, innehalten, das gleiche, und doch ist es so reichlich, daß jeder alle seine Bedürfnisse befriedigen kann und mehr Annehmlichkeiten hat, als heut ein wohlhabender Mann. Wer sein Einkommen nicht zu verzehren vermag, aber gern mehr der Muße pflegen will, der arbeitet statt drei Stunden vielleicht nur eine täglich oder setzt öfters die Arbeit ganz aus. Es wird ihm so die von vielen Bürgern des Zukunftsstaates mit Freuden begrüßte Gelegenheit geboten, sein Einkommen zu verringern. Der Lohn wird nämlich nach der Arbeitszeit, nicht nach der Arbeitsleistung berechnet. Wohl ist derselbe bei den verschiedenen Berufsarten der gleiche, der Bergmann, welcher nur eine halbe Stunde täglich arbeitet, bekommt ebensoviel als der Landmann, welcher drei Stunden täglich thätig ist, da die Arbeit des ersteren so viel größere Schwierigkeiten bietet. Arbeitet aber ein Landmann nur eine Stunde täglich, während doch der Normalarbeitstag seines Berufszweiges ein dreistündiger ist, so verdient er eben nur den dritten Teil von dem Lohne seiner Berufsgenossen. Indessen ist dies nur die Ansicht einzelner, allerdings der bedeutendsten sozialistischen Schriftsteller. Andere verlangen, daß der Lohn unter allen Umständen gleich sein solle. Sie meinen, es werde sich unter solchen Mustern von Menschen, wie sie der Zukunftsstaat zweifelsohne ausnahmslos aufzuweisen habe, überhaupt niemand finden, der nicht ebenso lange arbeiten wolle als seine Berufsgenossen, der auch nur ein einzigesmal den Gesetzen der Gesellschaft entgegenzuhandeln fähig sei. Von einem direkten Zwange zur Arbeit will indessen kaum einer der Staatsmänner in spe etwas wissen. Es sind auch schon einige Stimmen laut geworden, die rückhaltlos die Forderung aufstellen, alle Menschen müßten den gleichen reichlichen Lohn bekommen, einerlei, ob sie arbeiteten oder nicht, denn das sei ihre Privatangelegenheit, in die sich die Gesellschaft nicht zu mischen habe! Diese extremen Sozialdemokraten, auch Anarchisten genannt, entfernen sich schon erheblich von dem Ausgangspunkte der sozialistischen Lohnreform. Ursprünglich forderten nämlich die Sozialdemokraten nichts, als daß der Arbeiter den vollen Ertrag seiner Arbeit erhalte und dieser nicht dem Fabrikanten zufalle, was, der Lohntheorie von Karl Marx zufolge, bisher der Fall gewesen sein soll. So lange sie an diesem Prinzipe festhielten, wollten sie der besseren Arbeitsleistung auch einen höheren Lohn zuerkennen. Nur zu bald sahen sie indessen in dieser Bevorzugung des Tüchtigeren eine gewaltige Ungerechtigkeit. Denn wenn jemand von der Natur so stiefmütterlich behandelt ist, daß er bei dem besten Willen nicht zu leisten vermag, was andere leisten, so kann ihn — nach der Ansicht Bebels — die Gesellschaft für die Fehler der Natur nicht strafen. Hat umgekehrt jemand durch die Natur Fähigkeiten erhalten, die ihn über die anderen erheben, so ist die Gesellschaft nicht verpflichtet, zu belohnen, was nicht sein persönliches Verdienst ist. Daß ein Zukunftsmensch auf einem so niedrigen Niveau der Gesittung stehe, daß er durch seine eigene Schuld weniger leiste oder geringere Kenntnisse und Fähigkeiten besitze als andere, daran ist nicht zu denken.

Heutzutage werden die unangenehmsten und widerlichsten Arbeiten, da zu ihrer Verrichtung meistens keine Vorbildung gehört, am schlechtesten bezahlt. Und doch gibt es für sie Arbeitskräfte im Ueberfluß. Von der sozialistischen Gesellschaft, in der sich alle Menschen an Bildung und Vermögen gleich sind, fürchten selbst die optimistischsten Sozialisten, daß in ihr zu diesen für das Gemeinwesen doch so unentbehrlichen Thätigkeiten sich nicht genügend Freiwillige finden möchten. Herr Bebel sieht den Deus ex machina, der hier hilfreich einspringt, in einem Heer von Erfindern, deren Genie es ermöglichen soll, alle jene Arbeiten auf mechanischem, respektive chemischem Wege zu verrichten. Sollte es aber dennoch in einem oder dem anderen Fall nicht möglich sein, auf dem bezeichneten Wege die unangenehme Arbeit in angenehme zu verwandeln, nun, dann geht diese Arbeit der Reihe nach herum und ein jeder verrichtet sie, sobald die Reihe an ihn kommt. Der geehrte Leser wird geneigt sein, diese äußerst schwierige Frage einen Mann entscheiden zu lassen, der bereits das Jahr 2000 erlebt und der zurückgebliebenen Welt seine Erfahrungen auf das freundlichste nutzbar gemacht hat. Dieser Augenzeuge, Herr J. West, versichert, daß alle jene wenig anziehenden Arbeiten von den „Rekruten" des Zukunftsstaates verrichtet würden. Diesem Heere der Rekruten gehören nämlich sämtliche Arbeiter und Arbeiterinnen die ersten drei Jahre nach Beendigung ihrer Erziehung an und stehen in dieser Lebensperiode, die unserer heutigen Lehrzeit nicht unähnlich ist, dem Staate in jeder Beziehung zur Verfügung. Aus ihnen werden die Straßenarbeiter, die Kellner, die Rasirgehilfen und ähnliche Arbeiter abkommandirt. Unser Gewährsmann scheint aber der aristokratischen Partei des Jahres 2000 angehört zu haben oder gar ein verkappter „Reaktionär" zu sein und es sind deshalb seine Berichte mit größter Vorsicht aufzunehmen.

Meran.

(Hiezu eine Kunstbeilage.)

Vor 15 Jahren noch waren die Anschauungen über Meran als Luftkurort geteilt. Mit dem Ausdruck „Luftkurort" brachte man stets Brustkranke in Verbindung. Die Anhänger Merans priesen dasselbe zuweilen über Gebühr, und die Gegner zeterten über Mangel an Wärme, Schneefall und so weiter. Seither haben die auf genaue Forschung gegründeten wissenschaftlichen Ansichten eine gewaltige Veränderung erfahren. Es gilt nicht mehr, für Brustleidende warme Luft zu finden, es gilt nur noch, sie in reine, möglichst windstille Atmosphäre zu bringen. Meran bietet denn auch alle Bedingungen, welche von einem Aufenthalt für Phthisiker

gefordert werden. Der meteorologische Bericht über die Kurzeiten 1887—1890 beweist dies vollkommen. Die mittlere Temperatur in der Sonne betrug zum Beispiel im Januar



Schloß Planta.

1890 15,8, im Dezember 1889 14, im Februar 1888 17,6 Grad. Maßgebend ist nur die Temperatur in der Sonne. Die schattigen Lagen werden von Leidenden nicht aufgesucht, die Wohnungen gegen Süden gewählt und die Spaziergänge in den Anpflanzungen zurückgelegt, welche Frau Sonne mit ihrem Glanz überflutet. Im Jahre 1887 bis 1888 betrug die tiefste Temperatur welche nachts beobachtet wurde, —8, am selben Tage konnte man mittags bei +26 spazieren gehen. Die Zahl der sonnigen, unbewölkten Tage schwankt selbst im Dezember und Januar, in den Jahren 1888, 1889, 1890 zwischen 16 und 24. Da Meran von November bis Juni sehr wenig Regentage aufweist, sind auch die nicht als „sonnig" bezeichneten Tage nur leicht bewölkt und zu Spaziergängen geeignet.

In den Jahren 1887—1888 zählte man 4, 1888 bis 1889 9, 1889—1890 6 Schneefälle. Diese sind übrigens in Meran notwendig, um der trockenen Atmosphäre Feuchtigkeit zuzuführen, und sie sind daher allen mit den Verhältnissen vertrauten Personen willkommen.

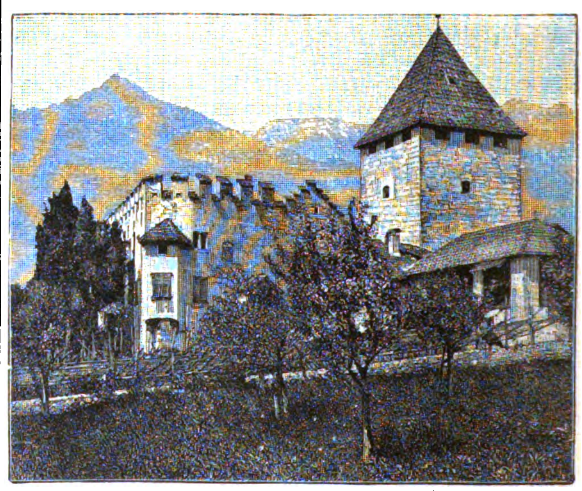
So wohlthuend die reine, milde Gebirgsluft auch für Brustleidende ist, so hat Meran doch längst aufgehört, für diese allein als Mekka zu gelten. Die alte Hauptstadt Tirols gewährt durch ihr Fremdenpublikum ein viel fröhlicheres Bild. Scharen von Genesenden, von Erholungsbedürftigen, von Nervösen finden sich hier zusammen, ihnen bringt die Meraner Luft, unterstützt durch zweckmäßige ärztliche Behandlung, durch die fast überall treffliche Pflege Stärkung, Besserung, Heilung. 1860 betrug die Zahl der Besucher Merans 766; 1890 war sie auf 9099 gestiegen. Allerdings hat 1886, als die Cholera Italien heimsuchte, die Höhe des Besuchs die Zahl von 11,906 erreicht.

Diese Ziffern gewinnen an Bedeutung, wenn man sich gegenwärtig hält, daß Tausende dieser Tausende viele Monate hindurch hier anwesend bleiben, daß sie den Ort nur für die heißeste Sommerszeit verlassen, um, wenn die Trauben von ihrem köstlichen Safte schwellen, sich wieder in die rebenumgürteten, rosenumblühten Villen einzunisten.

Unser Bild zeigt im Hintergrunde Merans die Mendel, berühmt wegen der herrlichen Aussicht, zu welcher eine großartige Gebirgsstraße hinaufführt, und die beiden Laugenspitzen. Steigt man über den auf unserem Bilde ersichtlichen „steinernen Steg", so gelangt man nach dem etwas höher gelegenen Obermais, welches die ansehnlichste Villenkolonie Merans bildet. Immer höher hinanwandernd, fesseln die prächtigen Alpenketten den Blick. Im Vordergrunde des weiten Thales dehnen sich Weingärten und Pflanzungen von Edelobst. Inmitten derselben fällt das Auge auf so manche herrliche neue Villa, auf so manches romantische alte Schloß. Schloß Planta, am äußersten Rande von Obermais, wurde, wie Edlinger in seinem schönen Werke „Aus deutschem Süden" erzählt, teilweise von einem der Schlammströme des Naifbaches eingemuhrt, und dadurch in einzelnen Teilen in den Boden gedrückt. Nur eine Anzahl der Räume des alten, vom Zauber der Wahrheit und Dichtung umsponnenen Schlosses sind behaglich eingerichtet und bewohnt In Planta ließ Heyse eine seiner Meraner Novellen spielen; von dem einstigen Besitzer, Pompejus v. Planta, erzählt Konrad Ferd. Meyer in seinem „Georg Senatsch", hier brütet die Sage, webt die Erinnerung.

In hohem Grade interessant ist Schloß Rubein, jetzt im Besitze einer deutschen adeligen Frau, der Gräfin (Wolff-) Metternich, die sich vor einigen Jahren in zweiter Ehe mit einem französischen Kavalier vermählte. Das Schloß soll seinen Namen nach dem Minnesänger Rubin führen, dessen Lieder vielfach mit den Liederhandschriften von Walther von der Vogelweide vermischt sind. Rubin dürfte im 13. Jahrhundert auf Rubein gehaust haben.

Die wunderbare phantastische Bauart des Schlosses konnte selbst durch zahlreiche Neuerungen und Restaurirungen nicht erdrückt werden, hier träumte Steub, wie er in seinen „Drei Sommern" sagt, von Parcival und Titurel. So sehen wir denn hernieder vom Söller über die Landschaft — schon zieht ein Ahnen des Lenzes durch die Brust, kosend umspielen



Schloß Rubein.

uns Meraner Lüfte — sie betäuben nicht, sie versenken nicht in weiche Träume, sie umwehen uns mit frischem Hauch, sie rufen empor zu kräftigem, freiem, fröhlichem Leben.

C. Schreiber

„Das erste Opfer".

(Hiezu das Bild Seite 951.)

Bildhauerei, Malerei und Dichtkunst haben sich seit Jahrhunderten in Werken erschöpft, deren Gegenstand das erste Opfer, die Ermordung Abels durch seinen Bruder Kain, ist. Entsprechend dem dunklen Zuge, der durch die Dichtungen der neuesten Zeit geht, haben sich Dichter unserer Tage vorwiegend mit der düstern Gestalt des ersten Mörders unter den Menschen beschäftigt und wohl gelegentlich Kain ob seiner



trotzigen Auflehnung gegen die Bande des Blutes und gegen das göttliche Gesetz verherrlicht. „Die erste Leiche" nennt sich dagegen eines der herrlichsten Werke neuerer Bildhauerei, in welchem der Franzose Barrias das erste Menschenpaar darstellte, wie es, gebrochen durch Elternschmerz, den Leib des geliebten Abel zu Grabe trägt. Einer ähnlichen, ewig menschlichen Empfindung ist das Gemälde des französischen Akademikers Bouguereau entsprungen. In öder Heidelandschaft, die einen traurigen Gegensatz zu dem durch eigene Schuld verlorenen Paradiese bildet, sitzt auf kahlem Steine die machtvolle Gestalt des Menschenvaters, auf den Knieen den in schönster Blüte gebrochenen Leib des Sohnes, den rechten Arm um das in Schmerz und Entsetzen aufgelöste Weib geschlungen, die linke Hand auf das von Gram und Reue zerrissene Herz pressend. Von mächtiger Wirkung ist der ungesuchte Gegensatz der kraftvollen Gestalt Adams zu den weichen Formen Evas und zu der idealen Jünglingsgestalt Abels. L.

Das Reiterfest in Berlin.

(Hiezu das Bild Seite 967.)

Zur Feier der Vermählung der jüngsten Schwester Kaiser Wilhelms mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen wurde von den Offizieren des ersten Garde-Dragonerregimentes, dem der Bräutigam angehört, ein glänzendes und in allen seinen Teilen wohlgelungenes Reiterfest veranstaltet, welches den Reigen der verschiedenen Festlichkeiten eröffnete. Das außerordentlich reichhaltige Programm dieses ritterlichen Spieles, bei dem sich Kraft und Geschicklichkeit mit Eleganz und Pracht vereinigten und an dem auch die Damen des Regiments teilnahmen, bezog sich teils auf einzelne Epochen aus der Geschichte des Regiments, teils bestand es in equestrischen Produktionen, in denen die Reiter und Reiterinnen glänzende Proben ihrer Kunst ablegten, wofür ihnen auch reicher Beifall zu teil wurde.

Die fränkische Thorhalle zu Lorsch an der Bergstraße.

Durch eine jüngst veröffentlichte Arbeit von Professor Adamy in Darmstadt*) ist von neuem die Aufmerksamkeit auf die hochinteressanten Baureste des ehemaligen Klosters Lorsch an der Bergstraße hingelenkt worden. Das wichtigste Stück dieser Baureste ist die sogenannte Michaelskapelle. Die bedeutendsten Kunstforscher hatten sich schon eingehend mit diesem Denkmal aus einer Epoche beschäftigt, aus der nur wenige Trümmer bis auf unsere Tage gekommen sind. Die Meinungen über dasselbe, die früher weiter auseinander gingen, hatten sich in neuester Zeit bedeutend genähert. Nun scheint durch die gründlichen Untersuchungen Adamys die Frage über die ursprüngliche Bestimmung und die Entstehungszeit des merkwürdigen Baues im wesentlichen zum Abschluß gebracht worden und die Möglichkeit eines endgiltigen Urteils gegeben zu sein.

Wir können hier natürlich nicht den eingehenden Untersuchungen folgen, die Adamy über das alte Bauwerk anstellt, und zu denen er alle auf diesen Gegenstand bezügliche Nachrichten, Urkunden, Pläne, aber auch die Ergebnisse der neuen systematischen Ausgrabungen in dem ehemaligen Klosterbezirk benützt, — wir müssen uns damit begnügen, die Ergebnisse zu bezeichnen, zu denen er gelangt.



Die Klosterkirche in Lorsch.

Man hat die Michaelskapelle für die sogenannte „bunte Kirche" gehalten, in der nach urkundlichen Nachrichten Ludwig der Deutsche und sechs andere fürstliche Personen beerdigt worden sind. Der Ausdruck „bunte Kirche" paßt allerdings sehr gut auf das Aeußere der Michaelskapelle mit ihren roten und weißen Steinen, aber dennoch kann der jetzt noch stehende Bau nicht jene Grabkirche gewesen sein. Das geht schon aus seiner geringen Grundfläche hervor, die nicht Raum für sieben Gräber geboten hätte. Auch wäre die Lage des Baues zwischen dem ehemaligen Klosterthore und der Eingangsseite der Hauptkirche für Begräbnisse sehr ungeeignet gewesen. Dazu kommt, daß die innerhalb der Michaelskapelle vorgenommenen Nachgrabungen auf keine Spur von Gräbern geführt haben. Die „bunte Kirche", in der Ludwig der Deutsche sein Grab gefunden hat, muß also an einer anderen Stelle innerhalb des ehemaligen Klosterbezirks gestanden haben; wo? — läßt sich nicht mehr nachweisen.

Nach ihrer eigentümlichen Gestaltung hat aber die Michaelskapelle ursprünglich überhaupt keinen kirchlichen Zweck gehabt, sondern sie ist eine offene Thorhalle gewesen. Das geht mit unumstößlicher Sicherheit aus den gründlichen Untersuchungen Adamys hervor. Die Hauptkirche des Klosters, die im Jahre 774 geweiht wurde, war eine dreischiffige, flachdeckige Basilika mit zwei Türmen, einer Vorhalle und einem Vorhofe, der sich mit einem dreiteiligen Prachtthor dem Volke öffnete. Die Kirche wurde bei dem großen Klosterbrande im Jahre 1090 ein Raub der Flammen, jenes Prachtthor aber ist erhalten geblieben, es ist die jetzt sogenannte Michaelskapelle. In ihr haben wir also einen Rest aus der Zeit der Gründung des Klosters.

Freilich hat die frühere Thorhalle jetzt nicht mehr ganz ihre ursprüngliche Gestalt, aber alle die Veränderungen, die mit ihr bei ihrer Umwandlung in eine Kapelle und zum Zwecke der Erhaltung vorgenommen worden sind, haben ihr eigentliches Wesen nicht zerstört.

---

*) Die fränkische Thorhalle und Klosterkirche zu Lorsch an der Bergstraße, im Auftrage des historischen Vereines für das Großherzogtum Hessen untersucht und beschrieben von Dr. R. Adamy. Darmstadt 1891. In Kommission bei A. Klingelhöfer.



„Das erſt

Nach dem Gemälde



: Opfer."
von Bouguereau.

Herzog Viktor von Ratibor †.

Viktor Moritz Carl Franz, Herzog von Ratibor, Fürst von Corvey, Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, geboren zu Langenburg 10. Februar 1818, Besitzer der Herrschaften Kieferstädtel und Zembowitz, Königlich preußischer General der Kavallerie à la suite der Armee, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, Ritter des Schwarzen Adlerordens und des österreichischen Ordens vom goldenen Vlies, Ehren-Bailli u. Großkreuz des Malteserordens (Schloß Rauden, Regierungsbezirk Oppeln); vermählt zu Donaueschingen 19. April 1845 mit Amalie, Prinzessin von Fürstenberg, geb. 12. Februar 1821, Dame des Malteserordens, war der älteste der vier Brüder aus der jüngeren Linie Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwigs, des bayrischen Staatsmannes, der für den Anschluß Bayerns an die preußische Vormacht kämpfte, das deutsche Reich als Botschafter in Paris vertrat und seit 1885 Elsaß-Lothringen als Statthalter verwaltet; Gustavs, des Kardinals, der sich jederzeit um gute Beziehungen zwischen dem deutschen Reich und der Kurie bemühte; und Konstantins, des ersten Obersthofmeisters Kaiser Franz Josefs. Als Präsident des preußischen Herrenhauses führte er die katholische Partei, die sich in der Konfliktszeit den Staatsgesetzen unterwarf, und gehörte als Reichstagsmitglied zur deutschen Reichspartei; er genoß dank seiner besonnenen Haltung und vermittelnden Thätigkeit die Freundschaft dreier Kaiser und die Achtung aller Parteien. Als Mensch war er wegen seiner Wohlthätigkeit, als Kunstfreund wegen seines liebenswürdigen Verkehrs mit Künstlern und Schriftstellern allgemein beliebt. Und es soll ihm nicht vergessen werden, daß er durch Berufung Hoffmanns von Fallersleben als Bibliothekar in Schloß Corvey dem Sänger des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ ein sorgenfreies Alter sicherte. Er war ein deutscher Edelmann in des Wortes höchster Bedeutung.

L.



Herzog Viktor von Ratibor. Nach einer Photographie von Lili in Berlin.

Arco.

(Hiezu das Bild Seite 959).

Zu den besuchtesten Winterkurorten unserer Tage gehört die kleine Stadt Arco, fünf Kilometer nördlich von Riva und dem herrlichen Gardasee, am Fuße eines mit Oelbäumen bewachsenen Kalkberges gelegen. Infolge des Schutzes, den das Gebirge gegen die rauhen und kalten Nordwinde bietet, ist das Klima außerordentlich mild, Minimum im Januar + 2,2° Celsius. Deshalb wird auch Arco mit Vorliebe von Lungenkranken zum Winteraufenthalte gewählt, und der sich immer steigernde Fremdenverkehr hat die Bewohner veranlaßt, ihren freundlichen, von sonniger Natur umgebenen Heimatsort zur Bequemlichkeit der Wintergäste mit allem Comfort der Neuzeit auszustatten; so ist seit 1891 auch elektrische Beleuchtung eingerichtet. Die prächtige und gesunde Lage des 3500 Einwohner zählenden Städtchens hat auch ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, den Erzherzog Albrecht, bestimmt, sich hier ein Schloß zu bauen, welches mit seinem prachtvollen Wintergarten eine Sehenswürdigkeit Arcos bildet. Nördlich von der Stadt auf einem steilen, 126 Meter hohen Felsen liegen die Ruinen des Schlosses Arco, welches im spanischen Erbfolgekriege von den Franzosen zerstört wurde. Obgleich es erst im zwölften Jahrhundert urkundlich erwähnt wird, so ist es doch ohne Zweifel römischen Ursprungs.

Hochzeitskuchen

zur Vermählung der Prinzessin Margarete mit dem Prinzen Karl Friedrich von Hessen.

Dieser riesenhafte Wedding Cake nahm diesmal den Ehrenplatz der Hochzeitstafel ein. An der Stelle, wo sonst das kostbare, in Silber getriebene „Glückhafte Schiff“ zu prangen pflegt, erhob sich vor dem Brautpaare dieser

Hochzeitskuchen, dessen äußere Hülle ein Aufbau von Tragant bildete, geziert mit den fürstlichen Wappenschildern, weißen Orangeblüten, Myrten und — in Anspielung auf den Namen der hohen Braut — Marguerites.

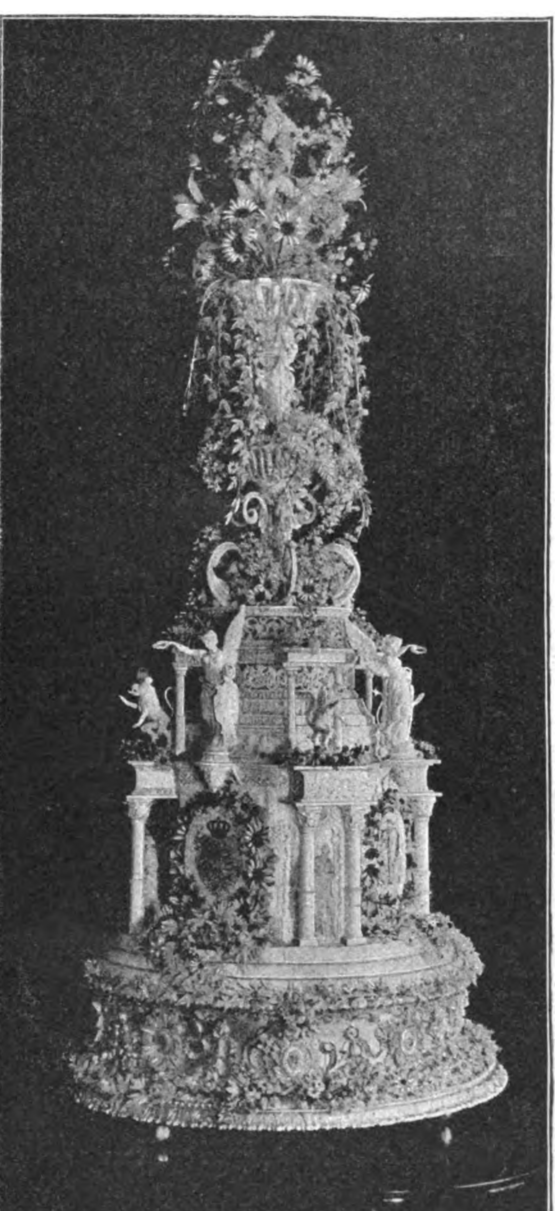
Der eigentliche Kuchen, welcher sich in dieser prächtigen Hülle befand, besteht aus einer schweren Kuchenmasse, zu welcher, nach englischem Rezept, hauptsächlich Rosinen, Zitronat, Orangeat, Mandeln und so weiter verwendet werden. Dieser Kuchen hatte ein Gewicht von hundert Pfund und das Backen desselben machte nicht geringe Schwierigkeiten, zumal derselbe zwölf bis fünfzehn Stunden im Ofen sein mußte. Verfertiger desselben ist der Mundkoch und Backmeister Seiner Majestät des Kaisers, Herr Karl Jaedicke, welcher bisher sämtliche Wedding Cakes für alle Prinzen und Prinzessinnen unsres kaiserlichen Hauses hergestellt hat.

Derartige Kuchen fehlen in England in der Regel bei keiner Hochzeit und sind, je nachdem die Verhältnisse des Hochzeitsgebers es erlauben, mehr oder weniger prächtig, aber immer in zarter weißer Ausschmückung ausgestattet, in der Regel mit Orangenblüte, welche die übliche Myrte zu vertreten pflegt.

Nach der Hochzeit erhält ein jeder Hochzeitsgast ein zierliches Stück des Wedding Cakes sauber in Staniol eingewickelt, auf dem mit einem Atlasbande ein Orangenzweig von der Schleppe des Brautkleides befestigt ist, als Andenken.

Eigentümlich ist die Gewohnheit, ein solches Stück Kuchen oder doch einen Teil davon viele Jahre lang aufzubewahren und zwar soll es als ein günstiges Omen angesehen werden, wenn eine Mutter bei der Verheiratung ihrer Tochter diese noch mit einem Stück aufgehobenen Kuchens beschenken kann.

M. J.



Englischer Hochzeitskuchen.

Ski-Wettlaufen in Mürzzuschlag.

(Hiezu das Bild Seite 961.)

Am 2. Februar fand bei günstigem Wetter und sehr zahlreicher Beteiligung in Mürzzuschlag auf der nördlich vom Bahnhofe gelegenen Stöcklwiese das erste steirische Ski-Wettrennen statt. Die Anregung dazu hatte, im Einvernehmen mit anderen hervorragenden Ski-Fahrern, der weitbekannte Ski-Fahrer Anton Schruf in Mürzzuschlag gegeben, in dessen altrenommirtem Hotel „Post" von dem „Verband der steirischen Ski-Fahrer" am 1. Februar die konstituirende Versammlung abgehalten wurde. Die Rennbahn bildete eine ausgedehnte Schiefebene mit etwa $9^1/_2$ gradigem Böschungswinkel, auf der die Renndistanz mit 400 Metern festgesetzt war. Auf beiden Seiten war die 10 Meter breite Bahn durch Fähnchen flankirt. Den Schluß machte ein 20 Meter langer ebener Auslauf. Der Wettlauf nahm seinen Anfang mit Vorläufen zum Hauptlaufen und mit solchen zum Jugendlaufen, denen weitere acht Nummern folgten. Im Laufen für Erwachsene gingen als Sieger hervor das Mitglied des österreichischen Ski-Vereins, Herr Samson, ein gebürtiger Norweger, der in Wien das Bäckerhandwerk erlernen will, ferner Herr Schruf und Herr Bleckmann aus Mürzzuschlag. Ersterer nahm die 600 Meter lange Bahn in einer Minute und zwei Sekunden, der Zweite in einer Minute und fünf Sekunden, der Dritte in einer Minute und neun Sekunden. Im Jugendrennen gingen als Sieger hervor Karl Zauner und der siebenjährige Alois Eigner. Im Damen-Kürlaufen holte sich die Siegespalme Fräulein Marie Angerer. Sehr interessant gestaltete sich das über einen $2^1/_2$ Meter hohen Sprungwall ausgeführte Kürspringen von Herrn Samson, der in dem weißen Sportkostüm der Norweger erschien. Den Siegern fielen als Preise zu: ein silberner Becher, dessen Deckel einen Ski-Läufer darstellt, ferner Briefbeschwerer mit silbernen Ski-Läufern als Handgriffe, den Damen Tambourins mit Ski-Emblemen, endlich den Siegern im Jugendlaufen eine Sammlung von Werken über Touristik und Ski-Laufen. Nach dem Rennen versammelten sich die Ski-Fahrer zu einem Kommers im Hotel Post. Ueberhaupt macht dieser neue Sport in Oesterreich große Fortschritte. So fand infolge einer Einladung des Winter-Vereins der Ski-Freunde kürzlich in Matzleinsdorf eine Uebung im Schneeschuhlaufen statt, an der auf Befehl des Kriegsministers die Mitglieder des Turn- und Fechtlehrerkurses teilnahmen.

-s.

Aphorismen.

Wenn doch das Urteil der Welt unser Denken, Thun und Empfinden so wenig berührte, als wir begreifen, daß es dies verdiente!

*

Die bequemste Art, sich der Unzufriedenheit zu entledigen, die man über sich selbst empfindet, ist die, daß man sie an anderen ausläßt.

Konrad Timm.





Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

Arco gegen Riva.



Ski-Wettlaufen in Mürzzuschlag.
Originalzeichnung von P. Breit.

Prinz Ludwig von Bayern und Gemahlin.

Am 20. Februar dieses Jahres sind es 25 Jahre, daß Prinz Ludwig, der älteste Sohn des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, und seine Gemahlin Auguste von Toskana, und als solcher der präsumtive Erbe des bayrischen Thrones, mit der hochgebildeten, an Leib und Seele gleich herrlich begabten Erzherzogin Maria Theresia, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand Viktor von Oesterreich-Este, aus wahrer, inniger Herzensneigung den glücklichen Bund fürs Leben schloß. Und wie damals es ein schöner Festtag für das ganze Bayernland war, als der ritterliche Prinz die liebliche Braut aus dem Habsburger Kaiserhause als Gattin heimführte, so begleitet das bayrische Volk auch jetzt die silberne Hochzeitsfeier des allverehrten Fürstenpaares mit innigster, liebevollster Teilnahme und herzlichsten Segenswünschen.

Prinz Ludwig wurde am 7. Januar 1845 zu München geboren. Die Erziehung des talentvollen Prinzen, welchem schon der Scharfsinn des Großvaters, König Ludwigs I., eine höhere Begabung als dem nachmaligen König Ludwig II. zuschrieb, war, von der zärtlichsten mütterlichen Sorfalt überwacht und im ernsten, schlichten Sinn des Vaters geleitet,



Prinz und Prinzessin Ludwig von Bayern.

eine so ausgezeichnete und gediegene, wie sie nur selten Fürstensöhnen zu teil werden mag. Nach trefflicher allgemeiner und militärwissenschaftlicher Vorbereitung unterzog sich der Prinz dem praktischen Militärdienst im 6. Jägerbataillon, um denselben im 2. Infanterieregiment fortzusetzen. Mit Unterbrechung des Militärdienstes besuchte er dann mehrere Jahre hindurch die Universität München und legte durch musterhaften Fleiß den Grund zu jenem umfangreichen Wissen in Jurisprudenz und Nationalökonomie, in Geschichte und Länderkunde, besonders aber in Land- und Forstwirtschaft, in Technik und Maschinenlehre, welches er durch unausgesetzte Fortbildung vermehrte und vertiefte. Im Feldzuge des Jahres 1866 wurde er im Gefecht bei Holmstadt, während er als Ordonnanzoffizier seines erlauchten Vaters die Soldaten durch Wort und Beispiel zu tapferem Widerstande anfeuerte, durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet. Da das eingedrungene Geschoß bis heute nicht aus dem Körper entfernt werden konnte, so sah er sich veranlaßt, auf die Annahme eines aktiven Kommandos zu verzichten, trägt jedoch stets eine hohe Wertschätzung und Liebe für den Soldatenstand im Herzen, was er durch hochherzige Stiftungen für das Militär, durch Anteilnahme an allen militärischen Festen und zahlreichen Manövern der bayrischen und anderen deutschen Armeecorps bekundet.

Vor allem ist es aber die Land- und Forstwirtschaft, welchen der Prinz besondere Vorliebe zuwendet. Nicht nur hat er sein Schloßgut Leutstetten und die ausgedehnten Ländereien der Herrschaft Sarvar in Ungarn zu Musteranstalten für Land- und Forstwirtschaft erhoben, er ist auch sorgsam darauf bedacht, für weitere Kreise seines Vaterlandes aneifernd auf diesem Gebiet zu wirken. Es wird kaum eine Sitzung des landwirtschaftlichen Vereins abgehalten, an welcher nicht der Prinz teilnimmt, und die Landwirte von ganz Bayern freuen sich alljährlich darauf, ihren erlauchten Ehrenpräsidenten immer in einer andern Stadt des Königreichs bei ihren Wanderversammlungen begrüßen zu können, denn in land- und forstwirtschaftlichen Fragen ist der hohe Herr geradezu eine Autorität. In richtiger Anerkennung und Würdigung seiner umfassenden staatswirtschaftlichen Kenntnisse hat ihn die Münchener Universität zum Ehrendoktor der Staatswissenschaften ernannt. Eine hervorragende Thätigkeit entwickelt der Prinz auch in der Kammer der Reichsräte, indem er viele wichtige Referate übernimmt und mit ebenso großer Sachkenntnis als tiefgehendem Verständnis zu erledigen

und neue Impulse, wie beispielsweise jüngst zur Kanalisirung des Mains, zu geben weiß. Hiebei wird er von einer hervorragenden Rednergabe unterstützt, die sich durch logische Schärfe, lichtvolle Darstellung der Gedanken und Wärme des Gefühls auszeichnet, es sei hier nur auf die Rede gelegentlich des VII. deutschen Turnfestes hingewiesen, welche durch ihren glühenden deutschen Patriotismus in ganz Europa Aufsehen erregte. Außerdem zeigt der hohe Herr, der auch durch große Reisen in England, Portugal, Spanien, Italien, Oesterreich und Deutschland eine reiche Welt- und Lebensanschauung sich erworben, eine außerordentliche Vorliebe für die deutsche Kriegsmarine und regstes Interesse für Geographie und die bildenden Künste. Endlich ist zu erwähnen, daß Prinz Ludwig als ein eifriger Hochgebirgsjäger keine Anstrengung und Gefahr scheut und das Segelboot mit großer Gewandtheit und Unerschrockenheit durch Wind und Wetter zu lenken versteht. Mit solch vielseitigen Anlagen und Kenntnissen verbindet er die trefflichsten Eigenschaften des Herzens und Charakters, insbesondere die größte Leutseligkeit, gewinnendste Liebenswürdigkeit und seltenste Einfachheit des Wesens, die ihm gleich seinem erlauchten Vater die Herzen aller gewinnt.

Hebt somit den Prinzen selbst der edelste Charakter, ungewöhnliche geistige Begabung und große Energie hoch über das Alltagsmaß, so wurde ihm in seiner liebreizenden Gemahlin eine Gefährtin von hoher Herzens- und Geistesbildung, von herzgewinnender Güte und Leutseligkeit. Dieselbe wurde am 2. Juli 1849 zu Brünn geboren. Da der Vater wenige Wochen nach ihrer Geburt starb, so wuchs die Prinzessin unter der weisen und milden Leitung ihrer Mutter auf und erhielt in allen Bildungsfächern, insbesondere auch in der Malerei, Botanik und Musik Unterricht, worin sie es zu seltener Fertigkeit brachte. Neben Landschaften in Oel und Aquarell hat sie zahlreiche Kulturpflanzen ungemein naturgetreu gemalt, welche in den illustrirten Monatsheften für die Gesamtinteressen des Gartenbaues veröffentlicht wurden. Eine große Freundin von Blumenkulturen, hat sie selbst solche angelegt und Alpenpflanzenanlagen geschaffen, die sie ganz allein pflegt. Desgleichen botanisirt sie sehr fleißig mit ihren Töchtern, liefert Berichte über neue Standorte von seltenen Pflanzen für die Zeitschrift der bayrisch-botanischen Gesellschaft und besitzt ein sehr reichhaltiges, systematisch geordnetes, aus etwa vierzig dicken Folianten bestehendes Herbarium von selbst gesammelten und getrockneten Pflanzen. Geübte Klavierspielerin mit gutem Anschlag und mit feinem Gehör für Musik, lernt sie noch jetzt Harmonielehre, wie sie denn auch jetzt noch die ungarische Sprache in nie rastendem Fortbildungseifer sich zu eigen macht. Bei all dieser mannigfachen geistigen und ästhetischen Beschäftigung ist die Prinzessin die tüchtigste und umsichtigste Hausfrau, welche es nicht verschmäht, Schwämme für die Mahlzeit selbst zu sammeln. Ihrem hohen Gemahl ist sie die treueste und liebreichste Gattin geworden und hat ihn im Laufe der fünfundzwanzigjährigen äußerst glücklichen Ehe mit dreizehn Kindern beschenkt, von denen nur zwei in frühester Jugend gestorben, die übrigen — vier Prinzen und sieben Prinzessinnen — sämtlich sich zu prächtigen, hoffnungsvollen Sprossen entwickeln. Im sonnigen Glück eines tiefinnigen Familienlebens, das als leuchtendes Vorbild eines echt deutschen fürstlichen Hausstandes gelten kann, unter den unermüdlich treuen Augen der erlauchten Eltern wächst und gedeiht diese liebliche Kinderschar in deutscher Sitte, Geradheit und Frömmigkeit.

Allem Prunke fremd, mit bürgerlicher Einfachheit in der ganzen Lebensweise sich begnügend, findet das hohe Fürstenpaar seine besondere Freude daran, anderen Freude zu bereiten und den Armen und Notleidenden mit stets offener Hand beizustehen; insbesondere ist die Prinzessin als Protektorin mehrerer wohlthätigen Anstalten mit außerordentlicher Opferwilligkeit und Sorgfalt bemüht, Segen und Wohlfahrt zu spenden, wie sie denn auch zur Förderung der Anstalten des roten Kreuzes größten Eifer entfaltet.

Und so sieht denn das bayrische Volk mit froher Hoffnung und stolzer Zuversicht auf das edle, mit allen Herrschertugenden ausgestattete Fürstenpaar und wünscht aus vollem Herzen, daß der silbernen Hochzeitsfeier in rüstiger Kraft und freudiger Herzensfrische auch die goldene folgen möge.

Dr. Heidelbach.

Hoher Seegang bei Yport.

(Hiezu das Bild Seite 975.)

Yport ist ein kleines Fischernest, eingekeilt zwischen den hohen Kreideküsten des Kanals La Manche, zwischen Fécamp und Etretat, den beliebten Badeplätzen der Pariser. Die Lage des von Künstlern oft besuchten Stranddörfchens ist zwar sehr malerisch, für die Bewohner jedoch nicht die vorteilhafteste. Der ungünstig steinige Strand erschwert das Aus- wie das Einlaufen der Boote, denen kein Hafen, sondern nur ein kleiner, kurzer Damm, an dessen Ende sich ein alter Observationsturm befindet, einigen Schutz bietet.

Ein in Yport stationirendes Rettungsboot ist Schiffern, welche in Fécamp einfahren wollen und die Einfahrt verfehlen, oft von großem Nutzen. Dann eilt das von sicherer Hand durch die Brandung geleitete Boot zur Hilfe, indes die zurückgebliebenen Weiber und Männer dessen Fahrt mit großer Spannung verfolgen. Dies der Moment, den unser Bild veranschaulicht.

Allerhand Einfälle.

Von

Theodor von Sosnosky.

Jeder Mensch ist das Ergebnis aus Anlage und Erziehung.

*

Wir leben im Zeitalter der Ausstellungen; die Leute stellen alles mögliche aus; immer aber sich selbst und nie etwas an sich.

*

Heutzutage halten es viele Leute für keine Kunst, Künstler zu sein; daher das Ueberhandnehmen des Dilettantismus.

*

Eine Aufmerksamkeit, auf die man den, der sie bezeigen soll, erst aufmerksam machen muß, ist ein totgeborenes Kind.

*

Kein Mensch wird es wagen, auf die Frage, ob er fehlerlos sei, mit „Ja" zu antworten, aber fast jeder gewaltigen Einspruch erheben, wenn man ihn eines Fehlers beschuldigt. Die Menschen wollen zwar nicht fehlerlos sein, aber sie wollen keine Fehler haben.

*

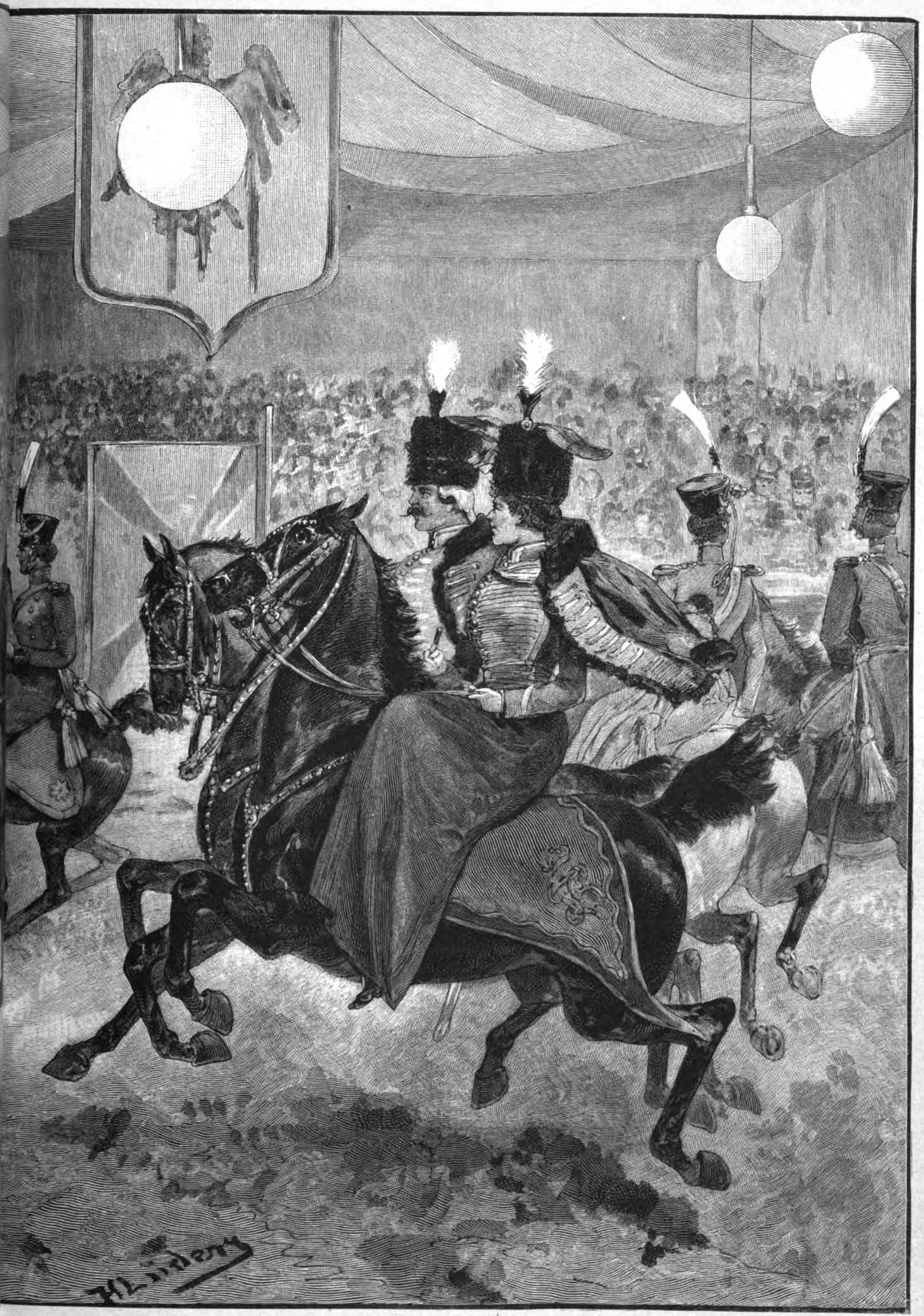
Die Menschen sind so verkehrt, daß sie sich gewisser edler Gefühle schämen und es vorziehen, schlechte zu zeigen. So werden sie nicht selten grob, um ihre Rührung zu verbergen, und doch würden sie sich sehr dagegen verwahren, wenn man sie fühllos nennen wollte.

*

Man hat oft die Frage aufgeworfen: Wer ist unglücklicher, der Blindgeborene oder der Blindgewordene? Jener scheint unglücklicher, denn ihm ist das Glück des Lichtes versagt geblieben; dieser ist es aber, denn erst im Verluste des Besitzes lernt man dessen Wert kennen. Gerade so verhält sichs mit der unglücklichen Liebe: derjenige ist unglücklicher, der das Glück der Liebe genossen und dann verloren, als der es nie kennen gelernt hat.



Das Reiterfest des 1. Garde-Dragonerregiments zu Ehren des Brautpaares,
Originalzeichnun



Prinzen Friedrich Karl von Hessen und Prinzessin Margarete von Preußen.
[…]g von H. Lüders.

Nie wieder.

Von

Irene Freifrau von Taube.

„Still ruht der See," ein Abend, um zu träumen den alten Traum der Liebe. Wer weiß, einmal geht er doch vielleicht in seliges Erwachen über. Die Vettern und die Basen, sie haben ja auch alle einmal geliebt, aber — horch, gleich einem Reif in der Frühlingsnacht fallen auf meine Lenzeshoffnungen die inhaltsschweren Worte: „Nie wieder, nie wieder!"

Ein kleiner Nachen liegt vor Anker, „Margherita" getauft, und die so traurig seufzte: „Nie wieder", sie heißt auch Margherita und ist erblüht wie eine unserer deutschen Margueriten, durchsichtig weiß und rosig angehaucht. Ihr zur Seite in dem leichten Fahrzeug sitzt der Schiffer; daß es keiner von Profession ist, zeigt seine ganze elegante Erscheinung. Gestern abend im Hotel du Paradis sah ich ihn zum erstenmal. Seine dunklen Augen suchten mit heißem Glanz die junge Comtezza Margherita mit der einen großen, brennenden Frage — der Frage, die entscheidet fürs Leben. Jetzt fragen sie nicht mehr, oder — immerfort — in dunklem Sinnen — nicht die Comtezza, sondern das Leben um eines seiner ungelösten Rätsel.

„Nie wieder!" Die leise plätschernden Wellen, die duftdurchwebten Lüfte gehen drüber hin, die Abendstille will mildern, der Sternenhimmel versöhnen — in einer Menschenbrust aber wogt es wie in schwerem Sturm die wildempörte See.

„Das höchste Glück hat keine Lieder" — es mag wahr sein, wunderbare Melodien aber hat der Schmerz . . . Er ist mein Freund geworden, jener Fremde, den ich belauchte am Seegestade mit der jugendschönen Comtezza. Nun ist sie fort auf immerdar. Ach ja, es war wohl ein Traum für ihn wie für mich — „Nie wieder, nie wieder!"

Aus dem Tagebuch meines Freundes.

Es duldet mich nie lange daheim. Tief in meinem Innern sitzt der Wandergeist. Der ist groß geworden im Jungen, erstarkt im Manne. Wenige sind's, die das verstehen. Was aber kümmert's mich? Wenn sie die Köpfe schütteln in ihren vier Wänden, bin ich schon längst davon über alle Berge. „Immer nur zu, immer nur zu, Zigeunerkind hat keine Ruh'." — 's ist zum Lachen: ich fühle mich so ein bißchen Zigeunerkind.

Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar und jenem ungestümen Sehnen nach Freiheit. Die aber findest Du nur im Wandern: Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl, wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal.

Den 6. April.

Ein alter Freund von mir, der St. Gotthard! Ich habe viel solcher Freunde, sie reden mir tiefer in Herz und Gemüt als Menschenmund. Daheim schelten sie mich menschenscheu, dann sag' ich ihnen, daß ich die Menschen nicht brauche. Man wird nicht besser durch ihr Geschwätz. „O, sei im Leben selber dir genug", das ist mir aus der Seele gesprochen. Durch den St. Gotthard also — hinein ins Sonnenland Italia. Auf dem blauen Spiegel des Luganer Sees zittert leuchtendes Sonnengold. Der San Salvatore grüßt von schwindelnder Höhe zu dem blütenumsponnenen Seegestad herab. So war's vor Jahren — so ist's heut. Wer feiert den Maitag ohne Ende an den lichtestrunkenen Ufern der Freiheit!

Den 6. April.

Bin ich ein anderer geworden?! Das Ränzel hängt am Nagel, der Wandersmann hält Rast? — Rast? Das Wort hat mir fremden Klang . . . Von dem Glutblick der Mitternachtssonne zum Sprühregen des Vesuvs, von allen Farben die leuchtendsten auf die Palette — flüchtigen Fußes weiter nur zu, weiter nur zu! Was hält mich hier? Still! Ich will's nicht wissen — ich liebe die Freiheit — über alle Maßen, über — „la govaneta bella" (die junge Schöne) — der unverschämte Tenor da unten — ecco un danaro (hier ein wenig Geld) — aber una govaneta bella — rührt mich nicht!

Den 7. April.

„Alle meine Pulse stocken und das Herz schlägt ungestüm." Margherita! ein Frauenname — von meinen Lippen?! Bin ich verrückt?! — wo ist die Freiheit?! — gib sie mir wieder! — laß mich fort!

dem Norden zu, da drinnen brennt's — der Südwind entfacht die Flammen ...

Den 8. April.

Ich bleibe zu ihren Füßen, ein Sklave!

Der Wandertrieb ist erstorben, erstickt in der sengenden Liebesglut. — Margherita! Sie ist eine Comtezza aus der ewigen Stadt Rom. Blutjung, blendend schön und ganz allein auf Reisen. Das ist gefährlich Spiel! Sie scheint es nicht zu wissen. Ihre Augen — wann hab' ich je einer Frau in die Augen geblickt? — die sind mein Ruheport. Blau, wie die Blumen meiner Heimatberge, tiefblau, wie die herrlichen Gentianen.

Von zartem, durchsichtigem Weiß ist die Haut, mit leichtem rosigem Scheine, als habe das Frühlicht sie geküßt.

Den 9. April.

Wie heißt nur die Barcarole?

„Du hast nicht immer Deine sechzehn Jahr',
Nicht immer dieses schöne Rot und Weiß,
Du hast nicht immer dieses schwarze Haar,
Nicht immer einen, der Dich liebt so heiß!"

Margherita, glaubst Du's? Bald sind es acht Tage, daß sie da ist und mein Gegenüber an der Table d'hôte. Man unterhält sich von vielem, worüber, weiß ich nicht. Ob auf dem Monte Ceuere eine Bahn keucht, — ob sie die freie Gotteswelt maskiren, so oder anders, ob das Fremdenblatt tausend Fremde aufweist oder keinen — was soll es mir, dem teilnahmlosen Gast?! Eins nur will ich wissen, muß ich wissen: Ist sie frei? — O, wieder diese Freiheit! Die meinige ist dahin, aber die ihrige? Ist sie demselben Wort geopfert, dem Wort voll Zauberklang, und — o Marter — wem?

Den 10. April.

An der Table d'hôte immer allgemeine Konversation — ich suche ihre Worte zu retten aus dem Sprachgewirr der anderen. Auerbach sagt, daß man im Lauschen auf den Grundton die Seele erkennen kann.

Margherita spricht wenig, auch das gefällt mir. Mancher sagt mit einem Wort, was viele in langer Rede nicht zum Ausdruck bringen. Stille Wasser sind tief. Aber Ideenaustausch bringt näher, und ich muß ihr näher kommen.

Den 11. April.

Ich suche sie überall. Unten am See, im Hotelgarten, in der kleinen Stadt, alles einsam, traurig ohne sie, trotz lachenden, singenden Menschen, trotz Luft und Duft und Licht.

Den 12. April.

Ich kann nicht schlafen, es treibt mich hinaus, wohin, das weiß ich nicht. Süß wäre nur eines: sterben zu ihren Füßen. Im sinkenden Abendlicht erglühen die Alpen goldig rot. Ich stehe auf dem Salvatore und gebe den letzten Strahlen einen glühenden Wunsch mit. Dann will ich thalwärts ziehen, als sie kommt. Wir sprechen von dem Glühen da drüben — sie meint: „Es gibt keine Farbenschöne, die nicht verblaßt." Aus dem tiefen Blau ihrer Gentianenaugen perlt es gleich zitterndem Tau. „In der Jugend, Comtezza, glaubt man an kein Verblassen; auf allen Hoffnungen ruht ein Vollglanz, den erst die Jahre bleichen."

Ich sage das mit äußerer Ruhe, durch mein Inneres geht der Lavastrom. Mein Blick kann nicht lassen von ihrer großen, schlanken Gestalt — sie trägt ein weißes Flanellkleid, einfach, aber königlich; über volle Schultern fällt ein feiner Spitzenkragen.

„Lieben Sie die Dichter?" Ich blicke erstaunt zu ihr auf. — Warum diese Frage? — Ich hatte eine Antwort erwartet. Da fährt sie fort wie im Selbstgespräch: „Ich liebe nur die, die uns den Schatten zeigen, jenen tiefen Schatten, den die Geschicke auf unsern Weg werfen, dazwischen die grellen Streiflichter, die so schmerzlich blenden und erst erlöschen mit Tagesneige, wenn unsere Seele austönt in dem einen, sehnsüchtigen Wunsch: ‚Ich möchte hingehen wie das Abendrot.'" „Comtezza!" Das war Leidenschaft! Weh! glühendes Verlangen, ihr alles zu sein!

„Comtezza, Sie wollen nicht sagen, daß Sie —" Sie muß das heiße Flehen verstanden haben —

„Ja, barone," sie lächelt müde — „ein Glück gibt's für mich nie wieder." Mich schüttelt's wie Fieberfrost, eine Frage schwebt auf meinen Lippen, doch die Sprache versagt mir, die Kehle ist mir wie zugeschnürt. Vor uns liegt der Hotelgarten, eine wandernde Truppe tanzt, geigt, singt. Ja, das Leben hat grausame Dissonanzen. Wir mäßigen beide den Schritt. Als wir ankommen, singt ein Tenor: „Non ti scordar di me," vergiß mein nicht; es klingt bittend, versöhnend, ich glaube wieder an eine Harmonie.

Ihre schmale weiße Hand ist eiskalt, ich halte sie fest in der meinigen, die brennt.

„Comtezza, es gibt Stunden, die vergißt man nie wieder, nie wieder!" Ein: „Wer weiß, barone!" und sie war verschwunden.

„Ein Glück gibt's für mich nie wieder" — wie brennen ihre Worte in meinem Herzen! Unglücklich ist sie! — und ich, der ich es nicht gelesen in ihren Augen, den klaren, tiefen, blauen Rätselaugen voll unergründlicher Ruhe! Was mag es sein? Ich hätte sie fragen sollen. — Ich hätte es nicht vermocht — nimmermehr. Und doch muß ich wissen, was für ein Verhängnis über ihrem Leben waltet, muß es wissen, oder ich werde von Sinnen kommen.

Den 15. April.

Zwei Tage lang bin ich umhergeirrt wie ein Verzweifelnder, da sagte mir ihre Kammerfrau, die alte Luica — sie sei krank. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie leidet — nur eine einzige stille Stunde, Himmel, gib mir bei ihr! Aber ach! — keine kühlende Hand kann ich auf ihre Wunden legen, ich bin ja selbst so krank wie sie — und doch — wenn Du wolltest, Margherita, könnten wir gesunden, beide — o, sag mir, sag mir, daß Du willst.

Den 16. April.

Sie hat nicht gewollt. Der freie Mann hat ihr seine Freiheit geopfert, hat ihr gesagt: „Ich



Hoher Seegang bei Yport (Normandie).

Originalzeichnung von Theodor Weber.

kannte nur den Kultus der Natur, ihr hab' ich gelebt in meinem Denken und Dichten von Jugend auf. Ich bin ein Kind der Berge. Es war der Kummer meiner Mutter — mein Vater, ein Naturfreund gleich mir, ruht unter Cypressen — daß ich keine Freunde wollte außer den Bergriesen, keine Gesellschaft suchte außer der des murmelnden Baches im grünen Wiesenthal, und aus der Enge in die Weite nur immer die der stummen Kinder der Natur.

„Einer Frau hab' ich nie ins Auge geblickt. Sie sind die erste, wollen Sie die letzte sein? Wenn Sie's wollen, dann wird Ihr Herz erfahren, daß es noch ein Glück gibt aus der Blüte allen Leides, Ihre blauen Augen werden nicht mehr weinen, Margherita, nie wieder, nie wieder! Wenn Sie mir ‚nein' sagen, geh' ich fort mit totwundem Herzen, und Sie sollen doch die letzte sein, zu der ich aufgeblickt wie zu einer Heiligen — ja, die letzte, Margherita, eine andere: nie wieder, nie wieder!"

In einem Brief hab' ich zu ihr gesprochen und einen Strauß zart duftender Mimosen darauf gelegt.

Bleiben oder gehen? Eine Ewigkeit dünkte mich's, bis ich darüber Gewißheit hatte.

Da kam ein kleiner rosiger Bogen, der ward schwarz vor meinen Augen, als ich las:

„... Ich kann nicht — nie wieder, nie wieder. Gedenken Sie der Abendstunde auf dem Salvatore. Kein neuer Morgen bringt herauf, was unterging im Abendrot. Wenn Sie wüßten, Sie würden verzeihen. Ich gehe dorthin, wo man von dem Weltgebrauche nichts mehr hört. Leben Sie wohl, barone — ich danke Ihnen. Werden Sie stille in sich — es gibt eine Stille nach dem Sturm.

Margherita."

Den 17. April.

Nun fließt die Welt in kühlem Mondeslicht,
Die Berge sind in weißen Duft versunken,
Der See, der leis um meinen Kahn sich bricht,
Spielt fern hinaus in irren Silberfunken!

„Es gibt eine Stille nach dem Sturm," sie hat's gesagt — um meinen kleinen Kahn plätschern die Wellen, ich wünschte, sie wiegten mich ein, in tiefen, traumlosen, ewigen Schlummer. Dann fänden meine müden Gedanken die Ruh'! Nur keine Menschen mehr und keine Frauen, sie soll die letzte sein, die die erste war. Es schlug zehn, ich wollte mich nach Hause schleppen. Nach Hause, o, bittere Ironie! Ich lachte hell auf — mit meinem Gram; die Thränen im Auge zu lachen, das ist wohl der einzige Weg." Sie stand vor mir. Wollte sie mich strafen für dieses Lachen? Nein! Ihre blauen Augen warfen ein ruhiges, mildes Licht auf mein dunkles Geschick. Sie war schwarz gekleidet, tief schwarz, aber ihre Miene zeigte keine Trauer. Jetzt kam es über ihre Lippen: „Versöhnt mit der Welt, die mir alles genommen, verlaß ich sie, bittend für die Zurückbleibenden, daß ihr Leben nicht wie das meinige ein Kampf sei, ein Bluten aus tausend Wunden."

Fest und sicher war ihrer Stimme Klang. In meinen Ohren aber stöhnt's noch immer nach wie fernes Abendläuten und mein Herz klingt in die Glocken: „Vale carissima."

„Margherita, einen Augenblick nur — an der Seite des Schiffers, der bald hinaussegelt, weit und weiter, wenn die Menschen kein Erbarmen kennen — wer weiß, ob die Wellen ..."

„Barone," ein leiser Vorwurf zitterte durch ihre Stimme. Sie setzte sich in den Kahn, aber nicht neben mich und wehrte mir sanft, als ich ihr die Hände nehmen wollte.

„Ich habe Ihnen geschrieben, ich kann nicht, nie wieder, nie wieder. Das Warum ist Ihnen verborgen." Sie hielt inne und ich fuhr fort: „Margherita, es gibt auf unser aller Wege eine Haltestelle zum Ausruhen, vielleicht? — zum Atemholen und zur Rückschau. Letzten Herbst war's in meiner deutschen Heimat und in einer Stadt, die vielen Kunstgenuß bietet. Da durchwanderte ich die Gemäldegalerien. Das war eine Seltenheit, ich schwärmte nur für Natur, wie Sie wissen — Wälder, Berge, Seen — kein Meister kann durch ihre Kopie Herz und Geist beleben wie das kleinste Stückchen Original. So ist's mit allem. Nur ein Bild der glänzenden Ausstellung zog mich an ... Am grünenden Rain sitzt unter Blütenbäumen ein junges, zartes Geschöpf, kaum erblüht. Sie mag achtzehn Jahre zählen, über ihre rosigen Wangen huscht der Sonnenschein. Dunkle Locken fallen auf weiße Schultern, der Kopf, der süße kleine, ist halb zur Erde geneigt. Poesie, Licht, Leben, Frische, Heiterkeit in allem — in ihr. Aus dem zarten Weiß ihres Gesichtes blicken zwei große tiefblaue Augen träumerisch in den Morgenduft der Landschaft hinaus. Sie sitzt am Eingang einer langen, blühenden Lindenallee, einsam, wonnig; nur ein früher Reiter hält an deren Ende. Er blickt sich um, tiefes Sinnen liegt in seinen Augen, sein Glück wäre wohl dort gewesen, wo sie einmal noch verweilen. Das Bild hieß ‚Warum?' Heute ist's ein Blatt aus meinem Leben. Margherita, ein Wort darunter von Ihrer Hand!"

Sie sah auf zu den Sternen, als wollte sie dort Antwort holen. „Mein Freund, eine kurze Stunde, mein Freund, wenn Sie's wollen — dann nie wieder, nie wieder." Sie atmete tief auf, ihre Augen glitten über ihr Trauergewand: „Ich bin frei geworden, o, dieses Wort! Der Mann, dessen unglücklich Weib ich war, ist tot!"

Ein Schrei rang sich von meinen Lippen. „Margherita, Du, ein Weib!" Sie gebot mir Ruhe in mildem Ton. „Frei geworden! Sie wissen nicht, was es dem Herzen ist, das gefesselt war, zwei lange, qualvolle Jahre.

„Eine Waise ward ich erzogen im Hause meines Onkels. Er hat mich gemordet, die Seele gemordet in mir, als er mich verheiratete mit einem Manne, der — es ist ein heiliges Gebot, man soll von den Toten nichts Schlimmes mehr sagen" — sie bekreuzte sich und fuhr fort: „Ich hatte einen andern geliebt und er mich. Sie haben sein Bild, das lichte, klare, zu einer Fratze entstellt, sie haben versucht,

mein Lieben und Hoffen in ein Hassen und Lassen zu verwandeln. Sie haben es erreicht, willenlos gemacht durch den Schmerz, folgte ich wie ein Kind. Erst später sah ich mich betrogen um mein Glück. Es gibt viele licht- und lieblose Gemüter, die einer jungen Blüte keinen Sonnenschein gönnen. Von dem Kampf mit den finsteren Gedanken, dem sich Losringen von einem Leben, das dem meinigen Halt gab, will ich nicht reden, der Schmerz hat ausgetobt, um das verlorene Glück weint meine Seele nie wieder, nie wieder. Wenn ich noch etwas beweine, so ist's, daß ich dem Toten in seiner letzten Stunde nicht nahe war, ihm zu sagen: ‚Ich vergab dir längst, vergib mir, daß ich dich verließ.‘ Verlassen, nein, das war er ja nicht, sein unglückliches Weib wäre nicht geflüchtet, wenn" — sie legte den schlanken weißen Finger auf den Mund. „Vielleicht hat er Frieden gefunden, darum, stille — stille!"

„Comtezza!" — ich war auf die Kniee gesunken — „Nur eine Heilige weiß zu leiden — wie Sie!"

„Sagen Sie das nicht," meinte sie wehmütig; „ich bin geflohen in schwacher Stunde, eine Heilige hätte ausgeharrt." — „Er aber ist gerichtet!" ich stieß es hervor mit leidenschaftlich erregter Stimme, sie aber hörte nicht darauf und sagte einfach: „Es ist spät geworden, wir wollen gehen!"

Schweigend schritten wir neben einander her. Durch meinen Körper ging ein Zittern, ich fühlte mich wie nach langer Krankheit. Ich stand stille und sah ihr tief in die Augen, es waren immer dieselben, so blau und mild, — meinen Ruheport hab' ich sie genannt — nicht ahnend, daß sie eine Ruhe spiegelten, die hervorging aus der Sturmflut des Lebens.

„Deine Freiheit, Margherita, wem gibst Du sie?" flüsterte ich, indem ich dicht an sie herantrat, „was sollen Deine Worte: ‚Ich verlaß die Welt‘?"

„Ja, ich verlasse sie, die mir nichts Holdes mehr bieten kann."

„Dir nichts mehr bieten kann?! Margherita, bist Du nicht jung und schön und hast ein Anrecht an das Glück?"

„Nein, das habe ich nicht mehr. Ich hätte mein Kreuz tragen, hätte ausharren sollen bis ans Ende, ich hätte den Kelch leeren sollen bis zur Neige. Ich habe es nicht vermocht, darüber werd' ich nie hinwegkommen."

„Margherita," meine Stimme bebte, „das Leben ist grausam gegen Dich gewesen. Statt Lust und Freuden hat es nur Leiden für Dich gehabt, statt Glanz und Sonnenschein nur Herzenspein und Seelenqualen, statt Rosen, Dornen. Du hast ein unwürdig Los getragen, und jetzt, wo Du frei bist und vergessen solltest, wo Dir Liebe geboten wird, echt und ungemessen, jetzt zagst und zweifelst Du?"

„Lassen Sie mich gehen. Machen Sie mich nicht schwach. Ich kann nicht, kann nicht! Ich habe es Ihnen gesagt: ‚Ein Glück gibt's für mich nie wieder.‘"

„Und warum sollte —"

„Warum?" unterbrach sie mich. Sie blickt' traumverloren vor sich hin.

„Es war ein Vogel, so jung und schön und lebensfroh wie keiner: der Frühling und die Liebe hatten's ihm angethan. So schmelzend wie er sang keiner, so feurig liebte keiner. Da — im lachenden Blütenmond — traf ihn des Jägers Geschoß und zerschnitt ihm die Schwinge. Und der Vogel siechte dahin und betrauerte den Frühling und fristete ein elend Leben, sommerlang, winterlang. Und als es wieder Lenz ward, da erwachte neu die Sehnsucht in des Vogels Brust, und es zog ihn hinein in die leuchtende Frühlingspracht. Er wollte fliegen, doch er vermocht' es nicht: ihm war ja die Schwinge zerschnitten! Ob der Frühling gekommen, ob das Glück erschienen ist, was soll es mir? Die Schwingen sind gelähmt, das Herz ist leer ... Jetzt wissen Sie's."

„Und was willst Du dort in den stillen Mauern?" versetzte ich mit schwerer Zunge.

„Vergessen," tönte es zurück.

Ich wollte sie am Arme zurückhalten, ich konnte mich nicht rühren, blieb wie gelähmt.

Ein Schleier legte sich auf meine Augen und dann umfing mich die Nacht. Als ich wieder um mich wußte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, draußen das linde Frühlingswehen, drinnen, da drinnen das Abschiedslied an die Lenzeszeit, an die Blüten, an den Sonnenschein ...

„Es steht ein Kloster im Thale
vale carissima" —

*

So viel aus dem Tagebuch meines Freundes. Vielleicht war es für manchen nichts Neues, es liegt unser aller Leben derselbe Ton zu Grunde, nur mit verschiedenen Variationen und mit verschiedenem Schlußaccord. Hier war es der des Schmerzes.

Sie haben Abschied genommen, das kommt oft vor, selten aber in der Weise wie bei ihnen.

Margherita, die von der Seite des unwürdigen Gatten geflüchtet ist, öffnen sich die goldenen Thore der Freiheit. Aber diese Freiheit führt sie nicht zurück in die Arme des Lebens, nicht einem neuen Glück entgegen, nein, sie hat ihre ganze Seele mit ihrer ersten Liebe dahingegeben, sie vermag nicht mehr zu lieben und glücklich zu sein. Wonach ihr Sehnen steht, ist jene höhere Freiheit, die Freiheit von allem, was ein Menschenherz an die Erde fesselt. Einmal nur blickt sie rückwärts zu dem geraubten Glück, und ihm gilt ihr „Nie wieder!" Es schlummert auf ewig, aber das Leid schlummert auch. Nichts mehr wissen von beiden, das wird sie nur im Schatten der Kastanien, der Oliven, aller alten Bäume und Gesträucher des stillen, mauerumfaßten Gartens, àl convento della Santa Maria.

Ein Herz hat sie gebrochen, aber willenlos müd' und bleich ist er abgereist, der ihr Liebe geschworen hat, trotz grauer Klostermauern und wesenlosem Traum.

„Nie wieder!" Ob am Ende, dem Ende ihres Seins, die Schranke nicht fallen wird?

Unter uns.

Dieser Abschnitt, den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet, will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen. Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, geeignete Mitteilungen mit Dank verwendet.

Eine neue Eßzwiebel.

Zu den anerkannt schönsten Zwiebeln für die Küche gehört die von der Firma Vilmorin-Andrieux in Paris in den Handel gebrachte „früheste kleine Barletta-Zwiebel“, die in ihrer äußern Erscheinung der Perlzwiebel ähnelt, diese aber an Feinheit des Geschmackes und Geruches weit übertrifft.



In Paris wird diese aus Italien stammende Neuheit als die beste und mildeste aller Frühsorten angesehen und sehr geschätzt. Die Abbildung obenstehende zeigt die Form derselben in verkleinertem Maßstab. **M. L.**

Kunstdünger für Zimmerpflanzen.

Man mische 100 Gramm Calciumnitrat, 15 Gramm salpetersaures Kali, 25 Gramm phosphorsaures Kali (Kalium phosphat), 25 Gramm schwefelsaure Magnesia gut durcheinander, löse von dieser Mischung 5 bis 10 Gramm in einem Liter Wasser auf und begieße seine Pflanzen wenigstens monatlich einmal damit. Die Dosis richtet sich nach der mehr oder weniger guten Beschaffenheit der Erde, in welcher die Pflanzen stehen. Ist diese gut, so genügen 5 Gramm auf 1 Liter Wasser, ist sie schlecht, so nehme man 10 Gramm, sehe aber darauf, daß bei Anbringung dieses Reizmittels die Blätter nicht benäßt werden. **M. L.**

Gestrickte Handschuhe.

Sehr praktisch sind selbstgestrickte Handschuhe. Besonders Herren tragen sie gerne, da sie sehr elastisch und bequem sind. Viele Offiziere benützen sie im Winter lieber, als die ledernen Handschuhe. Dieselben kommen sehr billig (das Paar 45 bis 50 Pfennig), und haben den Vorteil, daß sie sehr leicht auszubessern sind, da man die Fingerspitzen davon immer wieder neu anstricken kann. Man hat zwei Lagen Goblinwolle zu einem Paar Handschuhe nötig und strickt sie, wie folgt: Man fängt an, indem man auf 4 Nadeln je 18 Msch. aufschlägt, strickt 30 Tr. Nädel und glatte Msch.; dann 25 Tr. glatt. Nun beginnt der Daumenzwickel. Man nimmt bei zwei Nadeln, vor der letzten Msch. und nach der ersten Masche einmal auf, strickt 3 Tr. darüber und setzt das fort, indem man immer vor und nach dem vorhergegangenen Aufschlag wieder aufnimmt, so daß es einen Zwickel bildet. Hat man auf jeder der 2 Nadeln 23 Msch., nimmt man von beiden Nadeln je 9 Msch. und schlägt auf einer dritten Nadel noch 12 Msch. zum innern Zwickel auf, strickt rings herum und nimmt jede zweite Tr. am Anfang und Ende des innern Zwickels ab, bis man 24 Msch. hat, nun wird glatt gestrickt, bis man die Länge des Daumens hat, dann schließt man ihn, indem man auf jeder Nadel abnimmt. Man fängt die 12 Msch. des Zwickels auf und strickt 14 glatte Tr. um den Handschuh. Dann beginnt man mit dem kl. Finger, indem man 18 Msch. dazu nimmt, für den Zwickel 8 Msch. aufschlägt, bei dem Zwickel bis auf 20 Msch. (wie bei dem Daumen) abnimmt und dann glatt fortstrickt, bis man schließt. 3. Finger: Die Zwickelmaschen des kl. Fingers auffangen, 18 Msch. dazu genommen, für den zweiten Zwickel 8 Msch. aufgeschlagen, bei den beiden Zwickeln bis zu 22 Msch. abgenommen, dann glatt bis zum Schluß. 2. Finger: Zwickelmaschen aufgefangen. 20 Msch. dazugenommen, 8 Msch. zum zweiten Zwickel aufgeschlagen, bei beiden Zwickeln bis 24 Msch. abgenommen, glatt bis zum Schluß. Zeigefinger: Die Zwickelmaschen auffangen, den Rest der Msch. verwendet, beim Zwickel abgenommen bis zu 24 Msch., glatt bis man schließt. Auf die äußere Fläche des Handschuhes näht man mit Bäumchenstich drei Striche. **A. G.**

Schnupfen.

Schnupfen nennt man den Katarrh der Nasenschleimhaut, beruhend auf einer Entzündung derselben, eine fast häufige, wenn auch meist eine leichte, aber doch oft eine sehr lästige Erkrankung. Die den Schnupfen veranlassenden Gelegenheitsursachen sind sehr mannigfaltig. Weitaus am häufigsten entsteht derselbe durch Erkältung, das heißt durch plötzliche oder allmähliche Abkühlung der Oberfläche der äußern Haut, besonders des Halses, der Füße oder auch des ganzen Körpers. Nächstdem führen örtliche einwirkende Schädlichkeiten oft einen Schnupfen herbei, zum Beispiel das Einatmen von heißer Luft, nachdem man vorher in kühler Luft gewesen ist, oder umgekehrt, das Einatmen von Staub, scharfen Dämpfen, Schnupftabak, Vergiftung mit Jod, bei längerer Anwendung desselben; ferner haben gewisse Infektionskrankheiten starken Katarrh zur Folge, so die Masern, der Flecktyphus, die Influenza und auch die Syphilis, diese gewöhnlich nur bei Neugeborenen. In vielen Fällen endlich tritt der Schnupfen, namentlich der chronische, sogenannte Stockschnupfen als Symptom anderweitiger Erkrankung der Nasenschleimhaut auf, zum Beispiel bei Wulstung derselben, bei Geschwüren, Polypen und so weiter. Die vielfach gangbare Ansicht der Ansteckungsfähigkeit des Schnupfens, beziehungsweise der Absonderung desselben, ist sehr zweifelhaft. Die Symptome sind allgemein bekannt: Im Beginn klagen die Kranken über ein Gefühl der Trockenheit in der Nase und über Verstopfung des einen oder andern Nasenlochs, verursacht durch die Schwellung der Schleimhaut, welche zuweilen so bedeutend werden kann, daß die Nase ganz verstopft, undurchgängig ist; von Zeit zu Zeit entsteht ein Jucken und Prickeln in der Nase, welches dann zum Niesen führt. Bald folgt auf die Trockenheit eine sehr reichliche Absonderung, und es fließt fast unaufhörlich eine farblose, salzige Flüssigkeit, welche die Oberlippe reizt und rötet, aus den Nasenlöchern hervor; durch vornübergebeugte Haltung des Kopfes, zum Beispiel beim Schreiben, Nähen wird diese Absonderung wesentlich gesteigert, durch Rückenlage vermindert. Das Geruchs- und Geschmacksvermögen ist beeinträchtigt. Sehr gewöhnlich ist die Verstopfung und Verlegung des Thränennasengangs, infolge dessen die Thränen nicht mehr in die Nase gelangen, sondern über die Wangen ablaufen (das sogenannte Augenthränen). Der Druck, den die Schleimhautschwellung in dem engen Gang ausübt, gibt sich als ein dumpfer Schmerz zu erkennen. Häufig setzt sich auch der Katarrh durch diesen Gang direkt auf die Bindehaut des Auges fort und kommt es auf diese Weise zu einem Augenkatarrh, ebenso auf die Schleimhaut des Rachens und der Stirnhöhlen, in welch letzterem Falle heftiger Stirnkopfschmerz, sowie ein Gefühl der Betäubung entsteht. Meist treten im Beginn Fiebererscheinungen auf: Frösteln, abendliche Hitze, nächtliche Aufregung und so weiter. Der Verlauf ist in der Regel ein schneller und für Erwachsene ein leichter, nur bei Säuglingen kann eine Gefahr daraus erwachsen, daß durch die Verstopfung der Nasenlöcher die Respiration gestört und dadurch das Saugen erschwert ist. In vielen Fällen entwickelt sich aus einem akuten ein chronischer Schnupfen (Stockschnupfen), besonders als Folge zu enger Nasengänge, wie dies bei vielen jüngeren, namentlich skrofulösen Individuen, selten bei Erwachsenen mit Stumpfnasen und tief eingedrückter Nasenwurzel häufig der Fall ist. Die Erscheinungen des akuten Schnupfens fehlen dabei gewöhnlich, dagegen bewirkt die allmälich eintretende, dann aber bleibende Wulstung der Nasenschleimhaut oft eine bedeutende Verengerung der Nasengänge und dadurch eine Erschwerung der Nasenatmung. Die Absonderung ist nicht mehr so dünnflüssig, wässerig, sondern bald schleimig, bald schleimig-eitrig und bildet wegen behinderten Abfließens durch Eintrocknen Borken, welche in manchen Fällen Neigung zur fauligen Zersetzung zeigen und einen äußerst üblen Geruch annehmen (Stinknase); zuweilen ist übrigens eine Ursache dieses üblen Geruches gar nicht nachweisbar. Nicht selten kommt es zur Bildung von Geschwüren und namentlich von Polypen. Der chronische Schnupfen spottet vielfach jeder Behandlung und kann mit wechselnder Heftigkeit jahrelang fortbestehen. Was die Behandlung des einfachen Schnupfens betrifft, so erfordert dieselbe zunächst Vermeiden von Temperaturwechsel, vornübergebeugter Haltung und anderer Schädlichkeiten. Durch starkes Schwitzen kann in vielen Fällen ein Schnupfen wirklich koupirt werden. Man nehme daher ein russisches Dampfbad, aber mit Vorsicht, oder lege sich ins Bett in Rückenlage, nachdem man vorher einige Tassen heißen Thees (Flieder-, Lindenblüten-, Wollblumen- oder Schlüsselblumenthee) getrunken hat. Die verschiedenen gegen den Schnupfen empfohlenen Mittel: Schnupf- oder Riechmittel, haben nur selten den gewünschten Erfolg. Bei Säuglingen ist es notwendig, daß man die Nasenlöcher durch Ausspritzen mit lauwarmem Wasser von dem verstopfenden Sekret befreit und daß man ihnen, so lange das Saugen erschwert ist, die Milch mit einem Löffel einführt. Vorhandene Neigung zu Schnupfen suche man, namentlich schon in der Jugend, durch Abhärtung des Körpers durch kalte Waschungen, kalte Bäder und so weiter möglichst zu tilgen. Die Behandlung des Stockschnupfens ist eine umständlichere und schlägt schon zu sehr ins ärztliche Gebiet ein, als daß wir sie hier näher erörtern könnten; nur so viel möchten wir zur Mahnung für die Eltern hier noch erwähnen, einen bei einem Kinde länger andauernden Schnupfen ja nicht zu vernachlässigen, sondern baldigst eine ärztliche Untersuchung der Nase nach etwa vorhandenen Ursachen desselben zu veranlassen.

Pflanzen für das Rauchzimmer.

Am wenigsten leiden durch den Rauch: Areca sapida (Arecapalme), Chamaerops Fortunei (Hanfpalme), Corypha australis (Schirmpalme), Cycas revoluta (Sagopalme), Latania borbonica (Sammetpalme), Phoenix silvestris und senuis (Dattelpalmen), Phapis flabelliformis (Fächerpalme), Sabal umbraculifera (Sabalpalme), Aspidistra elatior (Schildblume), Dracaena congesta (Drachenbaum), Ficus elastica (Gummibaum), Ligularia Kaempferi (Bandblume), Philoden-

dron pertusum (Zehrwurzstrauch), Phormium tenax (Flachslilie), Pteris cretica (Saumfarn). Zur Bepflanzung von Ampeln eignen sich besonders: Cordyline (Dracaena) vivipara (Epheu), dann Lysimachia nummularia foliis aureis (Münzkraut, Pfennigkraut, Wiesengelb), Fuchsia procumbens, Tradescantien. M. L.

Thee.

Das sind die Tage der Theetische, der Plauderstündchen bei kleinen Tassen, des singenden Kessels, von dem niemand so zärtlich gesprochen hat als Boz einst in seinem „Heimchen am Herde“. Da plaudern wir heut einmal von dem Thee selber. Wie kommt's, daß dieselbe Sorte an verschiedenen Theetischen so ganz verschieden schmecken kann? Daß geringere Qualitäten bei weitem besser munden können als die kostbareren Marken? Die Russen und die Engländer, als die einzigen wahren Theevölker in Europa, haben ganz verschiedene Methoden der Thee-Zubereitung in die Praxis gebracht. Der Engländer liebt seinen Thee stark, dunkelbraun, fast von der Farbe des Kaffees. Er nimmt sehr viel Blätter, gießt meist das ganze erforderliche Quantum Wasser darauf und läßt 5—8 Minuten ziehen. Der Thee wird kräftig, stark und auch wohlschmeckend. Der größere Gourmand ist doch jedenfalls der Russe. Der bereitet niemals das volle Theebad, sondern immer nur Extrakt. Er schüttet die ganze Masse der Theeblätter in ein metallenes Extraktkännchen, wenig kochendes Wasser darauf und stellt dann das Gefäß auf den Samowar, zu kurzem Ziehen. Ohne Samowar, behauptet er, wäre gute Theebereitung unmöglich. Darauf wird etwa ein Viertel des Glases, der Russe trinkt den Thee fast nur in Gläsern, mit dieser Essenz gefüllt, und das übrige mit siedendem Wasser aus dem Samowar nachgegossen. Der russische Thee ist goldgelb, vielleicht weniger stark als der englische, dafür aber von weit feinerem Aroma. Natürlich wird dieses letztere von der Qualität der Blätter abhängen, aber der Russe kauft für gewöhnlich keine sehr teuren Thees, und doch trinkt man dort niemals schlechten Thee. Derselbe ist ein Nationalgetränk, das man auf jedem Bahnhofe, in jedem Bauerngasthause, in jeder Familie zu allen Tageszeiten und der Regel nach in besserer Qualität antrifft, als bei uns in Gesellschaft. Zum Teil liegt dies daran, daß man in Deutschland den Thee gleich für den ganzen Bedarf bereitet, denselben dann auf den Blättern stehen läßt, bis zur zweiten und dritten Tasse oder bis die ganze Familie, die ganze Gesellschaft getrunken. Das würde der Russe nicht begreifen. Am liebsten bereitet er nur die geringsten Quantitäten und setzt immer von neuem sein Kännchen zum Ziehen auf den Samowar. Mit Milch oder rohem Rahm — niemals gekochtem — nimmt der Russe seinen Thee höchstens zum Morgenfrühstück, sonst immer ohne irgend etwas als höchstens ein Stück Zucker. Rum, Cognac, Arak, mit denen der Deutsche aus dem Thee nicht selten den Grog bereitet, kennt der geschmackvolle Russe zu diesem Zwecke kaum. Dagegen ist es mancherorten, besonders in Polen, beliebt, eine Zitronenscheibe in das Theeglas zu legen, und dieser Geschmack an einem leichten Anflug von Zitronenduft wird auch von manchen Feinschmeckern unserer Theetische verstanden und angenommen. J. v. S.

Das Aetzen auf Metall

ist noch lange nicht so bekannt und als häusliche Kunst in weiteren Kreisen verbreitet, wie es diese hübsche Arbeit wohl verdient. Schon wegen der praktischen Seite in Bezug auf das dauerhafte Material ist dieselbe der Beachtung wert, denn es ist lohnender, Mühe und Fleiß an derartige haltbare als an leicht vergängliche Dinge zu wenden, wobei auch noch zu beachten, daß bei gewissenhaftem Befolgen der Vorschriften und einiger Uebung die Arbeit keine schwierige ist. Man unterscheide Hoch- und Tiefätzung. Bei ersterer, der gewöhnlich angewandten Manier, tritt das Muster glänzend und erhaben aus der vertieften matten Grundfläche hervor, während letztere dasselbe tief in den erhöhten Grund einätzt; öfters ist eine Verbindung von beiden wünschenswert. Jedes Metall ist geeignet; Gegenstände aus Kupfer und Messing sind ihrer vielseitigen praktischen Verwendbarkeit halber am beliebtesten. Die ornamentale Zeichnung für Hochätzung, deren Größe 25 zu 33 Centimeter beträgt, ist für ein ovales Kupfertablet bestimmt. Eine gute Bezugsquelle ist die Firma von Guiremand, Berlin S., Prinzessinnenstraße 21 u. 22. Das auf Pauspapier gezeichnete Muster wird durch rotes Kopierpapier mit der Pausnadel auf die Kupferplatte übertragen, da dieses auf der glatten Metallfläche besser annimmt als Graphitpapier. Man berühre den zu ätzenden Gegenstand so wenig wie möglich mit den Fingern, vermeide jedes Klebewachs und befestige das Pauspapier auf dem Rande des Tablets mit Oblaten oder Gummipapier, da Fettflecke die Wirkung des Aetzwassers beeinträchtigen und das Muster nicht in klaren Formen herauskommen lassen. Nach Vollendung des Aufzeichnens wird alles, was erhaben und glänzend bleiben soll, mit Asphaltlack ausgemalt, den man mit so viel Terpentinöl verrührt, daß die sonst zu zähe Masse gut aus dem Pinsel fließt (feiner Marderpinsel ist unerläßlich). Dieser Asphaltlack ist in den Droguenhandlungen größerer Städte zu haben, doch kann man denselben auch folgendermaßen selbst bereiten: 2 Teile frischen Asphalt, 1 Teil gelbes Wachs, etwas Kolophonium, ein wenig Terpentin werden vorsichtig der leichten Entzündbarkeit der Masse halber, an nicht sehr heißer Stelle mit einander verschmolzen und fest verbunden aufbewahrt; sechs bis acht Wochen bleibt der Lack brauchbar. Der Rand des Tablets, der natürlich blank bleibt, wird durchweg überstrichen. Ist das Ausmalen beendet, so läßt man an einem kalten Ort trocknen und versuche dann das Ausbessern etwaiger Unebenheiten. Mit einem spitzen Knochenstäbchen können ohne Schwierigkeit die Linien der Umrisse nachgebessert, Adern und Trennungsstriche in den halbtrocknen Aetzgrund geritzt werden. Klebt der Lack nach Verlauf von etwa acht Tagen nicht mehr, so kann mit dem Aetzen begonnen werden, nachdem der Gegenstand vorher mit einem reinen eingeseiften Schwamm und kaltem Wasser abgerieben und tüchtig nachgespült ist. Man füllt eine Weinflasche mit 1 Teil Salpetersäure und 2 Teilen Wasser, schüttelt die Mischung durch und gießt sie etwa 1 Centimeter hoch auf das Tablet. Sollen Metallplatten ohne Rand und Basen geätzt werden, so wären sie in ein passendes Gefäß aus Porzellan oder Steingut zu legen und die Flüssigkeit in erforderlicher Menge in dieses zu thun. Da die Dämpfe der Salpetersäure in geschlossenem Raume ungesund sind, so ist es besser, die 2—4 Stunden dauernde Arbeit im Freien oder am geöffneten Fenster vorzunehmen. Stellen sich auf dem Grunde kleine Bläschen ein, so beginnt die Aetzung; sind diese nicht genügend vorhanden, so verstärke man die Flüssigkeit durch Hinzugießen von Salpetersäure, wobei mit einem alten Pinsel tüchtig umgerührt werden muß. Ein langsames Aetzen ist vorzuziehen, da ein zu schnelles die Sauberkeit der Linien beeinträchtigt. Zeigt eine Stelle ungewöhnlich große Blasen, so werden sie mit dem Pinsel abgestoßen. Wenn der Grund genügend vertieft ist, was durch Befühlen mit den Fingerspitzen ermittelt wird, so gießt man die Salpetersäure fort, seift mit Schwamm und kaltem Wasser ab und übergießt das Ganze mit Terpentin, welches den Asphaltlack auflöst; dann nochmals Abseifen mit heißem Wasser. Sehr sorgfältig wäscht man mit weichen Leinenläppchen alles ab und benützt später Leder und Putzwasser, um dem Metall seinen ursprünglichen Glanz zu geben. Die größte Vorsicht ist beim Gebrauch der Salpetersäure, eines scharfen Giftes, anzuraten; nur gesunde Finger dürfen hineintauchen

und werden dann sogleich in reinem Wasser abgespült. Man bewahrt die Säure in einer Flasche mit Glasstöpsel auf. A. B.

Muster für Lederschnittarbeiten.

Die mannigfachen, aus verziertem Leder hergestellten Dinge erfreuen sich seit mehreren Jahren einer stets wachsenden Beliebtheit. In den Hauptstädten sind Werkstätten entstanden, in welchen man diese Industrie in wahrhaft künstlerischer Weise ausübt und ihre Erzeugnisse in weit entfernte Länder sendet. Indessen nicht nur der Fachmann,

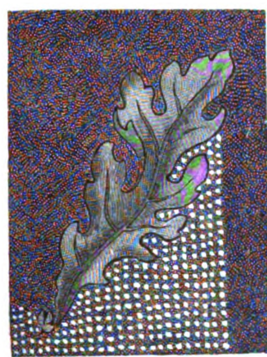


Fig. 1. Fig. 2.

sondern jeder Dilettant wird nach einiger Uebung im Lederschneiden bald zu befriedigenden Resultaten gelangen, sofern er sich nach guten Vorbildern richtet und die Hauptschwierigkeit, das gewandte und sichere Führen des Messers, angeeignet hat. Die Lederarbeit bietet für die häusliche Kunstübung ein reiches Feld und kann als erwünschte Abwechslung der Nadelarbeit und Malerei, zum Schmuck vieler Gegenstände dienen, insbesondere solcher, bei denen Dauerhaftigkeit und prunklose Eleganz wünschenswert sind. Als Muster eignen sich sowohl Blumen wie ornamentale Motive; ebenso Tiere, Wappen, auch Figürliches, welch letzteres jedoch nur der künstlerisch Zeichnende unternehmen darf, indem hierbei das Modelliren volles Verständnis der Form erheischt. Die Beschaffenheit und Zahl der Werkzeuge, sowie die Einzelheiten der auf verschiedene Arten ausgeübten Technik sind aus bereits früher erschienenen Beschreibungen wohl der Mehrzahl der Abonnenten bekannt; ein näheres Eingehen auf dieselben ist daher jetzt überflüssig. Die mehr oder weniger plastische Gestaltung der in das Leder eingeschnittenen Muster ist Sache des individuellen Geschmacks und läßt sich nichts Bestimmtes hierüber sagen. Oefters bringt ein gepunzter Fond dieselben genügend heraus; ein anderesmal scheint ein geringes, dann wieder ein stärkeres plastisches Herausarbeiten wünschenswert. Man übt die verschiedenen Handgriffe am besten auf einem Stückchen Leder, wie es die kleinen Abbildungen Fig. 1 und 2 veranschaulichen. Die Zackenborte ist eine hübsche und leicht zu machende Verzierung und wird in kurzen Schnitten, je von unten nach oben absetzend, gearbeitet, während die langen, wagerechten Linien mit Hilfe des Lineals zu schneiden sind. Das Eichenblatt ist möglichst ohne Absetzen des Messers in den Biegungen zu arbeiten und der Grund besteht aus dicht gereihten Perlen; mehrere solcher Blätter, mit einem Stiel und einigen Eicheln zweckentsprechend gezeichnet, sind ein leichtes und dankbares Motiv für die verschiedensten Dinge. Wird der Grund eines solchen Musters mit dicht aneinander gereihten Perlpunzen geschlagen, so ist ein plastisches Indiehöhetreiben der Blattformen nicht nötig; die Punzen lassen dieselben genügend heraustreten. Fig. 3 zeigt ein Tazettenmuster für die Vorderseite einer Schreibmappe, mit in weiteren Zwischenräumen in den Grund eingeschlagenen Sternpunzen. Man kann die Blumen nach Belieben mehr oder weniger plastisch halten; die Schattenblätter sind gar nicht, die übrigen jedenfalls durch Streichen des Leders von der linken Seite mit dem Modellireisen herauszubringen, während ein Aufschlagen und Ausfüllen nur an wenigen hohen Lichtstellen erforderlich ist. Die Abbildung Fig. 4 ist ein Muster für die Rücklehne eines Stuhls, welches plastisch herauszuarbeiten ist; je nach Belieben bleibt der Fond glatt oder kann gepunzt werden. Der Sitz eines solchen Stuhls wäre mit glattem Leder zu überziehen. Soll die Arbeit zwei Farbentöne (nicht Malerei, sondern Lederton) erhalten, zum Beispiel hellere Musterung auf tieferem Grund, so muß erstere zuvor mit Spirituslack überzogen werden, der dann keine Farbe annimmt. Das Färben geschieht entweder durch eine Pottaschenlösung oder durch mit Wasser verdünntes Aetzkali, (ein mit Vorsicht zu gebrauchendes Gift, dessen Spritzflecken Löcher in Stoffe machen). Das Färben geschieht in der bekannten Weise vermittelst eines Schwammes. Nach völligem Trocknen wird der gefärbte Gegenstand nachgearbeitet, durch Nachziehen der Linien, sowie Vertiefen der oft zurückgetretenen Punzen und durch erneutes Modelliren der Formen. A. B.

Butterprobe.

Einen Hauptbestandteil unserer Nahrungsmittel bildet unstreitig die Butter, und eine jede Hausfrau ist darauf bedacht, dieselbe in möglichst guter Qualität zu beschaffen. Doch ist gerade die Butter so vielen Verfälschungen unterworfen, die größtenteils in Zusetzung von fremden Fetten, Salz, Pottasche, Alaun ꝛc. bestehen. Den Wert der Butter nun kann man mit Leichtigkeit bestimmen. Zu diesem Zwecke versieht man ein sogenanntes Probirgläschen vom Boden ausgehend in gleichen Abständen mit wagerechten Strichen, die man mit einer dreikantigen Feile einritzt. Sodann löst man hierin eine bestimmte Quantität Butter, etwa ein Gramm jedesmal, in Aether. Alle in der Butter enthaltenen Unreinigkeiten werden sich jetzt zu Boden senken, während das reine Fett sich im Aether auflöst. Auf diese Weise läßt sich die Güte der Butter aus der von dem Bodensatz eingenommenen Strichzahl bestimmen. K. B.

Englisches Heftpflaster.

Um das sogenannte englische Heftpflaster selbst herzustellen, nimmt man ganz dünnen Taffet von beliebiger, möglichst heller Farbe und spannt denselben in einem Stickrahmen straff auf. Sodann löst man 10 Teile kleingeschnittener Hausenblase in 120 Teilen warmen Wassers auf, und bestreicht den Taffet auf der einen Seite mit der Hälfte dieser Lösung. Hierbei verfährt man so, daß man nach jedesmaligem Trocknenlassen von neuem Flüssigkeit aufträgt, bis dieselbe verbraucht ist. Unter die andere Hälfte d r aufgelösten Hausenblase mischt man 40 Teile Arnikaspiritus und 1 Teil Glycerin und behandelt nun den Stoff mit dieser Mischung in gleicher Weise wie vorher. Damit das Pflaster beim Befeuchten nicht durchnäßt, wird es noch auf der unbestrichenen Seite mit Benzoetinktur oder Perubalsam getränkt. K. B.

Früchtenbrot.

Sehr gutes Früchtenbrot, das, selbstbereitet, viel besser, appetitlicher und billiger ist, als das man zu kaufen bekommt, bäckt man, indem man sich beim Bäcker des Morgens, wenn der Teig geknetet ist, je

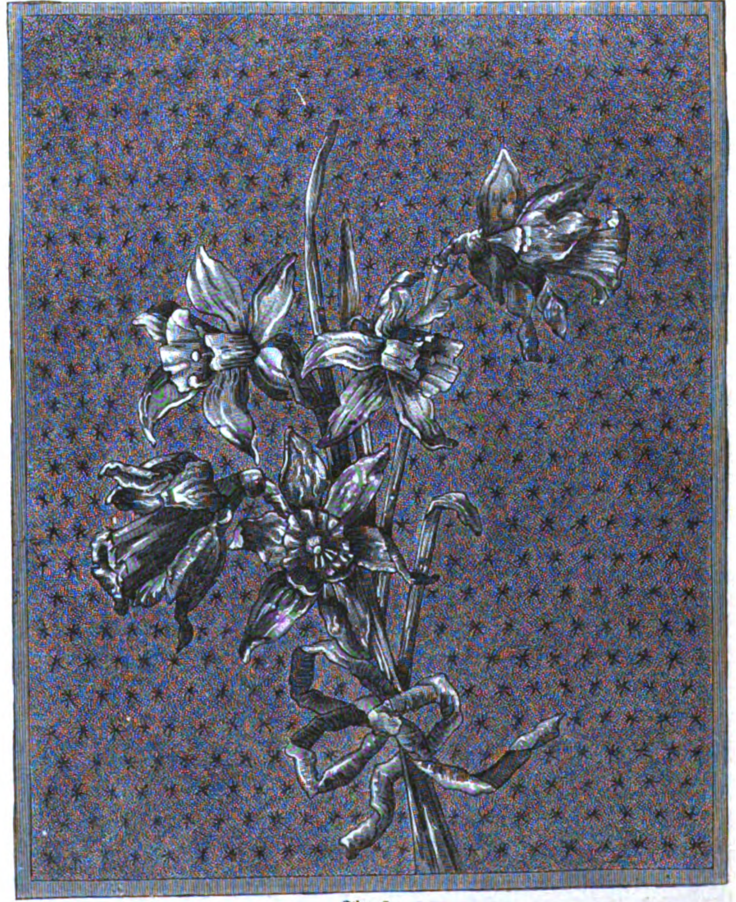


Fig. 3.



Fig. 4.

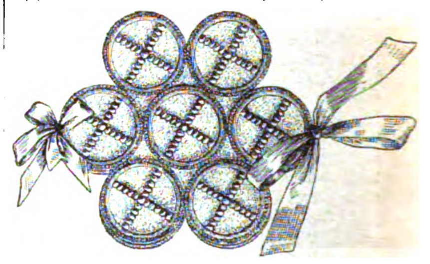
nach Bedarf, Schwarzbrotteig holt und darunter schon zuvor fein geschnittene Zwetschgen, Feigen, Mandeln, Zitronate, Orangenschale, Datteln, Birnenschnitze, Rosinen, Weinbeeren, Zitronenschale, dann als Gewürze: Nelken, Zimmet, etwas Muskatnuß mischt. Man muß verhältnismäßig viele Früchte unter den Teig mengen und sollte er zu fest werden, etwas lauwarmes Wasser und vielleicht ein Gläschen Arak daran gießen. Nun läßt man den Teig gehen, darnach formt man einen Laib oder Wecken, läßt ihn nochmals gehen, bestreicht ihn mit Wasser und läßt ihn beim Bäcker backen. In manchem Haushalte wird Hausbrot gebacken, da verwendet man natürlich von diesem Teige dazu. **A. S.**

Wie bringt man echtes Gold oder Silber auf Leder?

Die besten und schönsten Bronzefarben, so gut man sie sonst verwenden kann, versagen auf dem Leder ihren Dienst. Erst sehen sie ebenso leuchtend aus, wie sonst auf anderem Material; man legt die Arbeit beruhigt aus der Hand oder verschenkt sie, aber wehe, wenn man sie nach einiger Zeit wieder erblickt, all die sorgfältig gearbeiteten Blumen, Ornamente oder was sonst zur Verzierung diente, sind dick mit Grünspan überzogen. Die Gerbstoffe des Leders in Verbindung mit der Bronze haben dieses Unheil angerichtet. Manchem ist es nach solchen Erfahrungen daher wohl erwünscht, über das echte Vergolden Auskunft zu erhalten, dessen Ausführung etwas umständlich ist und nicht allgemein bekannt sein dürfte. Die zu vergoldenden Stellen des Leders werden zuerst mit braunem Schellack vorsichtig mit dem Pinsel bestrichen. Man bekommt den Schellack in kleinen Stücken in jeder Droguenhandlung und muß ihn selbst in Spiritus auflösen, was in der Nähe des Ofens oder in der Sonne schnell geschieht. Nun verschafft man sich von einem Vergolder sogenanntes Vergolderöl, mit welchem die getrockneten Stellen abermals zu überstreichen sind. Dies muß sorgfältig gemacht werden und ist es ratsam, unter das Oel etwas weiße oder gelbe Farbe zu mischen, damit man genau sieht, wo man das Oel hinbringt, denn alles, was über den Rand kommt, muß mit Terpentinöl wieder entfernt werden. Nun läßt man die Arbeit ungefähr vierundzwanzig Stunden liegen, bis das Oel nicht mehr naß ist und nur noch wenig klebt. Jetzt kommt das eigentliche Vergolden, zu dem man sich echtes Blattgold, das in kleinen Paketen à 12 Blatt, die zwischen Löschpapier liegen, verkauft wird, besorgt hat. Man nimmt mit einem flachen, glatten Messer ein Blatt vorsichtig heraus, ohne es mit den Fingern, an die es sich anhängt, zu berühren, und legt es auf die Rückseite eines weichen Stück Leders, auf welchem man es in kleine, schmale Streifchen zerschneidet. Hiefür kann man auch besonders dafür bestimmte Lederkissen, auf drei Seiten mit einem aus Pergamentpapier gefertigten Schirm umgeben, kaufen; letzterer hält die störende Luft ab, da bei dem kleinsten Zug das Gold fortfliegt; ein Messer, auf zwei Seiten scharf, bekommt man zu dem Kissen. Nun ist das geschnittene Gold mit einem trockenen Pinsel, der recht lange Haare hat, an die es sich hängt, auf die bestrichenen Stellen zu bringen, wo es sogleich kleben bleibt und nur leicht mit Watte angedrückt wird. So vergoldet man alles und entfernt erst nach einigen Stunden das an den Rändern überstehende Gold, indem man leicht mit Watte oder einem großen Pinsel über die Arbeit fährt. Genau dasselbe Verfahren ist bei Silber anzuwenden und ermöglicht auch da eine tadellose Ausführung. Gold und Silber bilden die Grundlage für jegliche Bemalung, mit deren Hilfe man dieselbe oder vielmehr eine bessere Wirkung als mit bunten Bronzefarben erzielt. Wunderschön lassen sich ganze Zweige mit Blumen und Blättern also behandeln. Dieselben müssen erst erhaben oder auch vertieft, was noch besser wirkt, in das Leder gearbeitet sein, dann vergoldet oder versilbert man sie und malt mit Oelfarbe darauf. Nur Lasurfarben sind dazu zu verwenden, auch darf man nicht die ganzen Blumen, Blätter oder Aeste anmalen, da gerade die Schönheit der Arbeit darin besteht, daß man die Lichter ausspart, was sehr vorteilhaft wirkt. Natürlich muß man Rücksicht nehmen, daß man das richtige Metall zu den verschiedenen Farben wählt, so wirkt zum Beispiel blau am besten auf Silber, braun auf Gold und so weiter. Bei einigen Versuchen findet man leicht das Richtige und ist durch den schönen Erfolg reich belohnt. **R. v. H.**

Nadelbuch.

Ein nützliches, hübsches Geschenk ist ein Etui mit Maschinen- und Nähnadeln gefüllt. Man stellt dasselbe wie folgt her. Messingringchen in der Größe eines Pfennigstückes werden mit Cordonnetseide überhäkelt; dann spannt man in dieselben kreuzweise Perlen, daß es eine sogenannte Spinne gibt. Nun fügt man die Ringe zusammen, indem man in die Mitte einen Ring gibt und sechs Stücke herum setzt. So werden zwei gleiche Teile gearbeitet, die man auf der einen Seite mit einem Seidenbändchen vereinigt, indem man ein hübsches Schleifchen bindet, auf der entgegengesetzten Seite aber näht man Bändchen, um das Etui damit schließen zu können. Zwischen den beiden Teilen befestigt man drei Blättchen von weißem Flanell, die genau nach dem Aeußeren geschnitten und dann mit Nähseide festonirt



werden. Das Ganze sieht sehr hübsch aus, besonders wenn es von hellblauer Seide mit Silberperlen, oder moosgrüner Seide mit Goldperlen gearbeitet wird. **A. S.**

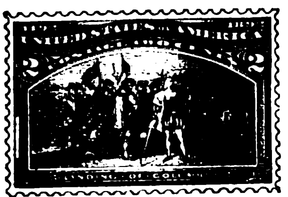
Die Columbusmarken der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die 400jährige Jubiläumsfeier der Entdeckung Amerikas gab den Vereinigten Staaten von Nordamerika Veranlassung, besondere Columbusmarken auszugeben, die nur ein Jahr lang, das heißt vom 1. Januar bis 31. Dezember 1893, in Kurs bleiben und dann wieder durch die gewöhnlichen Freimarken ersetzt werden. Der Gedanke an und für sich ist nicht neu, da auch schon andere Staaten Amerikas Columbusmarken verausgabt haben, so unter anderen Argentinien, dessen Jubiläumsmarken nur an einem einzigen Tag (am 12. Oktober 1892) von der Post ausgegeben wurden, doch haben die Vereinigten Staaten durch seine Ausführung ein so würdiges und herrliches Erinnerungszeichen an die bedeutungsvolle Feier geschaffen, daß wir es uns nicht versagen möchten, unsere geschätzten Leser davon ausführlicher zu unterrichten. Im ganzen sind 15 verschiedene, in wunderbar feinen

und kunstvoll ausgeführten Stahlstichen hergestellte Marken erschienen, die wir anbei in Originalgröße abbilden. Die Miniaturbilder (Verkleinerungen bekannter Gemälde und Stiche, die sich zum großen Teil im Weißen Hause zu Washington befinden) stellen Ereignisse aus dem Leben Columbus dar. Der niederste Wert ist 1 Cent (= 4⅓ Pfg.), der höchste 5 Dollars (circa 21 Mark). Man mag über das Briefmarkensammeln denken wie man will, angesichts solcher Kunstwerke, deren Feinheit, abgesehen von den prächtigen leuchtenden Farben, durch die Abbildungen natürlich nicht erreicht werden konnte, muß selbst der ärgste Gegner bekennen, daß dem Sammeln ein hoher Reiz innewohnt. Jedenfalls sind diese Marken geeignet, ein schönes und allgemeines, weil leicht erhältliches Erinnerungszeichen an die 400jährige Jubiläumsfeier der Entdeckung Amerikas zu bilden. Wie wir hören, sollen an dem ersten Tag, an dem diese Marken ausgegeben wurden, in einer einzigen Stadt, in Chicago, über 1 Million der 1 Cent-Marke, etwa 800,000 der 2 Cent-Marke und so fort verkauft worden sein, jedenfalls ein Beweis, daß die Marken weit außerhalb der Sammlerkreise das Interesse finden, das ihnen unstreitig gebührt.



1 Cent (blau): „Columbus sieht zum erstenmal das neuentdeckte Land." Nach W. H. Powell.



2 Cents (braunviolett): „Landung des Columbus." Nach Vanderlyn.



3 Cents (grün): „Admiralschiff des Columbus." Nach einem spanischen Stich.



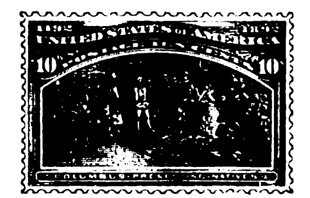
4 Cents (ultramarin): „Die Flotte des Columbus." Nach einem spanischen Stich.



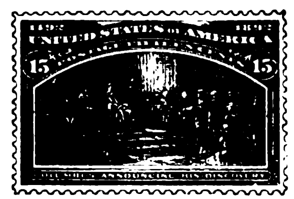
5 Cents (schokoladenbraun): „Columbus erbittet Unterstützung von Isabella." Nach Brozik.



6 Cents (hochpurpurfarbig): „Feierlicher Empfang des Columbus in Barcelona." Nach R. Rogers.



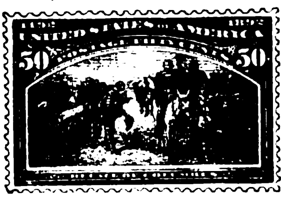
10 Cents (braun): „Columbus zeigt Eingeborene des neuentdeckten Landes." Nach L. Gregori.



15 Cents (dunkelgrün): „Columbus verkündet seine Entdeckung." Nach R. Balaca.



30 Cents (gelbbraun). „Columbus in La Rabida." Nach R. Maso.



50 Cents (schwarzblau): „Rückberufung des Columbus." Nach A. G. Heaton.



1 Dollar (lachsfarben): „Isabella verpfändet ihre Juwelen." Nach M. Degrain.



2 Dollars (rot): „Columbus in Ketten." Nach Leutze.



3 Dollars (gelbgrün): „Columbus beschreibt seine dritte Reise." Nach F. Jover.



4 Dollars (karmin): „Die Bildnisse von Isabella und Columbus" im Kreise. Nach bekannten Gemälden.

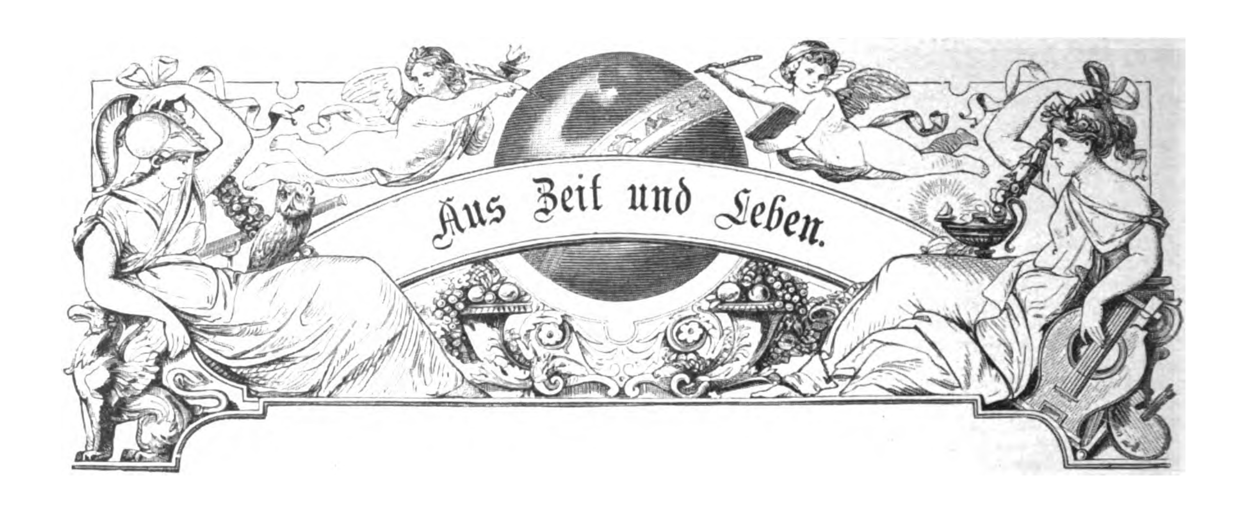


5 Dollars (schwarz): „Kopf des Columbus" im Kreise. Links und rechts davon symbolische Figuren Amerikas und der Freiheit.

Können.

„Ich kann nicht" wäre meist richtiger bezeichnet mit „ich will nicht!" Wie oft hört man zum Beispiel den Ausspruch bei einem Dienstmädchen angewendet: „Ich kann nicht kochen und dabei noch andere Arbeiten verrichten," „ich kann Kinder nicht behandeln" oder auch „ich kann nicht nähen" und so weiter. Das heißt fast immer ich will oder mag nicht, denn was man nicht kann, soll man einfach lernen, aber das wollen viele Menschen nicht, da es viel bequemer ist, es überhaupt nicht thun zu müssen. Wie herzlos und unverständig lautet es, wenn eine Frau sagt: „Diese Kranke könnte ich nicht um mich haben!" oder „diese Zufälle könnte ich nicht mit ansehen!" Warum kann gerade sie es nicht? Wenn nun alle so sagen wollten, wer pflegte da wohl die armen Kranken! Solch ein Ausspruch ist eine Versündigung, und oft habe ich die Beobachtung gemacht, daß gerade diese Frauen noch in ihrer Familie, bei Mann oder Kindern haben Pflegerinnen sein müssen und nicht gefragt wurden, ob sie könnten, sondern sie mußten. Es ist sehr unrecht von Erwachsenen, Kindern vor Geisteskranken, mit Krämpfen Befallenen und so weiter Furcht beizubringen; man soll vielmehr das Mitleid bei ihnen wecken und sie lehren, Kranken liebevoll zu begegnen. Das schönste Mädchen wird bei wirklich gebildeten, zartfühlenden Menschen verlieren, wenn es statt Hilfe zu leisten, sagt: „Ich kann nicht!" Es ist entweder Herzlosigkeit, Charakterschwäche oder Verzärtelung. Man sage Gott Dank, wenn man nicht auf die Gnade des Nächsten angewiesen ist und bethätige diesen durch freudiges Entgegenkommen bei jedem Leidenden. In allen Lebenslagen aber sage man sich: „Ich muß" und man wird erst sehen, wie viel man kann.

A. S.



Der neue Intendant der Stuttgarter Hofbühne.

Es ist eine alte, vielumstrittene Frage, ob zur Führung eines Hoftheaters sich ein Kavalier, ein Mann der Feder oder ein Schauspieler am besten eigne. Mit wechselndem Erfolg hat man es mit allen drei Gattungen versucht. Wo liegt der Schwerpunkt? In der tadellosen Repräsentation bei Hof und in der Gesellschaft? Oder bewährt der Intendant sich dadurch, daß er als scharfsichtiger Dramaturg die Bühnenstücke bis in ihre Fasern kennt und die Darsteller auf Herz und Nieren zu prüfen versteht? Oder endlich kommt es darauf an, daß er, groß im Handwerk, mit dem Geheimnis vertraut ist, Kassen zu füllen und gute Abschlüsse zu erzielen? Selbst angenommen, diese Eigenschaften fänden sich alle bis zu einem gewissen Grade zusammen bei einem Manne, wird man nicht auch nach seinem Charakter, seinen Gesinnungen und vornehmlich darnach fragen müssen, ob es ihm Ernst ist, heiliger Ernst mit der Pflege der Kunst, und ob er wirklich ihr eine Pflanzstätte zu schaffen vermag? — Im Grunde fällt die gesamte Persönlichkeit der Bewerber ins Gewicht, ihre künstlerische, geschäftsmännische und moralische Qualifikation. Und gerade darum ist das Problem der Wahl so schwierig, weil in der Gegenwart künstlerische und finanzielle Interessen unendlich schärfer sich kreuzen als in der Zeit größerer Anspruchslosigkeit an die scenische Ausstattung, durch welche letztere die Budgets der modernen Theater so schwer belastet sind.


Joachim Gans Edler Herr zu Putlitz.

Als König Wilhelm II. von Württemberg die Regierung antrat und Umschau hielt nach einem neuen Intendanten, da glaubten viele, er werde den ausgezeichneten Bühnenfachmann Dr. Julius Werther zurückberufen. Doch entschied er sich für einen Kavalier, damit andeutend, daß er bei der Berufung des Intendanten wesentliches Gewicht auf dessen Hofstellung lege. Der Erkorene trug noch die Epauletten des badischen Leibregiments — aber einen in der Theaterwelt klangvollen Namen, war doch sein Vater, Gustav zu Putlitz, lange Jahre der verdienstvolle Leiter der Karlsruher Hofbühne gewesen, und als Autor einer Anzahl tüchtiger, auf den Repertoires standhaltender Theaterstücke von gemütlich bürgerlichem Anstrich bekannt. Sein Sohn, Joachim Gans Edler Herr zu Putlitz, geboren am 7. Mai 1860 auf seinem väterlichen Stammgut Retzin in der Mark Brandenburg, hatte von ihm die Liebe zum Theater geerbt, und diese Liebe ward noch genährt durch den regen künstlerischen Verkehr, der im elterlichen Hause herrschte und besonders durch seine Mutter, eine geborene Gräfin von Königsmarck, gepflegt wurde. Diese hochgebildete Frau, welche als Witwe noch auf dem Putlitzschen Stammgute lebt, nahm an allem, was Theater, Kunst und Literatur betrifft, den lebhaftesten Anteil und konnte ihrem Gatten die Mühen seines Amtes vielfach erleichtern. Ob sie jemals davon träumte, ihren Sohn einst ebenfalls auf dem Intendantensessel eines Hoftheaters zu sehen, ist zweifelhaft, schien

er doch in seiner militärischen Laufbahn sich ganz glücklich zu fühlen. Er gewann aber im elterlichen Hause unter den dort herrschenden Verhältnissen frühzeitig einen Einblick in das Getriebe des Theaterhandwerks und auch hier bestätigte sich das Goethesche Wort von den Söhnen der Künstler und Handwerker: daß sie in der Werkstätte des Vaters spielend gar manches sich aneignen und in sich aufnehmen, was ein anderer erst mühsam von Anfang an lernen muß.

Entscheidend für die Zukunft des jungen Barons zu Putlitz wurde seine im Jahr 1888 erfolgte Versetzung auf die Kriegsschule nach Berlin. Hier, wo mit den alten Hoftheatern eine Reihe junger, lebendiger, auf sich selbst gestellter Bühnen in kräftigem Wettbewerb rang, gewann er Fühlung mit dabei maßgebenden Persönlichkeiten und versuchte, zunächst unter Kameraden, sich selbst auf den weltbedeutenden Brettern, teils als Darsteller, teils als Regisseur und Impresario. Sehr gut bekannt mit Direktor L'Arronge, besuchte er auf dessen Deutschem Theater häufig Proben und lernte in das Innere des scenischen Schaffens und Darstellens blicken. Sein näherer Umgang mit Künstlern wie Kadelburg gab ihm selbst Ideen zu kleinen Lustspielen ein, welche Aufgaben für diese enthalten sollten; aus einer solchen Anregung entstand beispielsweise der hübsche Schwank „In Civil" von Kadelburg, der auch auf Liebhaberbühnen ein beliebtes Zugstück wurde. In Berliner Offiziers- und diplomatischen Kreisen wurde die Vorliebe des jungen Putlitz für das Theater und sein Talent, etwas Derartiges zu arrangiren, bald bekannt, und hier knüpften sich auch die Fäden an, welche später, zur Zeit der Vakanz der Stuttgarter Intendantenstelle, zu seiner Empfehlung an den König von Württemberg und zuletzt zu seiner Berufung führten.

Allerdings geschah diese zunächst in provisorischer Form, nämlich auf einjährige Probezeit. Mitte Januar 1892 übernahm Baron zu Putlitz die Führung der Geschäfte der königlichen Hoftheaterintendanz; er sollte innerhalb eines Jahres die Beweise dafür ablegen, daß er der neuen ihm übertragenen Aufgabe gewachsen sei. Ein Jahr ist freilich dafür kein genügender Zeitraum. Eine Reihe guter, gesunder Pläne kann an dem nicht hinlänglich vorbereiteten Personal oder an zufälligen äußeren Verhältnissen scheitern; umgekehrt können geschickte, kecke Anläufe die trügerische Hoffnung auf eine systematische Weiterentwicklung erwecken. Das Beste wird also auch heute noch, nach bestandenem Probejahr, der Zukunft überlassen bleiben.

Zweifellos kam Baron zu Putlitz nach Stuttgart mit den besten Absichten, ganz und gar auf den Grundsätzen fußend, die sein Vater als Leiter der Hoftheater von Schwerin und Karlsruhe bethätigte. Und hiezu kam beim jungen Putlitz eine Persönlichkeit von sehr freundlichen, liebenswürdigen Umgangsformen und jugendlich frischer Elastizität, ein gerader Charakter, ein Gemüt von fast rührend schönem Vertrauen. An spezifischer Begabung für das neue Amt machte sich bei Baron zu Putlitz bei den Proben ein gewisses behendes Auffassen des dekorativ Wirksamen und ein entschiedener Geschmack für scenische Einrichtung kund, dabei eine gewisse leichte und doch keineswegs oberflächliche Führung der Geschäfte des Bureaus.

Man will behaupten, das Schoßkind des neuen Stuttgarter Intendanten sei das Schauspiel, der Oper stehe er fremder gegenüber. Wenn dem so ist, so besitzt er jedenfalls in seinen Kapellmeistern treffliche Berater, und er wird den alten guten Ruf der Stuttgarter Hofoper nicht zu Grunde gehen lassen. Die Pflege des Schauspiels aber liegt ihm wirklich am Herzen und sein Ehrgeiz ist darauf gerichtet, der ihm unterstehenden Bühne auf diesem Gebiete eine selbständige, ja führende Rolle zu erringen. Er will Stuttgart zur Premièrenbühne machen. Bereits gelang es ihm, Richard Voß zu bewegen, sein neues Drama „Malaria", zu dessen Umarbeitung nach der Lektüre Baron zu Putlitz dem Autor nach dessen eigenem Zeugnis dankenswerte Winke gegeben hatte, zuerst in Stuttgart aufführen zu lassen. Es wurde mit aller Liebe und Sorgfalt, ja mit ausnehmender Hingebung inscenirt und dargestellt, die Wirkung sowohl der Dichtung als der Aufführung war auch eine so entschiedene, daß man von dieser Première als von einem Ereignis für das Stuttgarter Hoftheater sprechen darf. Ein zweiter Versuch in dieser Richtung geschah zu Anfang des neuen Jahres mit dem vieraktigen Drama eines einheimischen Dichters: „Wer hebt den Stein auf?" von L. G. Beßmer. Wenn dieses Stück, trotzdem es Talent verrät, noch zu sehr in der Anfängerschaft steckt, als daß es sich dauernd hätte behaupten können, so wäre es doch schwer zu beklagen, wenn — selbst durch trübere Erfahrungen — Baron zu Putlitz sich von seinem Vorsatze abbringen ließe, der zeitgenössischen dramatischen Produktion eine Stütze zu sein, ihr Licht und Schutz zu gewähren, wo immer es in seinen Kräften steht.

Im Rahmen einer Hofbühne kann und will Baron zu Putlitz den neuesten Naturalisten, insoweit ihre Werke die Bande der Sittlichkeit lockern und dem Ideal des Schönen geradezu Hohn sprechen, keine Aufnahme gewähren; aber er gibt sich Mühe, aufstrebende Talente auf die Bahn zu bringen, daß sie bei dem Kunstwerk nicht bloß auf einen Abklatsch der Natur, sondern auch auf Maß und Schönheit dringen, daß sie die Erde nicht zum Spital und Jammerthal machen, sondern über das Elend des Daseins hinausheben und weite, ideale Gesichtspunkte erschließen. Und wir können nur lebhaft wünschen, daß der junge Stuttgarter Bühnenchef diesem Programme treu bleibe und daß sein königlicher Herr, der ihn auf diesen Posten berief und ihn, wie jetzt feststeht, nach dem Probejahr bestätigt, dieses Programm ausdrücklich und dauernd gutheiße.

Adolf Palm.

*

Ueber seinen Lebensgang und seine Aufgabe hat uns Herr zu Putlitz selbst eine kurze Skizze zur Verfügung gestellt, die wir dem Obigen um so lieber folgen lassen, als unsere Leser gewiß begierig sind, den neuen Intendanten selber sprechen zu hören.

Herr zu Putlitz schreibt: „Wenn jemand schon acht Tage nach seiner Geburt zum Ehrenmitglied einer politischen Fraktion ernannt wird, dann sollte man eigentlich annehmen, daß der Drang zu politischer Thätigkeit ihm thatsächlich mit in die Wiege gelegt worden wäre. Die Sache verhielt sich also: 1860 war mein Vater Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und gehörte der Fraktion Matthy an, welche politisch den Standpunkt vertrat, den jetzt annähernd die Nationalliberalen einnehmen. Mitten aus den Sitzungen heraus wurde er zu meiner Geburt auf seine Besitzung Retzin gerufen, und dorthin übersandte ihm die Fraktion das Ehrenbürgerdiplom für den neuen Weltbürger, das noch jetzt in meinem Besitz ist. Aber im genauen Gegensatze zu dieser politischen Perspektive sollte sich mein Leben gestalten: zuerst Offizier, dem das Politisiren verboten ist, und dann Bühnenleiter, der glücklicherweise für das ‚garstige Lied' keinen Sinn zu haben braucht, wenn ihm auch manches recht garstige Lied zur Begutachtung vorgelegt wird. Mein Vater hatte übrigens — wenn er auch einige Zeit Abgeordneter war — ebenfalls recht wenig Sinn für Politik, und so wurde denn, was in der Wiege an mir verbrochen worden ist, recht bald wieder gut gemacht. 1863—67 leitete mein Vater das Schweriner Hoftheater, dann lebte er in Berlin, um im Frühjahr 1873 als Intendant des badischen Hoftheaters nach Karlsruhe überzusiedeln. Dort trat ich 1877 in das badische Leibregiment ein, so daß ich nur wenige Jahre außerhalb des elterlichen Hauses zubringen mußte. Daß mir in demselben die Liebe zur Kunst und im speziellen zur dramatischen Kunst eingeimpft worden ist, dürfte allen denen nicht merkwürdig erscheinen, die das künstlerisch rege Leben zu beobachten Gelegenheit hatten, das sich im Salon meiner Mutter fast allabendlich vor dem Theater entfaltete;

gab es hier Anregung, so gab es nach dem Theater, wenn ein kleinerer, intimerer Kreis zu einem Glase Bier und einer Cigarre versammelt war, Belehrung. So reifte denn der Wunsch in mir, auch meine Kräfte einstens in den Dienst der Kunst zu stellen, und mit der Entstehung dieses Wunsches fing ich an, das Theater nicht nur von der vergnüglichen Seite aus zu betrachten, sondern mich auch über die ernsten und häßlichen Seiten desselben zu informiren. So kam ich 1888 auf drei Jahre nach Berlin, und hier hatte ich nun Gelegenheit, mit aller Energie an die Arbeit zu gehen. Es würde mich zu weit führen, über diese drei Jahre mich weitläufiger auszulassen; nur so viel sei gesagt, daß mir dieselben — nachdem mich im Januar dieses Jahres die Gnade Seiner Majestät des Königs von Württemberg auf den Stuttgarter Intendantenposten berufen hat — von unschätzbarem Werte sind; bin ich doch durch sie mit allen Kreisen, die zum Theater in Beziehung stehen, in persönlichen Verkehr gekommen und bin nun in der Lage, die dort gesammelten Erfahrungen — künstlerischer wie auch praktischer Art — zu verwerten. Wollen Sie zum Schluß meine Ansicht über die Pflichten eines Intendanten hören, so kann ich nur die Worte wiederholen, die mein Vater in den ‚Theatererinnerungen' (bei Besprechung seines Schweriner Amtsantrittes) niedergelegt hat: „Was ich mir als Ziel stecken wollte, war mir ganz klar. Der dramatischen Literatur gegenüber wollte ich jede edlere Bestrebung fördern, heranziehen, unterstützen, die Darstellungen durch sorgfältigstes Ensemble zu möglichster Vollendung bringen, den Geschmack des Publikums vom Unedlen, Frivolen ablenken und ihn durch vorsichtiges Hinführen zu den dramatischen Schätzen unserer Literatur zu bilden suchen, dem ganzen Schauspielerstande aber wollte ich eine geachtete Stellung in der Gesellschaft erringen und ihm gegenüber manches Vorurteil der öffentlichen Meinung besiegen.'"

Der neue französische Kammerpräsident.

Die sensationelle Panamaangelegenheit, die ganz Frankreich jetzt in eine leicht begreifliche Aufregung versetzt und so viele tonangebende Persönlichkeiten in ihre Kreise zieht, hat auch den bekannten Kammerpräsidenten Floquet als einen in diese Skandalaffaire Verwickelten von seinem Stuhle gestoßen. Die französischen Volksvertreter sahen sich daher genötigt, sich nach einem neuen Vorsitzenden ihrer hohen Körperschaft umzusehen. Ihre Wahl fiel auf Jean Casimir Périer. Der neue Kammerpräsident steht gegenwärtig in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre und ist ein Enkel des berühmten Casimir Périer, der unter Louis Philipp Minister war. Nachdem er seine Studien beendet und im deutsch-französischen Kriege Militärdienste geleistet hatte, widmete er sich der politischen Laufbahn und wurde, als sein Vater das Ministerium des Innern bekleidete, dessen Kabinetschef. 1874 in die Kammer gewählt, ernannte ihn Dufaure während seines ersten Ministeriums zum Unterstaatssekretär. Als die Kammer aber das bekannte Gesetz votirte, wodurch den Mitgliedern der früher in Frankreich souveränen Familien die Bekleidung öffentlicher Aemter untersagt wurde, gab er seine Demission mit der Erklärung, daß die Umstände ihm nicht erlaubten, seine Familienpflichten mit seinen republikanischen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen. In der Kammer stand er stets in hohem Ansehen, was auch schon früher dadurch zum Ausdruck kam, daß er zum Vizepräsidenten und zum Obmann der Budgetkommission gewählt wurde. Während der letzten Jahre blieb er politisch ganz im Hintergrunde. Für seine neue schwere und verantwortliche Stellung bringt er den in Frankreich jetzt seltenen Ruf eines vollständig fleckenlosen Charakters mit, der sich der Achtung und Wertschätzung aller Parteien erfreut.



Casimir Périer.

Ein Dichter-Komponist.

Ein Gedenkblatt zum 70. Geburtstag Richard Genées, 7. Februar.

Von

Dr. Adolph Kohut.

(Hiezu das Porträt Seite 997.)

Die Kaiserstadt an der Donau ist noch immer die Haupt- und Heimstätte der modernen deutschen Spieloper. Dort leben die Großmeister im Reiche der leichtgeschürzten Muse: Strauß, Suppé, Millöcker und Genée. Der letztere unterscheidet sich noch dadurch von seinen Brüdern in Apoll, daß er nicht allein die prickelnden, ausgelassenen Melodien in seinen Operetten erfindet, sondern sich auch die dazu nötigen Texte schreibt, kurz, daß er ein Dichter-Komponist ist wie — Richard Wagner. Die Manen des Meisters von Bayreuth zürnen mir hoffentlich wegen dieses Vergleichs nicht, denn in der That ist Genée der Wagner der modernen Operette: Text und Melodie gehen bei ihm Hand in Hand; wie der Reformator der Oper beherrscht auch er die Bühne, nur daß er nicht auf dem Kothurn einherschreitet, sondern in der Maske des Momus sich uns zeigt.

Der Zufall, dieser beste aller Humoristen, hat den drolligen Einfall gehabt, vor siebenzig Jahren — am 7. Februar 1823 — im Karneval den Dichter-Komponisten, den Schöpfer des „Seekadet" und der „Nanon", auf die Welt kommen zu lassen. Die karnevalistische Stimmung können alle die zahlreichen Libretti und Kompositionen des Jubilars nie und nimmer verleugnen. Eine wahre Fundgrube des Humors sind diese zahlreichen dichterischen und musikalischen Schöpfungen. Die deutschen Männergesangvereine und Chöre verdanken seiner ewig lustigen Muse die schönsten und auserlesensten Perlen ihres Repertoires; denn er hat es nicht verschmäht, auch für jene sowie für Liedertafeln zu dichten und zu komponiren. Aus der Fülle dieser seiner Erzeugnisse nenne ich nur die nachstehenden Operetten, Scenen, komischen Arien, komischen, humoristischen und heiteren Männergesänge, Humoresken, Duette und Terzette: „Der Zopfabschneider", „Don Trabuco di Trabucillos", „Die Prinzessin von Kannibalien", „Die Ständchenprobe", „Ehemannns Schlummerlied", „Meine Frau hat schwache Nerven", „Die gute Schwiegermama", „Ich weiß nicht, was ich singen soll", „Wasser, Bier und

Wein", „Das deutsche Schneiderbankett", „Ein Mann in den besten Jahren", „Frosch-Ballade", „Bräutigam und Ehemann", „Herr Nudelmüller und seine Töchter", „Der Weinreisende", „Sennerin und Bua im Salon", „Die gestohlene Gans", „Hauswirt und Mieter", „Eine Partie Sechsundsechzig" und so weiter.

Doch nicht allein als Librettist seiner eigenen Spielopern, sondern auch als derjenige anderer Komponisten hat Genée eine fabelhafte Fruchtbarkeit entfaltet, denn entweder allein oder in Gemeinschaft mit seinem Text-Compagnon F. Zell hat er zu den berühmtesten Operetten Offenbachs, Strauß', Millöckers, Suppés den Text geschrieben und dadurch nicht wenig zu dem Erfolg jener Bühnenstücke beigetragen, denn ohne ein wirksames und fröhliches Libretto ist selbst der melodienreichste Tonschöpfer sehr übel daran.



Richard Genée, der um ein Jahr ältere Bruder des Literarhistorikers Rudolf, wurde in Danzig als ältester Sohn des Bassisten, Schauspielers und nachmaligen Danziger Theaterdirektors Friedrich Genée geboren. Er sollte ursprünglich Medizin studiren, sattelte aber um und widmete sich der Musik. Stahlknecht und Dehn in Berlin waren seine Lehrer. Schon mit zwanzig Jahren schrieb er eine Festouverture zur Eröffnung des Zoppoter Theaters und dirigirte dieses sein Erstlingswerk selbst. Im Jahre 1848 finden wir ihn als selbständigen Operndirigenten in Reval, dann an den Stadttheatern zu Riga, Köln, Düsseldorf, Aachen, Mainz, Danzig, Schwerin, Prag und schließlich seit 1868 als Dirigent und Komponist am Theater an der Wien in Wien. Seitdem ist Wien seine zweite Heimat geworden, wo er seit fast einem Vierteljahrhundert ständig wirkt und schafft. Richard Genée begann, wie man sieht, als ernster Operndirigent. So wurde unter seiner Leitung auf der Bühne zu Riga, als einer der ersten nächst Weimar, 1852 Wagners „Tannhäuser" mit glänzendem Erfolg aufgeführt. Noch 1862, als er — einer Aufforderung des ihm sehr befreundeten Schweriner Hoftheaterintendanten F. von Flotow Folge leistend — ein Jahr lang interimistisch die Stelle des erkrankten Schweriner Hoftheaterkapellmeisters A. Schmitt versah, dachte er nicht daran, sich ganz und gar der Operette zu widmen — aber der Rhein hatte es ihm angethan. Das fröhliche Karnevalsleben in Köln, Düsseldorf und namentlich in Mainz übte einen gewaltigen Eindruck auf ihn aus, und der lebhafte Beifall, den seine für gesellige Kreise und Männergesangvereine geschriebenen Piecen fanden, veranlaßte ihn, sich ganz und gar der Muse der Spieloper zu weihen.

Mit einer romantischen Oper: „Der Geiger aus Tirol" hatte er 1857 in seiner Vaterstadt Danzig nicht ohne Glück debutirt; auch die 1862 in Schwerin aufgeführte einaktige Oper: „Der Musikfreund" fand vielen Anklang — doch zeigte es sich immer mehr, daß das humoristische Genre sein eigentliches Lebenselement sei. Nicht nur, daß er zahlreiche Operetten Offenbachs und anderer für die deutsche Bühne bearbeitete, schrieb er — wie schon erwähnt — für die Wiener Komponisten-Kollegen selbständig wie auch in Gemeinschaft mit anderen sehr viele Libretti. Dem Wunsche des damaligen Direktors M. Steiner gemäß, Johann Strauß als Operettenkomponisten zu gewinnen, stand er diesem bei seinen Bühnenarbeiten als praktischer Berater zur Seite, feilte und richtete die Texte für ihn ein, verfaßte für ihn das Libretto zur „Fledermaus", zu „Cagliostro", zum „Lustigen Krieg" und „Eine Nacht in Venedig"; ferner für Suppé: „Fatinitza", „Boccaccio", „Donna Juanita", „Der Gascogner" und „Die Jagd nach dem Glück"; für Millöcker: „Gräfin Dubarry", „Der Bettelstudent", „Gasparone" und noch zahlreiche andere Libretti.

Die beiden Operetten: „Der Seekadet" (1876) und „Nanon" (1877) werden bekanntlich noch heute in allen Sprachen der Welt gegeben. Von seinen übrigen Tondichtungen hebe ich noch hervor: „Nisida", „Die letzten Mohikaner", „Rosina", „Die Piraten", und „Dreizehn" — auch unter dem Titel „Der Dreibund" aufgeführt —, so daß sein Name fast mit jedem größeren Erfolg der Wiener Operette aufs engste verknüpft ist.

Fünfzig Jahre auf den Brettern.

Am 2. Februar feiert im Wiener Hofburgtheater die Hofschauspielerin Frau Luise Schönfeld, deren erstes Auftreten vor einem halben Jahrhundert, am 2. Februar 1843, stattfand, ihr Jubiläum.

Luise Schönfeld ist gleich der unvergeßlichen Haizinger, deren Rollenfach sie in Wien teilweise übernahm, in Karlsruhe geboren und verdankt die Entdeckung ihres Talentes der Mutter Viktor Scheffels, in dessen Familie sie ein häufiger, gerne gesehener Gast war. In ihrem siebenzehnten Jahre wurde sie vom Generalintendanten Freiherrn von Gemmingen für das Hoftheater in Karlsruhe engagirt und gab als Antrittsrolle das „Hannchen“ in Claurens, seither längst vergessenem Stücke „Der Wollmarkt oder das Hotel von Wiburg“. Bald hatte sie größere, ernstere Aufgaben zu lösen — sie spielte das Gretchen — und die Gunst des Karlsruher Publikums blieb ihr treu bis zu ihrem Scheiden im Jahre 1872, wo sie einem Rufe Heinrich Laubes an das neu gegründete Wiener Stadttheater Folge leistete.

„Im älteren Frauenfache,“ äußert sich Laube über sie, „war Frau Schönfeld unsere erste Kraft für Schau- und Lustspiel. Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit zeichnen sie aus und erwerben ihr sofort das Wohlwollen jedes Publikums.“



Luise Schönfeld,
k. u. k. Hofschauspielerin.

Die Katastrophe, welche im Jahre 1880 über das Stadttheater hereinbrach, war die Veranlassung zu ihrem Engagement an das kaiserlich königliche Hofburgtheater. Ihre Antrittsrolle war das „Bärbele“ in „Dorf und Stadt“. Als Zierde der Künstlerschar des Burgtheaters, als Stütze des Repertoires ist Frau Schönfeld dem Wiener Publikum ans Herz gewachsen. Sch.

Notizblätter.

Meteorologie.

Schneller als es irgend jemand ahnen konnte, hat sich in dem Deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt eine Thätigkeit entwickelt, welche bereits die schönsten Erfolge zu verzeichnen hat und der nunmehr auch die Allerhöchste Anerkennung durch Gewährung einer reichen Spende von 50,000 Mark zu weiterer umfangreicher Fortsetzung der angefangenen Arbeiten zu teil geworden ist. Jeder muß es sich heute selbst sagen, wir bewegen uns auf eine neue großartige Epoche der Kulturentwicklung zu; die wunderbaren Vorgänge des Luftozeans, welche uns das Wetter machen, die Geheimnisse des Vogelfluges, sie treten mit ihren Erklärungen in immer greifbarerer Gestalt vor unser Auge und der weitschauende menschliche Geist spekulirt schon, wie er alle diese neuen Entdeckungen sich dienstbar machen kann. Der Deutsche Verein zur Förderung der Luftschiffahrt, in dessen Reihen sich die stolzen Namen der deutschen Gelehrtenwelt finden, hat sich zunächst ausschließlich nur das eine Ziel der Erforschung des Luftozeans mit Hilfe von Freiballons und Fesselballons gestellt, und setzt vorerst alle seine Kräfte zu einem glanzvollen, dem deutschen Namen und der deutschen Arbeit Ehre machenden Gelingen dieses großartigen Planes ein. Indem er sich insbesondere auf die Ergebnisse von fünf in den Jahren 1888 und 1892 gemachten wissenschaftlichen Fahrten mit dem Ballon „Herder“ und dem Ballon „M. W.“, sowie auch die der häufigen Fesselfahrten des Ballons „Meteor“ stützt, baut er seine neuen Pläne auf Erfahrungen auf, welche die beste Gewähr für deren glückliche Durchführung bieten. Das Material des Vereins besteht zur Zeit aus dem Fesselballon „Meteor“, für den der nun leider dahingeschiedene Werner von Siemens ein 800 Meter langes Kabel geschenkt und eine Ballonhalle auf seinem Grundstück erbaut hatte. Zu diesem gehört eine Kabelwinde und eine Reihe sehr wertvoller, von Prof. Dr. Aßmann mit den Mechanikern Fuchs und Bohne eigens für den Ballon konstruirter Registrirapparate zum Aufzeichnen der Höhen-, der Temperatur- und Feuchtigkeits-Verhältnisse der Luft. Außerdem steht dem Verein der dem Vereinsmitgliede Herrn Killisch v. Horn gehörende Ballon „M. W.“ zu wissenschaftlichen Freifahrten zur Verfügung. Aus den ihm nun so reichlich zugeflossenen Mitteln wird der Bau eines 2528 Kubikmeter großen Ballons geplant, mit dem man etwa 50 wissenschaftliche Fahrten zu unternehmen gedenkt. Dieser Ballon könnte, mit Wasserstoff gefüllt, 2 Personen etwa 10,000 Meter hoch bringen. Der hohe Preis dieses Gases zwingt aber, von dessen Gebrauch Abstand zu nehmen und zur Verwendung von Leuchtgas schreiten zu müssen, mit welchem nur Höhen von rund 7000 Meter erreicht werden können. Man hofft jedoch durch dekarburirtes Leuchtgas diese Höhe auf 7800 Meter steigern zu können, und wird daher auch Versuche mit Dekarburirungsmethoden anstellen. Die Fahrten selbst werden in innigem Zusammenwirken mit dem unter Professor v. Bezold in Berlin thätigen Königlichen meteorologischen Institut stattfinden, mit welchem auch das Programm jedesmal eingehend beraten werden wird. Die Leitung der Versuche untersteht dem Vorsitzenden des Vereins, Professor Dr. Aßmann und dem Vorstande. Das angestrebte und hoffentlich allemal zur Durchführung kommende Beobachtungssystem beruht auf dem gleichzeitigen Aufsteigen sämtlicher 3 Ballons des Vereins, im Zusammenwirken mit den über Deutschland verteilten meteorologischen Stationen, soweit letztere sich in der Fahrtrichtung befinden und unter thätiger Beteiligung der gleiche Bestrebungen verfolgenden Vereine in München, Wien und im Auslande. Man sucht auf diese Weise Kenntnis vom Zustande unserer Atmosphäre in verschiedenen Höhen und an verschiedenen Punkten Europas zu erlangen. Eine Grundbedingung für den Erfolg ist die Ausrüstung der Ballons mit gleichwertigen, geprüften Instrumenten, besonders die mit dem nur allein richtige Temperaturen angebenden Aßmannschen Psychrometer, sowie endlich eine richtige Anbringung der Instrumente am Ballon, und deren gewissenhafte Ablesung. Das Aßmannsche Psychrometer unterscheidet sich von allen anderen derartigen Instrumenten im wesentlichen dadurch, daß bei ihm den Quecksilberkugeln des Thermometers durch ein vermittelst Uhrwerk getriebenes Saugrad fortwährend neue Luft zugeführt wird, und daß diese Konstruktion, wie durch Versuche nachgewiesen worden ist, jede Beeinflussung der angezeigten Lufttemperatur durch von Sonnenstrahlung hinzugeführte Wärme ausschließt. Die Ballonbeobachtungen haben sich auch als unvergleichlich besser als jene von Höhenstationen herausgestellt. Bei letzteren ist die Einwirkung der Bodenbeschaffenheit immer

eine derartige, daß die Werte für Temperatur und Feuchtigkeitsabnahme beanstandet werden können, ebenso sind die Beobachtungen der Windgeschwindigkeiten, weil der Wind sich vor dem Berge staut und nun mit verstärkter Geschwindigkeit über die Kuppen hinwegfegt, keine richtigen. Anders im Ballon, hier fallen alle diese störenden Einflüsse fort, wenn die Instrumente richtig angebracht sind, wenn zum Beispiel das Psychrometer nicht im Korbe oder dicht am Körper des Menschen abgelesen wird. Bei den Vereinsfahrten werden diese Instrumente an langen Bambusstangen zum Korbe hinausgehängt und mit Fernrohren abgelesen. Dem Plane nach hofft man, den neuen Ballon im Februar fertig zu stellen und die Fahrten bald darnach zu beginnen. Wir werden diese interessanten Versuche weiter verfolgen und unseren freundlichen Lesern gelegentlich darüber Bericht erstatten.

Die Meteorologie wendet sich gegenwärtig mit Eifer der Erforschung möglichst hoher Luftschichten zu, da man in ihnen die Wiege der wichtigsten Veränderungen des Wetters vermutet. Die Forscher begnügen sich nicht mehr mit meteorologischen Warten auf hohen Berggipfeln; der Luftballon soll mehr als bis jetzt in den Dienst der Wetterkunde gestellt werden. Dem Vordringen des Menschen in die Höhe ist jedoch eine Grenze gesetzt. Glaisher, der am 5. September 1862 im Ballon die Höhe von 11,270 Meter erreichte, verlor in ihr das Bewußtsein, Sivet und Brocé Spinelli fanden schon in einer Höhe von etwa 8800 Meter den Erstickungstod; so scheint es, daß selbst für Naturen, welche an Höhenluft gewöhnt sind, 10,000 bis 12,000 Meter die Grenze des Vordringens bilden. Und doch erstreckt sich der Luftraum viel höher. Da ist man auf den Gedanken gekommen, in Regionen, welche dem Menschen anscheinend für immer verschlossen sind — Instrumente hinaufzusenden. An kleinen Luftballons befestigt, läßt man selbstregistrirende Barometer und Thermometer aufsteigen; diese Instrumente notiren jede Veränderung in ihrem Stande auf einer sich langsam abwickelnden Papierrolle, platzt dann der Luftballon in den höchsten Luftschichten, so fallen die Instrumente zur Erde nieder und wer sie aufhebt, der kann aus dem Papierstreifen ablesen, wie hoch der Luftballon gestiegen war und wie kalt es in verschiedenen Höhen gewesen ist. Natürlich sind die Instrumente derart verwahrt, daß sie beim Absturz nicht zerbrechen. Der berühmte französische Mathematiker Hermite ließ in letzter Zeit einige solcher fliegenden Wetterwarten aufsteigen; man hat mehrere der Apparate in einer Entfernung von etwa 150 Kilometer vom Aufsteigorte aufgefunden und sie Hermite zurückgeschickt. Laut den Aufzeichnungen hat einer dieser Probeballons die ansehnliche Höhe von 8000 Meter erreicht. — Aber auch dem Vordringen der Luftballons ist eine Grenze gesetzt. Der mit Wasserstoffgas gefüllte Ballon erreicht schließlich eine Höhe, in welcher er ebenso schwer ist wie die dünne Höhenluft. Je schwerer die Ballonhülle ist, desto weniger hoch wird der Ballon steigen. Für meteorologische Zwecke hat darum neuerdings Hauptmann Rénard von der Aëronautenschule zu Meudon eine besonders leichte Ballonhülle hergestellt, die sechsmal leichter sein soll, als die bis jetzt gebräuchlichen Hüllen, und die auf je ein Quadratmeter nur 50 Gramm wiegt. Der Vorteil, der damit erreicht wird, ist sehr bedeutend. Ein aus dem gewöhnlichen Stoff gefertigter Luftballon kann die Höhe von 20 Kilometer erst dann erreichen, wenn er 3000 Kubikmeter Gas faßt; bei einem aus dem neuen leichten Stoff gefertigten Ballon genügt bereits ein Rauminhalt von 14 Kubikmeter, um ihn gleichfalls 20 Kilometer über den Meeresspiegel zu erheben. Rénard wird demnächst solche fliegende Wetterwarten in Gestalt von Luftballons mit 6 Meter Durchmesser aufsteigen lassen. Ueber die größten Höhen, bis zu welchen die neuen Luftballons vordringen können, machte der berühmte Aëronaut in der Akademie der Wissenschaften zu Paris jüngst einige interessante Angaben. Die Luftballons mit leichter Hülle brauchen nur einige Kubikmeter Rauminhalt zu haben, um 12 bis 15 Kilometer hoch zu steigen; sollen sie die doppelte Höhe erreichen, so muß ihr Rauminhalt schon Hunderte von Kubikmeter fassen, zur Erreichung einer dreifachen Höhe sind bereits Zehntausende von Kubikmeter nötig, und wenn man eine solche fliegende Wetterwarte 50,000 bis 60,000 Meter hoch steigen lassen wollte, so müßte der Luftballon bereits einige Millionen Kubikmeter groß sein! Die fliegenden Wetterwarten werden vorerst nur für mittlere Höhen von 15,000 bis 20,000 Meter gebaut und aufgelassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Aufzeichnungen der Instrumente unser Wissen von der Verteilung der Wärme in oberen Luftschichten bedeutend erweitern werden; denn alle Angaben über Temperaturen in jenen Höhen, die bis jetzt gemacht worden sind, beruhen nur auf allgemeinen Berechnungen, deren Richtigkeit durch die fliegenden Wetterwarten erst bestätigt werden muß. Sehr treffend hat man diese Luftballons „Luftlotse" genannt, die einen Gegensatz zu den Tiefseelotsen bilden, mit welchen wir die ungeheueren Tiefen des Meeres ergründen.

Astronomie.

Unsere Nächte sind nicht vollständig dunkel, auch wenn der Mond am Himmel fehlt, werden sie bei klarem Wetter durch den Glanz der Sterne erhellt. Ueber die Stärke des Sternenschimmers sind die Ansichten sehr verschieden; sicher wechselt er je nach der Beschaffenheit unserer Atmosphäre. Man hat aber auch versucht, die Helligkeit, welche die Sterne auf die Erde werfen, zu messen. Charles Henry, der Erfinder eines sehr empfindlichen Photometers, hat in einer der letzten Augustnächte die Helligkeit des Sternenschimmers gleich 0,00057042 Meterkerzen gefunden; mit anderen Worten soll der gestirnte Himmel auf ein Blatt Papier ebenso viel Licht werfen, wie eine Normalkerze auf 41 Meter Entfernung. Auf die Richtigkeit solcher Messungen kann man nicht schwören; die Fehlerquellen sind bei ihnen zu groß; immerhin ist die Bemühung der Forscher, so schwierige Probleme zu lösen, erwähnenswert.

Kultur und Wissenschaft.

Die Pflanzen sind, wie Tiere und Menschen, Krankheiten aller Art unterworfen. Können sie auch vom Fieber befallen werden? Unter Umständen ja! Wir fiebern oft, wenn gewisse Mikroorganismen als Krankheitserreger unsern Körper befallen und dieser sie zu bekämpfen, zu vernichten sucht. Das Fieber ist alsdann ein Symptom des Kampfes der Zellen gegen die Mikroorganismen. Max Herz in Wien hat neuerdings in Töpfen keimende Gerste durch Fäulnisbakterien angesteckt und es zeigte sich, daß die keimenden Pflanzen eine übermäßig hohe Temperatur entwickelten. Als er zur fermentirenden Hefe einen fauligen Aufguß zugoß, trat gleichfalls eine Temperaturerhöhung in der gärenden Flüssigkeit ein. Man kann diese Erscheinungen wohl als ein Fieber der Pflanzen bezeichnen, obwohl es dem menschlichen Fieber keineswegs gleich ist; so wurde zum Beispiel durch Zugabe von Antipyrin die Temperatur in der „kranken" gärenden Flüssigkeit nicht herabgesetzt; wohl aber geschah dies nach Hinzufügung antiseptischer Mittel, welche die Entwicklung der Fäulnisbakterien hemmten.

Die Gesetze verbieten zwar, giftige Farbstoffe bei der Herstellung von Spielwaren anzuwenden, aber Eigennutz und Unwissenheit verleiten die Menschen, die Verbote zu überschreiten. Im allgemeinen gelten die Gummispielwaren als am allerwenigsten gefährlich. Die Farben, welche zum oberflächlichen Färben dieses Spielzeugs benützt werden, können die Gesundheit nicht schädigen, weil hiebei als Bindemittel in Schwefelkohlenstoff gelöster Kautschuk benützt wird, der die Farbe durch feste Verbindung mit der Kautschukunterlage ganz unlöslich macht, so daß sie selbst in den Mund genommen (was ja beim Spielzeug kleiner Kinder immer vorkommt) keine Vergiftung bewirkt. Bei der Fabrikation des vulkanisirten Kautschuks werden aber oft auch giftige Stoffe, wie Bleiweiß, Zinkweiß, mit der Kautschukmasse zusammengeknetet und in diesem Falle dürfte eine gewisse Vorsicht am Platze sein. Auf Veranlassung Erismanns wurden neuerdings im hygienischen Institut zu Moskau 36 Proben Gummispielzeug verschiedener Herkunft darauf geprüft, ob die in denselben enthaltenen giftigen Farben sich im Speichel oder in gesäuerter Milch lösten. Dieses war in der That der Fall bei schwarzen und grauen in der Masse gefärbten Sachen, welche Blei und Zink enthielten, während das fünffache Schwefelantimon, mit welchem die Gummimasse rot oder rotbraun gefärbt wird, sich unlöslich erwies. Aus diesen Untersuchungen ergaben sich für Eltern einige sehr beachtenswerte Winke. Rote und rotbraune in der Masse gefärbte Gummispielsachen sind nicht schädlich; graue Spielsachen sind verhältnismäßig schädlich, da sie Zinkoxyd enthalten; in der Masse schwarz gefärbte Spielsachen aus Gummi sind schädlich, wenn sie Bleioxyd enthalten. Man kann sie aber leicht von den unschädlichen Gummisachen unterscheiden, da sie im Wasser sinken. Ueberhaupt läßt sich die allgemeine Regel aufstellen, daß alle Gummisachen, mit denen die Kinder in Berührung kommen, unschädlich sind, wenn sie im Wasser schwimmen, wenn sie elastisch und von weicher Konsistenz sind. Je größer das spezifische Gewicht der Gummiwaren ist, desto größer ist ihr Gehalt an mineralischen Bestandteilen und desto geringer ist ihr Wert.

Die Fülle des Lichts, mit welcher gegenwärtig die Leuchttürme ausgestattet werden, ist geradezu erstaunlich. In den sechziger Jahren war man zufrieden, wenn die Leuchtfeuer eine Lichtstärke von 40,000 bis 45,000 Kerzen erreichten, und als im Jahre 1865 einer der ersten elektrischen Leuchttürme auf dem Kap de la Hève bei Havre errichtet wurde, betrug seine Lichtstärke gleichfalls nur 6000 Karoels oder 45,000 Kerzen. Das war ein bescheidener Anfang, aber schon im Jahre 1881 wurde ein Leuchtturm bei Marseille mit einem Leuchtapparat von nahezu 1 Million Kerzen ausgerüstet, und heute wird auf dem Kap de la Hève ein neuer Leuchtturm aufgeführt, dessen Lichtstärke 19 Millionen Kerzen gleichkommen soll. Die Schiffer werden das Leuchtfeuer sehen, so weit es die Krümmung der Erdoberfläche gestattet, also auf eine Entfernung von 55 Meilen. Selbstverständlich nur bei günstigem Wetter, denn das elektrische Licht vermag den Nebel nicht besonders gut zu durchdringen, und die Meinungen der Seeleute über den Wert des elektrischen Lichtes für Leuchttürme an nebeligen Küsten sind geteilt. Jüngst petitionirten sogar englische Schiffskapitäne um Abschaffung der elektrischen Leuchtfeuer an der Mündung der Themse, denn diese wurden im Nebel unsichtbar, während man Oellampen und Gaslaternen noch sehen konnte.

Die Findigkeit der Nahrungsmittelverfälscher kennt keine Grenzen. Auch die Apfelsinen werden nunmehr „verbessert". Die Blutapfelsinen finden bekanntlich sehr viele Liebhaber und werden leichter als die gewöhnlichen abgesetzt. Die Käufer der Blutapfelsinen in Paris machten nun neuerdings die trübe Erfahrung, daß viele der von ihnen erstandenen Blutapfelsinen im Innern keineswegs rot gefärbt waren, sondern hübsch blaßgelb aussahen. Die Chemiker gingen der Sache auf den Grund und da stellte es sich heraus, daß die Schalen jener Apfelsinen von den Händlern mit Biebericher Scharlach nachgefärbt worden waren.

Bühne.

Das deutsche Bühnenleben war in jüngster Zeit bewegter als seit langem. Der Erfolg des letzten Sudermannschen Stückes ist entschieden in den Schatten gestellt worden durch denjenigen, den am 4. Februar Ludwig Fuldas Märchendichtung „Der Talisman" im Deutschen Theater zu Berlin errang. Das Werk, das vom Anfang bis zum Ende Anspielungen auf Persönlichkeiten und Erscheinungen des deutschen Tageslebens enthält, wird von der Kritik einstimmig als Fuldas beste Leistung anerkannt. Zu dem Erfolge auf der Bühne trug in erster Reihe Herr Kainz als der König des Märchens durch das innige Erfassen dieser halb modernen, halb von mittelalterlichen Anschauungen beherrschten Gestalt bei.

Ein großes Aergernis hat den Verehrern Anzengrubers das Deutsche Volkstheater in Wien, dem Pietät gegen diesen Dichter heilige Pflicht sein sollte, bereitet, indem es gegen den bekannten Willen des Letzteren und gegen denjenigen fast aller Mitglieder des „Anzengruber-Kuratoriums" eine dreiaktige Gesangsposse von Karl Gründorf: „Aber Anton", zu der der junge Anzengruber lediglich ein paar Liedertexte beigesteuert, unter dem Schutze von Anzengrubers Namen aufführte. Ein vollständiges Fiasko war der verdiente Lohn für dieses Unterfangen.

Zumeist im Vereine mit Mozarts anmutigem Singspiele „Bastien und Bastienne" wandert jetzt Leoncavallos „Bajazzo" über die deutschen Bühnen. Ohne Mascagnis „Bauernehre" zu erreichen, interessirte der „Bajazzo" mit seiner „veristisch" angehauchten Musik und Handlung das Publikum dieser Tage in Köln, Karlsruhe und Stuttgart, in welcher letztern Stadt derselbe besonders durch die ausgezeichnete Musikdirektion Herrn Zumpes zu voller Geltung gelangte.

Man schreibt uns aus Chicago: Karl Böttchers Volksstück „Ausgewiesen!" ging Mitte Januar auch im neuerbauten Schillertheater zu Chicago vor gänzlich ausverkauftem Hause in Scene. Die Darsteller und der gegenwärtig in der Weltausstellungsstadt anwesende Dichter wurden wiederholt stürmisch gerufen.

Denkmäler.

Die Stadt Koblenz hat kurz nach dem Tode der Kaiserin Augusta beschlossen, der hohen Frau ein würdiges Denkmal zu setzen. Für dasselbe sind gegenwärtig rund 65,000 Mark vorhanden. Das Komite hat sich dafür entschieden, daß ein von Professor Möst in Karlsruhe vorgelegter Modell-Entwurf zur Ausführung kommen soll. Das Modell war in der jüngsten Stadtverordneten-Versammlung und seinerzeit in photographischer Darstellung in Berlin ausgestellt.

Gestorben.

Below-Lugowen, k. preuß. Generallieutenant z. D., 54 Jahre alt, am 24. Dezember, auf seinem Gute Lugowen bei Insterburg.

Blaine, James Gillespie, der vormalige Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Nordamerika, bedeutender Politiker, 63 Jahre alt, am 27. Januar, in Washington.

Bose, v., Karl Gustav Adolf, k. sächs. Wirkl. Geheimrat und Gesandter a. D., am 6. Januar, in Ballenstedt.

Böhm, v., Otto, Regierungsdirektor, Abteilungsvorstand bei der Generaldirektion der k. bayr. Verkehrsanstalten, hochverdient um das Verkehrswesen in Bayern, 56 Jahre alt, am 19. Januar, in München.

Brune v. Mons, Graf, Ludwig, großherzogl. luxemburg. Kammerherr, früher nassauischer Gesandter im Haag, 73 Jahre alt, am 26. Dezember, in Wiesbaden.

Buchner, Karl, Kommerzienrat, Architekt u. Mitinhaber der Würzburger Baufirma Friedrich Buchner, Erbauer der meisten Mainbrücken, am 21. Januar, in Würzburg.

Butler, Benjamin Franklin, nordamerikanischer Advokat und General, der am Bürgerkrieg hervorragenden Anteil nahm, 74 Jahre alt, am 11. Januar, in Washington.

Cassel, David, Dr., Docent an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, einer der besten Kenner der jüdischen Geschichte u. Literatur in der Gegenwart, 75 Jahre alt, am 23. Januar, in Berlin.

Chabrillat, Henri, beliebter franz. Romanschriftsteller, der auch zahlreiche Operettentexte verfaßt hat, 49 Jahre alt, Mitte Januar, in Paris.

Conrad, L. W., Schauspieler am k. Theater in Hannover, tüchtiger Charakterdarsteller, am 19. Januar, in Hannover.

Delpit, Albert, beliebter franz. Romanschriftsteller, 43 Jahre alt, am 4. Januar, in Paris.

Dockum, v., Karl Eduard, k. dän. Vizeadmiral, früher Marineminister und Gesandter, 89 Jahre alt, am 30. Jan., in Helsingör.

Eichstedt, Karl, Dr., Prof. der Medizin an der Universität Greifswald, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der epidemischen Krankheiten und der Dermatologie, 76 Jahre alt, am 31. Dezember, in Greifswald.

Foulon, Josef Alfred, Kardinal, Erzbischof von Lyon, 70 Jahre alt, am 24. Januar, in Lyon.

Francke, Georg Bernhard, Dr., Oberlandesgerichtsrat in Dresden, bekannter juristischer Schriftsteller, 67 Jahre alt, am 16. Januar, in Dresden.

Goldhann, Ludwig, Dr., deutsch-österr. Dichter u. Schriftsteller, 69 Jahre alt, am 18. Januar, in Brünn.

Hardy, Alfred, Prof. u. ehemaliger Präsident der Académie de Médecine in Paris, berühmter Dermatolog, als Arzt u. Lehrer gleich geschätzt, 82 Jahre alt, am 24. Januar, in Paris.

Hayes, Rutherford Birchard, der 19. Präsident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, 1877—1881, der republik. Partei angehörig, 70 Jahre alt, am 18. Januar, in New-York.

Lachner, Vinzenz, der bekannte bedeut. Komponist von Männerchören, wurde am 19. Juli 1811 in dem bayrischen Dorfe Rain am Lech geboren. Der Schwerpunkt seiner künstlerischen Thätigkeit liegt in seiner Leitung der Mannheimer Oper von 1836—1873, die er in unermüdlicher Thätigkeit zu hohen Ehren brachte. Während dieser Zeit schrieb er auch die berühmten Männerchöre. Seit 1879 lebte er in Karlsruhe als Mittelpunkt eines weiten Freundeskreises. Nach seiner Mitwirkung bei der 500jährigen Feier der Hochschule Heidelberg, zu welcher er, der längst gefeierte Scheffelsänger, die Scheffelhymne komponirte, wurde ihm das Kommandeurkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen. An seinem Namenstage, am 22. Januar, nachmittags 5 Uhr, verschied er in einem Alter von 81½ Jahren.





Hill, Karl, großherzogl. mecklenburgischer Kammersänger, ausgezeichneter Baritonist, 53 Jahre alt, am 12. Januar, in Schwerin.

Hügel, v., Alexander, Freiherr, k. u. k. Feldmarschallleutenant und Kämmerer, 60 Jahre alt, am 15. Januar, in Trient.

Jacobs, Theodor, Geh. Admiralitätsrat a. D., früher Mitglied des Deutschen Reichstages, 68 Jahre alt, am 6. Januar, in Berlin.

Kahler, Otto, Dr., k. u. k. Hofrat, Professor der speziellen Pathologie und Therapie an der Universität Wien, berühmter Mediziner, 43 Jahre alt, am 24. Januar, in Wien.

Kemble, Frances Anne, eine einst hochgefeierte Schauspielerin und Shakespeare-Vorleserin, auch als Schriftstellerin mit Erfolg thätig, 85 Jahre alt, Mitte Januar, in London.

Lamb, Martha J., bekannte, durch ihre Gelehrsamkeit und durch Wohlthätigkeit ausgezeichnete amerikanische Geschichtsschreiberin, 67 Jahre alt, am 3. Januar, in New-York.

Liliencron, v., Friedrich, Freiherr, herzogl. sachsen-altenburg. Kammerherr u. Wirkl. Geh. Rat, Intendant des herzogl. Hoftheaters in Altenburg, 87 Jahre alt, am 27. Jan., in Altenburg.

Marenholtz-Bülow, v., Bertha, Freifrau, hochverdient um die Förderung der Fröbelschen Kindergärten, 82 Jahre alt, am 9. Januar, in Dresden.

Morgenstern, Karl, bekannter Landschaftsmaler, 81 Jahre alt, am 10. Januar, in Frankfurt a. M.

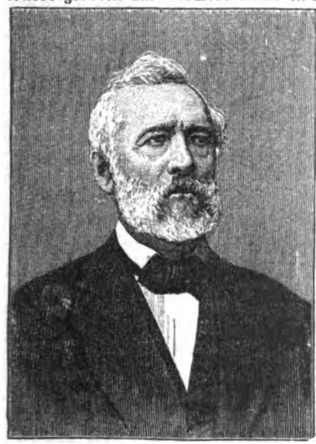
Noll, Friedrich Karl, Prof., Gymnasiallehrer, bekannter naturwissenschaftlicher Schriftsteller und Redakteur der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“, 60 Jahre alt, am 14. Jan., in Frankfurt a. M.

Otto, Henriette Melitta, geb. Alvsleben, Ehrenmitglied der Dresdener Hofoper, eine einst berühmte Koloratur- und Oratoriensängerin, 49 Jahre alt, am 13. Januar, in Dresden.

Paar, Graf, Ludwig, der frühere Botschafter Oesterreichs beim Vatican, 75 Jahre alt, am 6. Januar, in Meran.

Price, Julius, der ausgezeichnete Mimiker an der Wiener Hofoper, gleichzeitig Prof. des Tanzes und der Mimik am Konservatorium in Wien, am 24. Januar, in Wien.

Reichensperger, Peter, Dr., k. preuß. Obertribunalrat z. D., wurde geboren am 28. Mai 1810 in Koblenz. Auf rheinischen Gymnasien und Universitäten vorgebildet, arbeitete er ein Vierteljahrhundert lang an rheinischen Gerichten, bis er 1859 dauernd als Obertribunalrat nach Berlin übersiedelte. Mit dem Jahre 1848 beginnt seine ununterbrochene bis an sein Ende dauernde parlamentarische Thätigkeit. Damals wurde er in das Frankfurter Parlament gewählt. 1852 stiftete er mit seinem Bruder August die katholische Fraktion im preußischen Abgeordnetenhause, die sich 1861 den Namen Zentrum beilegte und als solche auch in den Reichstag trat. Reichensperger war der politische Führer der Katholiken, ein gewaltiger Redner voll Feuers und großer Geistesschärfe. Am letzten Tage des alten Jahres verschied der von allen Parteien wegen seines ehrenhaften Charakters hochgeschätzte Mann.



Ratibor, v., Viktor, Herzog, Fürst v. Corvey, Prinz von Hohenlohe-Schillingsfürst, Präsident des preußischen Herrenhauses, 75 Jahre alt, am 30. Januar, auf Schloß Rauden in Schlesien. (Bild und Lebensbeschreibung s. S. 955.)

Schneider, v., Präsident der k. württemberg. Oberrechnungskammer u. der Staatskassenverwaltung, am 8. Januar, in Stuttgart.

Sethbridge, Thomas B., britischer Admiral, am 30. Dezember, in London.

Sevain, John, englischer Dichter, am 11. Januar, in London.

Steinacker, Eduard, Dr., Prof., Oberlehrer für Naturwissenschaften u. Mathematik am Realgymnasium in Braunschweig, der eine lebhafte Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst und der vaterländischen Geschichte entwickelt hat, 53 Jahre alt, am 5. Januar, in Braunschweig.

Stefan, Josef, Dr., Prof. der Physik an der Universität Wien und Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften, 57 Jahre alt, am 7. Januar, in Wien.

Steinbeis, v., Ferdinand, Dr., Präsident, k. württemberg. Geheimrat und ehemaliger Vorstand der k. württemberg. Zentralstelle für Gewerbe und Handel, wurde geboren am 5. Mai 1807 in dem Dorfe Oelbronn im Oberamt Maulbronn des württembergischen Neckarkreises, wo sein Vater Pfarrer war. Ursprünglich auch zum geistlichen Berufe bestimmt, zeigte sich bald in ihm eine lebhafte Neigung zum Hütten- und Bergbau, welchem Berufe er sich zunächst auf dem königlichen Hüttenwerk Wasseralfingen und dann in Abtsgemünd widmete. In seinem 18. Lebensjahre bezog er die Universität Tübingen und trat dann nach beendetem Studium in den Dienst der königlichen Eisenwerke. 1830 wurde Steinbeis Oberhüttenverwalter beim Fürsten von Fürstenberg, 1842 schied er wieder aus diesem Dienstverhältnisse und nahm bei den Gebrüdern Stumm in Neunkirchen bei Saarbrücken die Stellung als technischer Administrativdirektor an. Als 1849 die Zentralstelle für Gewerbe und Handel in Württemberg gegründet wurde, wurde Steinbeis als technischer Rat mit dem Titel Regierungsrat in dieselbe berufen. 1855 erfolgte seine Ernennung zum Direktor dieses Instituts, welchen Posten er bis zu seiner Pensionirung am 27. Mai 1880 inne hatte. Neben seinen außerordentlichen Leistungen für die württembergische Industrie, gebührt ihm auch das Verdienst, die Fortbildungsschulen ins Leben gerufen zu haben. Am Abend des 7. Februar verschied er sanft in Leipzig.



Schaaffhausen, Hermann, Dr., Geh. Medizinalrat und Prof. an der medizinischen Fakultät der Universität Bonn, einer der bedeutendsten Anthropologen der Gegenwart, Mitbegründer der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft u. Präsident des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, 76 Jahre alt, am 26. Jan., in Bonn.

Scheurl v. Defersdorf, Christoph Gottlieb Adolf, Freiherr, Dr., früher Prof. der Rechte an der Universität Erlangen, bedeutender Romanist und Kirchenrechtslehrer, 82 Jahre alt, am 24. Januar, in Nürnberg.

Spitzer, D., der bekannte „Wiener Spaziergänger“, ist nach langem, schwerem Leiden gestorben. Manches der geflügelten Worte in den Spaziergängen, die er zuerst in der „Wiener Presse“, dann in der „Deutschen Zeitung“ und schließlich in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlichte, wird ihn überleben. Seine bitterböse, zersetzende Satire galt in erster Reihe den Dunkelmännern in Staat und Kirche, sie schonte aber, wenn sich die Gelegenheit zu einem Witze bot, auch die eigenen Partei- und Gesinnungsgenossen nicht. Seit Jahren war Spitzer fast ganz verstummt. Die Beliebtheit aber, die er früher genoß, hat noch keiner von seinen zahlreichen Nachahmern zu erreichen verstanden.



Zech, v., Paul, Dr., Prof. an der technischen Hochschule in Stuttgart, namhafter Physiker u. Meteorolog, am 17. Januar, in Laichingen.

Zichy, Rudolf, Graf, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses, ehemaliger Obergespan der k. Freistädte Kaschau, Eperies, Bartfeld u. Zeeben, 59 Jahre alt, am 16. Januar, in Kaschau.

Zorilla y Moral, José, Don, bedeutender span. Lyriker und Dramatiker, 74 Jahre alt, am 23. Januar, in Madrid.

Wilde, Ed., Präsident der A. E. Wilde-Compagny, bekannter deutsch-amerikanischer Buchhändler, 69 Jahre alt, Ende Januar, in Cincinnati.



Literatur.

Der Roman „Daniella" von Ferdinande Freiin von Brackel, der bereits in dritter Auflage im Verlag von J. P. Bachem in Köln erschienen ist, reiht sich vollberechtigt den übrigen Romanen und Novellen der rühmlichst bekannten Verfasserin an. Die Titelheldin ist die Tochter eines sehr reichen Bankiers in Berlin, ein schönes, geistig reich begabtes Wesen, außerordentlich verzogen. Stolz auf ihr eigenes Können, ihren scharfen Verstand, strebt sie nur darnach, ihr eigenes Ich, ihren Willen stets zur Geltung zu bringen, überall in den Vordergrund zu treten und zu herrschen. Nur die leidenschaftliche Liebe zu einem hochbegabten jungen Manne, der ihre Wege kreuzt, wäre im Stande gewesen, Daniella auf den richtigen Pfad der Erkenntniß, der Religion, der Demut zu führen, hätte Anton Rother die Leidenschaft der Jüdin erwiedern können und — wäre er nicht von Hause aus zum katholischen Geistlichen bestimmt gewesen. Schließlich spielt Daniella eine hervorragende Rolle in den anarchistischen Kreisen von Paris vor und nach 1870 und endet im Wahnsinn, als es ihr, nachdem sie ein maßgebendes Mitglied der Kommune geworden ist, nicht gelingt, das Leben des Geliebten zu retten, der mit noch anderen Leidensgenossen zum Tode durch Erschießen verurteilt ist.

Im Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins in Elberfeld erschien „Aus dem Blumenthalwald", preisgekrönte Erzählung für Jung und Alt von Adelheid von Rothenburg, geb. von Zastrow, in zweiter Auflage. Sinnig und poesievoll wie ein Märchen gibt sich diese anmutende Erzählung, welche die glorreichen Heldenthaten aus der Zeit der Befreiungskriege zum Gegenstand hat. Man muß es der Darstellung der Verfasserin nachrühmen, daß sie jugendliche Herzen zur Vaterlandsliebe zu begeistern versteht. — Unter dem Titel „Daheim und draußen" hat Sophie Verena eine Erzählung für junge Mädchen im Verlag von H. W. Müller in Berlin herausgegeben. Es ist eine reizende Idee, drei junge Mädchen in Briefen an ihre Lehrerin ihr ganzes Gemüts- und Geistesleben weihevoll ausströmen zu lassen, und die Verfasserin hat dieser Idee die liebenswürdigste Ausführung zu teil werden lassen. Das durchaus gediegene Buch wird einen nachhaltigen pädagogischen Einfluß auf die Heranbildung der weiblichen Jugend ausüben. — „Eine Badereise", Erzählung für junge Mädchen von Franziska Eppner, Verlag von Reinhold Pabst in Delitzsch. In einem Badeorte Westfalens läßt die Verfasserin einen Kreis lieber Menschen sich versammeln, in welchem sich Fäden der Liebe und Freundschaft zu einem harmonischen Gewebe knüpfen. — Kurz, bündig und originell beschreibt Cornelius Gurlitt „Die Hochzeitsreise", die Paul Hey mit allerliebsten Illustrationen geschmückt und der Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München in hocheleganter Ausstattung als empfehlenswerte Gabe für Neuvermählte herausgegeben hat. — Ludwig Anzengrubers Roman „Der Schandfleck" wurde bekanntlich von dem Dichter einer Umarbeitung unterzogen und unter Hinzufügung neuer Verwicklungen und Lösungen erstand auf alter Basis eine neue Erzählung unter dem Titel „Die Kameradin" (Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig), die im Gegensatz zu der Dorfgeschichte den Schwerpunkt nach der Stadt verlegt und die Erlebnisse eines Landmädchens ebenso originell wie anziehend schildert. — In zweiter Auflage erschien im Verlag von Heinrich Minden in Dresden und Leipzig „Die Familie Kobisan", ein galizisches Sittenbild von Anton Smital. Der Autor entrollt in diesem Sittenbilde in charakteristischen Details ein Stück polnischer Mißwirtschaft, welche oft die seltsamsten Gegensätze zum Ausdruck bringt. — Ein gewisses kulturelles Interesse beansprucht des Fürsten Dimitry Galitzin Roman aus der Gesellschaft „Der Rubel", der, in einzig autorisirter Uebersetzung von Adele Berger, im Verlag von Heinrich Minden in Dresden und Leipzig erschien und die Jagd nach dem allmächtig gewordenen Mammon in oft erschütternden Scenen schildert.

„Doktor Hamlet und anderes" betitelt Marco Brociner einen stattlichen Band deutscher und rumänischer Geschichten (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.), unter denen namentlich die Liebesabenteuer, welche der Chefredakteur der dreimal wöchentlich erscheinenden „Bomba", Herr Bobrica, seinen Zuhörern auftischt, durch geradezu klassischen Humor hervorragen. Den schroffsten Gegensatz hierzu bietet die Novelle „Doktor Hamlet", in der uns ein in den düstersten Farben gehaltenes Seelengemälde entrollt wird.

Auf dem Gebiet der Kriminalromane hat sich in neuester Zeit der französische Schriftsteller Pierre Sales einen wohlverdienten Namen erworben. Sein jüngster Roman ist im Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt (vormals S. Schottländer) in Breslau und Leipzig in zwei Bänden unter dem Titel „Der Brandstifter", Roman aus dem Pariser Leben, in einer wohlgelungenen Uebertragung von Emil Neumann erschienen. Pierre Sales ist ein gewandter Erzähler, von nicht geringer Erfindungsgabe. Sein „Brandstifter" fesselt den Leser von Anfang an und hält ihn in beständig sich steigernder Spannung. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß der Roman durchaus dezent gehalten ist.

Ein echt französisches Sittenbild hat A. Hanny in dem Roman „Lügen" von Paul Bourget (Verlag von G. Grimm, Budapest) übersetzt. Mag die Tendenz des Buches auch eine tiefernste sein, veredelnd dürfte sie kaum auf das Lesepublikum wirken.

Aus dem Verlag von Hans Lüstenöder in Berlin liegt vor: „Das deutsche Lied", Erzählung aus den nationalen Verhältnissen Böhmens von Anton Ohorn. Der Autor entwirft in lebhaften Farben ein wahrheitsgetreues Bild der beiden sich schroff gegenüberstehenden Parteien und tritt als beredter Kämpfer für deutsches Recht und deutsche Sprache mutig in die Schranken.

Eine zwar anspruchslose, aber unterhaltende Gabe ist: „Was der Neckar rauscht", Lieder und Schwänke von Robert Oechsler, mit Illustrationen von L. Silzer, Verlag von Otto Weber, Heilbronn. Der Autor schildert in diesen, teils ernst, teils humoristisch gehaltenen Liedern seine schwäbische Heimat und vor allem die Geschichte und Sage der Neckarstadt Heilbronn.

Im Verlag von Ebner & Seubert (Paul Neff) in Stuttgart erschien: „Gottfried Schadow", Aufsätze und Briefe nebst einem Verzeichnis seiner Werke herausgegeben von Julius Friedlaender, zweite vermehrte Auflage. Diese, von Emil Hübner in Berlin besorgte, zweite Auflage, die auf Wunsch der Nachkommen Schadows veröffentlicht wurde, hat insofern eine Bereicherung erfahren, als drei bisher ungedruckte Briefe Schadows, das Tagebuch von 1805—1824 und kleine Ergänzungen zu bereits früher gedruckten Aufsätzen Schadows darin aufgenommen wurden.

„Tauern-Gold" nennt der berühmte Weltreisende Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen (A. Hartlebens Verlag, Wien, Pest, Leipzig). Und in der That, welch herrlichen Einblick in die wunderbare Region der Gletscher und zugleich in die Herzen jener biederen Bergbewohner gewährt uns der Autor mit seiner dem Leben und der Natur meisterhaft abgelauschten Erzählung.

„Epheu und Veilchen" nennt sich eine kleine Sammlung patriotischer und lyrischer Gedichte von C. H. Werner, die in zweiter Auflage im Selbstverlage des Verfassers erschienen ist. Der Autor verfügt über ein bescheidenes Talent, das für den Haus- und Familienbedarf zugeschnitten ist.

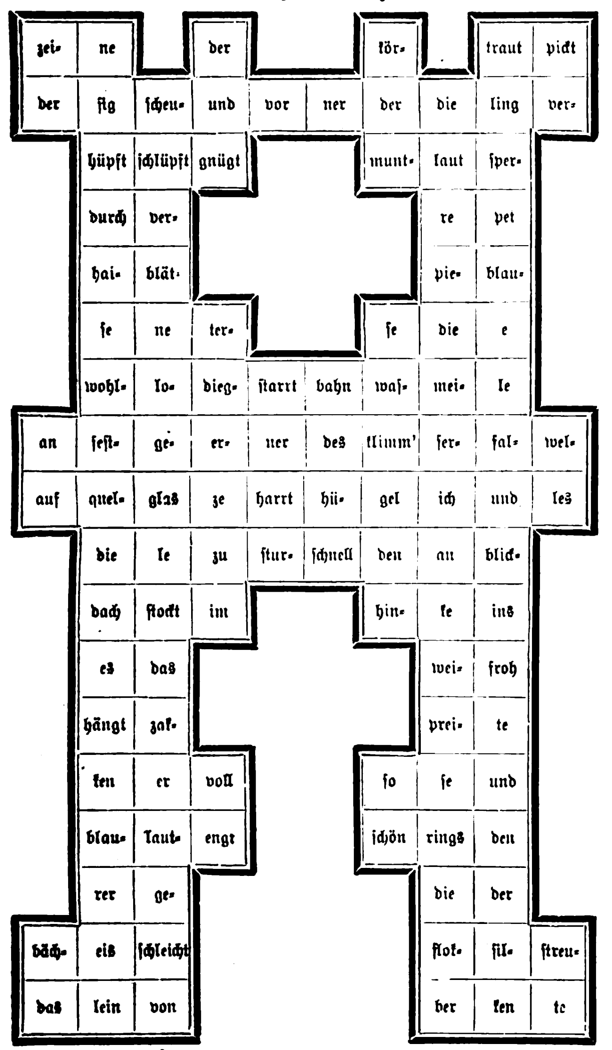
Eine treffliche Uebersetzung der „Gedichte von Alexander Petöfi", aus dem Magyarischen von Heinrich Melai, erschien in zwei Bänden im Verlag von W. Krafft in Hermannstadt. Der erste Band dieser Ausgabe umfaßt die Gedichte Petöfis aus den Jahren 1842 bis 1845, der zweite die aus den Jahren 1846 bis 1849. Der Uebersetzer hatte, an der Hand der vom „Athenäum" im Jahre 1884 veranstalteten illustrirten Ausgabe der Gedichte Alexander Petöfis, die Uebersetzung aller bekannten lyrischen Gedichte des großen ungarischen Dichters vollendet. Bei einer Durchsicht des Ganzen hat er indes aus Zweckmäßigkeitsgründen alle diejenigen Gedichte weggelassen, welche entweder einen poetischen Wert überhaupt nicht besitzen, oder in denen der Dichter im Feuer politischer Leidenschaft über das Maß des ästhetisch Gestatteten auch nur stellenweise so weit herausgegangen ist, daß er, wie der Uebersetzer bemerkt, den Eindruck ästhetischen Unbehagens hinterläßt. Es will uns indes bedünken, daß Petöfi denn doch etwas zu hoch steht, um in den Prokrustesbetten seiner Uebersetzer malträtirt zu werden. Die Uebertragung selbst ist, wie wir schon oben anführten, eine durchaus geschickte.

Der Roman einer jungen Amerikanerin, Amélie Rives, „Der Lebende oder der Tote?" ist in einer deutschen Uebertragung von Henny Koch in C. Kornitzers Verlag in Frankfurt a. M. erschienen. Der Roman, der in Amerika ziemliches Aufsehen erregt hat, führt uns in der Heldin einen zwar eigenartigen, aber nicht konsequent gezeichneten Frauencharakter vor, der unter dem Bann einer sinnlichen Leidenschaft hin und her schwankt und durch den wenig befriedigenden Schluß des Romans die Leser noch mehr verstimmt. Die Lüsternheit der Schilderung läßt bedauern, daß eine junge Dame sich als Verfasserin bekennt.



Für müßige Stunden.

Königsmarsch.



Rätsel.

Der Kaffee ist ein schlimmer Posten,
Das Haushaltsgeld oft etwas knapp,
Ich spare sicher große Kosten
Schaff' ich die Bohnen gründlich ab.

Kern, Möhren und etwas Cichorie,
Malzkaffee, den selbst Kneipp empfiehlt,
Auf diese Art wird eine Glorie
Als Hausfrau noch von mir erzielt.

Gesagt, gethan! und meinem Männchen
Den Trank credenz' ich ohne Scheu,
Doch ach! er stößt zurück das Kännchen —
Welch ein entsetzliches Gebräu!

Ich will den Kaffee . . . und die Stimme
Die nächste Silbe zornig sprach,
Ein Fremdwort, wiederholt im Grimme,
Den ungerecht vom Zaun er brach!

Wenn sich die Silben nun vereinen
Zu deutschem Laut, welch andrer Sinn!
Im höchsten Glanze sie erscheinen
Blickst du zum Königsthrone hin.

(M. Sch., Kassel.)

Rätsel.

Zuweilen da enthalte ich in schönen Worten viel Gedanken,
Zuweilen bin ich ausgeführt auch nur aus Segeltuch und Planken.

Silbenrätsel.

2. 1.
Folgend eines Flüßchens Lauf
Such's im deutschen Norden auf,
Handel, Schiffahrt siehst du blühn
Und kannst leicht zum Meere ziehn.

1. 3.
Den Gewinn sie oft bezahlen
Mit den schwersten Herzensqualen;
Thust du's ohne dich zu grämen,
Mag's dir mancher übel nehmen.

2. 3.
Voller Rätsel, Glück und Leid,
Sorge, Freude, Traurigkeit,
Vielgeliebt und oft vergeudet,
Hier verachtet, dort beneidet.

1. 2.
In des Baches Spiegel blickt,
Von dem Frühling neu geschmückt,
Gern das grüne Waldeskind,
Tändelnd mit dem luft'gen Wind.

1. 2. 3.
1 2 3 thun wir gar viel
Auf dem Wege nach dem Ziel;
Streben mögen wir dabei,
Daß die feste Richtschnur sei:

Dankbar sich des Guten freun,
Unverzagt im Leiden sein
Und mit Mut und Gottvertraun
Beßrer Zeit entgegenschaun. (M. Sch., Kassel.)

Buchstabenrätsel.

Aus vier Konsonanten und zwei Vokalen
Bilde mir eine Stadt in Westfalen;
Vertauschen ihren Platz die Vokale,
So hast du Stadt und Schloß an der Saale.

Auflösung des Rätsels Seite 763:
Medien.

Rätsel.

Du kennst den Gott, der einst vor grauen Jahren
Erweckt, durchfeuert und geleitet hat
Die mutigstolzen, sieggewohnten Scharen
Zu einer todesfreud'gen Riesenthat;
Wir haben Erntesegen reich erfahren
Von jener blut'gen, segenreiche Saat.
Jahrhundert um Jahrhundert sollen's melden:
Es ehrt das Volk die unvergess'nen Helden!

Du kennst die zwei, wo jene Schlacht geschlagen;
Es war am neunten Tag, im neunten Mond,
Im neunten Jahr, wo es sich zugetragen,
Daß jene kämpften, die so sieggewohnt;
Und Enkel werden es noch Enkeln sagen:
Nicht zagen brauchen, die der Ruhm belohnt,
Die der furor teutonicus durchwettert,
Der alle Söldnerscharen niederschmettert.

Nun füge eine Silbe noch zu beiden
Und webe alle drei zu einem Band:
Die Menschheit schmückt es stolz zu reinen Freuden,
Es schmückt nicht unser, schmückt ein ander Land;
Doch dankbar denket sein zu allen Zeiten,
Wer je den Weg zu seinem Tempel fand —
Ein nord'scher Sieger in dem Reich des Schönen
Sucht mit der Welt dich wieder zu versöhnen.

Karnevals-Bilderrätsel.



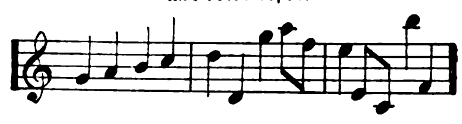
Rätsel.

Die halbe Welt schlug ich in Banden,
Einzwängte ich Freiheit und Recht,
Gehaßt und gefürchtet in allen Landen,
Bis an mir sich das Schicksal gerächt.
Ein Zeichen hinzu! Einzwänge ich noch
Der halben Welt freie Regung.
Doch wunderbar, gern fügt meinem Joch
Sich die freie Frauenbewegung.

Rätselhafte Inschrift.



Notenrätsel.



ROMA SIGNA CEPIT.

Dreisilbige Charade.

Dem Uhrwerk hier und da verwandt
Wird wohl die Thätigkeit genannt
Wie sie bewegend und gestaltend,
Nach jeder Richtung sich entfaltend,
Der Schöpfer meiner Ersten lieh;
Und so wie jenem ist für sie
Die kleinste Strömung leicht gefährlich,
Dem Laien aber unerklärlich.
Doch nur im engbegrenzten Kreise
Mechanisch läuft in seiner Weise
Das Uhrwerk, während fern und weit
Sich dehnt der Ersten Thätigkeit,
Und von der Erde zu den Sternen
Erforschend greift in alle Fernen.

Die Letzten können rauh und fein,
Unendlich mannigfaltig sein,
Doch was auch Fleiß und Mühe schafft
Verbunden mit Maschinenkraft,
Ein kleiner Nebenbuhler wahrt
Sich unerreichte Eigenart,
Die keine Nachahmung riskirt,
Obgleich sie nirgends patentirt.

Das Ganze ist der Ersten Sprößling,
Doch ein entartet wilder Schößling,
Der haltlos in den Lüften schwebt,
Umsonst nach festem Boden strebt.

(M. Sch., Kassel.)

Preisrätsel-Ergebnisse.

Die Lösungen der in unserer Nr. 1 enthaltenen Preisrätsel lauten: 1) **Weiberfeind.** 2) **Adelaide.** 3) **Ein Kopf ohne Gedächtnis gleicht einer Festung ohne Besatzung.**

Als glückliche Löser erhielten den 1. Preis: Frau von Wickede, Below bei Wredenhagen in Mecklenburg; 2. Preis: Lisa Georgi, Leipzig-Gohlis; 3. Preis: Dr. med. Th. Brand, Wörth a. Sauer; 4. Preis: P. Stürcke, High Hill, Fayette County, Texas; 5. Preis: Fr. Oberförster Schall, Tawellningken bei Seckenburg, in Ostpreußen; 6. Preis: Dr. Gustav Delpin, Adelsberg (Krain); 7. Preis: Fräulein Marie Steinbach, Oberbrügge in Westfalen; 8. Preis: Marie von Ganahl, Olmütz; 9. Preis: Frickenhaus, Pfarrer, Brühl bei Köln; 10. Preis: O. Zollinger, Apotheker, Firma Lüscher & Zollinger, Zürich; 11. Preis: Ida Kremer, Robschütz bei Meißen; 12. Preis: Künhold, Pfarrvikar, Rauenstein bei Schalkau in S. M.; 13. Preis: Amalie Wüst, Pfullingen; 14. Preis: Fr. Rieger, Pfarrer, Genderkingen bei Donauwörth; 15. Preis: Bertha Trebschuh, Schloß Tanneberg bei Waltershausen in Thüringen; 16. Preis: Marie v. Manteuffel, Töllatz bei Polzin in Pommern; 17. Preis: Rudolf Schröter, Tertianer der Thomasschule, Leipzig; 18. Preis: J. U. Kaufmann, Seengen in Aargau; 19. Preis: Camille von Billecz, Eperies in Oberungarn; 20. Preis: Fräulein F. Kahane, Bukarest; 21. Preis: Klemens Leo Nohl, Neuwied; 22. Preis: Baronin von Rahden, Mitau in Kurland; 23. Preis: H. Helbling-Tschudy, Küßnacht; 24. Preis: Gretel Bühler, Friedrichshafen; 25. Preis: C. von Borck, Schelejewo bei Gonsava, Provinz Posen; 26. Preis: Frau Max Friederichs, Rheydt; 27. Preis: Stein, Oberstlieutenant, Berlin; 28. Preis: Dr. Koch, Oberstabsarzt, Ludwigsburg; 29. Preis: Mathilde Diez, Saloß in England; 30. Preis: Otto Mors, Alexandrien; 31. Preis: Gräfin Arnold Pongracz, Tyrnau in Ungarn; 32. Preis: Ulfert, Major a. D. und Postdirektor, Pleß O. S.; 33. Preis: Marie Wittstock, Bukarest; 34. Preis: Erna Pagelsen, Riga; 35. Preis: Elise Wucherer, Domäne Cornberg, Bezirk Kassel; 36. Preis: M. Meinecke, Apotheker, Winsen an der Luhe; 37. Preis: Wilh. Schulte, Overpelt bei Neerpelt in Belgien; 38. Preis: Mary Lengerich, Mateszalka, Szatmarer Comitat, Ungarn.

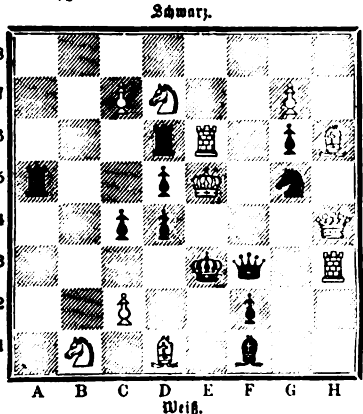
Richtige Lösungen sandten außerdem ein: **Aachen:** H. Sch. **Aarburg, Schweiz:** M. G. **Adlerhof bei Cöpnick:** F. G. **Alpina, West-Virginien, U.-S.:** M. K. **Altena in Westfalen:** F. N. **Altona:** M. L., M. K. **Am Bach bei Lindenburg:** A. W. **Anklam:** W. **Aschaffenburg:** M. **Auspitz:** Kasinoverein. **Baltimore:** W. H. S., R. F. M. **Barmen:** H. B., G. **Bayreuth:** Dr. W. **Berlin:** J. Sch., B. Sch., D., G. Sch., J. Sch., M. E., E. G., Dr. A. T., J. R., J. W., G., St., G. M., K. B., H. B., L. M., Sch., E. W., W. W., E. H., P. B., G. H., H. W., P. R. **Bernburg:** B. P. **Bergen auf Rügen:** v. D. **Bielitz, Oesterr. Schlesien:** B. B. **Bingen am Rhein:** W. F. **Bischofswalde bei Deutsch Wette, Kreis Neiße:** M. R. **Bischofswerda in Sachsen:** J. W. **Bitburg, Eifel:**

W. H. Blaubeuren: E. L. Brackel, Kreis Hörter: T. Breslau: F. R., W. K., M. R., M., C. G., M. K. Buchau am Federsee: M. M. Bützow in Mecklenburg: H. Burtehude: M. P. Cassel: H. W. Charlottenburg: O. T., S., L. P. A. K. Cincinnati: L. R. Cloppenburg in Oldenburg: S. Sch. Cölln a. d. Elbe: K. G. Corbach: Dr. R. W. Crefeld: E. H. Crossen a. d. Oder: F. K., C. Curhaven: M. B. Danzig: F. G. Dessau: J. F. Ditzumer-Hammrich: G. v. F. Dobrilugk in N. L.: Fr. Dr. L. A. Dodendorf bei Magdeburg: A. L. Donauwörth: F. Sch. Dresden: R. B. Drewshof bei Elbing: M. B. Duisburg: A. B. Dülken: A. M. Düsseldorf: M. Ebersbach a. F.: G. M. Eger: L. S. Ehrenfriedersdorf i. S.: B. M. Eichstätt in Bayern: H. H. Eidlitz in Böhmen: C. A. G. Eisenach: G. R. Einsiedel bei Chemnitz: T. M. Erfurt: L. H. Erlangen: L. G. Markt Erlbach in Bayern: S. T. Eschershausen in Braunschweig: C. K. Eschwege: S. K., H. W. Essen: C. P. Ewerswinkel i. W.: X. D., H. D. Frankfurt a. M.: A. L., N. G. Freiberg in Sachsen: R. N. St. Georgen in Steiermark: Dr. G. J. Gernsbach in Baden: B. P. Glogau: H. F. Jagdschloß Göhrde, Prov. Hannover: J. W. Gora, Bez. Posen: E. G. Gorsleben b. Heldrungen: Sch. Goslar: H. G. Gran in Ungarn: Offiz.-Kasino d. 26. Inf.-Reg. Graz: H. St. Grimma i. S.: K. F. M. Grünstadt, Pfalz: A. G. Hagsfeld: K. W. Halicz in Galizien, Oesterr.-Ungarn: Kasino-Verein. Hamburg: C. R., L. E., E. L., C. H., J. F., A. Sch., J. L., W. L. Hanne in Hannover: H. G. Hattstedt bei Husum in Schleswig: M. H. Heilsberg o. Pr.: A. F. Heilbronn: F. Sch. Hirschberg in Schlesien: F. Hohenfichte in Sachsen: H. L. Idria: T. L. Ingolstadt: S. R. Iserlohn: L. R. Kaiserslautern: Sch. Kirchberg a. Jagst.: E. S. Kirchenbollenbach, Kreis St. Wendel, Bz. Trier: M. H. Kio-Endreb: A. T. Klosterneuburg bei Wien: G. P. Koehern bei Wäldchen in Schlesien: E. St. Köln: M. P., A. H. Königsberg: B., G. S., H. T., E. B. Kramsach-Achenrain: A. H. Laar bei Ruhrort a. Rh.: H. B. M. Leipzig: Sch. Libschitz a. M.: T. B. Liegnitz: A. Linz a. D.: M. L. Lissa i. P.: S. H. Lohr a. M.: E. K. Kloddram bei Bellahn in Meckl.-Schw.: A. M. B. St. Louis: A. R. Ludit in Böhmen: R. W. Lutter a. Bbg.: H. B. Magdeburg: F., T. B., G., M. W., F. D. Malchow in Meckl.-Schw.: M. M. Manchester: P. M. Marienwerder: J. H. Meißen in Sachsen: K. H. K. Montreux: A. D. Moers: C. W. Moosburg bei Klagenfurt in Kärnthen: Dr. med. Sch. Morschheim, Pfalz: K. H. Moslan: L. N. Mühlhausen, Pr.: K. Münster in Westf.: W. V., H. G. Neuhaus a. d. Elbe: H. L. Sch. Neustadt in Mecklenburg: W. L. Neustadt a. Rübenberge: E. S. Neustadt O.-S: B. G. Neuwied-Weißenthurm: Dr. C. E. Neuwied: F. L. New-York: H. B. Niedermoisbach bei Kroppach, Reg.-Bez. Wiesbaden: H. M. Obernkirchen, Bez. Cassel: C. S. Ochsenfurt: G. Z. Ohra: Dr. H. Oschatz in Sachsen: C. K. Otterberg, Rheinpfalz: K. T. Orzeln: M. v. B. Passau: Sch. Patschkau: J. P. Posen: W. R., G. O. Potsdam: B. Prag: W. S., J. K., F. S., W. G., R. N., A. v. St., M. G. Reichranning a. d. Enns: A. Sch. Reinowitz in Oesterr.: H. R. Reinsdorf bei Zwickau: Dr. med. H. F. Reval: E. K. Riga: A. W. Dom. Rosenwinkel bei Wutike (Priegnitz): C. B. Rostock: B. L. Saarbrücken: M. S. Saaz in Böhmen: F. D. Saaz in Oesterr.: M. B. Sachsenhausen in Waldeck: A. D. Salzburg: C. B. Schatzlen: Kasino-Verein. Schloß Schaumburg, Post Balduinstein, Bez. Wiesbaden: E. N. Schivelbein: S. W. Mährisch-Schönberg: E. S. Schönwalde bei Elbing: P. G. Schowalde bei Kuggen in Oesterr.: E. L. Seligenstadt in Hessen: T. E. Siegen: F. H. Slupce, Gouvernement Kabisch: C. St. Soblingen bei Uslar: H. M. Speicher bei Trier: R. Speyer: R. B. Stade: H. K. Stadtoldendorf: J. L. Stählingen in Baden: J. H. Striesen-Dresden: E. A. T. Stuttgart: E. M. Tauberbischofsheim: W. B. Teplitz: M. F., C. W., J. O. Teterow i. M.: E. G. Trebra bei Greußen: F. E. Trier: J. M., M. P. Triest: F. Sch. Uelzen in Hannover: M. Sch. Gr. Volz bei Rummelsburg in Pommern: A. v. M. Waldheim i. S.: E. W. Walsrode, Provinz Hannover: W. R. Waren in Mecklenburg: R. A. A. Warendorf: St. Wartenburg in Ostpreußen: S. Werdau i. S.: H. L. Weißenfels a. S.: R. Sch. Wellinghofen: B. Weiz in Steiermark: A. L. Wien: S. P., R. Sp., ?, M. E. u. G. Sch., A. R., K. Sch., B. A., F. M. F. W., A. U., E. N., C. B., E. B., Dr. G. W., C. Sch., J. v. B., F. Sch., J. K., O. P., F. M. Wiesbaden: L. B., K. F. M., v. H. Wittenburg i. M.: W. H. Wolfenbüttel: A. D. Worms: H. W., L. L., E. Z., H. H. Würzburg: P. L., Z. Zörbig: H.

Schach. (Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe 29. Von T. Taverner.

Schwarz.



Weiß.

Selbstmatt in zwei Zügen.

Auflösung der Aufgabe 26 S. 764:

Weiß.
1) L. G 1 — B 6.

Schwarz.
1) H 4 — H 3.

Weiß.
2) D. A 5 — A 1.

Schwarz.
2) Beliebig.

Weiß.
3) D. Matt.

A) Weiß.
1) . . . .

Schwarz.
1) K. H 1 n. G 2.

Weiß.
2) D. A 5 — F 5.

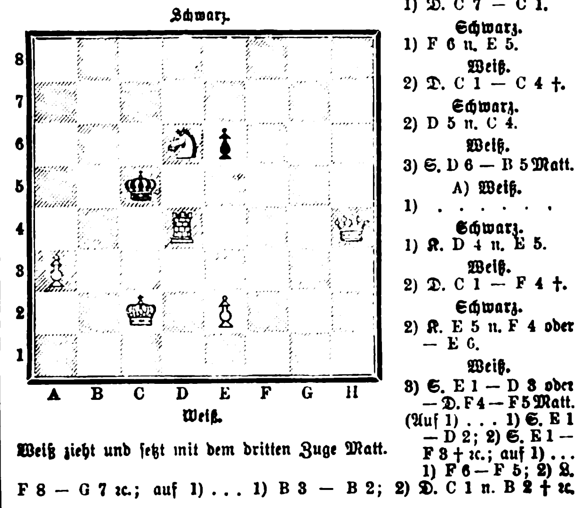
Schwarz.
2) Beliebig.

Weiß.
3) D. Matt.

Aufgabe 30. Von Hermann von Gottschall.

Auf das folgende feine Problem machen wir unsere Schachfreunde besonders aufmerksam.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 27 S. 765:

Weiß.
1) D. C 7 — C 1.

Schwarz.
1) F 6 n. E 5.

Weiß.
2) D. C 1 — C 4 †.

Schwarz.
2) D 5 n. C 4.

Weiß.
3) S. D 6 — B 5 Matt.

A) Weiß.
1) . . . .

Schwarz.
1) K. D 4 n. E 5.

Weiß.
2) D. C 1 — F 4 †.

Schwarz.
2) K. E 5 n. F 4 oder — E 6.

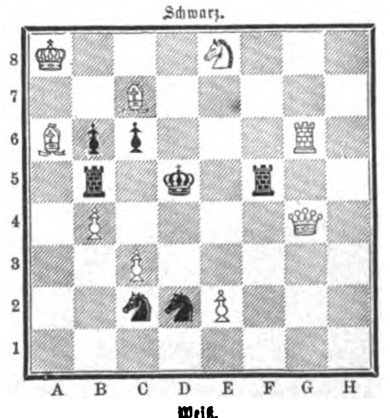
Weiß.
3) S. E 1 — D 3 oder — D. F 4 — F 5 Matt.

(Auf 1) . . . 1) S. E 1 — D 2; 2) S. E 1 — F 3 † 2c.; auf 1) . . . 1) F 6 — F 5; 2) L. F 8 — G 7 2c.; auf 1) . . . 1) B 3 — B 2; 2) D. C 1 n. B 2 † 2c.

Aufgabe 31. Von J. Halliwell.

Erster Preis im Problemturnier von „Bristol Mercury“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 28 Seite 765:

Weiß.
1) S. D 8 — F 4; Droh. 2) D. A 6 — D 3 und 3) D. D 3 — C 8 Matt.

Schwarz.
1) C 5 — C 4.

Weiß.
2) D. A 6 — A 7 †.

Schwarz.
2) K. D 4 — E 5 od. C 3.

Weiß.
3) D. A 7 — G 7 oder S. F 4 — D 5 Matt.

A) Weiß.
1) . . . .

Schwarz.
1) D 6 — D 5.

Weiß.
2) S. F 4 — E 2 †

Schwarz.
2) K. D 4 — E 5.

Weiß.
3) L. C 1 — F 4 Matt.

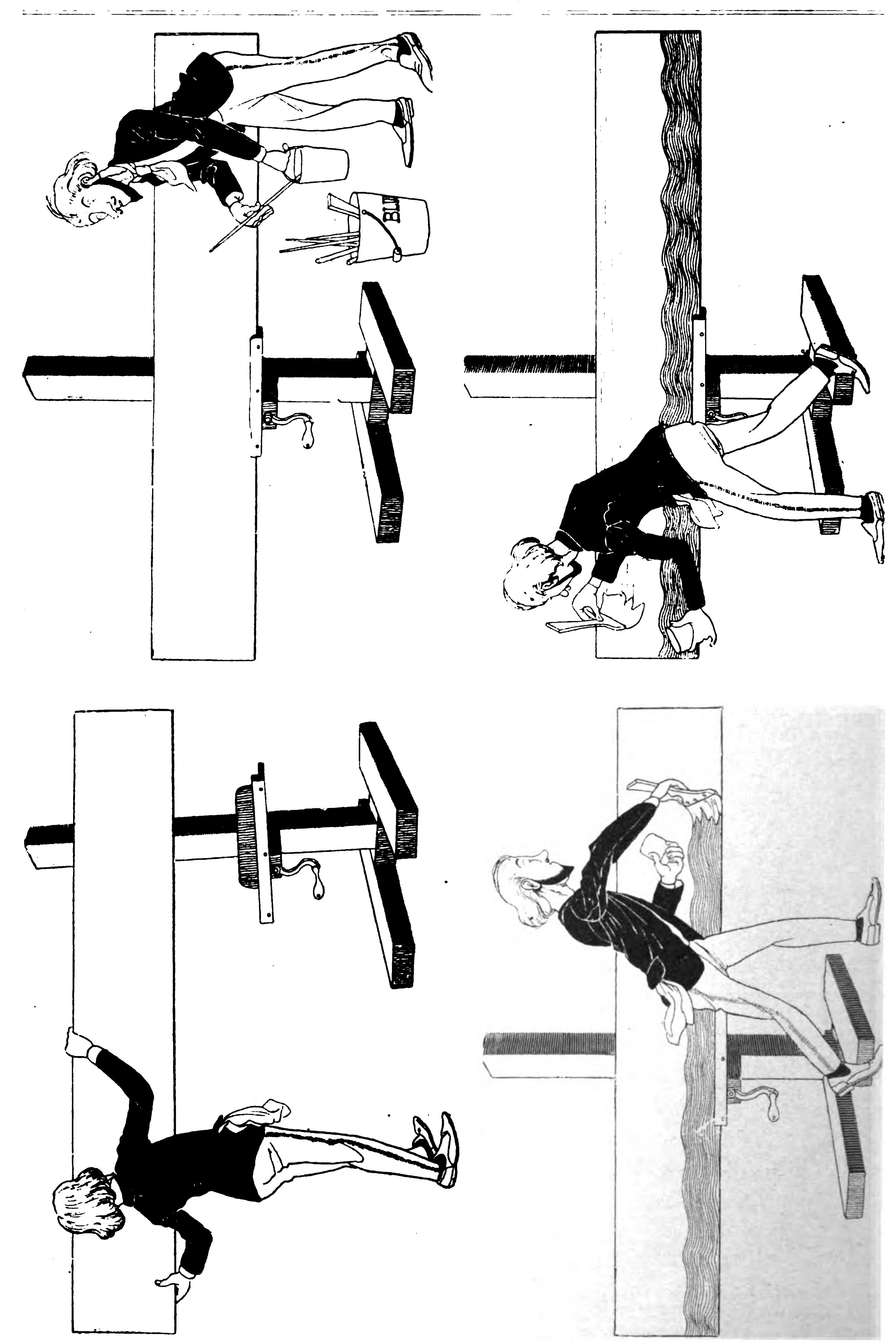
(Auf 1) . . . 1) S. F 1 — D 2; 2) L. C 1 — B 2 † 2c.; auf 1) . . . 1) K. D 4 — E 5; 2) D. A 6 — A 1 † 2c. auf 1) . . . 1) K. D 4 — C 3; 2) S. F 4 — E 2 † 2c.

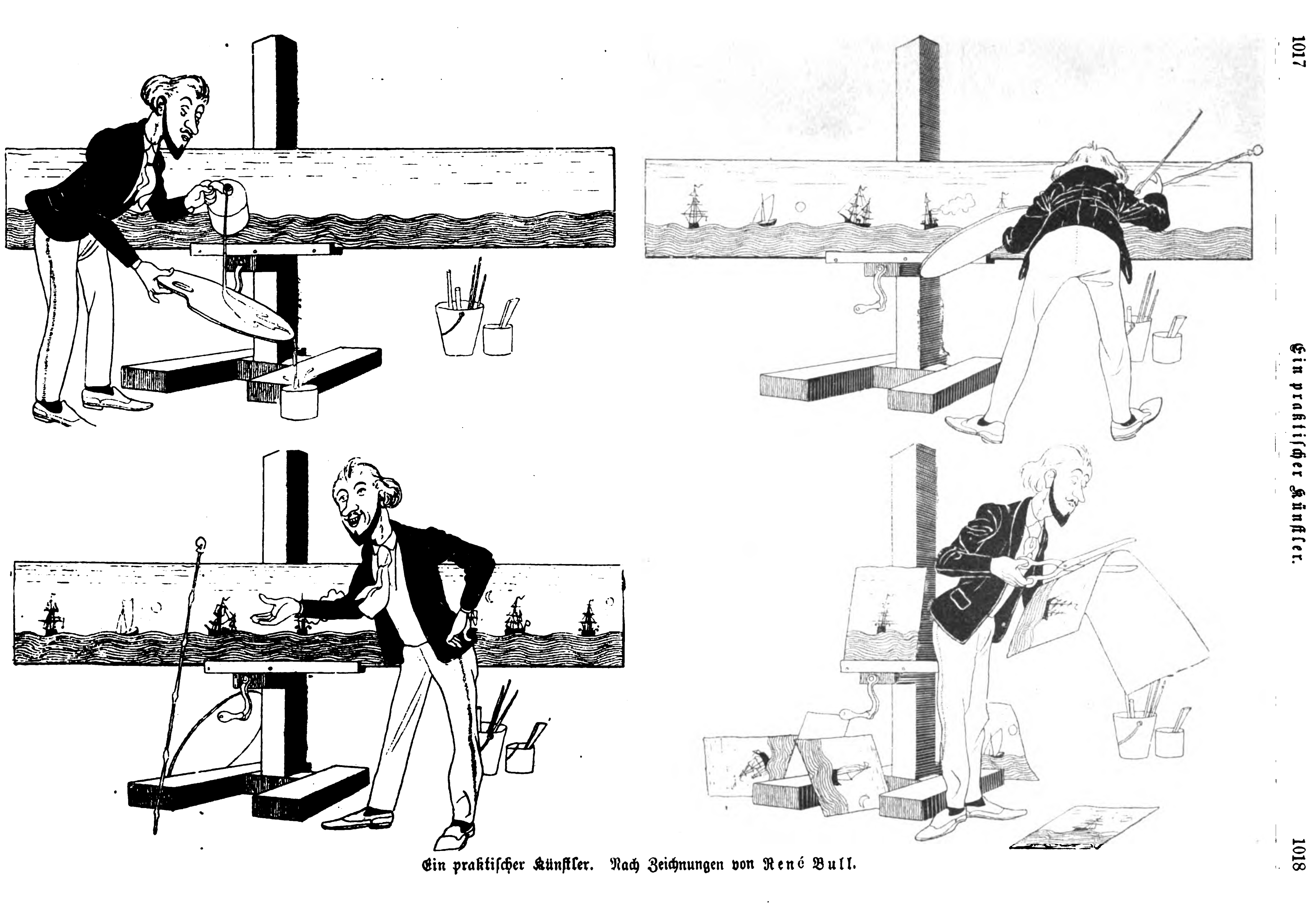
Aufgabe 32. Von Hermann von Gottschall.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.


BLU



Ein praktischer Künstler. Nach Zeichnungen von René Bull.



Reiten und Fahren.

Originalzeichnung von C. Köystrand.

Briefmappe.

Herrn Otto Weliny. Die „Mondnacht“, obgleich von tiefer Empfindung zeugend, ist doch in der Form, besonders auch in der Verwendung von Bildern zu unvollkommen, als daß wir den Abdruck wagen dürften.

L. D. in Stuttgart. Kristallisirtes Silber ist nicht so selten, daß es hoch im Werte stünde. Künstlich läßt sich das Silber kristallisirt erhalten durch Erstarrenlassen des geschmolzenen Metalles oder durch Fällen von Silber aus einer Auflösung zum Beispiel durch Kupfer oder Zink.

Mary F. Der Scherz aus Ihrer Kinderstube ist recht lieb, aber doch gar zu harmlos, und so hübsch die beigefügte Zeichnung auch ist, so müssen wir doch das Ganze ablehnen.

„Eine glückliche junge Frau“ in Mannheim. Zur Einsendung der Rätsellösungen genügt eine Postkarte. An einen bestimmten Termin sind Sie nicht gebunden. Sobald Ihre Lösung eingetroffen ist, wird Ihr Name in der Liste der Rätsellöser veröffentlicht.

A. Schr. in Glatz, C. A. in Abtsgemünd, H. W., Bayern, K. K. in Ulm. Dankend abgelehnt.

H., Dr. in Stuttgart. Ihr Rätsel ist schon längst im Papierkorb verschwunden.

B. B., Magdeburg. Die genaue Antwort auf Ihre Frage kann Ihnen das Bezirkskommando in Magdeburg erteilen.

Kr. in Wien. So viel wir wissen, hat der Kammervirtuose Alfred Grünfeld die Anträge einer Professur an den Konservatorien von Wien, Prag, Petersburg und Chicago abgelehnt, will sich aber jetzt in ersterer Stadt einige Monate des Jahres hindurch der Ausbildung hervorragender Talente widmen.

Fl. in Gera. Sie täuschen sich, das Rätsel des Sohnes Ludwig XVI. beschäftigt die Welt noch immer. Eben jetzt hat sich in Paris eine Gesellschaft von Gelehrten zu diesem Zwecke gebildet, alle Urkunden über das Schicksal des Dauphins zu sammeln und klar zu stellen, ob derselbe wirklich im Gefängnisse gestorben sei. Die sogenannte Naundorff-Frage wäre hiermit neuerdings aufgerollt.

Glück in Berlin. Nicht unter 21 Meter wird die Gesamthöhe des Kaiser Wilhelm-Denkmals betragen, diejenige der vielbesprochenen Quadrigen 6½ Meter. In vier Jahren soll das Denkmal fertig sein.

Treue Abonnentin in M. Ein gutes Buch für die liebe Freundin, die bald Braut sein wird? Schenken Sie „Ins eigene Heim“ von A. Baisch (Prächtig gebunden ℳ 6.—) Alles was der jungen Dame alsdann wartet: Die Verlobung, die Hochzeit, die Einrichtung des eigenen Heims und so weiter ist darin in eingehender Form behandelt.

A. L. in Homburg v. d. Höhe. Gold und Silber sind nicht die kostbarsten edlen Metalle der Welt. Das Kilo feines Silber ist 175 Mark wert, das Kilo feines Gold 3000 Mark. Dagegen wird das 1803 entdeckte Palladium mit 4000 Mark das Kilo aufgewogen, das Osmium, von bläulich-weißer Farbe, wird mit 5000 Mark bezahlt, Iridium mit 5500 Mark. Das Ruthenium, das ungemein hart und zerbrechlich ist, gilt heute 12,000 Mark das Kilo. Niobium (Columbium) und Rhodium weisen einen Preis von 16,000 Mark auf; das äußerst seltene Yttrium erreicht den Preis von 18,000 Mark. Das Lithium, das leichteste aller Metalle, wird mit 20,000 Mark bezahlt; Glycium oder Beryllium besitzt augenblicklich einen Wert von 27,000 Mark; das silberweiße, 1808 entdeckte Bariummetall einen solchen von 30,000 Mark. Mit dem allerhöchsten Preis für Metalle wird das erst seit 1840 bekannte Didymmetall bezahlt, nämlich mit 36,000 Mark das Kilo.

O. K. in Tolna-Tamasi, Comitat Tolna, Ungarn. Der Einsendung Ihrer Arbeiten steht nichts im Wege.

„Der Oberkrakehler“ vom Skatklub Diminuendo, Abteilung Bückeburg. Die gereizte Zahl wird angeschrieben.

P. Fr. in Brüssel. Wir haben einige der eingesandten Gedichte für die Romanbibliothek dankend angenommen.

K. N. in New-York, C. E. in Köln, L. L. (L. v. O.) in Hannover, Th. O. in Berlin. Dankend abgelehnt.

Dr. W. Sch. in Triest. Ihrem Wunsche entsprechend bringen wir nebenstehend die Abbildung der von dem Postmeister in Buenos-Aires für das Columbusjubiläum nur am 12. Oktober ausgegebenen Jubiläumsmarke. Dieselbe zeigt die drei Caravellen in dem Augenblicke, in welchem am Horizonte das Land auftaucht, und wurde in zwei Stücken, hellblau zu 2 Centavos und dunkelblau zu 5 Centavos, in einer Stückzahl von 200,000 emittirt. Das Publikum, in richtiger Erkenntnis des spekulativen Wertes dieses postalischen Unikums, hatte den Postschalter schon von Sonnenaufgang an stundenlang vor der Oeffnung belagert; unter unglaublichem Andrang war die ganze Auflage schon um 12½ Uhr nachmittags vergriffen, und für das Stück wurden gleich Phantasiepreise von ½ bis 1 Peso bezahlt. Rascher dürfte noch niemals eine Briefmarke auf das Zwanzig- bis Fünfzigfache ihres Nominalwertes gestiegen sein.



A. S. Tragen Sie ruhig ein weiß-sammetnes Kleid und einen Hermelinmantel. Kleiderverordnungen für einzelne Stände, wie im Mittelalter, gibt es heute nicht mehr. Alle derartigen Fragen sind in der That nur noch Fragen des „Kleingeldes“.

Mathilde in Weinheim. Ein handliches Büchlein, aus dem Sie sich über alle diese Sachen Rat holen können, ist „Die elegante Hausfrau“, von Frau Isa von der Lütt (elegant gebunden ℳ 5.—). Im übrigen sind auch wir Ihrer Ansicht in der fragl. Angelegenheit.

Dr. W. M. in Warschau. An den deutschen Universitäten sind gegenwärtig 27,518 Studenten immatrikulirt, darunter 1949 Ausländer, von denen 1448 Angehörige europäischer und 501 solche außereuropäischer Staaten sind, während die 7 schweizerischen Universitäten und Akademien im Sommersemester 1892 3062 Studenten und Zuhörer zählten, unter denen sich 318 weibliche befanden.

Gesundheitspflege.

Therese Kunoch in M. Zur Beseitigung von Mitessern und dergleichen genügt in leichteren Fällen abendliches Waschen des Gesichts mit Kummerfeldschem Wasser oder Schwefelsand- oder Ichthyolseife mit warmem Wasser. Man läßt aber bei Anwendung der letzteren Mittel den Schaum möglichst dick eintrocknen und über Nacht sitzen, um ihn erst am anderen Morgen mit trockenem Flanell abzureiben. Den besten Erfolg gegen Mitesser, sowie gegen unreinen Teint überhaupt haben aber Abreibungen mit Sand oder Sandmandelkleie. Zuerst wird das Gesicht einer gründlichen, warmen Seifenwaschung unterzogen, dann die Abreibung in der Weise vorgenommen, daß man mit einem schwach angefeuchteten, kleinporigen, in feinsten Sand oder Sandmandelkleie getauchten Schwamm (oder Flanellstück) das Gesicht zunächst ganz gelinde abreibt, später aber, je nachdem man es verträgt und bedarf, in kräftigerer Weise. Zuletzt wird der Sand abgewaschen und die Haut gut abgetrocknet. Stellt sich nachher ein Gefühl von starkem Brennen oder Spannen ein, so pudert man die Haut ein oder wäscht sie mit lauem Wasser ab mit nachherigem Einreiben von Goldcrême oder Ceratsalbe. Das Ausdrücken der Mitesser mit den Fingernägeln oder einem Uhrschlüssel ist zu vermeiden, weil dadurch die Talgdrüsen zu sehr gereizt werden, so daß sie mit der Zeit in einen entzündlichen Zustand geraten, wodurch die sogenannten Finnen, Wimmerln entstehen.

K. K. aus Wien. Es handelt sich hier um beginnende Krampfadern. Durch Tragen eines Gummistrumpfes oder einer recht gleichmäßig gewickelten Flanellbinde kann einer weiteren oder wenigstens einer zu starken Entwicklung derselben vorgebeugt werden.

Koogh. Ueber einen derartigen Preis konnten wir bis jetzt nichts in Erfahrung bringen.
Dr. Schm.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.


BOUND BY

